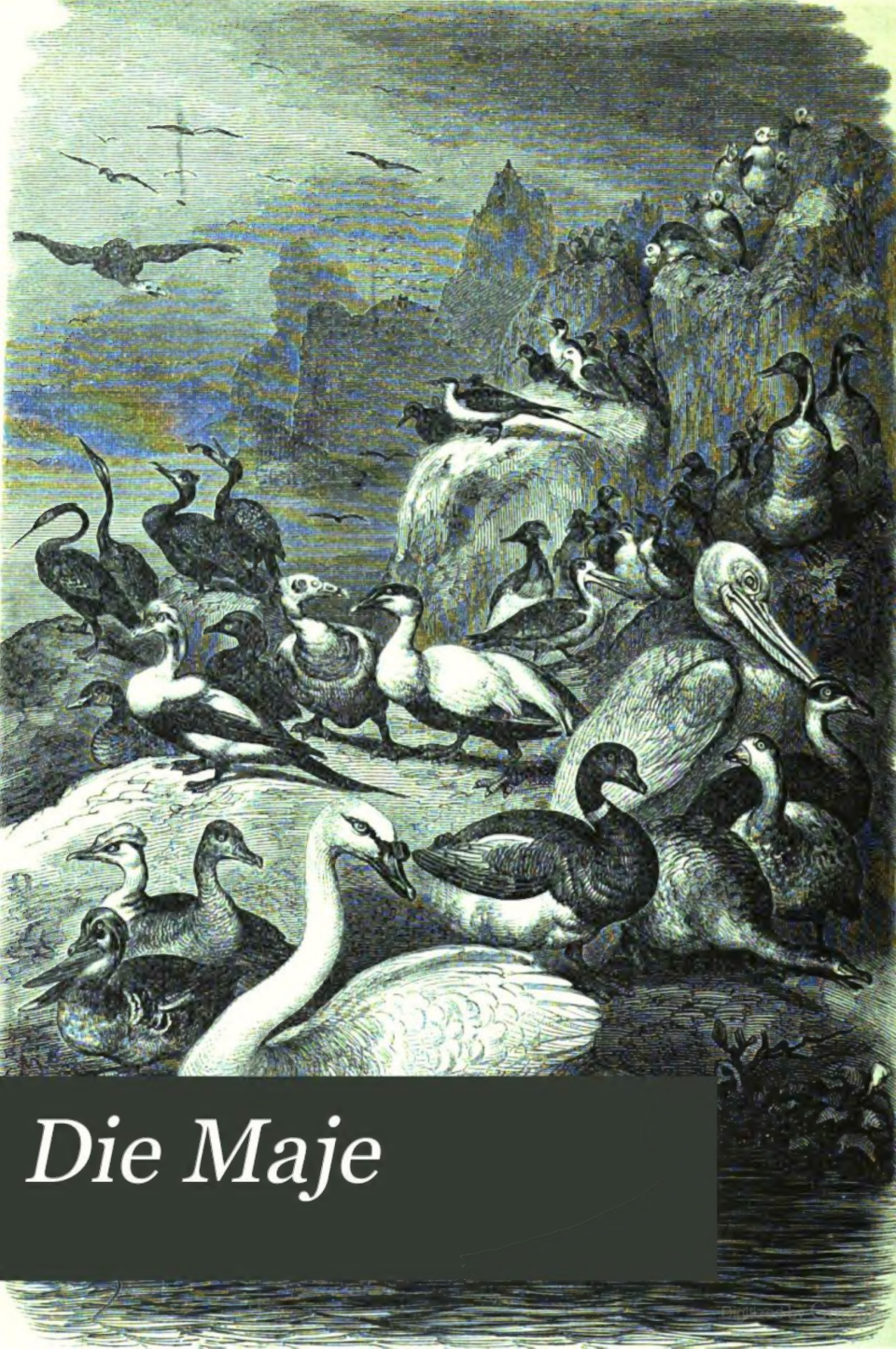


Die Maje

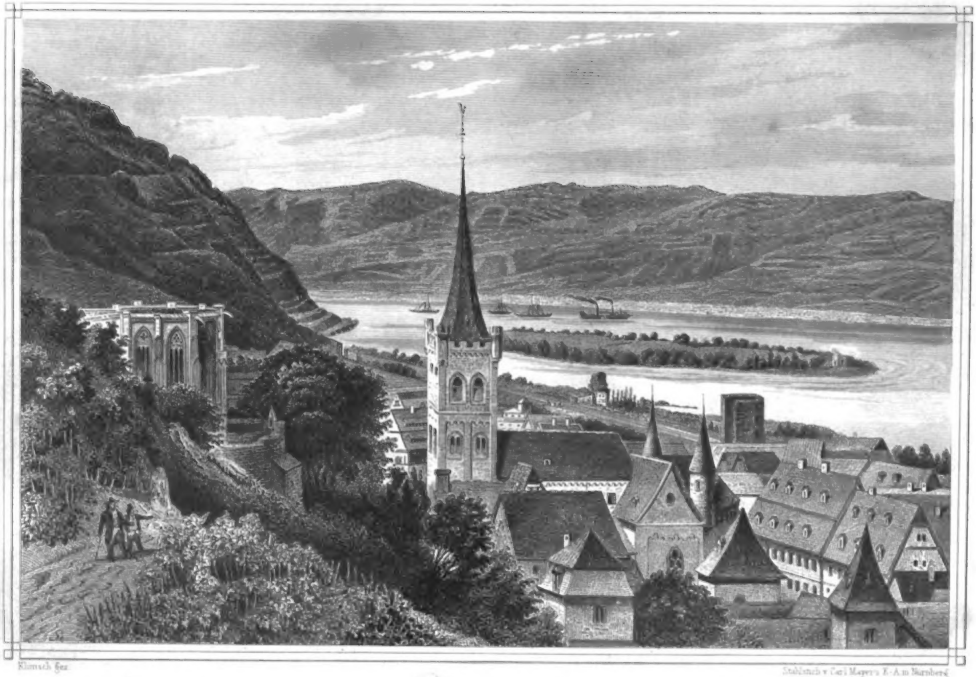
0902
.61
v.5

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google



Klimsch fec.

Steindruck v. Carl Mayer's E. A. in Nürnberg

Bacharach.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden

Digitized by Google

Die Maje.

Ein Volksblatt

für

Alt und Jung im deutschen Vaterlande.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn,
Verfasser der Spinnstube.

Fünfter Jahrgang.

Mit zwölf Abbildungen.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
1862.

Printed in Germany

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.61 v.5 (1942)

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Bach, M. Die Ameisen 180
— Ueber den Zweck und die Wirksamkeit der Insekten in dem Haushalte der Natur und über ihren Nutzen und Schaden 576
Berghold, M. Schill und der Edelmann 219
Cordes, W. Eleonore Prochaska, das Heldenmädchen im Lützow'schen Freicorps 562
Dippel. Der Cacaobaum und die Chokolade 396
Ein schrecklicher Nachbar. Mit einer Abbildung 131
Gärtner, M. Durch Nacht zum Licht. 449
Grube, A. W. Der Gewürznelkenbaum, der Muskatbaum und die Pfefferstaude 484
— Der Mohn und das Opium . . 48
— Der Zimmetbaum 156
Hartwig, Dr. G. Unterweltliches Pflanzen- und Thierleben 40
— Die vergessenen Königsstädte auf Ceylon 89
— Die künstlichen Seen auf Ceylon . 151
— Das Kupfer 246
— Das Eisen 294
— Die Meteorsteine (Aerolithen), Feuerkugeln und Sternschnuppen . . . 332
— Von einigen neuen Handelsartikeln. Jute. — Aloëfasern. — Piassava. — Erdöl 441
— John Howard. Lebensskizze eines Menschenfreundes 469
— Die Feuerländer 567
Hensler, H. Georg Albrecht I. regierender Graf zu Erbach. Eine historisch-biographische Skizze 222
— Seelenstärke. Erzählung . . . 464
— Zur Geschichte der Eisenbahnen . 98
Heusinger, E. Der Räuberhauptmann Nickel List und seine Spießgesellen 133
— Das Edinburger Schloß . . . 178
— Die Liparischen Inseln 329
— Die Banditti in Neapel. Luigi Guasparini 428
Hofmann, W. Nicolaus Federmann's Zug ins Goldland. (Nach einer wahren Begebenheit) . . . 305
— Jagderlebnisse daheim. Erzählung . 545

Seite

Horn, W. O. von. Auf'm Wörth. Eine Schmugglergeschichte. Mit einer Abbildung 1
— Bingen, die Rochuskapelle, Klopp, Ruppertsberg, der Mäusethurm und Ehrenfels mit ihrem Sagenkreise. Mit einer Abbildung 65
— Eine Scene aus dem Ostender Badeleben 128
— Die Geschichte von einem Schwarzwälder Bruder, der ein Pfiffikus war 161
— Die Loreley bei St. Goar. Mit einer Abbildung 175
— Burg Godesberg bei Bonn. Mit einer Abbildung 209
— Die Burg Fürstenberg bei Rhein-Diebach. Mit einer Abbildung . 423
— Die Trauerkunde. Mit einer Abbildung 497
— Die Burg Rheineck. Mit einer Abbildung 558

Dies und das:

Münzen 64
Eine javanesische Küstenlandschaft . 64
Eisen und eiserne Werkzeuge . . . 64
An die Weihnachtszeit 111
Felswände von Porzellan 111
Es gehen doch seltsame Dinge vor . 112
Die Bohnenfeste in alter und neuer Zeit 112
Die Biberfänger 112
Daß in Amerika Einer in der Regel nicht bei dem bleibt, was er daheim gelernt 159
Die edlen Perlen 159
Die Sparkassen 160
Wie Kaiser Karl der Große den Hochmuth seiner Hofleute strafte . . 207
Eine Anekdote 208
Afrika 208
Wie die Steuererheber in Aegypten verfahren 208
Die Acclimatisirung 256
In den Pampas 256
Wie groß der Kleideraufwand in früheren Zeiten gewesen 304
Eine Anekdote 304
Zwei Briefe Philipps des Großmüthigen 350
Der Haro-Ruf auf der Insel Guernsey 351
Blutegel 352
Von Wilson 352
Gegensätze der schauerlichsten Art bietet uns die Geschichte . . . 352
Die Ruthe küssen 352

496460

Digitized by Google

Seite

Drachen aus Papier 400
Die Erziehung der nordamerikaniſchen Mädchen 446
Seltſame Volksgebräuche 447
Vulkane 447
Sind wir denn blind? 447
Leibeigne in Rußland 447
Es gibt in Sitte und Brauch ſeltſame Gegenſätze in der lieben Welt unter dem Monde 447
Unter den Leſern ſind Wenige, welche nicht das köſtliche Getränk kennen, welches wir Schokolade nennen. 448
Die ungeheuren Pluderhoſen . . . 448
Eine merkwürdige Taubenart . . . 448
Vagabunden 448
Das Bankerottmachen 496
Das Meerwaſſer 496
Grauſamkeit der Engländer gegen die Indier 496
Die Fundorte der Diamanten . . . 496
Eine der wunderbarſten Arten der Orchis 543
Eine wilde Biene 543
Wie es um 1548 um die Schulzucht ſtand 543
Ein Zug aus dem Leben des Malers Leopold Robert 544
Wohlriechende Oele 544
Aus dem Leben des großen Naturforſchers Carl von Linné . . . 585
Plagen 587
Ein gelehrter Ingelheimer 588
Die unnatürliche Verbindung der Sclavenſtaaten von Amerika . . 588
Das Gold liefernde Ophir der Bibel 588

M. G. Von der nackten Haide . . . , 85
Meyer-Merian, Dr. Ein Tag in den Hochalpen 143
— Der Untergang in der Natur . . , 275
Ohly, E. Charakteriſtiſche Geſtalten aus den Straßen Moskaus. (Nach Freiherrn Aug. von Haxthauſens Studien über Rußland) 94
Ohly, E. Johannes Falk, auch Johannes von der Oſtſee genannt. Lebensbild 508
Otto, C. H. Schwarzenſtein. Eine Ritter-, Räuber- und Geiſtergeſchichte 353
Schmid, H. Ahnel und Enkel . . 113
Snell, F. H. Die Schwimmvögel. Mit einer Abbildung 337
— Die Raubvögel. Mit Abbildung 386
— Fleiſchfreſſer. Mit einer Abbildung 474
— Die Watvögel. Mit einer Abbildung 530
Stein, P. Der Segen eines guten Herzens. Novelle 257
— Der Köhler-Lorenz. Novelle, nach einer Sage bearbeitet. 401
Stoll, H. W. Eine große Gefahr der Stadt Bern. 58
— Karl der Kühne von Burgund und die Schweizer 106
— Zunftunruhen in Speier. 341
— Die Stadt Speier im Streit mit ihren Biſchöfen Friedrich von Bolanden und Sibotho von Lichtenberg . 490
— Der Seeräuber Klaus Kniphof und die Hamburger. 538
Vogel, A. Die Nahrungsmittel der Menſchen. 1) Das Brod . . . 54
2) Die Gemüſe. . . . 204
3) Die Milch 444
4) Butter und Käſe . 583

Druck von Adolph Stein in Wiesbaden.

Digitized by Google

Auf'm Wörth. *)

Eine Schmugglergeſchichte von W. O. von Horn.

Mit einer Abbildung.

I.

Es iſt ein erquicklich Ergehen des Geiſtes, wenn er ſich in die Bilder jugendlicher Vergangenheit verſenkt, beſonders in die der friſchen, fröhlichen Knabenzeit, die noch überſtrahlt iſt von einem roſig-goldenen Morgenlichte. Da wird das alte Herz wieder friſch und froh, und es wird ihm in ſüßer Selbſttäuſchung zu Muthe, als ſeien die goldenen Tage noch da, die doch mehr denn ein halbes Jahrhundert ſchon zu Grabe gegangen ſind; aber man ſetzt innerlich erquickt ein Kreuz auf dieſes Grab. In ſolchen Stunden, da Vergangenes gegenwärtig, Altes wieder jung wird, tauchen Bilder, Perſonen, Erlebniſſe und Begebenheiten wieder auf, an die man, Gott weiß, wie lange nicht gedacht hat; die Perſonen ſtehen wieder, wie ſie geleibt und gelebt, vor dem inneren Auge, mit Allem, was ſich auf ſie bezieht und was drum und dran hängt.

Mir iſt es ſo ergangen, als ich das Bild des Städtchens erblickte, in dem ich Kindheit und Knabenzeit verlebte. Da hat mit ſtiller Wehmuth mein Auge auf den uralten Ruinen geruht; hat über den Mauern weg die Lücken gezählt, welche ein verheerender Brand gemacht; hat vergeblich das hohe Dach des Vaterhauſes geſucht, das auch dem gefräßigen Elemente zur Beute fiel, und hat dann ausgeruht auf dem „Wörthe," der langgeſtreckten Inſel unterhalb des Städtchens, und dem Häuschen darauf, das nun auch in Trümmern liegt, die wieder aufzubauen, wie ſie geweſen, keine Menſchenſeele Sinn und Liebe hat, wenn auch das unerläßliche Geld da wäre. —

Auch die Inſel, „das Wörth," iſt nicht mehr, wie ſie war, als ich gar manche glückliche Stunde in ihrem ſchwellenden Graſe, im erquickenden Schatten ihrer Erlen und Pappeln verlebte. „Es nagt die Zeit mit gierigem Zahn an allem Alten, und wo's die Zeit nicht thut und die Naturgewalten, da thuts der Menſch in ſeiner Gier," in der allerwiderlichſten, der Habgier, die unerſättlich iſt. So iſt es auch dem „Wörthe" ergangen und ſeinem Häuschen, das nun in Trümmern liegt, ohne Hoffnung einer fröhlichen Urſtänd. — Leider, leider!

In der Stunde, da meine Seele ſich in dieſe Bilder der Vergangenheit verſetzte, iſt denn auch eine Begebenheit aus jenen Tagen der Jugend wieder lebendig geworden, in deren Entwickelung ich ſelbſt eine kleine Rolle ſpielte, deren Gänge ich genau kannte, deren handelnde Perſonen mir, namentlich Eine, der brave Herrmann, theuer und werth waren. Es macht mir eine große Freude, ſie wiedererzählen zu können: ich lebe ſie dann noch einmal mit durch in Leid und Freude. Vorerſt aber zum „Wörthe".

Unterhalb Bacharach (denn das iſt der Ort, deſſen ich oben gedachte) näher dem linken als dem rechten Ufer des Rheines, liegt eine langgeſtreckte Inſel, gemeinhin das Wörth genannt, zu welchem Worte in der Regel der Name des zeitweiſen Beſitzers geſellt wird, wie es denn Merian das Heileſſen-Wörth nennt, da zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und bis zum Ausſterben dieſer Familie im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Familie Heileß im Eigenthumsbeſitze der Inſel ſich befunden hat.

Die Inſel hat einen bedeutenden Flächenraum, und die ſpäteren Beſitzer haben Ackerland aufgebrochen, wo früher Wieſen waren. Mir ſteht die Inſel

*) Wörth, am Rheine der Ausdruck für Inſel. Verwandt iſt der Ausdruck: Wöhr für einen quer durch den Strom laufenden, ſchwellenden Damm, welcher ein Stück Landes vor dem Waſſer ſchützt.

Digitized by Google

noch vor der Seele, wie sie um die Zeit von 1811 gewesen, da der große, herrliche Komet am Himmel stand, und die Sonne den besten Wein des Vierteljahrhunderts in den Beeren der Traube braute, obgleich die Begebenheiten in's Jahr 1812 fallen.

Damals bedeckte ein wucherndes Weidendickicht die Ufer und hing in seinem üppigen Wuchse so weit über die grüne Fluth des Rheines, daß sich Kähne darunter so verbergen konnten, daß sie das Auge derer, die vorüberschifften, nicht zu entdecken vermochte.

Hinter diesem Weidendickicht erhob sich das sandige Ufer der Insel zu ziemlicher Höhe, und ringsum bedeckte sie bis zur Mitte ein Wald von Eichen, Erlen und Pappeln, darunter auch wohl einmal eine alte, knorrige Korkulme. Dicht stand dieser Wald gerade nicht, und das gab den Bäumen eben den rechten Spielraum, sich zu erfreulicher Höhe und weitem Umfange zu recken; sie standen vielmehr gruppenweise oder vereinzelt. Dazwischen siedelten sich Haselnußstauden an, und nirgends wuchsen saftigere Erdbeeren und rankten dickere und süßere Brombeeren als hier. Erdbeeren, Haselnüsse und Brombeeren, das waren für das Knabenvolk jener Tage lockende Dinge, die zu gewagter Kahnfahrt einluden; allein die Insel barg noch zwei Dinge, die nicht minder anziehend waren.

Am südlichen Ende, wir sagten: „am Kopfe" der Insel, links von dem Häuschen, befanden sich eine Menge dunkler Sauerkirschbäume und Hecken, die meist reichlich trugen, sogenannte: „Amarellen". Ob sie jemals eine Menschenhand gepflanzt, oder ob dahin von Vögeln getragene Kerne dieser Kirsche der Uranfang dieser eine ganze Strecke bedeckenden Fruchtbäume und Hecken waren, wußte Niemand, und uns naschenden Knaben machte es kein Kopfbrechen. —

Waren sie reif, und die Zeit kannten wir genau, dann hielt uns Nichts ab, so lange zu bitten, bis uns der Eigenthümer mit hinübernahm oder uns gestattete, selbst die gefahrlose Kahnfahrt zu versuchen.

Das Zweite waren die zahlreichen Singvögel, Lerchen, Drosseln, Rothkehlchen, Grasmücken und Nachtigallen, welche dort in ungestörtem Naturfrieden sich ihres Lebens freuten. Ihre Nester zu suchen war eine unsägliche Lust, obgleich eine heilige Scheu und ein ausdrückliches Versprechen, dem Eigenthümer der Insel gegeben, uns abhielt, die frevelnde Hand an Eins dieser Nester zu legen.

Außerdem hatten sich auch jagdbare Thiere hier angesiedelt. Hasen huschten über die Rasenflächen dem Dickichte zu, wenn sie unsere Nähe merkten. Ganze Völker Feldhühner erhoben sich mit rauschendem Flügelschlage, nicht selten uns heftig erschreckend, und Rudel von Rehen weideten im Schatten der schönen, weitästigen Bäume, die, weil wir sie nie schreckten, zuletzt ganz zahm wurden, aber freilich im Herbste als Opfer ihres Zutrauens fielen.

So lebten wir harmlos glückliche Stunden auf der friedlichen Insel; aber wenn die Sonne hinter den Felsen der Vogelswiese (eigentlich Vogtswiese) auf dem linken Ufer versunken war, dann hielt uns keine Macht der Erde mehr im friedlichen Bereiche dieser schönen Insel. Wir stiegen schnell in unsern Kahn, der gewöhnlich ein leichtes Dreibord war, auch „Seelenverkäufer" genannt, schifften zum linken Ufer und zogen an der Leine wechselsweise unser Fahrzeug um den steinigen Vorsprung des „Ketzers" herum und kehrten müde, aber glücklich, zu unserem heimischen Herde zurück, wo wir aber, der Besorgniß der Eltern wegen, wohlweislich verschwiegen, wo wir gewesen und wie wir dahingekommen; jene Besorgniß war indessen sehr eitel; denn wir Knaben konnten alle einen Kahn lenken, so gut wie ein erprobter Schiffer und Fischer, und hatten das prächtig gelernt, namentlich ich, der ich gar manche Stunde den Kahn lenkte, während mein alter Freund „Herrmann" die Netze in die Fluth warf, den harmlosen Fisch zu fangen — was, ehrlich gestanden, — die sorgliche Mutter und der strenge Vater nicht wußten und nicht erfahren durften, dagegen schmeckten die gebackenen Fische köstlich.

Digitized by Google

Warum wir aber so sehr von der Insel wegeilten, wenn die Dämmerung sich nahte, das hatte einen geschichtlichen Grund. Gar manche schauerliche Geschichte ging davon und darüber im Munde des Volkes; aber diese Geschichten wurzelten nicht im Boden der Insel, sondern drüben auf dem rechten Ufer ragten die Schreckbilder hoch in die Luft und standen schauerlich vor unseren Augen. —

Am sogenannten „Niederthal" schneidet ein Bächlein die Felsen, oder mit anderen Worten, es rieselt in einem engen Thaleinschnitt, der mehr eine Schlucht ist, herab und fällt etwa in der Hälfte der Länge der Insel in den Rhein. Dieses Bächlein bildet die Grenze des Rheingaus auf dem rechten Rheinufer, also auch die Grenze des Chur-Mainzischen Gebietes; auf des Bächleins linkem Ufer, hoch oben auf einem Felsen stand der — Galgen, woran die Verbrecher des Rheingau's hingerichtet wurden; auf dem rechten Felsenufer des Bächleins war die Grenze des Pfälzer Churgebiets, oder näher bezeichnet, des Unteramts Caub, und gerade dem Mainzischen Galgen gegenüber stand der Churpfälzische Galgen; sie standen so nahe bei einander, daß man sagen konnte, es trennten sie nur einige Ellen Länge. Das waren schauerliche Zeichen menschlicher Verruchtheit, schauerliche Zeichen unerbittlicher Gerechtigkeit, und wenn auch kein Lebender sich erinnern konnte, einen Hingerichteten an den beiden Galgen hängen gesehen zu haben, so wußte man doch, daß es früher desto öfter der Fall gewesen war, und der Großvater, die Großmutter hatte es gesehen, was da geschehen war, und die erzählten die Geschichten, die niemals wieder vergessen wurden, weil sie in den abwärts schreitenden Geschlechtern sich immer wiederholten. Da hörte man denn von furchtbaren Greuelthaten, die dort gebüßt worden, aber auch von unschuldig Hingerichteten, und diese Erzählungen woben die Fäden zusammen, deren Ergebniß Schrecken und Schauder war. Niemand ging bei Nacht da vorüber, und wenn Einer es *mußte*, dann sah er *blaue Flämmchen*, weiße und dunkle Gestalten, und der Kauz und Uhu, die dort so gerne ihren Sitz nahmen, ließen ihren schauerlichen Ruf durch die Nacht erschallen, daß es ein Entsetzen war für Jeden, der es hörte — oder — zu hören meinte.

Das Merkwürdigste auf der Insel war unstreitig das uralte Häuschen vorne auf dem felsigen Kopfe der Insel. Es war ziemlich geräumig, viereckig und hatte außerordentlich dicke Mauern. Sein Ursprung verlor sich bis in das Dunkel der Zeiten. Vielleicht, und die Bauart schien darauf hinzudeuten, war es ein Zollthurm, dienstbar dem Rheinzoll zu Bacharach, der in späteren Zeiten nach Caub verlegt wurde und bis heute dort besteht.

Als solcher muß es früher ein höheres Mauerwerk gehabt haben. Die Familie des damaligen Bürgermeisters Heileß war zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und früher schon im Besitze der Insel, und es scheint, als ob diese Familie die Mauern habe abtragen und das kuppelartige Schieferdach darauf setzen und im zweiten Stockwerke eine Art Zimmer mit vier Fenstern herrichten lassen. Dieser Raum bestand noch in meiner Knabenzeit, aber die Fenster waren längst den Einflüssen gewichen, welche Zeit und Menschen geübt. Unten oder im Erdgeschosse bildete es einen gewölbten Raum von ansehnlichem Umfange. An der Seite der westlichen Mauer führte eine schmale Stiege in das obere, freundlichere Geschoß, das einst ein Zimmer gewesen.

Die Eingangsthür auf der Nord- also der Seite, welche der Längenausdehnung der Insel zugewendet war, hatte eine gewaltige Dicke. Sie bestand aus Eichenbohlen. Inwendig verschloß ein Balken diese Thür, den man in die Mauer schob, und daneben noch ein ungeheurer rostiger Eisenriegel. Die Räume waren leer. Nicht einmal eine Steinbank bot Gelegenheit zum Sitzen. Man mußte dazu die Steintreppe benutzen, die in den oberen Theil führte.

Im dreißigjährigen Kriege gewann das Häuschen eine besondere Bedeutung. Als im Jahre 1632 nach der Eroberung von Bacharach der König Gustav

Adolph von Schweden sein Heer über den Rhein führen wollte, ließ er eine Schiffbrücke an der Insel schlagen. Sie war ihr Stützpunkt, und während sein Heer mit klingendem Spiele und wehenden Fahnen überging, weilte der König im oberen Stocke des Häuschens und stand in dem nördlichen Fenster, dies Schauspiel zu beobachten und zu leiten. Das sagt die Ueberlieferung im Einklang mit der Geschichte.

Der Rheingraf Otto Ludwig hatte bereits die Pfalz im Rheine und die Burg Gudenfels (Juttafels) oberhalb Caub von den Spaniern gesäubert, und als das Heer übergegangen war, oder doch der Theil desselben, den der König hier auf das rechte Ufer übersetzen wollte, verließ er „mit seinen Kriegsobristen und Feldhauptleuten" die Insel und begab sich auf die Burg Gudenfels, wo man heute noch das Fenster zeigt, wo er gesessen und in das Rheinthal hinabgeschaut haben soll.

Fürder hatte das Häuschen keinen Werth mehr und diente nur noch denen, die Heu auf der Insel machten oder Holz fällten oder Jagd auf Feldhühner, wilde Enten oder zeitweise auf Rehe machten, zum Obdach und Versteck.

Erst in jüngster Zeit, nachdem es so lange Wind, Wetter, Hochfluthen und Eisgängen getrotzt, ist es einem ungeheuer schweren Eisgange des Rheines zum Opfer gefallen, und nur noch ein Trümmerhaufen, da die niedere Südmauer nicht zerstört wurde, gibt Zeugniß von ihm und erhält sein Andenken.

Leider nimmt Niemand Antheil an diesem historischen Reste der Vergangenheit. Niemand denkt daran, das Häuschen wieder aufzubauen in der Form, in der es Jahrhunderte dagestanden.

So sinkt ein Rest vergangener Zeiten und Erinnerungen nach dem andern, und das Geschlecht dieser Zeit geht stumpf an den Trümmern vorüber und weiß Nichts mehr von dem, was einst dabei sich zutrug. Das Gras der Insel wird eingescheuert; die Früchte, die da im aufgebrochenen Lande wachsen, werden geerntet; das Holz wird gehauen, das die Insel so schön machte und ihr Schutz vor den an ihr nagenden Wellen gab und geben konnte, und es wird nicht ausbleiben, daß ihre Ausdehnung sich jährlich vermindert. Sie würde in dieser Weise ganz verschwinden, wenn nicht die Schieferfelsen im Rheine ihre starke Brust dem Wogendrange entgegen stämmten und ihr Schutz gewährten, den Schutz, den ihr die Habsucht der Menschen verweigert, und der ihr Bestehen wenigstens theilweise sichert. Jetzt ist sie kahl und öde geworden. Schade, daß es so ist!

Nach dieser vorläufigen, aber nicht wohl zu umgehenden Darstellung möge nun die Geschichte folgen, welche in das Jahr 1812 fällt und das eigenthümliche Bild jener Tage wiedergibt. —

Es muß als bekannt vorausgesetzt werden, daß Napoleon, um den Handel Englands zu brechen, das linke Rheinufer mit einer Grenz- und Zollwächterkette, Douaniers genannt, umgeben hatte, um den englischen Waaren und den Erzeugnissen fremder Länder, die Englands Seeschiffe nach dem Festlande zu bringen pflegten, als Kaffee, Zucker, Gewürze, Thee und Tabak den Eingang in sein Reich zu verschließen. Diese Produkte, deren man sich doch nicht ganz entschlagen konnte, hatten, wie sich das von selbst versteht, unerschwingliche Preise, und das rief denn den unseligen die Sittlichkeit untergrabenden Schleichhandel oder wie man am Rheine sagte: „das Schmuggeln" hervor, das in einem ungeheuren Maße und mit Aufbietung aller Schlauheit, aber auch stellenweise mit offenem Kampfe und — andererseits mit großartiger Bestechung getrieben wurde.

Es war in den heißen Tagen des Monats Juli 1812, als am frühen Morgen ein Mädchen aus dem Krahnenthore von Bacharach leichten, schwebenden Schrittes heraustrat. Auf ihrer rechten Achsel trug sie zwei Holzrechen und eine langstielige, eiserne Heugabel. In der linken Hand einen Henkelkorb, der offenbar Lebensmittel enthielt.

Sie war leicht, aber nach der Sitte der Bürgertöchter der Stadt gekleidet,

und der breitkrempige Strohhut auf den reichen, blonden Haaren so wie ihre Geräthe kündeten es an, daß sie in's „Heumachen" ging.

Das Mädchen mochte neunzehn bis zwanzig Jahre alt sein. Sie hatte eine ziemlich große, schöne, tadellos gewachsene Gestalt, ein blühendes, frisches, allerliebstes Gesichtchen, „wie Milch und Blut", und das große, blaue Auge mit den langen, seidenen Wimpern blickte klug, aber geschämig und züchtig unter dem breiten Rande des groben Strohhuts heraus. Sie war die Tochter eines Bürgers und Schiffers, der reicher gesegnet war mit Kindern als mit den Mitteln, sie zu ernähren, und daher kam es, daß sie in die Dienste der Familie getreten war, welche die Insel, das „Wörth", zu eigen besaß.

Es liegt mir ein Gewitter in den Gliedern, hatte frühe ihr Brodherr gesagt; darum hielte ich es für gerathen, das Heu auf dem „Wörthe", das noch auf den „Mahden" liegt, wenigstens zu wenden und auf Haufen (Hausten genannt) zu setzen, wo es sicherer vor Regen und Sturm ist. Lenchen, fuhr er fort, du könntest darum Dir Essen zurecht machen für den Tag und mit unserm Nachen auf's Wörth fahren und drüben bleiben, bis Du fertig bist. Glaubst Du aber nicht allein damit fertig zu werden, so nimm Dir die Kathrine mit; den Kahn zu lenken verstehst Du ja?

Warum sollte ich es nicht alleine fertig bringen? sagte lächelnd das rüstige Mädchen. Es wäre mir ja eine Schande, noch Hülfe mitzunehmen! Hab' ich ja doch den Tag vor mir!

Wie Du willst, Kind, entgegnete ihr Brodherr. Du weißt, daß ich nicht mehr verlange, als was Du thun kannst. Ueberschätze Deine Kräfte nicht. Es ist ein Stück Arbeit für Dich allein! —

Ich will's schon fertig bringen, sagte sie; aber dann muß ich mich sogleich auf den Weg machen.

Thue das, sagte der alte, wohlwollende Mann, und Lenchen eilte, sich zu dem Werke, das ihr Freude machte, zu rüsten.

So war sie dann, als sie Alles bereitet hatte, was ihr unerläßlich schien, durch das Thor dem Damme am Rheine zugeschritten, der aus einem Erdaufwurf bestehend den Namen „Hügel" oder örtlich „Hüwel" trägt, und ihn überschreitend auf der andern Seite hinabgegangen zum Ufer, wo ein kleiner Kahn, ein sogenanntes „Dreibord" oder auch mit dem Namen „Seelenverkäufer" bezeichnet, an einem dicken Steine angekettet und angeschlossen lag.

Der Abhang des „Hüwels" nach der Rheinseite war mit Rasen bekleidet. Die Stelle, wo der Kahn lag, bot eine Uebersicht des Stromes von Lorch bis hinab zum „Wörthe", daher denn auch hier in der Regel ein Douanier seinen Standpunkt hatte.

So war es auch dieses Mal; aber der junge Mann, welcher hier „auf Posten" stand, hatte es bequemer gefunden, sich auf den Rasen zu legen und Wache haltend sein kurzes, irdenes Pfeifchen zu schmauchen, was ihm der jede zweckdienliche Freiheit zulassende Dienst gestattete.

Unter den Douaniers befanden sich nicht bloß Franzosen, sondern auch Landeskinder vom Rheine, in der Regel aber mußten es schlaue, geriebene Leute sein, kräftig und gesund, um die nicht kleinen Beschwerden des Dienstes, besonders des Nachtdienstes, ertragen zu können.

Der, welcher hier in gemüthlichem Nichtsthun seines Dienstes wartete, war aus Aachen. Er gehörte einer Wallonenfamilie an, die nach Aachen gezogen war, und hatte ganz die tückische, verschlagene Art dieses Mischlingsvolksstammes; war dabei heftig und leidenschaftlich und zu Gewaltthätigkeit und Rachsucht geneigt. Sein Name war Joseph Brunet. Da man indessen dort unten den Namen Joseph in „Jupp" verändert, so war er in Bacharach auch nur unter dem Namen: „Jupp" bekannt und von den zahlreichen Schmugglern gefürchtet, denen er schon gar manche kostbare Beute abgejagt hatte. Ihm war von keiner Seite beizukom-

men, und Wehe dem, der es hätte wagen wollen, Bestechungsversuche zu machen — während im Uebrigen derlei Mittel nicht selten die Schmugglerwege völlig gefahrlos und frei machten. Auch seinen Vorgesetzten war er unter dem Namen Jupp bekannt.

Jupp war ein junger Mann von höchstens sechs und zwanzig Jahren, bildschön, wenn auch braun von Farbe, mit pechschwarzen, kleinen, stechenden Augen, Haaren und mächtigem Schnurrbarte. Als fünfzehnjähriger Knabe war er in's Heer als Tambour getreten, hatte den Krieg in Spanien mitgemacht, war dann seiner Größe und tollkühnen Tapferkeit wegen rasch zum Korporale aufgestiegen; bei Pampeluna indessen verwundet und dienstuntauglich geworden. Als Douanier eingereiht konnte er bei seiner Jugendkraft und sonstigen Gesundheit den Dienst trefflich thun, und seine Vorgesetzten wußten, was sie an ihm hatten, die Schmuggler dagegen auch, was bei ihm zu fürchten war.

Das bildschöne Lenchen hatte seine Augen auf sich gezogen, seit er in Bacharach war; aber wie er sich bemühen mochte, ihre Gunst zu erwerben, Alles blieb fruchtlos. Sie war wohl dann und wann einmal freundlich, wenn er sie anredete; aber nie hatte sie ihm Rede gestanden; nie mehr, als höchstens das grüßende Wort erwiedert; nie mit ihm getanzt, wenn er sie etwa auf dem Tanzboden traf. Das ärgerte ihn heftig, und er rastete nicht, bis er hinter den Schleier des unangenehmen Geheimnisses geschaut. Da fand er denn, daß ein junger Schiffer Namens Herrmann, dessen verwittwete Mutter die Nachbarin ihrer Eltern und ihre Pathe, oder wie es hier zu Lande heißt: „Gothe" war, ihre Liebe besaß, und seitdem trug er Herrmann, der auch ein Schmuggler war, einen glühenden Haß. Die Liebe für das schöne Mädchen glühte fort in seinem Herzen, und seine Bewerbungen um ihre Gunst blieben sich gleich, nur seine Eifersucht wuchs mit jedem Tage, der ihn ferner von seinem Ziele brachte.

Ohne sich irgend umzusehen, stieg das Mädchen den „Hüwel" hinab und trat zu dem leichten Kahne, in den sie ihre Geräthe legte, den Korb setzte, dann schnell die Kette löste und sich leicht hineinschwingend den Kahn in die grüne Rheinfluth stieß, die ziemlich angeschwollen war durch den Abgang des Schweizerschnee's und Gewittergüsse, welche im oberen Laufe des Stromes gefallen waren.

Jupp hatte mit glühenden Blicken das Mädchen beobachtet. Sie ahnte seine Nähe nicht; darum erschrak sie, als er sich plötzlich in eine sitzende Stellung aufrichtete und ihr zurief: Guten Morgen, schönes Lenchen! Soll ich Dich nach der Insel rudern?

Das Mädchen wandte das schöne Köpfchen zu ihm hin, warf ihm einen gleichgültigen, ja, wie es ihm schien, spöttischen Blick zu und sagte abweisend: Ich habe gelernt, den Nachen selber zu führen, und Ihr wäret der Letzte, den ich zu Hülfe riefe! —

Damit saß sie auf dem Bänkchen, legte geschickt den Einen der beiden Riemen ein und gab dem Kahne einen so kunstgerechten Ruck, daß er schnell im Fahrwasser war. Sie legte nun den zweiten Riemen ein, und der Kahn schoß blitzschnell dahin, an den anliegenden Kähnen und Schiffen vorüber, dann um die Ecke am „Ketzer" und verschwand endlich dem Blicke des Douaniers.

Nachdem der Kahn seinem Auge entschwunden war, legte er sich wieder in's Gras und stützte seinen Kopf auf den linken Arm, um in ein Nachdenken zu versinken, das nicht zu den Angenehmen gehören mochte; denn er sagte halblaut: Verdammte, blonde Hexe! Wär' sie nur nicht so schön, und ich könnte sie mir aus dem Kopfe schlagen! Fährt sie nicht dahin wie ein ausgelernter Schiffer? Das ächte „schiffische" Blut rollt in ihren Adern. Ließe ich mir nur nicht so Alles von ihr gefallen! Ihr Vater ist ein Lump; sie muß dienen, und der Bube, der Herrmann, ist auch ein Lump. Meine Hand könnte sie ihrer gedrückten Lage entreißen, und doch weist sie mich mit Spott und Hohn oder mit dürren, harten

Worten überall und immer zurück! Ja, der Herrmann! Ein Schmuggler ist er. — Ich will alle List und Schlauheit aufbieten, um ihn in meine Hände zu bekommen. Dann aber — Wehe ihm! Er soll dann an mich denken lernen. —

Während Jupp sich in diesem Selbstgespräche das Herz leichter zu machen versuchte, stand grade über ihm, und zwar hinter dem Erdaufwurf und von ihm unbemerkbar, Einer, dessen Blicke auch dem entschwindenden Kahne mit großer Theilnahme folgten. Anfänglich, als der junge Schiffer die Worte Jupp's vernahm, zog ein eigenthümliches, siegesgewisses Lächeln über seine Züge, dem sich bald der Ausdruck des Spottes beigesellte. Der junge Mann mochte Grund haben, sich den Blicken Jupp's zu entziehen, und trat weiter zurück, aber nicht ohne schalkiges Lächeln murmelte er die Worte: die Nürnberger haben Keinen gehängt, sie hätten ihn denn vorher — gehabt! —

Der junge Mann wandte sich gegen das Krahnenthor zurück, allein nicht ohne vorher den prüfenden Blick zum Himmel empor gerichtet zu haben, wie es der wetterkundige Schiffer zu thun pflegt, ehe er unter irgend ein Dach tritt, das ihm diesen Blick versagt. Einige Zeit nachher konnte man ihn, eine Hacke auf der Schulter, zum Oberthore langsam mit seiner alten Mutter hinausschreiten sehen, gegen das Dörfchen Rheindiebach zu, wo einige Feldstücke seiner Mutter lagen. Es war dies um so weniger auffallend, als er, wie gesagt, eine Hacke auf der Schulter trug, und seine betagte, aber noch rüstige Mutter neben ihm ging. Es war Herrmann, den Lenchen lieb hatte und Jupp mit glühender Eifersucht haßte. —

Drei Viertel-Stunden später wurde Jupp, der noch immer an derselben Stelle lag, unruhig. Er richtete sich auf, zog ein kleines Fernrohr aus der Tasche und beobachtete einen Ankernachen, der drüben auf der nassauischen Seite im Fahrwasser schwamm. Er schien leer zu sein und ging doch ungemein tief im Wasser. Ein Mann lenkte ihn mit dem Handruder, das er nachlässig im Arme hielt und den Kahn „treiben", das heißt, mit dem Wasser schwimmen ließ. Er wußte selbst nicht, warum der Kahn ihn so in Anspruch nahm, und konnte doch kein Auge davon wegwenden. Ob es eine Schmugglerlist sei? wußte er allerdings nicht, vermuthete es aber. Darum bemühte er sich, den Kahnführer zu erkennen; aber der hatte das Wamms abgelegt, den Hut tief in die Stirne gedrückt und sein Gesicht hartnäckig den Bergen Nassau's zugewendet, so daß er durchaus über die Person im Dunkel blieb, ob er gleich manchmal meinte, den verhaßten Herrmann zu erkennen.

Als der Kahn ihm hinter den Bäumen des „Wörths" verschwunden war, legte derselbe am rechten Ufer an, und es sprangen sieben bis acht Männer heraus, die auf dem Boden des Kahnes gelegen hatten. Sie hingen ihre Wämmser auf den Arm, nahmen Weinbergshacken auf die Schulter und schlenderten den Leinpfad nach Caub hinab, als kämen sie aus irgend einem Weinberge. Der Kahn aber setzte seine Fahrt nach Caub ruhig fort, ohne daß die Douaniers des linken Ufers irgend einem Verdachte Raum geben konnten, und als Jupp am Abende den seinigen aussprach, wurde er weidlich ausgelacht, indem sein Amtsgenosse Engel, der ein Hauptpfiffikus war, versicherte, er habe den Kahn beim Landen in Caub genau beobachtet und könne versichern, daß eben nur Einer ausgestiegen sei, den er für den Steuermann Heller erkannt habe. Damit war die Geschichte für alle Uebrigen, nur nicht für Jupp erledigt, der es sich von dem Lieutenant Ehmann ausbat, an der „neuen Mauer", dem Wörthe gegenüber, stehen zu dürfen, während nach dessen uranfänglicher Bestimmung hier Engel seinen Posten haben sollte. Dies wurde ihm gewährt, und Lieutenant Ehmann schlenderte zum Marktthore hinein in die „Rose", wo er seinen Abendtrunk zu halten pflegte, der oft so enge mit dem Nachmittagstrunke zusammen hing, daß zwischen Beiden der „Zopf" hervorsproßte, den der Abendtrunk oft bis zu einer Länge wachsen ließ, wie man sie zu Zeiten Friedrichs des Großen zu tragen pflegte,

dann ſuchte er, die Straße im Zickzack meſſend, mit Mühe ſeine Wohnung, um den Zopf bis zum andern Morgen los zu werden, und das Unterſuchen der Poſten zwiſchen Caub und Rheindiebach wurde um eine Nacht weitergeſchoben. Das kam häufig vor, und nicht ſelten waren Beauftragte der Schmuggler die Genoſſen, welche dem ſonſt ſchlauen Lieutenant den Zopf anbinden halfen.

Während die hier berührten Ereigniſſe ſich langſam entwickelten, war Lenchen glücklich auf der linken Seite der Inſel gelandet und hatte ihren leichten Kahn auf das ſandige Ufer oder vielmehr auf den Strand gezogen, und zur Vorſicht hatte ſie noch die Kette um den Stamm einer ſchlanken Erle gewunden und den Haken am Ende eingehakt. Sie nahm heiteren Sinnes ihre Geräthe und ihr Körbchen aus dem Kahne und wanderte dem Häuschen zu, deſſen Thür ſie aufdrückte. Ohne jedoch zu raſten, ſetzte ſie ihren Korb nieder, nahm ihr Heugeräthe auf die Schulter, ſchob den Strohhut zurecht und trat hinaus.

Vor ihr lag die Inſel in ihrer ganzen Ausdehnung.

Sie bildete einen natürlichen Park. Noch hatte der Pflug nicht ſeine Furchen gezogen und aufgebrochen den Raſen, der die ganze Fläche deckte. Baumgruppen ſtanden hier und da, eine Eiche, eine Ulme, eine Pappel und wohl auch ein üppig bewaldeter Nußbaum. Näher dem Waſſer dehnte ſich das Gebiet der Weiden, Erlen und Silberpappeln aus und verdichtete ſich zum undurchdringlichen Dickicht, welches denn durch das hellere und dunklere Grün ſich zum ſchönſten Kranze um die Inſel herum geſtaltete. Andere Gruppen bildeten Haſelnußſtauden und Ahorne. Dazwiſchen, da ſie nicht enge zuſammenſtanden, wucherte überall das üppigſte Gras, und dies hatte ſchon ehegeſtern die Senſe des Mähers in reichen Mahden niedergelegt.

Lenchens Brodherr hatte gemeint, man müſſe dieſe Mahden erſt umwenden, damit das dickliegende Gras auch auf der unteren Seite gleichmäßig trockene, aber als das Mädchen eine Mahde mit der Schüttelgabel hob, um ſie zu wenden, fand ſie, daß die ſengende Sonne bereits ihr Werk vollſtändig zu Ende gebracht hatte und das Gras ſtaubtrocken war.

Der Gedanke, das viele Gras wenden zu müſſen, hatte dem ſehr fleißigen Mädchen doch bange gemacht; denn unter dieſen Umſtänden wäre ſie vor tiefdunkler Nacht nicht im Stande geweſen, ihre Aufgabe zu löſen. Zu widerſprechen war ihre Sache nicht. Sie hatte ſich vielmehr gerüſtet, ſelbſt über ihre Kräfte und ohne ſich eine Ruheſtunde am glutheißen Tage zu gönnen, der Arbeit ſich zu unterziehen. Gottlob, ſagte ſie laut — denn ſie wußte ſich ja mutterſeelenallein auf der Inſel — daß ich's nicht zu wenden brauche! Nun hoffe ich vor Nacht fertig zu werden! Dabei warf ſie einen etwas ſcheuen Blick nach den beiden Galgen hinüber, die ſo ernſt und drohend und doch ſo ſtille da drüben auf den Felſen ſtanden, als trauerten ſie, daß ihre Balken keine „Früchte" mehr trügen, wie anno Vordem; ſchnell aber wandte ſich dieſer Blick dem Boden wieder zu, auf dem das köſtlich duftende Heu ſo grün und ſchön, weil raſch getrocknet, ausgebreitet lag, und ein leiſes Fröſteln durchrieſelte ſie.

Ohne auch nur eine kleine Weile zu raſten, ging ſie an die Arbeit, nämlich die Mahden zuſammen zu recheln und auf „Haufen" zu ſetzen, die ſie abſichtlich immer ſo ſetzte, daß ſie gegen Südweſten den Schutz der Hecken- oder Baumgruppen hatten; denn, wenn ihr Brodherr ſagte: Es liegt mir ein Gewitter in den Knochen, dann gab's allemal ſicher ein Wetter, und er hatte das heute früh mit großer Zuverſicht geſagt, ja, was noch ſehr zu beachten war — im Südweſten thürmten ſich Wolken auf, die nichts mehr und nichts weniger ankündigten, als ein tüchtiges Gewitter. —

Nichts ſtörte das fleißige Mädchen in ſeiner Arbeit. Es herrſchte eine Stille, ein Frieden auf der Inſel, den nur der Geſang der Vögel und das Rauſchen der Brandung an den Felſen am Kopfe der Inſel unterbrach.

Als ſie in Bacharach die Mittagglocke läuten hörte, ſtand ſie einen Augen-

blick still, als ob sie sich fragen wollte: Sollst du nicht auch dein Mittagbrod essen? Aber ein Blick auf die Arbeit, die noch vor ihr lag, und ein zweiter an den südwestlichen Saum des Gesichtskreises ließ schnell den Gedanken und das Bedürfniß zurücktreten; denn die dicken, fetten Wolkenmassen begannen, sich immer mehr zu ballen und doch zugleich sich auszubreiten. Das Gewitter konnte schnell kommen, wenn sich der Wind mehr hob, der schon durch die Wipfel der Bäume hörbar hindurchging. Sie begann auf's Neue zu arbeiten und sah nicht mehr um.

Der Nachmittag war schon weit vorgeschritten; die Schatten der Bäume wurden länger; die Luft wurde immer schwüler und drückender; einzelne Windstöße verkündeten den nahenden Sturm, und die Sonnenstrahlen waren stechend heiß.

Sie ahnete nicht, daß Jupp in den Felsen des linken Ufers saß und von einer gutgewählten Stelle sie beobachtete, einer Stelle, die höher lag als die Landstraße, und an der ein überhangender Felsen ihm Schutz gegen Sonne und Regen gab.

Es mochte bereits fünf Uhr sein, als sie völlig erschöpft den letzten „Haufen" aufgesetzt hatte. Sie ließ die Arme sinken und gab das glühende Gesicht dem Windhauche hin, der kühl und erfrischend, aber auch heftiger als früher daherfuhr, dann aber ging sie zögernden Schrittes dem Häuschen zu und verschwand innerhalb der Thür desselben. Sie aß jetzt erst in der Kühle der dicken Mauern ihr Mittagbrod, und als sie es verzehrt, fühlte sie das reiche Maß der Ermüdung, das Ergebniß sehr angestrengter Arbeit.

Sie saß auf der Stiege, die in den oberen Raum des Häuschens führte und stützte, nachdem sie das Geräthe sorglich in das Körbchen gepackt, den schönen Kopf auf ihren Arm, und in der herrschenden Stille sanken ihre Augenlieder herab. Sie schlief ein und so tief, daß sie das Anwachsen des Windes zum Sturme nicht vernahm; nicht das gewaltigere Brausen der Wellen, die der Sturm aufwühlte; nicht sein schauerliches Heulen durch die leeren Räume des oberen Theiles des Häuschens.

Das Gewölke hatte sich blitzschnell ausgebreitet und nahm den ganzen Gesichtskreis ein. Es wurde durch die Wolkenmasse dunkel. Man hörte die Vögel draußen ängstlich schreien und den Hahn sein Volk Feldhühner zusammenrufen. Die Wipfel der Bäume bogen sich unter den Stößen des zum Orkane anschwellenden Windes. Sie schlief den Schlaf der Ermüdung, und lange, tiefe Athemzüge hoben die jugendliche Brust; aber sie erwachte nicht. Jetzt begannen Blitze nach allen Richtungen aus dem Schooße des tiefgehenden, mächtigen Gewölkes hervorzubrechen, und der Donner rollte krachend nach. —

Da erwachte die müde Schläferin und fuhr mit einem Schrei heftigen Erschreckens auf.

Gott sei mir gnädig und barmherzig! rief sie auf und stand plötzlich in der Mitte des Häuschens.

Ein Blitz folgte dem Andern. Ein Donner rollte gräßlicher als der andere, und das Echo der Felsen verdreifachte seine Wirkung. — Sie eilte zur Thür, um hinauszusehen; aber draußen raf'te der heftigste Sturm und beugte die Gipfel der Bäume fast bis zur Erde. Aeste brachen krachend herab. Ein heftiger Blitz züngelte zur Erde; ein greller, schriller Donnerschlag folgte. Sie sprang voll Entsetzen zurück, und der Windstoß warf die schwere Thür krachend zu. In der Angst ihrer Seele war es ihr, als müsse sie sich durch das feste Verschließen der Thür sicherstellen vor den Naturgewalten, die entfesselt über die Insel herrschten. Sie schob den Balken vor und kauerte sich betend auf die Treppe; denn Menschenschutz hatte sie nicht, und in solchen Augenblicken fühlt es das Gemüth auf's bestimmteste, daß nur Einer Schutz gewähren kann, der

„Der Wolken, Fluth und Winden
„Bestimmte Ziel und Bahn."

Zu dem flehte der Jungfrau Seele in ihrer Verlassenheit. Aber draußen hatte der Aufruhr der Naturgewalten noch seinen Höhepunkt nicht erreicht. Die Blitze zuckten unabläſſig, und der ganze Himmel ſchien in Flammen zu ſtehen. Der Donner hallte in den Bergen mit einer Stärke, die auch ein ſtärkeres Gemüth hätte erſchüttern können als das eines Mädchens. Der Sturm tobte mit raſender Gewalt gegen das Häuschen, als wollte er die mächtigen Mauern zuſammenreißen, und der Rhein, gepeitſcht vom Sturme, ſchlug Wellen gegen die Felſen vor der Inſel, deren Giſcht hoch empor und weit über das Flachland der Inſel fuhr. Noch fiel kein Regentropfen verſöhnend auf die lechzende Erde, und es dunkelte bereits raſch.

Ach mein Gott und Herr, was ſoll aus mir werden? rief die Hände ringend das Mädchen und dachte an die beiden Galgen und die Spuck- und Schauergeſchichten aus ihren Jugendtagen, die noch jetzt und in dieſem Augenblicke namentlich eine bewältigende Macht über ſie ausübten. Sie ſah im Geiſte die Spuckgeſtalten herab und auf die Inſel ſchreiten; ſie ſah die dunkle Nacht, die ja ohnehin, wie das Volksſprichwort ſagt, keines Menſchen Freund iſt, mit Rieſenſchritten nahen, und das Rauſchen des Rheines ſagte ihr, daß ſie mit ihrem Dreibord vergeblich gegen den empörten Strom zu ſteuern verſuchen würde.

Noch dämmerte in ihr die Hoffnung, daß ihre Herrſchaft ihr einen größeren Kahn ſenden würde; aber als ſie es einmal gewagt, in den oberen Theil des Häuschens zu ſteigen, und auch nur einen flüchtigen Blick auf die von einem grellen Blitze beleuchtete, furchtbar hochgehende Fluth geworfen hatte, da ſagte ihr die eigne Kenntniß, daß kein Schiffer ſich herauswagen würde, zumal da man ſie ſicher geborgen wußte, aber ſchwerlich an die Seelenqual gedachte, welche die Arme, erfüllt von den Mährchen ihrer Kindheit, in dieſer ſchauerlichen Lage zu erdulden hatte.

Und wirklich, Niemand dachte früher daran, ihr zu Hülfe zu eilen, weil man ſie jeden Augenblick mit ihrem Kahne erwartete, bis es — zu ſpät war und in Wahrheit kein Schiffer es wagte, in den Strom zu rudern. Und als man das erfahren, dachte man, ſie ſei ja in Sicherheit und könne unter dem ſichern Obdache des Häuschens wohl auch im ſchlimmſten Falle die Nacht zubringen. —

Sie eilte, ſo ſchnell ſie konnte, wieder hinab in den ſchauerlich dunkeln Raum des Häuschens und ſchlug den Rock dicht um den Kopf, um die Blitze nicht zu ſehen, deren Zucken ſie dennoch ſah und jedesmal im jähen Schreck zuſammenzuckte.

Endlich — wie ſpät es war, wußte ſie nicht, folgte auf einen Alles grell erhellenden Blitz ein ſchrecklich praſſelnder Donnerſchlag, und nun ſchien das Gewitter ſeine Entladung gefunden zu haben. Alsbald aber begann der Regen wolkenbruchartig herabzuſtürzen. —

Jede Seelenerregung gibt, wenn ſie ihren Höhepunkt erreicht, einer Erſchlaffung Raum. Leuchen ſaß zitternd in der Ecke. Als aber der Regen die Luft kühlte, der Sturm nachließ und die Blitze nicht mehr zuckten, auch der Donner nur noch in der Ferne dumpfgrollend zu vernehmen war und Nichts mehr vernommen wurde, als das Praſſeln des Regens und die wilde Brandung der hochgehenden Wellen, da kam über ſie wie eine nicht zu bewältigende Macht ein Schlaf, wie ſie ſelten ſeine Macht empfunden. Sie ſank auf die ſteinernen Stufen der Treppe, und die Schreckbilder, die ihre Seele geängſtet, verſchwanden im tiefen Schlafe, der beſänftigend ſich auf den ermüdeten Leib und die erregte Seele legte.

II.

In der Wirthsſtube „zum grünen Walde“ zu Caub, ſaßen acht Männer verſchiedenen Alters bei einander, indeſſen draußen die Elemente im wilden Auf-

ruhr sich befanden. Sie redeten leise mit einander, ob sie gleich unter sich allein waren.

Ihre Kleidung und das Messer in der rechten kleinen Tasche der linnenen Beinkleider, nicht weniger die gebräunten, wetterharten Gesichter der älteren Männer kennzeichneten sie alle als Schiffer und, was nahezu gleichbedeutend war, als Schmuggler.

Einer, eine riesig große Gestalt mit grausem, noch dunklerem Haare und entschlossenem Gesichte und Wesen, war, das konnte man wahrnehmen, ihr Anführer, und dieser Eine nahm, nachdem eine kurze Pause eingetreten war, das Wort, indeß die Andern im gebührenden Gehorsam schwiegen.

Seht, sagte er, es kommt, wie ich gesagt. Das Gewitter ist über das „blaue Ländchen" (so nennt das Volk die Niedergrafschaft Katzenellnbogen) weggezogen. Dem Sturme ist der Athem ausgegangen, weil er zu heftig gepustet, und der Regen ist auch zu heftig, als daß er lange dauern sollte. „Gestrenge Herrn regieren nicht lange." Wir werden gegen Mitternacht freie Hand haben; denn die Grünröcke sind durchnäßt, und ich wette, sie liegen schon behaglich in ihren Betten. Dafür aber hab ich gesorgt, daß der Lieutenant Ehmann heute Abend Einen mit sich zu Bette nimmt, der stärker ist als er und ihn das Besuchen der Posten jedenfalls vergessen läßt. Sage, Herrmann, wie standen die Posten?

Vetter, erwiederte der angeredete junge Mann, ich habe Alles nach Kräften besorgt, was Ihr mir aufgegeben. Der Jupp steht an der neuen Mauer. —

Verdammt! rief der Alte und stampfte mit dem Fuße. Muß denn der schlaue Spitzbube grade dem Wörth gegenüber seine Stelle haben! Weiter!

Der Engel sollte da stehen, fuhr Herrmann fort, aber der Jupp hat sich's ausgehalten, weil — Er stockte.

Aha, weil das Lenchen im Heumachen auf der Insel war. Gelt?

Glaub's selbst, erwiederte, glühend roth werdend, der junge Mann.

Der Alte lachte. Hinüber ist er nicht gekommen, fuhr er fort, so gerne er es auch gethan. Aber, wenn er es gekonnt hätte, so bin ich überzeugt, das Mädchen hätte ihm das Ruder auf den Kopf geschlagen. Das ist ein verwettert kuraschirtes Mädel! Weiter im Texte!

Am Tauber Fähr steht der Engel, fuhr Herrmann fort.

Eine Schlafhaube! bemerkte der Alte, die ich nicht fürchte. —

Der Rubillon steht am Zolle; der Brunn an der „Links-Mauer"; der Frottard an der „Bombach"; am „alten Kloster" der Moutard und auf dem „Rheindiebacher Grün" der Lefebre. So waren sie am Morgen vertheilt.

Gut, versetzte der Alte. Die thun uns alle Nichts. Nur der Jupp, der für Dich, Herrmann, eine alte Liebe trägt, ist zu fürchten. Er hat übrigens eine Wälschhühnernatur, das heißt, er liebt den Regen und das Naßwerden nicht, und da hoffe ich, er wird sich salvirt haben und heimgegangen sein wie die Andern auch, um bis zum Morgen erquicklich zu schlafen.

Traut dem Spitzbuben nicht zuviel, Vetter! sagte der junge Mann; habt Ihr nicht selbst gesehen, wie er mit seinem Fernrohre unsern Ankernachen beobachtete? Hat er Lunten gerochen, dann treibt ihn der Regen nicht heim.

Müssen's abwarten! versetzte der Alte. Für's Erste werden unsere Güter in drei Nachen hinter das Wörth geschafft und im Häuschen auf dem Wörthe geborgen. Kommt Zeit, kommt Rath! Ueberlisten soll er uns nicht! — Er schwieg sinnend.

Nach einer Pause hob er wieder an: Herrmann, Du hattest heute das „Auslunken". Wo warst Du?

Ich lag unter dem Mainzer Galgen, antwortete Herrmann.

Sahst Du den Jupp drüben?

Ja; er war über die Landstraße hinaufgestiegen. Ihr wisset, daß der alte

Lindau an der Felswand einen Nußbaum hat. Unter dem saß er und beobachtete die Insel. — Daneben ist der überhängende Fels, der ein prächtiges Dach bildet.

Oder er beobachtete das Mädchen auf dem Wörth! fiel der Alte ein.

Wie Ihr wollet, erwiederte Herrmann unter sich blickend.

Ist das Mädchen *vor* dem Wetter heimgekommen?

Nein, versetzte Herrmann. Das arme Kind hatte über ihre Kräfte gearbeitet. Es war schon spät, als sie ihr Mittagsbrod aß. Darauf muß sie eingeschlafen sein, während das Wetter losbrach. Sie ist noch dort, wie ich Grund habe zu vermuthen.

Weiß sie, was wir vorhaben?

Herrmann schüttelte den Kopf mit sichtlicher Trauer.

Das arme Ding, sagte der Alte. Mag Angst genug ausgestanden haben wegen des Wetters und der „Galgenvögel". Was wird sie erschrecken, wenn wir kommen? Es ist aber nicht anders möglich!

Während dieses Gespräches war die Stunde herangenaht, in der die Schmuggler von dem Kaufmanne bestellt waren, um die Waaren in tragbare Bündel zu theilen. In dem Magazine desselben war Alles bereit, sowohl die Waaren als die Säcke zur Theilung, und Frauen und Mädchen saßen da, um an die festgeschnürten Bündel die Tragriemen festzunähen, daß der Schmuggler seine Bürde leichter tragen und — im Nothfalle — leichter den verfolgenden Grenz- und Zollwächtern entgehen könne, ja selbst, wenn es zum Kampfe käme, Mann gegen Mann sich zu vertheidigen vermöchte.

Sie, nämlich die Schmuggler, verrichteten diese Geschäfte mit der Sicherheit und Gewandtheit, welche die reiche Erfahrung ihnen verlieh, und die Frauen und Mädchen waren bedacht, die Tragriemen recht fest anzunähen; denn auf das Schöne kam es dabei nicht an, wohl aber darauf, daß der Tragriemen nicht reiße und dadurch das Gleichgewicht zerstört und das Tragen unmöglich werde.

Obgleich die Verschiedenartigkeit der Thätigkeit der zahlreichen Menschen in dem Magazine einem Ameisenhaufen glich, so hatte sie mit diesem noch eine andere Aehnlichkeit, nämlich die der Geräuschlosigkeit.

Auf verschiedenen Wegen waren die Schmuggler in das Städtlein Caub und in das Wirthshaus zum „grünen Walde" gekommen, das am südlichen Ende des Städtleins lag und noch heute liegt, obgleich neue Häuser nun über der ehemaligen Grenze oder dem Weichbilde des Ortes sich hinausdehnen. Ebenso waren sie als Einzelne in das Haus des Kaufmanns eingetreten und mußten nun im Magazine, das hinten an der Felswand lag, an die sich die Häuser meist anlehnen, sich still halten; aber nicht nicht etwa darum, weil man von jenseits des Rheines Etwas hätte wahrnehmen können, denn das war unmöglich; sondern weil in Caub ein Mensch lebte, den man, da er französischer Abkunft und ein „geriebener Mensch" war, für einen Verräther hielt, der im Solde der Franzosen stehe, namentlich der Douane.

Waren auch klare Beweise dafür nicht vorhanden, ja hatte er sogar selbst in den Reihen der Schmuggler gedient, so waren doch Fälle vorgekommen, in denen die Douaniers offenbar Kenntniß von dem gehabt haben mußten, was die Schmuggler unternahmen, eine Kenntniß, die ihnen eben nur von einem Wohlunterrichteten und Eingeweihten hatte gegeben werden können. Dessen war nur dieser Eine fähig, darinnen waren Alle einig. Darum mußte seinem Auge und seiner Kenntniß entzogen werden, was mit sicherem Erfolge unternommen werden sollte. Darum wurde er sorgfältig beobachtet, ja selbst zu Zeiten eines Hauptunternehmens durch irgend einen Auftrag, der von einer Seite kam, auf der er Nichts argwöhnen konnte, aus dem Städtchen entfernt. Das war auch heute geschehen, aber man war noch nicht klar, ob er nicht noch Helfershelfer habe, und darum mußte jede mögliche Vorsicht beobachtet werden.

So war heute die ungewöhnlich frühe Dunkelheit gekommen. Der Sturm

hatte aufgehört, das Gewitter sich verzogen, und auch der Sturzregen war vorüber; nur dicke Wolken bedeckten den Himmel. Kein Sternlein flimmerte durch die reine, wohlthätig abgekühlte Luft, die Dunkelheit zu lichten, die ohnehin, da es im Neumonde war, dem Auge undurchdringlich erschien.

Drüben in Caub war Alles vorbereitet. Unbemerkt, da Niemand am Ufer weilte, wurden drei Kähne beladen. Leute aus Caub, die vertrauenswürdig und erprobt waren, nahmen die Leinen auf, und die Kähne setzten sich langsam in Bewegung.

In dem Häuschen, das gegen Caub über, am Landungsplatze der Kähnen, den Grenzwächtern zum Obdach diente, lag Engel, den der alte Schiffer eine „Schlafeule" genannt, diesem Namen Ehre machend, auf der Pritsche und schlief hart und fest. Die übrigen Posten waren frei; denn die Grenzwächter waren pudelnaß Einer nach dem Andern heimgeschlichen, in der unzweifelhaften Voraussetzung, daß ihr Lieutenant sich wieder Einen angesäuselt und ruhig in seinem Bette läge, wie denn dem auch wirklich war. Nur Jupp lag beobachtend an seiner Stelle; denn ein vorstehender Schieferfels, an den die Schmuggler nicht gedacht, hatte ihm volle Sicherheit vor dem Regen verliehen.

Was ihn hier festhielt, war ein Doppeltes. —

Er wußte das Mädchen allein in diesem Wetter auf der Insel und kannte die Furcht des weiblichen Gemüths bei dem Gewitter, ja mehr noch, er kannte die Spukgeschichten von den beiden Galgen und zweifelte nicht, daß auch Lenchen durch sie beängstet würde. Jeder Augenblick steigerte seine Theilnahme. Hinüber zu eilen, sie aus ihrer Qual zu befreien, das war der herrschende Gedanke; aber ihr Kahn lag drüben, und er hatte keinen. Der den Grenzwächtern gehörende sogenannte Zollnachen lag droben am Kloster vor der Stadt, und im Zollhause an dem Marktthore hing neben der Thür der Schlüssel. Da war Nichts zu machen. Hinüberschwimmen — das ging gar nicht; denn kam der Lieutenant, dann verlor er seinen Dienst und sein Brod. So stand er eine Seelenangst um das geliebte Mädchen aus, die, je länger sie währte, je unerträglicher wurde.

Dabei lag der scheinbar leer den Rhein hinabschwimmende Ankernachen wie ein Berg auf seiner Seele. Er zweifelte kaum an einer Schmugglerunternehmung in dieser Nacht. Warum hätte sonst der Mensch so lange beobachtend unter dem Galgen drüben gelegen? Er hatte ihn mit Hülfe seines Fernrohrs durch die Hecken anschleichen und unter den Galgen schlüpfen und dort stundenlang, ohne sich zu bewegen, gesehen. Daß er den Wachtposten an der „neuen Mauer", also ihn, Jupp, dort beobachtet habe, lag außer allem Zweifel. So war in seiner Seele der Gedanke zur ziemlich sicheren Vermuthung geworden, daß die Schmuggler über die Insel eine Einschwärzung verbotener Waaren beabsichtigten. Nur hatte er die Gewißheit noch nicht. Darum blieb er, sich diese nach Kräften und Möglichkeit zu verschaffen.

Die Schmuggler machten ihm die Zeit lang, und er wollte schon seinen Posten verlassen, als sein von dem gefaßten Verdachte geschärftes Ohr durch das Brausen der Gewässer des Rheines Laute vernahm, die seinen Verdacht zur Gewißheit erhoben. Er horchte mit großer Anstrengung. — Es war ihm, als höre er auf der Insel einige Männerstimmen; dann den dumpfen Schrei einer Frauenstimme. — Darauf wurde es still; aber es war ihm, als sähe er durch die Fensterlucken des oberen Geschosses des Häuschens einige Male Licht aufblitzen und schnell wieder verschwinden. So viel aber stand ihm fest, auf der Insel war eine völlig ungewöhnliche Bewegung.

Jetzt duldete es ihn nicht mehr unter seinem überhängenden Felsen in der Hälfte des Berges. So geräuschlos, als er es vermochte, verließ er seinen Standpunkt und folgte dem Pfädlein herab auf die Landstraße, wo er dem Rheine und der Insel gegenüber und um Vieles näher war. Hier verbarg er sich, so

gut es ging, um das abzuwarten, was in seiner weiteren Entwickelung nicht auf sich konnte länger warten lassen, wenn noch im Laufe dieser Nacht ein Schmuggler-unternehmen in's Werk gesetzt werden sollte.

Seine Seele war in größter Aufregung. Stand ja doch auf der einen Seite das Erringen ansehnlichen Fanggeldes in Aussicht, wenn es gelang, die Schmuggler oder doch ihre Waaren abzufassen, die, das setzte er sich zusammen, im Häuschen aufgestapelt sein mußten; auf der anderen Seite aber stand eine Rache an Herrmann in Aussicht, die er als höchstes Ziel seiner Wünsche schon lange anstrebte.

Einen Plan hatte er auch entworfen. Nur noch eine kleine Frist wollte er hier beobachten, dann wollte er durch das „Zehntenthor" in die Stadt eilen, seinen Freund Roubillon abrufen und, ohne daß es Einer der übrigen Grenzwächter merkte, mit dem sogenannten Zollnachen nach der Insel fahren, um den sicherlich reichen Fang zu machen und die Schmuggler an Ort und Stelle zu erwischen.

Dies Unternehmen war ein sehr gewagtes, da der Schmuggler gewißlich eine größere Zahl war, aber Jupp rechnete dabei eines Theils auf die Macht der Ueberraschung, auf die Unsicherheit der Schmuggler, wie groß die Anzahl der Grenzwächter sei, und schlimmsten Falles auf seine Feuerwaffen, von denen sie im Kampfe mit den Schmugglern Gebrauch zu machen berechtigt waren. So harrte er denn noch einstweilen geduldig, und seine Geduld sollte nicht ohne Belohnung bleiben.

III.

Die drei schwerbefrachteten Kähne der Schmuggler waren endlich bei dem Niederthale angekommen, von wo, nachdem die an der Leine gehenden Schiffer in die Kähne eingestiegen waren und nun die Riemen in die Fluth senkten, sie schnell das östliche Ufer der Insel erreichten und unter den überhängenden, schützenden Weiden an und beilegten.

Herrmann, der in dem Ankernachen war, sprang zuerst an das Ufer der Insel und befestigte die Kette des Kahns an der Landestelle um den Stamm einer Erle.

Vetter, sagte er zu dem alten Schiffer, lasset uns zusammen nach dem Häuschen gehen, wo das arme Lenchen in ihrer Todesangst sitzt, wenn's nicht eingeschlafen ist. Es wird weniger erschrecken, wenn es mit meiner Stimme zugleich die eurige hört.

Hast Recht, erwiederte der Alte. Es wird sich ohnehin hinter der Bohlenthür mit dem Schließbalken verschanzt haben. Er wandte sich zu den Schiffern, gab ihnen gemessenen Befehl, auch keinen einzigen Ballen bis zu seiner Rückkehr auszuladen, und schritt so leise als möglich mit Herrmann dem Häuschen zu, das im tiefen Dunkel dennoch erkennbar, todesstille vor ihnen lag. Was sie sich zu sagen hatten, konnten sie, des Wellengebrauses halber nicht flüstern.

Wie es der Alte vermuthet, so fanden sie es. Die Thür des Häuschens war fest verschlossen.

Herrmann horchte an einem Loche, das sich unten am Boden befand. —

Sie schläft! flüsterte er halblaut dem Alten zu.

Dann klopfe leise! befahl der Alte und legte sein Ohr an die Thür.

Herrmann klopfte ziemlich leise an die Thür, und ein greller Angstschrei des erwachenden Mädchens war die nächste Folge dieses Klopfens.

Lenchen, erschreck doch nicht! flüsterte hörbar der junge Mann hinein, der Vetter Konrad aus der Krahnengasse und ich sind da. Du kennst uns ja doch!

Der Alte trat jetzt näher an die Thür, und seine Lenchen wohlbekannte Baßstimme bestätigte vollständig Herrmanns Angabe, und die gewonnene Ueberzeugung beruhigte das Mädchen völlig.

Mach' uns auf, Lenchen, sagte der Alte. Es eilt!

Das Mädchen, froh der befreundeten Menschennähe, schob den Balken und den Riegel nicht ohne Mühe und Anstrengung zurück, und in der geöffneten Thür erschienen die zwei Männergestalten.

Herrmann zog ein Blendlaternchen heraus, sobald sie in das Innere getreten waren, und zündete es vorsichtig, was denn vollends jede Furcht in Lenchens Seele scheuchte.

Kommt Ihr, mich aus der Noth zu befreien? fragte das Mädchen, nicht ohne das freudige Bewußtsein, daß ihr Herrmann dabei war — oder hat's noch eine andere Bewandtniß? —

Ja und Nein, sagte der Alte, und legte ihr, der er vollauf vertrauen durfte, Alles auseinander. Das Mädchen hörte anfänglich nicht ohne Besorgniß die Worte des Vetters; aber sie kannte seine Besonnenheit und Vorsicht und beruhigte sich, sagte aber dann: Ach Vetter, könntet Ihr mich nicht an's Land setzen, ehe die Geschichte hier vorgeht? Ich — ich — nehmts nicht übel! — ich — fürchte mich vor der Schmuggelei und wollte, Ihr Beide hättet Nichts damit zu thun. Am Ende führts doch noch einmal zu „bösen Häusern."

Laß das, Kind, sagte lächelnd der Vetter; das sind Männersachen, und wir machens mit den Grünröcken aus. Ich denke, du machst Dich fertig und bist damit nicht unzufrieden, wenn Dich Herrmann übersetzt. Ueber den Fährlohn magst Du Dich mit ihm einigen! — Er lachte, und Lenchen trat in den tiefen Schatten, den das Blendlaternchen gab, um — nicht gesehen zu werden.

Ei, sagte sie darauf, ich brauche den Herrmann nicht. — Kann, wie Ihr wisset, meinen Kahn schon selber lenken.

Das ist schon richtig, Lenchen; aber Du übersiehst, daß dann Dein Dreibord drüben ist und unsern Feinden zu Diensten steht. Wir aber können, so klein das Ding auch ist, es doch brauchen. Adieu! Gute Nacht!

Er wandte sich und ging aus dem Häuschen hinaus. Während Lehnchen und Herrmann sich links zum Ufer wandten, nahm der „Vetter" der beiden jungen Leute die entgegengesetzte Richtung; denn am östlichen Inselufer lagen die Kähne und harrten die Genossen des Befehles zum Ausladen. Er erreichte sie schnell, und die Arbeit begann mit allem Eifer.

Herrmann folgte Lenchen mäuschenstill zum Ufer, wo ja sie nur die Stelle kannte, da ihr Kahn lag. Der Versuch, ihre Hand zu erhaschen, blieb erfolglos; denn das schlaue Mädchen entzog sie ihm eben so gewandt und rasch, als er sie erhascht zu haben meinte. Wiederholte Versuche hatten denselben Erfolg. —

Am Ufer angelangt setzte sie sich an's Steuer, während sie ihm den Riemen zuwies, ohne daß nur eine Silbe gewechselt worden wäre.

Leise, ja fast unhörbar, glitt der Kahn durch den schmalen Wasserstreifen und legte bald am Ufer an, wo keine Weide, kein Strauch sie deckte, und der Kahn schutzlos erschien.

Als Lenchen an's Ufer sprang, breitete Herrmann seine Arme aus und sagte: Meinen Fährlohn! Der Vetter hat's gesagt!

Ich habe gesteuert, erwiederte Lenchen, das Lachen unterdrückend. Da ist vom Fährlohn keine Rede!

Nun dann nur einen halben Kuß! bat Herrmann.

Es ist zu dunkel, um richtig zu theilen! war Lenchens Antwort.

Nein, das ist abscheulich! versetzte ärgerlich Herrmann.

Nein, sagte sie, das ist nur ehrlich und rechtlich. Gute Nacht!

Mit diesen Worten sprang sie kichernd an seiner Seite vorüber und war, den Pfad nach dem „Ketzer" verfolgend, so schnell ihm in das nächtliche Dunkel entschwunden, daß er brummend in seinen Kahn stieg und mit drei Steuerruderschlägen das Ufer der Insel erreicht hatte.

Diese Ruderschläge waren Zeugnisse seines inneren Zornes über das Mädchen; aber klug waren sie nicht. —

Droben auf der Landstraße, kaum mehr denn zehn bis zwölf Schritte von ihnen kauerte Jupp hinter einem Steinhaufen und war sehr erregter Ohrenzeuge des ganzen Vorgangs. Zitternd hörte er die nicht allzuleise gewechselten Worte des Jünglings und des Mädchens. Eigentlich hätte er sich der spröden Weise freuen können, wenn nicht der Ton und das Kichern Lenchens jede Freude zerstört hätte. Aber nun trat ein Anderes ein. Herrmann ruderte zur Insel zurück. Dort ging Etwas vor! — Das war gewiß! —

Blitzschnell war nun auch Jupp auf dem Wege zur Stadt.

Die Schmuggler luden ihre Kähne aus und füllten des Häuschens oberen Theil damit, während der untere fast halb angefüllt wurde. Dann fuhren die Kähne um die Insel herum zu jener Landestelle, an der auch Lenchens Kahn lag.

Dies forderte, bei aller Anstrengung eine geraume Zeit. Zur Sicherheit stand Herrmann im oberen Theile des Häuschens an dem Fenster, welches gegen Süden ging, Wache, und wie auch seine Gedanken bei Lenchen sein mochten, seine Aufmerksamkeit und Wachsamkeit wurde dadurch nicht beeinträchtigt.

Das Gewölke welches in dichten Massen den Himmel überzogen hatte, war gegen Mitternacht dünner und theilweise lückenhaft geworden. Einzelne Sterne verbreiteten einen matten Schimmer und zwar so, daß man mit einem scharfen Auge im Stande war, das, was auf dem Rheine vorging, wahrzunehmen, da das Wasser zurückleuchtete. —

Während die Männer unten noch die einzelnen Päcke sonderten, um die kostbarsten darunter zum ersten Transporte an einen sicheren Ort im Thale zwischen Bacharach und Steeg zu bringen, stürzte plötzlich Herrmann die Stiege herab.

Ein Nachen! rief er heftig aus.

Wo? fragte der Alte, nicht ohne selbst zu erschrecken.

Er steuert gerade auf die Insel los! erwiederte Herrmann und setzte hinzu: Er kommt von der Stadt her.

Wie viele sind darin? fragte der Alte.

Zwei Douaniers, erwiederte Herrmann. Ich habe die Läufe ihrer Flinten blitzen gesehen und glaube nicht zu irren!

Gut, sagte mit eiserner Ruhe der Alte; er ergriff zwei Säcke und sagte zu Herrmann, Du begleitest mich! Ihr Uebrigen verrammelt die Thür und haltet Euch stille, es sei denn, daß ich Euch zu Hülfe rufe!

Dies geschah und die Beiden schritten in's Dunkel der Nacht hinaus. Sie verbargen sich im Dickicht zur Seite des Häuschens, und Herrmann empfing vom Alten die nöthigen Verhaltungsbefehle, die ein freudiges Lächeln über sein Gesicht brachten.

Jupp wußte genug, nachdem er Herrmann, den er erkannt, und Lenchen belauscht hatte. Er eilte in die Stadt und neidisch gegen seine Genossen wählte er nur seinen Freund und Landsmann Roubillon, einen ebenso verwegenen Gesellen wie er selbst, um den werthvollen Fang mit ihm zu machen. Beide schlichen sich durch die Stadt, gingen durch das „Fleischthörchen" heraus, über den Hügel hinüber, auf dem die herrliche Linde mit ihrem Unterbaue stand, und erreichten ungesehen das Ufer. Sie lösten den Zollnachen, stießen ihn, nachdem sie ihre langen Flinten geladen, in den Rhein und fuhren dem „Wörthe" zu.

Die größere Helle kam ihnen zu Statten. Als sie die, der „neuen Mauer" gegenüber liegende Landestelle erreicht hatten, sahen sie mit Freuden, daß da die Schmugglerkähne lagen. Sie befestigten den ihrigen dabei und verständigten sich schnell über ihr Vorangehen. Die Flinten wurden schußfertig gemacht, in Arm genommen, und nun schlichen sie dem Häuschen zu.

Alles war stille. Das frappirte sie. Sollte man ihr Kommen beobachtet

haben? Einen Augenblick ſtanden ſie rathlos; dann aber ſchritten Beide der Thür des Häuschens zu, welche feſt von innen geſchloſſen war.

Jupp drückte und rief dann: Im Namen des Geſetzes, öffnet die Thür!

Er hatte indeſſen kaum dies Wort geſprochen, als ihm mit größter Schnelle und gewaltiger Kraft ein Sack über den Kopf geworfen wurde, den zwei markige Arme ebenſo ſchnell und ebenſo kräftig bis an die Kniee herabzogen. Daſſelbe geſchah Roubillon. Die Gewehre waren ihnen plötzlich entriſſen und entfernt, und jetzt wurde auf einen Ruf Herrmanns, deſſen Stimme beide Douaniers deutlich erkannten, die Thür des Häuschens mit Gepolter geöffnet.

Stricke! Stricke! rief Herrmann.

Im Augenblicke waren die Beiden in den Säcken widerſtandslos und unfähig ſich zu wehren zur Erde geworfen, und lautlos waren Viele beſchäftigt, ſie ſo an Händen und Füßen zu knebeln, daß ſie kein Glied zu rühren vermochten.

Hierauf ergriffen Mehrere die Gefeſſelten, die vergeblich ſchrieen, und trugen ſie in das Häuschen, wo man ſie neben einander auf die Erde legte. Einer der Schmuggler ſagte ihnen mit verſtellter und völlig unerkennbarer Stimme: Wir rathen Euch, verhaltet Euch ruhig! Der leiſeſte Verſuch, Euch zu befreien, hat zur Folge, daß Ihr wie junge Katzen in den Rhein geworfen werdet! Wir Zwei ſtehen hier Wache! —

Das war ſehr verſtändlich und lag ſo nahe, daß Jupp und Roubillon, ohne miteinander zu berathen, zu dem übereinſtimmenden Ergebniß ihrer Privatmeinung gelangten, es ſei ſehr gerathen, zum böſen Spiele gute Miene zu machen und jedenfalls eine mögliche Befreiung einem ſichern, naſſen Grabe vorzuziehen. Der kecke Uebermuth, der ſie hergeführt, war urplötzlich gebrochen, aber nicht die ohnmächtige Wuth, die ſie erfüllte, und die Jupp, der Herrmann unzweifelhaft erkannt hatte, beſtimmte, den Plan ſeiner Rache zu bedenken, da er in ſeinem Sacke zwar Luft genug zum Athmen, aber keinerlei Ausſicht hatte, die anderweitig ſeine Gedanken hätte zerſtreuen können.

Was für die beiden in den Säcken ſteckenden Grenzwächter das Schlimmſte war, das beſtand darin, daß ſie zwar blinde, aber nicht taube Zeugen ſein mußten, wie die Schmuggler ihre Ballen wegbrachten, um ſie in's Land ganz ungeſtört einzubringen. Ihre Thätigkeit dauerte ununterbrochen fort. Ihrer ungefähren Zeitberechnung nach dauerte das ſtundenlang und ließ auf die Menge der Waaren ſchließen, die an's Land gebracht wurden, zumal die Tritte, die ſie vernahmen, auf eine ungewöhnlich große Zahl Helfershelfer ſchließen ließ. Das hatte den bitteren Beigeſchmack, daß ein koſtbarer Fang ihnen entging, und auch der andere fehlte nicht, daß die Schmuggler ihr ſchadenfrohes, triumphirendes Lachen zu unterdrücken ſich nicht die geringſte Mühe gaben.

Als endlich alle Räume geleert waren, wünſchte ihnen eine wildfremde Stimme: gute Nacht; die Thür wurde von außen zugezogen, und die zwei Gefeſſelten und Geprellten waren mit ihrem Grimme, ihrer Wuth und dem Bewußtſein troſtloſen Verlaſſenſeins allein.

Als Alles ſtille blieb und ſie überzeugt waren, ſie ſeien allein, da begannen ſie zu reden und das Erſte war, daß Roubillon in ſeinem walloniſchen Kauderwälſch furchtbar auf Jupp zu ſchimpfen begann, der ihn durch ſeinen tollkühnen Vorſatz und Vorſchlag in dieſe mehr als abſcheuliche Lage gebracht. Jupp war ein ſehr heftiger, zähzorniger Menſch, der zum höchſten Zorne gereizt die Schimpfreden zurückgab, deren Gehalt und Werth ſich mit jedem Worte ſteigerte, war ganz außer ſich ſelbſt, und hätten ſie freie Hand gehabt, es hätte jedenfalls einen blutigen Kampf gegeben.

Als das Verzeichniß ihrer ſehr reichen walloniſchen Schimpfreden erſchöpft und ihre gegenſeitige Erbitterung den höchſten Grad erreicht hatte, trat nothwendig eine Erſchlaffung ein. Nach einigem Schweigen brach der höchſt leicht-

ſinnige Roubillon in ein ſchallendes Gelächter aus. Jupp, rief er aus, ſind wir nicht die größten Dummköpfe, die man finden kann, daß wir unſere ohnmächtige Wuth gegen einander kehren, ſtatt als Leidensbrüder denen zu fluchen, die uns dies Elend bereitet haben? Oder auf Mittel und Wege zu ſinnen, uns unſerer Feſſeln zu entledigen und aus den vermaledeiten Ueberzügen herauszukommen? Was meinſt Du zu dem gewiß klugen Gedanken? —

Ja, ſchaffe Du Dich heraus, höhnte Jupp; ich kann kein Glied rühren, ſo haben ſie mich gebunden, und der Schmerz der Stricke macht mich faſt wahnſinnig.

Es liegt für mich ein Troſt darin, daß es Dir gerade ſo ergeht wie mir, bemerkte Roubillon, der die Gabe hatte, auch der ſchlimmſten Lage noch eine Seite für ſeinen Humor abzugewinnen. Hab auch ſchon probirt, fuhr er fort. Da es mich aber noch mehr ſchmerzte, ſo hab' ich zwiſchen den beiden Uebeln das leichteſte gewählt, und das ſcheint mir weiſe zu ſein; laß uns ein wenig ſchlafen. Vielleicht kommt uns ein guter Gedanke im Traume, da uns im Wachen keiner kommen will. — Damit gab er ſich einen Ruck, der ihn auf die andere Seite zu liegen brachte.

Jupp antwortete mit einem entſetzlichen Fluche.

Laß das, fuhr Roubillon fort. Mit dem Fluchen ſchadeſt Du nur Dir ſelbſt, für mich bleibts doch ein kalter Wetterſchlag. Auch iſt es beſſer, wir geben Gedanken des Todes Raum; denn die Schmuggler werden ſich hüten uns zu befreien, und ſonſt weiß Niemand, daß wir hier zu unfreiwilliger Ruhe gebracht ſind. Bis uns das heumachende Lenchen findet, ſind wir aller Noth entledigt, das heißt auf gut Kölniſch „gemöpſt." Um Dich wird ſie Thränen der Liebe vergießen, aber mir — fällt keine zur Erde, nicht einmal aus dem eigenen Auge.

Wieder ein furchtbarer Fluch war Jupp's Antwort.

Ich wollte Dir eben ein Bekenntniß meiner Sünden ablegen, fuhr der Leichtſinnige fort; aber nun werd' ich's bleiben laſſen; denn mit ſolchen Liebesäußerungen, wie ich ſie eben vernommen, hab' ich auf keine Entbindung oder Abſolution zu rechnen. So will ich ſchweigen und meinen Mund nicht mehr aufthun! —

Damit war es ihm indeſſen gar nicht Ernſt. Er rechnete ganz richtig, daß Jupp, wenn ſein Zorn verflogen ſein würde, von ſelbſt wieder das Geſpräch aufnehmen würde. Das geſchah denn nach einiger Zeit auch richtig.

Jaques, hob er endlich an, denn das war Roubillons Taufname, Jaques, wenn uns die Spitzbuben hier verhungern ließen? —

Dann hätte ich die Hoffnung, Dich zu überleben, antwortete Roubillon; denn ich habe in Spanien faſten gelernt. Aber was hülfe mich das? fuhr er fort. Du hinterläſſeſt kein Erbe; denn Du biſt arm wie eine Kirchenmaus, da Du, wenn Du Geld haſt, Alles durchbringſt, auch keine Anweiſung auf das Priſengeld ausſtellen kannſt, um das uns auf dieſer verhexten Inſel die Schmuggler geprellt haben. Nichts iſt Nichts, Freund! —

Jupp hatte wieder eine Verwünſchung auf der Lippe, aber er verſchluckte ſie und ſagte: Menſch, werde doch einmal vernünftig.

Das bin ich, Kamerad, ſehr vernünftig, und das macht mich ſo fröhlich, wie ich lange Zeit nicht geweſen bin, trotz der unbequemen Lage auf den harten Platten, die nur den Einen Vortheil bieten, daß ſie kühl ſind in dieſer unerträglichen Hitze. Auch bin ich auf's herzlichſte erfreut über die dicken Mauern dieſes Loches und über die Fenſterlöcher oben; dadurch haben wir hier ergötzliche Kühle und ſoviel friſche Luft, als durch die Maſchen der Sackleinwand durchkommen kann. Es iſt Nichts ſo ſchlimm, daß es gar Nichts Gutes hätte.

Jupp fluchte wieder in ſich hinein und ſeufzte dazu; denn dieſer Menſch brachte ihn zur Raſerei, wenn es ſo fortging. —

Er that daher, als ſchliefe er, was Roubillon beſtimmte, ein walloniſches Lied-

lein zu ſingen, deſſen Inhalt der Troſt für einen hoffnungslos Liebenden, was auch nicht ohne Zweck von dem Schelmen gewählt worden war.

Ruhiger wurde indeſſen nach und nach Jupp doch, wenn er auch nicht geeigenſchaftet war, mit Laune und nöthigenfalls gehöriger Selbſtneckerei und Selbſtverſpottung ſich in die Lage zu bequemen, in welcher er ſich befand. Praktiſcher als Jaques benutzte er die mühſam errungene Ruhe dazu, an den Feſſelſtricken zu lockern, welche ſeine Hände hielten. Er hatte dünne, feine Knochen. Unermüdlich zu ſein, das in's Auge gefaßte Ziel zu verfolgen, das war ſeine Natur nach innen und nach außen. Dieſe Unermüdlichkeit bewies er auch jetzt wieder in einer ſtetigen Bewegung ſeiner Hände. Das hatte den Zweck, nach und nach die Stricke zu lockern, und die auf Erfahrung ruhende Vorausſetzung bewährte ſich — ſie gaben nach, und zu ſeiner unausſprechlichen Freude ſah er ſich nach etwa einer Stunde ſtiller Thätigkeit im freien Beſitze ſeiner Rechten. Das war ein Schritt zur Befreiung, deſſen Tragweite Alles hoffen ließ.

Roubillon hatte ſchon einige Zeit ſtill geſchwiegen und gethan, als ſchliefe er. Die unausgeſetzten Bemühungen ſeines Leidensgefährten hatte er gehört.

Endlich ſagte er: Haſt Du eine Zuſammenkunft mit Lenchen, weil Du ſo eilſt, oder iſt's Sehnſucht nach Deinem Poſten am alten Kloſter und Dienſtbefliſſenheit? —

Haſt Du ein Meſſer in der Taſche, Jaques? fragte keuchend der Andere, ohne auf die ſpottende Rede zu achten.

Willſt Du aus Verzweiflung —? — fragte Roubillon mit ſcheinbarem Erſchrecken.

Laß Deine Narrheit, Jaques, und antworte! rief Jupp.

Und wenn ich es hätte, wer ſollte es aus der Taſche holen?

Ich! rief triumphirend Jupp, und ſteckte ſeinem Freunde und Landsmanne eine ſo derbe Ohrfeige, daß dieſer meinte, ſie müſſe von einem heimlichen Wächter kommen.

Brrrr! der Beweis iſt ſchlagend, ſprach Jaques, und Du kannſt es mir glauben, daß ich es auf's innigſte beklage, dermalen mich nicht in der Lage zu befinden, Dir entſprechende Beweiſe meiner freien Thätigkeit geben zu können. Ich verzichte dieſes Mal darauf in der Hoffnung beſſerer Tage, und in dieſer Hoffnung will ich Dir ſagen, daß Du ein Eſel biſt, nach einem Meſſer zu fragen, da Du deinen Säbel an der Seite haſt, den Du, wenn deine Hände frei ſind, ja nur herausziehen kannſt! —

O Du unergründlicher Narr, rief freudig erregt Jupp aus. Weißt Du denn nicht, daß die Canaillen uns die Klingen nahmen und die Flinten und Beides in den Rhein warfen?

Ich geſtehe, fuhr Jupp fort, die Leute ſind ſo klug, als wären ſie Wallonen von Geburt. Der Umſtand iſt unangenehm, denn ſie werden uns unbarmherzig hänſeln.

Lieber gehänſelt als verhungert, verſetzte Jupp. Haſt Du ein Meſſer?

Ja, Kamerad, hol' Dir's aus der Taſche, wenn Du kannſt! Nur — bleib mir und Dir damit vom Leibe. Ich kann nämlich kein Blut ſehen. —

Halt um aller Heiligen Willen Dein Maul endlich einmal! rief Jupp, indem er ſich unter dem groben Tuche des Sackes einen Eingang ſuchte. Er fand ihn endlich, und das Meſſer, und wenige Minuten ſpäter ſtand er auf ſeinen Beinen, reckte ſeine ſtarrgewordenen Glieder und blickte fröhlich in das dämmernde Tageslicht.

Wird's bald? fragte Roubillon, oder willſt Du durch Quälereien Rache an mir nehmen? —

Er war damit der Wahrheit nahe gekommen; allein Jupp war viel zu berechnend, als daß er ſeiner erſten Regung Raum gegeben hätte. Er ſchnitt

auch seines Leidensgefährten Stricke durch, zog ihm den Sack ab, und Jaques war frei.

Prächtig! rief er aus. Ich habe nie eine Mütze getragen, die unbequemer gewesen wäre, als der Kaffeesack! Auch hatten die Stricke mehr Liebe zu mir als ich zu ihnen: sie legten sich allzu enge an mich an! — Nun aber fragt es sich, wie kommen wir von der Insel, dieser wahrhaft „Verwünschten"?

Beide traten in's Freie.

Die Morgendämmerung lag eben über dem wunderschönen Thalbecken von Bacharach. Ueber Lorch röthete sich der östliche Himmel, und Wolken mit Roth angehaucht trieben vor dem Winde her als Boten, daß des Tages Königin bald ihr siegendes Scepter schwingen werde. Auf dem Rheine lag kaum gebrochenes Dunkel.

Das Bewußtsein der Freiheit und Erlösung aus einer unberechenbaren Drangsal durchströmte die Herzen beider Jünglinge.

Ob ich gleich zweifle, daß unsre Freunde, die Schmuggler, uns werden Gelegenheit zur Abfahrt von der Insel gelassen haben, sagte Jaques Roubillon, so wollen wir doch uns einmal an den Rändern der Insel umsehen. Gehe Du rechts, ich gehe links.

Der Umgang und das sorgfältigste Suchen wurde von Beiden ausgeführt, aber als sie sich trafen, drehte Roubillon seinem Kameraden eine doppelhändige Nase.

Angeführt! rief er lachend. Wie ich vermuthet! Adieu, Zollnachen! Monsieur Jupp wird die Güte haben, ihn von dem Prisengelde unsrer Expedition auf's Bacharacher Wörth zu bezahlen.

Jupp war bleich geworden. Das ganze Gewicht der Sache fiel ihm auf's Herz.

Roubillon ließ ihn stehen und schritt den Felsen am Kopfe der Insel zu.

Es war mittlerweile so hell geworden, daß man in eine ziemliche Entfernung sehen konnte, und so erblickte er denn den Zollnachen, den die muthwilligen Schmuggler wenigstens dreißig Schritte auf das öde Steingerölle des „Ketzers" geschleift hatten.

Jupp! Jupp! rief er freudig dem noch an derselben Stelle stehenden Kameraden zu.

Dieser eilte herbei, und Jaques deutete nach der Stelle, wo der große, starke Kahn lag.

Siehst Du, rief er aus, dort liegt er als Fisch auf dem Trocknen und zappelt nicht einmal! Nun bleibt uns Nichts übrig, als hinüber zu schwimmen und mit vereinten Kräften ihn wieder in sein Element zu schaffen!

Ich kann — ja — nicht — schwimmen! stöhnte Jupp.

Das ist schlimm, sagte diesmal ärgerlich Jaques; denn ich alleine zwinge ihn nicht. Na, versuch's Mal! Ich will Dich an der Hand halten! Der Flußarm ist seicht und schmal. Noch sieht es Niemand; denn, wie Du siehst, die Bacharacher Schornsteine rauchen noch nicht, den geschmuggelten Kaffee zu kochen.

Jupp war im Grunde seiner Seele feig. Es kostete den Andern unendliche Mühe, ihn zu dem Vorschlage zu bringen, den er gemacht. Endlich gelang es ihm, und nachdem er ihn noch im Wasser weidlich geneckt, erreichten sie das andere Ufer, liefen nun, so schnell sie konnten, dem Kahne zu, und nach langer und schwerer Arbeit gelang es, ihn in's Wasser zu bringen. Vorerst ruderten sie zur Insel zurück, kleideten sich an und — erschienen dann plötzlich waffenlos vor Bacharach zum nicht geringen Erstaunen ihrer Kameraden in der Zollhütte am Marktthore. —

IV.

Ein Schmuggel wie der dieser Nacht, zu dem die Schmugglergenossenschaft

noch Hülfe aus der Stadt hatte holen müssen, konnte nicht verborgen bleiben und ebenso wenig die dabei obwaltenden Umstände. Beim Kaffeetrinken wußte es die halbe Stadt, und die beiden Opfer, die Kameraden Jupp und Roubillon, wurden einstweilen nach allen Richtungen ausgelacht. Wo sie aber waren, das verlautete nur in solchen Kreisen, die zu den nun ruhig heimgekehrten Schmugglern gehörten. Die Waaren hatten Andere bereits so weit fortgeschafft, daß an ein Erreichen nicht mehr zu denken war, zumal die Douane die Richtung nicht kannte, in welcher die Waaren weiter geschafft worden waren.

Unter den Zollwächtern aber konnte man eine große Unruhe und Rührigkeit wahrnehmen.

In der Zollhütte am Marktthore befand sich der Lieutenant Ehmann, dessen Rausch vom gestrigen Abende kräftige Spuren in seinem Aussehen zurückgelassen.

Von der Anwesenheit Lenchens auf dem Wörthe wußte zum Glücke Keiner als Jupp, und er hatte selbst Jaques Nichts davon gesagt, weil er diesen als unüberwindliche Plaudertasche kannte.

Als Beide nun unerwartet mit dem Kahne landeten und so eilig als möglich den „Hüwel" heraufkletterten und in die Hütte traten, zog Ehmann seine Stirne in mächtige Falten, blickte sie mit Augen an, die zwar matt und verschwommen aussahen, aber dennoch einen Zornblick entsandten, der in Jupps Herzen eine große Unruhe bereitete. —

Engel, gehen Sie in meine Wohnung und holen Sie Schreibzeug, befahl er. Rasch! Ich muß Verhör halten und Protocolle aufnehmen!

Sie sind Arrestanten! herrschte er den Beiden zu und deutete auf die hintere Bank der Hütte, wo denn, an strengen, soldatischen Gehorsam gewöhnt, Beide in einer Stimmung Platz nahmen, die unerquicklich genug war. Der Lieutenant trat bis zu Engels Rückkehr in's Freie, wo ihm die frische Morgenluft an der brennenden Stirne wohlthat. —

Endlich kam es zur Vernehmung. Jupp berichtete treu bis auf den Einen Punkt, daß ihn eigentlich mehr die Theilnahme für das Mädchen so wachsam gemacht als die Pflichttreue, auf die Schmuggler zu fahnden. Ehmann kannte diesen Punkt nicht oder wollte ihn nicht kennen und übersah auch das spottende Lächeln der andern Anwesenden, zu Jupp's nicht geringer Freude.

Das Eine aber war für den Lieutenant von hoher Bedeutung, nämlich, daß Jupp und Roubillon gleichmäßig bezeugten, sie hätten unter den Schmugglern Herrmann bestimmt erkannt.

Der Ernst, welcher bisher bei dem Zeugniß Jupp's geherrscht, gab alsbald einem ununterbrochenen Gelächter Raum, als Roubillon Zeugniß zu geben begann. In seiner komischen Weise stellte er alle Ereignisse dar. Obwohl Jupp sich weidlich ärgerte, so erkannte er doch schnell, daß die strafbare Handlung, ohne Mitwissen des Lieutenants den Kahn zu einer Unternehmung auf eigne Faust verwendet zu haben, bedeutend an Schwere verlor, als Roubillon seine Darstellung begann.

Der Lieutenant hatte eben auch keine Lust, Gewicht darauf zu legen, weil er seines eigenen Vergehens gedachte. Er wußte, daß seine Untergebenen ihn nicht lieb hatten, und fürchtete, wenn er strenge wäre, man möchte einmal sein „Töpflein aufdecken", wo denn gewiß mehr Uebertretung der Pflicht zu Tage gekommen wäre als die Uebertretungen seiner Untergebenen in Summa. So ließ er es bei einem unumgänglichen Verweise bewenden, hielt aber nur das Eine fest, daß Herrmann erkannt worden sei. In seinem Berichte stellte er die Sache so dar, als habe er um Alles gewußt; verschwieg das „Indensackstecken" der Zweie und wandelte es in ein Ueberwältigen durch plötzlichen Ueberfall in undurchdringlichem Dunkel; wies die Nothwendigkeit der Verhaftung Herrmanns nach, und — aller Schatten fiel weg, während die Sache in glänzendem Lichte hervortrat.

Als Ehmann den Bericht vollendet hatte, rieb er sich die Hände und sagte

zu sich: Eine Hand wascht die andere, und keine Krähe hackt der andern die Augen aus. Mein Bericht ist ein Meisterstück! Geht mitten durch zwischen Wahrheit und Lüge. Was brauchen die da oben Alles zu wissen? Aber der Herrmann, der kecke Bube, soll nicht ungerupft davon kommen. Damit drücke ich dem eifersüchtigen Jupp die Augen zu gegen — meine kleinen Verstöße gegen die Ordnung im Dienste. Wie du mir, so ich dir! — Nach diesen Worten schnallte er seinen Säbel um, setzte seinen Bonaparte auf und verließ seine Wohnung.

Um dieselbe Zeit gingen Jupp und Roubillon auf ihre Posten, der Eine an die Bombach, der Andre an's alte Kloster.

Jupp, sagte Roubillon, gib Acht, wir kriegen Beide noch eine Belohnung für unsern Eifer. Ich kenne den Lieutenant. Er muß uns rein waschen, sonst riskirt er, daß sie ihm am Zeuge flicken. Das Sprüchwort sagt: Wer selbst ein gläsernes Dach hat, darf nicht mit Steinen auf andrer Leute Dächer werfen.

Jupp, der noch ansehnliche Unruhe in der Brust hatte, überlegte sich das, was sein Leidensgefährte gesagt, und kam vollkommen beruhigt an seinem Posten an.

Kurz vorher, ehe Lieutenant Ehmann seine Wohnung verlassen hatte, standen unter den Linden am Kloster, vor dem Zollthor, ein Trupp Knaben und mitten unter ihnen der, welcher diese Geschichte erzählt. Es war die Zeit der Sommerferien, und die Bubenherzen daher federleicht. Spielen hieß es vom Morgen bis zum Abende und, da bekanntlich die Knabenspiele ihre regelmäßige Zeitordnung haben, so war es damals grade die zweite Periode des Klickerspiels, dessen erster Zeitraum in die frühen schönen Frühlingstage fällt.

Für's Erste war das Spiel unterbrochen; denn Einer, unser Spielgenosse Stephan, erzählte die Begebenheiten der Nacht auf dem Wörthe und was drum und dran hing. Er hatte es erlauscht, als sein Vater, der Schmied, es heilig seiner Mutter erzählte; aber daß Herrmann, den wir, weil er so freundlich gegen uns war, so lieb hatten, in Gefahr schwebe, das ahnte Keiner von uns. Wir freuten uns des gelungenen Schmugglerstreiches, ohne den sittlichen Werth des Schmuggelns zu prüfen. Es war die Freude, die eigentlich jedes frische Bubenherz fühlt, wenn eine verhaßte Sache einmal recht überflügelt wird und List und Schlauheit siegen. Erschienen uns ja doch die Schmuggler als Helden im Kampfe gegen eine unrechte Einrichtung. Buben prüfen nicht, und das Schmuggelwesen hatte im Volksurtheile seine Berechtigung. Wir hörten das alle Tage und stimmten zu, weil Alle zustimmten und Alle Vortheile hatten, wohlfeilen Kaffee, Salz, Tabak und wie Dinge heißen, die Lebensbedürfnisse sind oder geworden sind. Daß die Grünröcke geprellt worden waren und namentlich der tückische, Allen verhaßte Jupp und der Schalksnarr, der Roubillon, der alle Welt uzte und uns nicht vor der Douanenhütte am Marktthor unter dem Kastanienbaume spielen ließ oder unter der Linde am Fleischthore, wo die Lindenmaje gehalten wurde an den Sonntagnachmittagen — wenn er da auf Posten stand, das war uns eine Seelenfreude.

Der Gegenstand wurde lebhaft und in ächter, frischer Bubenweise besprochen und belacht; aber es fielen einige Regentropfen, und das Klickerspiel lag uns doch recht nahe am Herzen.

Stephan war eine ächte, rechte Spielratze, der, wenn Viere nur zusammen waren, sogleich ein Spiel begann. Kommt, wir wollen unter der Linde spielen! rief er aus. Der Roubillon steht heute dort nicht Posten. Ich sehe es! Was brauchen wir so weit hinunter zu laufen? sagte ein Anderer; wir wollen die Zollgasse hinauf gehen, in die Kellerei, unter den Ueberbau am Thore. Da ist's trocken, es kann und mag regnen, wie es will, und der Gensd'armen-Wachtmeister Rigaud ist ein guter Kerl, der jagt uns nie hinaus. Kommt! —

Er sprang den „Hüwel“ hinab, dem Zollthore zu, und wir Alle hintendrein. Selbst Stephan, der lebendige Geist des Widerspruchs, fügte sich und folgte.

Die Kellerei war ein weites, umfangreiches Gebäude, links, wenn man vom Oberthore kam, das erste Gebäude am Thore selbst. Es hatte einen großen Hof, ein umfangreiches Wohngebäude an der Straße, große Keller, Ställe, Remisen und Magazine. Grade am Thore des Eingangs, rechts, befand sich ein ziemlich großer Ueberbau, dessen Zweck nicht mehr deutlich war. Er ruhte der Länge nach auf der Hauptmauer und ebenso der Breite nach auf derjenigen, welche den Ställen als Seitenwand diente, vornen aber mit einem ungeheuer dicken Eichenbalkon auf einem derben, wohlfundamentirten, viereckigen Sandsteinpfeiler, so daß der untere Raum leer und frei war. Das war der köstlichste Platz zum Klickern, immer trocken und von oben geschützt. Da mochte es stürmen — es war kein Zugwind; da mochte es „Knebel und Spieße regnen“, wie man für einen heftigen Platzregen bildlich sagte — es war staubtrocken. Und wenn es im Winter Schnee gab, wir fegten ihn sorgfältig weg, wenn er etwa bei starkem Schneewehen hineingerathen sein sollte, und hatten, was wir wollten, den köstlichsten Spielplatz, wo wir sicher waren, immer spielende Genossen zu finden.

In dem Wohngebäude wohnten zu Pfälzerzeiten immer der „Herr Hofgerichtsrath und Landschreiber“, der Churpfälzische Gerichts- und Verwaltungsbeamte des „Oberamts Bacharach“ und der „Herr Keller“ oder der Renteibeamte, der die Wein- und Fruchtzehnten einnahm, in den Scheunen und Kellern barg und überhaupt die Steuern einnahm. Es war ein Staatsgebäude und wurde zu der französischen Zeit nur dazu verwendet, den zwei reitenden Gensd'armen und ihrem Wachtmeister zur Wohnung zu dienen. Ihre drei Pferde standen in dem Stalle, an den unser Spielplatz anstieß. Das Thor war den ganzen Tag offen, und so hinderte und hemmte uns Nichts. Die Gensd'armen wohnten oben und weit genug weg, um von unserem Geschrei und Spielgezänke nicht gestört zu werden.

Dies unübertreffliche Spielplätzchen war bald erreicht, und kaum hatte das Spiel begonnen, so kam des Wachtmeisters Sohn, ein Altersgenosse von uns, und trat in das Spiel ein.

Ich hatte das Unglück, schnell „abgethan“ zu werden, das heißt, durch das Treffen meines Klickers das Recht an dem „Satze“ und dem Spiele zu verlieren, und lehnte an dem Pfeiler, die Gänge des Spiels beobachtend.

Meine Aufmerksamkeit wurde indessen bald genug abgelenkt von einem Gegenstande, der eine ungleich größere Wichtigkeit hatte.

Der Douanenlieutenant Ehmann schritt nämlich eifrig zum Thore herein und fragte den Sohn des Wachtmeisters französisch: Ist Dein Vater zu Hause?

Der Knabe bejahte und setzte hinzu: Er ist eben im Stalle, nach seinem Rappen zu sehen.

Ruf' ihn heraus! sagte Ehmann, und der Knabe ging.

Bald darauf trat der Wachtmeister aus dem Stalle und zu Ehmann, der etwa vier Schritte von mir stehen geblieben war.

Ich verstand das Französische wie meine Muttersprache, und daran mochte Ehmann nicht denken oder es nicht wissen, als er den Wachtmeister begrüßend, sogleich auf das Ereigniß dieser Nacht einging.

Der Wachtmeister kannte es noch nicht und hörte deßhalb mit gespannter, ungetheilter Aufmerksamkeit das an, was ihm Ehmann rückhaltlos, weil sich für vollkommen sicher haltend, erzählte.

Ein rheinisches Sprüchwort sagt: Kleine Kessel, große Ohren, und bezeichnet damit die Neugierde und Aufmerksamkeit der Kinder für und auf solche Dinge, die sie eigentlich Nichts angehen, darum aber um so wichtiger für sie sind. Dies Sprüchwort fand bei mir seine vollste Anwendung und Bewährung. Ich war ganz Ohr. —

Da vernahm ich denn, daß des Lieutenants Darstellung sehr weit von dem

Thatbestande abwich, den uns eben Stephan mitgetheilt hatte. Er ließ wesentliche Umstände weg, und das war freilich natürlich; denn er theilte den wesentlichen Inhalt seines Berichtes an den Capitain der Douaniers in Oberwesel mit, den er so zugestutzt hatte, wie es eben in seinen Kram taugte und Jupp und Roubillon, die ihn, wie schon bemerkt worden ist, in ihrer Hand hatten, weniger belastete.

Da aber blieb als wesentlichster Punkt, daß Beide meinen Freund Herrmann erkannt hatten, und daß Ehmann die Gensd'armen zu Hülfe rief, um ihn heute noch und wenn es dunkelte und Herrmann zu Hause sei, gefangen zu nehmen. Der Wachtmeister ging natürlich sogleich darauf ein, und Alles wurde weitläufig abgeredet.

Der Wachtmeister begleitete den Lieutenant noch bis unter das Thor, und sie schieden dann.

Da ich am Spiele keinen Antheil mehr hatte, so verließ ich alsbald den Spielplatz und ging langsam die Zollgasse hinunter, um reiflich zu überlegen, was hier zu thun sei, um Herrmann zu retten.

Am Wirthshause „zum goldenen Rade" angelangt, das die Ecke der Zoll- und Untergasse bildet, stieg ich die breite Treppe neben dem Zolle hinauf und gelangte auf den Gang, „die Mauer" genannt, weil die Häuser der Untergasse, die wider der Stadtmauer, „die Rheinmauer" genannt, stehen, durch den Ueberbau ihrer oberen Steckwerke, welche auf der „Stadtmauer" ruhen, einen Gang der ganzen Rheinlänge der Stadt nach bilden, auf den man an vielen Stellen durch breite Stiegen gelangt. Sein — stellenweise spärliches — Licht empfängt dieser Mauergang durch große, fensterartige Oeffnungen gegen die Rheinseite. Sie heißen: „Mauerfenster". Bei dem ersten Mauerfenster blieb ich gedankenvoll stehen. Ein gewaltiger Schrecken war mir durch die Seele gefahren, als ich vernahm, daß die beiden Geprellten Herrmann erkannt hatten, und daß der treue Junge noch an diesem Abende sollte gefangen genommen werden. Ich wußte, daß die Galeerenstrafe das Sichere war, das ihn erwartete.

Meine Entfernung war keinem der Spielenden aufgefallen. So konnte ich ungestört überlegen, was ich thun solle, und ebenso konnte es nun auch Niemand erfahren, durch wen Herrmann von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet worden war — was bei der Strenge, welche in solchen Fällen angewendet zu werden pflegte, keine kleine Wichtigkeit hatte und wohl das Herz „wackelig" machen konnte Dem, der solchen Antheils sich bewußt war, den man zum schwersten Verrathe stempelte.

So wenig ich drunten unter den Linden am Kloster eine sittliche Goldwage anzulegen im Stande war, ebenso wenig hier. Es galt mir eben nur den Freund retten, der alten, braven Mutter den sie ernährenden Sohn erhalten und den verhaßten Douaniers ihr Opfer entreißen, den Triumph entwinden, den sie schon in ihren Händen zu haben meinten, besonders der Allen verhaßte tückische Jupp. — Ich will es nicht in Abrede stellen, daß mir das Herz pochte, wenn ich daran dachte, welche Folgen es haben könnte, wenn man erführe, daß ich das Gespräche der Beiden verrathen hätte; aber die Liebe zu dem braven Herrmann war zu groß; ich eilte zur Mauerthür des Hauses seiner Mutter und trat hastig in das Stübchen.

Herrmann hatte durch die Strapatzen einer durchwachten und durcharbeiteten Nacht bis tief in den Tag hinein geschlafen und saß eben am Tische, sein spätes Morgenbrod zu essen. In dem Stübchen der Wittwe herrschte die größte Ordnung und Reinlichkeit bei größter Einfachheit und fast ärmlicher Ausstattung.

Die Klammbrille auf der Nase, saß die ehrwürdige Frau am Fenster und strickte.

Beide wurden durch mein Kommen nicht erschreckt; denn ich war ja der tägliche Besuch, der stets willkommene Gast, wenn Herrmanns Mutter ein Gericht

Backfische hatte, die sie so krachig und fest zu bereiten verstand, und — bei deren Fang ich meistens thätig gewesen war, nämlich das Steuer geführt hatte, während Herrmann das mit Kugeln gesäumte Wurfnetz kunstgerecht vom linken Arme im Bogen in die Wellen warf und es nun drehend und die Fische in die Maschen beschließend, wieder in den Kahn hob, dort es wieder entrollte und die gefangenen Fische in den bereitstehenden Zuber warf.

Dennoch mußte mein Aussehen die innere Bewegung ausdrücken; denn Herrmann fuhr auf und rief: Wilhelm, Du bringst eine Hiobsbotschaft?

Leider ja, erwiederte ich und setzte mich in den neben dem Ofen stehenden, lederbezogenen, uralten Großvaterstuhl, der den Namen „Sorgenstuhl" wohl kaum anders denn mit großem Rechte trug.

Nun denn schnell heraus damit! Ich ahne, daß es mich betrifft, sagte Herrmann.

Da mußte ich denn reden und erzählte Alles, was ich Ehmanns und des Gensd'armen-Wachtmeisters Worten entnommen hatte.

Der Mutter entsank das Strickzeug, und Todesblässe bedeckte ihr freundliches mildes Gesicht. — Herrmann war die Eßlust vergangen. Er schob die noch volle Tasse zurück und versank in ein düsteres Brüten.

Ich betrachtete die arme Mutter, und es trat mir das Wasser in die Augen.

Ist denn der Kelch meines Jammers noch nicht auf den Hefen? seufzte das arme, vielgeprüfte Weib. Ach, fuhr sie halb im Selbstgespräche fort, ich hab's immer geahnet, daß das heillose Schmuggeln, das ohnehin eine Sünde und ein Unrecht ist, einmal seine Dornen gegen uns kehren müßte. Nun sind sie da, und ich muß sie bitterlich fühlen, fühlen im armen Mutterherzen! —

O Mutter, Mutter, rief Herrmann, brechet mir doch das Herz nicht mit Vorwürfen! Von was hätten wir denn leben sollen? Die Schifffahrt geht nicht. Der Handel stockt. Unser Bischen Feldgut ernährt uns nicht. Was blieb mir übrig, wenn ich Euch nicht wollte Hunger leiden lassen und nicht selbst darben wollte?

Es ist nicht Zeit, solchen Dingen nachzuhängen, sagte mit einem unterdrückten Seufzer die Mutter, die ihre unwillkührliche Gemüthsäußerung bereuen mochte. Laß uns auf das achten, was das Kind gesagt hat. Glaubst Du, daß es Grund hat?

Ich zweifle keine Minute dran! erwiederte dumpf der junge Mann. —

Und wenn Du es für wahr hältst, was willst Du thun?

Ich muß fort; fort über den Rhein, sonst wandere ich auf die Galeeren nach Vilvoorde oder nach Marseille, und dann sieht mich Euer Auge nicht wieder. — Gehe ich über den Rhein, so kann ich mein Brod verdienen und, wo ich es auch finde, Euch unterstützen. In Caub bin ich schon sicher genug, und die Steuerleute und Schiffer kennen mich Alle und lassen mich nicht im Stiche.

Es entstand eine Pause. Die Mutter weinte laut, Herrmann legte seinen Arm um sie, und tröstete sie, und ich schlich leise hinweg, indem ich mir die Thränen aus den Augen wischte. —

Zu Hause sagte ich kein Wort von dem, was ich erlebt und was ich gethan; aber als die Dämmerung kam, litt es mich nicht mehr daheim. Ich eilte zu der Wohnung Herrmann's.

Grade um die Zeit, da sich Tag und Nacht scheiden, pflegen die Bürger ihr Abendbrod zu essen, ganz dem uralten Grundsatze treu: Ist's noch licht, so spar' das Licht, und dem andern, der die Eßzeit bei Tage empfiehlt: „Lichtmeß! Das Spinnen vergeß und bei Tag zu Nacht eß!", das im ganzen Rheingebiete seine maßgebende Geltung hat, und Lichtmesse fällt auf den 2. Februar. — von wo an bis zum Herbste das Abendbrod bei Tage noch genossen wird.

Diese Tageszeit hatten Ehmann und der Gensd'armenwachtmeister gewählt,

um ihren Fang sich zu sichern. In der Stadt ahnte es Niemand, weil ja das tiefste Geheimniß die Bedingung des Gelingens in sich schloß.

Heimlich besetzten die Douanier's die Mauerzugänge, die Gensd'armen die Thür auf die Untergasse und die auf den Mauergang, und dann traten der Lieutenant Ehmann und der Wachtmeister in das Haus, begleitet von Jupp und Roubillon, welche unter ihrer Leitung das Durchsuchen des Hauses vornehmen sollten.

Es war ein Glück, daß die Mutter Herrmann's vorbereitet war; daß sie das, was jetzt kam, erwartet hatte, und doch griff es sie so heftig an, daß eine alte Verwandte sie zu Bette bringen mußte.

Während die Beamten das Haus durchsuchten, saß Herrmann drüben an der „Wirbellai" Bacharach gegenüber, und als er die Lichter herüberflimmern sah, da wurde es ihm wehe um's Herz, und die Thränen netzten seine bräunlichen Wangen; denn da drüben lag nun die Vaterstadt, die er — Gott weiß, wie lange — meiden mußte, und — sie umschloß die Theuersten auf dieser Welt, das hochbetagte Mütterlein — und — und — von ihr hatte er nicht einmal Abschied nehmen können! — Das war bitter und lag schwer auf seiner Seele, schwerer als der ganze „Rabenkopf" — und das war doch ein stattlicher Berg, der eigentlich seinen Fuß im Rheine hat und seine Nase höher hinauf in die Luft reckt als irgend einer aus der Familie der Rheinberge zwischen Koblenz und Bingen, den Camberich ausgenommen, der schon zum Soonwalde gehört.

Es ist oft merkwürdig, selbst bewunderswerth, wie ein Gerücht sich plötzlich verbreitet! Es war, als ob ein Telegraph, wie wir ihn jetzt an unseren Eisenbahnen sehen, durch die ganze Stadt mit der Eile des Blitzes, ja des Gedankens die Nachricht von dem getragen hätte, was in der Untergasse zwischen dem Bauersthörchen und dem Krahnenthore sich ereignete.

Wie durch einen Zauberschlag war Alles hier versammelt, was Leben und Athem hatte. Immer dichter schob sich die Menschenmenge in einander; immer weiter schob sie sich von beiden Seiten vorwärts, dem bedrohten Hause zu.

Laut wurde die Sache verhandelt; unehrerbietige Aeußerungen wurden vernommen, Flüche, Uz, Spott, Hohn, und mit jedem Augenblicke, in dem das tiefere Dunkel den Muth hob, — wurden die Stimmen des Volkes bedenklicher, bedrohlicher.

Fasset sie und werfet sie in den Rhein! hörte man deutlich einige Stimmen rufen! Finden sie ihn, dann drauf! Sie dürfen ihn nicht haben!

Lieutenant Ehmann's Muth war eine noch unbeglaubigte Sache; Proben fehlten, und so kam es, daß ob mit, ob ohne Recht, Viele an seinem Dasein überhaupt zweifelten.

Als er die wachsende Volksmenge durch ein geöffnetes Fenster erblickte, als er obige Ausrufungen hörte, da begann ihm das Herz in die Schuhe zu fallen.

Mein Freund, sagte er zum Wachtmeister, es wird zu einem Aufruhr gegen uns kommen!

Thut Nichts, entgegnete ruhig der alte Soldat. Wir haben ja Säbel!

Aber sie werden uns todt schlagen!

Thut Nichts, sagte Jener; wir werden unsere Haut so theuer als möglich verkaufen!

Aber ich bitte Sie, Wachtmeister, wir haben Frau und Kinder —

Die Andern zum Theil auch, und so stehen wir gleich.

Ehmann wünschte diesen bärbeißigen alten Dragoner zur Hölle und sich einige Sicherheit mehr, als er sie hier zu genießen sich gestehen durfte.

Seine Angst wuchs; aber er wagte es nicht, sie dem ekligen Wachtmeister gegenüber kund werden zu lassen. So schlug sie nach innen, und ein bedenkliches

Zittern, das er in allen Theilen seiner Leiblichkeit zu fühlen begann, mußte wohl aus diesem Grunde entspringen.

Als nun aber auch der Gensd'arme an der Mauerthür meldete, er könne kaum das heraandringende, schimpfende Volk zurückhalten, und anfragte: Ob er sich seiner Klinge bedienen dürfe? da war es ein Glück, daß Jupp und Roubillon von dem obersten Boden herabkamen und einmüthig die Erklärung gaben, er sei nicht da.

Die alte Mutter über seinen Aufenthaltsort zu vernehmen, ginge, so meinte der angstgequälte Douanen-Lieutenant, jetzt um so weniger an, als die alte Frau, von Schrecken krank, zu Bette gebracht worden sei.

So traten sie denn den Rückweg an und bald Alle zugleich zu der Thür auf die Untergasse heraus.

Haben sie ihn? fragten die, welche weiter zurückstanden.

Nein, er hat sich ranzionirt! erwiederten die Naheſtehenden mit lautem Rufe und heiterem Tone. Er ist über dem Rheine!

Sie ziehen mit langer Nase ab! schrie Einer.

Lachet sie aus! hörte man eine andere Stimme, und in demselben Augenblicke erschallte ein Gelächter von mehr denn hundert Stimmen, in das das Volk in den angrenzenden Straßen einstimmte, ohne zu wissen, warum. Es wollte gar nicht enden und wurde noch gehört, als der Wachtmeister mit seinen Gensd'armen das Thor der Kellerei vorsichtig geschlossen und die Douaniers wie begossene Katzen, aber voll Grimm und Zorn, in ihre Wohnungen geschlüpft waren, die auch sie mit größerer Sorgfalt schlossen als zu anderen Zeiten.

Lachet Ihr, sagte tiefaufathmend Ehmann, als er zu Hause war und das Gelächter noch draußen hörte, lachet Ihr! Lieber ausgelacht als todtgeschlagen oder nur durchgeprügelt; denn vom Auslachen gibt es keine Narben und blaue Mäler.

IV.

Seit dem Abende im Häuschen auf dem „Wörthe" und diesem Abende, da sie ihren Herrmann suchten, welche Stunden der Sorge, der Angst, des Kummers für das arme Leuchen! —

Sie war eben ein ächtes Bacharacher Kind, das heißt in diesem Sinne, sie hatte den Kopf voll örtlicher Spukgeschichten. Wie sie die „Galgenvögel" auf dem Wörthe in wahre Todesangst versetzt, so fiel ihr bei dem Laufe im Dunkeln an den Gärten im „Ketzer" vorüber unwillkührlich ein, warum die öde, mit Rollgestein bedeckte Stelle diesen Namen führte. Man trug sich mit der Ueberlieferung, das hier Einer sei lebendigen Leibes verbrannt worden, der Irrlehren verbreitet habe in den Tagen, da noch das Verbrennen solcher „Ketzer" im rechten Schwunge ging.

Die Aufregung, in der sie sich befand, und welche der Wechsel der Stimmungen in ihr hervorgebracht, fand hier neue Nahrung. Sie sah im Geiste den brennenden Holzstoß; sie hörte den Schmerzruf des Unglücklichen; sie sah ihn die Hände ringen — bis die lodernde Flamme über ihm zusammenschlug und seine Qual endete —. Es war ihr, als vernähme sie hinter sich den erbarmungslosen Jubelruf der Menge, die jenem schrecklichsten aller Schauspiele beigewohnt. Sie lief — das war ja das einzige Rettungsmittel, und betete, und so außer Athem langte sie am „Münzthore" an, daß sie dort zusammenbrach. Das starke, kräftige Mädchen sank in die Kniee, weil ihre leiblichen Kräfte erschöpft waren und wirklich ihr der Athem stockte; — allein das währte nur einige Minuten.

Was würden die Leute sagen, wenn sie dich hier fänden? Diese Frage reichte hin, sie wieder emporzuschnellen. Nun war keine „Geisterstelle" mehr auf ihrem Wege und — dennoch laufend — erreichte sie das Haus ihrer Herrschaft. Die Hausfrau war noch thätig, obgleich es schon gegen Morgen ging. Sie er-

schrak, als sie das geängstete Mädchen sah; nahm es liebreich bei der Hand und führte es in die Stube, daß es im Sessel ausruhe. Sie kochte ihm schnell eine Tasse Kaffee und ließ sich dann erzählen, wie es gegangen sei. Daß sie dabei verschiedene Male die Hände über dem Kopf zusammenschlug und die Unmöglichkeit versicherte, sie von der Insel zu holen, als der Sturm so gewaltig geworden, das diente dazu, Lenchen mit ihr auszusöhnen, die, wie auch ihre Stimmung gewesen sein mochte, doch in der Seele tiefstem Grunde gegrollt hätte, daß man sie in ihrer peinlichen Lage vergessen oder doch rücksichtslos allein gelassen und verlassen hatte.

Nachdem sie sich erquickt und einigermaßen beruhigt hatte, legte sie sich zur Ruhe, und der Gedanke, daß sie nun sicher sei vor Allem, was sie geängstet und gequält, wiegte sie bald in einen tiefen, gesunden Schlaf, wie er der frischen, kräftigen Jugend eigen ist.

Wäre Lenchen eins jener allzu zarten, nervenschwachen, pimpeligen Wesen, wie sie heutzutage dutzendweise zu finden sind, gewesen, es hätte sie ohne Zweifel eine schwere Krankheit auf's Siechbett geworfen; aber so geisterbleich sie am Abende gewesen, so rosig blühend badete sie ihr schönes Gesichtchen am Morgen im frischen Wasser. Der erquickende Schlaf hatte sie fähig gemacht, rüstig an die Arbeiten zu gehen, die ihr Dienst heischten und — die Seelenleiden zu ertragen, welche dieser junge Tag schon in seinen ersten Stunden ihr bereiten sollte. —

Als ihre Hausarbeit zunächst beendet und die Wohn- und Wirthsstube gelüftet, gesäubert und geordnet war, nahm sie die blanken Eimer mit den schimmernden Messingreifen und eilte zum Brunnen, frisches Wasser zu holen, um der Herrschaft den Kaffee zu bereiten.

Dort traf sie Freundinnen aus der Nachbarschaft, besonders eine Verwandte, auch eine Schifferstochter, deren Vater und Bruder mit Herrmann und dem „Vetter aus der Krahnengasse" den Schmuggel dieser Nacht mit so glänzendem Erfolge vollbracht.

Hast Du's auch schon gehört? — das war die Einleitungsrede zu der langen und breiten Erzählung, die, was den Jupp und den Roubillon betraf — ein herzliches Lachen hervorrief.

Sie werden sie doch nicht so liegen lassen? fragte Lenchen, nicht ohne die Besorgniß, welche die möglichen Folgen hervorzurufen geeignet war.

Lasse sie eine Weile zappeln! rief lachend das Mädchen, nahm ihre Eimer und lief damit ihrer Wohnung zu.

Lenchen that ebenso; aber sie konnte es nicht zum heiteren Lachen über den Streich bringen, den die Schmuggler den beiden Wallonen gespielt. Sie waren dem maßlosen Gespötte preisgegeben, und das forderte bei ihnen maßlose Rache. Daß aber Herrmann im jugendlichen Uebermuthe und — im Haß gegen den Jupp — und sie mußte es sich doch sagen — ihretwegen — eine Hauptperson bei dem „Sacküberziehen" war, das quälte sie maßlos. Hatte ihn Jupp erkannt — welche schrecklichen Folgen zog dann das nach sich? —

Sie schauderte unwillkührlich zusammen, wenn sie dem so nachdachte, und unwillkührlich rief sie in sich hinein aus: O das unselige Schmuggeln macht ihn und mich noch unglücklich! — Ich will so lange an ihm bitten und flehen, bis er davonläßt! —

Sie sah im Laufe des Tages weder ihn noch seine Mutter. Auch das war ihr beängstigend. Sie hatte viele Arbeit; denn auf dem „Kühlberge" und an der „Beine" lagen große Stücke gemäheten Kleeheues, und das mußte, so weit es der Sturm nicht in die Hecken verwehet, geborgen werden, so schnell als möglich. Nun war es vom Regen naß geworden, und es galt zunächst, es wieder trocken und fähig zu machen, daß es heim und „auf den Stock" gebracht werden könne.

Da war sie denn vom Frühstücke bis zum Abende draußen, und das Mittagbrod wurde ihr herausgebracht. Heute hatte sie Hülfe, die ihr gestern abgegangen war.

Gestern! Ja das war ein rechter Unglückstag! Was hätte sie darum gegeben, wenn in den Angststunden auch nur eine Menschenseele in ihrer Nähe gewesen wäre? Und heute, wo die Angst eine andere war, von der sie mit keinem Menschen reden durfte, heute hatte sie Mädchen zu Gehülfinnen, deren Lachen und Scherzen ihr durch die Seele ging wie ein zweischneidig Schwert. Sie mußte sich eine ungeheure Gewalt anthun, sollte sie eingehen in die heitere Gedankenreihe, welche die zwei Gehülfinnen beschäftigte und die frischrothen Plappermäulchen in eine ruhelose Bewegung setzte, ohne daß darum die Hand, die den Rechen führte, müßig gewesen oder geruht.

So ging der Tag seiner Rüste zu und die Sonne verschwand hinter den Ruinen des alten Schlosses Stahleck, das über Bacharach seine verbrannten Mauern in die Lüfte hebt. Die Arbeit war vollendet, und die müden Mädchen bedurften einer kurzen Ruhe, ehe sie den jähen Kühlberg hinab der Stadt zuschritten.

Lenchen hätte keiner leiblichen Ruhe bedurft, aber so groß auch ihr Verlangen war, heim zu kommen und einen Augenblick zu gewinnen, um hinüber zu Herrmanns Mutter, — vielleicht — zu ihm — zu eilen, sie mußte um der Andern willen ruhen wie sie.

Da saß sie am Abhange des Berges und drunten, wo es allmälig düsterer wurde — rauschte der Rhein, dessen Fluth sich in das dunkle Blau des Schattens zu hüllen begann. Kein Nachen durchschnitt seine Breite; kein Schiff blähte die Segel; kein Floß schob sich träge auf seinem Rücken hin. Es war Alles so still, so seltsam still, — nur drüben auf dem Leinpfade, an der Wirbellai, saß Einer still wie ein Steinbild und starrte herüber auf die Häuser der Stadt, aber er rief nicht das Bekannte: „Hol' über!" und auch kein Kahn bewegte sich zum jenseitigen Ufer. Was der nur da that?

Armes Herz, hättest du gewußt, wer es war, oder hätte deines Auges Sehkraft seine Züge erreicht, wie würdest du ihm freudig den Gruß der Liebe zugewehet haben mit deinem schneeweißen Tuche! Oder hättest du es gewußt, daß die bange, quälende Ahnung, die durch deine Seele ging, Wahres verkündige, und er, der Theuerste auf Erden, dort drüben als Flüchtling saß und noch einmal den Giebel des Hauses mit seinen Blicken suchte, in dem du weiltest — du würdest doppelt das Schwert gefühlt haben, welches der Erde Weh durch die arme Menschenseele stößt! —

Dank dem Herrn, daß über so manchem drohenden Leide, das im Schooße der nächsten Zukunft ruht, der Schleier gebreitet liegt, den keine irdische Hand lüften kann! Was das arme Mutterherz seit dem Morgen durchgekämpft, das fühlte das liebende Mädchenherz nur als dunkle Ahnung; aber die Ahnung sollte bald ihre Lösung finden, das quälende Geheimniß, welches ihr Wesen ausmacht, sollte zur düstersten Gewißheit werden.

Endlich brachen die Mädchen auf und weckten Lenchen aus ihren trüben Träumereien. Rasch schritten sie halb springend den Bergpfad hinab, dann an der zinnengekrönten Stadtmauer vorüber dem kühlberger Brünnlein zu, dessen herrliches Wasser das Kloster und die Kellerei mit erquickendem Tranke versorgt. Noch einmal schöpften sie die Labung mit den weißen Händen und dann wenige Augenblicke später betraten sie durch das Oberthor die Stadt.

Wie ist's so still! sagte Eins der Mädchen, welche ihren Blick durch die vor ihr liegende Oberstraße schweifen ließ. Wie ist es so still und — leer! wiederholte sie langsam, und auch die beiden Andern wurden jetzt auf eine seltsame Erscheinung aufmerksam.

Sonst — und namentlich an kühlen Abenden nach recht sonnengluthigen Tagen — saß vor jedem Hause — auf einer Steinbank, auf der Schwelle oder

einem „Klotze“ die ganze Familie, sich des Feierabends und der wohligen Frische erfreuend. Es war überall ein gemüthliches, heiteres Plaudern und Lachen, je nachdem Ernstes oder Heiteres des Gespräches Inhalt bildete. Die Nachbarn standen oder saßen zusammen. Die Männer schmauchten ihre Pfeife und die Frauen legten die arbeitmüde Hand in den Schooß; die Kinder aber spielten und jubilirten, daß es eine Herzenslust war.

Heute sah man auf der bedeutenden Länge der Obergasse bis zur fernen Kirche auch keine einzige menschliche Gestalt; — es schien, als sei die Stadt an diesem Nachmittage rein ausgestorben.

Die Mädchen sahen sich betroffen an und fragten sich mit angstbewegter Stimme: Was mag denn nur passirt sein? —

Rascher eilten sie die leere, todtstille Straße entlang, bis nahe zur Ausmündung der Krahnengasse. Dort lag ein altes Mütterchen im Fenster, das auf ihre Frage antwortete: Gehet nur in die Untergasse, so werdet Ihr mehr sehen und hören, als Euch lieb ist!

Das war im Grunde Nichts gesagt, und doch mehr als genug, die Herzen der drei Mädchen stärker schlagen zu machen — eins vorab, dem die bange Ahnung schon lange die Seele bedrückt. Schnelleren Schrittes bogen sie um die Ecke der Krahnengasse und — Kopf an Kopf, fast in einander gekeilt, stand die bald flüsternde bald laut grollende Menge, vorwärts drängend, um dem Schauplatze der sie bewegenden Thatsache näher zu kommen.

Um Gotteswillen, was gibts? Was ist da zu thun? fragte, kaum der Frage mächtig, das angsterfüllte Lenchen.

Sie suchen den Herrmann und wollen ihn fortschleppen! war die Antwort eines Mannes, der nicht wußte, wem er die Antwort gegeben, weil er zu sehr in Anspruch genommen sich gar nicht umgesehen hatte. Das Mädchen stieß einen kaum halbunterdrückten Schrei aus und sprang in eine Thür der linken Seite der Straße. Die Höfe dieses Hauses und desjenigen ihrer Herrschaft stießen hinten zusammen und eine Thüre verband sie, durch welche solche Trinkgäste bisweilen hereinschlüpften und später hinaus wankten, die den Schleier des Geheimnisses gerne über ihre Schoppenliebe breiteten.

Im Fluge durcheilte sie die dunkle Hausflur, das Höfchen hinter dem Hause und stand in der Küche ihres Hauses, athemlos, todtbleich, einer Ohnmacht nahe. — Sie mußte sich anlehnen, um nicht umzusinken. Keine Seele war in der Küche. Das Feuer auf dem Herde war erloschen. Das Alle beschäftigende Ereigniß hatte auch hier seine beherrschende Macht zur vollsten Geltung gebracht.

So sehr sie auch nach einer sichereren, genügenderen Kunde sich sehnte, als die war, die sie in der Krahnengasse empfangen, sie war dennoch froh, hier Niemanden zu treffen. — Eine Weile lehnte sie an der Mauer, dann löste sich der Bann ihrer Brust, und ein reicher Thränenstrom brach hervor und — sie sank, ringend im Gebete, auf ihre Kniee.

O Herr, Herr, erbarme dich! — Das war das Eine kurze, vielsagende Flehen, das halblaut sich aus dem armen Herzen losrang.

Wer sie gesehen hätte, die Hände vor der gequälten Brust krampfhaft gefaltet, das schöne Haupt, dessen reiche, blonde Flechten sich der Gewalt des Kammes entrungen und lose über den züchtig verhüllten Nacken herabflossen, vorgebeugt; das große, schöne blaue Auge gen Himmel gerichtet; Thränen über die bleichen Wangen rieselnd — er hätte das ergreifende Bild des tiefsten Seelenschmerzes und doch der gläubigsten Hingebung vor sich gehabt, ein Bild zum Malen schön und doch erschütternd im innersten Grunde der Seele, wie er kaum je eins erblickt. —

Da — brauste ein Gelächter draußen auf der Straße auf, ein Gelächter aus mehreren hundert Kehlen, ein Gelächter, in dem Spott, Hohn und doch die Freude in einer wunderbaren Mischung zu unterscheiden war — wie sie nie eins

gehört, und dies immer gewaltiger aufwirbelnde Gelächter riß sie wie mit einer zauberischen Gewalt empor. —

Was ist das? rief sie die gefaltenen Hände vor der wogenden Brust zusammenpressend. Was ist das? —

Aber die ansteckende Gewalt dieses Gelächters ging spurlos an ihr vorüber. Die Thränen, die sie mit der Schürze wegwischen wollte, rannen fort und fort, und die Seele konnte sich den Schimmer von Hoffnung nicht aneignen, der durch die Nacht ihres Innern brechen wollte.

So stand sie da und konnte keinen Fuß rühren, um sich Kunde zu verschaffen, als die Stallmagd herein lief, um das vergessene Feuer wieder anzufachen. —

Ohne Lenchen zu bemerken, rief sie aus: Das ist der schönste Uz, den ich erlebt! Wüßt' es Lenchen nur!

Was denn? flüsterte das Mädchen ihr zu.

Erschreckend blickte die Magd um.

Ach, bist Du da, Du armes Kind, sagte sie mitleidig und legte ihren Arm um die schlanke Gestalt des so sehr ergriffenen Mädchens, es sanft an sich ziehend.

Sei ruhig, Lenchen, sagte sie. Gesucht haben sie ihn wie eine Stecknadel, aber gefunden haben sie ihn nicht, und da hat so ein rechter Uzer auf einmal gerufen: Ihr Leute, lachet die dummen Kerle aus, und da ist das Lachen losgebrochen, und man mußte mitlachen, man mochte wollen oder nicht, und sie sind weggeschlichen und haben sich verzogen und mögen dem lieben Gott danken, daß die Leute ihnen nicht das Kamisol am eignen Leibe ausgeklopft haben. — Das aber ist gewiß, sie haben ihn nicht gefunden, und er ist in Sicherheit! —

Es war ein Glück, daß das gute Mädchen seinen Arm um Lenchens Hüfte gelegt hatte, sie wäre sonst, da jetzt alles Leben aus ihr entwich, zur Erde gestürzt. Das Mädchen hielt mit allen Kräften die leblose Gestalt und bog den Kopf Lenchens auf ihre Schulter. Ihr Schrei des jähen Erschreckens führte die Hausfrau zur Küche. Beide trugen das Mädchen auf ihre neben der Küche befindliche Kammer, legten sie auf das Bett und lösten die Bande des Mieders.

Stille, nur stille, Katharine, sagte die besonnene Frau. Hole das erste beste Glas mit Wein, welches Du in der Stube findest, und bringe es her!

Das geschah, und nach einigem Anwaschen und Einflößen einiger Tropfen erwachte das Mädchen mit einem gellenden Schrei und fuhr in eine sitzende Stellung empor.

Sei ruhig, Lenchen, sagte sanft und theilnehmend die gutmüthige Frau. Er ist glücklich über dem Rheine und also ihrer Macht entrissen. Das ist für's Erste Alles, was wir wünschen können. Das Weitere wird sich finden!

Vor sich gebeugt, wieder die schneeweißen Hände vor der keuschen Brust gefaltet, die Lippen leise im stummen Dankgebete bewegend, saß das schwer geprüfte Mädchen da, von ihrer Gebieterin liebevoll umschlungen und mütterlich an sich gedrückt.

Langsam erholte sie sich.

Ach, sagte sie, das war der Bann, der ahnungsvoll heute den ganzen Tag meine Seele gefangen hielt! Ja, ja, das ist des heillosen Schmuggeln's Frucht! — Ach, was macht seine gute, arme Mutter?

Was soll sie machen? erwiederte die Frau. Du kannst Dir denken, wie schwer sie getroffen ist!

Ach ja, seufzte das Mädchen, der Sohn und der Ernährer!

Was das Erste betrifft, so kann's ihr freilich Niemand abnehmen, und das Mutterherz wird und muß bluten; aber meinst Du, Lenchen, wir ließen die arme, schuldlos leidende, brave Frau darben? Nein, Kind, nein, was wir essen, ißt auch sie, und so lange mir ein Auge offen steht, wird sie nicht darben! Wenn ich so nicht dächte, so würde ich meinem Manne folgen müssen; denn er hatte es

ausgesprochen und bei Gott geschworen und gelobt, es zu thun. Du weißt, Lenchen, was er ausspricht, das ist niet- und nagelfest.

Gott lohn's! Gott vergelt's! sprach, zum Himmel einen begeisterten Blick des Dankes emporsendend, das Mädchen. Aber — darf Herrmann wieder kommen?

Wer weiß es? erwiederte die bewegte Frau. Vielleicht, wenn die Douanen und Gensd'armen fort sind, welche jetzt hier stehen — und — einmal Gras über die Geschichte gewachsen ist — oder — sie sprach leise in Lenchens Ohr — wenn die Franzosen in Summa fort sind! —

O da wird viel Wasser den Rhein hinab fließen, bis das geschieht! sagte Lenchen.

Dem Herrn ist Alles möglich, entgegnete die Frau und setzte bedeutungsvoll hinzu: In Spanien sieht's schlimm aus. Wer weiß? —

Der Eintritt der andern Magd gab dem Gespräche eine andere Wendung.

Die Leute haben sich verlaufen, sagte sie. Herrmanns Mutter soll krank sein!

So muß ich hinüber! rief das Mädchen und sprang von dem Bette auf und machte den umschlingenden Arm ihrer Gebieterin heftig los.

So kannst Du doch nicht! sagte Kathrine. —

Jetzt wurde erst das Mädchen gewahr, in welchem Zustande ihre Bekleidung war. Obgleich nur Frauenaugen sie gesehen, übergoß eine Purpurröthe der Scham das liebliche Mädchen, und sie bog sich in sich zusammen und zog sich in die Ecke der Kammer zurück. Hier nestelte sie ihr Mieder wieder zu; ordnete ihr loses Haar und stellte ihren einfachen Anzug wieder vollständig her, dann hielt sie Nichts mehr zurück.

Zwei Nachbarinnen saßen tröstend bei der weinenden Wittwe, die nun auch ihres Sohnes, ihrer letzten Stütze beraubt war. Ihre Lage mußte Mitleid erregen. Wer sollte nun ihr Feld bauen, da sie es nicht selbst konnte? Wer sie hegen und pflegen, wie es der gute Sohn gethan, der fast nur für sie gelebt und gestrebt hatte? —

Als Lenchen hereintrat, brach sie in lautes Weinen aus.

Lenchen warf sich über sie hin und hauchte auch ihrer Seele Schmerz aus. Die beiden Frauen mußten mit ihnen weinen.

Das waren Augenblicke, in denen die Herzen sich verstanden, ohne daß ein Wort über die Lippe kam; Augenblicke, da die Herzen sich Treue bis in den Tod schwuren und die Schwüre nur Einer hörte, der in den Falten des Herzens liest. Aber jeder Sturm muß sich legen, draußen in der Natur und innen im Menschenherzen. So kam denn auch der Augenblick endlich, da Lenchen nach dem ihr noch immer dunkeln Hergange fragen konnte.

So erfuhr sie denn endlich den ganzen Hergang, wie ihn Herrmann wahrheitstreu der Mutter mitgetheilt, und wie er sich denn am Abende vor ihren Augen entwickelt hatte.

Eins stand fest: Herrmann durfte das Vaterhaus, die Vaterstadt nicht mehr berühren, so lange noch die Herrschaft Frankreichs auch nur über einen Fußbreit Landes am Rheine bestand. Dennoch hatten sich die Frauen verrechnet; denn nach einer Niederlage, wie sie die Douaniers und die Gensd'armen in Bacharach in diesen zweien Tagen erlebt, wurden sie das fortdauernde Gespötte des Volkes und war zwischen ihnen und den Bürgern Nichts abzusehen als Händel und Aergernisse.

Dies erkannte denn die Direktion der Douane und der Obrist der Gensd'armerie, denen Beiden von unbekannter Hand ausführliche, gründliche und wahrheitstreue Berichte zukamen. Sie fanden es unerläßlich, daß die Personen, welche jetzt in Bacharach standen, von da möglichst weit entfernt würden. Daß aber diese Versetzung keine Verbesserung war, konnten sich die Betroffenen nicht vorenthalten im Bewußtsein, eine solche nach keiner Seite hin verdient zu haben.

So kam denn dieſe unangenehme Nachricht wie ein Blitz aus heitrer Bläue und traf Alle ſchwer; aber Keiner ließ Etwas davon laut werden, bis nach etwa vier Wochen nach den erzählten Vorfällen Keiner mehr da war und Alle meiſt tief hinab an den Unterrhein verſetzt worden waren.

Zweien war dieſe Maßregel doppelt hart; Jupp, weil er die unbefriedigte Rache im Herzen mitnehmen mußte und die troſtloſe Gewißheit, das heißgeliebte Mädchen für immer verloren zu haben, und Ehmann, weil es dort unten am Rheine keinen „Steeger" gab, den er über die Maßen lieb gewonnen hatte, und keinen Manubacher, der ihm den Zopf in der Regel unmerklich, aber ſicher angebunden.

Das neue Perſonal kannte ja die Perſon Herrmanns nicht, und unter dieſen Umſtänden konnte er, da es in der Stadt keinen Verräther für ihn gab, ungefährdet je und dann einmal einige Stunden bei der Mutter ſein, und Lenchens Gebieterin pflegte dann, wenn ſie es wußte, alle Mal zu ſagen: Wenn Du mit Deiner Arbeit fertig biſt im Hauſe, ſo darfſt Du hinüber gehen. Das Verſäumte holſt Du morgen nach. Ein dankbarer Blick, wenn auch von tiefem Erröthen begleitet, lohnte der milden und nachſichtigen Frau, und ſie konnte ſicher ſein, daß in den folgenden Tagen Lenchen dreimal ſo viel arbeitete als ſonſt, obgleich ihr Fleiß immer muſterhaft genannt werden mußte. —

So ſehr auch die Herzen nach ſolchen Augenblicken eines ſo freudigen Wiederſehens verlangten, ſie kamen ſehr ſelten. Erſtlich durfte Herrmann ſeine Keckheit nicht zu weit treiben. Wer ſtand dafür ein, daß nicht Einer oder Andere Wind bekam und ihn gefangen nahm?

Der Verhaftsbefehl war nicht zurückgenommen. Er lag in den Händen des neuen Lieutenants, der freilich ein ſehr dicker und daher im Dienſte ſehr träger Mann war. Dann war zum Zweiten ſeine Stellung nicht immer dazu angethan, ihm ſolche freie Stunden zu gewähren. Er war nämlich in die Dienſte eines ſogenannten Rangſchiffers als Matroſe getreten, der, da Caub reich an Gruben eines vortrefflichen, dunkelblauen, harten Dachſchiefers iſt, Ladungen dieſes vortrefflichen Schiefers den Rhein, Main und Neckar hinauf und nach Köln hinab führte und dieſen lohnenden Handel mit reichlichem Erfolge und daher ſehr ſchwunghaft betrieb.

Durch dieſe Stellung wurde er dann oft Monate lang in der Ferne gehalten; aber ſein Lohn war ſehr gut, und wenn er in Caub anweſend war, ließ es ihm ſein Brodherr gerne zu, daß er ſich einen Nebenverdienſt dadurch erwarb, daß er in dem Magazine des Kaufmanns, der die Bacharacher Schmugglerzunft bediente, die Bündel im voraus machte, was den Schmugglern um ſo förderlicher war, als ſie jetzt um ſo eher jeden günſtigen Augenblick benutzen konnten, da ſie das Packen und Zurichten der Bündel nicht einen ſo großen Zeitaufwand koſtete, wie dies früher der Fall war.

Seine gute Mutter bedurfte ſeiner Unterſtützung nicht; denn ſeine Freunde, die jungen Leute der Stadt, hatten ſich verbunden, bald vereint bald abwechſelnd der Wittwe Feld zu beſtellen, und hielten mit eiſerner Treue an ihrem Worte, und nicht allein die Familie, in deren Dienſten Lehnchen ſtand, ſondern mehrere Andere, mit dieſer verwandtſchaftlich oder durch Freundſchaft Verbundene, ſorgten ſo gewiſſenhaft für alle ihre Lebensbedürfniſſe, daß ſie nie Mangel litt.

Es war daher dem braven und ſtillen jungen Manne möglich, ſich ein kleines Kapital zu erſparen, das, ſo rechnete er, einſt ſeinen Haushalt ſollte gründen helfen, wenn es der Herr fügen ſollte, daß er Lenchen zum Altare führe, ein Gedanke, der ihn zu ſtets neuem Fleiße, zu der größten Sparſamkeit führte und ihn die Verbannung, in der er nothgedrungen lebte, weniger ſchmerzlich empfinden und mit größerer Ergebung tragen ließ, was indeſſen ihn nicht abhielt, einen tiefſchmerzlichen Blick auf das Häuschen auf dem Wörthe zu werfen, wenn er an

der Insel vorüber ging oder mit seines Herrn Schiffe vorüberfuhr, und oft sang er die Worte:

„Zu Straßburg auf den Schanzen,
„Da ging mein Trauern an —

mit der beziehungsreichen Veränderung:

„Bei'm Häuschen auf dem Wörthe,
„Da ging mein Trauern an,

und er sah dann trübe drein und sandte einen Liebesgruß hinüber an seine Liebsten auf der Welt, die nicht ahnten, daß er ihnen liebend so nahe sei. Jupp aber einen bösen Wunsch nachzusenden, dazu war sein Herz zu gut; vielmehr sagte er oft: Er dauert mich; denn er hatte das Mädchen aufrichtig und gründlich lieb. Daß er mir abhold war und aufsätzig — nun — wer weiß, wie ich gegen ihn gewesen wäre, wenn das Verhältniß umgekehrt gewesen? — Mög' es ihm mit einer Andern besser gehen! —

Jupp war anders genaturt, wie der Hunsrücker zu sagen pflegt. Der konnte lange, lange den Gedanken an Lenchen nicht aus seinem Herzen verbannen, und es nagte ein aufrichtiges Weh an ihm. Erst als nach Jahren eine lebhafte schwarzäugige Aach'nerin ihm Lenchen zu ersetzen anfing, wurde er ruhiger, und selbst da noch, als sie sein Weib und er Stadtdiener in Aachen geworden war, gab es Stunden, wo er, wenn auch ruhiger, an Lenchen dachte, und das waren die Stunden, wo seine Frau mit ihm zankte und keifte. Ob Lenchen das ihrem Herrmann thut? fragte er dann in der Stille und schüttelte jedesmal zweifelnd den Kopf. Dazu ist sie zu mild und sanft! setzte er dann jedesmal seufzend hinzu —; aber Herrmann, dem Glücklichen, wie er ihn nannte, wünschte er nie Gutes, wenn er auch seinem Andenken nicht fluchte. Er konnte es ihm nie vergeben, daß er ihm vor dem Häuschen auf dem Wörthe so boshaft den Sack übergezogen hatte, ein Schimpf, den er weder vergessen noch verwinden konnte, wenn auch in seiner Vaterstadt Aachen keine Menschenseele darum wußte. —

Mit dem Rückblick auf Jupp habe ich dem Entwicklungsgange der hier erzählten Begebenheiten vorgegriffen, was ich von ihm berichtet, fällt schon in jene Zeit, als das linke Rheinufer unter preußische Landeshoheit gekommen, und die Douane mit denen, die sie gegründet, verschwunden war. —

V.

Herrmann war und blieb in Caub und sah die, die er lieb hatte, nur selten, aber um so viel beglückender war dann auch dies Wiedersehen.

Zwei Jahre hatte dieser Zustand der Dinge gedauert, da zogen im Norden schwere Wetterwolken auf, deren Blitze man auch am Rheine, ja weiter, selbst am Strande der Seine wahrnahm und das Grollen des Donners hörte, dem das Unheil folgte in reichem Maße.

Nach Rußland hinein hatte Napoleon den Krieg getragen; aber die Rechnung war falsch, die er gemacht. Der furchtbare Geist des Nordens trat ihm in den Weg, vertrat ihm denselben und die Kälte des Nordens und die heißen Flammen des auflodernden Moskaus schlossen einen Bund, dem er, der Mächtige, Nichts anhaben konnte, der aber seine Macht niederwarf und sie zertrat.

Die Schrecken und der Jammer eines nordischen Winters brach herein, und im Bunde mit Hunger und Elend erlag das stolzeste Heer, das siegesgewiß über die Brücke von Mainz gezogen war, dem sonst immer siegreichen Adler nach. Immer siegreich? Nein, drunten im Süden des schönen Spaniens war der gewohnte Sieg ihm untreu geworden, und was er im Süden verloren, wollte er droben im hohen Norden wieder suchen — den Sieg; aber der Sieg floh weg von ihm und der Jammer folgte ihm. Das vom Unglücke zertretene Heer kam heim — ein schreckliches Bild des Jammers, der Vernichtung. —

Am Rheine trug man die Köpfe höher. Ueber die Berge von jenseits des Rheines wehte ein andrer Hauch, ein Frühlingshauch einer neuen Zeit.

Neue Kraft sammelte der Sieger in hundert Schlachten; aber dem Adler war der Sieg untreu geworden. Sein Flug ging tiefer und tiefer. Die Schlacht von Leipzig zerbrach seine Flügel und Hanau hörte den Sterbegesang, der tief aus dem Norden herunterschallte bis in die Ebenen Deutschlands und in die Thäler am Rheine.

Bald! Bald! jauchzte Herrmann. Die Heimath wird mir, ich ihr wiedergegeben! Die Grünröcke ziehen ab!

Und die Ereignisse gingen einen raschen Gang.

Das Jahr 1813 schied, und seine scheidende Abendsonne sah zertretene Fluren; verbrannte Dörfer und Städte; bleichende Gebeine; jammernde Mutterherzen; ächzende Verwundete; bettelnde Krüppel. —

Gegen Neujahr 1814 rückte Blücher dem Rheine näher. Caub hatte er zum Uebergange ersehen; an die uralte Pfalz sollte sich die Brücke lehnen, die ihn und seine Schaaren hinüber tragen sollte zum andern Ufer, das deutsch war im Innersten des Herzens wie das rechte.

Auf die Schiffer Caub's rechnete er. Sie sollten die Lützow'schen Jäger hinüberfahren in ihren Kähnen in der Neujahrsnacht, die schon dämmerte.

Herrmann war unter ihnen; sein Herz schlug gegen die Brust, als wollte sie es zerschlagen. Seine Muskeln bebten dem Augenblicke entgegen, wo sein Kahn die Jünglinge aufnehmen, sein Steuerruderschlag sie hinüberführen sollte an's heimische Ufer, das sie ihm wieder zu geben die freudige Absicht hatten.

Sein Schiffsherr hatte ihm seinen Kahn vertraut, weil er so flehentlich gebeten um diese Gunst als überreichen Lohn jahrelanger, nie wankender Treue.

Am Ufer hin standen die Truppen, gehüllt in die Finsterniß der Nacht. In den Häusern Caub's flimmerte kein Lichtstrahl. Alles todtenstill. Man hätte können den Athemzug des Einzelnen hören. —

Die Kähne waren im Rheine; die Schiffer saßen an ihren Stellen; das Ruder lag in ihrer Hand. Jeder horchte, harrend des ersten Glockenschlags des jungen Jahres. Manches Herz bangte, daß eine feindliche Kugel es durchbohren könnte; Herrmanns Herz pochte voll Glauben und Hoffnung. Die Luft blies kalt — die Liebe im Herzen wärmte von innen. O, daß die Stunde schlüge! seufzte er.

Jetzt hob der Hammer auf dem Thurme aus, und Eins klang es über das stille und doch so menschenvolle Caub, über die sanftgehende Fluth des Rheines, über die Köpfe des harrenden Heeres und in die siegesfrohen Heldenherzen.

Mit Gott für König und Vaterland! hallte es, und in die Kähne stürmten die todesmuthigen Jünglinge von Lützows wilder, verwegener Jagd; die Ruder griffen in die Fluth; die Kähne schossen dahin, und mit wenigen kräftigen Schlägen war das linke Ufer erreicht. Fort stürmten die Jäger den Berg hinan, zurück zum jenseitigen Ufer schossen wieder die Kähne.

Und wieder und wieder trugen sie die Streiter hinüber, bis die Brücke stand und ihren breiten Rücken den Regimentern und den Kanonen darbot, die hinüber stürmten und hinüber rollten, die Vorangegangenen zu decken und mit ihnen um den Siegeslorbeer zu werben.

Wenn auch todtmüde von der furchtbar anstrengenden Nacht war Herrmann zum letzten Male gelandet. Er reichte seinem Genossen das Ruder und sagte: Nimm Du es nun, meine Arbeit ist gethan. Unser Schiffsherr weiß es, daß ich heute nicht wieder kehre, sondern hineile zur Mutter und zur Braut, deren Herzen mir entgegenschlagen!

Geh' hin, sagte der Andere. Gott behüte Dich und lasse Dich sie froh, gesund und glücklich finden!

Und mit einem preußischen Regimente schritt er stolz und freudig die Straße

hin. Im Mondlichte lag dort die Insel und das Häuschen; dort war der überhängende Fels, wo Jupp gelauscht; dort unten war die Stelle, wo er Lenchen gelandet, als er sie von der Insel übersetzte. —

Wie stürmten diese Erinnerungen auf ihn ein, als er über die „neue Mauer", welche die Heerstraße trägt, wegschritt! Wie lagen dunkel hinter ihm zwei Jahre der Verbannung vom heimischen Herde, vom Mutterherzen, von der, die seine Seele lieb hatte; Jahre der Anstrengung, der Sorge, aber auch Jahre des Segens; denn er hatte sich mit all' der Selbstentsagung eines liebenden Herzens ein Sümmchen gespart zum künftigen Haushalt und — um nicht hinter Lenchen zurückzustehen, die schon seit den Jahren ihres Dienstes bei ihrer Herrschaft gespart hatte für Linnen und Hausrath; denn ihre armen, kinderreichen Aeltern konnten ihr ja Nichts geben.

Seine Seele war voll Dankens und Preisens dessen, der da hilft und errettet, der da beugt und aufrichtet.

So betrat er die Stadt.

O, daß er hätte ein Hurrah rufen, aufjauchzen dürfen! Aber Stille war geboten; denn man hoffte, noch hin und wieder einen Rest der Feinde aufzuheben, der sich etwa verspätet; man glaubte, daß in den Schluchten der Berge irgendwie der Feind seine Schützen könne geborgen haben; aber darin täuschte man sich, der Feind war abgezogen, das Land war frei. —

Am Abende des 31. Decembers, in der Dämmerstunde, trat Lenchen zur Mutter ihres Herrmann und trug zwei Töpflein in ihren Händen.

Guten Abend, Mütterchen! grüßte sie und indem sie die Töpflein auf den Tisch setzte, sprach sie mit herzbewältigender Freundlichkeit: Meine Frau läßt Euch den letzten guten Abend im alten Jahre bieten und sagen: Ihr solltet vorlieb nehmen mit Kaffee, wie auch wir ihn drüben trinken; denn in der Verwirrung kamen wir zu sonst keinem Kochen, und mit Kaffee ist man schnell fertig!

Gewiß, liebes Kind, erwiederte die alte Mutter, die sich heute gar frisch und wohlauf fühlte, sage doch vielfachen Dank und mir wäre der Kaffee das Liebste. Der Herrmann hat mir seit vier Wochen keinen gebracht oder geschickt, da geht er mir nachgerade aus, und einen Kronthaler für's Pfund schlechte Bohnen hier bezahlen, davor behüte Einen der liebe Gott, wenn man auch die Kronthaler so hätte. Da will ich lieber Gersten- und Kornbrühe trinken und Cichorien drunter. Sieht braun aus und schmeckt breunselig.

Es hat ein Ende, liebe Mutter, sagte mit strahlendem Angesichte das Mädchen, morgen kommt der Herrmann selbst, frei und ohne Gefahr!

Was fabelst Du, Kind? —

Ach, Ihr habt vergessen, was ich Euch von dem alten Blücher sagte! Heute Nacht geht er bei Caub über den Rhein mit seinem Heer. Drum kam auch unser Herrmann nicht; er durfte nicht, denn der Rhein war ja förmlich geschlossen. Sie schossen herüber und hinüber, aber sie krümmten sich damit natürlich kein Haar und schrammten sich die Haut nicht!

Ach, du meine Zeit, rief die Frau, davon hab' ich Nichts gehört. Es war so naßkalt, da kam ich gar nicht an das Mauerfenster!

Nun, fuhr Lenchen fort, die Franzosen wissens auch; aber sie haben keine Ordre, gegen die Deutschen zu ziehen. Der Hauptmann, der in unserm Hause liegt, ist ein treuherziger Elsäßer, der hat's heute unserm Herrn und unsrer Frau ausgelegt, und ich — nun — Ihr dürft mich nicht zanken! — ich habe am Schalter gelauscht. Es geht mir ja so nahe an's Herz, des Herrmanns wegen, daß ich nicht widerstehen konnte. Will's auch nicht wieder thun!

Hast Recht, Kind, erwiederte die ehrliche Alte. Man sagt: „Der Lauscher „an der Wand, hört seine eigne Schimpf und Schand!" und weiter: „Wer hören

„will, was er nicht hören soll, der macht des Unrechts Säcklein voll!“ und noch einmal: „Der hat gewiß ein schlecht Gewissen, der hören will, was er nicht soll wissen — oder er trachtet nach Andrer Leid, wenn er zum Lauschen seine Ohren leiht.“ Alle die Sprüchlein warnen ein junges Blut vor dem Lauschen, was immer ein Unrecht ist; aber sag' Kind, was sagte der Franzos?

Ein Elsäßer war's, und die haben ein ehrlich deutsch Gemüth! Nun, er sagte, mit dem Napoleon sei's Matthäus am Letzten; sie zögen ab und putzten die Platte, und der Blücher käme sicherlich in dieser Nacht. Sie müßten fort in aller Stille, so sei es befohlen.

Und wirklich sind die Douaniers schon alle fort.

Lieber Gott, es ist hart für die armen Leute! Weib und Kind lassen und verlassen, und *sie* gehen einem bittern Loose entgegen.

Ich denke, die hiesigen Leute werden doch die armen Weiber und Kinder nicht Noth leiden lassen? versetzte die Alte mit einer Stimme, aus der das Mitleid gegen die sprach, die ihr ja doch so viel Leid gebracht.

Gewiß nicht, erwiederte das Mädchen und schenkte den Kaffee in die Tasse, welche sie während des Gespräches hereingeholt und auf den Tisch gesetzt, den sie an den Sorgsessel in der Ofenecke rückte; dann zog sie einen Weck heraus, den sie für ihr eignes Geld bei dem Bäcker Greifenstein am Krahnenthor gekauft hatte; legte ihn mit freundlichem Lächeln zur Tasse und sagte: Gesegnete Mahlzeit! Ich muß aber gehen; denn es muß Alles sauber gemacht werden, weil wir sicher hohe Offiziere in's Quartier kriegen. Gute Nacht denn und — auf ein frohes Wiedersehen!

Die Alte nickte liebevoll, reichte dem Mädchen ihre Hand und — war allein.

Das gute, liebe Kind! sprach leise zu sich die Wittwe. Sie wird mir eine gute Tochter! Walt's Gott! —

An ein Schlafen war in dieser bedeutungsvollen Nacht nicht zu denken. Sonst war's ein wüstes Treiben in den Wirthshäusern, heute nicht. Jeder blieb zu Hause, ängstlich wartend der Dinge, die da kommen sollten, und um so mehr, als die Franzosen den Einwohnern bange gemacht vor den Eroberern.

Sonst pflegten die jungen Bursche die ganze Nacht zu schießen und nannten das: „ihren Mädchen das Neujahr anschießen!“ — Heute fiel kein Schuß. Alles war todtstille, aber die Leute rüsteten sich, die Gäste zu empfangen und sie zu erquicken.

Manche zweifelten an einem Uebergange Blüchers, obgleich das überall mit großer Bestimmtheit gesagt worden war. Sie lauschten am Rheine, weil sie meinten, es müßten Truppenzüge den Rhein herabkommen, deren regelmäßigen Tritt man durch die Stille der Nacht hören könne — ja auch ohne Zweifel hätte hören müssen; aber es blieb so still wie im Grabe. Nur Einige, die auf das Gebirge, gegen das Dorf Henschhausen hin, heimlich geklettert waren, hörten drüben ein dumpfes Geräusch und ein Dröhnen wie von schweren Lastwagen. Sonst sahen und vernahmen sie Nichts, und Caub schien gänzlich ausgestorben, weil auch selbst in den bekannten, an der Rheinseite gelegenen Wirthshäusern, im „grünen Walde“, in der „Krone“ und in dem „Schiffchen“ kein Lichtstrahl zu sehen war, ein Umstand, der um so auffälliger erschien, als das Durstleiden in Caub sehr unbeliebt und in der Neujahrsnacht vollends nicht wohl anzunehmen war, daß man sich so ungewöhnlich kasteie.

Gerüchte auf Gerüchte drängten sich und steigerten die allgemeine Aufregung, doch in das warme Stübchen der Wittwe drang keins dieser Gerüchte. Sie hielt Abrechnung mit der vergangenen Zeit und blickte mit betender, gläubiger Hoffnung in die Zukunft, wie es dem rechten Christenherzen in solchen Stunden ziemt. —

Es wurde Mitternacht. Da blies sie ihr Lämplein aus, befahl sich und ihre zwei Lieblinge der Obhut des „treuen Hüters Israels“ und sank in einen

so tiefen Schlaf, wie sie ihn sonst nicht kannte, und als sie erwachte, war es heller Tag. Nachdem sie warm und innig gebetet, kleidete sie sich an, fachte ihr Feuer im Ofen an und setzte ihren Wassertopf bei, um sich einen Kaffee zu bereiten. Als sie, deren Gehörsinn bedeutend abgenommen hatte, auf die Straße blickte, da erschrak sie; denn Kopf an Kopf standen Soldaten, und daß es Deutsche waren, das kündigte ihr die fremde Uniform an.

Als sie ihr Fenster wieder schloß, da wurde stürmisch die Thür geöffnet, und mit einem frohlockenden: Prost Neujahr, trat der seiner Mutter und der Heimath wiedergegebene Herrmann herein und flog an der überraschten, glücklichen Mutter Brust.

Wer könnte den Gefühlen Worte leihen, die der alten Mutter Brust durchströmten? Die Tage der Leiden waren nun vorüber, und das gemüthliche Stillleben trat wieder in seine altgewohnten Gleise; das rath- und trostlose Alleinstehen war vorüber. Sie hatte wieder ihre einzige Stütze, den lieben, guten Sohn, der durch seine Schuld der Mutter Auge nie mit einer Thräne befeuchtet! Wer könnte das in Worte fassen, was in Freude und Preis und Dank gegen den Herrn, der da hilft, der Mutter Seele erfüllte? —

Weinend umfingen sie sich, aber es waren Thränen der Freude und des Dankes.

An ein Sehen, an ein Sprechen Lenchens war indessen gar nicht zu denken; denn drüben ritten in diesem Augenblicke eine große Schaar von Offizieren vor, die in das Haus ihrer Brodherrschaft eintraten, und der greise, stattliche Mann in dem schmucklosen Uniformsoberrocke, die blaurothe, ebenso einfache Feldmütze auf dem Kopfe, die kleine Stummelpfeife dampfend im Munde, das war Blücher, der Greis mit der Jünglingskraft und Freudigkeit.

Da war nach allen Seiten so viel zu ordnen und zu beschicken, daß eine solche Hoffnung als taube Blüthe abfiel. Und so ging es drüben in dem großen Hause Tag vor Tag, und Lenchen kam nicht von der Seite der betagten Hausfrau. Erst nach acht vollen Tagen, da dies Treiben fast ununterbrochen Tag und Nacht in Einem Zuge fortgegangen war, trat Lenchen in die bekannte, heimliche Stube, wo sie zwei kräftige Arme umschlangen.

Herrmann! lispelte hoch erröthend das liebliche Mädchen und blickte schamhaft nach der alten Mutter, die lächelnd ihr zunickte und wieder lächelte, als Herrmann ihr die Tochter zuführte und sagte: Mutter, gebet uns Euern Segen, den sie dem Bunde der Beiden schon lange, betend zum Herrn, gegeben.

Das Wegziehen meiner Eltern, die Schule, dann die Universität — das Alles rückte mir das mir theure Paar aus dem Gesichtskreise. Nur je und dann, wenn ich in das stille, entlegene Seitenthal des Rheines zurückkehrte, wo meine Eltern den Abend ihrer Tage verlebten, vernahm ich Etwas von ihnen. Sie selbst sah ich nicht wieder.

Es war etwa sechs Jahre später, da führte mich ein Besuch, den ich in Caub abstatten wollte, nach dem alten Städtchen, dem Schauplatze meiner Kinder- und Knabenjahre, von wo ich mich auf dem Rheine wollte hinabschaukeln lassen nach dem Ziele meiner Wanderung.

Ich trat an den Rhein auf den „Hüwel“ und blickte, an die alte Linde am Kloster gelehnt, sinnend auf die Spielplätze der harmlosesten Lebenszeit hin, und die Bilder jener Tage stiegen herauf aus dem Schachte der Vergangenheit, und ich vergaß in ihrem wonnigen Anschauen die Gegenwart völlig.

Ein junger, stattlicher Mann, wohl, aber sehr einfach gekleidet in die gewöhnliche dunkelblau tuchene Tracht der Schiffer, kam vom Krahnenthore her gegen das Kloster, in dessen Nähe ich stand.

Mein scharfes Auge ließ mich sogleich erkennen, daß es mein alter Freund

Herrmann war. Erſt, als er mir ganz nahe kam, erkannte er mich, eilte auf mich zu und ſtreckte mir die derbe, arbeitharte Hand entgegen, und ſeine Züge ſtrahlten wieder die alte, nicht roſtende Liebe.

Endlich, endlich, rief er aus, ſehe ich Sie einmal wieder! Wie lange und wie oft habe ich dieſen Augenblick herbei gewünſcht, aber nicht bloß ich, ſondern auch meine liebe Frau und meine alte Mutter.

Lebt ſie noch? fragte ich nicht ohne ein freudiges Erſtaunen.

O gewiß! erwiederte er. Sie iſt noch ſehr rüſtig für die Achtzig, die ſie zu tragen hat. Ach, ich bitte, kommen Sie mit mir!

Da war keine Wahl mehr für mich und ich folgte ihm in die alte Stätte ſchöner Erinnerungen, in das unveränderte Haus, wo ich ſo manchmal gebackene Fiſche mit Herrmann gegeſſen, die wir ſelbander gefangen hatten.

Wir traten in das heimliche Stübchen. Ein Blick reichte hin, mir zu zeigen, daß die größte Reinlichkeit, aber auch bei aller Einfachheit und Schmuckloſigkeit ein gewiſſer däfftiger Wohlſtand hier herrſchte, ohne der altgewohnten Behaglichkeit den geringſten Eintrag zu thun.

Noch ſtand der alte, gemächliche, lederbezogene Lehnſtuhl in der Ecke neben dem Ofen, und darin ſaß, ſtrickend und die alte Klammbrille auf der Naſe, reinlich und warm gekleidet, die alte Mutter, kaum verändert in dem Zeitraume, der mich vom heitern Knaben zum jungen Manne hatte aufwachſen und reifen laſſen. —

Sie kannte mich nicht mehr und wollte aufſtehen, um mich zu begrüßen. Ich kam ihr zuvor, nöthigte ſie ſanft ſitzen zu bleiben und gab mich ihr zu erkennen. Unendlich wohlthuend war die Freude der hochbetagten Frau, die auf mich den Eindruck machte, daß ſie ſich in den Strahlen der Liebe ihrer Kinder ſonnte, wie wir am Rheine zu ſagen pflegen.

Nun mußte ich mich zu ihr ſetzen und ihr erzählen über meinen bisherigen Lebensgang und den Zielpunkt meines Ringens und Strebens. Dazwiſchen floſſen denn die Erinnerungen an die und aus der Vergangenheit, ſo daß das Geſpräch ein ſehr belebtes, aber auch hin und her wogendes war, ohne daß es einen einheitlichen Grundgedanken gehabt hätte, der indeſſen nicht ganz fehlte.

Mitten in dieſem belebten Geſpräche ging eine Seitenthür auf, und Lenchen, ein allerliebſtes Kind auf dem Arme, trat unbefangen herein. Mich erblicken und wiedererkennen war Eins. Das Willkommen war ſehr warm und herzlich.

Aber wie hatte ſich das einſt ſo ſchlanke, liebliche Mädchen zum vollendet ſchönen Weibe entwickelt! Aus ihren ſchönen Zügen, aus ihrem ſeelenvollen Auge ſtrahlte Zufriedenheit und Glück. Ihr Anzug, ſo ſauber und nett, war einfach, bürgerlich, aber ächt und ſehr kleidſam, wie ſich die Bürgerfrauen jener Tage zu tragen pflegten.

Meine Zeit war gemeſſen und lief ab. Ich mußte ihre herzlichen Bitten, „mit ihnen fürlieb zu nehmen," das heißt, das Mittagbrod zu theilen, ablehnen, weil ich in Caub zugeſagt hatte. So ſchied ich mit dem frohen Bewußtſein, eine glückliche, zufriedene Familie gefunden zu haben und — vielleicht öfter wiederzukehren.

Als Herrmann hörte, ich wolle einen Schiffer miethen, um mich nach Caub zu bringen, ſagte er lächelnd: Ich werde Sie zum Rheine begleiten und Ihnen die Mühe des Suchens abnehmen! —

Als wir denn uns dem Ufer näherten, ſprang er in einen neuen, ſchönen Kahn, ſchob ſchnell Alles zurecht und ſagte: Steigen Sie ein! Ich kann mir die Freude nicht verſagen, Sie nach Caub zu fahren. Sind wir dann doch noch ein halbes Stündchen zuſammen!

Da war denn Nichts zu ändern, und ich ließ es mir um ſo lieber gefallen, als ich hoffen durfte, er werde mir noch Manches über ſeine Verhältniſſe mittheilen.

Das geschah denn auch mit der rückhaltlosen Offenheit der alten Liebe und des Vertrauens in jener verschämten, bescheidenen Weise, die es uns auf der Stelle herausfühlen läßt, daß die Pforten des Herzens geöffnet sind.

Das war das Ergebniß: Sein Wohlstand war durch Fleiß und Sparsamkeit gewachsen und gesichert. Er hatte ein mittelgroßes Rheinschiff, mit dem er mehrere Fahrten zwischen Köln und Mainz im Jahreslaufe machte und sich ein Schönes verdiente; Pflanzstücke und Weinberge hatte er erworben und ehrlich bezahlt. Diese besorgte in seiner Abwesenheit seine Frau, deren häuslicher Wirthlichkeit er eine Lobrede hielt, aus der die Liebe überall hervorlugte und die Seligkeit des häuslichen Glückes und Friedens. Ein harmloses, in sich abgerundetes, glückliches Bürgerleben — übergossen von dem rosigen Lichte der Liebe, lag vor meinen Augen. Wahrlich, beneidenswerth! Und da konnte kein Groll gegen den bösen Jupp übrig sein in der Seele, und war's auch nicht.

Unterweltliches Pflanzen- und Thierleben.

Von Dr. Geo. Hartwig.

„Wenn der Mensch mit regsamem Sinne die Natur durchforscht, oder in seiner Phantasie die weiten Räume der organischen Schöpfung mißt, so wirkt unter den vielfachen Eindrücken, die er empfängt, keiner so tief und mächtig als der, welchen die allverbreitete Fülle des Lebens erzeugt."

Nach diesen Worten, womit der unsterbliche Humboldt seine herrlichen „Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse" eröffnet, beginnt der große Naturforscher ein glänzendes Bild der Allgegenwart des organischen Daseins zu entrollen.

Er zeigt uns Schmetterlinge und andere geflügelte Insekten auf den schneeigen Felsgraten des Chimborazo, 18,000 Fuß über der Meeresfläche, bis wohin ihn sein reger Forschungstrieb führte, und noch weit über diese Grenzen hinaus den Condor hoch über den höchsten Anden in der verdünnten Atmosphäre schwebend.

Doch nicht nur so weit das unbewaffnete Auge reicht, sind die entferntesten Regionen des Luftkreises belebt; alle Schichten der Atmosphäre durchdringt außerdem noch eine Fülle mikroscopischer Organismen, von dem Winde aus den trocknenden Gewässern emporgehoben. Unbeweglich und in Scheintod-versenkt schweben sie in den Lüften, bis der Thau sie zur nährenden Erde zurückführt.

So sind nach Ehrenberg's glänzender Entdeckung die atlantischen gelblichen Staubnebel, welche von dem capverdischen Inselmeer von Zeit zu Zeit weit gegen Osten in Nord-Afrika, in Italien und Mittel-Europa eindringen, Anhäufungen von kieselschaligen Exemplaren des kleinsten Lebens.

Auch zahllose Keime künftiger Bildungen — Insecten- und Pflanzeneier — durch Haar- und Federkronen zur langen Herbstreise geschickt — wogen und schweben im Dunstkreis umher, so wie eine ähnliche Fülle von lebensfähigen Atomen die Räume des Oceans erfüllt.

Wohin der Naturforscher auf der Erde oder über der Erde nur hinblickt, überall tritt das Phänomen des Lebens entwickelt oder noch im Keime schlummernd ihm entgegen.

Aber nicht nur im Gebiete des Lichtes entfaltet sich die organische Schöpfung, auch tief in die verborgenen dunkeln Räume der Unterwelt dringt sie hinein, überall wo die meteorischen Niederschläge — Regen oder der aufgethaute Schnee — das poröse Gestein durchsickernd in natürliche Höhlen, oder Grubenarbeiten gelingen können.

Denn überall, wo Wasser, Wärme und Luft zusammentreten, und wäre es viele Tausende Fuß unter der Erde, sind die nothwendigen Erfordernisse zur Entwickelung des organischen Lebens vorhanden, wogegen das den meisten Geschöpfen unentbehrliche Licht auf die Bewohner der unterirdischen Grüfte, die Kinder der Nacht, oft sogar vernichtend einwirkt.

Betrachten wir zunächst die Flora der Unterwelt, so finden wir sie ausschließlich aus Pilzen bestehend, jenen niedrigsten, lichtscheuen Formen der Vegetation, die am liebsten in der Düsterheit und in Moder sich entwickeln.

Ihr Vorkommen in den Höhlen ist wie sonst überall an das Vorhandensein einer organischen Unterlage gebunden.

In der That ist es gewöhnlich das absichtlich oder durch die Gewalt des Wassers eingeführte Holzwerk, besonders im Zustande der Zersetzung, auf welchem die unterirdische Vegetation ihre geeignetsten Bedingungen findet.

Seltener verbreiten sich üppig wuchernde Formen dann auch noch über das benachbarte Gestein oder kommen scheinbar aus dem Boden zwischen Steinen hervor, wo man aber bei näherer Untersuchung stets noch Spuren von verwesten organischen Stoffen findet. Im Allgemeinen ist deßhalb eine unterirdische Localität um so reicher an Pilzen, je mehr faulendes Holz daselbst vorhanden ist. Man findet sodann die Pilze im vollkommensten Dunkel, selbst im entferntesten Hintergrunde der Höhlen. So sieht man in der Adelsberger Grotte nicht bloß in der Nähe des Einganges, in dem von dem Poik durchrauschten Neptunsdome die Geländer der Stufen mit Pilzen überzogen, sondern mehrere der auffallendsten Formen wurden erst in den Schluchten des Calvarienberges*) und sogar an dem äußersten, in die schneeweiße Stalaktitenwand der Johannsgrotte eingetriebenen Vermessungspflock, also selbst in einer Entfernung von mehr als 1000 Klafter vom Haupteingange, bemerkt. Der Anblick dieser Pflanzen, die in der tiefen Stille und dem geheimnißvollen Dunkel der nächtlichen Grüfte unbemerkt und fröhlich gedeihen, ist wohl geeignet, einen eigenthümlichen Eindruck auf den Beschauer zu machen; denn höchst seltsam, ja fast mährchenhaft kommt ihm ein Dasein vor, welches von den gewöhnlichen Bedingungen des Lebens so sehr abweicht.

Unter den in den Höhlen vorkommenden Pilzen gedeihen viele, besonders die vollkommen entwickelten, auch auf der Erdoberfläche unter dem Einflusse des Lichtes auf faulenden Bäumen und nehmen in der ihnen weniger zusagenden Unterwelt nicht selten die abweichendsten monströsen Bildungen an; manche dagegen sind den unterirdischen Räumen ausschließlich eigen und finden ihres Gleichen auf der Erdoberfläche nicht.

Der vielseitig gebildete österreichische Naturforscher J. A. Scopoli hat das Verdienst, die unterirdischen Vegetabilien zuerst einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt zu haben, indem er 1772 die erste genauere Beschreibung und Abbildung von mehr als 70 unterirdischen Pflanzenformen lieferte, welche größtentheils den Bergwerken von Chemnitz und Idria angehörten. Erst viel später erschienen Humboldt's und Hoffmann's Abhandlungen (1793 und 1811) über die unterweltlichen Floren der Bergwerke Freiberg's und des Harzes, und neuerdings haben die Botaniker Welwitsch und Pokorny die Karsthöhlen nach Vegetabilien durchsucht, wo sie außer 8 unvollkommenen Pflanzenformen 10 vollständig entwickelte Pilze fanden, unter andern den auch in den Harzer Gruben vorkommenden Mäuseschwarz (Agaricus myurus *Hoffm.*), dessen mehr als fußlanger, schlanker, stark behaarter Stiel einen kleinen, kaum 2—3 Linien breiten Hut trägt.

Unter den andern dort vorkommenden Pilzen zeichnen sich einige durch ihre Größe aus (Thelephora rubiginosa sanguinolenta), andere durch ihre Zierlichlichkeit (Diderma nigripes) und beweisen, daß Flora ihre Kinder zu schmücken weiß, auch dort, wo keines Menschen Auge sie bewundert.

Wenn die unterirdische Vegetation ausschließlich nur aus den niederen Pflanzenformen der Pilze besteht, so ist dagegen die unterirdische Fauna bei weitem reicher vertreten, da sie Repräsentanten aus fast allen Classen und selbst noch von

---

*) Siehe die Adelsberger Grotte. Band IV, Heft 12. Die Maje.

Wirbelthieren besitzt, ein Beweis, daß die Pflanzen im Allgemeinen von dem belebenden Einfluß des Lichtes ungleich abhängiger sind, als die Thiere.

Die Höhlenbewohner lassen sich in zwei Hauptgruppen eintheilen: in Troglophilen (Grotten liebende), die zwar gern in den dunkeln Räumen sich aufhalten und dort einen nicht geringen Theil ihres Lebens zubringen, sich aber doch auch des Tageslichtes oder wenigstens des hellen Mondscheines erfreuen, und in Troglobien (in Grotten lebende), die ausschließend nur in der Unterwelt erscheinen und außerhalb derselben bisher noch nirgendwo oder nur dann angetroffen werden, wenn außerordentliche Umstände deren Vorkommen am Tageslichte veranlassen.

Zu den bemerkenswerthesten Troglophilen gehören vor allem die Fledermäuse, die es lieben, die einsamen, warmen Höhlen zum bequemen Tagesquartier oder, so wie die kältere Jahreszeit naht, zur Abhaltung ihres Winterschlafes aufzusuchen. Sie kommen manchmal in unglaublichen Mengen vor, zahllos wie die Seevögel der nordischen Felseninseln.

Als Professor Silliman die Mammuthsgrotte besuchte*) (Oct. 16—22), hatten zwar die Thiere bei weitem noch nicht alle ihre Winterquartiere bezogen, doch überall in den Gängen, wo sie am häufigsten vorkommen, sah er ihre dichtgedrängten Gruppen am Gewölbe, zu scheußlichen Klumpen geballt, unheimlich zirpend und zankend. Auf einem kleinen Fleck von kaum 4 bis 5 Zoll Quadrat, zählte er 40 Fledermäuse und überzeugte sich, daß wenigstens 120 auf einem Quadratfuß Platz finden konnten. Solche Klumpen werden aber bis zu Tiefen von zwei eng. Meilen im Innern der vielfach sich verzweigenden Höhle angetroffen, so daß schon eine oberflächliche Berechnung ihre Zahl zu Millionen anwachsen läßt. Wie mögen sie in diesen düstern schweigsamen Regionen, wo weder der Unterschied der Temperatur noch des Lichtes den Wechsel der Jahreszeiten verkündigt, es erfahren, daß der Winter vorüber? Wer weckt sie zur passenden Stunde aus dem tiefen Schlaf, in den sie für Monate versinken? Ohne Zweifel dieselbe geheimnißvolle Stimme des Instinctes, welche die Bewegungen der Zugvögel und die Wanderungen der Fische leitet, und hier wie überall eben so wunderbar als unerklärlich erscheint.

Die Classe der Vögel hat zahlreiche Troglophilen aufzuweisen. Tauben nisten gerne in Grotten; von lichtscheuen Eulen werden sie benutzt, und verschiedene Schwalbenarten brüten vorzugsweise in der Dunkelheit der Höhlen.

Auf einen der merkwürdigsten Grottenvögel — den Guacharo — der eine große Höhle im Gebiete des Thales von Caripe, in der Nähe der Stadt Cumana, fast ausschließlich bewohnt, hat Humboldt zuerst aufmerksam gemacht.

Die Höhle von Guacharo öffnet sich im senkrechten Durchschnitte eines Felsens. Der Eingang steht südwärts, das Gewölbe ist 80 Fuß breit und 72 Fuß hoch. Der Fels, der über der Grotte steht, ist mit Bäumen von gigantischem Wuchse besetzt. Pothosgewächse mit saftigem Stengel und Orchideen von seltsamer Bildung wachsen aus den dürrsten Felsenritzen hervor, während Rankengewächse vom Winde gewiegt vor dem Eingange der Höhle sich zu zierlichen Blumengehängen verschlingen.

Welch ein Contrast zwischen dieser üppigen Portalverzierung und dem düstern Eingang der in der isländischen Lavawüste sich eröffnenden Surtur-Höhle!

Da die Grotte Anfangs in unveränderter Richtung sich erstreckt, werden erst 430 Fuß vom Eingange die Fackeln angezündet, und hier, wo das Licht zu erlöschen anfängt, hört man noch entfernt das widrige Geschrei der Nachtvögel aus den dunkeln Tiefen der Höhle hervorschallen.

Der Guacharo hat die Größe unserer Hühner, den Rachen der Nachtschwalbe, den Wuchs der Geier, deren krummer Schnabel von steifen Seidepinseln umgeben ist. Sein Gefieder ist von dunkler, blaugrauer Farbe, mit schwarzen Streifen

*) Siehe: die Mammuthshöhle. Die Maje.

und weißen Flecken vermengt. Die Augen können das Tageslicht nicht vertragen; die Flügel sind unverhältnißmäßig groß, da sie ausgebreitet nicht weniger als $4^1/_2$ Fuß von Spitze zu Spitze messen.

Er verläßt seine Höhle bei Anbruch der Nacht, vorzüglich zur Zeit des Mondscheines, und soll nur von Körnern sich nähren, doch halten einige Naturforscher ihn auch für einen Insectenfresser. Seine scharfe durchdringende Stimme wird von den wiederhallenden Gewölben der Felsgrotte zurückgeworfen, und der furchtbare Lärm, den die hier versammelten Tausende verursachen, läßt sich nur mit dem Gekreisch der Möven eines nordischen Vogelberges oder der in den Tannenwäldern in Gesellschaft lebenden Krähen vergleichen. Das Geräusch wird stärker, so wie man tiefer hineinkommt und die Vögel vor dem Lichte scheu werden, welches die Fackeln verbreiten. Wird es etliche Minuten still, dann lassen sich die entfernten Klagetöne der in den Seitengängen der Grotte nistenden Vögel hören. Es ist, als ob ihre Schwärme sich einander wechselnd antworteten.

Jedes Jahr um Johanni findet ein großes Gemetzel unter den unschuldigen Vögeln statt. Mit Stangen bewaffnet und Stämmen von Palmbaumholz zum Erklettern versehen, begibt sich eine Anzahl Indianer in die Grotte und zerstört viele Tausende der Nester, die in trichterförmigen Löchern an der Decke der Grotte sich befinden, während die Alten, gleichsam um ihre Brut zu beschützen, unter fürchterlichem Geschrei über den Häuptern der Henker schweben. Die Jungen, welche zu Boden fallen, werden sogleich ausgeweidet. Ihr Bauchfell ist reich mit Fett beladen, und eine Schichte von Fett am Unterleibe nach hinten bildet eine Art Knäuel zwischen den Schenkeln des Vogels. Die europäischen Nachtvögel sind mager, weil, statt sich mit Früchten und öligen Kernen zu nähren, wie der Guacharo, sie vom kärglichen Ertrage der Jagd leben, während bei diesem das Fettwerden durch reichliche Nahrung, Finsterniß und Ruhe wie bei den Mastgänsen befördert wird. Das ausgeschmolzene Fett wird in thönernen Gefäßen gesammelt und soll sehr rein und wohlschmeckend sein. Es steht aber dessen Menge in keinem Verhältniß zu der unter den Vögeln angerichteten Metzelei, da nicht über 150 bis 160 Flaschen vollkommen reinen Oeles eingesammelt werden. Der Ertrag der Guacharo-Höhle steht also weit hinter dem der Salanganen-Grotten in Java zurück.

Um in das Innere der Höhle zu gelangen, folgt man den Ufern des kleinen Flusses, der in ihr entspringt, seine Breite beträgt 28 bis 30 Fuß. Man wandert dem Ufer entlang, soweit die aus kalkichten Inkrustirungen gebildeten Hügel es gestatten; öfters, wenn der Waldstrom zwischen hohen Stalaktitenmassen sich durchschlingt, muß man in sein Bett hinabsteigen, das nicht mehr als zwei Fuß Tiefe hat.

Die Grotte behält in der genau gemessenen Entfernung von 1458 Fuß vom Eingange noch ihre ursprüngliche Richtung, die nämliche Weite und die gleiche Höhe von 60 bis 70 Fuß, so daß man nicht leicht eine Berghöhle von so einförmiger und regelmäßiger Bildung wiederfinden wird. Humboldt hatte Mühe, die abergläubigen Indianer zu vermögen, ihn auch nur bis zu der Stelle zu bringen, wo am Ende des hohen Grottengewölbes der Boden plötzlich unter einem Winkel von 60^0 aufsteigt und der Waldstrom einen kleinen unterirdischen Wasserfall bildet; denn sie glauben, daß die Geister ihrer Vorfahren sich im Hintertheile der Grotte aufhalten, und meinen, daß der Mensch eine heilige Scheu vor Orten tragen soll, welche weder die Sonne noch der Mond bescheint.

Seit des großen Naturforschers Besuch scheinen sie jedoch ihren Aberglauben theilweise abgelegt oder wenigstens mehr Muth gewonnen zu haben; denn während sie Humboldt nur 236 Klafter weit vom Eingange geleiten wollten, sind spätere Reisende, wie Codazzi und Bonpertuy, 600 Klafter weit in die Höhle eingedrungen, ohne jedoch deren Ende zu erreichen. Sie fanden, daß jenseits des Punktes, wo Humboldt stehen blieb, die Grotte ihre Regelmäßigkeit verliert und mit Sta-

laktiten sich bekleidet, die an manchen Stellen fast den Durchgang verwehren. In den Seitengrotten 275 Klafter vom Eingang entfernt, fand Codazzi unzählige Schaaren von Guacharos. Man hat übrigens den Vogel seit Humboldts Reise auch in der Provinz Bogota wiedergefunden, so daß sein Dasein nicht, wie man früher glaubte, an diese einzige Höhle gebunden ist.

Noch interessanter als die grottenliebenden Thiere sind die eigentlichen Höhlenbewohner oder Troglobien, deren seltsames, an ewiges Dunkel gebundenes Leben uns fast unbegreiflich vorkommt und gewissermaßen eine neue Seite des Schöpfungsbuches vor uns aufschlägt.

Ihre Entdeckung gehört erst der neuesten Zeit an, und da bei weitem noch nicht alle Höhlen genau nach Thieren durchforscht worden sind, läßt sich aus der Anzahl der bereits bekannten Gattungen und Arten schließen, daß auch in der düstern Höhlenwelt eine ziemlich reichliche Fauna sich des Lebens erfreut.

In den Adelsberger, Lueger- und Magdalenen-Grotten, also nur in einem kleinen Theil des ausdehnten Höhlengebietes des Karstes sind bis jetzt 7 der Unterwelt eigenthümliche Insecten*), 1 Spinne, 2 Scorpioniden, 1 Tausendfuß, 2 Crustaceen, 1 Schnecke und 1 Amphibie, also 15 zu nicht weniger als 6 verschiedenen Klassen gehörende Thierarten aufgefunden worden.

So wie in der Oberwelt Spinnen und Scorpioniden auf die von Pflanzenkost lebenden Käfer Jagd machen, so wiederholt sich auch in der Unterwelt der ewige Kampf zwischen Herbivoren und Raubthieren, und auch mitten im nächtlichen Dunkel der Höhlen findet Flucht und Verfolgung so gut wie auf der Erdoberfläche statt.

So hat in den Tiefen der Adelsberger Grotte der Höhlenkäfer Leptodirus Hohenwartii am scorpionartigen Obisium (Blothrus spelaeus) und an der augenlosen Spinne (Stalita tænaria) die unbarmherzigsten Feinde.

Der pech- und gelblich castanienbraune Leptodirus, der im Jahre 1831 vom Grafen Franz v. Hohenwart am Calvarienberge entdeckt wurde, zeichnet sich durch lange und zarte Fühler und Beine, bei verhältnißmäßig kleinen glasartigen, durchscheinend glatten Deckschilden aus.

Das erste und einzige Exemplar ging durch einen unglücklichen Zufall zu Grunde, und obgleich den Grottendienern für einen solchen Käfer nicht weniger als 25 Gulden versprochen wurden, fand man ihn erst nach einem Zeitraum von 14 Jahren an derselben Stelle wieder. Seitdem gelang es mehrerern Forschern, in der Adelsberger Grotte den Leptodirus zu erhalten, besonders dem Fürsten R. zu Khevenhüller, der bei mehrmaligen Besuchen nicht weniger als 20 Exemplare desselben sammelte.

Der Leptodirus kriecht langsam und vorsichtig, den Weg früher mit den Fühlern genau abtastend, an den reinsten, etwas feuchten Stalaktitsäulen aufwärts und beschleunigt seine Schritte bei Annäherung des Lichtscheines. Am Abend werden die meisten gefunden, woraus man schließt, daß der Leptodirus ein Nachtthier sein möchte, obgleich es fast unbegreiflich scheint, wie der Einfluß der wechselnden Tageszeiten sich in diesen nächtlichen Tiefen noch geltend machen kann.

Die Art und Weise, wie der Käfer vom augenlosen, im Jahre 1833 von Herrn F. Schmidt entdeckten Blothrus verfolgt wird, hatte Fürst Khevenhüller öfters Gelegenheit zu beobachten. So sah er einst einen solchen Höhlenscorpion, der bald rechts bald links kroch, nach allen Seiten herumtastete und offenbar irgend Etwas auffinden zu wollen schien. Er vermuthete, daß diese Jagd irgend einem Insecte gelte, und hatte sich hierin nicht getäuscht; denn ungefähr 4 Schuh höher an der entgegengesetzten Wand kroch ein herrlicher Leptodirus. Lange Zeit ließ er beide Thiere ungestört, bis er mit Bestimmtheit erkannt hatte, daß die

---

*) Sphodrus Schmidtii; Anophthalmus Schmidtii; Leptodirus Hochenwartii: Adelops bysoinus, montanus, Khevenhülleri. Annorphorus stillicidii.

Bewegungen des Blothrus offenbar von denen des Leptodirus geleitet waren, und daß jener folglich dem Höhlenkäfer wirklich nachstelle.

Ein schönes, frisches Exemplar eines Leptodirus mit einem Blothrus in ein Fläschchen geworfen wurde bald von letzterem in Stücke zerlegt und zwar so regelmäßig und gliedweise, daß man alle leicht erkennen konnte, und es den Anschein hatte, als habe das Thier nur ein Pröbchen seiner Zergliederungskunst ablegen wollen.

Welcher Sinn mag wohl den Blothrus auf die Spur seines Opfers leiten? Ersetzt hier der Geruch den Mangel des Auges? Und wie verkündigt sich dem Leptodirus die Annäherung des Feindes? Welche Mittel gab ihm die Natur, sich vor dessen Nachstellungen zu schützen? Auch hier können wir nur bewundern, nicht begreifen!

Die blaß rostbraune augenlose Höhlenspinne (Stalita tænaria), mit braunlichen Fühlern und Tastern und schneeweißem Hinterleibe, kommt nicht selten in den Aushöhlungen der Stalaktitenwände vor, von wo sie auf den unglücklichen Leptodirus lauert. Auch auf der Oberfläche der Erde sind die Spinnen geduldige Hungerleider: hier in der so kärglich belebten Höhle muß unsere Stalita diese Kunst zu einer bewunderungswürdigen Meisterschaft gebracht haben. Ihr Erscheinen auf den blendendweißen Tropfsteinsäulen, an denen sie erst sichtbar wird, wenn sie der volle Lichtschein trifft, hat etwas wunderbar Ueberraschendes. Wie ein zarter Hauch schwebt sie in ihrem elfenbeinernen Kleide vorüber, begleitet von dem immer größer werdenden Schatten, den sie zurückwirft.

Das größte und interessanteste europäische Höhlenthier ist unstreitig der Olm (Proteus anguinus; Hypochthon). Dieses räthselhafte Reptil wurde zuerst im Cirknitzer See aufgefunden, der bekanntlich mit zahlreichen unterirdischen Kanälen in Verbindung stehend, abwechselnd sein Wasser aus Speilöchern empfängt und durch Sauglöcher wieder verliert. Nach starkem Regenwetter stürzen die Gewässer, welche die Unterwelt nicht mehr zu fassen vermag, in laut brausenden Fontainen und Katarakten aus den Höhlen hervor, und der See, der zur Zeit seiner Kleinheit einen ganz schmalen, länglichen Wasserarm bildet, schwillt alsdann an zur doppelten und dreifachen Breite. Zuweilen kommt es aber auch vor, daß er gänzlich verschluckt wird. So war vom December 1833 bis October 1834, 11 Monate lang, keine Spur von ihm zu sehen, so gründlich hatte er mit seinen Fischen sich in den unterirdischen Behältern versteckt, wo sich jene in Sicherheit vor den Nachstellungen der Menschen, bedeutend vermehrten. Als sie daher im October 1834 mit den nun wieder anschwellenden Gewässern wieder zum Vorschein kamen, waren ihrer nicht nur eine auffallend große Menge, sondern unter ihnen auch viele große, schöne, fette Exemplare, Hechte von 8 bis 10 Pfund und noch schwerere.

Schlimmer ging es den Krebsen, deren man am See eine sehr große Gattung fängt; denn diese bedürfen der Sonne, der Luft und des Wiesengrases zugleich mit dem Wasser und starben daher während der eilfmonatlichen Trockenheit des wankelmüthigen See's größtentheils aus.

Der zufälliger Weise mit dem Hochwasser im Gebiet des Cirknitzer See's an's Tageslicht gekommene Olm wurde erst 1814 in einem seiner unterirdischen Standorte entdeckt.

Die Magdalenen- oder schwarze Grotte, ungefähr eine Stunde nördlich von Adelsberg, senkt sich ziemlich steil abwärts in den Felsen hinein.

Nachdem man etwa eine Viertelstunde lang beschwerlich über Gerölle oder weichen Schlamm fortgewandert ist, gelangt man zu einem stillen Wasserspiegel, der jedesmal mit dem Anschwellen des Poik bedeutend steigt, und durch diese Wechselwirkung verkündigt, daß die Grotten und unterirdischen Flußbette der ganzen so merkwürdig ausgewaschenen und ausgehöhlten Gegend wohl nur ein einziges zusammenhängendes Labyrinth bilden. In jenem ruhigen Wasser-

tümpel, von keinem Licht beſchienen und von keinem Winde bewegt, wurden nun zum erſten Mal zahlreiche Proteen angetroffen, da ſie aber bald in Hunderten von Exemplaren von dieſem Standorte zur Beobachtung und Zerlegung in die Studirzimmer und an die Secirtiſche der Gelehrten wanderten, hat ſeitdem ihre Anzahl bedeutend abgenommen, und ſie dürften vielleicht bald hier ganz ausgerottet werden.

Der Olm gehört zu den merkwürdigen Reptilien, die zugleich durch Kiemen und Lungen athmen, und zeigt an jeder Seite des Halſes drei herabhängende roſenrothe Kiemenbüſchel, welche lebenslänglich bleiben.

Er hat einen langgeſtreckten, aalförmigen Körper mit verlängertem Kopfe, einem zuſammengedrückten Floſſenſchwanze und vier ſehr kurzen und dünnen Beinen. Die Vorderfüße haben drei, die Hinterfüße zwei Zehen. Die Haut iſt fleiſchfarben und dabei ſo durchſcheinend, daß man die Leber und das 48 bis 50 Mal in der Minute ſchlagende Herz deutlich darunter wahrnehmen kann. Trotz ſeiner anſcheinenden Schwäche ſind ſeine Bewegungen zuweilen ſehr ſchnell und kräftig, indem er aalartig durch das Waſſer gleitet, wobei die kleinen Glieder faſt unbeweglich bleiben. Nur beim langſamen Kriechen werden ſie benutzt und zwar auf eine ſehr unvollkommene Weiſe.

Bei ſchnelleren Bewegungen ſtrotzen die Kiemenbüſchel und nehmen eine hellſcharlachrothe Farbe an, in der Ruhe erſcheinen ſie blaß wie der übrige Körper. Zuweilen erhebt das Thierchen ſeinen Kopf über das Waſſer, um Luft einzuſchlürfen, doch ſpielt offenbar die Lungenathmung bei ihm eine weit geringere Rolle als die Kiemenreſpiration, da es nur eine kurze Zeit außerhalb des Waſſers leben kann. Das Skelet beſteht faſt ganz aus Knorpel. Die Augen, zwei kleine ſchwärzliche Punkte, liegen unter der Haut begraben und ſind, wie man ſich's denken kann, ſehr unvollſtändig entwickelt. In einem faſt 9 Zoll langen Individuum hatte der Augapfel einen Durchmeſſer von nur $^1/_{30}$ Zoll.

Trotz der an tauſend Exemplaren gemachten Unterſuchungen iſt es bis jetzt noch nicht gelungen, über die Lebensweiſe des Olmes zuverläſſige Aufſchlüſſe zu erhalten, noch zu ermitteln, ob er ein eierlegendes oder lebendig gebärendes Thier ſei.

In der Gefangenſchaft leben die Olme jahrelang ohne Nahrung, doch freſſen ſie auch Froſch- und Krötenlaich, Kaulquappen, Regenwürmer, kleine Schnecken und dergleichen. Befeſtigt man zum Beiſpiel an der Spitze eines Stäbchens einen kleinen Regenwurm und hält ihn unter dem Waſſer ganz nahe an den Kopf eines ruhig ſich verhaltenden Olms, ſo ſchießt dieſer, ſo wie er die Annäherung des Wurms bemerkt, pfeilſchnell nach demſelben, verſchluckt ihn eben ſo ſchnell, ſpeit ihn wieder aus, verſchluckt ihn dann wieder und wiederholt dieſes Manöver einige Mal, bis er endlich ſeine Beute gänzlich verſchluckt und bei ſich behält. Man wird dabei faſt an das grauſame Spiel der Katze mit der Maus erinnert.

Dem Fleiß der Naturforſcher iſt es gelungen, nicht weniger als 31 verſchiedene Höhlen, Quellen, Waſſertümpel und Waſſergräben als feſte und zufällige Proteenſtandorte namhaft zu machen, ſo daß die Wahrheit des Spruches „Suchet, ſo werdet ihr finden" ſich auch in dieſem Falle glänzend bewährt.

Man unterſcheidet je nach der Größe von 9 bis 12 Zoll, der Kopfform, der Lage der Augen und der Hautfarbe 7 verſchiedene Arten, von welchen 6 in den kärnthiſchen Höhlen, die ſiebente in Dalmatien angetroffen wird. Zwei verſchiedene Arten kommen niemals in derſelben Höhle vor; doch wird dieſelbe Species zuweilen in mehreren Grotten angetroffen. Als am 18. Auguſt 1819 der ſpätere Kaiſer Erzherzog Ferdinand von Adelsberg aus die Magdalenen Grotte beſuchte, wurden die ſehenswürdigſten Stellen durch bewegliche Irrlichter beleuchtet, die einen guten Effect machten. Aus vier andern Höhlen ſchwammen Charons Nachen mit zwei Laternen hervor. Der den Charon vorſtellende Fiſcher zog das Netz vor den hohen Gäſten und überreichte ihnen 6 Olme.

Als den Ort, wo die Thiere in der größten Anzahl vorkommen, bezeichnet Dr. Schmidl eine Stelle des unterirdischen Flusses in der Planina-Höhle 1715 Klafter vom Eingange entfernt. Dicht an einem kleinen Falle, welchen hier der Bach über ein Riff bildet, wimmelt es von Olmen, ein überraschender Anblick, die kleinen lichten Thiere in den dunkeln Fluthen. Bei der schweren Zugänglichkeit dieser Höhle können sie sich hier einer höchst selten gestörten Ruhe erfreuen; doch haben sie sonder Zweifel noch verborgenere Schlupfwinkel, zu welchen der Mensch nimmer gelangen kann.

Man versteht jetzt die Olme recht gut zu transportiren und hat sie schon lebendig bis Ungarn, Rußland und Schottland gebracht. Dabei muß man sie nur häufig mit frischem Wasser versehen und Sonne und Licht möglichst von ihnen abhalten. Ihrer Nahrung wegen braucht man auch nicht besorgt zu sein; denn sie finden deren im Wasser genug. Man empfiehlt es, ein Stalaktitenstück aus ihrer Geburtshöhle in den Wasserkübel, in welchem man sie transportiren will, zu legen. Wenn sie ruhen oder schlafen, legen sie sich dann in einem Ringe um diesen Stalaktitenstumpf herum, als hielten sie ihn zärtlich umarmt.

Auf diese Weise hat man sie schon fünf Jahre lang außer ihren Höhlen lebendig erhalten. Die Führer zur Adelsberger Grotte halten sie stets in Kübeln bereit und verkaufen das Stück zu 2 Gulden.

Wenden wir nun unsere Blicke von den Krain-Grotten nach der Neuen Welt, so finden wir in der Mammuthshöhle eine nicht minder interessante Thierschöpfung, die bei aller Verschiedenheit doch wieder eine gewisse Familienähnlichkeit erkennen läßt, so daß man auch hieraus ersieht, daß gleichartige äußere Umstände stets eine gewisse Gleichförmigkeit des organischen Lebens hervorbringen.

So gehören die zwei blinden Käfer, die in der Mammuthhöhle angetroffen werden, denselben Gattungen Anophthalmus und Adelops an, die auch in der Adelsberger Grotte ihre Repräsentanten haben. Das größte Insect ist hier eine Art Heimchen mit außerordentlich langen Fühlern, und außerdem gibt es noch 2 kleine weiße, augenlose Spinnen und einige Crustaceen.

Ein olmartiges Reptil hat zwar die Mammuthshöhle nicht aufzuweisen, dafür aber eine eigenthümliche blinde Ratze und einen eigenthümlichen blinden Fisch.

Die Höhlenratte, die zwar in ziemlicher Anzahl vorkommt, aber wegen ihrer außerordentlichen Schüchternheit sich nur wenig sehen läßt, unterscheidet sich von der gewöhnlichen oder norwegischen Ratze durch ihre bläuliche Farbe, ihren weißen Bauch, Hals und Füße und ihre weiche Behaarung.

Sie hat große schwarze Augen wie die eines Kaninchens, aber gänzlich ohne Iris, und außerordentlich lange Tasthaare, eine Eigenthümlichkeit, die wir schon bei vielen anderen Höhlenthieren bemerkt haben, als ob der ausgebildetere Gefühlssinn für den Mangel des Lichtes entschädigen sollte. Obgleich die Augen dieser Ratze so groß und glänzend sind, so überzeugte sich doch Silliman von ihrer vollständigen Blindheit.

Es fehlt an allen Beweisen, daß sie jemals die Oberwelt besucht.

Der blinde Fisch (Amblyopsis spelaeus) ist durch häufiges Ausfischen des Lethe-Flusses schon ziemlich selten geworden. Zahlreiche Physiologen haben bereits diese seltsame Erscheinung zum Gegenstande microscopischer Untersuchungen und wissenschaftlicher Forschungen gemacht und die meisten von ihnen stimmen darin überein, daß nicht alle Generationen des Amblyopsis spelaeus blind gewesen seien, sondern derselbe erst, nachdem er seinen Weg in diese Höhle gefunden, durch die Nutzlosigkeit und Unbrauchbarkeit der Sehorgane in dieser Finsterniß die Kraft derselben allmälig verloren habe.

Der berühmte Agassiz dagegen, welcher nach Allem, was er von der geographischen Vertheilung der Thiere weiß, überzeugt ist, daß ein jedes Geschöpf (mit Ausnahme der verpflanzten Hausthiere?) unter den Umständen, worin es jetzt lebt, innerhalb seiner gegenwärtigen Grenzen und mit allen Eigenthümlichkeiten

des Baues, wodurch es heutigen Tages sich auszeichnet, geschaffen worden ist, hält den blinden Fisch und die andern blinden Crustaceen und Insecten der Mammuthshöhle für ursprüngliche Inquilinen derselben, die nie anders gewesen, als sie sind, und nie und nimmer Etwas von der Oberwelt gewußt haben.

Zur gründlichen Bestimmung jener höchst interessanten Schöpfungsfrage, ohne Zweifel eine der wichtigsten im ganzen Gebiete der Zoologie, die aber bis jetzt nur auf dem Gebiete der Hypothese umherschwankt, würden nach ihm die Bewohner der Riesengrotte die beste Gelegenheit darbieten, doch wäre die Untersuchung mit einem solchen Aufwande von Zeit und Mühe verbunden, daß man kaum hoffen darf, daß ein Naturforscher sie jemals unternehmen wird.

Erst müßte das genaue anatomische Studium der in der Höhle vorkommenden Arten in allen ihren Lebensstadien mit ausgedehnter Vergleichung der verwandten Species vorangehen, und dann der gewiß höchst schwierige Versuch gemacht werden, Junge unter verschiedenen Umständen zu ziehen, abweichend von denen, unter welchen sie gegenwärtig erwachsen. Dann würde sich's erst zuverlässig zeigen, ob der blinde Fisch, der jetzt nur im Embryonalzustande Spuren eines Sehorganes zeigt, auch bei allmäliger vorsichtiger Zulassung des Lichtes allmälig vollkommen ausgebildete Augen erhalten würde, oder ob umgekehrt seine sehenden Verwandten allmälig die ihrigen einbüßen müßten.

Der junge Naturforscher, der sich der Lösung dieser Streitfrage widmete und durch directe Versuche außer Zweifel setzte, was bis jetzt nur muthmaßlich bestritten oder bejaht wird, würde zwar sein ganzes Leben darauf verwenden müssen, dürfte dafür aber auch auf die ewige Dankbarkeit aller wissenschaftlichen Männer rechnen.

Der Mohn und das Opium.

Von A. W. Grube.

Der Mohn (Papaver somniferum) mit großblättrigen weißen und rothen Blumen und blaugrünen stengelumfassenden Blättern ist zwar seinem Herkommen nach ein Morgenländer, — er wird im Orient bis 20 Fuß hoch und trägt mitunter Köpfe, die wohl 2 Pfund Wasser fassen können, — wird aber auch bei uns in geschützten Lagen angebaut, vornehmlich seines Samens willen. Die vielsamigen Kapseln der Frucht enthalten je nach der Spielart schwarzbläulichen oder weißen Samen; der weiße gibt das wohlschmeckenste Oel, der schwarze ist aber ergiebiger und wird besonders zu Vogelfutter für die Finkenarten gebraucht, die ihn sehr lieben.

Schon tausend Jahre vor Christo wurde in Kleinasien Mohn gebaut; von hier drang er westlich nach Griechenland und Italien und erst vor einigen Jahrhunderten östlich nach Vorder- und Hinterindien, China, Korea und Japan vor. Die alten Griechen bauten viel Mohn für ihre Bienen, als Schmuck für ihre Gärten, als Nahrungspflanze — die Samenkörner des weißen Mohns wurden geröstet mit Honig zum Nachtisch verzehrt, und die Landleute liebten es, Mohnsamen auf die obere mit einem Ei bestrichene Seite des Brodes zu streuen — aber auch um des Opiums willen. Schon im Alterthum kannte man die betäubende Wirkung des Saftes, der aus der geritzten, unreifen Samenkapsel quillt und an der Luft verhärtet. Daß den Griechen das Opium als Heilmittel, um bei übergroßem Schmerz dem Leidenden Schlaf zu verschaffen, bekannt war, geht schon daraus hervor, daß sie die Mohnpflanze der Göttin des Ackerbaues, der Ceres, geheiligt hatten, zu deren Kennzeichen sie gehörte, und zwar gleicherweis als Sinnbild der Fruchtbarkeit des vielen Samens willen, der in der Fruchtkapsel steckt, wie auch mit bestimmter Beziehung auf die schmerzstillende Kraft der Pflanze, weil ihr Saft den Schmerz über den Raub der Tochter gelindert

hatte, als die umherirrende Göttin in Mekone (Griechenland) einen Mohnſtengel fand. Auch Hypnos (lateiniſch Somnus) der Gott des Schlafes, hatte den Mohn zu ſeinem Kennzeichen; man bildete ihn als einen ſchönen Knaben oder Jüngling mit einem Mohnkranze um die Stirn oder auch mit Mohnblumen in der Hand, und ebenſo pflegte man auch ſeinen Sohn Morpheus, den Gott des Traums, mit Mohn zu krönen.

Plinius erzählt in ſeiner Naturgeſchichte, daß man den aus der unreifen Pflanze gewonnenen Saft des Kopfes unter den Wein miſchte, um einen Schlaftrunk zu bekommen. Noch gegenwärtig miſchen die kaukaſiſchen Tartaren den Mohnſaft in ihren Wein, um ihn berauſchender und einſchläfernder zu machen, oder trinken, wie die Radſchputen in Indien, eine Abkochung der zerquetſchten Samenkapſeln.

Das Opium enthält einen großen Theil unwirkſamer Stoffe, wie Pflanzenfaſer, Harz, Gummi; der eigentlich wirkſame Beſtandtheil, der ſo heftig auf die Nerven wirkt, iſt dem Gewichte nach ein ſehr geringer Theil. Dieſen aus dem Opium auszuſchneiden und rein darzuſtellen gelang zuerſt einem deutſchen Chemiker Namens Sertürner im Jahre 1804; er nannte dieſe Baſis des Opiums Morphin. Seine Entdeckung führte ſogleich dazu, daß man auch aus anderen Heilſtoffen, wie z. B. aus der Chinarinde, das Chinin darſtellte, und der Kranke brauchte fortan nur einige Gran Chinin zu nehmen, um vom Fieber geheilt zu werden, während er vorher viele Loth gepulverte Chinarinde verſchlucken mußte.

Mit Säuren verbunden ſtellen dieſe organiſchen Grundbeſtandtheile farbloſe, deutlich cryſtalliniſche Salze dar, und die Morphinſalze werden jetzt in der Medicin häufiger angewendet als das reine Morphin. Sie ſchmecken widerlich bitter, wirken ſchon in ganz kleinen Gaben narkotiſch (betäubend), und etwas verſtärkt als tödtliches Gift. Durch Kochen des von der Morphinbereitung gebliebenen Rückſtandes des Opiums mit ſtarker Eſſigſäure, Füllen der filtrirten Flüſſigkeit mit Ammoniak, Kochen des Niederſchlags mit Alkohol und Thierkohle wird das ebenfalls in Cryſtallen anſchießende Narkotin dargeſtellt.

Dieſe ſcharfen Gifte verleihen dem Opium den bitterlich ekelhaften, ſpäter ſcharfen und brennenden Geſchmack ſowie den unangenehmen und betäubenden Geruch. Daß eine ſolche giftige, zähe, klebrige, widerlich ſchmeckende und riechende Subſtanz, wie das Opium, dennoch von den Menſchen leidenſchaftlich geſucht und begehrt wird, daß die ſchrecklichen Wirkungen des Giftes dennoch nicht vom Genuſſe deſſelben abſchrecken — dies iſt eine ſehr betrübende Erſcheinung menſchlicher Schwäche und Verkehrtheit.

Im Orient, beſonders in der Türkei, wird das Opium gegeſſen, von den Chineſen und Malayen geraucht. Man beginnt mit einem oder zwei Gran *) täglich, ſteigt dann aber raſch genug bis auf hundert Gran oder noch mehr; denn die Nerven werden alsbald ſo überreizt und abgeſtumpft, daß bald ſehr ſtarke Gaben vonnöthen ſind, um den früheren Reiz zu gewinnen.

Die anfängliche Wirkung des Opiums iſt freilich ſehr verführeriſch. Der Geiſt wird leicht und frei, als hätte er die irdiſche Schwere, mit welcher der Körper ihn niederdrückt, überwunden. Des Lebens Sorge und Mühe iſt vergeſſen, alle angenehmen Bilder, welche gaukelnd vor dem Auge der Phantaſie tanzen, ſcheinen zur Wirklichkeit geworden, alle Wünſche ihrer Erfüllung gewiß zu ſein. Der Lebensmuth wird erhöhet, das Gefühl der Lebenskraft geſteigert; dann aber verſchwimmen alle Gedanken, es tritt eine vollſtändige Narkoſe ein, aus welcher endlich der ſich ſelbſt betrügende Menſch mit einem elenden Katzenjammer erwacht. Schwindel, Kopfſchmerz, eine mit Schleim belegte Zunge, trockene Kehle, zerrüttete Verdauung, Abſpannung in den Muskeln — dies ſind die nächſten und länger anhaltenden Folgen des kurzen Genuſſes.

*) Auf 1 Quentchen gehen 60 Gran.

Dieſer Zuſtand der Leere und Niedergeſchlagenheit erſcheint dann unerträglich und fordert zu neuem Genuſſe auf; die übeln Nachwehen werden ſchlimmer, Auge und Naſe triefen, das Auge verliert allen Glanz und ſinkt zurück, die Muskeln werden welk und ſchlaff, Hartleibigkeit und Durchfall wechſeln ab, das Athmen wird beſchwerlich, der Gang wankend und ſchwankend, und der Unglückliche, der ſich nicht mehr ermannen und vom Genuß des Giftes ablaſſen kann, wird nur durch den Tod von ſeinem Leiden befreit.

Muhamed hatte ſeinen Anhängern alle hitzigen Getränke verboten, und dieſes Gebot des Islam iſt ein ſehr weiſes, da das heiße Klima keiner künſtlichen Erhitzung bedarf und die Spirituoſen dort doppelt ſchädlich wirken. Aber der Böſe, der hier aus einer Thür hinaus gejagt wurde, kam zu einer anderen Thür wieder herein. Opium zu rauchen oder zu eſſen war nicht verboten, und die Bekenner des Islam ſuchten nun in dem betäubenden Safte der Mohnpflanze den Rauſch, der ihrem Fanatismus nachhelfen ſollte, ſie bot ihnen Aufregung und todesverachtenden Muth. Mit dem Halbmond drang die Mohnkultur nach Aegypten, Arabien, Armenien, Perſien, Vorder- und Hinterindien. In Hindoſtan, namentlich zu Malva und Patna, gedieh die Mohnpflanze vortrefflich, und nachdem zwei Beamte der engliſch-oſtindiſchen Kompagnie, der Obriſt Watſon und der Viceresident Wheeler, auf den verhängnißvollen Gedanken gekommen waren, das Opium auch in's „Reich der Mitte" einzuſchmuggeln, bemächtigte ſich die Kompagnie dieſes Erwerbszweiges.

Wie der Branntwein bei allen wilden und halbwilden Völkern mit Begier aufgenommen wird, ſo fand auch der giftige Mohnſaft bei den civiliſirten Chineſen Anklang. Die chineſiſche Regierung erkannte bald genug den verderblichen Einfluß dieſes neuen Berauſchungsmittels, verbot ſeine Einfuhr und ſetzte hohe Strafen auf ſeinen Genuß. Das Geſetz wurde ſo geſchärft, daß, wenn nach Jahresfriſt ein Opiumraucher noch dem verbotenen Genuſſe fröhnte, er im Geſicht gebrandmarkt, im Wiederholungsfalle mit 100 Stockſtreichen beſtraft und dann des Landes verwieſen werden ſollte. Zuletzt ſetzte man die Todesſtrafe auf das Opiumrauchen. Doch alle Geſetze waren vergeblich, da die Mandarinen ſelber die Opiumeinfuhr begünſtigten, ſich beſtechen ließen und im Geheimen gleichfalls Opium rauchten.*) Die Karawanen, welche von der Landſeite her an die chineſiſche Grenze kamen, machten Halt, gaben ihre Opiumladungen an die chineſiſchen Schmuggler und konnten dann mit ihren übrigen Waaren ungehindert die Grenze überſchreiten. Im Jahre 1794 verſandte die oſtindiſche Kompagnie bereits 200 Kiſten nach China; im Jahre 1854 belief ſich die Ausfuhr auf 88,000 Kiſten, die einen Werth von mehr als 7 Millionen Pfund Sterling hatten.

Aber auch unter den Steppenvölkern Hochaſiens macht der Opiumgenuß ſo ſtarke Fortſchritte, daß er vielleicht noch den aus gegohrener Stutenmilch gewonnenen Kumis verdrängt. Tartariſche Zwiſchenhändler verdienen nicht wenig mit

---

*) Der franzöſiſche Miſſionär Hüc, welcher das chineſiſche Reich im Jahre — gründlich kennen lernte, erzählt: „Das Geſetz, welches Opiumrauchen bei Strafe verbietet, iſt nicht widerrufen worden, aber Niemand kümmert ſich um das Verbot, man raucht das Gift ungeſtraft; in allen Städten werden Opiumpfeifen, Lampen und Alles, was ſonſt dazu gehört, ungehindert zum Verkauf ausgeboten. Gerade die Mandarinen geben dem Volk ein ſchlechtes Beiſpiel, und wir haben auf unſerer langen Reiſe in China kein einziges Tribunal geſehen, wo nicht ganz offen Opium geraucht worden wäre. In Kanton, Macao und den übrigen Hafenplätzen, wo Europäer zugelaſſen werden, haben wir Männer geſprochen, welche den Opiumhandel rechtfertigen zu können meinten. Das Opium habe nicht ſo böſe Wirkungen, wie man wohl annehme, und nur Uebermaß und Mißbrauch ſei ſchädlich, gerade wie bei geiſtigen Getränken, ein mäßiger und verſtändiger Gebrauch hingegen werde für das lymphatiſche Weſen der Chineſen ſehr erſprießlich. So ſprechen freilich nur Opiumkaufleute, die durch Sophiſterei ihr Gewiſſen beſchwichtigen zu können glauben. Es iſt eine Thatſache, daß nur ſehr wenige Opiumliebhaber ſich innerhalb verſtändiger Schranken halten können, alle übrigen ſind ohne Rettung dem Untergange verfallen."

diesem Handel; die Waare hat keinen großen Umfang, läßt sich leicht fortbringen und wird überall mit Silber aufgewogen. *)

Im Handel werden verschiedene Opiumsorten unterschieden, die verschieden im Preise stehen, weil sie mehr oder weniger Liebhaber finden und verschiedenen Morphingehalt haben. So das aegyptische oder thebaische Opium (früher für das beste gehalten), das konstantinopolitaner (in Anatolien erzeugt) und das Opium von Smyrna. Das ostindische Opium wird als Patna-, Benares-, Malva- und Damaun-Opium unterschieden. Ebenso hat auch das Opium von Java bereits mehrere Sorten. In China selber wird Mohn gebaut und Opium bereitet, das jedoch nur bei den ärmeren Chinesen Abnehmer findet, während die wohlhabenderen entschieden das indische Opium trotz der mancherlei Verfälschung, die es in China erfährt, vorziehen. Für das beste, d. h. an Morphingehalt reichste Opium gilt das türkische, welches gegen 13 Procent Morphingehalt hat, während man auf das indische nur 5 Procent rechnet. Hingegen ist das indische wiederum reicher an Narkotin.

Seit dem Jahre 1834 hat die ostindische Kompagnie den äußeren Handel frei gegeben; Mäkler, welche in ihrem Dienste stehen, verkaufen die anlangenden Kisten an den Meistbietenden. Die englischen und amerikanischen Kaufleute, in deren Händen sich der Handel hauptsächlich befindet, halten eigene Opiumklipper oder Schnellsegler, die sich durch große Schnelligkeit auszeichnen und die Opiumkisten von Bombay oder Calcutta an die chinesische Küste führen.

In Malva — zwischen Delhi und Bombay — sind die Bauern unabhängig von der Kompagnie und bauen auf ihre eigene Hand Mohn und bereiten Opium, das sie dann aber in Bombay abliefern und unterwegs stark verzollen müssen.

In der Provinz Bengalen hat die Kompagnie ihre Hauptniederlagen in den Städten Benares und Patna.

Die Kompagnie ertheilt die Bewilligungen zum Mohnbau, schließt die Kontrakte ab und setzt die Preise für den Ertrag je nach seiner Güte fest. Für die Bezirke sind einzelne Beamte als „Sammler" angestellt, welche den Werth jedes Kruges, der mit dem Mohnsaft gefüllt übergeben wird, abschätzen und den Ertrag der Ernte dann nach Patna bringen. Für die besten Sorten werden Belohnungen gegeben, ganz schlechte aber ohne alle Bezahlung confiscirt. Der schlechte Saft wird jedoch keineswegs fortgeworfen, sondern durch Zusatz von etwas besserem für den Verkauf tauglich gemacht.

In Ostindien blüht der Mohn gegen Ende Januar und Anfangs Februar; die schnell sich bildenden Kapseln werden im Februar und März mit einem sägeartigen Instrumente aufgeschlitzt, das aus drei zusammengebundenen eisernen Platten mit zackigem Rande besteht. Am stärksten ist das Opium, wenn es bei trockenem Nordwestwinde gewonnen wird; bei feuchtem Nordost- oder Ostwinde verschlechtert es sich augenblicklich, da es die Feuchtigkeit anzieht; es setzt sich dann in den Höhlungen und Zwischenräumen der Masse eine matte wässerige Auflösung des Opiums fest, die man Passeva nennt.

Sobald die gefüllten Opiumkrüge in den Niederlagen ankommen, erhalten sie eine Etikette und je nach der Güte ihres Inhaltes einen bestimmten Platz. Hat man die ganze Ernte beisammen, so wird der Inhalt sämmtlicher Krüge in große Fässer geschüttet, so daß die guten und gleichartigen Sorten zusammenkommen. Aus diesen wird dann die Masse an die Arbeiter vertheilt, welche sie für den Markt zu Kugeln formen.

Die Formung wird in einem langen gepflasterten Saale vorgenommen. Damit die Aufseher jeden Arbeiter genau unterweisen können und keine Ver-

*) In dem von den Russen mit einem Fort versehenen Kopal (in der chinesischen Tartarei) unterhielten sich die im Fort lebenden Eingeborenen mit Opiumrauchen, wie der englische Maler Thomas Atkinson, der sie besuchte, in seinem neuen Reisewerke erzählt.

wechslung Statt findet, trägt jeder Mann seine Nummer. Auf einem Stuhle sitzend hat er ein doppeltes Brett und eine Mulde vor sich. Auf dem oberen Brette steht ein zinnernes Becken, welches so viel Opium enthält, als zu drei Kugeln gebraucht wird. Auf dem unteren Brette steht ein Becken mit Wasser, in der Mulde eine halbrunde Schale aus Messing, worin die Kugel geformt wird. Zur Rechten des Arbeiters steht ein Krug mit zwei Abtheilungen, von denen die eine dünne Kuchen von zusammengepreßten Mohnblumenblättern enthält, die andere eine Tasse mit klebrigem Opiumwasser, das aus dem Abfall bereitet wird.

Jene dünnen Kuchen von etwa 2 Fuß im Durchmesser werden gleich auf den Feldern gemacht und zwar von Frauen, welche ganz einfach die Blumenblätter zusammenpressen. Mit Beginn der Opiumernte bringen sie diese Blumenkuchen zum Verkauf.

Der Arbeiter, wenn er seine Messingschale zur Hand nimmt, legt zuerst einen solchen Kuchen hinein, bestreicht ihn mit dem klebrigen Opiumwasser und formt ihn zur Hülle für die Opiumkugeln, dann kommt die bestimmte Portion Opium darauf, und oben werden abermals einige Decken darüber geklebt. Die Kugeln werden gewogen und so lange vergrößert oder verkleinert, bis sie das bestimmte Gewicht haben. Das Opiumwasser, womit die Hüllen untereinander und mit der Kugel zusammengeklebt werden, ist aus der Passeva bereitet wie auch aus dem Wasser, mit dem die Arbeiter jeden Abend, bevor sie den Saal verlassen, ihre Hände und Geräthe abwaschen müssen, und welches dann abgedampft und verdickt wird, so daß auch kein Gran Opium verloren geht.

Am Abend bringt jeder Arbeiter seine Kugeln in die Abtheilung, welche seine Nummer trägt, und legt sie auf ein Reck. Von hier werden die Kugeln, jede auf einer irdenen Schale, in den großen Trockensaal gebracht, in Reihen aufgestellt und fleißig gewendet. Man hat sehr sorgfältig zu wachen, daß keine Kornwürmer hineingerathen, welche bei feuchtem Wetter sehr häufig sind. Kleine Buben sind eigens dazu angestellt, den ganzen Tag über zwischen den Recken hin und her zu kriechen.

Wenn die Opiumkugeln trocken sind, werden sie in Kisten verpackt und zwar so, daß je sechs Stück in zwei Schichten mit getrockneten Blumenblättern, Kapseln und Stengeln der Mohnpflanze zusammen gethan werden. So gehen sie zunächst nach Kalkutta, um dann nach den Sunda-Inseln, China ꝛc. verschifft zu werden. Ein guter Arbeiter, der täglich 10 Stunden arbeitet, kann 40 bis 50 Kugeln formen, etwa 8 bis 10 Stück in der Stunde. In Patna werden 10,000 bis 12,000 Kugeln an Einem Tage gemacht; die für den chinesischen Markt bestimmte Menge beläuft sich auf 1,353,000 Stück!

Die Engländer, welche, wenn es in ihren Kram paßt, die Maske der Frömmigkeit vornehmen und über das Sündhafte des Sklavenhandels sich ereifern, entblöden sich nicht, für die Hebung und Ausbreitung der Opiumerzeugung, die ihrem Seckel so guten Gewinn bringt, in den verschiedensten Blättern zu wirken und für die im englischen Parlament eingebrachte Opium-Motion des „frommen" Lord Shaftesbury in die Schranken zu treten, indem sie — ganz wie jene chinesischen Zwischenhändler — behaupten, der Opiumgenuß sei eine unschuldige und unschädliche Zerstreuung, mache das Gemüth sanft und friedfertig, ja verlängere das Leben! Der Krieg, welchen die Engländer im Jahre 1840 mit China begannen, war recht eigentlich ein Opiumkrieg und hatte keinen anderen Zweck, als die chinesische Regierung zu zwingen, der Einfuhr von Opiumkisten sich nicht ferner zu widersetzen.

Die Chinesen verstehen sich so gut auf das Opiumrauchen, daß sie wie unsere Cigarrenraucher die verschiedenen Sorten des Tabaks die bessere oder schlechtere Beschaffenheit des Opiums genau unterscheiden. Wenn die chinesischen Agenten und Mäkler an Bord der Opiumschiffe kommen, um Einkäufe zu machen, so

nehmen sie aus drei Opiumkugeln Muster, vermischen sie mit Wasser, kochen sie, und drücken dann die Flüssigkeit aus, welche sie wieder bis zur Theriakdicke verdunsten lassen. Dann rauchen sie alle drei Muster abgesondert oder zusammen, um die Durchschnittsgüte der ganzen Kiste annähernd zu bestimmen.

Das Opium wird für die Raucher eigens zugerichtet, indem man die Kugeln auseinander schneidet, in Wasser erweicht, kocht, den Saft ausdrückt und über Feuer bis zur Dicke eines Teiges einsiedet. Mit einer kleinen Schaufel streicht man diesen Teig in Pfannen und trocknet ihn über Kohlen. Dieser Prozeß wird mehrere Mal wiederholt, bis die Waare von allen Unreinigkeiten befreit ist. Zuletzt wird sie in Dosen von Büffelhorn gedrückt und zum Verkauf ausgestellt. Das so präparirte Opium heißt „Tschandu".

Die Chinesen sind der Meinung, daß das Opium viel angenehmer wirke, wenn man es rauche, als wenn man die feste Masse verschlucke. Die Opiumpfeife besteht aus einer 14 Zoll langen Röhre von schwerem Holz mit enggebohrtem Kopfe. Ein Stück Tschandu von der Größe einer Erbse wird auf eine kurze eiserne Nadel gesteckt, an einer Lampe angezündet und dann in den Kopf der Pfeife gesteckt. Oder es befindet sich an dem hölzernen Pistol eine irdene Schale, welche das Opiumstückchen enthält und dann so gehalten wird, daß man es an der Lampe anzünden kann. Der Raucher liegt auf einem Bambusbett oder einer Bank, läßt den eingezogenen Rauch durch die Nase streichen oder zieht ihn, wenn er ein alter Praktikus ist, tief in die Lungen ein, bevor er ihn wieder von sich gibt. Die Vornehmen haben in ihren Wohnungen besondere Rauchzimmer, wohin sie mit ihren Tischgenossen und Freunden sich nach den Gastmählern begeben. Es gibt in den Städten auch besondere Rauchlokale, finstere Spelunken, die von 6 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends geöffnet und meist zahlreich besucht sind. Von dem Rauch des verbrannten Opium und anderen unerquicklichen Ausdünstungen ist die Luft in diesen Rauchstuben verpestet. Dies schreckt jedoch die Sclaven ihrer Leidenschaft nicht ab. Die Rauchgesellschaft beginnt unter heiterem Gespräch ihr Werk, nachdem aber Jeder ein paar herzhafte Züge gethan hat und die Wirkung des Giftes beginnt, fängt die Unterhaltung an zu stocken, und Dieser und Jener schlägt ein lautes Gelächter auf, ohne äußere Veranlassung. Dann aber wird es ganz still. Das Gesicht des Rauchers wird allmälig blaß, nimmt einen stupiden Ausdruck an, die Lippen hängen schlaff herab, die Mundwinkel sind verzogen, die Wangen eingefallen, es tritt ein dumpfes Hinbrüten ein, worin der Mensch von sich selber Nichts weiß.

Die Malayen hingegen gerathen nicht selten in einen Zustand der Raserei, laufen umher, um den ersten besten, der ihnen begegnet, anzufallen, und wehe dem, der ihnen unbewehrt entgegentritt. Auf Java schießt oder spießt man diese sogenannten „Amockläufer" wie tolle Hunde.

Von den Opiumessern hat Dr. Madden ein nicht minder abschreckendes Bild entworfen. Zu Konstantinopel ist der Markt Theachissi, in der Nähe der Soliman'schen Moschee, der Platz, wo die Opiumesser sich versammeln. Auf den Bänken vor den Kaffeehäusern geben sie sich ihren ausschweifenden Träumereien hin und bei einem halben Dutzend solcher „Theriakis" nahm eines Tages auch Dr. Madden Platz. Die, welche schon unter der vollen Wirkung der genommenen Opiumpillen standen, sprachen unzusammenhängend; ihre Gesichter glühten, ihre Augen hatten einen sonderbaren Glanz, ihr Gesichtsausdruck war furchtbar wild. Mehrere alte Sünder hatten schon ganz eingeschrumpfte Hände und verdrehte Hälse, sie waren kaum im Stande gewesen zu gehen; sobald sie aber ihr Opium verschluckt hatten, waren sie auf kurze Zeit wieder in Gluth versetzt. Einige machten vortreffliche Verse, Andere hielten Reden an die Umstehenden, um ihnen auseinander zu setzen, daß sie Sultane und Fürsten und im Besitz aller Freuden und Genüsse seien.

Leider, dies darf nicht verschwiegen werden, ist das schreckliche Laster des

Opiumeſſens auch in unſerem „gebildeten“ Abendlande nicht mehr unbekannt! Dr. Heim berichtet in ſeinen „Mediciniſch-chirurgiſchen Miscellen aus England“ auch von engliſchen Opiumeſſern. „Die unter den Fabrikarbeitern in Mancheſter allgemein übliche Weiſe, den in England ſo theuren geiſtigen Getränken das Opium zu ſubſtituiren, findet nicht nur in den niederen Klaſſen, ſondern auch in den höheren Ständen immer mehr Eingang. Die vornehmen Damen nehmen gegen Vapeurs und üble Launen ihr Opium. Man treibt es wohl bis zu einem oder zwei Quentchen des Tages, ja Viele nehmen jeden Morgen und Abend gegen ein Loth Laudanum *). Ein bekannter engliſcher Opiumeſſer genoß täglich 320 Gran; ein gelegentliches Abbrechen der Doſis bis auf 40 Gran hatte geiſtiges und körperliches Mißbehagen zur Folge, und er mußte wieder zur gewohnten Menge greifen. Eine Frau von noch nicht 30 Jahren hatte fünf Kinder gehabt, deren letztes nach ſeinem Tode Gegenſtand einer gerichtlichen Unterſuchung wurde. Es war fünf Jahr alt, ſeit ſeiner Geburt krank geweſen, unvermögend zu gehen und zu ſprechen, ſkelettartig abgemagert und ſeiner Größe und ganzen Eigenthümlichkeit nach ſchien es fünf Wochen alt. Auch die anderen Kinder waren in ſolchem Zuſtande geſtorben, mit Ausnahme des erſten, das geſund iſt und nach deſſen Geburt erſt die Mutter nach und nach an 120 Gran Opium täglich ſich gewöhnt hatte!“ —

Wollte man alle die Fälle, in denen mit Opium Mißbrauch getrieben wird, namentlich mit jenem Heere von Geheimmitteln, mit Tropfen, Elixiren und Likören, in denen Opium ein Hauptbeſtandtheil iſt, aufzählen: ſo würde dazu ein eigenes Buch erfordert werden. In England wird ſogar den armen Fabrikkindern, um ſie ruhig und ſtill zu machen, der Godofroy'ſche Liquör gereicht, worin noch mehr Opium enthalten iſt als im Laudanum.

Die Nahrungsmittel des Menſchen.

1) Das Brod.

Von Auguſt Vogel.

Es iſt und bleibt wahr, daß nur in einem geſunden Körper eine geſunde Seele wohnen kann; ohne einen geſunden Körper iſt der Menſch nicht, was er ſein muß, ohne körperliche Schnellkraft kann er ſeine Beſtimmung nicht erfüllen. Ein kräftiger Körperbau hängt aber mit einer kräftigen Nahrung innig zuſammen, und es muß die Ernährung auch der Arbeit entſprechen. Die Lehre von den Nahrungsmitteln iſt daher eine ſehr wichtige; gerade in dieſer Beziehung wird es nothwendig, wichtige Begriffe, wie ſie uns die Forſchungen der Gelehrten dargeboten, auch in weiteren Kreiſen zu verbreiten und verſtändlich zu machen. Hat doch ein berühmter Chemiker (Mulder) den Vorſchlag gemacht, die Lehre von der Ernährung als Gegenſtand des Schulunterrichtes in einer für Kinder paſſenden Weiſe aufzunehmen, — ein Vorſchlag, der wohl zu beherzigen wäre, da die Jugend dadurch zum Nachdenken über einen Gegenſtand, welcher bisher eigentlich wenig Berückſichtigung gefunden, veranlaßt würde, die in der Jugend erworbenen Kenntniſſe aber bekanntlich feſtgehalten und ſpäter erweitert werden.

Wir wollen nun im Folgenden die Natur und Bedeutung einiger der wichtigeren Nahrungsmittel in kurzen Umriſſen betrachten und beginnen mit dem verbreitetſten, dem Brode.

Zur Bereitung des eigentlichen Brodes gehören weſentlich vier Dinge: Mehl, Waſſer, Hefe oder Sauerteig und Salz, und zwar beſchränken wir den Begriff

---

*) Laudanum iſt ein ſtarker flüſſiger Opiumauszug, der in einer halben Unze (1 Loth) 40 Gran Opium enthält.

des Brodes auf die Zubereitung deſſelben aus den am meiſten verzehrten Getreidearten, Weizen und Roggen. Es wird zwar auch aus Hafer- und Gerſtenmehl ſo wie in Zeiten herrſchender Hungersnoth aus Mais- oder Welſchkornmehl hin und wieder Brod bereitet, doch iſt dies ſtets nur ausnahmsweiſe der Fall, weßhalb wir vorzugsweiſe nur das Weizen- und Roggenbrod beſprechen wollen. In Tyrol iſt es jedoch faſt allgemein.

Rührt man Mehl mit Waſſer an und trocknet den Teig langſam, ſo erhält man einen zuſammenhängenden feſten Kuchen von fadem Geſchmacke. Trocknet man den Teig dagegen ſchnell mit Hülfe künſtlicher Wärme, ſo entſteht ein Kuchen, deſſen Beſchaffenheit zwiſchen der glaſigen und mehligen in der Mitte ſteht. Dieſe Art des Backens, wie ſie in früheren Zeiten allgemein war und noch heutzutage in manchen Gegenden gebräuchlich iſt, liegt der Bereitung der ungeſäuerten Brode der Juden am Paſchah ſo wie der bekannten Schiffszwiebacke zu Grunde. Solche Kuchen haben vor dem wirklichen Brode nur das voraus, daß ſie ſich wegen ihrer Trockenheit länger aufbewahren laſſen, entbehren aber gänzlich des Wohlgeſchmacks, welchen wir von einem guten Brode verlangen. Obgleich der Geſundheit nicht nachtheilig, gehören doch wohl zum längeren Genuß dieſer Kuchen Leute mit bevorzugten Verdauungswerkzeugen und wir können es wohl begreifen, daß nach den Berichten von Schiffspaſſagieren das erſte friſche Brod, welches nach einer längeren Seereiſe auf ein Schiff kömmt, als ein unbezahlbarer Leckerbiſſen gern mit einer Flaſche des beſten Weines aufgewogen wird.

Man will alſo ſtatt jener dichten, glaſigen, harten Kuchen, wie ſie aus der einfachen Trocknung des Teiges entſtehen, eine lockere, ſchwammig aufgeblähte Maſſe erhalten, mit einem Worte geſundes ſchmackhaftes Brod, welches eben wegen ſeiner Lockerheit leicht zu kauen, ſich beſſer mit dem Speichel und den Verdauungsſäften vermiſcht, überhaupt ein Nahrungsmittel iſt, welches den Anforderungen leichter Verdaulichkeit und des Wohlgeſchmackes entſpricht. Die Aufgabe des Brodbackens iſt es nun, das Einſchrumpfen des Teiges zu verhindern, ſtatt eines feſten Kuchens ein lockeres Brod herzuſtellen. Man hat mit einem glücklichen Griffe ſchon in ſehr früher Zeit ein einfaches, wenig koſtſpieliges Mittel in Anwendung gebracht, nämlich die Gährung. Jedermann weiß, daß in Gährung befindliche geiſtige Flüſſigkeiten, wie Bier, Wein u. ſ. w. große Mengen von einer Luftart, Kohlenſäure, entwickeln, welche ſich in Geſtalt weißen Schaumes aus der Flüſſigkeit erheben, ſo daß die mit der gährenden Flüſſigkeit angefüllten Gefäße überlaufen; wie groß das Streben der hier entwickelten Kohlenſäure iſt, zu entweichen, erkennt man am beſten durch das häufige Springen der Champagnerflaſchen. Es iſt nun klar, daß, wenn man im Brodteige eine Gährung veranlaßt, durch die nach allen Seiten hin entweichende Kohlenſäure eine Erhebung oder Auflockerung der Teigmaſſe bewirkt werden müſſe. Die Kunſt des Brodbackens iſt es nun, alle Theile des Teiges durch richtigen Zuſatz von Sauerteig oder Hefe gleichzeitig und gleichſtark in Gährung zu verſetzen, ſo daß alle Theilchen des Teiges ohne Ausnahme durch die in Blaſen ſich erhebende Kohlenſäure ausgedehnt und aufgetrieben werden. Der erſte Zweck der Gährungserregung iſt demnach ein rein mechaniſcher, — die Auflockerung des Teiges auf die einfachſte Weiſe. Daß in der That die Gährung zunächſt dieſe mechaniſche Rolle hier ſpielt, geht daraus hervor, daß durch Aufſaugen der Kohlenſäure mittelſt Seifenwaſſer das Gehen des Teiges gänzlich verhindert wird. Setzt man nämlich dem mit Sauerteig oder Hefe angemachten Brodteige eine verhältnißmäßig nur geringe Menge Seifenwaſſer hinzu, ſo bleibt der Teig ganz unverändert ſitzen, da, wie ſchon bemerkt, das Seifenwaſſer die ſich bildende Kohlenſäure in ſich aufnimmt und letztere ſich nun nicht mehr in Blaſen erhebt. Dieſe Erſcheinung iſt wohl ſchon öfters zur Verzweiflung der Bäcker von Böswilligen in Anwendung gebrocht worden.

Die Bedeutung des Gährens beim Brodbacken iſt aber nicht nur eine mechaniſche, ſondern auch eine chemiſche, indem die Beſtandtheile des zum Teige verwen-

beten Mehles dabei wesentliche Veränderungen erfahren. Wir können diese Vorgänge natürlich nur in den allgemeinsten Umrissen betrachten. Die Hauptbestandtheile des Mehles sind bekanntlich Stärke und Kleber, welche beide von einander getrennt werden können durch Waschen des Mehles mit Wasser, indem die Stärke aus dem milchigen Waschwasser sich absetzt, der Kleber aber als elastischer Rückstand zurückbleibt. Durch das Kneten des Teiges mit Sauerteig wird ein Theil der Stärke in Zucker verwandelt, und es tritt geistige Gährung ein, d. h. es bildet sich Kohlensäure und Weingeist, welche nun in der Wärme des Backofens in Blasen entweichen und die Poren des Brodes vergrößern. Gleichzeitig quillt das Stärkmehl auf, wird kleisterartig und bewirkt den innigen Zusammenhang des Brodes. Beim Backen wird an der äußeren Schichte des Brodes ein Theil des Stärkmehles in Gummi übergeführt, die Rinde bräunt sich, und es entsteht ein angenehm bitterschmeckender Stoff, das Röstbitter. Er ist so leicht in Wasser löslich, daß er schon durch das Wasser der Luft zerfließt. Weil sich das Röstbitter nur in der Rinde bildet, so wird die Rinde durch längeres Liegen des Brodes immer feuchter, während die Krume immer mehr austrocknet.

Es ergibt sich aus dem Vorhergehenden von selbst, was das Brod ist. Seine Krume bildet ein lockeres Gewebe von kleisterartig aufgequollenem Stärkemehl mit den übrigen Bestandtheilen des Mehles; seine Kruste besteht aus Stärkegummi und Röstbitter. Beide müssen bei gutem Brode fest vereinigt sein. Ueberhaupt verlangt man so ziemlich in allen Ländern, in welchen man Brod backt und genießt, auch die nämlichen Eigenschaften von demselben. Gut gerathenes Brod darf keinen auffallend sauren Geschmack oder nach verdorbenem, mulfrigen Mehle besitzen; es darf weder Mehlklümpchen enthalten, noch wasserrandig sein, d. h. speckig aussehende feste Stellen zeigen, worin die Blasenräume fehlen. Es soll ferner nie hohl sein, d. h. es soll kein Zwischenraum zwischen der Krume und der Kruste bestehen, auch nicht großblasig, im Gegentheil sollen die Blasen möglichst zahlreich, möglichst gleich vertheilt und im Allgemeinen klein sein. Die Krume darf keine teigigen unausgebackenen Stellen zeigen; die Kruste soll nicht schwarz und bitter, sondern braun und angenehm aromatisch schmeckend sein.

Um einigen Mißständen beim Brodbacken, namentlich dem Sauerwerden des Brodes vorzubeugen, ist der passende Vorschlag gemacht worden, dem Teige Kalkwasser zuzusetzen und zwar auf 100 ℔ Mehl ungefähr 26 bis 27 Schoppen Kalkwasser. Nur muß dem Teige dann etwas mehr Kochsalz beigemengt werden, da das Brod sonst einen faden Geschmack haben würde. Der Vorschlag hat jedenfalls das Gute, daß es an die Stelle schädlicher Beimengungen, wie Kupfervitriol und Alaun, einen unschädlichen Zusatz empfiehlt.

Was die Nahrhaftigkeit des Brodes anbelangt, so mag es genügen, die bekannte Thatsache zu erwähnen, daß 3 ℔ gutes Weizenbrod im wirklichen Nahrungswerthe ungefähr einem Pfunde Ochsenfleisch oder 18 Stück Hühnereiern gleichstehen. Dabei ist nur noch zu berücksichtigen, daß die Verdaulichkeit von Brod und Fleisch nicht gleich zu achten ist. Der Kleber des Brodes löst sich schwerer als die Faser des Fleisches in den menschlichen Verdauungsflüssigkeiten; es geht also die Verdauung etwas langsamer beim Brodgenusse vor sich.

Zu Zeiten des Mißwachses und der Theurung hat es nicht an Vorschlägen gefehlt, Ersatzmittel für das Getreidemehl oder wenigstens Zusätze zum Mehle aufzufinden, wodurch aus demselben eine größere und ergiebigere Menge Brods erzeugt werden könnte. Wenn derartige Vorschläge auch als wohlmeinende zu bezeichnen sind, so können sie doch keineswegs alle als zweckmäßig betrachtet werden. Es kann natürlich nicht im Ernste die Rede sein von einem Zusatz von Gyps, Knochenpulver, Sägespähnen, zerschnittenem Stroh u. s. w., welche das Brod allerdings schwerer und daher billiger, aber zugleich in demselben Maße weniger nahrhaft machen. Zwischen wirklicher Ernährung und dem Vollstopfen des Magens mit gänzlich unverdaulichen Stoffen ist doch gewiß ein einleuchtender Unter-

ſchied. Ein anderes iſt es dagegen, wenn man dem Brode Stoffe zuſetzt, die an und für ſich ſchon einen anerkannten Nahrungswerth beſitzen. Von letzteren wollen wir die gebräuchlichſten im Allgemeinen betrachten.

Als Zuſatz zum Mehle verdient eigentlich nur der Malzteig, d. i. die aus den feinen Mehltheilen des Malzes beſtehende, ſich beim Maiſchen über den Hülſen abſondernde Maſſe wirklich Empfehlung. Mit gleichen Theilen Mehl zum Teige gemacht, liefert er ein in jeder Beziehung tadelloſes Brod und gewährt auch inſofern Vortheil, als der Malzteig ſonſt gewöhnlich nur als Viehfutter benützt wird. Ein Zuſatz vom Mehle der Hülſenfrüchte, von Erbſen, Bohnen, Linſen, wäre als an und für ſich ſchon nahrhaft wohl empfehlenswerth; es tritt hier nur der Umſtand ein, daß dieſe Mehlſorten gewöhnlich theurer ſind als das Getreidemehl und daher wenigſtens keine größere Billigkeit des Brodes veranlaſſen können. Mais- und Reismehl, Kartoffelmehl, gekochte Kartoffeln machen das Brod weniger nahrhaft; Kartoffelbrod ſcheint in der Regel nur deßhalb billiger, weil es waſſerhaltiger iſt. Warum will man auch, darf man wohl fragen, dieſe Nahrungsmittel gerade in die ihnen nicht entſprechende Form von Brod zwängen? Iſt es doch gewiß angenehmer und auch billiger, ein kleines Stück Brod neben gekochten Kartoffeln oder neben einem Brei oder einer Suppe von Reißmehl zu genießen. Wenn man aber ſogar geriebene und ausgedrückte Kartoffeln dem Mehlteige zuſetzt, ſo iſt dies, da man die im ausgedrückten Kartoffelſafte enthaltenen Nahrungstheile verliert, geradezu eine Verſchwendung und beſonders in Zeiten der Noth ganz unverantwortlich. Dasſelbe gilt von dem Zuſatze zerriebener und gekochter Rüben aller Art. Wer den allerdings wohlgemeinten Vorſchlag gemacht, Queckenwurzelmehl dem Brodteige zuzuſetzen, hat wohl ſchwerlich bedacht, daß in Deutſchland allein jährlich 250,000 Malter Brodfrüchte verzehrt werden; welch' eine Menge von Queckenwurzeln müßte mühſam aufgeſucht und gegraben werden, um nur als ein einigermaßen ergiebiger Zuſatz erſcheinen zu können! Als unglaubliche aber wahre Thatſache möge hier der Merkwürdigkeit halber erwähnt werden, daß man in Mexiko Brod aus den Eiern von Waſſerwanzen verfertigt. Dieſe mexikaniſche Wanzenſpeiſe, wozu ſich ein deutſcher Magen wohl ſchwerlich bequemen würde, verdient aber nicht den Namen Brod, ſondern dürfte ihrer Natur nach vielmehr in die Claſſe der Eierkuchen gerechnet werden.

Bekanntlich hat das Brod nicht ſelten eine große Neigung zur Schimmelbildung. Dies iſt beſonders in naſſen Jahrgängen der Fall, wenn das Getreide nicht gehörig trocken in die Scheuern gebracht wurde. Bisweilen iſt dieſer Schimmel blutroth gefärbt und hat zu Zeiten des Aberglaubens als blutiges Brod in den Hexenprozeſſen eine große und mitunter gefährliche Rolle geſpielt. Wir wiſſen jetzt recht gut, daß dieſer aus feinen Punkten beſtehende rothe Anflug nichts anderes iſt, als ein ganz unſchuldiger Pilz (Oidicim aurantiacum), welcher vorzugsweiſe ſeinen Sitz in den Hülſen der Körner hat, und daher um ſo häufiger vorkommen kann, als man die Hülſen von dem Mehle nicht ſorgfältig abgebeutelt hat.

Gewöhnlich nimmt man an, daß ſich weiches friſch gebackenes Brod von hartem altgebackenem nur durch ſeinen größeren Waſſergehalt unterſcheide und hält daher letzteres für nahrhafter. Dieſe allgemein verbreitete Anſicht iſt aber nicht ganz richtig. Das Hartwerden des Brodes iſt nicht bloß der allmäligen Austrocknung zuzuſchreiben; denn genaue Verſuche haben gezeigt, daß friſches Brod ſich von altem nicht weſentlich in ſeinem Waſſergehalte unterſcheidet. Das Hartwerden beruht vielmehr auf einer eigenthümlichen durch die Zeit hervorgerufenen Verbindung des Waſſers mit einigen Beſtandtheilen des Mehles. Weiß man ja auch, daß man altbackenes Brod durch abermaliges Erwärmen, wodurch doch immer Waſſer verloren geht, für kurze Zeit dem weichen friſchen gleich machen kann. Dieſes Weichwerden des alten Brodes in der Wärme iſt eine ähnliche Erſchei-

nung wie das Weichwerden des Wachses, welches ja auch in der Kälte wieder erhärtet.

Zum Schlusse wollen wir noch die Frage berühren, warum denn Kuchen, Torten, überhaupt sogenanntes feines Backwerk der Gesundheit weniger zuträglich ist als Brod? Mit Unrecht schreibt man dem Zucker, der in den Feinbäckereien enthalten ist, die anerkannt schädliche Wirkung zu. Er ist gerade der unschuldigste Begleiter, und wenn er nicht in übermäßiger Menge den Torten und Kuchen zugesetzt wird, jedenfalls besser als sein Ruf, ja er kann sogar dem Magen bei seiner Arbeit behülflich sein, indem Zucker, wie man weiß, durch die Verdauung in Milchsäure verwandelt wird und so letztern unterstützt. Dagegen ist offenbar das Fett, welches sowohl in der Butter sowie auch als Bestandtheil der Eier und Mandeln oft verschwenderisch manchen Torten beigesetzt wird, der schuldige Theil und dies um so mehr, als das Fett durch die Erhitzung des Backens theilweise zersetzt und dadurch noch schädlicher gemacht wird. Je mehr also zu einer Torte Butter, Eier und Mandeln verwendet sind, wie in den Makronen, Mandeltorten und Chokoladekuchen, um so unverdaulicher werden sie sein. Deßhalb ist ein Obstkuchen, der recht wenig Butter und Eier enthält, wohl noch der harmloseste aus der großen Familie der Kuchen und Torten.

So wollen wir uns denn trotz der Begeisterung unserer deutschen Hausfrauen für ihre kunstreichen Schöpfungen feinen Backwerks an unserem gewöhnlichen Roggen- und Weizenbrod begnügen lassen und zufrieden sein, wenn uns dieses kräftig und gesund täglich in hinreichendem Maße zu Theil wird.

Eine große Gefahr der Stadt Bern.

Von H. W. Stoll.

Im Jahr 1338, zu der Zeit, wo Ludwig von Bayern Kaiser von Deutschland war, zog über die Stadt Bern eine drohende Gefahr zusammen. Die benachbarten Grafen und Herrn aus dem Uechtland, Aargau und von fast ganz Freiburg machten einen Bund, um die Stadt völlig zu vernichten. Sie haßten und fürchteten die Berner, die durch muntere frische Thätigkeit, durch Muth und Tapferkeit bei kräftigem Regiment im Innern sich zum blühenden Wohlstande und einer bedeutenden Macht emporgeschwungen und den einzelnen der benachbarten gräflichen und freiherrlichen Häuser in glücklichen Kämpfen schon manchen empfindlichen Schlag versetzt hatten. Es war zu befürchten, daß diese muthigen Republikaner, welche gerne Leute der benachbarten Edlen in ihr Burgrecht aufnahmen und auch schon manche ritterliche Familie aus der Nachbarschaft unter ihren Bürgern zählten, bald ein solches Uebergewicht in der Gegend der Aar und des Jura erlangen möchten, daß der gesammte Adel gezwungen wurde, sich ihnen unterzuordnen. Darum hielt dieser es für rathsam, durch vereinte Macht die Stadt anzugreifen, ehe es zu spät sei, und gerade die damalige Zeit schien ihnen besonders günstig, ihr Vorhaben auszuführen. Denn die Stadt Bern hatte unter den Fürsten keinen Schirmherrn, und der Kaiser Ludwig war ihr Feind, da sie ihn unter dem Vorwande des päpstlichen Bannes, der auf ihm lag, noch mehr vielleicht aus Abneigung gegen jede Unterthänigkeit bis jetzt gar nicht als Kaiser anerkannt hatte. Bündnisse mit benachbarten Städten und Landschaften hatten die Berner im Bewußtsein ihrer eignen Kraft in letzter Zeit wenig gesucht, ja einige Städte, wie das nahe Freiburg, waren gegen Bern, das sie überflügelt hatte, feindselig gestimmt.

Wenn man Feindschaft sucht, so sind die Gründe dafür bald gefunden. So wußten denn auch die Widersacher Berns bei ihrer Zusammenkunft auf der Burg Nidau, der Behausung des Grafen Rudolph zu Nidau, aus dem welschneuenburgischen Hause, eines Hauptfeindes der Berner, jeder seine Klagen und Forderungen gegen die übermüthige Stadt vorzubringen. Graf Rudolph, den alle Herren

aus dem welſchneuenburgiſchen Hauſe zu unterſtützen entſchloſſen waren, beſchwerte ſich, die Burgrechte der Berner verführten die Unterthanen zum Ungehorſam wider ihre Herren; ſo hätten ſie die drei Männer aus ſeiner Stadt Erlach als Bürger angenommen. Aehnliches klagte der Graf Eberhard von Kiburg, zugleich begehrte er, daß die Berner die Einlöſung der Einkünfte von Thun, welche er in ſeiner Noth an ſie verpfändet hätte, von ihm annähmen. Peter, Graf von Greyerz, verlangte, daß die Berner für den Herrn von Weißenburg, der zu Bern Bürger geworden, eine Summe von 8000 Pfund Bernermünze, welche ihm jener ſchulde, bezahlten. Andere brachten andere Dinge vor; Alle aber ſtimmten darüber überein, die unzähligen Beleidigungen, welche ſie erlitten, hätten einen allgemeinen Urſprung; Bern wolle dem Adel die Oberhand entreißen und ſie an das Volk bringen; darum ſei vergeblich, dieſe Stadt von einzelnen Unternehmungen abzuhalten, ſie müſſe mit ganzer Macht von Grund aus vertilgt werden. Dieſen Anſchlag beſchworen ſie alle und gaben dem Grafen Gerhard von Valangin, den ſie als Oberanführer für den Krieg wählten, die Vollmacht, die nöthigen Vorbereitungen zu derſelben zu treffen. Graf Gerhard war kaiſerlicher Vogt in dieſen Landen. Daß gerade er an die Spitze des Unternehmens geſtellt war, war ein Zeichen, daß der Kaiſer ſelbſt es mit den Herren gegen die Stadt hielt.

Die verbündeten Herren rüſteten ſich mit aller Macht und begannen die Feindſeligkeiten damit, daß ſie den Bernern Handel und Wandel ſperrten. Sobald es im Lande umher bekannt ward, daß die einzige Stadt Bern einen Krieg beſtehen ſollte gegen das Anſehen des Kaiſers und wider die Macht aller Großen der benachbarten Lande, da fürchteten Alle, die es wohl meinten mit der Stadt, für ihr Beſtehen, ihre geheimen und ihre offenen Feinde aber triumphirten und ergingen ſich in mancherlei Spott und Drohung.

Die Berner aber blieben ruhig und zitterten nicht. Sie verließen ſich auf ihre gerechte Sache und ſuchten ſich im ſtolzen Gefühle ihrer Kraft keinen Schutzherrn. Der Senat mit dem Schultheißen Johannes von Bubenberg dem Alten an der Spitze behandelte die wichtigſte Angelegenheit, um dem Volke den guten Muth und das Selbſtvertrauen nicht zu benehmen, ohne Haſt und Hitze und faßte in würdiger Haltung den Beſchluß, gerechten Forderungen Genüge zu leiſten, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Sie ſchlugen ihren Widerſachern eine Unterredung vor, die denn auch zu Burgdorf gehalten wurde. Hier erklärten die Geſandten von Bern: Sobald Ludwig von Bayern dem heil. Stuhle verſöhnt ſei, würden ſie ihn als Reichshaupt ehren; den Pfandbrief wegen Thun wollten ſie zurückgeben, wenn der Graf ſeine Schuld bezahle; aus dem Gelde wollten ſie auch die Anſprüche des Grafen von Greyerz tilgen, obſchon viel zu ſagen ſei über die Wucherzinſen, ſo man dem Herrn von Weißenburg abfordere; zu verwundern ſei es, daß ihnen vorgeworfen werde, was von Erbauung ihrer Stadt Kaiſer und Könige ihnen öffentlich geſtattet und was die Herrn ſelbſt ausübten, Männer, die nicht leibeigen ſeien, zum Schirm und nicht zum Aufruhr in ihr Burgrecht aufzunehmen; aber Niemand werde von ihnen Frieden und Recht vergeblich begehren, ſie würden alles willig dem Frieden opfern, nur nicht das Recht. Die Verhandlung mit den Herrn führte zu keinem Ziele ſo wenig wie die mit Freiburg, welches die Berner zu einer Beſprechung nach Clumatt eingeladen hatten; denn die Freiburger ſtanden ganz unter dem Einfluſſe der Herren.

Die Zeit der Unterhandlungen hatten die Widerſacher Berns gut zu ihren Rüſtungen benutzt; 700 Herrn mit gekrönten Helmen, 1200 vollrüſtige Ritter, an 3000 Mann zu Pferd und über 15,000 Mann zu Fuß verſammelten ſich zum Streit wider Bern. Unter ihnen war der Graf von Nidau mit all ſeinen Kriegsgeſellen aus Elſaß und im Lande Schwaben, der Graf Heinrich von Fürſtenberg mit allen Amtleuten vom Aargau, welche der junge Herzog Friedrich von Oeſtreich aufgeboten hatte, der Herzog Albrecht von Oeſtreich, die Grafen von Kiburg, von Greyerz, von Aarberg, von Welſchneuenburg, Johann der Senn von Mün-

ſiger, Biſchof zu Baſel, Johann Roſillon, Biſchof zu Lauſanne, Philipp von Gaſtras, Biſchof zu Sitten, und viele Andre.

Dieſe ganze Macht zog gegen die feſte Stadt Laupen, welche die Berner als ein Reichspfand inne hatten, die Freiburger aber als ihnen zukommend zurückverlangten. Die Berner hielten eine Beſatzung in der Stadt unter dem Vogte von Laupen, Ritter Anton von Blankenburg. Als dieſer von dem Anzuge der Feinde vernahm, ſandte er eiligſt nach Bern und bat um unverzügliche Verſtärkung. Der Schultheiß Johann von Bubenberg bedachte, daß weder dem Feinde noch dem Volke irgend eine Spur von Furcht gezeigt werden dürfe, und ſchwor, nachdem er den Senat und alle vornehmen Bürger zuſammen berufen, mit aufgehobener Rechten bei Gott und den Heiligen, zur Behauptung der Stadt Laupen Gut und Blut zu opfern. Und ihm nach ſchworen alle verſammelten Bürger. Sogleich ward der Beſchluß gefaßt, wo ein Vater zwei Söhne habe, davon ſolle einer nach Laupen ziehen; auch ſolle je einer mit ihnen ziehen, wo der Vater geſtorben, aber zwei Brüder ſeien. So waren bald 600 Mann gerüſtet und auf dem Marſche gen Laupen unter Anführung des Altſchultheißen (d. i. früher geweſenen Schultheißen) Johann von Bubenberg des Jüngern, entſchloſſen, in dem Orte auszuhalten bis auf den letzten Tropfen Blutes.

Bundesgenoſſen hatten die Berner nicht, mit Ausnahme von Solothurn, das ihnen 80 Reiter zu Hülfe ſchickte. Daher eilte der Altſchultheiß Freiherr Johannes von Cramburg über den Brünig hinüber zu den ſchweizeriſchen Waldſtädten, um dieſe um Unterſtützung zu bitten. Als er nach Unterwalden kam und die beiden Landammann das Volk verſammelt hatten, trug er ihnen vor, die Freiheit der Berner, ihrer Freunde und vormaligen Bundesgenoſſen, — denn der Bund zwiſchen den Bernern und den Waldſtädten war damals erloſchen — beruhe auf einem einzigen Tage, an welchem alle Angehörigen ihres gemeinen Weſens wider die weit überlegene Macht ihrer Feinde eine entſcheidende Schlacht liefern müßten. Die Unterwaldner antworteten: „Aechte Freundſchaft beweiſet ſich in der Noth; gehet nach Bern, ſagt euren Mitbürgern, das Volk in den Waldſtädten wolle ihnen zeigen, wie es denkt.“ Und ſofort fuhren Boten über den See nach Schwyz und nach Uri; in Uri lebte damals noch der Tell, in Schwyz der Altlandammann Werner Stauffacher im hohen Alter. Schwyz, Uri und Unterwalden rüſteten in aller Schnelle 900 Krieger und ſchickten ſie über den Brünig nach Bern. Das Berner Volk empfing ſie mit Handſchlag und großem Jubel. Sie zogen durch die Stadt und lagerten vor dem oberen Thore, das gen Laupen führt.

Die Berner hatten kurz vorher ſich für dieſen Krieg, der ihre ganze Freiheit und alles Glück ihrer Nachkommen bedrohte, einen Feldhauptmann gewählt in der Perſon des Ritters Rudolph, Kaſtlan von Erlach. Dieſer ſtammte von dem Adel, der zu der Stadt Bern den Grund gelegt und von Anfang her ſie regiert hatte; er war Bürger von Bern, zugleich aber auch Dienſtmann des Grafen von Nidau, ſo daß ihn in dieſem Kriege ſeine Pflichten nach zwei Seiten hin riefen. Seine Neigung war für Bern; darum ſtellte er dem Grafen Rudolph von Nidau vor, daß der Krieg mit Bern ihm großen Nachtheil bringe, deſſen Erſatz er nicht leicht finden dürfte. Der Graf entband ihn ſeiner Pflicht und geſtattete ihm, unter ſeinen Mitbürgern zu ſtreiten. „Es iſt gleichgültig, ſprach er, von 200 Helmen und 104 mir ergebenen Rittern Einen Mann zu verlieren.“ Als daher Erlach ſich von dem Grafen verabſchiedete, ſagte er: „Ihr ſagt, Herr Graf, ich ſei Ein Mann; als einen Mann will ich mich zeigen.“

Gerade in der Stunde, wo der Schultheiß von Bubenberg mit dem großen Rath verſammelt war, um über die Wahl des Feldhauptmanns zu berathen, ritt der Ritter von Erlach in die Stadt ein, eine mächtige Kriegsgeſtalt in den beſten Jahren, bekannt als tapferer ritterlicher Krieger, der ſchon in mehreren Schlachten ſich als tüchtiger Führer bewährt hatte. Sobald die Berner den Ritter ſa-

hen, gedachten ſie ſeines Vaters Ulrichs von Erlach, unter deſſen Anführung ſie vor 41 Jahren am Donnerbühel über den verbündeten Adel einen glänzenden Sieg davon getragen, und ſogleich begrüßten ſie ihn durch allgemeinen Zuruf als Feldhauptmann. Der Schultheiß überreichte ihm das Banner der Stadt und übertrug ihm förmlich das wichtige Amt. Erlach nahm es bereitwillig an und redete zu der Verſammlung der Bürger folgendermaßen: „Sechs Feldſchlachten habe ich mitgehalten, wo allemal von der geringeren Zahl das größere Heer geſchlagen worden iſt. Gute Ordnung iſt ein ſicheres Mittel, in Schlachten zu ſiegen. Denn gleichwie die Menge nicht hilft gegen geſchickte Anordnung, ſo hilft ohne Ordnung die Tapferkeit Nichts. Ihr von den Handwerken, die Ihr oft nicht gern gehorcht, Ihr ſeid freie Männer, und frei werdet Ihr bleiben, wenn Ihr zu gehorchen wißt, wenn Ihr ſollt. Ich fürchte den Feind nicht, mit Gott und Euch will ich den Streit beſtehen; wir wollen ihn ausführen wie zur Zeit meines Vaters. Aber ich will nicht Euer Feldhauptmann werden ohne volle Gewalt.“ Ohne Zögern und Bedenken erhoben die Berner insgeſammt ihre Hand und ſchworen bei Gott und den Heiligen, in allen Dingen dem Ritter von Erlach ohne allen Widerſpruch zu gehorchen, bei Leib und Leben.

Vor Laupen war in dem Lager der Grafen ein geſchäftiges Leben. Die ganze Stadt wurde rings mit einem Walle umzogen, Tag und Nacht erſchütterten die Sturmböcke die Mauer. Mit den Wurfmaſchinen ſchleuderte man gewaltige Steine und Balken gegen die Thürme und in die Stadt; man untergrub die Mauern und verſuchte Sturm auf Sturm; aber die herzhafte Schaar der Berner ſchlug jeden Sturm ab und behielt einen unerſchütterlichen Muth. Nur war zu befürchten, daß durch die gänzliche Umwallung ſich bei längerer Dauer Mangel und Hungersnoth einſtellen könnte. Darum eilten die Berner, den Ihrigen Hülfe und Erſatz zu bringen und durch einen entſcheidenden Schlachttag die Gefahr zu zerſtreuen. Am 20. Juni lagerten die 900 aus den Waldſtädten vor dem Thore von Bern; die 80 Reiter von Solothurn ſowie das zu Bern gehörige Volk der benachbarten Thäler waren ſchon früher in die Stadt gerückt; bei den Bernern war Alles zum Auszug gerüſtet. Als man daher am Abend dieſes Tages in einem Kriegsrathe berathſchlagte, wann das Heer ausziehen und in welcher Weiſe der Kampf geführt werden ſollte, und die aus den Waldſtädten riefen: „Schnell und bis auf den letzten Tropfen Blut!“ da ſtimmte Alles voll freudiger Begeiſterung in den Ruf mit ein, und man beſchloß, noch in derſelben Nacht gegen den Feind zu ziehen. Der Prieſter Baſelwied ermahnte das Volk: „Der Feind iſt ſtolz auf ſeine Zahl, aber Gott ſtraft den Trutz und ſegnet den Muth. St. Vincenz und St. Urs, die Schutzpatrone von Solothurn und Bern, haben den Himmel erworben, weil ſie um eine gerechte Sache ihr Leben hingeworfen haben. In gerechtem Streit wie im Streit für Euer Land iſt der Sieg Euer; denn der Tod fürs Vaterland gewährt den Himmel, und wer nicht ſtirbt, iſt von Gott erhalten zu Freiheit und Ruhm.“

Um Mitternacht gab der Feldhauptmann das Zeichen zum Aufbruch. Bei hellem Mondſchein zog man aus dem Thore, 4000 Berner Bürger, 300 Mann von Siebenthal, 300 von Hasli, die 900 aus den Waldſtädten und die 80 Reiter von Solothurn, im Ganzen ungefähr 5500 Mann, ihnen voran der Prieſter von Baſelwied mit dem Leibe des Herrn. Die Weiber und Kinder und das übrige zurückbleibende Volk begleiteten ſie mit Glückwünſchen, mit Thränen und Gelübden bis vor das Thor und folgten ihnen dann nach mit den Blicken, bis ſie in den nahen waldigen Bergen verſchwanden. Dann wandten ſie ſich zur Stadt zurück, ſtrömten in die Kirchen und Capellen und beteten um Rettung der Stadt und Erhaltung der Ihrigen die Nacht und den ganzen folgenden Tag.

Um die Mittagszeit des folgenden Tages kam das Heer der Bürger in die Nähe des Feindes und lagerte ſich auf einer Anhöhe bei Laupen ſo, daß ein Wald in ihrem Rücken ſie deckte. Jetzt, wo die feindlichen Heere einander ſo

nahe waren, neckte und höhnte man einander mit manchem bittern und trutzigen Wort. Der Schultheiß von Freiburg meinte, die Berner hätten verkleidete Weiber in ihrem Heer. Da rief Kuno von Rinkenberg: „Ihr werdet es heute erfahren!“ Einer von Schwyz rief: „Wir sind bereit; wer will, der trete hervor!“ Füllistorff, der Bannerträger von Freiburg, warnte die Seinen vor zu keckem Trutz, und als man ihm Furcht vorwarf, sprach er: „Meiner Stadt Banner will ich aufrecht erhalten, bis ich selber falle; eures Trutzes werdet Ihr nicht froh werden.“ Der von Nidau rief: „Heut Nidau und nimmer! Leib und Gut verliere ich, aber ich will es theuer verkaufen!“

Erlach wußte, daß er viele ungeübten Leute unter seiner Mannschaft hatte; darum wollte er, mit Vermeidung aller künstlichen Bewegungen dem kriegsgeübten Feind gegenüber, sein zu kühnstem Muthe angefeuertes Volk zu einfachem herzhaftem Angriff wider die feindlichen Reihen führen und dadurch alle Kunst des Feindes zu Schanden machen. Er ordnete es so, daß die aus den Waldstädten und von Solothurn nach ihrem Wunsch auf der Seite aufgestellt wurden, um dort die feindlichen Reiter zu empfangen, wenn sie den Bernern in die Seite oder von der Höhe in den Rücken zu fallen gedachten. Gegen das eng geschlossene Fußvolk stellte er sich selbst mit den Bernern; um das Banner der Stadt aber versammelte er eine auserlesene Zahl der muthigsten Jünglinge aus den Zünften der Gerber und Fleischer. Um sie zur größten Tapferkeit zu entflammen, rief er ihnen zu: „Wo sind nun die fröhlichen Jünglinge, die täglich zu Bern geschmückt mit Blumen und mit Federbüschen die ersten sind an jedem Tanz? Heut stehet bei Euch die Ehre der Stadt. Hier Banner, hier Erlach!“ Da riefen sie mit lauter Stimme: „Herr, wir wollen bei Euch stehen!“ traten hervor und umgaben das Banner.

Als hierauf das Zeichen zur Schlacht ertönte, rannten zuerst die Schleuderer hinab zu dem Feind, warfen drei Steine, lösten dann ihre Glieder auf und eilten zurück. Als die Hintersten in der Schlachtordnung der Berner die zurückeilenden Schleuderer sahen, glaubten sie, das sei der Anfang der Flucht, und flohen in den nahen Wald. Dies wurde dem Feldhauptmann gemeldet, und da er merkte, daß jene Flucht in den Gemüthern der Seinen mancherlei Bewegung hervorbrachte, so rief er mit heiterem zuversichtlichen Antlitz in die Schaaren: „Freunde, wir siegen, die Furchtsamen sind alle von uns!“ Und sofort brach er, das Banner der Stadt Bern in der Hand, mit seiner auserwählten Schaar der Jünglinge in unwiderstehlichem Andrang in die gegenüberstehenden Reihen des Freiburger Fußvolkes ein. Bald sank das Banner Freiburgs; Füllistorff hatte es, wie er versprochen, aufrecht erhalten, bis er sterbend fiel. Viele um ihn her wurden zugleich mit ihm erschlagen, und bald war die ganze Mannschaft von Freiburg niedergeworfen oder zerstreut. Die Blutarbeit verbreitete sich weiter durch das übrige Heer; unwiderstehlich zerbrachen die muthigen Berner eine Reihe nach der andern, bis plötzlich, von panischem Schrecken erfaßt, das gesammte Fußvolk, soweit es noch übrig war, voran die aus dem Welschland, auf zwei Straßen ober- und unterhalb Laupen in unordentlicher Flucht davon eilte, indem sie Ehre und Waffen von sich warfen und allein auf die Rettung ihres Lebens bedacht waren.

Sobald das feindliche Fußvolk geschlagen war, eilten die Berner ihren Freunden gegen die Reiter zu Hülfe. Sie kamen eben in dem Augenblick an, wo der Feind in die Flucht gerieth. Die Reiter hatten die Schweizer umringen wollen; diese aber, in festgeschlossenen Reihen, empfingen sie muthig und boten keine Lücke. Ein Angriff nach dem andern wurde zurückgeworfen, bis zuletzt die Pferde durch die Schleuderer verwundet und betäubt und dadurch der Feind verwirrt wurde.

Die Berner halfen die Niederlage der feindlichen Ritter vollenden. Unter den Vordersten lag Graf Rudolph von Nidau; er hatte sein Wort erfüllt. Nahe bei ihm lag Graf Gerhard von Valangin, des Kaisers Landvogt, und Johann von Savoyen, der einzige Sohn Ludwigs, Freiherrn der Waadt. Diesen hatte sein

alter Vater, mit einem Gefolge von 100 Helmen in das Lager der Grafen gesandt, um den Streit zu vermitteln, die Herrn aber hatten ihn durch freundlichen Zuspruch vermocht, daß er im Lager blieb und mitzustreiten versprach. Drei Grafen vom Hause Greyerz lagen auf der Wahlstatt, elf andere Grafen zählte man unter den Todten. Auf der Flucht war, wie gewöhnlich, der größte Theil gefallen. Die ganze Feldmark von Oberwyl und Wyden war bedeckt mit Waffen und Pferden und todten Kriegern, mit 80 gekrönten Helmen, 27 Bannern der Städte und Großen. Als der Freiherr von Blumenberg hörte, wer und welche Menge umgekommen, sagte er zu seinem Knecht: „Gott sei davor, daß Blumenberg lebe nach dem Tode solcher Männer," sprengte mit verhängtem Zügel unter den Feind und fand den Tod.

Als das Volk sich von der Verfolgung wieder auf dem Schlachtfelde versammelt hatte, fiel das ganze Heer auf die Kniee und dankte Gott voll Inbrunst für den glücklichen Sieg, daß er die Stadt von einer Gefahr befreit, wie noch keine ihr gedroht. Erlach, der Feldhauptmann, lobte ihren Gehorsam: „Ich werde nie vergessen, sprach er, daß ich diesen Sieg dem Vertrauen meiner Mitbürger schuldig bin und Eurem heldenmüthigen Sinn, strenge handfeste geliebte Freunde und Nothhelfer aus den Waldstädten und von Solothurn; wenn unsere Nachkommen die Geschichte dieser Schlacht hören, so werden sie die gegenseitige Freundschaft über Alles achten, gleichwie an diesem Tag; in ihren Gefahren und Kriegen werden sie bedenken, welcher Voreltern Kinder sie sind."

In der folgenden Nacht blieben die Sieger der Sitte gemäß auf dem Schlachtfelde. Mit dem anbrechenden Tage traten sie den Rückzug nach Bern an. Voran zog wieder der Priester Baselwied; es folgten die erbeuteten Banner, die Waffen und Rüstungen der erschlagenen Großen, darauf das ganze siegreiche Heer, mit dem stolzen Gefühle der Kraft und des Sieges, in dem frohen Bewußtsein, ihre Vaterstadt aus großer Noth gerettet zu haben. Sobald sie in der Stadt angekommen waren, begrüßt von dem Jubel der Ihrigen, legte Erlach seine Gewalt nieder. Die von Bern und aus den Waldstädten schlossen Eidgenossenschaft, und jene gaben diesen 750 Pfund Pfennige und ersetzte ihnen den Abgang und Schaden an Harnisch und Rossen. Endlich beschlossen die Berner, daß hinfort jährlich dieser Tag des Sieges mit Fahnen, Kreuz und Heiligthum festlich begangen werden sollte, um durch das stets erneute Andenken an Erlach und an die Streiter dieser Schlacht die Liebe zum Vaterlande und die Nacheiferung ihrer Jugend bei den nachkommenden Geschlechtern zu wecken und zu pflegen.

Zwar hatten die Berner nach der Schlacht bei Laupen noch nicht sogleich den Frieden; noch Jahre lang zog sich der Streit im kleinen Kriege hin, indem die Geschlagenen und die Anverwandten und Freunde der Umgekommenen ihnen durch Streifereien und Wegelagerung zu schaden suchten. Aber die Berner Jugend hatte seit jener Schlacht, wo sie ihre Kraft erprobt, ihre Lust und höchstes Vergnügen an den Waffen, sie war unermüdlich in dem kleinen Krieg, stets zu Widerstand und zu Rache bereit. Bald wurde hier eine Burg, dort ein Städtchen belagert, gewonnen, zerstört, bald wieder wurde ein Streifzug gegen Freiburg unternommen oder ein Einfall der Freiburger munter zurückgeschlagen. Erst im Jahr 1341 waren die meisten Feinde der Stadt so weit gebracht, daß sie ernstlich den Frieden suchten. Bern gewährte nicht nur den Frieden, sondern erklärte sich auch bereit, in Zukunft jeden Sporn mit ihnen in dem gewöhnlichen Rechtsweg abzumachen.

Seitdem blieb die Stadt unangefochten und hatte ein solches Ansehen, daß viele benachbarten Städte und Edlen ihren Bund oder ihr Burgrecht suchten, und daß gewöhnlich in den Streitigkeiten der Nachbarn ihre Vermittelung angesprochen wurde. Eine Erweiterung ihres Gebietes aber hat die Stadt Bern nicht erstrebt; sie zog es vor, viele freie Angehörige zu haben, als eine Menge erzwungener Unterthanen.

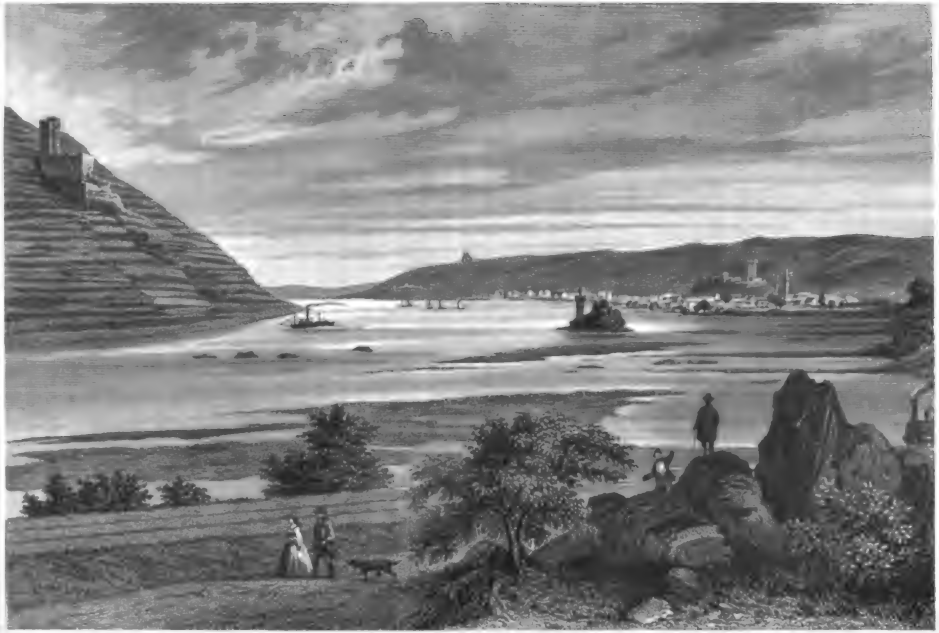
Bezeichnend für den edlen Charakter des Ritters Rudolph von Erlach, des Siegers in der Schlacht bei Bautzen, ist das hohe Vertrauen, welches die Verwandten des in der Schlacht gefallenen Grafen Rudolph zu Nidau in ihn setzte. Da sie selbst nicht im Stande waren, die Besitzungen der unmündigen hinterlassenen Söhne Rudolphs von Nidau zu beschützen, so baten sie den Ritter Erlach, über Nidau und über die verlassene Jugend ihrer Vettern die Vormundschaft anzunehmen. Erlach that es und sorgte für seine Pfleglinge mit der größten Treue; er schloß für sie Frieden mit der Stadt Bern, so daß ihnen das Erbe ihres Vaters unverunverkürzt blieb, und die Berner gebrauchten die Rücksicht, daß sie die Forderung des Vaters vor dem Kriege den Söhnen nach dem Siege verwilligten. Erlach lebte bis in hohes Alter, allgemein geehrt und geliebt, in der Nähe von Bern auf dem Schlosse Richenbach und fand als Greis auf eine traurige Weise seinen Tod. Er ward von seinem Schwiegersohn, dem Edelknecht Jobst von Rudenz aus Unterwalden, in seinem Zimmer mit seinem eignen Schwerte erstochen, als er ihm Vorhalt machte wegen seines verschwenderischen lüderlichen Lebens.

Dies und Das.

Münzen gab es in den ältesten Zeiten bekanntlich nicht, vielmehr wurde der Handel als Tauschhandel betrieben. Zur Erleichterung des Handels und zur Werthausgleichung wurden später die edeln Metalle verwendet, die man in beliebige Stücke, jedoch ohne Prägung, trennte. Die ersten Münzen aus Silber ließ der argivische König Pheidon herstellen, und Aegina war die erste Stadt, wo Münzen geprägt wurden in Griechenland. Auf diesen Münzen waren lange Zeit rohgeprägte Schildkröten, das Zeichen Aegina's, in Böotien Schilder, in Ephesus Bienen. Sie waren nur auf Einer Seite geprägt und auf der andern war ein Vorsprung, meist viereckig, welcher zum Festhalten der Münze während der Prägung diente. Andere Bildwerke und Köpfe kamen später auf. Sehr schöne Münzen ließen in Macedonien Philippus und Alexander prägen. Gold, Silber und eine Mischung von Gold und Silber, die man Elektron nannte, weil das Metall das Ansehen des Bernsteins hatte, denn Kupfer und Bronze waren der Stoff. Man findet wohl in Griechenland bei Ausgrabungen auch Münzen von Eisen und Zinn, welches sie weißes Blei nannten, aber sie sind ungemein selten.

Eine japanesische Küstenlandschaft schildert der Commodore Perry, welcher die amerikanischen Schiffe befehligte, die am 8. Juli 1853 in der Bucht von Jeddo Anker warfen, mit diesen Worten: „Der Morgen war neblicht, und nur unbestimmte Linien der steilen Küsten und hügeligen „Erhebungen des Innern stellten sich dem Auge dar. Nach und nach aber brach sich die Sonne „mit ihren glänzenden Strahlen Bahn durch die dunstreiche Atmosphäre und zerstreute die Nebel. „Da erschienen durch die sich spaltenden Wolken zuerst die kühnen Spitzen und steilen lavabedeckten „Seiten des Vorgebirges von Idzu und nach und nach konnte man die Bergketten verfolgen, die von „da aus sich in das Land hinein zogen. Endlich erschien der große Fusi-Yama aus der weiten „Ferne, dessen kegelförmiger Gipfel mehr als 12,000 Fuß in die Luft emporragt und eben mit ei„nem weißen Hut bedeckt war, ohne daß man unterscheiden konnte, ob es Schnee sei oder ein Lager „von flockigen weichen Wolken. Eine kühn gezeichnete Küste, heißt es dann an einer anderen „Stelle des Berichts, gelegentlich durchbrochen von steilen Abfällen kahler grauer Felsen, dehnte sich „längs der Bucht aus abwechselnd mit wellenförmigen Strecken, die mit glänzendem Grün, mit „reizendem Buschwerk und zerstreuten Baumgruppen bedeckt waren. Weiter landeinwärts erhob sich „das Land zu sanftansteigenden Hügelreihen, deren Abhänge den Anblick des üppigsten Pflanzenwuchses „darboten. In Wahrheit, Nichts konnte reizender sein als die Landschaft, die dem Auge, wohin es „sich wandte, überall sich darbot, und die Mannschaft der Schiffe konnte des Anblicks nicht satt „werden. Da es aber Frühsommer war, so schienen die Felder und terrassenförmigen Gärten wie „mit einem Teppich frischen und saftigen Grüns bedeckt. Die Camellien, (diese herrlichen Blumen „stammen bekanntlich aus Japan und der Frühsommer dieses Landes fällt mit unserem Januar und „Februar zusammen, in welchen Monaten sie denn auch bei uns blühen), die an der Bucht von Jeddo „in Fülle wachsen, und die bis zu der ungeheuern, (bei uns nie erreichbaren) Höhe von vierzig Fuß „emporsteigen, waren eben in voller Blüthe und entfalteten mit ihren glänzend rothen Blumen einen „Farbenreichthum und eine Pracht, mit der Nichts zu vergleichen ist."

Eisen und eiserne Werkzeuge waren den alten Völkern in den frühesten Zeiten unbekannt, so auch den alten Mexicanern; aber sie wußten aus einer Mischung von Kupfer und Zinn außerordentlich harte und scharfe Klingen und Werkzeuge zu machen. Zu Messerklingen verarbeiteten sie den Obsidian, ein schwarzglänzendes glasflußartiges Erzeugniß der feuerspeienden Berge ihres Landes, das außerordentlich hart, aber sehr spröde ist und daher leicht springt. Es mußte bei der Anwendung dieser Obsidianklingen eine große Vorsicht angewendet werden und eine nicht geringe Gewandtheit, um sie nicht zu zerbrechen. Trotz dieser geringen Hülfsmittel waren ihre Gold- und Silberarbeiten höchst geschmackvoll und schön.



Bingen mit Klopp, Ehrenfels, Mäusethurm, Rochuskapelle

Digitized by Google

Bingen,

die Rochuscapelle, Klopp, Rupertsberg, der Mäuſethurm und Ehrenfels mit ihrem Sagenkreiſe.

Von W. O. von Horn.

Mit einer Abbildung.

Woher man auch kommen mag, ob rheinaufwärts oder den ſchönen Rhein herab, es bietet ſich dem Auge, wenn man Bingen ſich nähert, ein Bild von überraſchender Schönheit dar, — eins der ſchönſten am ſchönen Strome. Vergangenheit und Gegenwart, Geſchichte und Sage reichen ſich hier die Hand zu einem Bunde, bei dem die Seele gerne weilt und der Kunde horcht, die Beide geben.

Beginnen wir unſere Rundſchau mit der Rochuscapelle, die dort oben auf kahler Höhe einſam ſteht, ein Mahnzeichen nach oben für jedes ſinnige Gemüth. Einmal im Jahre, am Tage des Rochusfeſtes, wenn die erſte Traube reift, die dann den Altar des Heiligen ſchmückt, den das Volk als Schutzheiligen der Rebe verehrt, gewinnt die kahle, düſtere Höhe ein anderes Anſehen. Eine Stadt von Zelten entſteht, die für das Leibesbedürfniß reiche Erquickungen darbietet, und die gewerbliche Thätigkeit entfaltet ſich ſchon mehrere Tage vorher, Alles zu ordnen und zu bereiten, was dem müden Wallfahrer Labe gewähren kann. Endlich bricht der Morgen des Feſtes an. Die harmoniſchen Geläute von Bingen und allen nahe liegenden Orten des Rheingaues grüßen ihn, und der köſtliche Reſonanzboden des Rheines trägt die ergreifenden, wunderſamen Töne herauf zu der ſteilen Höhe, das Gemüth deſſen ergreifend und erhebend, der hier ſteht, um die Feſtzüge und Prozeſſionen zu ſchauen, die mit wehenden Fahnen und Standarten, mit Muſik und feſtlichen Lobgeſängen ſich der Kapelle nahen, die auf des Berges Höhe ihre Thore öffnet.

Der Dunſtſchleier, welcher um dieſe Zeit ſchon auf des Rheines breitem Strome ruht, verſchwindet ſchnell, und das Auge genießt einen Rundblick, wie er ſchöner ſich ihm kaum irgendwo darbieten mag.

Dort liegt der blühende Rheingau mit ſeinen faſt nur Eine langgeſtreckte Stadt bildenden Orten, ſeinen koſtbaren Weinbergen und waldgekrönten Höhen. Einzelne Burgen, Schlöſſer, Landhäuſer ragen aus dem üppigſten, ſaftigſten Baumgrün hervor. Und wenn auch bei jenem ſchloßartigen Baue dort oben ein ſchmerzliches Gefühl durch die Seele zieht, es iſt des heiteren Anblicks ſo viel, daß jener Ton ſchneller verklingt, als es vielleicht in anderer Umgebung möglich wäre. Dort thront ſtolz das Fürſtenſchloß Johannisberg mit ſeinem Rebenruhme bekränzt, die Stelle einnehmend, wo Rheingraf Richolf zur Büßung des Judenmordes in Mainz nach langer Verbannung das Kloſter erbaute, in dem er ſelbſt der erſte büßende Mönch wurde. Unten an des Berges Fuße erbaute er die Frauenklauſe, in der ſeine Gemahlin den Schleier nahm. Ihre Stätte iſt kaum noch zu bezeichnen, während das Kloſter oben mit ſeiner altehrwürdigen Kirche, die allein allen Wandelungen Trotz bot, im Laufe der Zeit ſeine Herren und ſeine Geſtalt gar ſeltſam wechſelte. Als Abtei langer Zeiten Räume durchlebend, untergeben den Fürſtäbten von Fulda, wurde es Beſitzthum eines jener Marſchälle von Frankreich, die Napoleon der Erſte aus den Reihen ſeiner Krieger erhob, des Marſchalls Kellermann, und als Blücher des Rheines Ufer eroberte, ging es, von den drei verbündeten Herrſchern geſchenkt, an den Fürſten Metternich über, der das ſtattliche Schloß erbaute, deſſen Wappen weithin von des Schloſſes Bruſt in das Rheinthal ſtrahlt. In des Schloſſes prachtvollen Kellern ruhet ein geiſtreicher Schatz, der nur von jenem Jahrhunderte zurückreichenden überboten werden dürfte, welchen die Gewölbe unter dem Schloſſe Biebrich enthalten, insbeſondere das ſogenannte Kabinet, wo „Bräutigam und Braut",

die herrlichsten Perlen nassauischer Weine, der besten Jahrgänge, lagern. Weiter herab ruht der Blick auf der uralten Abtei Eberbach, deren Reichthum einst sprüchwörtlich im Gaue des Rheines war, und wo die Mönche neben frommen Uebungen auch der Wissenschaft dienten. Wenn auch im Sturme der Zeiten das Kloster einging, seine Gebäude wurden sorglich erhalten, und in seinen Räumen wurde ein Corrections- und ein Irrenhaus eingerichtet.

Hinter Winkel, dem römischen Vini cella, das schon im Laufe des sechsten Jahrhunderts rühmlich genannt wird, weil es den sogenannten „hunischen" Wein von ungarischen Reben erzog (man nannte mit diesem Namen den weißen Wein, während man unter dem fränkischen Weine den Rothwein verstand) und seiner mit ihm fast verbundenen Schwester Mittelheim tritt das alte Schloß Vollraths hervor. Mittelalterlich hieß es wohl auch: Volrades, Volrats. Die Burg entstammt der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts und gehörte dem alten Rittergeschlechte der Vollraths von Greiffenklau, deren Name in der rheinischen Geschichte vielfach mit Ehren genannt wird. Die Burg ist sorglich in ihrer ziemlich ursprünglichen Gestalt erhalten, und es scheinen die Fehden und kriegerischen Erschütterungen, welche das schöne Uferland erfuhr, ohne ihr große Unbill zuzufügen, vorübergegangen zu sein, oder ihre Besitzer stellten schnell und gut den Schaden her. —

Ueber das blühende, schöne Geisenheim, das am meisten den Charakter der Gegenwart in seiner heiteren Erscheinung trägt, würde der Blick schneller weggleiten, wenn nicht die altehrwürdige Kirche aus seinen Häusern hervorragte und hinwiese in eine Vergangenheit, reich an großen Ereignissen. Welchem Zeitalter diese schöne und ehrwürdige Kirche ihren Ursprung verdankt, ist nicht erwiesen; aber weit hinab reicht sie nach ihrer Bauart sicherlich. Geisenheims wird in den Urkunden des achten Jahrhunderts gedacht, wo schon sein Weinbau neben dem Rüdesheims blühte und das Erzeugniß desselben wohlverdienten Rufes genoß, wie heute noch bei Solchen, die ein feines Tröpflein zu schätzen wissen.

Folgt der Blick dem waldbekränzten Höhenzuge, so ruht er auf einem Tempel hoch oben am Saume des Waldes aus. Es ist die vielgepriesene Stelle des „Niederwaldes" wohin so Viele ziehen, wo so Viele ruhen, um einer der herrlichsten Aussichten sich zu erfreuen, die jedoch mit der der Rochuskapelle keinen Vergleich an Reichthum und Umfang erhalten kann. Der Niederwald mit seinen prachtvollen Laubgängen, Aussichten und Ruhepunkten, unter denen das Schlößchen und die „Rossel", jenes wegen des Blickes in das Felsenthal von Bacharach und Lorch, diese wegen der Fernsicht in das schöne Nahethal genannt zu werden verdienen, gehörte früher dem Grafen von Bassenheim, ist aber in jüngster Zeit in den Besitz des Herzogs von Nassau übergegangen, in welchem es sicher ruht, und denen, die seiner in Liebe gedenken, die Bürgschaft gewährt, daß seine Wälder nicht unter der Axt niedriger Speculation fallen, seine Anlagen aber erhalten werden.

Senkt sich von hieraus der Blick zu dem finsteren Felsenthale, das den Rhein zu einem See abzuschließen scheint, so begegnet er der Burg Ehrenfels und unten in der Fluth dem Mäusethurm. Wir werden auf Beide besonders zurückkommen und lassen ihn lieber auf dem schmalen Streifen der Häuser des Dorfes Eibingen und dem ehemaligen Klosterbaue ruhen. Dieser einstigen Stätte des Friedens verdankte das Dorf seinen Ursprung. Warum sollte der Mensch, der in den bedrängnißreichen Zeiten des Mittelalters Schutz suchte unter den Burgen fehdelustiger Ritter, nicht viel lieber an eine Stätte des Friedens seine Hütten angelehnt haben? Bürgte doch der „Gottesfrieden" so gut für die Sicherheit als die wehrhaften Mauern einer Ritterburg, und noch viel mehr.

Eibingen, dessen geheiligte Räume jetzt ein Zeughaus, aus einer Stätte des inneren (?) Friedens eine Herberge für die Werkzeuge des blutigen Kriegshand-

werkes geworden sind, war ein Frauenkloster. In seinen Zellen fanden besonders die Töchter der Ritter und Grafengeschlechter des Landes eine Zufluchtstätte, wenn Noth und Gram, Weltüberdruß oder fromme Innerlichkeit sie veranlaßte, den eiteln Weltverkehr zu verlassen. Hier fanden die Nonnen vom gegenüberliegenden Rupertsberg eine Zuflucht, als 1632 die Brandfackel und Rohheit der Schweden sie aus den entweihten Hallen der heiligen Hildegard scheuchte. Hierhin retteten sie den Ring der gottgeweihten Jungfrau, der die merkwürdige Inschrift trug: „Ich leide gern." Auch befanden sich, von den flüchtenden Nonnen gerettet, in diesen Hallen mehrere Handschriften der frommen Seherin, die leider alle untergegangen sind bis auf Eine, welche die Landesbibliothek in Wiesbaden bewahrt. Man erzählte wohl hin und wieder, die heilige Hildegard selbst habe zur Erweiterung ihres Nonnenconventes Eibingen erbaut; allein es ist dies völlig grundlos. Eine edle Rüdesheimerin Namens Marca legte fast gleichzeitig, als Hildegard Rupertsberg gründete, den Grundstein von Eibingen. Vielleicht, daß die Nähe von Rupertsberg, die gleiche Bestimmung, die gleiche Ordensregel und die stetige Verbindung zwischen beiden Klöstern Veranlassung zu jener irrigen Annahme gab. Rupertsbergs Gebäude äscherten die Schweden ein. Eibingens Mauern verschonte zwar der Brand, aber die Pflichtvergessenheit und Weltlust der Nonnen leerte seine Zellen, erschöpfte seine Hülfsquellen, und die Wechsel der Besitznahme im dreißigjährigen Kriege vollendete die Zerstörung der inneren Räume. Die Mauern blieben.

Wohin aber könnte sich der Blick lieber wenden als auf das schöne Rüdesheim mit seinen Burgen, die am Fuße der köstlichsten Rebenberge einst goldene Tage denen bereiteten, die hier sich des Lebens gefreut? Da weilt der Blick zunächst auf dem wundersamen Baue am nördlichen Ende des Ortes, der wie ein ungelöstes Räthsel dasteht, weil er eine so ungewöhnliche Form hat, so ganz abweicht von dem meist übereinstimmenden Plane, der bei Erbauung mittelalterlicher Burgen befolgt wurde. Alle Nachweise über die Zeit ihrer Erbauung, über die Erbauer selbst fehlen, und somit öffnet sich ein weites Thor für — Vermuthungen.

Man hat behauptet, die Römer wären des Baues Gründer gewesen; Rando's deutsche Schaaren, die Mainz verwüstet, hätten auch dies Römerkastell wie das bei Kreuznach zerstört, aber Karl der Große habe es wieder aufbauen lassen, als er in seinem Palaste zu Ingelheim darüber sann, wie an diesen Bergen die Rebe zu pflanzen sein möchte. Vielleicht ist dem so; das aber steht fest, daß ein „Hausmeier" Karls des Großen in der Burg, die nun ein kaiserlicher Hof war, wohnte, und daß seitdem Rüdesheims Weinbau begann und fort und fort ruhmreich blühte.

Nachdem der Rheingau eine Schenkung an den Erzbischof von Mainz geworden war, erscheint der Bau als Ritterburg, und die Familie von Rüdesheim besaß sie, ob durch Kauf? — Wer wüßte das, da die Urkunden fehlen. Sie wurde ein sehr angesehenes Familien- oder „Ganerbenhaus". Ritter dieser Familie stritten mit den Sponheimer Grafen anno 1279 bei Sprendlingen gegen ihren Landesherrn, den Erzbischof von Mainz, und Landesverweisung war ihre Strafe. Dies läßt eher vermuthen, daß die Ritter von Rüdesheim die Burg als Lehen besaßen; denn der Erzbischof zog die Burg wieder an sich. Erst nachdem Kaiser Rudolph die Sühne zwischen Churmainz und Sponheim zu Aschaffenburg zu Stande brachte (1281), erhielt die Familie die Burg als Lehen von Mainz zurück. In späteren Zeiten erbte das Lehen auf einen Zweig der Familie, die Brömser von Rüdesheim, und daher ihr Name: Brömserburg. In der Neuzeit richtete die Grafenfamilie, welche die Burg beerbt, sie innerlich schön und wohnlich ein und machte oben eine kleine Anlage, die jedoch nur kümmerlich zu gedeihen vermag. Die „Brömser" wohnten auf

ihrer Burg bei Presberg im Wisperthale bei Lorch, verheiratheten sich aber mit denen von Rüdesheim und wurden ihre Erben, bis das Geschlecht 1668 erlosch. Sie bekleideten die hohe Würde der Erb-, Land- und Hof-Untertruchsessen des Erzstifts Mainz. Ehe die Brömser Lehenserben wurden und die Burg ihren Namen annahm, hieß sie von ihrer tiefen Lage am Rheine die „Niederburg". Albrecht von Brandenburg brach ihre Mauern bis zu dem Zustande, in dem sie äußerlich noch heute stehen. Die Gräfin von Ingelheim schmückte die Burg oben mit Rosen und blühenden Gewächsen.

Die Thürme der „Boosenburg" ragen näher dem Berge, noch heute stolz empor. Sie ist ebenfalls alt, aber nicht so alt als die Nieder- oder Brömserburg, und war ebenfalls ein Bau, den die reiche, mächtige Familie derer von Rüdesheim errichtet hatte. Die Familie theilte sich, da ihr Mannesstamm wahrscheinlich erloschen war, in die Zweige der Brömser von Rüdesheim und der „Fuchse von Rüdesheim". Während Ersteren die Niederburg gefiel, erhielten diese die obere Burg, die später als Boosenburg auftritt, weil nach Erlöschen der „Füchse" und zwar im Jahre 1474 Johann Boos von Waldeck die Burg durch eine Erbtochter an sich brachte und zwar seltsamer Weise als Lehen der Grafen von Zweibrücken, die ein Pfandrecht auf die Burg hatten. Sie blieb bei dem Geschlechte der Boose.

Auch der Saalhof, schon dem Namen nach ein karolingisches Palatium oder Kaiserhof, war ein uraltes Gebäude in dem Orte. Rüdesheim hatte viele Drangsale in jenen und spätern Tagen zu erdulden; dennoch stellte der kostbare Weinbau den zerrütteten Wohlstand schnell wieder her, und jetzt liegt es da in seinem Wohlstande und Frieden, eine Augenweide, hineingezogen in den Weltverkehr durch die Eisenbahn, die indessen den Ort selbst etwas verdeckt.

Kehren wir nach einem nochmaligen Blicke über den herrlichen Rheingau, den man mit Recht „die schönste und edelste Perle am Churhute von Mainz" nannte, zu unserm Standpunkte bei der Rochuskapelle zurück und wenden uns südlich, so verdeckt zwar die Höhe die Thürme des „goldenen Mainz", wie die Stadt im Mittelalter hieß, aber dort zieht der Blick auf den Nebenhöhen von Ingelheim, die zuerst unter den Augen des großen Kaisers Karl gepflanzt wurden. Hier stand sein Palast, in dem er außer Aachen am liebsten und längsten verweilte und aus seinen Fenstern den Rheingau überblickte, wo seine „Meier" die Anlagen der Rebe förderten und des Waldes Uebermacht Grenzen setzten. Noch stehen unbedeutende Mauerreste da, wo Deutschlands großer Kaiser gehaust, und eine Alabastersäule, die aus Ravenna stammen soll, dient dazu, daß die Reisenden sich — Stücke abschlagen, und als sogenanntes Andenken mitnehmen — ein Unfug, dem im Interesse Ingelheims gewehrt werden sollte — wenn es nicht zu spät ist.

Ueber ein gesegnetes, frucht- aber auch waldreiches Land schweift gegen Westen der Blick, bis stellenweise zu den Höhen des „Hochwaldes", wo die Wildenburg auf ihrer stolzen Höhe thront, und würde, träte nicht neidisch der Lemberg in den Weg, bis hoch hinauf in's Nahthal dringen. Gen Westen ist der Gesichtskreis von waldigen Höhen begrenzt, und gegen Norden schließt ihn das Waldgebirge, welches den ohne Zweifel keltischen Namen des „Soon" heute noch trägt, und dessen östliche Grenze die Burg Soneck unterhalb Rheinstein bewacht.

Kehren wir denn zu unserm Ausgangspunkte zurück!

Der Nebelschleier ist von den Strahlen der Augustsonne besiegt. In ihrem Goldglanze ziehen des Rheines Wogen hinab, und in seiner erglänzenden Fluth schwimmen die schönen, grünen Inseln, unter ihnen die weltberühmte „Lützelaue", auf der einst die Reichstage ihre Stätte hatten in einer weit hinter uns liegenden Zeit. Jetzt sehen wir majengeschmückte Schiffe hier und dort von dem Ufer stoßen voller Wallfahrer, die zur Rochuskapelle eilen. Ihre Gesänge trägt die

Luft dem Ohre zu. Es sind heilige Klänge von ergreifender Wirkung. Sie landen in Kempten; sie ordnen sich in zwei Reihen. Die Geistlichen im reichen Ornate unter dem Baldachin voraus; dann die Reihen der Gläubigen, zwischen denen die Fahnenträger schreiten. Ihre frommen Gesänge kommen näher und näher, bis ihre zahlreichen Schaaren des Berges Scheitel, wo die Kapelle steht, erreichen. Die Müden lagern sich.

Jetzt verkündet der Glocken Hall den Ausgang der großen Binger Festprozession aus dem schönen Gotteshause am rechten Ufer der Nahe. Die Gesänge hallen von ferne herauf. Sie ist die zahlreichste und Hauptprozession.

Es währet lange, bis sie unter heiligen Gesängen und Glockengeläute die steile Höhe erklommen hat. Jetzt naht sie reich geschmückt. Böllerschüsse und Musik verkünden ihr Kommen. Die Pforte der Kapelle öffnet sich; die fremde Geistlichkeit schließt sich an, und was in die Kapelle kommen kann, drängt und zwängt sich hinein — aber Hunderte knieen betend draußen im weitesten Kreise um die Kapelle herum, bis die Feier vollendet und die Predigt gehalten ist.

Die Sonne ist zu ihrer Mittagshöhe gelangt. Sengend fallen ihre Strahlen nieder. Nun die Seele ihr Theil empfangen hat, verlangt der Leib gebieterisch auch sein Theil. Die Zelte füllen sich bis zum Auseinanderdrücken ihrer luftigen Wände; aber sie vermögen die Menge des Volkes nicht zu fassen. Viele wandern hinab nach Kempten und füllen dort die Wirthshäuser; Andere lagern sich im Schatten der Kapelle und der Zelte und lüpfen die Deckel ihrer Körbe, darinnen die vorsorgende Hausfrau und Mutter Kuchen oder Fleisch und Brod, Butter und Faustkäse mitgebracht. Die Metzger braten Rippchen und Würste am lodernden Feuer; die Obstverkäuferinnen, die in guten Jahren schon reife Trauben ausbieten, enthüllen ihre lockenden Früchte und — was nun folgt, oft bis spät in die sternenhelle oder monddurchglänzte Nacht, das ist der weltliche Theil des Festes, und es sind ihrer Viele, die nicht recht wissen, wie sie heimgekommen, Viele, die in den seltsamsten Wellenlinien sich den Berg wieder hinabarbeiten, vielleicht nicht ohne den Boden verschiedene Male geküßt zu haben. Das Alles kommt aber lediglich daher, daß der Rochusberg ein Nachbar des Scharlachberges ist, mit dem er ja doch gute Nachbarschaft halten muß, und umgekehrt dieser mit ihm.

Göthe, das berühmte „Weltkind in der Mitte", hat der Kapelle ein sehr schönes Altarblatt geschenkt, das noch heute die Kapelle schmückt. Die Rochuskapelle wurde im Jahre 1666 zum dankenden Andenken an das Aufhören der in Bingen furchtbar wüthenden Pest von der Stadt Bingen erbaut, und das Fest fällt in die Zeit, da die schreckliche Seuche zu wüthen aufgehört.

Wandern wir über die steile Höhe hinab gen Bingen, so liegt zur Rechten, fast an die Rochuskapelle reichend, ein waldiges Berggelände, welches ein Privatmann erworben und ächt mittelalterlich mit einer Mauer umfriedigt hat, welche einzelne Thürme zieren. Oben, wo sich das Besitzthum zuspitzt, befindet sich ein stattlicher Thurm mit einem Gemache, aus dem die Aussicht auf den Rhein, den Rheingau, besonders Rüdesheim, Ehrenfels und Mäusethurm und theilweise Bingen ausgezeichnet schön sein muß. Unten, wo sich dies Besitzthum ausdehnt, steht das stattliche Wohnhaus und befindet sich ein schöner Garten.

Ferner fesselt hier den Beschauer die neue zierliche evangelische Kirche, ein Werk des Gustav-Adolph-Vereins. Vor der Stadt vorüber zieht sich der Schienenweg der rheinischen Eisenbahn, deren Bahnhofgebäude mit den verschlungenen Schienensträngen unterhalb des Rupertsberges auf dem linken Nahufer liegen, mit dem eine stattliche Brücke, über welche der Schienenweg führt, das rechte Ufer verbindet. Der Bahnhof liegt für Bingens Verkehr nicht vortheilhaft, und wird, begünstigt vom dauernden Frieden, der Plan ausgeführt, den sehr seichten Rheinarm von der linken Spitze der Nahemündung bis zu dem Felseneilande,

darauf der Mausthurm steht, abzudämmen, die ganze Wassermasse aber dem Bingerloche zuzuweisen und das durch den Damm gewonnene Land trocken zu legen, so dürfte auf dem sogenannten „Binger Grün" mit der Zeit ein neues Bingen entstehen, indeß der Handelsverkehr der alten Stadt schwindet.

Bingen ist eine uralte Stadt. Die Römer nannten ihre dortige Niederlassung Bingium. Wo dies Bingium gelegen, auf dem rechten oder linken Nahufer, das war für die Alterthumsforscher immer ein dunkler Punkt, der gar manche Vermuthung hervorrief und selbst die, daß der Lauf der Nahe zur Römerzeit ein anderer und ihre Mündung bei Kempten, am Fuße der Rochuskapelle gewesen.

Die außerordentlich zahlreichen Funde römischer Alterthümer sowohl beim Baue des ehemaligen Zollhauses auf der Höhe des Rupertsberges als bei Anlage der Eisenbahn scheinen aber unzweifelhaft zu beweisen, daß das Bingium der Römer auf dem linken Nahufer seine Stelle hatte. Wann das jenseitige Bingen entstanden, ist schwer zu sagen. Wäre indessen erwiesen, daß auch die nachmalige Burg Klopp ein römischer Wachtthurm gewesen, so würde auch der letzte Zweifel enden, indem beide Ufer der Nahe durch römische Festungsbauten gedeckt gewesen wären und der Fluß der Mühe überhoben wäre, einst ansteigend seine mühevolle Mündung bei Kempten haben suchen zu müssen. —

Die Lage der Stadt Bingen ist herrlich. Von zwei Seiten am Wasser liegend, gelehnt an den Scharlachberg, dessen Wein zu den besten zählt, steigen seine Häuser mälig am Berge empor. Vom Rheine aus gesehen bietet es einen prächtigen Anblick, der etwas Südliches an sich trägt, zumal von dieser Seite die Gebäude meist durch das saftige Grün der Berggärten unterbrochen sind.

Wenn das alte Bingium auf dem linken Ufer der Nahe lag, so war es vielleicht die Verheerung der wilden Normannen im 8ten Jahrhundert, welche den Ueberlebenden bemerklich machte, wie für Bingen's künftigen Handel die Lage auf der Spitze, welche die Nahmündung rechts bildet, eine ungleich günstigere sei als die bisherige. Großartige Geschicke, namentlich Mißgeschicke, öffnen oft für solche Dinge erst die Augen; denn nur schwer entschließt sich aus freien Stücken zu einer solchen Verlegung seines bisherigen Wohnorts der Mensch.

Daß Drusus der Gründer des alten Bingens war, ist um so weniger zu bezweifeln, als grade sein Name in der Drususbrücke, Drususthor, Drususbrunnen noch im Munde des Volkes lebt, und solche alte Ueberlieferungen selten einer festen geschichtlichen Grundlage entbehren, besonders wenn man erwägt, welche furchtbare Stürme sie in Bingen überlebt haben.

Bingen war schon unter den Frankenkönigen bedeutend, wenn es auch fraglich bleibt, ob es schon damals die Größe einer Stadt errungen hatte, mit Mauern umgeben wurde, die es mit dem auf römischen Fundamenten aufgebauten Klopp verbanden. Es fehlen überall die *sicheren* Beweise für solche Angaben.

Bingen gehörte dem untern Rheingau an und kam durch die Schenkung Kaiser Otto's II. an das Erzstift von Mainz, auf dessen Stuhle der demüthige und fromme Willigis saß, den die Sage zu eines Wagners Sohne macht und der in's Mainzer Wappen das Wagenrad gesetzt haben soll mit der Umschrift: Willigis, nit vergiss, daz din Vater ein Wagner is. Ueberall war er bedacht, Kirchen zu bauen, und so entstand unter seiner Regierung die schöne Martinskirche an der Nahe, an der der Brand im Orleans'schen Kriege ohne Schaden vorüber ging, also daß sie wahrscheinlich noch in ihrer altehrwürdigen Gestalt vor unsern Augen steht. An ihr wirkte einst in späteren Zeiten der Mann, welcher dem landflüchtigen Stuart die merkwürdige prophetische Warnung gab, die in seinem Tode eine so auffallende Bestätigung fand. Er hieß Bartholomäus Holz-

häußer und wurde hochverehrt von den Bewohnern Bingens und in weiteren Kreiſen.

Bingen hat ſchwere Schläge zu ertragen gehabt im Laufe der Zeiten von jener Schlacht an, welche im Jahre 70 unter der Regierung des römiſchen Kaiſers Vespaſian die empörten Trevirer gegen die Legionen des Cerealis ſchlugen, bis zur Zeit, als die Revolutionsheere über die Grenzen des alten Frankreichs hervorbrachen.

Heben wir einzelne Momente hervor, ſo verdient jene Belagerung der Stadt durch Albrecht von Oeſterreich beſondere Beachtung, weil eine ſeltſame Erinnerung noch im Munde des Volkes in weiten Kreiſen lebt. Die Rheinchronik Ottocars von Horneck äußert ſich alſo darüber:

„Zehn Wochen und pas (mehr)
„der Kunig vor Pinge (Bingen) ſaß
„mit einem achtparen Her (Heer)
„des er mit reicher Zehr (Zehrung)
„phlage hart ſchon.
„der Reyn und die Non (Nahe)
„trugen in (ihm) ſpät und fru
„Soviel Choſt (Lebensmittel) zu,
„daz in maniger Stund
„nicht erfahren chund (konnte)
„ain Her mit ſo vollem Rat,
„als der Chunig (König) vor Pingen hat.“

Bingen litt in dieſer Belagerung die furchtbarſte Noth von zwei Seiten her, allein auch im Lager Albrechts regte ſich Ungeduld und Unwillen über die lange vergebliche Belagerung und Verennung, und es that Noth, daß endlich eine Entſcheidung herbeigeführt wurde. In Albrechts Heere waren es „die Buben“, wie man damals die zu Fuße ſtreitenden Soldaten nannte, meiſt hergelaufenes Volk, das nur nach Kriegsbeute und Plünderung begierig war. Bingen aber bot durch ſeine reichen Handelsherren und ſeinen Reichthum überhaupt die glänzendſte Ausſicht in dieſem Betrachte. So wurde denn endlich der Hauptſturm beſchloſſen und Alles aufgeboten, um die Belagerten zu täuſchen, was auch ſo vollſtändig gelang, daß man, da zwiſchen Klopp und Bingen Hader war, an Nichts weniger dachte als an einen Ueberfall. Und in der tiefdunkeln Nacht begann plötzlich wie mit einem Zauberſchlage der Sturm und mit ſo günſtigem Erfolge, daß nach kurzer Gegenwehr die Stadt in den Händen der Belagerer ſich befand. Alles, was rohe, ſittenloſe und grauſame Plünderung in ſich ſchließt, wurde in der unglücklichen Stadt verübt, in deren Straße Ströme Blutes floſſen und in deren Gebäude zum Schluſſe der wildeſten Ausſchweifungen noch Feuer gelegt wurde, das Niemand löſchte und das erſt dann erloſch, als es keine Nahrung mehr fand. Albrecht hatte die Stadt erobert, aber er war nur Herr eines Trümmerhaufens, der zahlloſe Leichen deckte und mit ihnen die Schauer ruchloſer Rohheit.

Dieſe Gräuelnacht und ihre Ereigniſſe hat ſich ſo tief in das Gedächtniß des Volkes eingegraben, daß man heute noch, wenn man Gräßliches, Schauerliches, Verabſcheuungswürdiges im höchſten Grade bezeichnen will, zu ſagen pflegt: „das iſt wüſte wie die Nacht von Bingen“.

Am ſchwerſten waren die „Gewärtſchen“ in Bingen betroffen. Mit dieſem ſeltſamen Namen, der wohl auch mit dem der „Lombarden“ wechſelt, bezeichnete man im Mittelalter die aus der Stadt Aſti und ihrer nächſten Umgebung, auch wohl aus der Lombardei, ſtammenden italieniſchen Kaufleute und Handelsherren, die ſich, nachdem ſie lange Zeit handelnd umhergezogen, endlich in den rheiniſchen Städten ſeßhaft gemacht, und den Handel und mit ihm unermeßliche Reichthümer an ſich geriſſen. Sie waren, wie unter einander verheirathet, ſo auch eng verbunden. Bingen konnte bei ſeiner günſtigen Handelslage ihrem Scharfblicke nicht

entgehen; denn der rheinaufwärts betriebene Handel mit ausländischen Gütern hatte hier seinen Stapelplatz auf dem Wege nach dem Elsaß, Lothringen und Frankreich. Von Bingen aus wurden die Güter auf Wagen und Saumthieren über Kreuznach und Sobernheim gefördert. Bei Sobernheim führte die Handelsstraße über die Nahe und dann über den „Schwarzenberg", hinter dem Dorfe Meddersheim, auf das Gebirge, wo noch die Römerstraße nach Tholei sich hinzog, und von da weiter nach Frankreich.

Dieser ganze äußerst bedeutende und wichtige Handel lag in der Hand der reichen Lombarden in Bingen, die aus den Familien Ottino, Montesia, Broglio, Montemagno und Pomaria bestanden. Ein geistreicher Schriftsteller nennt sie „die Rothschilde des Mittelalters", da sie den Erzbischöfen von Mainz und andern Fürsten, ja selbst den Kaisern, bedeutende Summen darliehen, und Albrecht von Oesterreich trug ihnen einen tiefen Haß, weil sie mit ihrem Gelde seinen Todfeind Adolph von Nassau, den er bei Göllheim gefällt hatte, unterstützt. — Nur schwer erholten sie sich von diesem schweren Schlage; aber es gelang dennoch ihrer außerordentlichen Betriebsamkeit, sich wieder empor zu arbeiten. Auch wurden sie von allen Seiten wirksam unterstützt.

Ein Bingen schwer treffender Schlag wurde von Seiten seiner Verwaltung, das heißt, der erzbischöflichen Kammer, herbei geführt. Bingens Produktenmärkte, besonders in Frucht und Viehausfuhr, dann aber, als Ladeort für die Weine des Nahethales in Weinverschiffung bestehend, reizten die erzbischöfliche Kammer, die eben Viel brauchte, einen sich immer erhöhenden, endlich nicht mehr zu erschwingenden Zoll zu fordern. Besonders waren es die angrenzenden Pfälzer, die von diesem Zolle gedrückt wurden. Der Nothschrei des Volkes erreichte das Ohr des Landesherrn. Pfalzgraf Philipp erschöpfte ein reiches Maß der Selbstbeherrschung und Geduld, diese Angelegenheit auf friedliche Weise zu schlichten; allein alle seine Versuche scheiterten, und nur das Schwert konnte den starkgeschürzten Knoten gewaltsam lösen. In die Hand seines Amtmanns zu Kreuznach, des wilden Goler von Ravensberg, legte der Pfalzgraf den Oberbefehl, und der Krieg begann, während der Pfalzgraf den Markt nach Münster zu verlegen suchte und Goler den Thurm „Trutzbingen" vor Münster zum Schutze dieses Marktes erbaute. Der Thurm stand da, aber der Markt in Münster kam nicht zu Stande. Goler suchte Bingen, wo und wie er konnte, zu schaden, aber an dem Kloster Rupertsberg ließ er seine volle Wuth aus, da er Bingen nicht erobern konnte. Sein Handel aber war gestört, und der Schaden war weitreichend und tiefeingreifend auf längere Zeit.

Bingens Bürger waren übrigens muthige Leute, das zeigen ihre Spänne mit dem Bisthumsadministrator und Domprobst Kuno von Falkenstein und ihre muthvolle Theilnahme an der von dem Städtebunde verrichteten Werke der Zerstörung der Raubburg Soneck. Die Begebenheit zwischen den Bürgern Bingens und dem Domprobste Kuno von Falkenstein ist diese. Der gewaltige Falkensteiner war kein Freund freier Regungen im Bürgerstande, der seine Kraft zu fühlen begann. Besonders keck zeigten sich die Bürger von Bingen, und ihren Uebermuth zu dämpfen fand Herr Kuno Gelegenheit. Je straffer er die Zügel anzog, desto grimmer wuchs der Bürger Haß, und als einst Herr Kuno auf Klopp sich in den Herbstestagen aufhielt, schmiedeten die Bürger ein Complott, den Domprobst, der nur eine geringe Zahl von Reisigen in der Burg hatte, zu überrumpeln, ihn in ihre Gewalt zu bekommen und ihm die Bewilligung größerer Freiheiten abzunöthigen. Das Liebesverhältniß eines in der Burg dienenden Mädchens mit einem jungen Schiffer von Bingen und das Stelldichein, welches sie ihm jedabendlich am geöffneten Thore der Burg gab, deren Schlüssel sie dem Thorwart, der ein Säufer war, durch reiche Gaben edlen Weines

abzugewinnen verstand, bot erwünschte Gelegenheit, ohne Aufsehen in die Burg zu gelangen.

Es war in einer jener stichdunkeln, herbstlichen Neumondnächte, da der Domprobst vom edelsten Scharlachberger in Klopps Zehntenkeller überwältigt, auf sein Pfühl gesunken war und in schnarrenden Athemzügen verrieth, wie fest er schlief, als die Bürger sich in die Burg einschlichen, die Wache ohne Geräusch gefangen nahmen und dann bis in das Vorgemach Kuno's drangen. Da dies nicht ohne Geräusch der Waffen geschehen war, so erwachte der Domprobst, den die Limburger Chronik als den stärksten und gewaltigsten Mann seiner Zeit schildert. Plötzlich wird seines Schlafgemaches Thür aufgerissen und — geblendet von dem Lichte der Fackeln, steht der überraschte Domprobst mitten unter den wild und grimmig dreinschauenden Bürgern der Stadt, die ihm rasch den Rückweg in das Schlafgemach vertreten und, ihn von allen Seiten umringend, ihm zuriefen: Ihr seid unser Gefangener!

Nun ist die Stunde da, wo wir Euch vorschreiben, wie es um unsere Rechte steht! — Vergeblich redete der Domprobst ihnen in das Gewissen; machte sie auf das Strafbare aufmerksam, Hand an die geheiligte Person ihres Landesherrn, an die geweihte Person eines hohen Würdenträgers der Kirche zu legen, der bannen und lösen könne; versprach ihnen Willfahrung ihres Verlangens, Verzeihung ihres Frevels, wenn sie in Frieden zur Stadt zurückkehrten. Die Bürger, die siegestrunken ihn in ihrer Gewalt sahen, riefen: Wir wissen, wie es bei Euch mit Halten und Versprechen steht! Voran, in's Verließ in der Stadt!

Da richtete sich der mächtige Mann auf und rief: Wie, Ihr wollet mich in meiner Blöße den Blicken des Volkes und seinem Hohne aussetzen? Lasset mich in mein Klosett, daß ich mich ankleide und Euch folge! —

Dagegen war Nichts einzuwenden. Sitte und Zucht forderte gleich gebietende Willfahrung.

Kuno trat in das Gemach und, als er die Thür in's Schloß zog, schob er unhörbar die Riegel der starken Thür vor; zog schnell Schuhe an seine Füße; warf einen weiten Reitermantel um, öffnete das Fenster nach dem südlichen Berggraben und sprach leise in sich hinein: Lieber todt als in des Volkes ruchloser Gewalt! und — sprang hinab. — Im weiten Reitermantel, den seine gewaltige Faust zusammenhielt, fing sich die Luft, und — wunderbar! — er kam ohne Schaden, wenn auch mit zerrissener, blutender Haut an Beinen, Händen und Antlitz, unten in dem Dorngestrüppe an.

Ohne Säumen erkletterte er den jenseitigen Abhang des Grabens und eilte hinab zum Rheine. Hier löste er einen Kahn, sprang hinein, faßte das Ruder und durchschnitt mit mächtigen Ruderschlägen die Rheinfluth. Drüben auf Ehrenfels flimmerte das Licht des Thorwarts in die dunkle Nacht hinaus. Das war sein Leitstern, da droben am Himmel keiner zu sehen war.

Glücklich erreicht er das Ufer. Unaufhaltsam stürmt er den Burgweg hinan und bald steht er vor der festverschlossenen Burg.

Seine mächtige Stimme weckt den Thorwart. Er erkennt diese donnernde Stimme. Die Zugbrücke rasselt nieder, das Fallgatter hinauf, und die Pforte geht auf. — Voll Schrecken vor der halbnackten blutigen Gestalt steht der Thorwart sprachlos da; aber Herr Kuno hat keine Zeit. Er schiebt ihn zur Seite und eilt in die Burg. Nicht geringer ist das Entsetzen des Burgmannes und der Reisigen, die auf den Ruf Kuno's herbei eilen. Wenige Worte berichten genugsam, wie die Sachen lagen, und legen ihnen den Plan vor, schnell hinüber zu eilen, um die Meuterer zu überraschen. Alle wappnen sich, brennend vor Begierde, die Ruchlosen zu strafen, und in größter Eile und möglichster Stille erreichen sie Rüdesheim und lösen, indeß Rüdesheim, nicht ahnend, was im befreundeten Bingen vorging, in tiefem Schlafe lag, die Kähne. Das linke Ufer war bald er-

reicht. Die Thore waren verlassen, denn alle rüstigen Männer waren auf der Burg Klopp. So wenig beachtet, daß Niemand Lärm machte, eilte Kuno mit seiner Schaar der Burg zu, in deren Saale die Bürger mit einander haderten.

Ruhig hatten die Bürger gewartet, bis der kriegerische Kirchenfürst aus seinem Schlafgemache hervortreten würde; aber er kam nicht. — Sie horchten an der Thür; aber todtstille war es drinnen. Jetzt erwacht ihr Argwohn. Sie wollen die Thür öffnen, allein sie ist von innen verriegelt und geschlossen. Da stehen sie und sehen sich verblüfft an. — Sprengt die Thür! rufen die, welche an der Eingangsthüre des Saales stehen. Sie versuchen es — doch die starke Eichenthür widersteht.

Jetzt eilen Einige hinweg und suchen nach Brechwerkzeugen. Es währet lange Zeit, bis man sie herbeischafft; wieder lange Zeit, bis die Thüre erbrochen ist, und als sie in das Klosett drangen — ist es — leer! Sprachlos stehen sie da. Bleich und voll Entsetzen sehen sie sich an; denn es ist keine Thür da, wodurch er hätte entfliehen können. Nur das Fenster ist weit geöffnet — und — eine gähnende Tiefe reicht hinab in den Burggraben, eine Tiefe, die den, der da hinabstürzt, zerschmettert unten bergen muß. — Todesschrecken lähmt Geist und Glieder. —

Was soll aus uns werden, wenn er todt ist? rufen voll Entsetzen Etliche; Andere rufen: Fluch denen, die den Plan angelegt! Es entsteht eine rathlose, wilde Verwirrung, und nahe ist es, daß sie übereinander herfallen in wildem Kampfe. — Eine geraume Zeit verstrich, bis sie ruhiger werden; bis der Rath durchdringt, im Schloßgraben nach dem Verunglückten zu suchen. — Sie eilen hinab. — Sie durchsuchen Graben, Felsen und Gestrüppe in wilder Hast. Nirgends eine Spur! Endlich finden sie unter dem Fenster Fetzen seiner geringen Bekleidung, Blut — geknickte Zweige — ihn selbst aber nirgends.

Er ist durch ein Wunder entkommen! Wehe uns! hört man ausrufen. Das Gericht, das Kuno über die meuterische Bürgerschaft halten wird, tritt mit allen Schrecken vor die Seelen. — Hier und da schleicht sich Einer hinweg und begräbt sich so schnell als möglich in sein Bett. — Die Andern kehren in die Burg zurück, um Rath zu halten, was zu thun sei in dieser entsetzlichen Lage. — Die Berathung ist stürmisch — denn Jeder will Recht haben; Andere ergehen sich in bittersten Vorwürfen gegen die Rädelsführer. Noch Andere brechen in reuevolle Selbstvorwürfe aus, daß sie solch tollem und — unrechtem Unternehmen sich angeschlossen und nun in einer so trostlosen Lage seien.

Zum wilden Hader kommen sie wieder, aber zu keinem gemeinsamen Entschlusse, und während das hier vorgeht, bleiben die Zugbrücken niedergelassen, das Thor offen und unbewacht, und Kuno mit seinen Streitern naht — denn es sind Stunden vergangen und der Tag ist nicht mehr ferne.

Da werden plötzlich die Thüren aufgerissen; Kuno tritt mit dem blutigen Antlitze herein, das bloße Schwert in der Hand und hinter ihm die Ritter und Reisige von Ehrenfels.

Ihr seid meine Gefangenen! Nun ist die Stunde da, wo Ich Euch vorschreibe, wie es um meine Rechte steht! ruft, ihrer Worte spottend sich bedienend, Herr Kuno, und mit fahlen Gesichtern starren die in ihrer eigenen Schlinge gefangenen Bürger dem wunderbar geretteten Domprobst in's rollende Auge. Keiner öffnet die Lippe; Keiner wagt Widerstand. Plötzlich aber fallen Alle wie von Einem Gedanken überwältigt, auf die Kniee und flehen um Gnade.

Mit einem triumphirenden Lächeln blickt der Sieger über den Haufen der Knieenden hin, dann winkt er seinen Begleitern, und bald ist die Schaar der Bürger gefesselt, und in den feuchten Verließen der Burg gewannen sie Zeit, über ihr mißglücktes Unternehmen und seine schweren Folgen nachzudenken. —

Das Gericht des erzürnten Machthabers blieb nicht aus; dennoch aber war

es gnädiger, als sie es erwarteten. Allein die letzten Freiheiten der Stadt brachen zusammen, und was Kuno that, stellte ihn, für's Erste wenigstens, sicher gegen die Wiederholung solcher Unternehmungen und gegen einen zweiten Sprung aus dem Fenster seines Klosettes, der leicht nicht so gut hätte abgehen dürfen.

Es ist falsch, wenn anderweitig berichtet wird, daß sich wirklich solche Ueberfälle und die Rettung durch den Sprung aus dem Fenster wiederholt hätten.

Das Alter der Burg Klopp ist unbestreitbar, und die Wahrscheinlichkeit, daß die Fundamente des jetzt wieder hergestellten Hauptthurms römisch seien, hat sehr viel für sich. So nur heben sich geschichtliche Schwierigkeiten über die Lage des alten Bingiums, die sonst unüberwindlich wären. Das spricht gewiß auch dafür, daß man beide Ufer der nach Gallien Thür und Thore öffnenden, oberhalb überbrückten Nahe befestigte, zumal Römerstraßen von hier aus in's obere Nahthal gen Tholei und rechtsab gen Trier führten, auch Kastelle und Niederlassungen zahlreich im oberen Nahthal sich befanden und noch vorhanden sind, welche auf die hohe Bedeutung dieses Zugangs nach Gallien ein helles Licht werfen. Lagen ja doch, und sie sind heute noch sichtbar, in Kreuznach, am Disibodenberge und weiter römische Befestigungen. Die Zeit der völligen Zerstörungen aller dieser Befestigungen ist völlig unbekannt, aber vermuthen läßt es sich, daß der Zug Rando's, des Allemannenführers, der Castell und Mainz zerstörte, nicht dort endete, und daß unter der Wucht seines Streithammers auch die Niederlassungen der Römer fielen, die im weiten Umkreise lagen, und so auch Klopp und Bingium. Es ist bei Bingen schon auf die öftere Wiederkehr des Namens: Drusus hingewiesen, und daraus dürfte der Schluß sich rechtfertigen lassen, daß auf der Höhe über Bingen eins jener Kastelle stand, mit denen Drusus die Ufer des Rheines besetzte, und auf deren Ruinen meist später Burgen sich erhoben, die am Rheine häufig vorkommend von den Kaisern erbaut wurden. Dusonius berichtet in seinem Gedichte: Mosella, daß er auf seiner Reise nach Trier bei Bingium die Gebeine der Gefallenen habe bleichen sehen, die dort noch lagen, seit Civilis hier die Niederlage erlitten.

Wann und von wem die Stätte wieder bebaut wurde, ist allerdings unbekannt; allein ob der Kaiser Karl der Große nicht hier ein sogenanntes Palatium erbaut oder Einer seiner nächsten Nachfolger, möchte darum zu bejahen sein, weil Klopp später eine Reichsburg wurde und es blieb, bis Kaiser Otto es mit dem Rheingau dem Erzbischof Willigis von Mainz schenkte, und die Burg nun fortab eine Mainzer Landburg heißt.

An Klopp's Mauern knüpfte sich eine der schauerlichsten Begebenheiten aus der deutschen Kaisergeschichte. Hier vollzog Heinrich V. den Verrath an seinem Vater, Heinrich dem Vierten, und nicht in Böckelheim. (Godofr. Viterb. Chron., Sigebert. Gemblac. und Andere nennen den Ort, wo die Unthat verrichtet wurde: apud Pinguiam Castellum, vicinum Castellum apud Bingam, ja selbst ad und prope bezeichnen die unmittelbare Nähe bei Bingen, während Böckelheim sechs bis sieben Wegstunden von Bingen entfernt ist. Auch der Umstand, daß Heinrich IV. Abends, Samstags vor dem Christfest, zu Bingen ankam und sogleich in der Burg eingeschlossen wurde; daß schon am andern Morgen Wigbert bei ihm eintrifft u. s. w. weiset hin, daß er unmöglich noch Böckelheim erreichen konnte. Auch war es zu dem steten Verkehre zwischen der Reichsversammlung in Mainz und dem Kaiser vollends unmöglich, daß das in Böckelheim Statt finden konnte.) Vergegenwärtigen wir uns den Verlauf der Begebenheiten nach den genannten und anderen Quellen. Kaiser Heinrich IV. nahte vom Niederrhein her gen Mainz, wo die Reichsversammlung tagte und sein feindlicher Sohn sich befand, in der Absicht, sich mit ihm auszusöhnen; denn als Heinrich der V. vernahm, daß des alten Vaters Anhänger sich um ihn schaarten, da wurde ihm bange, und er eilte ihm bis Koblenz entgegen, um schneller sich mit seinem Vater

auszuſöhnen. Seine Reue ſchien ſo ächt, ſo wahr, daß ſich der Vater mit ihm ausſöhnte, ja der Sohn gelobte, den Vater gen Mainz zu führen und ihn mit dem Reichstage ebenfalls auszuſöhnen.

Umſonſt war es, daß die alten, treuen Freunde den Kaiſer warnten, dem Sohne zu trauen; er war ſo tief überzeugt von des Sohnes reuiger Umkehr, daß er ſelbſt einwilligte, daß nur 300 Ritter von Seiten des Vaters und 300 von Seiten des Sohnes die Beiden neu Verſöhnten begleiteten auf ihrem Zuge rheinaufwärts. Nicht dem Vater, der in treuem Glauben ſich des wiedergewonnenen Sohnesherzens freute, wohl aber den ihn begleitenden Getreuen fiel es ſchwer auf, daß in jedem Orte, den ſie durchzogen, neue gewappnete Ritter mit ihren Reiſigen ſich dem Zuge anſchloſſen, und daß dieſe Alle zu des Sohnes Partei gehörten. Als dies in immer wachſendem Maßſtabe geſchah, da gebot es den Freunden die Pflicht, den alten Kaiſer zu warnen; allein er wies ihr Mißtrauen entſchieden zurück. Als ſie endlich Bingen erreichten, waren des Sohnes Anhänger ſo angewachſen, daß des Vaters dreihundert Getreuen Nichts mehr gegen ſie hätten ausrichten können.

Vor dem Thore Bingens ſprach Heinrich V. heuchleriſch zum Vater, es liege ihm Eins ſchwer auf dem Herzen, das nämlich, daß der Erzbiſchof von Mainz ſo harten Sinnes ſei, daß er den Vater, weil er im Banne des Papſtes ſei, nicht in die Stadt Mainz laſſen wolle, um dort das Chriſtfeſt zu feiern; darum wolle er, der Sohn nämlich, eiligſt vorausreiten, um den harten Sinn des Erzbiſchofs zu brechen, und bis dies geſchehen, möge der Vater auf der Burg (Klopp) weilen. Er entfernte ſich ſchnell mit einer nicht großen Begleitung, und arglos ritt Kaiſer Heinrich IV. den Burgweg hinan, nur von Wenigen ſeiner Getreuen begleitet, während die Uebrigen mit den Anhängern Heinrichs V., die ihnen weit an Zahl überlegen waren, in der Stadt blieben. Als der alte Kaiſer in den Burghof eingeritten war, rollte das Fallgitter herab; die Zugbrücke wurde aufgezogen, und blitzſchnell umgaben ihn zahlreiche Anhänger ſeines Sohnes, die in der Burg ſich verborgen hatten, und erklärten ihm, er ſei der Gefangene ſeines Sohnes. Als dies auf der Burg geſchah, wurde von ihr aus ein Zeichen gegeben, und die große Schaar der Anhänger des treuloſen Sohnes fielen über die Getreuen des alten Kaiſers her, nahmen Viele von ihnen gefangen und ſchlugen die Andern mit des Schwertes Schärfe zu dem Thore der Stadt hinaus und ſchloſſen die Stadtthore, daß Keiner mehr herein und dem gefangenen Kaiſer zu Hülfe kommen konnte. Jetzt lag der Verrath zu Tage, den der Sohn an dem Vater begangen hatte durch die erheuchelte Verſöhnung.

Jetzt erſchien der Markgraf Wigbert von Meißen noch an demſelben Abende und forderte mit empörender Frechheit, der Kaiſer ſolle zu Gunſten des Sohnes der Kaiſerkrone entſagen und die Kleinodien des Reiches herausgeben. Er that dies unter wüthenden Drohungen, ja er zog ſelbſt das Schwert gegen ſeinen Herrn und Kaiſer. Der greiſe Kaiſer ſetzte nur ruhige Würde der Wuth des Todfeindes entgegen, und all ſein Toben und Drohen blieb erfolglos. Mit gewichtigen Worten, die in ein anderes Herz als das Wigberts hätten tief einſchneiden müſſen, wies er ihn zurück. Nun ließ man den alten Kaiſer an Allem die ſchwerſten Entbehrungen leiden und verſagte ihm ſelbſt bei bitterer Kälte des Feuers Wärme und Wohlthat, ja mehr noch — man verſagte ihm die chriſtliche Feſtfeier der Weihnacht!

Darauf erſchienen die Erzbiſchöfe von Köln und Mainz bei ihm, begleitet von dem Biſchofe von Worms, und verlangten wieder mit den heftigſten Drohungen die Krone, den Siegelring und den kaiſerlichen Purpurmantel. —

Es waren Auftritte, bei denen die heftigſte Erbitterung, die maßloſeſte Herbigkeit und Rückſichtsloſigkeit und der Mangel aller Ehrerbietung ſich geltend machten. Als ſie immer heftiger auf ihn eindrangen, trat der Kaiſer in ſein

Schlafgemach, legte die Zeichen kaiſerlicher Majeſtät an und trat würdevoll unter ſie, indem er ihnen ſagte, er habe von Gottes Gnaden ſie empfangen, ſie möchten, wenn ſie den Frevelmuth hätten, ſie ihm mit räuberiſcher Hand entreißen. — Das Wort des Kaiſers traf die harten Herzen ſo gewaltig, daß ſie erbleichend zurückwichen; aber in dieſem Augenblicke trat der eben wieder angekommene Markgraf Wigbert von Meißen wieder ein und fachte ihren Muth wieder an und — die Würdenträger der Kirche legten Hand an die geheiligte Perſon des Kaiſers und entriſſen ihm die Zeichen ſeiner Würde. Stille litt er es, und nur die tiefempfundenen Worte entrangen ſich ſeiner Bruſt: „Ich leide für die Sünden meiner Jugend, aber Eure Frevel zu ſtrafen, ſtelle ich dem gerechten Gotte anheim!“

Die Prälaten eilten im Triumphe nach Mainz; aber noch war nicht das Hauptwerk vollbracht, der alte Kaiſer hatte noch nicht feierlich und förmlich auf die Kaiſerwürde durch eine Urkunde verzichtet, und das wollten ſie ihm abnöthigen. Unter den roheſten und gröbſten Mißhandlungen ſchleppte ihn Wigbert nach Ingelheim, und hier zwang man ihn, unter einem Strome von Thränen die Urkunde zu unterzeichnen. Der alte Kaiſer war ſo zerknirſcht und innerlich gebrochen, daß er den Biſchof von Speier, den er einſt mit Wohlthaten überhäuft hatte, um eine niedere Dienerſtelle an ſeinem Dome bat, daß er nicht in ſeinem hohen Alter Hunger leiden müſſe, und — ſchnöde ſchlug ſie ihm der Biſchof ab. —

Nach der Burg zu Bingen zurückgebracht, gelang es dem unglücklichen Greiſe mit einem Getreuen zu entfliehen, und auf der Burg Hammerſtein am Unterrheine fand er eine Zuflucht. Noch einmal wollten ſeine alten treuen Freunde für den Schmählichmißhandelten zum Schwerte greifen, aber der Tod ereilte ihn, ehe dies geſchehen konnte. Er gab ihm Frieden, den ihm die Menſchen in geweihter Erde nicht geſtatten wollten und erſt viel ſpäter zugeſtanden.

Und es war, als ob die Burg, wo der Frevel geſchah, den Fluch theilte, der die Frevler ſichtbar traf; denn, als Friedrich I., vom Papſte in den Bann gethan, über die Lande des Erzbiſchofs von Mainz herfiel und Bingen eroberte ſammt der Burg, da brannte er dieſe aus und ließ großentheils ihre Mauern niederreißen. Bingen hatte dasſelbe Schickſal zu tragen; aber ſchon um das Jahr 1200 war die Burg ſtärker und ſchöner erbaut, und auch die Stadt hatte ſich aus ihrem Schutte wiedererhoben und blühte ſchöner als zuvor. Der Bürgerſtand aber war in ſeinem Uebermuthe nicht gebrochen; denn ſchon 1230 erhoben ſich die Bürger gegen den Rath der Stadt und den Vogt Rheinbott, den Dritten dieſes Namens, der auf Klopp ſaß. Sie belagerten die Burg und erſt, als Hülfe von Mainz kam, die die Burg entſetzte, wurden die Bürger überwunden und auf dem Markte der Stadt ein Blutgericht gehalten, deſſen Einzelnheiten ſchaudererregend ſind. Doch es war nicht das einzige Mal, daß die Bürger die Burg belagerten, und wie ſie liſtig dieſelbe, freilich zu ihrem eignen Schaden überrumpelten in ſpäteren Tagen, das iſt bereits erzählt. Darum vertrauten auch die Erzbiſchöfe ſie nur erprobten und tapferen Männern an, und es begegnen uns in der Reihe ihrer Burgmänner nach dem Erlöſchen des tapferen Geſchlechtes der Rheinboten von Bingen die Namen der Ritter von Rüdesheim, von Stromberg, der Grafen von Sponheim und der Rau- und Wildgrafen. Tapfer vertheidigten ſie die Burg in den Fehden der Erzbiſchöfe, und mancher ſchwere Schlag wurde aus ihr auf den belagernden Feind geführt. Iſt die Sage wahr, ſo ſtammt der Name: Klopp daher, da die rheiniſche Mundart ſtatt „Klopfen“ = Schlagen, „Kloppen“ gebracht. Näher ſcheint wenigſtens dieſe Ableitung zu liegen als ſo manche künſtlichere, an der ſich der worterklärende Witz verſucht hat.

Als Albrecht von Oeſterreich Bingen ſo lange belagerte, raubte die Beſatzung von Klopp, die Mangel fürchtete, den Bürgern unter rohen Mißhandlungen vol-

lends die Lebensmittel. Da sprach einst in der Rathsversammlung der Bürgermeister: Lieber, als daß die Besatzung von Klopp sie zum Hungertode bringe, wollten sie die Stadt an Albrecht übergeben. Ein Verräther hinterbrachte das auf die Burg, und nun stürzte wüthend die Besatzung in die Stadt, stürmte das Rathhaus, hieb den Bürgermeister in Stücke und raubte und mordete zügellos in der Stadt. In der folgenden Nacht stürmte Albrechts Heer und eroberte die Stadt, aber an den Mauern von Klopp brach sich seine Macht. Erst, als er Frieden schloß, räumte ihm der überwundene Erzbischof die Burg ein, die nun wieder eine Reichsburg blieb, bis sie Ludwig der Bayer dem Erzbischofe zurückgab. Zwölf Jahre behielt Kuno von Falkenstein, als er schon Erzbischof von Trier geworden, die Burg und Stadt als Pfand, und das mochten keine fetten Jahre für die Bürger gewesen sein. Die Burg befand sich unter seiner Obhut wohl; denn er sorgte für ihre Unterhaltung und Stärke. Im Jahre 1632 eroberten die Schweden nach kurzer Belagerung die Burg, die unter ihrer Beschießung Viel gelitten hatte. Sie verließen sie aber wieder. Im Jahre 1639 mußte sie Herzog Bernhard von Weimar wieder erobern. Daraus scheint hervorzugehen, daß der Erzbischof sie wieder hergestellt hatte. Er hielt sie bis 1644 besetzt und 1689 zerstörten sie die Franzosen. Noch einmal baute Churmainz die Burg wieder auf, aber so haltlos, daß sie theilweise wieder einstürzte, und — um nicht der Stadt Schaden zuzufügen, mußte man sie 1713 theilweise wieder niederreißen, theilweise sprengen; aber das alte Mauerwerk widerstand selbst dem Pulver. So blieb die Burg, bis sie in der Revolutionsperiode als Nationalgut um ein Geringes in die Hände des witzigen und humoristischen Notars Faber überging, der sie später wieder verkaufte. Sie ist auch jetzt im Privatbesitze, und der Besitzer hat sich das Verdienst erworben, sie nach seinem Sinne und, wie es das Mauerwerk ergab, neu herzustellen.

Das Kloster Rupertsberg lag Bingen gegenüber, auf dem linken Ufer der Nahe, theilweise da, wo jetzt ein Gasthof die Eisenbahnreisenden zur Einkehr einlädt. Legende und Sage hat die wenigen noch übrigen Ruinen des weltberühmten Klosters mit ihrem Glanze umgeben. Vernehmen wir aber zuerst, was die ernste Geschichte uns zu erzählen hat.

Die Tochter des Ritters Hildebert von Böckelnheim war jene wunderbare Seherin, die reichbegabte, von ihren Zeitgenossen hochverehrte heilige Hildegard. Ihr und einer frommen Jungfrau aus dem Sponheimer Grafengeschlechte zu Ehren wurde am Feste des Disibodenberges, am Ufer des Glan, eine sogenannte Frauenklause errichtet, die mit ihrem Convente unter Hildegards heiliger Leitung stand. Bald aber zeigte sich hier wie anderwärts, wo Frauenklöster in unmittelbarer Nähe der Mönchsklöster standen, die Wirkung des zuchtlosen Geistes jener Lage. In einer ihrer Visionen empfing sie die Weisung, an der Stelle, wo einst der heilige Rupert gelebt, ein Frauenkloster zu erbauen, und der edle Graf Meginhardt von Sponheim bot die Hand der Seherin zu diesem Werke frommen Glaubens. Von dem Grafen und anderen Edeln des Nahgaues unterstützt, begann sie 1140 den Bau, der durch den Ruf ihrer Heiligkeit und das Verdienstliche der Förderung solcher Werke so mächtig gefördert wurde, daß sie schon 1148 mit 18 gleichgesinnten Jungfrauen einzog. Der Ruf Hildegardens war weit verbreitet. Ihre wunderbaren Visionen, ihre Schriften voll geheimnißvoller Offenbarungen, ihr reines, heiliges Leben bewirkten, daß die reichsten Schenkungen von nah und ferne ihrer Stiftung zuflossen. Sie stand in lebhaftem schriftlichem Verkehre mit den ausgezeichnetsten Personen ihrer Zeit, die sie häufig befragten. Bernhard von Clairvaux, ein ihr verwandter Geist, weilte bei ihr in Rupertsberg, als er, das Kreuz predigend, den Rhein herab kam, und so hoch war seine Verehrung für dies seltene, weibliche Wesen, daß er es bewirkte, daß sie nach ihrem 1180 erfolgten Tode heilig gesprochen wurde.

Unter ihrer Leitung blühte das Kloſter, mit ihr ſchied auch das gottgeheiligte Leben aus ſeinen Mauern. — So lange ſie lebte, gingen die Schrecken des Krieges faſt ſpurlos an den Mauern des Kloſters vorüber. So blieb es ſpäter nicht. Als Albrecht von Oeſterreich Bingen und Klopp belagerte, flohen die Nonnen, welche nicht vorzogen, bei den wilden Schaaren zu bleiben, die im Kloſter ſich feſtſetzten. Als die entflohenen Nonnen zurückkehrten, fanden ſie faſt nur entweihte Ruinen. Was des Kaiſers Heer übrig gelaſſen, das raubten die Ritter des Landes. Wie konnten ſich die Wehrloſen ſchützen? War doch den Bedrängern Nichts heilig! Oft wurde in ſchweren Tagen Eibingen ihr Zufluchtsort. Noch ſchlimmere Tage kamen, als 1491 die ſogenannte „Marktfehde" zwiſchen Chur-Mainz und Chur-Pfalz ausbrach, und Goler von Ravensberg mit dem pfälziſchen Heerhaufen Beſitz von dem Kloſter nahm. Bei ihrem Abzuge plünderten die Lanzknechte das Kloſter. Auch jetzt wiederholte ſich die betrübende Erſcheinung, daß viele Nonnen dem Heerhaufen folgten. Der Pfalzgraf zog alle auf pfälziſchem Gebiete liegenden Güter und Gefälle des Kloſters ein und wies ſie den zuchtloſen, eidbrüchigen Nonnen „zur Lebſucht" zu. Als ſich bald nachher das Gerüchte verbreitete, der Pfälzer rüſte ſich aufs neue, da zogen 300 Rheingauer Bingen zu Hülfe. Sie beſetzten die Kloſtergebäude; allein bald ſahen ſie ein, daß die weitläufigen Gebäude von ihnen nicht vertheidigt werden könnten, und ſo riſſen ſie alle Gebäude nieder bis auf das Wohngebäude der wieder nach Eibingen geflüchteten Nonnen und die Kirche. Es war die Zeit nicht mehr dazu angethan, durch Stiftungen und Schenkungen dem Kloſter wieder aufzuhelfen. Es war verarmt und zur Ruine geworden. Das Jahr 1552 vollendete ſeinen Ruin, als Albrecht von Brandenburg ſeinen Heerhaufen hier lagern ließ.

Faſt völlig zerſtört, ließ es Spinola, als er mit ſeinen wilden Spaniern den Schweden 1632 wich. Im Kampfe, der dieſem Weichen vorausging, ergriff das Feuer die naheſtehenden Gebäude, und ſie blieben als Ruinen bis auf wenige Mauerreſte, deren letzte noch in unſre Tage herüberragen. Dies die Geſchichte eines der reichſten und berühmteſten Frauenklöſter des Rheinlandes, in deſſen Mauern die Jungfrauen der edelſten rheiniſchen Geſchlechter einſt den Schleier zu nehmen für ein hohes Verdienſt erachteten. Wenden wir uns dem Sagenkreiſe zu, der ſich an dieſe Stätte anſchließt, ſo tritt uns zuerſt die Legende von dem ſchönen Traume des jungen Herzog Rupert entgegen.

Zur Frankenzeit herrſchte im Nahegau ein Herzog in des Kaiſers Namen. Der wohnte auf dem Schloſſe Böckelheim an der Nahe, bisweilen aber auch auf der Burg bei Bingen. Er war gar mächtig und reich; aber ſein größter Schatz war Bertha, ſeine liebliche Tochter, die eine fromme Magd des Herrn war. Viele edle Franken kamen und warben um dieſen Schatz, aber ſie wies Alle ab und hatte keinen heißeren Wunſch, als den Schleier zu nehmen in den geheiligten Mauern eines Kloſters. Das traf ſchwer den alten Herzog, der ſein Erbe nicht wollte Fremden laſſen und gerne liebliche Enkel auf ſeinen Knieen gewiegt hätte. Er ließ nicht nach mit Bitten, bis Bertha endlich, widerſtrebend im Herzen, ſeinen Bitten nachgab und dem Grafen Roland ihre weiße Hand reichte. Roland war ein zügelloſer, wilder und roher Menſch und noch ein Heide, den zum Herrn zu bekehren Bertha gehofft. So lange der alte Herzog lebte, hielt er Maß, aber als dieſer geſtorben war und ihm das Herzogthum hinterlaſſen hatte, da gab er ſich dem ruchloſeſten Leben hin, Bertha verſpottend und verachtend, bis er endlich im fernen Lande in einer blutigen Schlacht fiel. Die edle Frau hatte viel erduldet; ihr Sinn war noch mehr dem Himmel zugewendet, und ſie würde als Wittwe den Schleier genommen haben, hätte nicht eine ſüße Hoffnung ihr andere Pflichten auferlegt. Und als ihr nun der Herr ein Knäblein beſcheerte, nannte ſie es in der heiligen Taufe Rupert und gelobte in ſeliger Mutterfreude, es dem Herrn zu weihen.

Und wieder warben Viele um ihre Hand und ihr Erbe, aber sie blieb ihrem Gelübde treu, weihte sich ganz ihrem Kinde und erzog es in der Furcht und Ermahnung des Herrn. Nie fühlte sie sich glücklicher, als wenn das holdselige Kind neben ihr kniete, seine Händchen faltete und ihre heiligen Worte nachsprach, oder wenn es ihr half Wohlthaten spenden den Armen, deren Schaaren bei ihr Hülfe suchten. In späteren Jahren führte oft Rupert arme Kinder zu ihr und sprach: Sie sind auch deine Kinder, halte sie wie mich. Solches sahen freilich die Edeln des Landes ungerne, deren Herzog einst Rupert werden sollte. Sie versuchten Alles, ihn von der Mutter Weise abzuziehen, allein das war umsonst. Liebeswerke blieben seine Freude und Andacht und Gebet seine Erholung. Dafür that ihm auch der Herr sein Wohlgefallen kund durch ein herrliches Gesichte.

Eines Tags hatte Rupert einem armen Knaben sein eignes Gewand geschenkt, daß es dessen Blöße decke. Er war dann von der Burg bei Bingen hinüber gegangen auf die Höhe jenseits der Nahe, um einen Strauß schöner Feldblumen für die theure Mutter zu pflücken. Er war von der Höhe endlich auch hinabgestiegen an das Ufer der Nahe, wo auf einem grünen Rasenstreifen gar schöne Blumen blühten. Die Sonne schien so warm auf dies liebliche Plätzchen daß er sich niedersetzte und bald, sanft eingelullt von den am Ufer plätschernden Wellen, entschlief.

Da träumte ihm, ein hoher Greis, umflossen von lichtglänzendem Gewande, stehe am Ufer, und sein herrlich Angesicht leuchte, wie die Sonne. Viele Knäblein spielten um den mildlächelnden Greis, und er nahm sie bei der Hand und führte sie in die helle Fluth, und wenn sie an seiner Hand wieder herauskamen, dann sei ihre Gestalt ebenso lichtumflossen wie die des Greises. Bald darauf stieg aus den Wellen der Nahe ein blühendes Eiland. Aus dem frischen Laube der Bäume des Eilandes leuchteten goldene Früchte, und in den Zweigen sangen lieblich buntgefiederte Vögelein. Auf dies schöne Eiland führte der Greis die Knäblein, daß sie die herrlichen Blumen pflückten, die da blühten und ihr Herz erfreuten an den goldenen Früchten der Bäume.

Da ergriff auch ihn die Sehnsucht, auf dem lieblichen Eilande zu sein, und er erhob flehend seine Hände zu dem Greise; der aber lächelte mild und sagte: Nein, mein Sohn, Dir ist Höheres beschieden. Du hast durch deine Frömmigkeit und Deine Liebeswerke Dir eine Brücke zum Himmel erbaut, wo Du wohnen wirst unter den heiligen Engeln Gottes, in ewigem Frieden.

Und kaum hatte der Greis diese Rede vollendet, siehe, da erhob sich aus dem frischen Grün des Eilandes ein Regenbogen und wölbte sich hoch und immer höher, bis er den Himmel berührte, und die Engel Gottes auf dem schönen Bogen herab und hinauf schwebten. Oben aber auf der Höhe seiner Wölbung saß in seiner Herrlichkeit das Christuskind, und vor ihm kniete der kleine Johannes mit seinem Kreuzlein und hielt ein schneeweißes Lämmlein in seinen Armen. Da kam ein Engel, welcher das Kleid trug, welches Rupert am Morgen dem armen Knaben geschenkt hatte, und legte es auf den Schooß des Jesuskindes, und das Jesuskind legte das Kleid an und sagte zu den Engeln: dies Gewand hat mir der fromme Rupert geschenkt; dafür aber will ich ihn bekleiden mit ewiger Herrlichkeit.

Ruperts Seele durchdrang eine unsägliche Wonne. Er wollte niederknieen und anbeten. Da erwachte er, und zu seinen Füßen saß der arme Knabe, den er bekleidet hatte, und sah ihn an mit Blicken des Dankes und der Liebe. Er hatte gewacht, daß dem Schlummernden kein Unfall begegne. Und das liebliche Traumgebilde kam nicht mehr aus seinem Sinne. Er weihte sich nun unablässig der Andacht und den Werken der Liebe und Barmherzigkeit, und als er erwachsen war, entsagte er freiwillig der Herzogswürde und erbaute an der Stelle, wo er den seligen Traum geträumt, eine Kirche und eine Klause dabei und lebte da mit

Bertha, seiner Mutter, und übte Liebeswerke und war selig im Glauben und im Gebete — bis sein Traum wahr wurde. — Die trauernde Mutter senkte seinen Leib am Altare der Kirche in die geweihte Ruhestätte, und der Herr erhörte ihr Flehen, daß auch sie nicht lange hernach ruhte an seiner Seite.

Lange wallfahrteten die gläubigen Seelen zu seiner Ruhestätte, bis die wilden Normannen kamen und Kirche und Klause zerstörten, daß ihre Stätte nicht mehr gefunden werde.

Die Gründung von Rupertsberg erzählt die Legende also: Es war im Jahre der Gnade 1140, als die fromme und hochbegnadigte Magd des Herrn, Hildegard von Böckelheim, die Abbatissin der Jungfrauenklause am Fuße des Disibodenbergs, in ihrer Zelle, auf hartem Lager, wieder in einer Entzückung lag. Bei ihr saßen die Freundinnen: Hiltrude, des Grafen Meginhardi von Sponheim Tochter, und Clementia von Hohenburg, welche sie anschauten mit Blicken der Liebe und gläubiger Verehrung. Zu Häupten des Bettes aber saß, mit Kiel und Pergament, der fromme Pater Gottfried vom Disibodenberge, daß er niederschreibe, was der Geist der Seherin eingäbe. Sie aber lag da, bleich und starr wie eine Leiche. In der Zelle aber war es so stille, daß man das Holzwürmlein im Getäfel nagen hörte. Alle drei aber harreten des Augenblicks, da das Band der Zunge der heiligen Jungfrau gelöst würde, und sie kund gäbe, was sie im Geiste schauete.

Jetzt zuckte Hildegardis zarte Gestalt leise zusammen; über das todtbleiche Antlitz verbreitete sich eine zarte Röthe, und ein seliges Lächeln schwebte um den feinen Mund, ein Zeichen, daß sie ein entzückendes Bild schaue. Das Auge aber war fest geschlossen. Und sie sprach und der Mönch Gottfried schrieb: „Hoch „erhebt sich aus grünendem Eiland bis zum Himmelszelte der strahlende Bogen. „Tausend Sterne umstrahlen ihn wie leuchtende Sonnen. Gottes Engel steigen „auf und nieder, und ihre Lobgesänge preisen das Lamm Gottes, welches der Welt „Sünde trägt. Und Er, der das A und das O, der Anfang und das Ende ist, „stehet oben auf des Bogens Wölbung in seiner Herrlichkeit, und neben ihm ein „Jüngling, sanft und mild, anzuschauen gleich einem Engel. Da spricht der zu „mir: Siehe, das ist der fromme Rupert, an dem ich Wohlgefallen habe, der aus „Deinem Stamme entsprossen ist, aber der Stamm hat seiner vergessen. Dort, „wo die Nahe mündet, liegt sein Grab, unbekannt unter den Trümmern seines „Gotteshauses, und Nesseln und Dornen wuchern darauf. Du, getreue Magd, bist „erkoren von mir, daß du es suchest und findest und darüber bauest einen Tempel. „Also spricht der Herr und deutet auf die Stelle, wo des Heiligen Gebeine ruhen „und wo ein wilder Rosenstrauch stehet. Der thut alsbald seine Blüthenkelche „auf, daß es gar herrlich duftet, und ein Engel schwebt herab und setzet ein „Kreuzlein an den Rosenstrauch, zum Zeichen, daß allda seine heiligen Gebeine „ruhen. Und der Herr spricht: Auf, Du erwählte Magd, verlaß den Ort, wo „Du weiltest bis heute. Nimm den Pilgerstab in Deine Hand und wandere dort„hin, wo ich Dir die Stätte bezeichnet habe, und baue ein Gotteshaus und da„neben eine Zuflucht frommer Seelen, die Dir folgen, und diene mir allda mit „ihnen im Glauben und in der Lauterkeit des Herzens und Lebens. Säume „nicht! Ich will mit meiner Kraft in Dir, der Schwachen, mächtig sein; ich will „die Herzen Dir zuwenden und fördern das Werk Deiner Hände!"

Sie schwieg. Unermüdet schrieb der Mönch, daß kein Wort aus dem heiligen Munde verloren gehe; denn, so sie erwachete, wußte sie Nichts mehr von dem, was sie geredet in der Entzückung.

Alsbald schlug sie hell und klar die Augen auf, lächelte die treuen Freundinnen lieblich an, die sie mit Thränen der heiligen Begeisterung anschaueten.

Herr, dein Wille geschehe! sagte sie und richtete sich kräftig auf. Und zu Hiltruden sagte sie: Mir ist so wohl, wie lange nicht. Ich will aufstehen und thun, was mir der Herr geboten hat! Und alsbald stand sie auf in voller Kraft, ergriff den Pilgerstab und schritt, begleitet von Hiltruden und Clementia, hinüber zu der Burg Sponheim, wo Hiltrudens Vater wohnte, und that ihm kund, was sie innerlich erlebt hatte. Und der Graf zog mit ihnen gen Bingen und zur Stätte, und alsbald zeigte Hildegard den blühenden Rosenstrauch, deß Zeit längst vorüber war, und das Kreuzlein, so der Engel gesteckt. Und alle Viere knieten nieder in heiliger Andacht und priesen den Herrn. Und als man 1148 zählte, stand das Gotteshaus und der Altar über der Stelle, wo der Rosenstrauch geblüht und der Engel das Kreuzlein gesetzt, und das Kloster stand fertig da, und nachdem der Bischof von Worms Kirche und Kloster geweihet, zog Hildegard mit ihren Freundinnen und sechzehn andern frommen Nönnlein in dasselbe ein, und Hildegard war die erste Abbatissin.

Von dem Hildegardisbrünnlein verkündet die Sage, daß, als das Kloster Rupertsberg erbaut war, ein Born „lebendigen Wassers" fehlte, und man alles Wasser aus der Nahe holen mußte, so doch unrein und nicht anmuthig zum Trinken war. Wie und wo man auch grub, auf der steilen Uferhöhe fand sich kein lebendiger Quell. Hildegardis aber liebte es, im Freien zu beten, unter dem blauen, herrlichen Himmelsdome. Da lag denn ein Plätzlein in den Felsen, unfern des Klosters, gar heimlich, friedlich und stille, wo ein Hollunderstrauch ein Laubdach bildete und darumstehende Haselstauden eine Wand. Lieblicher war kein Plätzchen zu finden. Als nun eines Tages Hildegardis die Armen gespeist und getröstet hatte, die sich an ihres Klosters Pforte sammelten, und der Elenden Dank ihr Herz tief bewegt hatte, da eilte sie in ihr grünes stilles Betkämmerlein, daß sie ihre Seele ergösse im heißen Dankgebete, weil der Herr es ihr vergönnte, das Werkzeug seiner Liebe zu sein.

Und als sie betete heiß und innig, da fielen ihre Thränen zur Erde, in den Rasen und in das Gestein, und siehe, ihre Thränen wurden zur lebenden, segnenden Quelle, die rein und hell hervorsprudelte und reichlich hinabrieselte über das Gestein. Da staunte die heilige Jungfrau und pries auf's neue des Herrn Gnade, grub mit ihren schneeweißen Händen ein Brünnlein und legte Steine darum, daß sich das Wasser sammle, und eilte, dem Convente zu bringen die Kunde von des Herrn wunderbarer Gnade und Allmacht.

Und das Brünnlein rann reichlich und rinnet heute noch und erquickte damals wie heute die Labesuchenden, und heißet seitdem und für ewige Zeiten das Hildegardisbrünnlein.

Richten wir unsre Blicke über die Stationsgebäude der Eisenbahn dem Rheine zu, so steht auf einer kleinen Felsen-Insel im Rheine ein stattlich hergestellter Thurm, noch vor einer kleinen Reihe von Jahren eine verwitternde Ruine. Es ist der Maus- oder Mäusethurm. Als Grenzpunkt der preußischen Rhein-Provinz entfaltet der Thurm an seinem Flaggenstocke die königliche Fahne Preußens. Eine schauerliche Sage knüpft sich an diesen Thurm. Es ist diese: Auf dem erzbischöflichen Stuhle von Mainz saß einst in alter Zeit ein Erzhirte ohne Hirtenliebe. Der Mammon war sein Gott und sein Herz hart wie ein Felsen. Hatto sammelte Haufen Goldes, sammelte und speicherte die reichen Zehntfrüchte des Erzbisthums auf, und das arme Volk hungerte. Mißwachs steigerte die Hungersnoth, die Tausende hinraffte. Nur noch wie Schatten schlichen die Ueberlebenden in Mainz umher, sammelten sich vor dem Palast des Erzbischofs und jammerten und flehten, daß Hatto seine Kornspeicher öffne, und es sah sie der Erbarmungslose, hohnlachte und befahl, man solle sie in ein leerstehend Gebäude

führen, um zu harren, bis er ihnen Brod gäbe; aber statt ihnen Brod zu reichen, — ließ er das Gebäude an vier Ecken anzünden. In herzzerreißenden Tönen jammerten die Unglücklichen, und als nun die Todesqual ihr Geschrei bis zum Entsetzlichen steigerte, trat Hatto auf den Balkon, von wannen sonst der Erzbischof das Volk zu segnen pflegte, hörte den Jammer ihrer Todesqual und sprach mit wildem Hohnlachen: „Hört, wie die Kornmäuse pfeifen!“ Und endlich verstummte der Jammer, und das Gebäude stürzte zusammen und begrub unter seinen Trümmern die Armen.

Aber der Vergelter schlief nicht. —

Plötzlich vernimmt man im erzbischöflichen Palaste ein seltsam gellend Pfeifen. — Was ist das? ruft Hatto aus, und seine Haare sträuben sich. Aus den rauchenden Trümmern, wo eben die letzten Todesseufzer verhallt sind, kommen unabsehbare Schaaren pfeifender Mäuse; sie klettern unaufhaltsam an den Mauern des Palastes empor; sie dringen durch alle Oeffnungen ein. Wen suchen sie? — Hatto, Hatto, es gilt dir! Es ist das Gericht Gottes! Es ergreift ihn ein namenloses Entsetzen. Das sind die Kornmäuse, die in den Flammen so entsetzlich gepfiffen!

Er flieht voll Entsetzen bis in das Innerste seiner Gemächer.

Vergeblich! Wer entgeht der strafenden Hand Gottes? —

Sie folgen ihm, wohin er flieht; sie verzehren jeden Bissen, den er zum Munde führen will; sie zernagen seine Gewänder, ja, ihr Zahn beginnt an seinem Fleische zu nagen. Nichts schützt, Nichts errettet ihn. Da flieht er nach seinem festen Schlosse Klopp, wo er sich sicher glaubt. Vergebliche Hoffnung! Die unerbittlichen Verfolger erfüllen bald alle Räume der Burg, und überall ertönt ihr gellendes, Mark und Bein durchdringendes Pfeifen. Hatto ist's, den sie suchen und finden. Auf seinen Knieen windet er sich und flehet um Gnade, aber nur der Mäuse Pfeifen ist die Antwort.

Die Verzweiflung ergreift ihn mit tausend Armen.

Wohin soll er fliehen? Da sieht sein wirrer Blick den Thurm im Rheine, an dessen Fuß die hochgehende Fluth brandet. Dort, ja dort ist Rettung! Und ein Kahn trägt ihn hinüber. — Im gewölbten Thurmgemache läßt er schnell sein Bette in Eisendrähte hängen. Hier hofft er endlich des Schlafes Erquickung, die er seit lange nirgends gefunden. — Doch — kaum ist er drüben, da wimmelt der Rhein von unzähligen heranschwimmenden Mäusen. Sie erreichen des Thurmes Fuß, sie klettern an den Mauern herauf, sie dringen in das Thurmgemach ein! —

Durch das wilde Dröhnen der Brandung hört man einer Menschenstimme gellenden Angstschrei; dann legt sich der Sturm; dann glättet sich die Fluth und es wird todtstille im Thurme. — Niemand wagt ihn zu ersteigen. — Erst am dritten Tage vollbringen furchtlose Schiffer das Wagstück. Sie finden in Hatto's Gemach das völlig entfleischte Gerippe. Die Mäuse aber sind spurlos verschwunden. —

Seitdem mied man voll Grauen den grausigen Mausthurm.

So die weitverbreitete Sage.

Hören wir nun aber auch die unparteiische Stimme der Geschichte!

Hatto war ein Erzbischof von Mainz voll edeln Sinnes; aber sparsam und enthaltsam in seiner Hofhaltung. Gerecht und strenge, setzte er den ausschweifenden Mönchen und Weltpriestern den Daumen auf das Auge. Das konnten sie nicht ertragen, und weil ihre Rache im Leben des edeln Erzbischofs kein Genüge finden konnte, so suchten sie dieselbe nach seinem Tode zu befriedigen, indem sie die grauenvolle Sage an seinen Namen knüpften mit all ihrer Schmach und ihrem Entsetzen. Das ist der Sage Ursprung; der des Thurmes und seines Namens ist ein anderer. Der Thurm wurde zugleich mit der Zollburg Ehrenfels zwischen

1208 und 1220 zu gleichem Zwecke erbaut. Sein Name, der der schrecklichen Sage als Haltpunkt diente, entstand so: Erzbischof Sifrid II. versah den Thurm, damit kein Schiff den Zoll verfahre, mit „Muſeric" — Geschützen, Feuerwaffen, Feuerwurfgeschossen und hatte einen Mann hier wohnen, der Feuer auf die Schiffe schoß, die keinen Zoll entrichten wollten. Er trug den Namen: „Ignis Sagittarius" — Feuerpfeilschütze. Dieser Name schon schließt den Gedanken an Feuerschlünde nach dem Brauche einer spätern Zeit aus.

Mushaus, Musthurm, vielleicht im Munde des Volkes: Mausthurm diente trefflich zur Mönchssage, womit sie Kaiser Otto's hochverehrten Freund und Rathgeber durch Jahrhunderte brandmarkten.

Zur nähern Begründung verweise ich auf: Menken Scriptoris rer. german., auf Schöttgen und Kreisig: Scriptoris rerum Saxon., und endlich auf: Schminken: Monum. hassic. wo das Zeughaus unter dem Namen: Mus- und Maushaus vorkommt. Das Wort: Muskete hängt damit zusammen. Nach Leibnitz Scriptoris rer. Br. heißen die aus dem Rathe zu Lübeck und Braunschweig zur Oberaufsicht über das städtische Geschützwesen — die Muſerie — deputirten Rathsmitglieder —: Muſemeister.

Nahe verwandt, weil gleichen Zweckes und Ursprungs, dem Mausthurme ist die ihm gegenüber, aber hoch oben am Berge thronende, jetzt von den edelsten Reben umgebenen Burg Ehrenfels, wohl auch Ehrenstein genannt. Der Erzbischof Sifrid (oder Siegfried) II. ließ sie durch die reichen Herren von Bolanden erbauen, die ohne Zweifel das Geld hergaben gegen die Burgmannschaft und einen Theil des zu erhebenden Zolles. Wahrscheinlich erbauten sie auch den Mausthurm auf der Rheinklippe und unter Ehrenfels, am Ufer des Rheines, dem Mausthurm gegenüber, das befestigte Zollhaus; denn die Nachricht, daß Erzbischof Hatto beide Gebäude und auch Ehrenfels erbaut habe, entbehrt urkundlicher Begründung.

Jeder Ritter hatte ja bei seiner Burg einen Rheinzoll, warum sollte ihn Siegfried nicht erheben und sichern? Zwar trat Kaiser Friedrich II. heftig dagegen auf, aber der Erzbischof wußte ihn zu erhalten, selbst später, als Rudolph von Habsburg alle diese Brandschatzungen des Handels mit Stumpf und Stiel brechen und ausrotten wollte, zog er vor dem mächtigen rheinischen Erzbischofe die Hand zurück und — die erste Hitze verflog. Nach wie vor erhoben Geistliche als Zollschreiber die Gebühren, die sehr bedeutend waren und der Willkühr der Erheber viel freien Spielraum gönnten. Die Festigkeit der Burg Ehrenfels und die herrliche Aussicht, welche sie bot, machte sie zu einem Lieblingsaufenthalte der Erzbischöfe — zumal ein reicher Landadel nahe war und des Rheingau's köstliches Tröpflein. — In dieser Burg wurden zu Kriegszeiten die köstlichsten Güter des Domes und Erzstiftes von Mainz verwahrt. Kaum bedarf es daher eines Beweises, daß die Burg sich durch ihre Sicherheit auszeichnete und nicht erstiegen worden war, ehe Albrecht von Oesterreich sie 1301 eroberte, aber nicht zerstörte.

Als später, 1354, der oft erwähnte Kuno von Falkenstein mit Erzbischof Gerlach seine Uebereinkunft schloß, empfing er Ehrenfels pfandweise. Jene Zeit war eine fehdelustige, und an Veranlassung ließ es die ihr eigenthümliche Gewaltthätigkeit nicht fehlen. Schon zwei Jahre später eroberte Erzbischof Gerhard die Burg Ehrenfels, und 1377 nöthigte der — ja zu aller Zeit unbequeme Geldmangel den Erzbischof Adolph Burg, Mausthurm, Zollhaus und Zoll gegen ein Darlehen von 20,000 Gulden zu verpfänden; denn auf der Burg Ehrenfels hatten ihn die Domherren, (da es in Mainz nicht geheuer war) zum Erzbischof erwählt, aber den Rechtssatz geltend gemacht: Ich gebe, damit Du gibst. Sie gaben den Churhut, und er 12,000 Gulden, da er sie aber nicht hatte und die

Domherren vom Kreditgeben keine Freunde waren, so blieb Nichts übrig als die Verpfändung.

Auch Erzbischof Konrad wurde auf Ehrenfels erwählt und in der Pfarrkirche von Rüdesheim geweihet. Da die Schätze des Erzstiftes hier sicher ruhten in stürmischen Tagen, die, beiläufig gesagt, in Mainz nicht selten waren, so verlieh der Erzbischof Gerlach 1363 auch dem Domkapitel das Recht, hier seine Truhen niederzustellen, wenn in Mainz ein Wettersturm heranzuziehen drohte.

Die Schweden waren üble Gäste auf der Burg; aber erst Graf Montal schleuderte von Montroyal an der Mosel aus im Orleans'schen Kriege die Brandfackel in die Mauern von Ehrenfels, und was die Flamme nicht vollbracht, vollendete hier wie am Mausthurm Pickel und Brecheisen. — Keine Sage knüpft sich an die Burg. —

Unsere Rundschau ist vollendet. Manches mußte, weil der Stoff zu reich für den Raum vorlag, übergangen werden.

Von der nackten Haide.

Von M. G.

Es war ein dunkler kalter Abend, der sich, von Stürmen begleitet, auf die weite Haide herabsenkte. Bis zu den fernen Gebirgen des Teutoburger Waldes dehnte sich die Ebene aus, — rechts und links war sie unabsehbar. Nur in weiter Entfernung erhoben sich die Thürme und Mauern einer alten Stadt, die aus einem dichten Kranze von Bäumen wie eine Oase in der Wüste hervorsah.

Noch vor wenig Tagen blühten auf dem wellenförmigen, grünen Teppich der Haide die verschiedenartigsten Haidepflanzen: Die zierlichen Erikas mit den feinen, duftigen Blumen, die blauen Glockenblumen und der üppig wuchernde Ginster. Auf den langen Sümpfen und an den kleinen Bächen lachten im hohen Schilf die Wasserrosen, und schlankes Zittergras strahlte im diamantenen Schmucke der Thauperlen.

Aber eine Nacht hatte all das verändert, ein plötzlicher Frost kam über das Land und tödtete mit eisigem Hauch all die zarten Blumenleben, daß sie hinsanken ins niedrige Gras, unkenntlich in der schwarzen, erstarrten Gestalt; — feine Eiskrusten zogen sich über die Wasserstrecken, und selbst die Blätter der wenigen Pappeln und Fichten waren mit blitzendem Reif umzogen. — Jetzt heulte der Sturm im Laubwerk der einsamen Höfe und riß die Blätter von den Bäumen, daß sie durch die Luft wirbelten, sauste über die öde, unabsehbare Haide und raschelte unheimlich im Schilf. Und es wurde dunkler und immer stiller auf der Haide, lange Schatten schwankten darüber hin wie Geister aus einer andern Welt. Es waren die Schatten der Wolken, die im Zwielicht eilend dahinzogen; wahrlich einsam mochte es dem Wandrer zu Muthe sein, der jetzt über die nackte Ebene daher kam. Raben und Krähen flogen in Schaaren vor ihm auf, und krächzend zogen sie dahin unter dem drohenden Himmel, als wollten sie noch mehr des Traurigen verkünden. Aengstlich aber flatterten die kleinen Vögel umher, sahen sich scheu um in den kahl gewordenen Bäumen, als wären sie erschrocken und erstaunt über den plötzlichen Wechsel und wüßten nun nicht, wo sie ihr Winterquartier aufschlagen sollten. Wer die Natur so ansah, wie sie sich auf der weiten, wellenförmigen Öde und den trügerischen Sumpf- und Moorstrecken darbot, dem mochte leicht das Bild des ersten Schöpfungstages vor die Seele treten, von dem es hieß: „Und die Erde war wüst und leer, und der Geist

Gottes ſchwebte auf den Waſſern.“ Auch hier in dem matten Dämmerſchein hätte man rufen mögen: „Es werde Licht“, und mit Entzücken es ſich ausmalen, wie das Waſſer ſich rein vom Lande ſcheide und in klaren Strömen dahinbrauſe, wie das arme Land ſich ſchmücke mit Blumen, Sträuchern und Bäumen, wie die unzähligen Wellenhügelchen ſich vereinten zu himmelanſtrebenden Bergen und die ganze Öde ſich mit Menſchen und Thieren bevölkerte. Jetzt aber ſang die Natur ihr Todtenlied in tiefen Mollakkorden, und jedes Geſchöpf, jede Pflanze verſtand die trübe ernſte Melodie, die ihn ans eigne Sterben erinnerte.

Zu dieſer Zeit ſchritt ein alter Bauer über die Haide. Seine Haltung war gebeugt, ſein Haar ſchneeweiß, die tief gefurchte Stirn hoch und kahl. Die Linke trug ein kleines Bündel, die Rechte den Knotenſtock. Seine Lippen ſchienen leiſe, unverſtändliche Worte zu murmeln und bebten vor Froſt und innerer Erregung. Seine Augen blickten troſtlos umher, überall nur Einſamkeit, überall ein endlos trauriges Bild. Ein ſchwerer Seufzer hob die Bruſt des alten Mannes, trüb waren ſeine Gedanken wie der Himmel über ihm. Er gedachte ſeiner entarteten Kinder, die ihn, den altersſchwachen, gebrechlichen Greis, hinausgeſtoßen aus der heimathlichen Hütte, weil ſie es müde waren, ihn zu kleiden und zu ernähren, weil ſeine zitternden Hände Nichts mehr für ſie ſchaffen konnten, und er ihnen zu lange ſchon lebte. Und die das gethan, waren Bauern, von denen man in den Städten ſagt, daß die Unſchuld und Harmloſigkeit bei ihnen wohne. — An dieſem Abende hatte die böſe Schwiegertochter es durchgeſetzt, was ſie lange vorbereitet, und nach einem heftigen Auftritte ihn hinausgeſtoßen, als der Abend dunkelte und der Sturm ſich erhob. Denn in der Hütte wohnte Armuth und Elend, aber kein Gottvertrauen und keine Liebe. Und die Armuth, die den Einen demüthig und ſanft macht, verhärtet das Herz des Andern und unterliegt bei jeder Verſuchung zum Böſen. Rathlos hatte der Alte vor der Thür der Hütte geſtanden und umhergeblickt in der weiten Öde. In die ferne Stadt mit den düſtern Mauern wollte er nicht, dort hatte man ihn vor Kurzem mitleidlos weggewieſen, als er vor den Thüren der Reichen zum erſten Male gebettelt. Da verfluchte er im Herzen die ſchüchterne Bitte, und nie, nie bat er wieder. Er hungerte und darbte, aber er ſchwieg. Doch wohin nun? — Er wollte die armen Bewohner der Haide aufſuchen und ihnen ſein Leid erzählen. Sie wußten ja auch, wie weh der Hunger thut, wie ſchaurig der Winter iſt, wenn kein warmes Kleid die Glieder ſchützt, und auf dem Herde kein freundliches Feuer lodert. An der erſten Hütte hatte man ihm ein Stück Brod gegeben und dann raſch die Thür geſchloſſen. Er ging weiter, bis zum nächſten Hofe war es noch weit, und ſeine Kräfte gingen zu Ende. Sein Herz war betrübt bis in den Tod, und Leid und Unwillen zehrten jeden andern Gedanken und jede andere Kraft auf. Endlich erreichte er einen kleinen Kreis von Fichten, in deren Mitte eine Raſenbank lag. Aus den düſtern Schatten ſchrie ihm eine Eule entgegen, die bei ſeiner Annäherung aufflog und mit unhörbarem Flügelſchlage über ſeinem Kopfe hinſtrich. Ein Windſtoß riß ihm den Hut vom Kopfe, und der Mond ſah mitleidig auf das kahle Haupt eines verlaſſenen Greiſes, als wollte er es erwärmen mit ſeinen ſanften, aber gluthloſen Strahlen. Nachdem der Unglückliche die ſchlechte Kopfbedeckung wieder gefunden, trat er mit troſtloſem Blicke in das Halbrund, das die Tannen bildeten, und ließ ſich, zum Tode ermüdet, auf die feuchte Raſenbank nieder. Zitternd ſtützte er den Kopf in beide Hände. Hier war er wenigſtens vor der wildeſten Gewalt des Sturmes geſchützt, und der halbgeſchloſſene, dunkelgrüne Raum erinnerte doch in Etwas an ein ſchützendes Obdach. Und wie er ſo da ſaß und nachdachte, da ſtiegen die Bilder ſeines vergangenen Lebens wieder in ihm auf, er gedachte der theuren, ſonnigen Heimath an den Ufern des ſchönſten Stromes und des kleinen, weinumrankten Vaterhauſes an grüner Rheinhalde und all der frohen Stunden, die er dort in Armuth, aber in Zufriedenheit gelebt.

Und wie die Zufriedenheit ein Ende nahm, als die Verſuchungen und Lockungen der Welt den Weg zu ſeinem Herzen gefunden, und er heimlich das Haus des ſtrengen, aber guten Vaters verlaſſen. Wie viel Leid mußte da dem leichtſinnigen Schritte folgen, wie viel bittre Thränen mußten die Augen der beſten Mutter vergießen! Nun erntete er den Lohn für jenes Vergehen, der eigne Sohn ſtieß ihn aus der eignen Hütte. Und erſt nach langem Irren hatte ihn das Schickſal in dies Land geführt, die Armuth war ſeine Begleiterin geblieben bis in ſeine alten Tage, aber er hatte doch endlich eine eigene Heimath und eine Gefährtin ſeiner Tage gefunden. Vor wenig Jahren ſtarb dieſe, und dafür führte der Sohn ihm die neue Tochter zu, die ihn nie geliebt und nie gepflegt.

Jetzt ſaß er einſam da, und wider Willen ſanken ihm die ſchweren Augenlieder zu, und immer friedlicher wurden ſeine Gedanken, immer leichter ſeine ſtillen Träume. Der Schlaf ſank auf das müde Haupt. Er ſah noch einmal das ganze frohe Leben der erſten Heimath, ſah lachende Bilder voll Anmuth und Freude, vernahm die altbekannten Lieder ſeiner Kindheit und hörte das Rauſchen des Stromes. Leiſe miſchten ſich Wirklichkeit und Traum, während der Wind durch die Tannen rauſchte und in ſeltſamen Tönen zwiſchen den Sümpfen im hohen Schilf heulte. Er aber vernahm wunderbare, himmliſche Melodieen, leiſe tauchten ſie auf, ſchwollen mächtig an wie ein brauſender Strom und führten die Seele mit ſich empor. Und der düſtre, von zerriſſenen Wolken umſchleierte Himmel öffnete ſich über ihm und enthüllte ihm ſeine ſtrahlende Glorie, Engelsköpfe ſchauten herab aus den Wolken, und der verſöhnte himmliſche Vater winkte dem armen Erdenkinde hinauf, als wollte er es an ſein Vaterherz ſchließen. Jetzt fühlte er keine Kälte, keinen Schmerz mehr. Eine ſtarke Hand ſuchte ihn aufzurichten in liebreicher Weiſe, eine milde Stimme ſprach zu ihm. War es denn Traum oder Wachen? Ach, — die Gedanken, die den Himmel gefunden, wurden wieder herabgezogen auf die Erde, — auf die kalte, öde Erde. — Während der Arme in unruhigem Schlummer bewußtlos da ſaß, und der erſchöpfte Körper immer mehr in jene Erſtarrung überging, die dem Tode ſchon nah verwandt iſt, ſchritt ein junger Jäger über die Haide.

Er hatte den elaſtiſchen Schritt der glücklichen Jugend, ſeine edle und leichte Haltung verrieth das Bewußtſein männlicher Kraft. Der rauhe Sturm drang nicht in ſein Herz, denn darin wohnte der Sonnenſchein des Glückes, das von innen erwärmt und belebt. Die Einſamkeit um ihn her nahm nur das äußere Auge wahr, — ſeine Gedanken belebten die Haide mit lieblichen Bildern und Geſtalten, mit hoffnungsreichen Träumen. Sein Jagdhund lief vor ihm her und fand in dem Tannenwald die zuſammengekauerte Geſtalt des unglücklichen Mannes. Das edle Thier eilte zurück zu ſeinem Herrn; an ihm emporſpringend und bellend gab es zu erkennen, daß es es etwas Beſonderes entdeckt, und ſo leitete es bald ſeinen Herrn in den düſteren Schatten der Fichtengruppe. Dieſer hatte kaum die gebrochene Geſtalt des Alten erblickt, als er ſich auch theilnehmend zu ihm hinabbeugte, das ſchwere Haupt aufrichtete, um zu ſehen, ob er noch lebe, dann eilends aus der Jagdtaſche die Feldflaſche mit feurigem Wein hervorgeholt und damit eifrig die Schläfe des halb Erſtarrten gerieben. Da kehrte die Beſinnung desſelben zurück, mit einem tiefen Seufzer ſchlug er die Augen auf. Ja er fand ſich wieder auf der unwirthbaren Haide, und hörte wieder den Wind in den Tannen rauſchen. Aber wie fremd war ihm das Bild eines ſchönen jungen Mannes, der vor ihm kniete und ſich liebreich ſeiner annahm. Im hohen Haidekraut lag die Jagdtaſche, und der große Hund ſaß als aufmerkſamer Zuſchauer dabei und gab auf alle Weiſe ſeine lebhafte Freude an dem Rettungswerke zu erkennen. Mit freundlichem Wort begrüßte der junge Mann den Erwachenden, bot ihm herzlich Brod und Wein, richtete ihn auf und reichte ihm den Arm zur Stütze. Schwankend erhob ſich der Halberſtarrte, kaum wußte er, was er that; denn ſeine Seele

war noch vom Traume befangen. Alles Geschehene fiel ihm noch nicht wieder ein, er sann nur nach, welche schwere Last auf seine Brust drückte und sein Herz zusammenpreßte. So ist es uns ja oft, wenn wir im Schlafe ein schweres Leid augenblicklich vergessen, und beim Erwachen eben nur den schmerzlichen Druck auf der Brust fühlen, daß wir den Tag nicht freudig begrüßen können. Der junge Mann führte den Alten behutsam bis zur nächsten Hütte, die noch ziemlich entfernt lag. Oft mußte der Arme ruhen, denn seine Kraft war erschöpft. Da schimmerte durch die Nacht das kleine Licht der Haidebewohner, es leuchtete unstät durch die im Winde schwankenden Bäume, die die Hütte umgaben. Schon vernahm man das heisere Bellen eines Hundes, der vor dem Hofe wachte, ein Laut, der in der tiefen Einsamkeit einer Haide freundlich und willkommen klingt, weil er doch an die Nähe der Menschen erinnert. Währenddem hatte der alte Mann in abgebrochenen Sätzen seine Geschichte erzählt, und steigende Entrüstung erfüllte die Seele seines jungen Zuhörers. Also auf den einsamen Gehöften der Haide gab es so viel Unnatur und Lieblosigkeit. — Sie hatten die Hütte erreicht, schon fuhr der Hund wüthend auf sie los und zog durch den Lärm schnell die Bewohner herbei.

Ein Mann mit rauhen Zügen öffnete die Thür und trat den Beiden entgegen. Der junge Mann bat um ein Nachtlager für einen erschöpften, heimathlosen alten Mann und sprach zuletzt von reichlicher Vergütung. Da erst hellte sich das Gesicht des Hauseigenthümers auf und bereitwillig führte er sie in das Innere der raucherfüllten Wohnung. Eine junge Frau kam ihnen entgegen. Ihr Gesicht war bleich und sanft, ihre Kleidung ärmlich wie Alles in der Hütte umher. Und dennoch sah man ihr an, daß sie einst eine blühende Haiderose gewesen. Aber die schönen Tage waren vorüber, längst vorüber, die sorglose, hoffnungsreiche Jugend, Armuth und Sorge hatten schon die Spuren auf der Stirn zurück gelassen. Dort lag in einem länglichen Korbe ihr jüngstes Kind, zwei ältere Kinder lagen innig umschlungen in einem morschen, armseligen Bette und ihre kleinen, gesunden Gesichter lächelten im Schlafe. Das Feuer auf dem offenen Herde war dem Erlöschen nahe, und der Mann warf ein Bündel Reisig hinein, um es auf's neue zu beleben. Nachdem sich ein Schimmer von Behaglichkeit in der Hütte verbreitet, nachdem der alte Mann todtmüde auf das bereitete Spreulager gesunken und mit Augen, die in Thränen schwammen und halb gebrochen schienen und mit zitternden Händen seinem jungen Wohlthäter gedankt hatte, wandte sich dieser zum Gehen, reichte den armen Leuten den ganzen Inhalt seiner Börse und bat sie, für den Alten so lange zu sorgen, bis er wieder käme. In der Nacht aber, als der Sturm sich gelegt und der Mond heller und strahlender herniederleuchtete, als die Sterne klarer und funkelnder auf die Erde herabsahen, und unzählige Augen noch wachender Menschen bewegt zu ihnen hinaufsahen, da umschwebten himmlische Traumbilder die Seele des Greises in der Hütte. Eine himmlische Musik, die bald wie Sturmwind herabbrauste, bald wie Frühlingswind, der mit Blumen und Blättern spielt, flüsterte und tönte, hob seine Seele empor, und Friede, Friede sei mit dir, vernahm er in seinem Innern.

Am andern Morgen ging die arme Frau früh an das Lager des Greises. Sie trug ein Gefäß mit warmer Milch, — voll Mitleid im Herzen wollte sie den Gast begrüßen. Da sah sie ihn lang ausgestreckt, mit fest geschlossenen Augen und Lippen, aber mit dem verklärten Ausdruck stiller Seligkeit auf den welken Zügen. Der Greis war todt! —

Während deß hatte der Sohn des Verstoßenen eine schlaflose Nacht zugebracht, der wilde Sturm, der draußen tobte, war *in* sein Herz gedrungen und hatte das schlafende Gewissen geweckt. Unaufhörlich sah er das Bild seines klagenden Vaters, sah er den schmerzlichen Blick des Mitleid flehenden Auges,

und Reue und Furcht quälten ihn die ganze Nacht hindurch. Da faßte er den Entschluß, wieder gut zu machen, den Vater wieder aufzusuchen, zurück zu führen in die eigene Hütte und ihn mit tausend Thränen um Verzeihung zu bitten. Ohne seinem Weibe nur ein Wort zu sagen, verließ er in der Morgendämmerung leise sein Lager und wanderte hinaus auf die stille Haide. Die Luft war ruhig, aber eiskalt, der Winter war mit aller Macht ins Land gekommen! Wohin sollte er seine Schritte lenken? Vergebens suchte er auf der weiten Fläche umher! Der mit welkem kurzen Gras bewachsene Boden mit den unzähligen Maulwurfshügeln zeigte nirgends eine Spur! — Nachdem er lange, bald nach dieser, bald nach jener Richtung umhergewandert, rathlos, von Gewissensbissen gefoltert, setzte er sich nieder an einem einsamen Kreuz, das von einer entblätterten Linde überwölbt, auf einem niederen Hügel stand. Lange Zeit saß er dort mit gepreßtem Herzen. Da kam ein rüstiger Bauer über die Haide. Wie ein Verbrecher, mit niedergeschlagenem Blick schritt er auf denselben zu und frug ihn, ob er Nichts von einem alten Manne erfahren, der Abends spät noch über Land gegangen sei. „Wohl habe ich davon gehört und gesehen, sagte der Mann rauh, der arme Alte ist erlöst, er liegt in meinem Haus und ist die Nacht gestorben! Soll ich Euch hinführen?" Todtenbleich senkte der Sohn den Kopf und sagte leise: „Gott sei meiner armen Seele gnädig."

Die vergessenen Königsstädte auf Ceylon.

Von Dr. Geo. Hartwig.

Frühere Pracht von Anuradhapoora. — Der eherne Palast. — Die buddhistischen Dagobas oder Tempel. — Der älteste historische Baum der Erde. — Vergleichung des heiligen Feigenbaumes mit einigen anderen uralten Bäumen. — Pollanarua. — Thierleben in den Ruinen.

Ceylon ist zwar noch immer die Perle des indischen Oceans, eine herrliche Insel, reich geschmückt mit der üppigsten Pflanzenfülle der Tropenwelt und prachtvoll ausgestattet mit allen malerischen Reizen des Hochgebirges und des Gestades. Palmenwälder und Zimmtgärten sonder Gleichen umkränzen ihre Ufer; die schönsten Kaffeepflanzungen erklimmen die Abhänge dort, wo der dichteste Urwald sie nicht mit seinem ewiggrünen Mantel überzieht, und in den bewässerten Ebenen sorgt die überschwängliche Fruchtbarkeit der Reisfelder für den Hauptnahrungsstoff der genügsamen Bevölkerung.

Aber obgleich Ceylon noch immer mit allen Naturschönheiten prangt, welche schon der berühmte Naturforscher Plinius uns nach den Berichten der Gesandtschaft beschreibt, die im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung der ceylonische König Chanda-Mukha-Siwa (n. Chr. 44—52) an den Kaiser Claudius schickte, so war die Insel doch in früheren Zeiten, als Deutschland noch in der tiefsten Barbarei versunken lag, weit mehr angebaut und weit bevölkerter als jetzt. Millionen Menschen lebten im glücklichsten Wohlstande unter dem Schutz einer milden Regierung, wo jetzt dichte Waldung den Boden überzieht, und prachtvolle Städte erhoben ihre glanzvollen Paläste und Tempel, wo jetzt der Elephant sich durch das Dickicht Bahn bricht, oder das nächtliche Geheul des Schakals die unheimliche Stille der Wildniß unterbricht.

Ausgezeichnet vor allen an Größe und Schönheit war Anuradhapoora, der alte Königssitz der Nachfolger Wejawa's, eines indischen Abenteurers, der im Jahr 543 vor Chr. die Insel eroberte, und dessen Dynastie fast acht Jahrhunderte lang in vollständig reiner Erbfolge die Herrschaft bewahrte. Schon der chinesische Reisende Fa Hiun, der diese Hauptstadt im vierten Jahrhundert nach Chr. besuchte, beschreibt mit Ausdrücken der lebhaftesten Bewunderung die Pracht ihrer öffentlichen Gebäude, den Glanz des Hofes, das Gedränge von Kaufleuten aus

allen Gegenden Asiens, die unzählbare Volksmenge, die in den breiten reinlich gehaltenen Straßen geschäftig auf und abwogte.

Spätere Könige wetteiferten, sie mit Tempeln und Palästen zu zieren, doch endlich schlug auch für sie die Stunde des Verfalls, und nachdem die Malabaren, welche hier die Rolle der Normannen im europäischen Mittelalter spielten, durch ihre räuberischen Einfälle unsägliches Elend über die sonst so glückliche Insel gebracht, ward im Jahre 640 nach Chr. die tausendjährige Residenz wegen ihrer unsicheren Lage im nördlichen flachen Theile des Landes verlassen und die neue rasch aufblühende Hauptstadt Pollanarua gegründet.

Gegenwärtig ist das altberühmte Anuradhapoora — das Anurogrammum regium des Ptolemäus — der geheiligte Wohnsitz so vieler Könige, zu einigen elenden Hütten zusammengeschrumpft, die kaum noch den Namen eines Dorfs verdienen, und dichte Waldung bedeckt Alles mit undurchdringlichem Schatten, außer wo die Frömmigkeit der Pilger den Raum um die vorzüglichsten Tempelreste gelichtet hat. Doch die noch erhaltenen Trümmer der Vorzeit zeugen laut von ihrer vergangenen Größe und beweisen die ehemalige Pracht und Herrlichkeit dieser jetzt so vereinsamten Wildniß.

Beim Betreten der mit Gras überwachsenen Straße, die von Norden nach Süden die Stadt durchschnitt, wird zunächst die Aufmerksamkeit durch eine Unzahl von zwölf Fuß hohen, theils gestürzten theils noch gerade stehenden, monolithischen (aus einem Stück gehauenen) Granitsäulen gefesselt, welche den Platz bezeichnen, wo einst der herrliche eherne Palast des Königs Dutugaimunu (161—137 v. Chr.) sich erhob.

Sechszehnhundert dieser Säulen, in Reihen von vierzig aufgestellt, so daß sie einen Raum von 220 Fuß Quadrat bedeckten, trugen das neunstöckige, mit einem ehernen Dache versehene Gebäude, welches außer tausend Schlafgemächern für Priester viele reichgeschmückte Hallen und Säle enthielt. Mehrmals zerstört und wieder aufgebaut, sind jetzt alle Spuren seiner einstigen Pracht verschwunden bis auf den unvergänglichen Säulenwald, auf dem es ruhte!

Weiterhin erheben sich die Ruinen des Ruanwellé, eines Buddhistentempels, der von demselben König Dutugaimunu 160 Jahre vor Chr. begonnen und zwanzig Jahr später von dessen Nachfolger vollendet wurde.

Die Dagobas oder Buddhistentempel auf Ceylon haben beiläufig bemerkt eine Glockenform und sind eigentlich weiter Nichts als ungeheure Massen von Backsteinen, die auf einem erhöhten viereckigen Grundbau ruhen und oben mit einer Spitze versehen sind. Sie sind fast ganz massiv und umschließen ein hohles steinernes oder metallenes Gefäß, in welchem irgend eine Reliquie von Gotama, des Gründers des Buddhismus — ein Knochenfragment oder eine Haarlocke — enthalten ist. Ihre Form macht natürlich keine großen Ansprüche auf Kunstwerth, doch staunen muß man über die ungeheure Arbeit, die an ihnen verschwendet wurde. So ist der Ruanwellé-Dagoba trotz seines zweitausendjährigen Alters und trotzdem die Malabaren 1214 v. Chr. ihn seines äußeren Schmucks beraubten, noch immer ein 150 Fuß hoher Backsteinberg, dicht überwachsen mit Bäumen und Gestrüppe. Die Grundterrasse ist verhältnißmäßig wohl erhalten, und an den Seiten treten gewaltige Elephantenköpfe hervor, deren Rücken den ganzen Bau zu tragen scheinen.

Noch älter und ehrwürdiger ist der Thuparama-Dagoba, den König Davanipiatissa drei Jahrhunderte v. Chr. erbauen ließ, um das heilige Schlüsselbein des Buddha einzuschließen. Dieser Tempel liegt dort, wo die beiden Hauptstraßen sich durchkreuzen, und obgleich verhältnißmäßig klein, denn er erhebt sich nur etwa 70 Fuß über den Boden, so ist er doch in der Kunstgeschichte besonders merkwürdig, da er wahrscheinlich das älteste noch bestehende architectonische Denkmal Indiens ist. Vor etwa 20 Jahren wurde von einem Priester unter den Gläubigen gesammelt, um

das ehrwürdige Gebäude von dem wuchernden Gestrüpp zu reinigen, womit es überwachsen war, und es mit einem neuen Kalküberwurf zu bedecken.

Ostwärts vom Ruanwellé-Dagoba liegt der Abhawagiri-Dagoba vom König Walagam Baya 87 v. Chr. erbaut, um seine Wiederherstellung auf dem Throne nach der Vertreibung der Malabaren zu verherrlichen. In seiner früheren Vollständigkeit war es das großartigste Bauwerk auf Ceylon, 405 Fuß hoch vom Grund bis zur Spitze. Nach fast 2000 Jahren hat es noch immer eine Höhe von 240 Fuß. Zahlreiche Bäume haben hier wie am Ruanwellé ihre Wurzeln in die Spalten und Risse des Mauerwerks geschlagen, und große Haufen losgetrennter Backsteine verwittern am Boden.

Von den übrigen Tempelbauten Anuradhapoora's will ich nur noch den Jahta-wana-rana-Dagoba erwähnen, vom König Maha-Sen 330 n. Chr. erbaut. Noch immer erhebt sich dieser Koloß zu einer Höhe von 249 Fuß, vom Grund bis zur Spitze mit ungeheuren Bäumen überwachsen. Der Durchmesser beträgt 360 Fuß, so daß der Inhalt des halbkugelförmigen Domes und der steinernen Platform 720 Fuß Quadrat und fünfzehn Fuß hoch nicht minder als zwanzig Millionen Kubikfuß beträgt. Das Material würde zum Bau einer mäßigen Stadt oder zur Wölbung eines vier Meilen langen Eisenbahntunnels ausreichen oder auch wohl eine 10 Fuß hohe und einen Fuß dicke Mauer bilden können, die von Hamburg bis Venedig reichte.

So stellen sich die Dagobas von Anuradhapoora dar, Bauwerke, die hinsichtlich der Größe und der unnützen Verschwendung von Arbeitskräften kaum von den weltberühmten Pyramiden von Aegypten übertroffen werden. In der Kindheit der Kunst mögen sie vielleicht aus dem ehrgeizigen Verlangen entstanden sein, den Grabhügel, welcher die Asche der Todten bedeckte, zur Größe der ewigen Berge anzuschwellen, der ersten Altäre, wo Gebet und Opfer den übermenschlichen Gewalten dargebracht worden. Und in ihrem jetzigen Zustande, siegreich über die Angriffe der Zeit und dem Verfall Trotz bietend, erwecken sie noch immer ein bedeutendes Interesse als Denkmäler einer großen Vergangenheit.

Doch ein noch viel interessanteres Denkmal als alle Dagobas und Paläste, die des Menschen Hand errichtete, hat Anuradhapoora in seinem heiligen Feigenbaum aufzuweisen, dem *ältesten historischen Baum* der Erde, da er 288 Jahre v. Chr. gepflanzt wurde und also nun bereits 2150 Jahre überdauert hat. Das ungeheure Alter der Baobabs oder africanischen Affenbrodbäume, die 80 Fuß im Umfang messen, sowie der wunderbaren kalifornischen Wellingtonien und Sequoien, deren Gipfel aus einer Höhe von 400 Fuß auf den Boden herabschauen, kann nur nach Muthmaßungen geschätzt werden, aber das Alter des heiligen Feigenbaumes von Anuradhapoora ist historisch erwiesen; denn über seine Erhaltung hat eine Dynastie nach der anderen sorgfältig gewacht, und seine Geschichte ist in Chroniken aufbewahrt, an deren Glaubwürdigkeit durchaus nicht zu zweifeln ist.

Mit diesem Baume verglichen ist die Eiche Wilhelm des Eroberers in Windsor Park nur ein Jüngling, und der achthundertjährige Rosenstock (Rosa comina) an der Gruftcapelle des Doms zu Hildesheim wie erst gestern gepflanzt.

Die Eibenbäume von Fountain-Abbey in England sollen dort schon zwölf Jahrhunderte gegrünt haben; die Oelbäume im Garten von Gethsemane standen schon im vollen Wachsthum, als die Saracenen aus Jerusalem vertrieben wurden; noch blühen die Platanen, unter denen Gottfried von Bouillon im Thal der süßen Wasser bei Konstantinopel ruhte; die Cypresse von Soma in der Lombardei soll schon zu Julius Cäsar's Zeiten ein Baum gewesen sein, aber der heilige Feigenbaum ist immer noch älter als der älteste dieser hehren Denkmäler der Pflanzenwelt und scheint fast das prophetische Wort erfüllen zu wollen, welches

bei seiner Anpflanzung gesprochen wurde: „daß er auf ewig blühen und grünen würde."

Die Ehrfurcht, welche ihm von den Buddhisten gezollt wird, kommt ungefähr den Gefühlen gleich, mit welchen Christen das wahrhaftige Holz vom Kreuze des Erlösers betrachten würden; denn der Glaube steht felsenfest, daß es ein Zweig desselben Feigenbaums ist, unter welchem Gotoma Buddha zu Uruwelaga ruhte, als er seine göttliche Verklärung erlitt.

Als der König von Magadha in Indien, um dem Wunsch des Königs von Ceylon zu entsprechen, bereit war, ihm einen Zweig jenes heiligen Baumes zu senden, ward er durch den Gedanken beunruhigt, daß es frevelhaft sei, ihn mit einem schneidenden Werkzeug zu verwunden; doch als er nach der Anweisung des hohen Priesters mit Zinnober einen Strich um den Zweig machte, löste sich dieser von selbst auf wunderbare Weise und senkte sich, durch die Luft schwebend in das goldene mit wohlriechender Erde gefüllte Gefäß, welches zu seiner Aufnahme bereit stand. Noch immer gilt diese Legende, der man gewiß das Lob der poetischen Anmuth nicht versagen wird, als heiliges Gesetz bei den Priestern; niemals würden sie es wagen, mit frevelnder Hand den göttlich verehrten Baum zu verletzen, sondern sie sammeln die Blätter auf, die von selbst sich von ihm lösen, und die von frommen Pilgern wie werthvolle Schätze nach den entferntesten Gegenden fortgetragen werden.

Doch auch der ungläubige Fremde naht sich dem hehren Feigenbaum mit Gefühlen fast andächtiger Verehrung und betrachtet staunend die weit über die Ringmauer hervorragenden Riesenzweige, die mächtigen Säulen, die ihnen als Stütze dienen, die ausgetretenen Stufen der zum Stamme führenden Treppen, die uralten Bildwerke, mit welchen die Steine verziert worden sind. Er fühlt das Wehen der vorübergegangenen Jahrhunderte, und Schauer der Unendlichkeit durchrieseln seine Brust.

Der gegenwärtige Häuptling von Anuradhapoora, welcher den Titel „Suruja-Kumara-Singha" „Fürst des Löwen und der Sonne" führt, stammt in gerader unzweifelhafter Linie von einem Ahnherrn ab, der den heiligen Baum auf dessen Reise von Magadha nach Ceylon begleitete und darf sich also eines Stammbaums rühmen, im Vergleich zu dessen Alterthum sogar die Welfen, von denen wir neuerdings so viel zu hören haben, nur wie Emporkömmlinge von gestern erscheinen.

Stundenweit um die ehrwürdige Ruine ist der Boden mit Trümmern der alten Stadt bedeckt, an vielen Stellen ist die Erde vom Staube der verwitterten Backsteine geröthet; zerbrochene Bildsäulen von Stieren und Elephanten; steinerne Sarkophagen (Särge) und Postamente (Fußgestelle) mit seltsamen menschlichen Figuren verziert, liegen im Dickicht zerstreut und unzählige Säulen erheben sich zwischen den Bäumen des Waldes.

Die Anzahl der wilden Thiere, welche diese Stätten der Verwüstung bewohnen, ist unglaublich. Elephanten wandern langsamen Schrittes, wie nachdenkend über den tiefen Verfall der einst so volkreichen Hauptstadt zwischen den Schutthaufen umher; Büffel erfreuen sich des feuchten Rohrdickichts; Krocodile wimmeln in den jetzt unnützen Teichen, Rehe grasen an den lichten Stellen, Bären und Schakale schleichen zwischen den gestürzten Mauern umher, und unzählige Vögel — besonders Perlhühner und Papageien — unterbrechen die Stille der Einsamkeit durch ihr lautes Gekreisch.

Nach Anuradhapoora wurde wie bereits erwähnt Pollanarua zur Hauptstadt der Insel. Noch prächtiger, noch glanzvoller als ihre Vorgängerin erhob sie sich an den Ufern eines großen künstlichen Sees, in dessen stillen Gewässern die vergoldeten Kuppeln ihrer Dagobas und die herrlichen Baumgruppen ihrer Gärten sich abspiegelten. Unter Prakrama Bahu (1153 n. Chr.) einem der wenigen unter der langen Reihe der 165 ceylonischen Könige (von 543 v. Chr. bis 1815

n. Chr.) die ſich durch höhere Fähigkeiten auszeichneten, erreichte ſie den Gipfel ihrer Blüthe, doch bald ſchlug auch für ſie die Stunde des Verfalls, und im vierzehnten Jahrhundert ward auch ſie von den einheimiſchen Herrſchern verlaſſen, die zum beſſeren Schutz gegen die räuberiſchen Einfälle der Malabaren ſich neue Reſidenzen im Centralgebirge ſchufen und dort regierten, bis die Engländer 1815 ſich der ganzen Inſel bemächtigten.

Die einſt ſo prächtige Stadt gerieth nun in ſo vollſtändige Vergeſſenheit, daß während der langen Dauer der portugieſiſchen und holländiſchen Herrſchaft über das Flachland kein Schriftſteller ihrer erwähnt. Ein engliſcher Officier auf dem Marſch von Bintenn nach Minery ward zuerſt 1817 von ſeinen einheimiſchen Führern auf ihre Trümmer aufmerkſam gemacht, und 1820 war Lieutenant Fagon der erſte Britte, der die verſchollene Stadt beſuchte und beſchrieb.

Auf ſeiner amtlichen Rundreiſe durch den Norden der Inſel im Jahre 1848 berührte Sir James Emerſon Tennent auch die Ruinen von Pollanarua.

Vom Dorfe Dodovelli, wo er ſeine Zelte unter einem patriarchaliſchen Tamarindenbaum aufſchlagen ließ, alt genug, um Zeuge der Pracht und der Triumphe des Königs Prakrema geweſen zu ſein, führte ihn ein kurzer Weg die Krümmung des See's entlang nach den Ruinen eines großen viereckigen, mit architectoniſchem Schmuck reichlich verzierten Palaſtes.

Die Mauern, die ſonſt nicht viel von der Zeit gelitten hatten, waren überall durch die ſpaltende Kraft der Feigenbäume zerriſſen, die auf dem Dache keimend ihre Wurzeln hinabſenkten und an das Gemäuer ſich anſchmiegten, allen Biegungen deſſelben folgend, als ob ſie urſprünglich flüſſig und erſt ſpäter zu feſtem Holze ſich verhärtet hätten.

Das backſteinerne Dach war zum Theil eingefallen, aber einige Gemächer hatten ſich noch vollſtändig erhalten, von deren näheren Unterſuchung jedoch Sir Emerſon ſowohl durch die Hitze als den unerträglichen Geſtank der Fledermäuſe abgehalten wurde, die nun ſtatt der Könige dieſe verödeten Räume bewohnen.

Weiter nach Norden längſt der einſtigen Hauptſtraße, die, obgleich mit hohem Graſe und Sträuchern überwachſen, noch immer an den Grundmauern der Häuſer ſich erkennen läßt, welche ſie an jeder Seite einfaſſen, führt der Pfad zum Rankot Dagoba, einer feſten runden Maſſe von Backſteinen 186 Fuß im Durchmeſſer und etwa 200 Fuß hoch. Auch dieſer künſtliche Hügel iſt mit Feigenbäumen und Schlingpflanzen überwuchert, die zwar die Spuren des Verfalls unter einem ewiggrünen Mantel verbergen, aber durch ihre zerklüftenden Wurzeln das Werk der Zerſtörung beſchleunigen.

Noch weiter trifft man auf einen ungeheuren Tempel im reichſten Styl der ſüdindiſchen Baukunſt. Zwei hohe ſchlanke vielſeitige Thürme bewachen den Haupteingang, und im Hintergrunde des Mittelſchiffs erhebt ſich eine rieſige Bildſäule des Buddha, zum Theil unter den Trümmern des eingefallenen Daches begraben, aber noch immer 58 Fuß hoch von den Knieen bis zum Scheitel über den Schutt hervorragend.

Das merkwürdigſte jedoch unter allen Alterthümern Pollanarua's iſt der Gab-wiliara, ein Felſentempel in einem mächtigen Granitblock ausgehauen, der die Ebene nach Norden begränzt. Kunſtreich verzierte Säulen tragen das Dach der Celle, in deren Hintergrunde ein Altar mit einer vortrefflich gearbeiteten ſitzenden Statue des Buddha ſich erhebt; alles aus ungetrennten Theilen des Urgeſteins. Nach außen, links und rechts ſind noch rieſigere Bildſäulen des Buddha, ſtehend, ſitzend, liegend, 20 bis 45 Fuß lang, ebenfalls aus dem lebendigen Fels gehauen. Dieſer Felſentempel, der einzige ſeiner Art in Ceylon, ward unter Prakrema Bahu im zwölften Jahrhundert erbaut, und es mag uns an den Wechſel der

menſchlichen Dinge erinnern, wenn wir bedenken, daß Europa damals durchaus unfähig geweſen wäre, Kunſtwerke von ſolcher Vollendung hervorzubringen.

Alle dieſe Tempel- und Palaſtruinen liegen in einer geraden Linie auf dem verhältnißmäßig offenen Grunde längſt der Eindämmung des See's, doch bilden ſie einen verhältnißmäßig nur kleinen Theil der noch beſtehenden Trümmer; denn das Dickicht weit und breit umher iſt mit ähnlichen Ueberbleibſeln einer vergangenen Größe angefüllt: Schutthaufen, behauene Steine, zerbrochene Statuen, geſtürzte Säulen, Mauern und Grundbauten zertrümmerter Gebäude.

Die Eingebornen verſichern, daß noch manches ziemlich wohl erhaltene Denkmal im Walde ſich verbirgt, und einer derſelben erbot ſich, Sir Emerſon zur Bildſäule eines Königs zu führen, auf dem Wall einer zerſtörten Feſtung, doch der Engländer ritt durch die grasüberwachſene Hauptſtraße, dieſelbe, auf welcher einſt der große Prakrema mit königlichem Glanz auf einem Elephanten ſitzend und unter dem Schatten eines goldenen Baldachins daherzog, nach dem Dorfe Dodovelli zurück.

Nahe beim uralten Tamarindenbaum, unter welchem er ſich gelagert hatte, ſtand eine ſchöne Gruppe von Kokospalmen, die ſich als der Aufenthalt einer unzähligen Papageiencolonie erwies. Da die Fremden erſt gegen Mittag ankamen, zur Zeit, wo die Vögel ſich alle entfernt hatten, blieb ihnen dieſes anfänglich unbekannt, doch gegen Sonnenuntergang erſchienen ſie in großer Anzahl, plappernd, ſchreiend, wie außer ſich vor Freude über das Wiederſehen nach dem Ausflug. Mit jeder Minute ſtieg der Lärm, ſo wie ein Paar nach dem andern ſich einſtellte, bis man endlich in den Zelten ſein eigenes Wort nicht hören konnte. Allmälig jedoch legte ſich der Tumult, und ſo wie es dunkel ward, verſank der ganze Schwarm in Stillſchweigen und Schlaf.

Aber mit Tagesanbruch wiederholte ſich die geräuſchvolle Scene; ein Vogel nach dem andern weckte ſeine Gefährthen, bis endlich der ganze Trupp in Aufregung gerieth, die hohen Wedel der Palmen umfliegend, den Thau vom Gefieder abſchüttelnd, ſchreiend und tobend. Endlich flog eine erſte Abtheilung laut kreiſchend davon, welcher andere ſchnell folgten, und als die Sonne aufgegangen war, hatte ſich bereits der ganze lärmende Troß zerſtreut.

So entfaltet ſich die Natur in ewiger Jugend neben den Trümmern der menſchlichen Werke, ſo grünt der Wald, ſo bevölkert ſich das Dickicht mit Vögeln und Thieren über den Schutthaufen vergangener Größe und

„neues Leben blüht aus den Ruinen."

Characteriſtiſche Geſtalten aus den Straßen Moskaus.

(Nach Freiherrn Aug. von Haxthauſens Studien über Rußland) von Emil Ohly.

Gar ſelten findeſt du, geneigter Leſer, wenn du die Straßen unſerer großen und größeren deutſchen Städte durchwanderſt, ſogenannte „*characteriſtiſche*", beſonders durch Kleidung und einer gewiſſen feſtſtehenden Weiſe, den manche Stände und Beſchäftigungen dem Geſichte und der ganzen äußerlichen Erſcheinung verleihen, ausgezeichnete „*Geſtalten*". Wie lange ſchon haben z. B. die Bürger und Bürgerinnen in den Städten, ſowie ſie den Bauſtyl ihrer Häuſer neumodiſch gemacht und meiſtens verlangweiligt haben, auch ihre alte Tracht abgelegt und wandern befrackt und mit Reifröcken auf ihre Bälle und nach ihren Vergnügungsorten! In der Gegend, in der Schreiber Dieſes wohnt, iſt ſogar der *Bauer* ganz modiſch geworden, hat den Namen „Kirmeß" in Ball und „Tanzbeluſtigung" umgewandelt, und man kennt ihn bei ſolchen und anderen Gelegenheiten nur an der derben Mutterſprache, die ſich dann wie eine bleierne Klinge aus goldener Scheide gezogen ausnimmt. Es thut dann dem Auge und dem Herzen eigen-

thümlich wohl, wenn man dann noch auf den Straßen und Märkten unſerer Städte den Bauern und die Bäuerin in ihrer meiſt kleidſamen Volkstracht einherſchreiten ſieht. Wird doch meiſtens mit der alten Tracht auch die alte Sitte und — — die alte Gottesfurcht abgelegt!

Ein anderes Bild bieten die Straßen der ruſſiſchen Städte, beſonders die Straßen Moskau's dar. In dieſer Stadt kann man faſt die ganze Bevölkerung der niederen Klaſſen, alſo etwa $^9/_{10}$, in der vollen Volkstracht ſehen. Man ſieht dort wunderliche und höchſt eigenthümliche Geſtalten, die wohl einer Beſchreibung werth ſind. Unter dieſen iſt, als eine der eigenthümlichſten Geſtalten, die des Dworniki zu nennen.

Der Dworniki

iſt der Hausknecht und Thürhüter in Moskau, ein Mann, kernfeſt und auf die Dauer. Und ſo muß er es ja auch ſein. Der Dworniki lebt Sommers und Winters auf dem Hofe und der Hausflur unter dem Einfahrtsthore oder auf der Straße. Für die Reinlichkeit der letzteren hat er zu ſorgen und einzuſtehen, thut er es nicht, ſo muß er die bittere Erfahrung machen, daß ſein Nachbar, der Budoſchnik, keinen Spaß verſteht. Morgens und Abends ſieht man ihn, mit dem Beſen bewaffnet, um ohne Raſt die Trottoirs oder das Innere des Hofes, deſſen unumſchränkter Herr er iſt, zu reinigen. Von dem Eigenthümer mit der Ueberwachung des Hauſes und des ganzen Gehöfes beauftragt, dient er als Vermittler zwiſchen ihm und den Miethsleuten und iſt gleichzeitig das Factotum der letzteren. Außer den Miethsangelegenheiten hat er auch alle Reparaturen unter ſeiner Controle. An ihn wendet ſich die Polizei in Allem, was die Miethsleute betrifft; bedürfen ſie einer Aufenthaltskarte, eines Viſa ihres Paſſes oder ſonſt dergleichen Etwas, ſtets iſt der Dworniki ihre Zuflucht. Die Polizei macht ihren rechten Arm aus ihm in jedem Hauſe. Die Stelle des Dworniki wird meiſt von alten, ausgedienten Soldaten verſehen, doch iſt die Stelle geſucht und wird von jedem Bauern gerne angenommen.

Sehr nahe verwandt mit dem Dworniki iſt

Der Budoſchnik.

Es iſt der Straßenwärter. An jeder Ecke einer nur einigermaßen bedeutenden Straße iſt eine von Brettern zuſammengeſetzte Bude, die Wohnung des Budoſchnik, des unterſten Dieners der Polizei. Der Budoſchnik muß Augen hinten und vorn haben; denn was ſoll er nicht Alles überwachen. Da ſoll kein Schmutz auf der Straße ſein; dort kommt einer und will wiſſen, ob der und der Staatsrath u. ſ. w. in dem Hauſe da wohne, in welcher Straße man den und den aufzuſuchen habe, der Budoſchnik ſoll alſo ein lebendiges Adreßhandbuch der Stadt Moskau ſein. Der Budoſchnik iſt ſich aber auch ſeiner Bedeutung und ſeiner Unentbehrlichkeit bewußt. Wie gravitätiſch ſteht er da, auf ſeine mächtige Hellebarde gelehnt, als ſei ſie der Scepter, mit dem der ganze Erdkreis regiert werde. Das Kleid, was ſeinen wohlgenährten Körper umhüllt, iſt ein Schafspelz, bis auf die Zehen gehend. Der Budoſchnik hat vor allen Dingen ſeine ſonderbaren Launen, und wer ihn lieb und leutſelig und beweglich ſehen will, der muß ihn ſchmieren wie einen Wagen, d. h. er muß mit der Hand in die Taſche fahren und die Münze darin zum ſanften Klingeln bringen. Hatte der Budoſchnik im Momente vorher noch mit mürriſchem Geſicht auf die beſcheidene Anfrage eines rathloſen Wanderers ein lakoniſches »niet« hören laſſen und war ſtehen geblieben wie eine Bildſäule, ſo wird er jetzt allegro ſonder Gleichen. Er ſchwänzelt um den Wißbegierigen mit Händereiben und ſüßem Lächeln, gibt ihm in herrlichem Redefluß alle möglichen Auskunften und bringt nöthigenfalls den Mann zum Nachbar Budoſchnik, damit dieſer die

Schätze seines Wissens erschließe und das Fehlende ergänze. Hat er nun gethan, was seines Amtes war und was er also thun mußte, so macht er's nicht wie ein pollice-man auf den Gassen Londons, der mit vornehmer Entrüstung das Trinkgeld zurückweist und selbst des Fremdlings Einladung zu einem Glase ale im nahen Gasthause ablehnt, nein der Budoschnik naht sich mit hingehaltener Hand und spricht mit solch himmlischem Wohllaute: »na wotkie!« (d. h. zu Schnaps), daß du nicht ausweichen kannst. Wer in Rußland vorwärts kommen will, mag sich auf Trinkgelder gefaßt halten. Nur daß die Petersburger Eckensteher ꝛc. »na Tschai« zu Thee fordern; denn die Cultur, die alle Welt beleckt, hat auch auf den Petersburger Eckensteher sich erstreckt.

Eine durchaus characteristische Gestalt in allen Städten Rußlands, insbesondere aber in Moskau ist

Der Iswoschtschik,

oder Droschkenkutscher. Der Großrusse wird als Fuhrmann geboren. Mit Reiten gibt er sich nicht ab. Die Kosacken ausgenommen, sieht man den gemeinen Mann sehr selten oder gar nicht zu Pferde. Aber fahren wie er kann Niemand auf dem Erdenrunde. Der Wagenlenker Blüthe aber und Krone ist der Iswoschtschik. Der Iswoschtschik ist ein studirter Mann und darum sehr fein, liebenswürdig, höflich gewandt, dreht sich hundertmal auf dem Absatze um in Einem Athem, aber — ist schlau wie ein Fuchs. Seine vorbereitenden Studien macht er auf dem Gaule eines Adeligen und zwar als Vorreiter, wenn der gnädige Herr auszufahren geruhen. Wunderbar, was Buben von 12—13 Jahren hier schon auszuhalten im Stande sind: sie essen, trinken, schlafen, spielen auf dem Gaule! Oft sieht man sie bei 18—20° Kälte auf dem Thiere schlafen. Sie fallen nicht herunter, ist es doch, als sei der Gaul an den Buben oder der Bube an den Gaul gewachsen.

Mit dem 18. oder 19. Jahre tritt ein Avancement ein. Der Bube wird wirklicher Kutscher auf dem Bocke, oder er etablirt sich als Iswoschtschik. Fehlen hierzu die Mittel, so muß er freilich bei einem solchen vorläufig in Lohndienste gehen oder ein Compagniegeschäft mit einem schon besser Stehenden anfangen. Hier spart, ja geizt er sogar zusammen, was nur zusammen zu geizen und zu sparen ist, darbt, zieht sich Wotki, Tschai und Alles ab, bis er sich Droschke und Gaul anschaffen und auf eigne Füße treten kann. Ist dies geglückt, so lebt der Iswoschtschik eigentlich nur auf dem Bocke seiner Droschke, im Winter auf dem seines Schlittens. Wie sein kleines Pferd, so lebt auch der Iswoschtschik auf das allerfrugalste. Heu, Hafer, Brod und Wotki, das ist der Speisezettel, nach welchem Pferd und Mann das Frühstück, Mittag- und Abendessen einnehmen.

In Moskau und Petersburg gibt es neben den „Tages-" auch sogenannte „Nachtdroschken", die die ganze Nacht, von 10 bis 5 Uhr auf den Straßen fahren und halten müssen. Schlag 5 Uhr Morgens verläßt der Nacht-Iswoschtschik den Schauplatz seiner Wirksamkeit. Schlaf in den Augen fährt er dann in langsamem Schritte auf den Hof gewisser Kabachen (Wirthshäuser). Dort steht jetzt Kamerad Tages-Iswoschtschik auf, beide Kameraden schlürfen in Gemeinschaft ihren Tschai, das einzige Warme, welches sie Tags über genießen, dann streckt sich der Nacht-Iswoschtschik zur Ruhe und sein Kamerad zieht auf, um, — wer weiß wie Vielen? — zu ihrem Fortkommen in Moskau behilflich zu sein. Von 5—7 Uhr Morgens, der Droschkenkutscher Theezeit, wirst du dich in Moskau's Straßen vergeblich nach einem „rettenden Fahrzeuge" umsehen.

Die deutschen Droschkenlenker, bekanntlich durch ihre Grobheit und ihren Mangel an feinem Anstande berüchtigt, könnten bei ihren Collegen in Rußland, namentlich in Moskau, in die Schule gehen. Die haben auch Lebensart! Brauchst

noch keinen Frack zu tragen, lieber Leſer, und keinen Hut, ſondern nur etwas, wie man zu ſagen pflegt, reputirlich ausſehen: wenn du in Moskau über die Straße gehſt und dich nur einmal flüchtig umſiehſt, ſchnell fahren von 4—5 Richtungen her ebenſo viele Iswoſchtſchiks auf dich zu und bieten mit liebenswürdiger Freundlichkeit ihre „ergebenſte Dienſte“ an. Ich habe neulich einmal in Mannheim den gegenſeitigen Austauſch der Gefühle zweier Droſchkenkutſcher mit angehört. Einer hatte dem andern eine gute Fahrt vor der Naſe hinweggeſchnappt. Lieber Leſer, das war fürchterlich, ſage ich dir. Was nur von Flüchen exiſtirt, das entſtrömte gewaltig und unaufhaltſam den Kehlen dieſer Ehrenmänner. O daß ihr in Moskau ſtudiren müßtet, dachte ich, denn die Moskauer Iswoſchtſchiks lieben einander wie Brüder, keiner iſt neidiſch auf den andern, ſpannt ihm die Kundſchaft ab oder ſucht aus Bosheit auf der Straße oder um eine Ecke biegend mit ihm zuſammen zu fahren, wie ich denn bei einem ſolchen Experimente in einer Straße Caſſels beinahe des Todes geweſen wäre.

Dazu wacht aber auch die Polizei in den größern Städten Rußlands mit Adlerblicken über das Inſtitut der Droſchken. Wehe dem Wagenlenker, der Jemanden überfährt oder beſchädigt. In jedem Falle wird ſein Pferd confiscirt und iſt unwiederbringlich verloren, aber auch ehe er ſich's verſieht, hat der Iswoſchtſchik neben einer anſehnlichen Geldbuße auch noch ſeine Tracht officieller Prügel aus dem ff. weg, und die wechſelt ihm kein Banquier im ganzen ruſſiſchen Reiche.

Noch eine ganz eigenthümliche Claſſe des Volkes ſind

die Plotniki,

auf Deutſch: Zimmerleute. Die Mehrzahl der Häuſer in Rußland wird von Holz aufgeführt, und darum ſind die Zimmerleute dort von einer Zahl und Bedeutung wie in keinem andern Lande. Jeder Bauer auf dem Lande iſt zugleich auch Zimmermann; den Plan und Riß zu ſeinen Gebäuden macht er ſich auch ſelbſt, und darum iſt jeder zugleich ſein eigener Baumeiſter. Die Plotniki in Moskau ſind gleichſam der Rahm jener Bauern, weiter Nichts. Eine Zunft gelernter, handwerksmäßig geſchulter Zimmerleute gibt's dort nicht. Und dennoch nehmen ſie es mit jedem geſchulten Zimmermanne keck auf und machen euch „gewichſte Arbeit“. Die Plotniki beweiſen deutlich, wie unrecht Diejenigen haben, die die gemeinen Ruſſen im Allgemeinen für ein Mittelding zwiſchen Vieh und Menſch halten. Der gemeinſte Ruſſe hat gewöhnlich ein ſehr bedeutendes Gefühl für alles Maß, practiſches Talent für paſſende Einrichtungen, bewundernswerthe Handfertigkeit und endlich das Talent, mit unbedeutenden Werkzeugen und geringen Hilfsmitteln ſich nicht bloß augenblicklich zu helfen, ſondern auch etwas Großes zu leiſten und ein tüchtiges Werk darzuſtellen. Die Plotniki in Moskau bilden eine völlig und gut organiſirte Gemeinde mit Gliederungen und Unterabtheilungen, mit gemeinſchaftlichen Haushaltungen, mit gewählten Häuptern, denen unbedingter Gehorſam geleiſtet wird.

Die Ordnung und Zucht iſt meiſterhaft, und alles Dieſes hat ſich keineswegs durch Anordnungen und Geſetze von oben herab gebildet, ſondern von unten herauf aus dem Bedürfniſſe und durch die angeborene Ordnungsliebe des Volkes. Wir können in dieſem Stücke ſehr Viel von den Ruſſen lernen.

Wer ein ächter ruſſiſcher Plotnik ſein will, darf kein anderes Werkzeug führen als das Beil und den Meißel. Er durchzieht, das Beil im Gürtel, das ruſſiſche Reich von Nord nach Süd, von Oſt nach Weſt und findet Arbeit und Lohn, wohin er nur kommt.

Mit dem Beile leiſtet der Plotnik faſt Wunderdinge. Seine Arbeit iſt, trotz dem, daß er andere Hilfsmittel und Werkzeuge nicht einmal dem Namen nach

kennt, nicht schlechter, ja oft viel besser und zweckmäßiger als die unserer geschulten Handwerker. Siehst du die kunstvollen Schnitzereien und Bildhauerarbeiten an russischen Häusern und Schiffen, staune, lieber Leser: der Plotnik hat sie mit dem Beile gemacht.

Der Spartanerkönig Lykurg erließ ein Gesetz, nach welchem sein Volk kein anderes Werkzeug als Beil und Säge anwenden sollte. Die Plotniki in Rußland hätten ihm eine weise Lehre geben können, die Lehre nämlich, daß man die Neigung zur Nettigkeit und Zierlichkeit oder zum Putze nicht dadurch in den Menschen erstickt, daß man ihm alle Mittel dazu verkümmert oder nimmt. Der Mensch behilft sich dann mit unvollkommeneren Mitteln, ist in ihrer Anwendung um so beharrlicher und erreicht so doch endlich sein gewünschtes Ziel.

Der ächte Plotnik verachtet oft sogar den Gebrauch der Säge. Will er ein Brett schaffen, so legt er einen Baumstamm hin und haut und häckelt so lange daran, bis daß ein Brett daraus wird, so egal und schön, als wäre es auf einer Schneidmaschine zugerichtet worden.

Der gemeine Russe ist sehr reise- und wanderlustig. Er durchzieht alljährlich das Reich als Fuhrmann, Krämer, Arbeiter, ja selbst als Wallfahrer nach allen Richtungen. Vornehmlich groß aber ist die Sehnsucht bei Allen, Moskau, die heilige Stadt, einmal wenigstens im Leben zu besuchen. Darum ist Moskau der Sammelplatz aller russischen Völker und Stämme, und Moskaus Straßen und Plätze sind die geeignetsten Orte zu Studien über die Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten der Russen.

Zur Geschichte der Eisenbahnen.

Von H. Heusler.

Das fünfte Heft der Maje des vorigen Jahres brachte auf Seite 228 einen Aufsatz „zur Geschichte der Dampfschifffahrt"; die sich unmittelbar daran reihende Geschichte der Eisenbahnen dürfte nicht weniger Interesse darbieten; denn so wichtig und segensreich auch die Anwendung von Dampfkräften für die Schiffsbewegung geworden ist, so wenig darf sich die Erfindung an Größe und culturgeschichtlicher Bedeutsamkeit mit den Eisenbahnen messen. Das Verkehrsmittel für die Schiffe, nämlich den Fluß oder die See, lieferte die Natur freiwillig, und wo dieses Verkehrsmittel fehlte, da ist auch der Dienst der Dampfer ausgeschlossen; denn jenes ließ sich in keiner Weise ersetzen, selbst durch Kanäle nur höchst unvollkommen und in den seltensten Fällen.

Ganz andere und ungemein schwierigere Aufgaben waren bei Ortsbewegungen ohne Wasser zu lösen; denn hier war nicht nur eine sich selbstbewegende Maschine von bedeutender Kraft zu erfinden, sondern man mußte auch die Wege ebenen und ihr dienstbar machen, auf denen sie wirken sollten, — es mußte ein fruchtbares Paar geschaffen werden, und der berühmte Stephenson nennt ja Locomotive und Schienenbahn: Mann und Weib.

Wir können hier wohl nicht an die früheren Versuche, ebene und glatte Bahnen zu erbauen, um leichter größere Lasten darauf bewegen und fortschaffen zu können, denken, sonst müßten wir Jahrtausende weit zurückgehen. In den Ruinen des Tempels der Ceres z. B. sind ganz deutliche und unverkennbare Merkmale von Schienen zu sehen, welche jedenfalls als Geleise für Räder gedient haben; in Deutschland sind schon Jahrhunderte lang Holzblöcke, welche zur leichteren Fortbewegung mit Geleisen versehen sind, — man nennt sie Hundgestänge. Später wurde diese Einrichtung nach England gebracht, als die Königin Elisabeth, um dem dortigen Bergbau aufzuhelfen, deutsche Bergleute hinüberkommen ließ

und anstellte. Schon im Jahre 1676 wendete man solche Holzbahnen in den Kohlenbergwerken von Newcastle-upon-Tyne an. Im Jahre 1776 wurden die Holzblöcke mit eisernen Schienen belegt und die Räder an der Außenseite durch einen Ring von dem Abgleiten von den Schienen abgehalten. Eure heißt der Erfinder dieser Verbesserungen. Später vertauschte man die gebräuchlichen Langschwellen mit kurzen Querschwellen, auf welche man gußeiserne, oben gewölbte Geleise legte. Im Jahre 1797 ersetzte Barns die hölzernen Querschwellen durch Steinblöcke. Grund der Ersetzung der Holzschwellen zuerst durch eiserne Schienen, dann durch Steinblöcke war der hohe Preis des Holzes, der um so mehr in Anschlag zu bringen war, als der starke Abnutzen das öftere Ersetzen mit neuen Schwellen nöthig machte, während die verstärkte Eisenproduction und die lange Dauer der Schwellen von Eisen eine nicht unbedeutende Kostenersparniß ergab.

Da übrigens auf den Steinblöcken die gußeisernen Schienen oft brechen, so wurden sie bald mit geschmiedeten ersetzt, so wie sie jetzt noch allenthalben gebräuchlich sind.

Schon frühzeitig sah man ein, wie vortheilhaft es sein müsse, eine Maschine zu erfinden, welche statt der gebräuchlichen Bewegung durch Menschen oder Pferde die Lasten auf jenen Schienen zu ziehen im Stande sei.

In Paris wird noch eine Locomotive aufbewahrt, die im Jahre 1778 von dem französischen Ingenieur Cugnot erfunden und verfertigt wurde, um gewöhnliche Straßen damit zu befahren, der Versuch schlug jedoch gänzlich fehl. Erst im Jahre 1802 baute der Engländer Trevithik eine ächte Locomotive, welche sich auf Schienen bewegte. Der Versuch mit glatten Schienen bewährte sich nicht, — die Räder drehten sich gehörig und in der beabsichtigten Geschwindigkeit um, rutschten aber über die glatten Schienen, und die Maschine bewegte sich nicht vorwärts. Trevithik beschlug deßhalb die Radschienen mit Nägeln und ließ die Oberfläche der Bahnschienen ausfeilen. Nun ging es wohl vorwärts, aber schon nach kurzem Gebrauche hatten sich die Räder und die Schienen wegen ihrer Unebenheiten so abgenutzt, daß sie jeden ferneren Dienst versagten, und die Erfindung wurde bald vergessen.

Neun Jahre später griff Blenkinsop die Sache wieder auf, indem er den rechten Weg gefunden zu haben glaubte; — er versah Räder sowohl als Schienen mit Zähnen, aber nur um sich schon nach kurzem Gebrauche zu überzeugen, daß auch dieser neuerfundene Mechanismus nicht stichhaltig, daß er so zerbrechlich sei wie der früher versuchte.

Erst im Jahre 1813 kam der Ingenieur Blacket auf den fruchtbaren Gedanken, daß die glatten Oberflächen eine natürliche Verzahnung besitzen, wenn sie mit einem entsprechenden Drucke versehen sind, daß also glatte Räder auf glatten Schienen sich vorwärts bewegen können, während ohne diesen Druck die Räder sich unter dem Leibe der Maschine umdrehen ohne alle Vorwärtsbewegung.

Der Versuch war zwar gelungen und damit das Problem gelöst, — aber immer noch so unvollkommen, daß eine praktische Anwendbarkeit fortwährend in Frage gestellt blieb; denn die Maschine bewegte sich so langsam, daß sie nicht nur fünf Stunden brauchte, um einen Weg von nur drei Stunden zurückzulegen, sondern auch noch öfter, wenn sie stecken blieb, von Pferden weiter gezogen werden mußte. Immerdar jedoch war dieser Versuch ungemein wichtig, indem die Möglichkeit der Ausführung zweifellos dargethan war und nicht mehr bezweifelt werden durfte, durch sofort anzubringende weitere Verbesserungen entsprechendere Resultate zu erzielen.

Während Blacket in dieser Weise ungemein thätig war, beschäftigte sich Stephenson gleichfalls mit diesem so Viel versprechenden Gegenstande. Er baute eine Eisenbahn, welche Kohlen des Bergwerkes zu Killingworth nach dem Verladungsplatze am Wasser bringen sollte; es waren zwei Parallelbahnen auf einer nach

dem Flusse geneigten Ebene. Ein beladener Kohlenzug wurde auf der einen Bahn hinabgelassen, während auf der andern Bahn ein leerer Wagenzug, der mit Seilen, die über Rollen liefen, an den beladenen befestigt war, wieder die Ebene von diesem hinaufgezogen wurde. Doch genügte dem strebsamen, erfinderischen Kopfe dieser Erfolg um so weniger, als er hörte, wie weit Blacket mit seiner Erfindung bereits vorangeschritten war. Er besuchte denselben und besah dessen Locomotiven, wobei er sich alsbald von anzubringenden Verbesserungen überzeugte. Schon am 25. Juli 1814 zogen seine verbesserten Maschinen acht beladene Wagen auf seiner Eisenbahn, deren Gewicht 600 Centner betrug, mit einer Geschwindigkeit von $1^1/_2$ Stunden die Stunde aufwärts bei einer Steigung von 1 zu 450.

Von allen Seiten eilten Neugierige herbei, um sich von diesen bis dahin für unmöglich gehaltenen Resultaten durch Augenschein zu überzeugen.

Im Jahre 1822 baute Stephenson eine zweite ähnliche Eisenbahn für den Kohlentransport bei Durham, aber keineswegs genügten die erzielten Erfolge dem genialen Manne; er machte unausgesetzt Versuche auf Versuche und hatte endlich die Genugthuung, daß am 27. Dezember 1825 die erste ächte Eisenbahn zwischen Stockton und Darlington eröffnet werden konnte. Die ganz neu construirte Locomotive zog 38 mit Personen und Gütern besetzte Wagen mit einer Geschwindigkeit von zwei Stunden Weges in einer Zeitstunde.

Schon durch diese immer noch im Vergleiche der Resultate wenig späterer Jahre sehr unvollkommene Leistungen sah man allerwärts selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen. Die Baugesellschaft hatte gehofft, jährlich 10,000 Tonnen (zu 20 Centner) Kohlen verschicken zu können, aber schon nach kurzer Zeit stiegen die Frachten auf das fünfzigfache!

Man würde übrigens sehr irren, wenn man glauben wollte, durch diese ersten glücklichen Erfolge sei der Sieg der Eisenbahnen entschieden gewesen. Gar viele Interessen wurden dadurch berührt und kamen dabei zur Sprache, und für jedes dieser verschiedenen Interesse trat ein Kämpfer gegen diese neue Erfindung in die Schranken und warf derselben immer wieder neue Schwierigkeiten in den Weg. Das wahrhaft Gute läßt sich jedoch in keiner Weise unterdrücken und muß gewiß früher oder später zur verdienten Anerkennung kommen.

Am 21. März 1826 wurde in dem brittischen Parlamente über die zwischen Liverpool und Manchester zu erbauende Eisenbahn berathen, und dabei zeigte sich recht, welche Mittel zur Unterdrückung dieser Sache angewendet wurden, welche bestimmt war, durch die Quantität ihrer damals freilich noch ungeahnten Leistungen eine vollständige Umwandlung unserer socialen Verhältnisse und Beziehungen im Allgemeinen und der commerciellen und industriellen im Besondern hervorzubringen.

Der berühmte französische Gelehrte Arago erzählt von dieser Berathung der betreffenden Bill in dem Unterhause zu London, Georg Stephenson sei gefragt worden, ob seine Locomotive die Geschwindigkeit von einer deutschen Meile in der Stunde erreichen könne, und da diese Frage bejaht worden sei, habe der Vorsitzende des Ausschusses weiter gefragt, ob jene auch die Geschwindigkeit auf zwei Meilen bringen könne. Stephenson habe auch diese Frage bejaht, aber in einem Tone, der jede weitere Frage abgeschnitten habe.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß der berühmte Ingenieur damals schon überzeugt war, daß er eine noch größere Schnelligkeit erzielen werde, er durfte es aber nicht laut werden lassen; denn er wußte, daß die Gegner der Eisenbahnen sie als lebensgefährlich darzustellen suchten und eben mit dieser ihnen freilich unbegreiflichen Geschwindigkeit den Beweis der großen Gefährlichkeit zu führen unternommen hatten. Aber eben so gewiß ist es, daß er damals entfernt noch nicht

daran dachte, man könne ohne besondere Gefährdung die Schnelligkeit bis auf 60 englische Meilen in der Stunde steigern!

Gegenwärtig ist die durchschnittliche Schnelligkeit der Express trains — Schnellzüge — in England 40 englische Meilen in der Stunde!

Stephenson hatte bei dem Baue der Liverpool-Manchester Eisenbahn nicht bloß die Vorurtheile des unwissenden Pöbels, nicht bloß die Fuhrmanns- und Wirthshaus-Opposition, sondern auch mehrfache wissenschaftliche Einwände zu bekämpfen. Man schlug nämlich vor, die Bewegung nicht durch laufende Maschinen — Locomotive — sondern durch stehende Maschinen zu bewirken, welche die Züge der Wagen an über Rollen gehenden Seilen bewegten. Ein Beispiel dieses Systems ist noch in Lüttich zu sehen, wo Eisenbahnzüge auf einer sehr steilen Ebene durch stehende Maschinen aufwärts gezogen werden. Man behauptete, die Locomotive — welche, wie oben erörtert wurde, sehr schwer sein muß, um auf den glatten Schienen sich fortbewegen zu können, weßhalb sie gewöhnlich 500 Centner jede wiegen — als todte Fracht, sei ein kostspieliges Instrument, da sie selbst eine starke Kraftentwickelung zur Fortbewegung erfordere und vielen Dampf ohne Noth verzehre. Stehende Maschinen erschienen wohlfeiler, besonders bei größeren Geschwindigkeiten. Stephenson beseitigte diesen Einwand durch den einfachen Satz: die stehenden Maschinen hätten die Reibung der Seile als Widerstand zu überwinden, und die geträumte Ersparniß werde unzweifelhaft in einen Verlust ausarten, da man auf je drei englische Meilen mindestens *eine* stehende Maschine aufstellen und sämmtliche Maschinen selbst für eine kurze Leistung jedesmal vollständig heizen müsse.

Telford war damals der angesehenste Ingenieur Englands und an Kenntnissen und Gründlichkeit Stephenson überlegen, während der Vorzug und die Bedeutung des Letzteren hauptsächlich in seinem nüchternen Verstand lag. Dieser Mann war eifersüchtig auf die von seinem Collegen errungenen Resultate und wollte deßhalb etwas Anderes erfinden, — er bekämpfte zwar nicht die Locomotive durch Dampf, er wollte aber Maschinen bauen, welche sich auf gewöhnlichen Chausseeen bewegten. Die Regierung bewilligte zu diesen Versuchen 130,000 Pfund Sterling, um zwischen London und Birmingham die Poststraße dazu herzurichten. Als sie fertig war, fuhr Telford mit seinem Chausseedampfwagen wirklich nach Birmingham, — da sie aber, um nothwendige Reparaturen zu vollziehen, fast an jeder Schmiedewerkstätte anhalten mußte, so brauchte sie drei Tage und wurde von jedem Fuhrmanne überholt.

Auch diese Chausseedampfwagen suchte man vielfach zu verbessern und gab selbst im Jahre 1834 die Hoffnung nicht auf, das vorgesetzte Ziel zu erreichen. Charles Dance fuhr mit einem solchen eigens construirten Wagen zwischen London und Greenwich, — da derselbe aber jedesmal brach, so hatte diese Fahrt bald ein Ende.

Ein Ausschuß der Actionäre des Straton-Dampfwagens beschloß am 21. October 1833, vier Maschinen von den Gebrüdern Straton erbauen zu lassen und mit dem nächsten Frühjahre in Gang zu setzen. Die Actien dieser Gesellschaft — 3000 Stück zu 10 Pfund Sterling — wurden in 24 Stunden abgesetzt.

Eine weitere Gesellschaft bildete sich um den von Dr. Church erfundenen Dampfwagen, welcher 50 Personen faßte, zwischen London und Birmingham, Manchester und Liverpool in Gang zu setzen.

Endlich hatte ein Herr Hancork einen sehr schönen Dampfwagen erbaut, der besonders gerühmt wurde und zwischen London und Brighton gehen sollte.

Mehrere andere Wagen folgten nach, — allein man fand die erste Ansicht, daß die ganze Erfindung unpractisch sei, nach und nach bestätigt. In keinem Falle war in Ansehung des Gütertransportes eine Concurrenz für die Eisenbahnen

zu befürchten, da bekanntlich dieselbe Kraft auf der glatten Eisenbahn 14mal mehr fortschafft als auf der Chaussee.

Die Reisenden betreffend, hätte dieser Unterschied nicht so viel zu bedeuten, — aber hier ist zu berücksichtigen, daß der Chausseedampfwagen nur halb so schnell fährt als der andere und immerdar häufigen Unfällen ausgesetzt bleibt, was auch immerdar bei den vielen angestellten Proben der Fall war, weßhalb diese Wagen bald vollständig beseitigt wurden.

Aber jetzt drohte eine abermalige neue und vielversprechende Erfindung des englischen Ingenieurs Vallance dem jungen Verkehrsinstrumente einen vorzeitigen Tod. Es sind dieses die sogenannten atmosphärischen Bahnen. Zwischen die beiden Schienengleise sollte eine Röhre gelegt werden von 15 Zoll Durchmesser. Man nahm an, daß, wenn diese Röhre an einem Ende mit einem beweglichen Stempel geschlossen wurde, und man am andern Ende durch eine stehende Dampfmaschine die Luft aus der Röhre pumpte, so müsse sich der Stempel mit einem Drucke von 2700 Pfund in der luftleeren Röhre vorwärts bewegen. Die Röhre selbst hatte einen geradlinigen Einschnitt, der wieder mit Lederklappen geschlossen war, — man nannte sie die Lippen des Cylinders. Am Stempel war ein Stiel befestigt, der also mit jenem sich vorwärts bewegte und die Wagen nach sich zog, indem er bei dem Vorwärtsgehen die Lippen öffnete, welche wieder, wenn der Stempel durchgegangen war, durch einen besondern Apparat zugedrückt wurde und um den Verschluß luftdicht zu erhalten, mit einer klebrigen Salbe bestrichen werden mußten.

In Frankreich, wo Arago sich lebhaft für dieses System interessirte, und in England, wo diese Bahnen viele Gönner fanden, wurden kleinere Bahnen nach dieser Construction ausgeführt, — man hoffte sie nicht nur wohlfeiler zu bauen, sondern auch wohlfeiler zu betreiben, — aber auch hier vernichtete Stephenson mit einem einzigen Schlage das ganze System, indem er bewies, daß die atmosphärischen Bahnen Nichts seien als verkappte Seilbahnen mit stehenden Maschinen. Statt eines über Rollen laufenden Taues zog man nämlich die Wagen mit der luftleeren Säule im Cylinder. Bald hatte die Erfahrung gelehrt, daß man eine weit höhere Kraft nöthig habe, die Luft aus der Röhre zu pumpen, als wenn man die Wagen an Stricken über Rollen gezogen hätte, und man berechnete, daß man bei einer solchen Bahn zwischen London und Edinburgh, wo es jetzt nur 70 Anhaltstationen gibt, 150 doppelte Maschinenstationen hätte errichten und jede Maschine mit 400 Pferdekraft ausstatten müssen.

Jetzt endlich hatte Stephenson alle Einwendungen gegen die Locomotiv-Bahnen beseitigt, und nun verging kein Jahr, ohne daß die Locomotive und Eisenstraßen in irgend einer Weise vervollkommnet worden wären. Die erste in Amerika erbaute Maschine bewegte sich auf der am 2. October 1833 eröffneten Süd-Carolina-Bahn zum erstenmale auf den Schienen, — sie hatte keinen Tender, sondern führte Holz und Wasserbehälter auf dem Kessel. Die Radspeichen waren von Eichenholz und mit schmiedeeisernen Reifen beschlagen. Nach wenig Fahrten lösten sich diese Reifen, und die zusammenfallenden Räder wurden durch gußeiserne ersetzt; — bald aber zersprang diese Locomotive und machte einer besser construirten Platz.

Zwei wichtige Erfindungen bei dem Baue der Locomotiven verdankt man den französischen Ingenieuren Séguin und Pelletan.

Die ersten, welche erbaut wurden, waren nämlich unförmlich groß, man erzeugte den Dampf in verschiedenen Röhren, die mit Wasser angefüllt waren, und um welche die Flamme spielte. Séguin construirte seine Maschinen in umgekehrter Form, wodurch es möglich wurde, Maschinen-Kessel von verhältnißmäßig sehr geringem Umfange und mit noch größerer Kraftentwickelung herzustellen. Um sodann den Verbrennungs-Prozeß im Herd zu steigern, muß ein starker Luftzug

hergestellt werden, wozu man entweder einer hohen Esse oder eines Blasbalges bedurfte. Jene hätte jedenfalls den Gang der Maschine unsicher gemacht und sehr hohe Tunnel verlangt, — dieser hätte der Locomotive einen Theil ihrer Kraft entzogen, aber Pelletan leitete den von dem Cylinder ausgestoßenen und verbrauchten Dampf in den Schornstein und erzeugte dadurch den nöthigen Luftzug.

Es ist hier der Ort nicht, die einzelnen Verbesserungen aufzuzählen, welche nach und nach an der Locomotive angebracht wurden und diese so unendlich wichtige Maschine so unbegreiflich schnell aus den anfänglich schwachen Keimen, aus dem Stande der Kindheit über die Jünglingsjahre hinweg in das volle kräftige Mannesalter drängte. Wir müssen uns des Raumes wegen auf einige allgemeine Andeutungen beschränken, indem wir die hauptsächlichsten Resultate aufzählen.

Im Anfange wog eine Locomotive nur 100 Centner, — bald steigerte man ihre Last auf 140, 160, 200, 240, endlich auf 360 und nun in der neuesten Zeit gar auf 500 Centner. Natürlich mußten auch die Schienen viel stärker werden, und ihr Gewicht nahm in gleichem Verhältnisse zu und stieg die Länge eines Meters von 24 Pfund auf 32, 36, 46, 68 bis 74 Pfund und selbst noch weiter. Auch die Spurweite wurde größer und ebenso der Durchmesser der Räder, das war unbedingt nöthig nach dem Verhältnisse der beständig steigenden Zunahme der Geschwindigkeit.

Der Nutzen der Eisenbahnen trat von Jahr zu Jahr mehr hervor und wurde durchgreifender, und so war es selbstverständlich, daß sie immer mehr und mehr benutzt wurden; — in gleichem Verhältnisse mußte die Zahl der Wagen vermehrt werden, welche eine Locomotive zu schleppen hatte, und darum mußten Maschine und Bahn stärker werden. Früher hatten durchschnittlich die Locomotiven 193 Pferdekraft, jetzt schon 260, — dennoch wurden die Herstellungskosten immer geringer, und es wird der Durchschnittspreis einer solchen Maschine in Deutschland ungefähr 20,000 Gulden sein. Dabei wurde durch Verbesserungen in der innern Einrichtung so viel erspart, daß nur die Hälfte des früheren Kohlenaufwandes noch nöthig ist.

Nach Hübners chronologischer Ordnung der Eisenbahnbauten verbreiteten sich dieselben bisher in folgender Weise: Es wurde die erste Linie eröffnet: in England im Jahre 1825, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1827, in Frankreich 1828, in Oesterreich (Linz-Budweis, jedoch nur für Pferde) 1828, in Deutschland (Nürnberg-Fürth) 1835, auf Cuba 1837, in Preußen 1838, in Rußland 1838, in Neapel 1839, in Holland 1848, in Spanien 1849, in Dänemark 1849, in der Schweiz 1849, in Schweden 1852, in Britisch-Indien 1853, in Portugal 1854, in Britisch-Australien 1854.

Im Jahre 1828 besaß Europa bereits 215, Amerika erst 5 Kilometer Bahnen; allein im Jahre 1838 hatte die neue Welt bereits mit 2483 Kilometer beinahe die alte Welt mit 2522 Kilometer eingeholt. Seitdem hat sich die Entwickelung diesseits und jenseits des atlantischen Meeres beständig das Gleichgewicht gehalten; — im Jahre 1856 hatte Europa 37,022 und Amerika 34,497 Kilometer Eisenbahnen.

Die Entwickelung des Eisenbahn-Netzes, das in den verschiedenen Theilen der Welt sich immer mehr ausbreitet, nahm in folgender Weise zu:

im Jahre	1830	gab es	70	deutsche Meilen,							
„ „	1840	„ „	1030	„	„	und war jährl. Zuwachs				90	d. M.
„ „	1850	„ „	5025	„	„	„	„	„	„	400	„ „
„ „	1860	„ „	13271	„	„	„	„	„	„	825	„ „

Von den 13271 deutschen Meilen vollendeter Eisenbahnen besaßen im vorigen Jahre

die Vereinigten Staaten von Nordamerika	6411	deutsche Meilen.
Großbritannien	1983	„ „
Deutschland	1607	„ „
Frankreich	1123	„ „
Oesterreich	531	„ „
Britisch-Nordamerika	417	„ „
Belgien	304	„ „

Die Herstellungskosten sind sehr verschieden; denn es bauten die deutsche Meile

		Bahnrente.
die Vereinigten Staaten von Nordamerika für ca.	400,000 fl.	4,5%.
Britisch-Nordamerika für	525,000 „	2, „
Deutschland für	750,000 „	6, „
Oesterreich „	900,000 „	5, „
Belgien für	990,000 „	5, „
Frankreich für	1,635,000 „	6,6 „
Großbritannien für	1,940,000 „	3,5 „

Bei Deutschland sind nur die Privat-Bahnen in Ansatz gekommen; denn wenn die Staatsbahnen mitgerechnet werden, steht die Rente nur zu $4^1/_2$%.

Wollen wir die Fortschritte genauer betrachten, welche insbesondere das deutsche Eisenbahnwesen machte, so können wir dieses insbesondere bei den preußischen Bahnen bemerken, über deren Resultat eine vollständige, umfassende, statistische Uebersicht vorliegt.

Die Baukosten steigerten sich von 320,000 Thaler für die Meile auf 420,000 Thaler, aber nur aus dem Grunde, weil die leichter auszuführende Bahnen schon gebaut waren, die schwierigen aber später zur Ausführung kamen. Die Betriebseinnahmen stiegen dagegen von 30,205 Thlr. auf 45,632 Thlr. immer auf die Meile gerechnet, während die Betriebskosten sich von $53^3/_5$ auf $50^1/_4$ Procent der Roheinnahme minderten, obgleich der Personen-Tarif nur unmerklich erhöht, die Güterfracht dagegen um mehr als die Hälfte herabgesetzt wurde, nämlich von 7,41 auf 3,43 Pfennige pro Centner und Meile. Hierdurch steigerte sich der Frachtverkehr derartig, daß auf die gesammte Bahnlänge reducirt der Transport auf mehr als das sechsfache sich innerhalb 10 Jahren hob, nämlich von 572,024 auf 3,545,060 Centner.

Wir finden, daß in dem Betriebe der Eisenbahnen eine mehrfache totale Veränderung vorgegangen ist. Im Eingange dieses Aufsatzes wurde nämlich erzählt, wie die ersten Eisenbahnen in England erbaut wurden, um Kohlen darauf zu transportiren, und wurden anfänglich einige Personenwagen beigegeben, da man sich nur eine geringe Nebeneinnahme davon versprach. Nach kurzer Zeit jedoch vermehrte sich die Personenfrequenz auf diesen Bahnen um mehr als das dreifache gegen die Benutzung der Kutschen auf den alten Poststraßen. Aber trotz dieses Resultates bezweifelte man an andern Orten ein gleiches Resultat, wie z. B. der berühmte Arago nicht glauben wollte, daß die Zahl der Reisenden zwischen Paris und Versailles sich durch eine Bahn verdreifachen werde, und noch im Jahre 1842 (Cours d'Econ. polit. Tom. I. p. 332) versicherte M. Chevalier, die Eisenbahnen würden vorzugsweise von Reisenden benutzt werden, Güterfrachten aber stets eine Ausnahme bilden.

Der Erfolg gab uns jedoch die Ueberzeugung in die Hand, daß diese berühmten und kenntnißreichen Männer sich täuschten, und daß wenige Jahre der Benutzung genügten, um eine vollständige, nie geahnte Revolution in dem Verkehrswesen hervorzubringen. Nicht nur der Personen-Verkehr nahm in ungeheurer Progression zu, sondern eben so und noch viel mehr der Güterverkehr.

Es wurden nämlich auf deutschen Eisenbahnen eingenommen:

		für Personenfrachten	für Güterfrachten
im Jahre	1835 ungefähr	20,000 Thaler,	180,000 Thaler,
„ „	1840 „	1,217,000 „	600,000 „
„ „	1845 „	5,812,000 „	3,386,000 „
„ „	1850 „	14,276,000 „	14,182,000 „
„ „	1855 „	22,000,000 „	44,000,000 „

Natürlich kommt die Vermehrung der Eisenbahnen selbst mit in Betracht, aber doch nur bei dem Anwachsen der Einnahmen überhaupt, das Interessante hier ist nur, wie die Güterfrachten im Jahr 1840 die Hälfte der Personenfrachten ausmachen und nach 15 Jahren schon das Doppelte! Uebrigens hat sich dieses Verhältniß noch nicht festgestellt; denn

1) stehen dem Gütertransporte noch bedeutende Veränderungen bevor. Es gibt z. B. Boden-Erzeugnisse, welche sowohl vermöge ihrer Schwere als vermöge ihres geringen Preises nur sehr niedrige Frachten vertragen können, welche also nur bei einer ganz außerordentlichen Ermäßigung der Frachten sich der Eisenbahnen bedienen werden, z. B. sämmtliche Bergwerksproducte, Holz, Früchte, Steine u. s. w.

Auf der Chaussee läßt sich der Centner Steinkohlen nur $4^1/_3$ Meilen, der Centner Eisen nur 60 Meilen weit befördern, ohne daß die Frachtlöhne die Kosten des Productes über die Hälfte gesteigert hätten. Wir haben hinreichende Beispiele, welchen Einfluß die Eisenbahnen auf die Production dieser Gegenstände äußerte. Die Erzeugung der Steinkohlen hat sich z. B. in Preußen in nur 3 Jahren von 25 auf 41 Million Tonnen gehoben, Eisen von 2 Million Centner (1840) auf 6 Millionen (1855).

Dieser Bau beschäftigt dermalen 80,000 Männer und 140,000 Frauen und Kinder; ein solcher Aufschwung wäre ohne die Eisenbahnen nicht denkbar gewesen.

Man sieht dieses auch allenthalben ein, und es mehren sich deßhalb in höchst erfreulicher Weise die Bestrebungen, ein Herabsetzen der Güterfrachten zu bewirken. So hörten wir kürzlich, wie auf der bayerischen Ostbahn die Frachtsätze für den Transport aller Gattungen von Früchten sehr bedeutend ermäßigt wurden, und in Preußen wurde sogar die Fracht für Kohlen pro Centner und Meile auf nur einen Pfennig bestimmt. Es sind dieses natürlich noch Anfänge und sehr vereinzelte Vorkommnisse, — eine rasche Folge wird aber gewiß nicht lange auf sich warten lassen.

Was sodann

2) die Personen-Frachten betrifft, so sind diese für den allgemeinen Wohlstand in Deutschland immer noch zu hoch gegriffen. Es zahlt die Person im Durchschnitte 12 Kreuzer für die Meile, während der Centner Waare nur etwa 1 Kreuzer für die Meile kostet. Die Zahl der Personen, die befördert wird, hat sich deßhalb in Deutschland in den letzten 10 Jahren auch nur von 26 auf 36 Millionen vermehrt, während sie in England schon im Jahr 1848 58 Millionen betrug und sich seitdem auf 115 Millionen steigerte. Der practische Engländer sagt „Zeit ist Geld“ und die Zeitersparniß, welche die Eisenbahnen gewähren, ist ein Geldeswerth, den wir diesem neuen Verkehrsmittel verdanken. Das Londoner Athenäum stellte in der October-Nummer von 1857 folgende Berechnung an: Es reisen auf britischen Bahnen 111 Millionen Personen jährlich 12 englische Meilen in durchschnittlich einer halben Stunde. Müßten sie die alten Eilwagen noch benutzen, so würden sie $1^1/_2$ Stunden zu jeder Reise gebrauchen, es werden also jährlich durch die Eisenbahnen 38,000 Jahre Zeit erspart, und rechnet man, daß sich jeder Passagier bei 8 Stunden täglicher Arbeit im Durchschnitte 3 Schit-

linge erwerben kann, so ist die nationale Zeitersparniß mindestens zwei Million Pfund Sterling (24 Mill. Gulden) werth.

Die angeführten wenigen Beispiele mögen genügen, die so über alle auch die kühnste Berechnung hinansteigenden Vortheile anzudeuten, welche geradezu allen Schichten der Bevölkerung durch dieses Verkehrsmittel zu Theil werden, und so können wir es füglich unterlassen, von den Annehmlichkeiten desselben so wie von den höheren und niederen Genüssen zu sprechen, welche wir ihm verdanken, und die eben so wenig berechnet werden können, weil sie eben das ganze Gebiet der Bedürfnisse und Gewohnheiten der Menschen umfassen.

Nur das Eine wollen wir noch sagen: die erwähnte Erfindung hat trotz ihrer bedeutenden Ausbildung ganz gewiß ihren Höhepunkt nach nicht erreicht, — wir wollen uns aber immerdar an dem bisher Erreichten erfreuen und das Kommende in Ruhe erwarten.

Karl der Kühne von Burgund und die Schweizer.

Von H. W. Stoll.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund (1467—1477), ist ein durch seinen Reichthum, seine Prachtliebe und sein ritterliches Wesen sowie durch seine hochstrebenden Pläne und sein tragisches Ende wohlbekannter Fürst. Er besaß außer dem Herzogthum Burgund (Bourgogne) und der Freigrafschaft (Franche-Conté) Hochburgund noch die meisten Provinzen der durch Handel und Gewerbe höchst blühenden Niederlande, so daß er ein Reich besaß, das mit einigen Unterbrechungen sich von den Alpen bis zu der Nordsee erstreckte. Diese weiten schönen Landschaften erweckten in dem hochstrebenden Geiste des Herzogs den Gedanken, ein mächtiges Königreich aufzurichten, das durch seine Lage zwischen Frankreich und Deutschland geeignet sei, durch Parteinahme je nach den Umständen für das eine oder das andere Nachbarreich einen mächtigen Einfluß auf die Verhältnisse Europas zu gewinnen.

Zu dem Ende ergriff er begierig jede Gelegenheit, die seine Besitzungen unterbrechenden oder an dieselben stoßenden Landschaften an sich zu bringen. Der damalige Herzog Sigismund von Oesterreich hatte an die Schweizer seine meisten in der Schweiz gelegenen Besitzungen verloren, und seine Länder im Elsaß und Breisgau wurden von ihnen schonungslos verwüstet, ohne daß er die Macht hatte, sie daraus zu vertreiben. Er sah sich gezwungen, den Frieden um 10,000 Gulden von ihnen zu erkaufen; da er aber, durch den Krieg erschöpft und von seinen Verwandten verlassen, diese Summe nicht aufbringen konnte, auch der König von Frankreich Ludwig XI. sowie der deutsche Kaiser Friedrich III., die er um Hülfe ansprach, es mit den muthigen Republiken nicht verderben wollten, so wandte er sich an den Herzog von Burgund, der ihm bereitwillig die an die Schweizer schuldigen 10,000 Gulden vorschoß. Karl lieh ihm noch weitere 80,000 Gulden, doch ließ er sich von dem Oestreicher dafür seine Länder im Elsaß und Breisgau verpfänden, in der Hoffnung, auf diese Weise zuletzt in den förmlichen Besitz dieser Lande zu kommen.

Sobald Karl Besitz von den Städten Sigismunds genommen, setzte er einen strengen Landvogt, Peter von Hagenbach, über dieselben. Dieser schaltete in dem ihm untergebenen Lande in harter tyrannischer Weise. Er trieb von den Einwohnern der Städte gegen alles Recht große Summen ein, belegte ihre Häuser mit fremden Söldnern, nahm den einzelnen Bürgern Gut und Weib hinweg, und wer sich widersetzte oder nur murrte, wurde ins Gefängniß geworfen oder hingerichtet. Karl war mit dem Treiben seines Vogtes völlig einverstanden, er

hoffte, die Bürger würden, der steten Bedrängniß müde, sich ihm endlich ganz in die Arme werfen und sich als seine Unterthanen bekennen. So wäre es ihm gelungen, sein Reich bis an den Oberrhein auszudehnen. Allein die grausamen Bedrückungen wirkten anders, als er erwartet, auf die Herzen der Bürger, und seine unverhohlene Absicht, sich in diesen Ländern festzusetzen, machte die Schweizer bedenklich. Es schien ihnen gefährlich, einen so herrschsüchtigen und umsichgreifenden Fürsten in ihrer Nachbarschaft festen Fuß fassen zu sehen; sie näherten sich daher wieder dem Herzog Sigismund und versprachen ihm und seinen Unterthanen Hülfe. Sie gingen ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm ein, und die Städte Basel und Straßburg schossen ihm unter Gewährleistung des Königs von Frankreich, der auch auf jede Weise den unruhigen burgundischen Nachbar niederzuhalten bemüht war, die 80,000 Gulden vor, für welche Sigismunds Länder an Karl verpfändet waren. Zugleich reizten die Schweizer die Einwohner von Breisach und anderen österreichischen Orten zum Aufstande gegen den burgundischen Landvogt.

Als Hagenbach von dem Abschlusse eines Vertrags zwischen Sigismund und den Schweizern Kunde erhielt, so beschloß er, weil er von der Schweiz her das Meiste zu befürchten hatte, sich in der Stadt Breisach festzusetzen, um von da aus die Angriffe der Schweizer zurückzuweisen. In der heiligen Charwoche, während die Gemüther des Volkes der Andacht und dem Gebete zugewandt waren, zog plötzlich der Landvogt mit Truppen und Fähnlein, mit Trommeln und Pfeifen in die bestürzte Stadt, besetzte die Hauptplätze und befahl den Bürgern, ihre Waffen auszuliefern und an dem Festungsbau zu arbeiten. Das Volk fügte sich der Gewalt, und während sie Tag und Nacht im Schweiße ihres Angesichtes an ihrer eigenen Zwingburg arbeiteten, lebte der Vogt mit seinen Hauptleuten und Soldaten in Saus und Braus. Er selbst hielt verschwenderisch nach der Weise des burgundischen Hofes köstliche Tafel bei berauschenden Getränken und erlaubte sich dann in seiner Trunkenheit die empörendsten Frevel.

Als eines Tages wieder der Landvogt mit trunkenem Uebermuthe die Tochter eines ehrsamen Bürgers in schändlichster Weise mißhandelt hatte, begab sich der unglückliche Vater gepreßten Herzens zu seinem Freunde Heinrich Vögelin. Dieser, ein wackerer muthiger Bürger, aufgebracht über die schnöde That des Vogtes und zugleich in Sorge um seinen Bruder, den der Landvogt eingekerkert hatte, weil er die Waffen nicht hatte ablegen wollen, ging herum zu den Bürgern, die durch die steigende Tyrannei des Vogtes zur Verzweiflung gebracht waren, und verabredete mit ihnen eine Empörung. Zur bestimmten Stunde eilte das Volk mit den verheimlichten zurückgehaltenen Waffen auf den Marktplatz und stellte sich dort in drohender Haltung auf, während Heinrich Vögelin mit einigen seiner Freunde zu dem Tyrannen ging und die Freilassung seines Bruders forderte. Peter von Hagenbach staunte ob der kühnen Sprache des Bürgers, schlug aber mit trotziger Verachtung die Herausgabe des Gefangenen ab. Da drang Vögelin grimmig auf ihn ein und warf ihn im Handgemenge zur Treppe hinab. Hagenbach eilte zu dem Marktplatz, um bei seinen Soldaten Hülfe zu suchen. Hier aber umringten ihn sogleich die versammelten Bürger und nahmen ihn gefangen. Sie führten ihn erst zu dem Bürgermeister und legten ihn dann in Ketten und Banden in den Thurm.

Sobald die Gefangennehmung des Tyrannen bekannt wurde, gab es in dem Lande umher allgemeinen Jubel und Aufstand. Die burgundischen Soldaten, ihres Führers beraubt, suchten ihr Heil durch die Flucht, und die Oestreicher, die Schweizer und die Deutschen strömten in bewaffneten Schaaren herbei, um die Aufgestandenen im Elsaß und im Breisgau gegen jeden Angriff der Burgunder zu unterstützen. Herzog Sigismund selbst kam mit 3000 Reitern in seine befreiten Lande und wurde überall mit Jubel und Frohlocken empfangen. Das

Volk strömte ihm aus Städten und Dörfern entgegen, und da die Befreiung von dem Landvogte gerade auf das Osterfest gefallen war, so sang es das Osterlied in folgender Weise:

„Christ ist erstanden, der Landvogt ist gefangen.
Des sollen wir froh sein.
Sigmund soll unser Trost sein. Kyrie eleison!
Wär er nicht gefangen, so wär's übel gangen;
So er nun gefangen ist, hilft ihm nit sein böse List.
Kyrie eleison!"

Sigismund bot dem Herzog von Burgund die Zurückzahlung der schuldigen Pfandsumme an und nahm wieder Besitz und Huldigung von seinen Städten und Schlössern. Darauf setzte er in Breisach ein Gericht von Rittern und Abgeordneten der Städte nieder, das über den tyrannischen Landvogt das Urtheil fällen sollte. Die Anklage lautete, daß er gegen den Vertrag das Volk mit Abgaben und fremden Soldaten bedrückt, redliche Leute zum Tode verurtheilt, ehrbare Frauen geschändet und Neuerungen in den Städten angestellt habe. Die Vertheidigung geschah in einer sehr ungenügenden und zum Theil übermüthigen Weise, so daß die Richter ihn einstimmig zum Tode verurtheilten. Er ward vor das Käferthor geführt und dort unter den Augen einer unzähligen Menge enthauptet. Keine Thräne des Mitleids, kein bedauerndes Wort ward dem Verhaßten zu Theil.

Als der Herzog Karl die Nachricht von dem Bunde der Schweizer mit Sigismund von Oestreich und von der Hinrichtung seines Landvogtes erhielt, machte er dem Herzog und den Eidgenossen bittere Vorwürfe über Treulosigkeit und Friedensbruch und rüstete, um sich zunächst an der Schweiz zu rächen, ein furchtbares Heer. Mit 60,000 trefflich gewappneten ritterlichen Kriegern zog er durch Lothringen, dessen Herzog Renatus mit den Schweizern im Bunde stand, und nachdem er den Herzog verjagt und sich des ganzen Landes bemächtigt hatte, rückte er siegesgewiß in die Berge der Schweiz ein, die er mit leichter Mühe seinem Scepter zu unterwerfen hoffte. Nach mehreren kleinen Gefechten eroberte er die Stadt Granson und ließ hier an der Besatzung, der er vorher das Leben zugesichert hatte, in unmenschlicher Weise seinen Zorn gegen das Schweizervolk aus. Er ließ sie zum Theil an Bäumen aufhängen, zum Theil ersäufen. Da entflammte das Rachegefühl die Schaaren der Schweizer Bauern und Bürger, sie griffen mit furchtbarem Ingrimme zu den Waffen und schlugen das stattliche stolze Heer des Herzogs in völlige Flucht, 1476. In dem Lager des flüchtigen Herzogs erbeuteten die Schweizer einen ungeheuren Reichthum, des Herzogs Zelt, mit Sammt, Stickereien und Perlen geziert, künstlich gearbeitete Eß- und Trinkgefäße aus Gold und Silber, Reliquienkästchen mit den kostbarsten Dingen prangend, Edelsteine von ungeheurem Werthe, eine Menge von Geld, von Vorräthen, Weine und Früchten. *)

Diese Niederlage reizte den kriegerischen stolzen Herzog zu noch größerem Zorne, und noch in demselben Jahre brach er mit einem neuen Heere in die Schweiz ein. Und wiederum wurde er furchtbar auf's Haupt geschlagen, bei Murten unweit Bern. Als vor dem Beginn der Schlacht an einem regnerischen Morgen die ungeheuren Schlachtreihen der Burgunder sich vor den Augen der Eidgenossen furchtbar entfalteten, fiel der Führer der Schweizer nach alter frommer Sitte mit dem gesammten Heer auf die Kniee und betete. Und wäh-

*) Unter den erbeuteten Kostbarkeiten befand sich auch ein Diamant, größer als eine welsche Nuß, den der Herzog höher schätzte als eine ganze Provinz. Der Schweizer, der ihn fand, verkaufte ihn, da er seinen Werth nicht kannte, an einen Juden für einen Gulden. Später kam er in den Schatz des Großherzogs von Toscana.

rend sie beteten, brach die Sonne hell aus dem Gewölke hervor, dem frommen Bergvolke ein frohes Zeichen des Sieges. Voll Begeisterung stürzten sie in die glänzenden Reihen der Burgunder und zersprengten sie bald nach allen Seiten in die wildeste Flucht. 20,000 Burgunder lagen theils erschlagen auf dem Schlachtfelde, theils ersäuft in dem nahen tiefen See. Ein auf dem Schlachtfelde von den Schweizern errichtetes großes Beinhaus umschloß die Gebeine der Erschlagenen; es trug die einfache Inschrift: „Dieses hat das Heer des mächtigen Herzogs von Burgund zum Andenken hinterlassen.“ Die Franzosen haben das Murtener Beinhaus im Jahr 1798 zerstört; jetzt steht an der Stelle ein hoher Obelisk.

Die Folge dieser Niederlage des burgundischen Herzogs war, daß der Herzog von Lothringen sich wieder in den Besitz seines Landes setzen konnte, und als deßwegen Karl im folgenden Jahre einen neuen Feldzug nach Lothringen machte, wurde er bei Nancy von den Schweizern und Lothringern aufs neue geschlagen. Er selbst fiel auf der Flucht mit seinem Pferde in einen Graben und wurde da von einem nachsetzenden Reiter mit der Lanze durchbohrt. Zwei Tage nachher fand man seine Leiche, mit Blut bedeckt, im Moraste eingefroren. So zerschellte die prunkende Macht des kühnen, ritterlichen Herzogs an der Kraft und Tapferkeit eines einfachen Hirtenvolkes, und er bezahlte seine Ländersucht mit dem eigenen Blute. Er war der letzte seines Stammes; von seinen Ländern wurde das eigentliche Herzogthum Burgund von Frankreich eingezogen, die Niederlande dagegen kamen durch die Heirath seiner Tochter Maria mit Maximilian von Oesterreich an das österreichische Haus.

Die großen Siege über den Herzog von Burgund hatten zwar die Schweizer von einem gefährlichen äußeren Feinde befreit; zugleich aber erwuchs ihnen aus denselben ein neuer gefährlicherer Feind in ihren Herzen. Die großen Waffenthaten, wodurch sie mächtige Fürsten niedergeworfen, die unermeßliche Beute, welche ihnen nach den burgundischen Schlachten zufiel, machten sie übermüthig und eroberungssüchtig, verleiteten die Vornehmen unter ihnen, daß sie es den Fürsten an Aufwand und Pracht gleich zu thun suchten und nach einer Herrschergewalt trachteten, welche in Freistaaten nicht statthaben darf; bei den Gemeinen erregten sie trotzigen Stolz und die Liebe zu Geld und Reichthum. In den aristokratisch regierten Städten, wo bisher nur Amt und Verdienst ein Ansehen gegeben, erwachte die Sucht nach Titeln und Ehrenzeichen, man wetteiferte in Hoffahrt und Kleiderpracht und buhlte um Fürstengunst. In den demokratischen Hirtenkantonen fanden jetzt Gegenstände des Luxus und Genusses Eingang, von denen man früher keine Ahnung gehabt, und der Eigennutz und die Geldgier rief unter ihnen selbst Neid und Zwietracht wach.

Bald kam es zwischen den Waldstädten und den zugetretenen Kantonen zu einem gefährlichen Kriege. Die Waldstädte wollten Freiburg und Solothurn nicht in den Bund aufnehmen, die zugetretenen Kantone verlangten, eigene Städtebündnisse unter sich abschließen zu dürfen. Der gegenseitige Neid und Haß wurde noch durch den Eigennutz bei der Theilung der Beute von den burgundischen Schlachten her genährt, und so flammte schon der Bürgerkrieg in den Städten und Thälern auf, der die ganze Eidgenossenschaft aufzulösen drohte. Da ward plötzlich und unverhofft der allgemeine Aufruhr durch das Auftreten und das Wort eines einzigen Mannes beschworen.

Niklas von der Flühe, ein Mann, der in seinen jüngeren Jahren seinem Vaterlande sowohl durch die Kraft seines Armes in den Schlachten als durch weisen Rath in der Landgemeinde viel gute Dienste gethan und sich die allgemeine Liebe und Achtung seiner Mitbürger erworben, hatte, des Weltlebens müde, nachdem er Weib und Kinder versorgt, sich in eine Einöde bei Altdorf zurückgezogen, um dort in Gebet und frommer Betrachtung allein sich und seinem Gotte zu leben. Da wohnte er viele Jahre lang fern von allen Menschen, von

dem umwohnenden Volke wie ein Heiliger verehrt. Als diesem jetzt durch seinen Freund, den Pfarrer von Stang, die Nachricht zugebracht wurde, wie die Eidgenossen in Aufruhr sich zu zerfleischen drohten, verließ er seine stille Klause und wanderte, auf seinen Stab gestützt, eine altersschwache Gestalt mit weißem Bart und Haupthaar, hinab nach Stang, wo eben die Tagherren zu einer Besprechung sich versammelt hatten. Als der ehrwürdige Greis wie ein Bote des Friedens in die vom Streit aufgeregte Versammlung trat, erfolgte plötzlich eine tiefe Stille; es war, als wenn eine Erscheinung aus einer andern Welt in ihre Mitte träte. Nachdem der Alte die Tagherren freundlich und treuherzig gegrüßt, sprach er also zu ihnen:

„Liebe Herren, treue Eidgenossen! Hier komme ich alter schwacher Mann, von meinem besten Vater und Freunde aus der Einöde gerufen, zu Euch zu reden vom Vaterlande. Kunst und Wissenschaft habe ich nicht, ich bin ein ungelehrter Mann; was ich habe, gebe ich Euch. Von dem Gott, welcher Eure Väter gerettet in Landesnöthen und Sieg Euch gegeben hat an den Tagen der Schlacht, von dem habe, von dem gebe ich's Euch. Eidgenossen, warum habt Ihr Krieg geführt? Weil es anders nicht hat sein können. Durch die Kraft vereinter Arme und Herzen. Jetzt wollt Ihr Euch trennen um der Beute willen? Ein solches, o Eidgenossen, laßt nicht von Euch gesagt werden in den umliegenden Landen. In Gutem, Treuen rathe ich, bitte ich dringendst, Euch von den Städten, daß Ihr Bürgerrechte löset, welche einem alten Eidgenossen schmerzlich sind; Euch von den Ländern, daß Ihr bedenkt, wie Solothurn und Freiburg neben Euch gestritten haben, und sie in den Bund nehmt; alle Eidgenossen, daß Ihr in Mißverständnissen, welche wohl unter Brüdern kommen mögen, gemäß der Billigkeit bei der alten Art gleicher Sätze von jeder Partei bleibet. In Kriegen werde Erobertes nach den Orten, Erbeutetes nach den Leuten vertheilt. Ferner rathe Ich euch, nicht zu sehr den Euch umschließenden Zaun zu erweitern. Meidet fremde Händel. Seid friedsame Nachbarn, und wer Euch unterdrücken wollte, der finde seine Männer. Fern von Euch, daß einer um das Vaterland Geld nehme; vor Parteiung hütet Euch, sie wird Euren Bund zerstören. Liebt Euch unter einander als Eidgenossen, als Christen, und der Allmächtige walte über Euch gütig wie bisher."

Die Zusprache des heiligen, hochangesehenen Mannes machte einen solchen Eindruck, daß binnen einer Stunde aller Streit geschlichtet war. Durch das ganze Land der Eidgenossen aber ertönte bei der Nachricht von dem, was geschehen, ein allgemeines Freudengeläute wie nach der Schlacht bei Murten; „mit Recht, sagt der Geschichtschreiber der Schweiz, Johannes von Miller; denn es hatten die Eidgenossen sich selbst überwunden."

Als Beispiel noch, wie in den aristokratischen Städten der Eidgenossen die Siege über Burgund Einzelnen verhängnißvoll wurden, will ich den Hans Waldmann anführen, den Bürgermeister von Zürich. Als armer Knabe war er nach Zürich gekommen, um das Gerberhandwerk zu lernen. Durch seinen hellen Verstand und sein gewandtes Wesen, durch die Schönheit seiner Gestalt und sein freundliches Benehmen gewann er sich dort die Gunst der Männer und der Frauen. Er heirathete die Wittwe eines Amtmanns und wurde Bürger, Zunftmeister, Obristmeister und endlich Bürgermeister. Zur Zeit des burgundischen Krieges spielte er eine hervorragende Rolle als gewandter Unterhändler und als tapferer Held. Er war bei Murten und bei Nancy Anführer der eidgenössischen Truppen und hat durch kluge Führung, wie durch persönliche Tapferkeit, viel zum Siege beigetragen. Von nun an war er nicht bloß einer der ersten Männer in der Eidgenossenschaft, sondern sein Name wurde auch in fremden Landen mit Ehre und Ruhm genannt. Aber seitdem er Fürsten in den Staub geworfen, glaubte er, selbst den Fürsten gleich zu sein, und lebte und schaltete in dem republikanischen

Staate gleich einem Fürſten. Er glaubte über alle hervorragen zu müſſen, entfaltete in ſeinem Hauſe und im öffentlichen Leben eine in der Stadt nie geſehene Pracht. Er ging in zierlicher Kleidung einher, hielt ſich ſchöne Pferde und glänzende Rüſtkammern, veranſtaltete koſtbare Gaſtmähler und war ſtets von einem Schwarme alter Schmeichler und junger Wollüſtlinge umgeben. Mit ausländiſchen Fürſten, namentlich mit den Oeſterreichern unterhielt er freundſchaftliche Beziehungen; bei der Verwaltung ſeines Amtes war er ſtolz und hochfahrend, das Geſetz galt ihm wenig mehr, ſein Wille ſollte Geſetz ſein. Von der Feſtigkeit ſeines Glückes, von der Größe ſeines Verdienſtes überzeugt, ahnete er nicht, auf wie gefährlicher Höhe er dahinging; er bedachte nicht, daß in einem Freiſtaate jede Ausnahmsſtellung gehaßt wird, ſah nicht, wie ein großer Theil der Rathsherren und der Vornehmen in der Stadt, die ihm gleich zu ſein dünkten, ſeine Größe beneideten, wie die Bürger durch ſeinen Stolz und ſein Streben, etwas Beſonderes zu ſein, ſich verletzt fühlten. Es dauerte nicht lange, ſo bildete ſich eine Verſchwörung zu ſeinem Sturze, angeſtiftet durch Göldli, ſeinen bitterſten Nebenbuhler in Würden und Fähigkeiten. Man reizte die Züricher Landleute auf, welche Waldmann mit großer Strenge in Zucht und Gehorſam gehalten und wie Unterthanen behandelt hatte, daß ſie ſich bewaffnet zuſammenrotteten und mit Ungeſtüm die Herſtellung ihrer alten Gewohnheiten und die Beſtrafung des Bürgermeiſters verlangten. Sie rückten vor das Rathhaus, wo Waldmann ſich vertheidigen wollte; aber die tobende Menge ließ ihn nicht zu Wort kommen: „Herunter mit ihm, ſchrieen ſie, ſein freundliches Geſicht hilft ihm nicht mehr; ſeine Hoffahrt und Regiment hat ein Ende!“

Waldmann, bisher in zu feſtem Vertrauen auf ſeine Allgewalt, war auf einen ſolchen Angriff nicht gefaßt. Er verſtummte und ließ ſich gefangen nehmen. Man führte ihn in den Thurm und verurtheilte ihn in kurzem Proceß als Anmaßer und Staatsverräther zum Tode. Als die große Glocke im Münſter erklang zum Zeichen ſeiner Hinrichtung, trat er gefaßten Muthes und mit heiterem Antlitz in zierlicher Kleidung aus ſeinem Gefängniß und ging feſten Schrittes der Richtſtätte zu. Bevor er ſein Haupt ſenkte, um den Todesſtreich zu empfangen, warf er noch einen Blick auf die Stadt, die er ſo lange geleitet, und betete zu Gott für ihr Wohl. So ſtarb der Mann, deſſen Schwert noch kurz vorher die Macht Burgunds gedemüthigt, durch das Schwert des Scharfrichters. In der Stunde, wo er den Herzog ſchlug, legte er auch ſchon den Grund zu ſeinem eigenen Verderben.

Dies und Das.

An die Weihnachtszeit, die ſelige, fröhliche, mahnet uns die Zeit, die raſch ihr zueilt. Manchem Leſer und mancher Leſerin der Maje gehts wie unſer Einem, er ſinnet, was er den Lieben beſcheeren laſſe, und findet die Kehr nicht, oder mit andern Worten — er kommt nicht um die Ecke und findet das Rechte nicht. Nun, gute Bücher ſind eine gute Gabe, aber es iſt da auch kein Ueberfluß, und man kann ebenſo gut das Rechte treffen als — neben dran. Da frage ich denn Leſer und Leſerinnen, kennet Ihr denn nicht die Schriften unſres lieben, geiſtreichen, gemüthvollen, reich beleſenen, trefflich ſchreibenden Maſius, oder des Dr. Hermann Maſius, Direktors der Realſchule in Neuſtadt-Dresden, köſtliche „Naturſtudien“? Oder ſeine neueſte, aus den bei Bädeker in Eſſen erſchienenen, nun auch in zweiter Auflage erſchienenen „Naturwiſſenſchaften“ abgedruckte „Die Thierwelt, Charakteriſtiken von Dr. Hermann Maſius? Auf dies herrliche Buch möchte ich aufmerkſam machen. Mit ihm ſchenkt Ihr Euren Lieben etwas Köſtliches.

Maſius hat unſrer Maje auch ſchon einen trefflichen Aufſatz mitgetheilt, und ich hoffe nebenbei den lieben Leſern ſagen zu dürfen, daß der vortreffliche Schriftſteller ſie bald wieder durch einen Aufſatz erfreuen wird, nachdem uns ſehnlichſt verlanget.

Felswände von Porzellan ſind Dinge, die noch nicht dageweſen ſind, indeſſen wirklich da ſind. Herr de Sauſſure, der im ſüdlichen Amerika nicht nur die intereſſanteſten Reiſen, ſondern auch

die merkwürdigſten Entdeckungen machte, erzählt, daß er in der Nähe des feuerſpeienden Berges „San Andres in Michoacan“ an eine Stelle in der Nähe dieſes Vulkanes geführt worden ſei, die ihn in's höchſte Erſtaunen verſetzt habe. Vor ihm erhob ſich nämlich plötzlich eine weiße, glänzende, glatte und rückſpiegelnde Felswand, wie mit dem feinſten Porzellan überzogen! Dieſe ſeltſame und erſtaunenswürdige Erſcheinung hatte folgenden Grund. Auf der Höhe dieſer Felswand befand ſich eine trichterförmige Vertiefung von etwa zwei Meter Oeffnung oben am Rande, aus welcher mit grimmigem Pfeifen ein ungeheurer Dampfbrodem herausgeſtoßen wird, der ſich als eine Säule bedeutend hoch erhebt. Gleichzeitig mit dem als Tropfen herabfallenden Dampfe entſtrömt der Quelle in verſchiedenen Rinnen und Strängen ſiedendes Waſſer, welches eine ſolche Menge Kieſelſäure enthält, daß es die Felſen damit überzogen hat, wie mit dem feinſten, reinſten, glänzendweißeſten Porzellan, das dieſen wundervollen Anblick gewährt.

Es gehen doch ſeltſame Dinge vor! Die Gemüſegärtner in und um London herum verfahren mit ihren Pflanzen ungemein ſorgfältig. Mit ihren Vergrößerungsgläſern betrachten ſie ſie alle Tage, um die Anſätze von kleinen Pilzen, die das bloße Auge nicht ſieht, und von ſogenanntem Mehlthau zu entfernen! Um die kleinen Gartenſchnecken zu entfernen, die an jungen Pflanzen ſo viel Unheil anrichten, laſſen ſie Hühner im Garten umhergehen — Holla! ruft die ſorgſam gärtnernde Hausfrau, mach' uns Nichts weiß! das hieße ja den Bock zum Gärtner machen! die verſcharren ja Alles! Mit Gunſt, antworte ich. Laſſet mich's nur erſt fertig machen, ehe Ihr lieben Frauen urtheilet! Dieſe Hennen bekommen im vollen Sinne des Wortes Schuhe an die Füße, daß ſie gar nicht ſcharren können und nur picken. Glaubet nicht, daß ich Euch Etwas aufbinde! Es iſt wirklich ſo! — Ja noch mehr, um die Blattläuſe und kleinen Räupchen zu entfernen, ehe ſie groß werden und großen Schaden thun — pflegen dieſe Gärtner die — Gartenkröten in ihren Gärten. Pfui, rufet Ihr da aus. Dieſe abſcheulichen, entſetzlichen Thiere! Aber es iſt ſo, und es gibt kein Mittel, ſo ſicher und untrüglich dieſe ſich zahllos vermehrenden kleinen Feinde des Gartenbaues zu vertilgen als dieſe Kröten, und die Engländer wiſſen wohl, was ſie thun!

Die Bohnenfeſte in alter und neuerer Zeit am Niederrheine, ſind bekannt und die Bohne im Stollen (Gebäcke), die den Bohnenkönig bezeichnet, der in der Geſellſchaft für ein Jahr der Feſtordner und dergleichen iſt. Alſo eine Auszeichnung im guten Sinne bringt das Stück des Kuchens dem, der die Bohne drinnen findet. Belgien war durch ſeine Bohnenfeſte ausgezeichnet, die die Maler Adrian von Oſtade und Teniers vortrefflich malten, aber es waren ausſchweifende Feſte, roh und wild, und unſere Redensart: Es geht über das Bohnenlied! weiſt auf dieſe bei ſolchen Feſten geſungenen Lieder als auf das Höchſte roher und ausſchweifender Laune hin. Wir haben noch ſolche Bohnenlieder, irre ich nicht, in der von Erlach'ſchen Sammlung von Volksliedern aus der deutſchen Vorzeit. Daß auch hier das Heidenthum in die ſpätere Zeit hereinragt, iſt ſicher, aber wunderbarer Weiſe gerade im entgegengeſetzten Sinne; denn die Bohne war bei vielen alten Völkern verachtet, nur die Griechen bauten dem Bohnengotte Kyamites am heiligen Wege nach Eleuſis einen Tempel. Dennoch war ihnen die Bohne ein Zeichen des Todes.

Die Biberfänger durchziehen, da der Biber der häufigen Nachſtellungen wegen in Nordamerika immer ſeltener wird, die „Felſengebirge“ und ihre Ausläufer, wo eben der Biber ſich noch findet. Ein ſolcher Biberfänger erzählt: Die Gewohnheiten des Bibers erfordern ein wahres Studium. Die Ausbildung ſeiner Klugheit berechtigt ihn, die erſte Stelle unter den Säugethieren einzunehmen. An den Dämmen der Biber kann der Waſſerbaumeiſter, an ihren Häuſern der Baumeiſter lernen, bequeme Wohnungen einzurichten, während ihre unermüdliche Thätigkeit dem Arbeiter als Muſter dienen kann. Die Wohnung des Bibers iſt gewöhnlich am Ufer eines Fluſſes ausgehöhlt, deren Eingang ſich ſtets unter dem Waſſer befindet; nicht ſelten jedoch, wenn die Ufer zu flach ſind, bauet er an Flüſſe ſelbſt Häuſer von kegelförmiger Geſtalt. Dieſe ſind aus in einander geflochtenen Baumzweigen gemacht, welche mit Erde zuſammengebacken ſind. Um Dämme und Wohnungen zu bauen, auch um Baumrinde zur Ernährung zu ſammeln, fällt der Biber Bäume von 8 bis 10 Zoll Durchmeſſer, und bringt ihn grade ſo zu Falle, wie er es zu ſeinem Zwecke dienlich findet. Er nagt dieſe Bäume ſtets oberhalb der Stelle ab, wo er bauen will, um ſie vermittelſt der Thätigkeit ſeines Schwanzes dahin zu ſteuern, wohin er ſie haben will. Iſt der Baum an der Erde gefällt, ſo nagt er ihn in verſchiedene Stücke, wie ſie ihm dienen können, die er dann ins Waſſer ſtößt und ſteuert. Die Abſchnittsflächen ſind ſo glatt, daß ſie kaum die feinſte Art und die ſorgfältigſte Arbeit glätter herſtellen könnte, und viel glätter als ein Schnitt mit der feinſten Säge. Mit ſeinem breiten Schwanze, der zwölf bis vierzehn Zoll lang, über vier Zoll breit und mit einem dicken, ſchuppigen Felle bedeckt iſt, übertüncht der Biber ſein Haus ſo gut und ebenmäßig wie der Maurer mit Hand und Kelle. Das Weibchen bringt ſelten mehr als drei Junge zur Welt; indeſſen kommen Fälle von größerer Fruchtbarkeit vor. Der Biber wird ſehr alt. Er wird von Alter greis. Die Jungen ſind ebenſo ſpielſüchtig wie junge Katzen, und es iſt ein wahres Vergnügen zuzuſehen, wie das alte Biberweibchen mit hohem, aber komiſch anzuſehendem Ernſte zum Spielen anleitet, während es wie eine tüchtige Hausfrau ſich ſelbſt mit einer häuslichen Arbeit beſchäftigt.

Ahnel und Enkel.

Erzählung von Hermann Schmid.

I.

Das Hochamt war zu Ende. Durch den Weihrauchduft, der aus dem geöffneten spitzbogigen Hauptthore hervorquoll, verbrauste der Schluß des Spiels einer gewaltigen Orgel, und von den beiden hohen prachtvollen Thürmen herab schallte mächtiges vollstimmiges Glockengeläute, weit hinaus den Schluß der frommen Feier verkündend. Nach und nach kamen die Andächtigen, bald einzeln, bald in Gruppen aus der Kirche hervor, die Männer in den stattlichen grauen mit Grün verbrämten Joppen, wie sie die bayrischen Gebirgsbewohner zu tragen pflegen; unter dem entblößten Knie den zierlich gestickten Wadenstrumpf und auf dem Kopfe den grünen, spitz zulaufenden Hut, — die Weiber in kurzen faltenreichen Röcken, das Haar in reichen Zöpfen um den Kopf geflochten, auf dem ebenfalls, etwas seitwärts geschoben, der grüne Hut prangte. Alle waren hochfesttäglich geputzt; denn es war der Ostertag, und auch das ganze Thal schien in die Freude seiner Bewohner einzustimmen; denn über dem Klosterhofe, an dessen einem Ende die Kirche stand, und über denselben weit hinaus auf dem Gebirge lag ein heiterer, blauer Frühlingshimmel, die Luft wehte so mild wie selten um diese Jahreszeit, und an den vier Linden, die in der Mitte des Hofes einen aus früherer Zeit übrig gebliebenen marmornen Röhrenbrunnen überschatteten, hatten die jungen Blätter schon die Knospen gesprengt und breiteten sich behaglich an der warmen Aprilsonne auseinander. Unter den Linden sammelten sich allmälig die älteren, die verheiratheten Männer des Dorfes, während seitwärts die jungen Bursche den Mädchen den Weg vertraten, um sie zu grüßen und zu necken, und unter dem Thorbogen die Kinder mit den rothen Eiern spielten und die Stärke ihrer Schalen durch gegenseitiges Anschlagen prüften.

Bei den Männern unter der Linde saß auch der alte Bergbauer, ein fast achtzigjähriger Greis, auf dem steinernen Brunnenrand.

Das Alter hatte die hohe breite Gestalt desselben etwas zusammengekrümmt, aber in der ganzen Haltung lag nichts Gebrechliches, und die Augen sahen unter den dichten weißen Brauen und der breiten kahlen Stirne so frisch und sicher hervor wie die eines Jünglings. Es waren aus der Stadt allerlei befremdliche und besondere Neuigkeiten angekommen, und die Männer sprachen untereinander darüber, Partei nehmend für oder gegen dieses oder jenes, oder dem Alten zuhörend; denn er galt bei Allen für einen gescheidten Mann, der in seinem langen Leben viel gesehen und erfahren hatte und in allen Dingen wohl sagen konnte, was daran war.

„Wenn's was Gutes ist, was sie vorhaben," schloß der Alte nach längerem Gespräch seine Rede, indem er aufstand und sich zum Gehen anschickte, „wenn's was Gutes ist, so wird's bleiben, und die ihr jünger seid, könnt es dann alle noch erleben und genießen und mir dann einmal droben im Himmel, so Gott will, erzählen, — ist es nicht gut, so vergeht's, und es ist am besten, wir kümmern uns nicht drum und, Jeder thut, was ihm zusteht, wie zuvor! Ich mein", so könnt's uns in keinem Falle fehlen, Nachbarn.

Während dieser Worte war von der Kirche her eine Bäuerin langsam näher gekommen, eine kleinere hagere Gestalt mit blassem Kummergesicht. Ihr ging der Alte, nachdem er die Andern gegrüßt und ihnen gute Feiertage gewünscht hatte, ein paar Schritte entgegen und dann mit ihr durch den Thorbogen das Dorf hinab.

„Wo ist der Bub', Vater?" redete ihn das Weib an. „Ich hab' — Gott verzeih' mir die Sünd' — mir fast die Augen nach ihm ausgeschaut und hab' ihn nicht erblickt."

„Er wird auf dem Chor gewesen sein und musicirt haben," entgegnete der

Alte. „Ich hab ihn auch nicht gesehen.“ „Auch nicht gesehen? fuhr die Bäuerin rascher fort, und über die blassen Züge zuckte das Roth des aufsteigenden Zornes. Auf dem Chor war er nicht — ich hab' den Lehrer nach ihm gefragt; er ist also gar nicht in der Kirch' gewesen.“

„Was wird er nicht!“ begütigte der Alte. „In der großen Kirche kann man einander leicht übersehen!“

„O, ich hätt' ihn nicht übersehen! Er war nicht drin, Vater; er hat mir, seiner Mutter, die ihn fromm und christlich erzogen, er hat Euch das Herzleid angethan, Vater — und ist am heiligen Ostertag nicht einmal in die Kirch' gegangen! Ich denk', ich muß mich vor dem ganzen Dorf verkriechen vor Schande.“—

„Es wär' schlecht von ihm, wenn's so wär'“, unterbrach sie der Alte!

„Aber ich trau's dem Paul nicht zu! es wird ihn was abgehalten haben!“

„ Abgehalten!?“ fuhr die immer mehr zürnende Mutter auf. „Was könnt ihn abhalten? Von was darf er sich abhalten lassen? Das Gebet geht Allem vor — und ich mein', er hätt's wohl nöthig, daß er um Segen bittet! — Nein Vater, ich weiß es besser oder doch so gut wie Ihr, wenn Ihr's auch nicht sagt,— er ist ein eitler hoffärtiger Bursch, ein weltlicher Mensch geworden, der sich schämt in seiner Studiertheit, zu thun und zu beten wie wir, und wie er auch gethan und gebetet hat, bis ihn das Unglück in die Stadt geführt hat. — O, ich wollt', ich hätt' ihn nie hingehen lassen.

Das leidige Studiren ist an Allem Schuld!“.

„Mach mir den Kopf nicht warm, Burgl,“ erwiederte der Alte mit festem Ton. „Du weißt, ich kann das Gewäsch nicht leiden! Ich kann's nicht leiden, wenn Du mir immer das Studiren vorwirfst! Ich weiß es schon, daß ich d'ran schuld bin, und ich sag' nicht nein, und es reut mich auch kein bissel. Du bist, wie Dein Mann selig — der hat auch nie davon hören wollen, wenn ich gesagt hab' — laßt den Buben studiren, Ihr könnt's erschwingen, laßt ihn lernen, was wir nicht haben lernen können! — ‚Aber ich hab doch Recht, und Du wirst es auch noch sehen, daß Du Recht gethan hast, mir nachzugeben, wie er gestorben war —

„Ich seh's jetzt schon, Vater, was ich davon hab! Aber kommen wir nur heim, so will ich dem Buben zeigen, daß er noch nicht über seine Mutter hinausstudirt ist! Ich will ihm sagen, wohin ein ordentlicher Christenmensch an einem Tag wie der heutige und um die Zeit hingehört! Ich will ... Nun, da haben wir's, wie ich gesagt“ unterbrach sich die Eifernde plötzlich und zeigte stille stehend mit ausgestrecktem Arm vor sich hin — — Da kommt er aus dem Walde über'n Hügel herunter und hat das Gewehr über'm Rücken!“

Während dieses Gesprächs hatten beide, rasch vorschreitend, das Dorf hinter sich gelassen und sich seitwärts einer Anhöhe zugewendet, auf welcher, von rückwärts rings mit Wald umschlossen, der einsam gelegene Berghof herabsah. Auf den Ausruf der Mutter war auch der Alte stehen geblieben und sah nun, ihrem Fingerzeige mit dem Auge folgend, seinen Enkel Paul mit der Jagdflinte aus dem Walde her auf das Haus zukommen. — Der Alte war sichtbar schmerzlich überrascht. „Der unnütze Bub'“ — rief er im Unwillen vor sich hin, aber er nahm sich gleich wieder zusammen und faßte die Tochter am Rock, welche Miene machte, geradezu ins Haus zu laufen und den Buben vorzunehmen.

„Halt, Burgl, halt,“ sagte er, „Du bleibst da — Du gehst langsam und sagst mir kein Wort zu dem Burschen. Weil er wirklich so frech ist, will ich ihm als Ahnel (Großvater) den Text lesen. Du wirst Dich aus Deiner Jugend wohl noch erinnern, ob ich's kann!“

Damit traten beide in's Haus. Der Alte schob die Mutter, die nicht übel Lust hatte, ihm nicht zu gehorchen, in die Stube und ging dem Enkel, der durch den Garten an die Rückseite des Hauses herankam, entgegen.

Paul war ein hübſcher junger Menſch mit offenem, einnehmendem Ausdruck im Geſicht, aber die Farbe desſelben war etwas verbleicht, und in ſeinen lebhaften braunen Augen flackerte unſtetes Feuer hin und wieder.

Nachdem Beide ſich begrüßt, führte der Ahn' den Enkel tiefer in den Baumgarten, wo die Birnbäume ſchon anfingen, die weißrothen Blüthen zu öffnen. „Ich bin unzufrieden mit Dir, Paul", heb der Alte an. „Du biſt kaum einen Tag hier und machſt mir und Deiner Mutter Kummer und Verdruß. — Warum biſt Du heut, am Auferſtehungstage des Herrn, nicht in der Kirche geweſen?"

Der junge Menſch ſtand verlegen; er ſchien um eine Antwort zu ſuchen, und um ſeinen Mund zuckte es wie ein ſpöttiſches Lächeln.

„Alles in der Chriſtenheit bittet und dankt heute — — haſt Du Nichts zu bitten und zu danken?" fragte der Alte wieder.

„Man kann überall beten", antwortete Paul, nicht ohne Widerſtreben. „Der Wald iſt auch eine Kirche."

„Und eine große und eine ſchöne dazu, antwortete der Greis, aber ich denk', das Ding da taugt nicht gut zum Beten."

Damit deutete er auf die Flinte, die Paul an einem Baum gelehnt hatte.

„Und was haſt Du denn da in der Taſche? „frug der Alte weiter und zog ein paar kleine, blutbefleckte Vögel heraus. „Sieh', ſieh'," fuhr er fort, die erſtarrten Körperchen in der Hand wägend — „Du biſt ein guter Schütz. Du haſt feſt und ſicher gezielt und die Thierchen wohl gerade im Aufſteigen getroffen — gerade wie ſie in der großen Waldkirche auffliegen und auch beten wollten, auf ihre Weiſe. — Nennſt Du das beten im Walde?"

Der junge Menſch ſchwieg und ſah erröthend zu Boden.

„Du biſt alſo in den Wald gegangen, um der Kirche und dem Gebete auszuweichen. Warum das, Paul?"

Der Alte ſah ihn feſt und traurig an.

„Iſt es nur ſtrafbarer Leichtſinn — oder hat Deine arme Mutter wirklich Recht? Iſt Dir Dein heiliger Glaube gleichgiltig oder gar fremd geworden?"

Paul ermannte ſich; er wollte dem Geſpräche, das ihm peinlich war, ein Ende machen. „Laßt das gut ſein, Großvater", ſagte er, „wir wollen davon nicht reden; wir würden uns doch kaum verſtehen!"

„Weil ich nicht ſtudirt habe, wie Du, meinſt Du? Ich will's doch verſuchen — hab' ich doch Deine Antwort ſchon beſſer verſtanden, als mir lieb iſt! Paul — armer, lieber Paul, was hat der Menſch, der Nichts hat als die Erde und das bischen Leben! — Paul, denk an Gott!"

„Ihr zwingt mich zu reden, Vater", erwiederte dieſer, „und das iſt nicht gut; denn ich mag nicht lügen, und was ich ſagen kann, wird Euch betrüben. — Ja denn — ich habe mich der Wiſſenſchaft ergeben; ich ſehe die Welt anders an als früher: was Euch heilig iſt, was es einſt auch mir war, hat für mich aufgehört, es zu ſein . . ."

Der alte Mann ſtarrte ihn mit Thränen in den Augen an; er legte ihm beide Hände auf die Schultern und ſah ihm tief in's Geſicht . . . „Paul", ſagte er mit vor Bewegung zitternder Stimme, „Sohn meiner Tochter — was muß ich von Dir denken? Ich faß' den Sinn Deiner Rede nicht ganz . . . Sag, glaubſt Du an Gott?"

Der Jüngling ſah zur Erde und ſchwieg.

„Du ſchweigſt?" ſtammelte der Alte. „Du glaubſt nicht?" Haſtig führte er ihn vor einen mit friſchen, grünen Blättern bedeckten Strauch. „Da ſieh' her — ſieh' das an, du unglücklicher Gelehrter — und dann ſage nochmal, daß Du nicht an ihn glaubſt."

„Spiel der Naturkraft", erwiederte düſter der Jüngling.

„Und die Sonne dort oben über uns, die kommt und geht und ſchwebt?"

„Das Gesetz der Schwere hält sie im Raume."

„Und woher ist die Naturkraft, wie Du sagst? Wer hat das Gesetz gegeben, das Du nennst? O Du Blinder! Wie dauerst Du mich so sehr, so bitter, daß ich Dir nicht bös sein kann! — Komm' — Paul, setze Dich zu mir daher in die Laube und hör' mich an!"

„Nicht doch, Vater", rief Paul — „Nichts mehr davon. Behaltet Eueren Glauben und laßt mir den meinigen!"

„Nein, das thu' ich nicht", entgegnete der Alte und hielt den Widerstrebenden fest. „Du mußt mich anhören. Dein Vater ist todt — ich bin Dir an seiner Stell'; es ist meine Pflicht, für Dich zu sorgen, und ich will's, so lang ich ein offenes Aug' hab'. Wann's Dich auch leicht ankommt, uns aufzugeben, ich geb' Dich nicht so leicht auf. Drum hör' mich nur an. Ich will Dir was aus meinem eigenen Leben erzählen. Ich bin auch nicht immer gewesen wie jetzt; war jung und rasch und dumm und hab' auf meine Art Gedanken gehabt wie Du. — Aber ich bin hindurchgekommen und bin dabei glücklich gewesen mein Leben lang. Hör' zu!"

Sie waren, im Gespräche fortschreitend, in die Ecke des Gartens gekommen, wo neben ein paar kärglich bepflanzten Gemüsebeeten einige Stangen in den Boden gesteckt und zu einer kunstlosen Laube verbunden waren, an und über welcher wilder Wein seine ersten hellgrünen Ranken empor heftete.

Der Alte drängte den Jüngling zu dem darunter angebrachten schlichten Bretterſitze, nahm an seiner Seite Platz und begann:

„Ich bin nicht auf unserm Hof da geboren, ich bin drüben auf die Welt kommen — siehst Du, gerad' da drüben, wo die zwei Berge gegeneinander niedergehen. Von den Eisplatten g'rad hinunter — ich seh's deutlich von hier aus, ist der See, und mein Vater war Fischer dort und ein armer, armer Mann. Er hat sich nicht viel erfischt im See, denn bei uns war immer die Noth im Haus und der Schmalhans war Kuchelmeister. Es waren wohl weidlich viel und gute Fische in dem Wasser, aber wohin damit? Die Bauern essen keine, in die Stadt war zu weit; denn ein Fuhrwerk hatten wir nicht, und die Klosterherrn wollten eine Abwechslung am Tische — die haben das Zeug auch nicht allein zwingen können. Zudem waren unser viel Geschwister, und drum hat jedes hinaus müssen, sobald's nur krabbeln konnt', und hat sich müssen sein Brod selbst verdienen. Ich weiß natürlich nicht mehr viel von dem Allen, mir ist Nichts abgangen, denn ich hab's nicht besser gewußt; aber Das weiß ich noch wohl, daß ich immer vergnügt und frisch war wie die Fisch' in unserm See, die, wenn Abends die Sonne so recht lustig d'rauf hinschien, weit über's Wasser in die Höhe sprangen.

Am liebsten war mir's, wenn mich der Vater manchmal mitnahm, und ich mit zum Aufzieh'n der Netze hinausfahren durfte. Gelernt habe ich freilich Nichts, was man so Lernen nennt; denn damals hat man noch Nichts gewußt von einer Schul' wie jetzt, und Alles was ich wußte, war, daß die Aepfel an den Bäumen und die Fisch' im Wasser wuchsen.

Wie wir nun einmal, ich und der Vater, auch hinausgefahren waren, um die Reusen am andern Ufer zu holen, da kam ein Gewitter, eh' wir anlegen konnten. Der See stieg haushoch auf, und unser Schiffel ist herumgetanzt in dem Wind und Regen, in dem Blitzen und Donnern, daß wir Nichts um uns gesehen haben als Wasser, und daß ich vor Angst grad hinaus, wie man sagt, zu schreien anfing. Mein Vater aber, der ein starker Mann war, blieb ganz ruhig hinten am Schiffel sitzen und ruderte und steuerte mit aller Kraft, und ich hab' ihm Nichts angesehen, daß er auch bang gehabt hätte. „Schrei nicht so, Jörgel, hat er gesagt, — das Schreien nutzt Nichts. Halt Dich still, daß die Zill'n nicht umschlägt, und bet' ein Vaterunser. Das Wasser kann uns Nichts thun, wenn un-

ser Hergott nicht will. D'rum bet' und sei still." Ich kann Dir nicht sagen, Paul, wie das für mich war; aber die Angst war mit einem Mal wie weggeblasen. Ich hab' meine Hand'ln zusammengethan, wie ich's von der Mutter gelernt hab', und hab' hergesagt, was ich gewußt hab' — — und drüber hab' ich auf's Wetter vergessen und hab' mich gar nicht einmal so recht wundern können, wie wir nach einem Stündel etwa bei unserer Hütte eing'fahren sind. Ich hab's recht gut begriffen, daß das Wasser auch dem lieben Gott gehören muß wie ich selber, und hätt' mir nicht einbilden können, warum er ein kleines, unschuldiges Bübl wie mich hätt' sollen ertrinken lassen.

Später hab' ich's freilich oft erfahren, daß der Mensch nicht allemal einsieht, warum Etwas geschieht — aber damals ist mein Vertrauen auf den lieben Gott gar fest g'worden und hat mich seither nimmer verlassen.

Bald hernach bin ich als Hütbub' zu dem Bauern über'm See gekommen. Von da an bin ich, wenn der Schnee unten wegzugehen anfing, den ganzen Sommer durch, bis es wieder kalt aus den Bergen herwehte und auf den Gipfeln zu schneien anfing, auf einer großen Waldwiese gesessen und hab' meine Schafe gehütet und Nichts um mich gesehen als den Wald und über mir den Himmel.

Alle Woche ist der Bauer zu mir hereingekommen und hat mir Brod und Käse gebracht und hie und da eines von meinen Schafen mit sich fortgenommen. Das ist fast vier Jahre so hingegangen. — Aber ich hab doch keine Langweile gehabt. Tag's über hatt' ich genug mit meiner Heerde zu thun, damit sich kein Stück im Wald verlief, und wenn ich sie Abends in den Stall gebracht hatte, saß ich oft halbe Nächte lang vor der Hütte und hab' in den Sternenhimmel hinaufgeguckt.

Ich hab' mir zuerst Nichts dabei gedacht, es gefiel mir nur, daß die kleinen Lichter so glitzerten, und wie ihrer bald zwei, bald vier und fünf, bald wieder mehr bei einander stunden. Nach und nach aber fiel mir's auf, daß sie nicht immer auf dem nämlichen Platz über mir stunden, und daß immer einige Zeit verging, bis sie wieder an denselben zurückkamen. Nun freute ich mich erst recht darüber zuzuschauen, wie sie so in der Höh' über mir hinwanderten, und dann fiel's mir ein, daß Einer bei ihnen sein müsse, der sie hält und herumführt, und wie auf dem wüthenden See gedacht ich wieder an den lieben Gott.

War ich erst schon voll Vertrauen auf ihn, so wurd' ich's jetzt noch um so mehr; denn ich meinte nun, es sei gar nicht möglich, daß der Herrgott, der ja die Sterne führe, mir ein Leids könne geschehen lassen. So gings, wie ich gesagt habe, lange, lange Zeit: aber einmal blieb mein Bauer aus. Ich wartete und wartete von Tag zu Tag sehnlicher, denn mein Vorrath ging zu Ende. Es kam aber Niemand, und wie ich Hunger spürte, trieb ich die Schafe in den Stall, warf ihnen Futter vor und machte mich auf den Weg in's Dorf hinab.

Ich hatte wohl vier Stunden zu gehen; wie ich aber aus dem Wald kam und in's Dorf trat, da traf ich die Häuser fast überall leer. Eine böse Krankheit war in's Land gekommen, und die Meisten waren daran gestorben. Im Hause meines Dienstbauern war Alles davon gelaufen und hatten sich die geflüchtet, die übrig geblieben waren. Ich ging also wieder zurück, trieb die Schafe herab und übergab sie den Leuten im Dorf. Dann lief ich an den See hinaus bis dahin, wo meines Vaters Haus gegenüber am Ufer lag, und wo er die Leute, die des Wegs kamen, überzufahren pflegte. Ich sah das Haus auch wie vor vier Jahren vor mir liegen, und das Schiff war am Ufer angebunden wie immer. Ich rief, was ich konnte, über das Wasser hinüber, und es kam auch bald ein Mann, der mich holte . . . . aber mein Vater war es nicht. Ich hatt' ihn in meinem Leben nicht gesehen, und wie wir an's Ufer kamen und ich nach Vater und Mutter fragte, da hört' ich, daß sie beide auch an der Krankheit gestorben waren. Meine Geschwister waren bei fremden Leuten untergebracht, und auch ich

mußte fort; denn das Haus war verkauft worden, weil mein Vater viel ſchuldig war und nicht hatte zahlen können.

Ich ſetzte mich nun am See hin und hungerte und weinte, bis ich vor Müdigkeit einſchlief. Wie ich aber wieder wach ward, dacht' ich an das Gewitter auf dem See und an die Sterne — und getroſt ging ich auf gutes Glück in's Land hinein.

So kam ich in dies Thal und ſuchte einen Dienſt und bettelte um ein Stück Brod. Da hab' ich auch bei dem Bergbauer da im Hof eingeſprochen, der ein beſonderer Mann, und bei dem es eben nicht gut zu bleiben war, wie es hieß. Gegen mich aber war er gleich von Anfang freundlich und gut. Er ſah' mich, indeß er auf der Bank vor der Hausthür ſaß, und ich ihm vor ihm ſtehend erzählte, wie es mir gegangen war, ſo halb von der Seite an, und wie ich fertig war, ließ er mich neben ihn ſitzen, gab mir ſatt zu eſſen und zu trinken und ſagte, daß ich bleiben könne, wenn ich ordentlich ſein wolle.

Ich blieb und war glücklich und es fehlte mir Nichts. — Der Bauer gewann mich in kurzer Zeit lieb, und auch ich hatte ihn ſo gerne, wie ich meinen armen Vater gehabt hatte.

Was mich aber am meiſten freute, war, daß ich nicht mehr allein war; denn des Bauern einziges Kind, ein Mädel von etwa ſechs Jahren — drei andern hatte er auch an der Seuche verloren — das war, wenn ich nicht arbeiten mußte, immer bei mir; wir ſpielten zuſammen wie Geſchwiſter, und der Alte hatte ſeine Freude dran, wenn er uns ſo dabei zuſah. Freilich, wie wir heranwuchſen und größer wurden; wie ſie ein bildhübſches Mädel geworden war mit lieben blauen Augen und ich ein ſtarker ſtämmiger Burſch', da ſahen wir einander, wie's eben geht, mit ganz andern Augen an. Wir hatten uns ſo recht vom Grund der Seele lieb, und weil der Alte wieder Nichts dagegen hatte, ſondern ſich mit uns freute, war's bald ausgemacht; die Lieſe war meine Braut, und zu nächſten Oſtern ſollten wir ein Paar werden.

Indeſſen aber war Krieg im Lande geworden, und die jungen Burſche mußten haufenweiſe einrücken und in die Regimenter treten, um gegen Frankreich zu marſchiren, wo damals die größten Unruhen ausgebrochen waren. Auch mich traf die Reihe — und obwohl der Alte Alles aufbot, um mich frei zu machen, ſo ging es doch nicht, denn es blieben immer gar zu viele in den Schlachten und die Leute waren rar. Was half's, daß wir uns Alle ſchier zu Tod kränkten, daß die Lieſe vor Weinen krank wurde, und daß ich ſelbſt kaum ſo viel Kraft behielt, als ich brauchte, um fortzukommen! Ich mußte eben doch fort — und es war gerade Nacht, wie ſie mich abholten und auf einen Wagen zu vielen Andern ſetzten und in's Dunkle mit uns hineinfuhren. Mir war, als müßt' ich herunterſpringen, damit die Räder über mich weggehen ſollten.

Da ſah' ich wie ein Verzweifelter in die Höh' — und gerade vor mir ſtand ein Stern, den ich immer beſonders gern gehabt und ihm zugeſchaut hatte, ich dachte wieder an Den, der den Sternen ihren Weg zeigt, und aller Kleinmuth war weg. Ich hatte nun wieder Courage, weil ich Vertrauen hatte; ich nahm mir vor, ordentlich zu ſein und dabei zu bleiben, daß mir Nichts geſchehe ohne den Willen Gottes, und ſo kam ich gefaßter und ruhiger als faſt Alle im Lager an.

Mein Vertrauen iſt auch nicht zu Schanden geworden — ich bin wohlgemuth geblieben in der größten Noth, und es hat mir recht gut gethan, daß ich in meinen jungen Jahren im Hungern ſo wohl eingeübt worden war. Wenn's ins Feuer ging, war ich einer von den kaltblütigſten — und blieb es und blieb unverſehrt, wenn auch die Kugeln links und rechts und vor und hinter mir einſchlugen, daß die armen Burſche das Aufſtehen vergaßen.

Was aber das Beſte von Allem war, ich ließ mich nicht verleiten, wie ſo

Viele, die aus Desperation, weil sie fortgemußt hatten von daheim, aus großer Furcht vor dem Tode ein wüstes Leben anfingen und sich, so gut es ging, mit Spielen und Trinken zu betäuben suchten. Ich meinte immer, das Alles dauere nur eine Weil', und bildete mir ein, wie schön es sein werde, wenn mich der liebe Gott wieder heimführen, wie ich meine Liese wieder finden und mit ihr glücklich sein würde.

Endlich nach fast sechs Jahren kam's soweit — ich durfte heim und ich brauch' Dir wohl nicht zu sagen, wie ich mich eilte und wie mir das Herz schlug, als ich dort über die Höh' herab auf der Straße aus dem Wald vorkam und in's Thal und auf den Hof herübersah. Wie ich hinkam, saß der Alte auf der Bank vor der Hausthür, gerade wie damals, wo ich zuerst als ein Betteljung zu ihm gekommen war. Als er mich sah, da stand er auf und rieb sich die Augen wie einer, der nicht recht klar sieht; als er mich aber leibhaftig erkannt hatte, da rannen ihm die hellen Thränen über das Gesicht. „Warum bist Du so gar lang ausgeblieben?" rief er. „Die Lies' hat Dich nimmer erwarten und erbeten können, und jetzt kommst Du gerad' recht, um auch mir die Augen zuzudrücken!" Mir ward es ganz schwarz vor den Augen, ich bin fast umgesunken; aber es ward deßwegen nicht anders.

Die Liese war im Frühjahre heimgegangen, und jetzt wehte der Wind schon über die kurzen Stoppeln und über das falbe Gras auf ihrem Hügel ... Lieber Paul — das war ein harter — wohl der härteste Schlag in meinem Leben, und ich hätt' ihn auch nicht ertragen, wenn mich nicht wieder der Gedanke an Gott und das Vertrauen auf ihn aufrecht gehalten hätten.

Ohne das hätt' ichs gewiß nicht lang getrieben und wär' vielleicht freiwillig und vor der Zeit aus der Welt gegangen. Ich weiß noch nicht, mit was man sich trösten soll und kann, wenn man einen solchen Verlust erlitten hat, wenn's nicht der Gedank' an Gott ist — aber wer das nicht selbst erfahren hat, kennt es nicht! Ich wünsch' Dir, daß Dein eingeschlafener Glaube, — denn todt ist er nicht, dafür kenn' ich Dein gutes Gemüth — nicht so hart aufgeweckt wird! — Ich war ergeben, aber traurig, und es freute mich Nichts mehr wie sonst. Alle Tage ging ich auf den Friedhof hinüber und suchte das Grab der Liese heim, redete von ihr mit dem Alten und pflegte ihn, bis es wieder Frühjahr wurde; denn da trugen wir ihn auch hinüber und gruben ihn ein, hart neben der Liese. Er hatte mir das ganze Gut vermacht — ich war nun ein reicher Mann und mit den vielen Dienstboten allein in dem großen Haus. Ich hab' mich drum zum Heirathen entschließen müssen, und ich hab' nicht Ursach gehabt, es zu bereuen; denn meine gute Alte ... Du erinnerst Dich wohl noch an sie; sie hat Dich ja oft genug herumgetragen als Kind .. mein gutes Weib war brav und fleißig und hatte ein frommes, immer vergnügtes Gemüth. Sie hat mir auch im Leben keinen Verdruß gemacht als den, daß sie mich so früh verlassen hat und so bei Zeiten hinübergegangen ist, um auch mir mein Plätzl zu bestellen. Sie wird wohl nimmer lang ausbleiben und mich nachholen — ich spür's an meinem ganzen Körper, daß es der Gruben zugeht, — aber ich bin bereit und kann jeden Augenblick einpacken."

Der Alte schwieg hier eine Weile und schöpfte tief Athem. Indem er so vor sich hinsah, hatte er etwas Eigenes an sich: er sah aus, als stünde er auf der Schneide eines Bergrückens und sähe hinter sich sein Leben mit allen kurzen Freuden und den langen Mühseligkeiten ausgebreitet und vor sich schon die Herrlichkeit des Gottes leuchten, an dem er so treu gehalten dies lange Leben hindurch. Paul saß ihm gesenkten Kopfes gegenüber; der Ausdruck seines Gesichtes war aber nicht freundlich, sondern verschlossen und düster, und vor seinem Auge schienen Bilder von weit weniger heiterer Gestalt zu schweben als vor dem seines Großvaters.

Endlich fuhr dieser wieder fort.

„Ich hab' Dir nun meinen Lebenslauf erzählt. Es ist freilich nur eine einfache Geschicht' und kommt vielleicht einem Studirten wie Dir gar unbedeutend vor. Ich hab' Dirs auch nicht deßwegen erzählt, daß Du große Dinge hören solltest und allerlei Abenteuer — aber das will ich Dir damit sagen und das kannst Du lernen daraus, daß der Glaube an Gott ein fester Stab, ein guter Wegweiser ist auf der Erd'; daß man dabei glücklich und getrost sein kann in Freud' und Leid, und daß man dabei in Ehren alt und grau wird, wie ich es geworden bin.

Was wär's vielleicht jetzt mit mir, wenn ich den Trost nicht gehabt hätte von Jugend auf? Und Du, lieber Paul, bist so jung noch und schon so stark, daß Du ihn entbehren und wegwerfen kannst? Wer weiß, wie lang Dein Leben dauert und was es noch Alles für Dich aufgehoben hat — an was wirst Du Dich dann halten? Wenn das Leid über Dich hereinbricht und Dich so recht klein macht vor sich — wornach wirst Du greifen, daß das Wasser nicht über Dir zusammenschlägt? Die Naturkraft und das Gesetz der Schwere thuns dann nicht mehr . . . Drum folg' mir! Nimm für das Ungewisse den gewissen Grund! Laß Dir den Glauben wieder warm werden im Herzen und in der Seele und mach' Deinem alten, ehrlichen Großvater die Freude, daß er, wenn er zu Deinem Vater und zu Deiner Großmutter hinübergeht, Ihnen sagen kann, daß Du brav bist, und ihnen versprechen kann, daß Du nachkommst? Kann ich das, wenn ich nicht weiß, wohin der Weg führt, auf dem Du gehst?"

Der Enkel schwieg noch immer.

Der Alte schien eine Antwort zu erwarten, als aber keine kam, stund er auf und sagte: „Ich will Dich nicht treiben, — überleg' Dir's, die Sach ist wichtig genug! Jetzt komm herein ins Haus — es ist Essenszeit — wir wollen der Mutter nicht sagen, was wir gesprochen haben. Da kommt sie schon, uns zu rufen."

Schweigend ging Ahn und Enkel dem Hause zu, wo sie die Mutter mit forschendem Blick empfing. Der Alte warf ihr einen beruhigenden Blick zu — und der Friede der Familie war mindestens äußerlich wieder hergestellt.

Am Nachmittag machte Paul einen Ausflug auf ein benachbartes Schloß, um die Söhne des Besitzers, die seine Studienfreunde waren, zu besuchen. Wie er das Thal dahin ging, stand der Alte noch lange mit gefalteten Händen unter der Thür und sah ihm nach, bis ihn der Wald seinen Blicken entzog. Am Abend wurde der junge Mensch vergebens zurückerwartet.

Statt seiner kam spät ein Brief, worin er schrieb, er sei von seinen Freunden zu einer größeren Reise eingeladen, die schon am nächsten Morgen angetreten werde, so daß er nicht zurückkönne, Abschied zu nehmen. Man möge ihm seine Sachen auf's Schloß schicken, da er nach der Reise, welche die ganze Ferienzeit in Anspruch nehme, gleich in die Stadt zu seinen Studien auf dem kürzesten Wege zurückkehren müsse. Zu Weihnachten hoffe er die Eltern wieder zu sehen.

„Hab' ich nun nicht Recht, Vater?" sagte die Mutter, nachdem sie den Brief vorgelesen, indem sie sich die Augen trocknete.

„Ja, Du hast Recht, Burgl", entgegnete der Alte, schwermüthig den Kopf mit den Händen stützend.

„Arme Mutter — unser Kind hat kein Herz mehr für uns . . und wie sollt' er auch, hat er doch keines mehr für das Heiligste! — Nun, du mein lieber alter Gott; ich kann den Buben nicht mehr hüten und nicht mehr führen — nun mußt du ihn in die Schul nehmen, ich vertrau auf dich wie allezeit!"

II.

Weihnachten war herangekommen, und der Winter in seiner ganzen Stärke hatte sich vom Gebirge herab in die Thäler gelegt.

Der Schnee lag in halber Mannshöhe, und an den etwas höheren Stellen, in den Vertiefungen hatten sich haustiefe Gewinde gebildet und ein starker Rauhfrost die Decke des Schnees gehärtet, daß man darüber hinwegschreiten konnte; die Bäche und Seeen waren in starre Felsen geschlagen. Manche Wasser waren zugefroren, von denen die ältesten Leute sich nicht erinnern konnten, sie jemals in diesem Zustande gesehen zu haben, und wer durch den sonst so lebendigen Hochwald ging, hörte Nichts als hie und da das heisere Gekrächz' eines nahrungsuchenden Rabenschwarms oder das fernen Schüssen gleichende Krachen der Bäume, die der Frost zersprengte oder die unter der übergroßen Schneelast zusammenbrachen, oder das Gebell frierender Füchse, die der Hunger aus ihrem Bau trieb.

Der heilige Abend war der kälteste Tag von allen. Wer nicht mußte, der blieb in der Stube am heißen Ofen sitzen; das ganze Thal sah wie ausgestorben aus, und der dichte Rauch, der aus den Schornsteinen allerwärts in den blaulich grauen Himmel emporwirbelte, war das einzige Lebende oder Bewegliche in dem ungeheuren Bilde der Erstarrung und des Todes.

Das Gemälde wurde noch düsterer, als die Sonne hinter die hohen Berge trat, und diese nun ihren riesigen Schatten herabwarfen ins Thal, und weil die Sonne hinter undurchdringlichen Wolken glanzlos hinabgegangen war, rasch in allgemeiner Dämmerung, dann aber in voller Dunkelheit zerrannen, die nur von dem Wiederscheine der Schneeflächen in etwas erhellt wurde.

Im Hause des Bergbauers waren um diese Zeit alle Bewohner ebenfalls in der großen Stube des Erdgeschosses versammelt. Die Arbeit war früher beendigt worden als gewöhnlich: das frugale Abendessen war eingenommen, und nun saß Alles in der Stube auf den Bänken herum, in stiller Vorbereitung der Stunde gewärtig, wo die mitternächtigen Glocken die Geburt des Erlösers verkünden sollten.

Der alte Bergbauer saß auf dem Ehrenplatze zunächst des Ofens; auch war ihm diese Stelle am liebsten, weil sie die wärmste war, und weil der alte Mann seit ein paar Wochen ein inneres Frösteln nicht mehr aus den Gliedern brachte. Er begriff wohl, daß das Vorboten seines Heimganges seien, und dachte bei sich, daß es wohl das letztemal sei, daß er die Christnacht auf irdische Weise mitfeiern werde.

Dabei war er aber ruhig und heiter, wie er es immer gewesen, und wer ihn so bestimmt wie sonst über die Geschäfte des Hauses reden oder im gutmüthigen Scherz mit den jüngern Leuten sich unterhalten sah, der hätte nicht geglaubt, daß der Gedanke und die Vorbereitung des Todes in ihm bleibende Wohnung aufgeschlagen hatten.

Die Mutter ging ab und zu und bereitete das Essen vor, das der alten Sitte gemäß die aus der Kirche heimkehrenden Andächtigen erquicken sollte und nach langem Fasten in geräuchertem Fleisch und Würsten bestand.

So lang es noch Tag gewesen war oder nur gedämmert hatte, unterließ der Alte nicht, von Zeit zu Zeit durch das Fenster einen Blick auf den Weg hinaus zu werfen, welcher aus der Tiefe gegen das Haus hinanführte.

Er wollte sich selbst nicht gestehen, daß er es Pauls wegen that, den er halb und halb noch immer erwartete. War es doch deutlich in dem Briefe gestanden, den er bei seiner Entfernung zurückgelassen hatte, und wenn er auch in den seither aus der Stadt geschriebenen Briefen Nichts mehr davon erwähnt hatte, so hoffte der Ahnel doch die Ankunft des Enkels, weil er sie wünschte.

Die Mutter schien wohl zu wissen oder zu bemerken, was er dachte; sie

wechſelte manchmal beim Aus- und Eingehen einen bedeutenden Blick mit ihm, wenn ſie ſein Auge ſuchend und erwartend auf das Fenſter gerichtet fand.

Als es vollends finſter geworden war, blieb ſie einen Augenblick bei dem Alten ſtehen und flüſterte ihm, damit es die Knechte und Mägde nicht hören ſollten, leiſe zu: „Ich hab' halt wieder einmal Recht, Vater — der Bub' kommt nicht."

Der Alte nickte traurig bejahend mit dem Kopfe. „Es muß wohl ſein", erwiederte er, „weil er doch nicht da iſt. Es wäre ſchlimm, wenn er um die Zeit bei der Kälte noch unterwegs wär'! — Der Weg über den Waldſpitz iſt bei Tag und zu guter Jahreszeit nicht rar."

Einer der zunächſt ſitzenden Knechte, der vernommen hatte, wovon zuletzt die Rede war, miſchte ſich ins Geſpräch. „Ueber'n Waldſpitz, ſagt Ihr? Das will ich meinen. Ich hab' letzt Holz heruntergeführt und ſchier nicht gewußt, wie ich mit heiler Haut herunterkommen ſollt'. Der Schnee ging über die Achſen der Räder herauf und von einer Bahn war keine Spur, denn es verſchneite ſie alle Tage friſch. Und vollends da, wo's hart neben dem Weg in den Greinfall hinuntergeht, da iſt's kaum fortzukommen, und wer ausglitſcht, mag immer ſein Stoßgebet herſagen. — Denkt Euch nur, ober'm Greinfall hat's die ganze Schlucht mit Schnee ausgeweht, daß man drüber gehen könnt, wenn nicht das Waſſer drunter wär. Mir hat's der Jäger Simon erzählt, wie er heut hinaus iſt, 's Holz zu hüten."

Der Alte hörte aufmerkſam und mit ſteigender Unruhe zu, aber er wußte ſelbſt nicht, was er thun oder anordnen ſollte, um ſich davon zu überzeugen, daß ſie grundlos war.

Während er ſich beſann, erſcholl das Glockengeläut' aus dem Thale herauf, das erſte Zeichen gebend zur Feier der Chriſtmette.

Alsbald machte ſich Alles auf, und bis auf einen Knecht, der zur Sicherheit des Hauſes zurückbleiben mußte, gingen Alle, dicht eingehüllt, über die Anhöhe hinab der Kirche zu, deren hohe Fenſter durch die finſtre Nacht über die dunklen Umriſſe der Häuſer mit hellem Glanze leuchteten, als Zeichen, daß nun bald von da aus das Leben in die Erſtarrung, das Licht in die Nacht treten ſolle.

Unter frommen Geſprächen gingen ſie des Wegs, die Bekannten und Nachbarn begrüßend, die von Zeit zu Zeit, anderwärts herkommend, auf dem Wege mit ihnen zuſammentrafen. Die Mägde aber unterhielten ſich darüber, daß in dieſer geweihten Nacht mit dem Schlage der zwölften Stunde alle Brunnen Wein ſtatt Waſſer gäben, und daß, wer um dieſelbe Zeit auf einem Kreuzwege ſtünde und gewiſſe Sprüche ſage, eine Erſcheinung von dem habe, was ihm im nächſten Jahre bevorſtehe. — Als ſie näher kamen, ſcholl das Geläute voller und feierlicher zum zweitenmale, und Andachtsſchauer im Gemüthe traten Alle aus der Nacht in die hellerleuchtete Kirche, wo wieder auf Kerzenſchein und Weihrauchduft ernſt verhallende Orgeltöne ſich wiegten.

Während dies im Thale vorging, befand ſich Paul, wie der Alte wahr befürchtet hatte, auf dem ungebahnten Wege über den Waldſpitz, um in's Dorf zu gelangen. Er war mit ſeinen jungen Freunden bis an das Schloß ihres Vaters gefahren und hatte ſich dann aufgemacht, den Weg bis in ſeine Heimath, der zu Wagen nicht wohl zurückgelegt werden konnte, zu Fuß zu machen.

Da er nur etwa anderthalb Stunden betrug und ihm alle Wege und Stege von ſeinen Knabenjahren her vollkommen bekannt waren, hoffte er noch vor Beginn des nächtlichen Gottesdienſtes zu Hauſe einzutreffen.

Er war ſeiner früheren Geſinnung treu geblieben: die Fortſetzung ſeiner Studien, der Umgang und die Geſpräche mit den Genoſſen derſelben hatten ihn ſogar darin beſtärkt.

Dennoch wollte er ſein Verſprechen halten. Er hatte ſeinen Freunden die

Unterredung mit dem alten Großvater mitgetheilt und von ihnen den Rath erhalten, die Ansichten des alten Bauers zu schonen, von dem ja doch nicht zu erwarten sei, daß er sich zu der freieren Denkweise der neuen Zeit, zu den Anschauungen der Gebildeten emporschwingen könne. Er hatte daher beschlossen, seine Gesinnung nicht mehr kund zu geben, und um seinen Angehörigen nach Gefallen zu leben, Alles äußerlich mitzumachen, was von ihm verlangt würde.

Den Widerspruch seines Handelns mit seinem Denken glaubte er sich darum verzeihen zu dürfen, weil die Absicht, seinem alten Ahn eine Freude zu machen, nicht unedel war.

Rüstig schritt er den Berg hinan und in den schweigenden starren Wald hinein.

Nichts war um ihn her rege, und er vernahm keinen Laut als den Widerhall seiner eigenen Schritte.

Es war grimmig kalt, aber er war gut verwahrt und zog nur hie und da den Mantel dichter an sich. Die Winternacht in ihrer einsamen Größe verfehlte auch nicht, auf sein Gemüth Eindruck zu machen. Er blieb stehen und blickte zum Himmel empor, der zwischen den riesigen schwarzen Tannen in ihren Leichenmänteln wie das säulengetragene Gewölbe eines dunklen gewaltigen Doms herunter sah. Er war mit Sternen besät; der Heerwagen brannte, und in besonders hellem Feuer loderte seitwärts davon in dem Sternbilde der nördlichen Krone deren Mittelpunkt, die blitzende Gemma. „Ein erhabener Anblick!“ dachte Paul. „Es ist vollkommen erklärlich, wie der Mensch, der es dahin gebracht, über den Elementen und Naturkräften zu stehn, dazu kommen konnte, die Gestirne anzubeten oder doch über ihnen seine Gottheit zu suchen! — Sei mir gegrüßt, du schönes bedeutungsvolles Gestirn, lockende, ruhmverheißende Krone .... ich weiß, was du mir sollst! Du sollst mir als Sinnbild das Ziel zeigen, nach dem ich zu streben habe, das ich erringen muß, wenn es mir vergönnt sein soll, die Krone reiner Menschlichkeit um mein geläutertes Haupt zu schlingen!“

In gehobener Stimmung schritt er weiter. Das Einzige, was ihm beschwerlich fiel, war nebst der Dunkelheit der Umstand, daß durch den tiefliegenden Schnee die Wege beinahe unkenntlich geworden waren, indem sich alle Ecken und Windungen, die er sonst genau zu unterscheiden wußte, in der gleichförmig weißen Umhüllung sehr ähnlich sahen. Noch schwieriger ward es fortzukommen, als sich ein kalter schneidender Wind erhob und die riesenhohen Tannen schüttelnd, ihm den Schnee in Gesicht und Augen trieb. „Die Elemente und Naturkräfte mißbrauchen ihr Recht!“ murrte er vor sich hin. „Sie wollen wohl versuchen zu zeigen, daß es schwer ist, über ihnen zu stehen! ... Schwer allerdings, aber unmöglich nicht ... ich will entgegen zeigen, daß es möglich ist. Sollen gefrorene Dünste und aus dem Gleichgewichte gebrachte Luft im Stande sein, meine Kraft zu beugen? Niemals, — denn mein Wille hält sie aufrecht — soll sie aufrecht halten! ...“

Aergerlich wanderte er noch eine Weile fort, mußte sich aber, als er nun aus dem Walde auf eine etwas freiere Stelle hinaustrat, gestehen, daß er Weg und Richtung verloren habe. Forschend und unschlüssig stand er still; dumpfes Rauschen wie von stürzendem Wasser drang in sein Ohr. „Das ist die Grein“, sagte er vor sich hin und bemühte sich, aus dem Schalle zu erkennen, von welcher Seite derselbe herkam. Er konnte sich aber nicht zurecht finden — als mit einem Male aus dem Thale herauf das Glockengeläute zu ihm drang. „Das ist das erste Zeichen zur Mette“, murrte er, „nun komm ich doch zu spät! Aber nun weiß ich doch wenigstens die Richtung wieder. Das Läuten kommt von links herauf, also muß der Berghof dort nach rechts hin liegen.“ Indem er dies sprach, wandte er sich rasch der bezeichneten Richtung zu.

Ein schmaler Schneestreifen lag vor ihm da, und jenseits desselben glaubte

er bekannten Weg wahrzunehmen. Er betrat den Streifen — da wankte der Boden unter ihm, er vernahm ein Geräusch wie das vom einbrechenden Eise — erschreckt wollte er auf seinen vorigen Standpunkt zurückspringen, aber es war zu spät. Mit einem gellenden Angstschrei, der weit durch die stille Winternacht hallte, versank er in Schnee und Eis — und durch den entstandenen Spalt brauste nun das dem Absturze zueilende Wasser der Grein deutlich herauf. Er hatte die überfrorene und dann verschneite Schlucht betreten.

Im Moment war das Geräusch des Falles, der Nachhall des Angstrufs verklungen, und über dem Wald und dem schwarzgähnenden Spalt lag tief, unheimlich und ungestört das nächtliche Schweigen wie über einem Grabe.

Inzwischen war unten im Thale der nächtliche Gottesdienst zu Ende gegangen. Wieder hallte das Geläut' von den hohen Thürmen in die lauschende Nacht, und nach allen Richtungen strömte die andächtige Versammlung auseinander. Es war ein eigenthümlicher Anblick, die dunklen Gestalten wie Schatten über den Schnee wegschreiten zu sehen, hie und da von einer hochlodernden Kienfackel beschienen, je nachdem die eine oder andere Gruppe einen weiten Weg ins Gebirg zurückzulegen hatte. Die Leute vom Berghofe gingen ebenfalls wieder ihrer Wohnung zu und waren schon am Hügelabhang, auf welchem das Haus lag, angekommen, als der eine der Knechte rechts hinüber gegen den Waldspitz mehrere Menschen bei Fackelschein zwischen den Bäumen hastig sich hin und her bewegen sah und die übrigen darauf aufmerksam machte.

„Ich fürcht', da oben ist ein Unglück geschehen", meinte der Alte, nachdem er lange die Hand über'm Auge, hingesehen hatte. „Gehen doch Einige von Euch hinauf; seht nach, was es gibt. Vielleicht könnt Ihr helfen."

Ein paar der jüngern Bursche eilten, wie er gesagt hatte, der beleuchteten Stelle zu; die anderen schritten, oft stehen bleibend und zurückblickend, dem Hause zu.

Alle waren schweigsam geworden; denn alle ahnten, daß vielleicht ein Mensch da oben in Gefahr war. —

Niemand aber schlug das Herz heftiger, als dem Alten; denn er konnte den Gedanken an Paul nicht los werden, und so geneigt er auch immer war, den Bedürftigen beizustehen, so hatte doch diesmal der Wunsch, bald im Klaren zu sein und sich zu überzeugen, daß seine Besorgniß eitel war, keinen kleinen Antheil an seinem Eifer.

Etwa eine halbe Stunde mochte verflossen sein, seit er das Haus betreten hatte. Knechte und Mägde waren noch nicht in der Stube beisammen, sondern mit Ablegen ihres Putzes beschäftigt; der Alte saß allein in der Stube, während seine Tochter am Ofen beschäftigt war.

Keines sprach ein Wort; denn jedes scheute sich, die bangen Gedanken kund zu geben, von denen es erfüllt war.

Da kam einer der Knechte über die Anhöhe herauf gerannt; hastig stürzte er in die Stube und vermochte vor Athemlosigkeit kaum in abgebrochenen Sätzen seine Botschaft vorzubringen. „Es ist einer in den Greinfall hinabgestürzt — sie haben ihn heraufgezogen und werden ihn gleich bringen."

„Zu uns?" rief der Alte und machte eine vergebliche Anstrengung, sich von seinem Sitze zu erheben, denn die zitternden Kniee trugen ihn nicht. „Gerechter Gott, so war meine Angst nicht ohne Grund — es ist Paul."

Der Knecht bejahte mit stummen traurigem Schweigen. Der Greis konnte über die Bestätigung seiner Ahnung nicht mehr erschrecken.

„Und ist er todt?" rief er und starrte ängstlich den zögernden Boten an.

„Sie haben ihn für todt heraufgezogen," antwortete der Knecht.

„Der Bader aber meint, es wär wohl noch Leben in ihm. Ihr sollt ein warmes Bett in Bereitschaft halten, wenn er kommt."

„Geh', Burgl — thu's," rief der Alte, aber die Burgl rührte sich nicht.

Bei der Nachricht, daß der Verunglückte ihr Sohn sei, war sie auf die Ofenbank zusammengeknickt und lehnte nun, eine bleiche Leidensgestalt, starr und bewußtlos an der Wand. Die Weibsleute des Hauses wurden eilig herbeigerufen; sie rieben der Ohnmächtigen die Schläfe mit Wasser und brachten sie in ein anderes Zimmer, damit sich der Anfall nicht wiederholen solle; denn draußen hörte man schon die Stimmen der Leute, die den armen Paul brachten. — Inzwischen war in der Stube schnell ein Lager bereitet worden. Dann traten die Träger herein und legten den erstarrten Körper nieder. Leblos hingen die Hände an ihm herab, das Gesicht war bleich, die Augen wie glasig gebrochen — aber die Züge des Antlitzes waren nicht verzerrt, sondern friedlich und sogar heiter. Kleider und Haare des Unglücklichen starrten von Eise.

Vernichtet stand der alte Mann vor dem Todtenbilde seines Enkels: er faßte die kalte unempfindliche Hand und ließ sie wieder sinken.

Der Schmerz schnürte ihm die Brust zusammen, aber keine Thräne kam erleichternd in sein heißes Auge. „So hab' ich nicht gedacht, Dich wiederzusehen, mein Paul," sagte er für sich hin. Dann wendete er sich dem Bader zu, ermunterte ihn, Alles, was in seinen Kräften stehe, zur Rettung seines Kindes anzuwenden, und wankte zur Thür hinaus, unfähig, länger den erschütternden Anblick zu ertragen. In seinem Innern aber drang mitten durch das bitterste Leid wie ein milder Sonnenstrahl auf einen Landstrich, über den der Hagel gezogen, der Gedanke an Gott — und in vertrauender Ergebung faltete er über der blutenden Brust die Hände zum Gebet.

Der Bader hatte ihm die Gefährlichkeit der Sache nicht verhehlt. Der Schrecken über den plötzlichen Sturz und die tödtliche Erkältung waren von großer Bedeutung; dennoch hoffte er von der Jugend und der Gesundheit Pauls dessen Rettung.

Während nun Alles aufgeboten wurde, was das Wissen des Baders und die Erfahrung der Uebrigen an die Hand gab, — besprachen sich die Angehörigen des Hauses, welchen wie denen, die bei der Rettung mitgewirkt hatten, nun eine Flasche Kirschwasser zur wohlverdienten Stärkung preisgegeben worden war, über die Art und Weise der Rettung und ließen sich's vom Jäger Simon erzählen; denn dieser war's, der den Verunglückten zuerst entdeckt hatte.

„Ja wohl", sagte derselbe, indem er behaglich aus seinem Glase schlürfte, „wohl hat's so sein wollen, daß ich hinkam. Es war bissig kalt, das wißt Ihr — drum hatt' ich auch keine gar große Lust, so im Frost herumzusteigen, und war eben dran, ins Dorf herunter zu gehen und mich ins warme Bett zu legen. Wird wohl auch Niemand an's Holzstehlen oder Wildern denken in der heiligen Nacht und bei der Kälte! Ich war gerade gegen den Greinfall herabgekommen — und hörte das erste Läuten zur Metten so deutlich und hell herauf, als wenn ich neben der Kirche stände. Da hör' ich, wie's wieder still war, auf einmal einen lauten Schrei, — daß ich verwundert stehen blieb. Unsereins, der sein Lebtag im Forst steckt, kennt's am Laut, wenn ein Geier aufsteigt, oder wenn ein Kauz schreit, oder wenn ein Baum bricht, oder wenn eine Lah'n niedergeht. Das war ein ganz anderer — ein schrecklicher Schrei, und ich kannte gleich, daß es ein Mensch sei, der in Gefahr sein müsse. Ich lief, was ich konnte, dem Schall nach, denn es war über'n Rehbühl heraufgeklungen, und bald fand ich die frischgetretene Spur im Schnee. Ich ging ihr nach, und wie ich an den Platz kam, wo's die Grein überfroren hat, und sah das Loch im Eis, und daß die Fußtritte im Schnee mit einmal aufhörten, da wußt' ich, woran ich war. Der hat's überstanden, dacht' ich — und wollt' schon weiter geh'n. Dann aber fiel's mir ein, ich solle doch nachsehen, ob nicht mehr zu helfen sei, und so legte ich mich auf den Bauch und rutschte vorsichtig und langsam vor, soweit es ging, und bis ich

ein bissel in den Spalt hinunterſehen konnte. Da lag was Schwarzes ſeitwärts in der Tiefe: ich ſchrie hinunter. Da's mir aber keine Antwort gab, lief ich in's Dorf hinunter und holte Leute und den Bader herauf. Soviel iſt gewiß — wenn der Paul davon kommt, kann er von Glück ſagen, einen ſolchen Sturz macht ihm Keiner nach."

Während dieſes Geſpräches war es dem Bader gelungen, wirklich wieder Lebenszeichen aus dem Körper zu erhalten. Der Puls fing langſam an zu gehen; der Athem hob die Bruſt wieder, wenn auch in kurzen, unregelmäßigen Zügen, und die ſtarren Glieder erwärmten ſich allmälig.

Nachdem man die freudige Nachricht der Mutter und dem Alten hinterbrachte, überließ man den Kranken der Ruhe.

Erſt am andern Morgen ſchlug Paul, wieder zum Bewußtſein gelangt, die Augen auf. Er hatte Mühe, ſich auf das zu beſinnen, was mit ihm vorgegangen war. An ſeinem Bette ſaß der Alte und ſah in den hellen ſonnigen Wintertag hinaus, der nach der ſchrecklichen Nacht heiter und beruhigend aufgegangen war. Die erſte Bewegung Pauls weckte ihn aus ſeinem Sinnen; er trat vor ihm hin, und Beide hielten ſich, unvermögend zu ſprechen, eine Weile umſchlungen. Aus den Augen des Greiſes aber quollen die Thränen, die ihnen der Schmerz nicht zu entpreſſen vermocht hatte, reichlich für die Freude.

Als Paul zu reden vermochte, verlangte er nach der Mutter; aber dieſe hatte der Schrecken zu ſehr angegriffen, ſie lag noch zu Bett' und konnte nicht aufſtehen vor Mattigkeit. „Ich will ſie, ich will Euch um Verzeihung bitten, daß ich Euch gekränkt habe", ſagte Paul. „Ihr müßt mir verzeih'n, und ich will's gut machen; ich bin ganz der alte Paul wieder: Euer Sohn, Euer Enkel, den Ihr ſo ſehr liebtet. Das Entſetzliche, was ich erlebte, hat mich umgeſtaltet, hat mich Euch neu geboren . . . Ich will es Euch erzählen, wenn der Schauder mich nicht überwältigt . . ." Paul ſchlug die Hände vor's Geſicht; ein Schüttelfroſt überflog ſeine Glieder, und er bedurfte einiger Augenblicke, bis er ſich geſammelt hatte. Dann begann er in kurzen Abſätzen, nicht ſelten von der Gewalt der Erinnerung überwältigt, daß er inne halten und ſich durch einen Blick auf ſeine Umgebung überzeugen mußte, daß er auf ſicherem warmen Bette lag, nicht mehr in der furchtbaren eiſigen Felsſchlucht. „Als ich den unglücklichen Schritt auf die überſchneite Schlucht gemacht hatte und mich hinabſtürzen fühlte, verging mir die Beſinnung, und ich weiß nicht, wie ich hinunterkam.

Wie ich wieder zu mir ſelber kam, empfand ich heftigen Schmerz am Kopfe — ich griff darnach und fühlte mein Blut warm über die Hand rinnen — ich mußte mich im Fallen verletzt haben — das brachte mich mit einem Schlage zur vollen Beſinnung, zur deutlichen klaren Erkenntniß meiner ſchrecklichen Lage. Ich befand mich auf einem ſchmalen Felſenvorſprung, der über das Waſſer hereinhing, das drunten — Ihr kennt es ja — thurmtief ein großes Becken bildet.

Neben mir ſchäumte und donnerte der Waſſerſturz unter Zacken und Gewölben von Eis in den Abgrund, daß ich die Tropfen mir an die Stirne ſpritzen fühlte. Neben mir und am andern Ufer des Waſſers ſtieg das Geſtein der Klamm wieder wie eine ſenkrechte Wand faſt thurmhoch in die Höh', und wie ich emporſah, ſchien durch den Eisſpalt, durch welchen ich gefallen war, der Nachthimmel gegen die Finſterniß, die mich umgab, wie helle Dämmerung herein. Ich ſpürte, daß ich mit dem Rocke an einem Felſenzacken hing . . . mit den Zehenſpitzen des Einen Fußes konnte ich unter mir ein Felsſtück erreichen, das mich dürftig ſtützte — aber ich durfte nicht wagen, mich zu rühren, aus Furcht, den einen oder andern Halt zu verlieren . . . Ich ſah ein — ich allein vermochte es nicht, mich aus der ſchrecklichen Lage zu befreien, und die Kälte, die ich bereits wieder zu fühlen begann, und die mich erſtarren machte, zeigte mir, daß ich den Morgen, wo ich vielleicht einen Ausweg längs des Waſſers zu finden hoffen

konnte, nicht erleben würde. Ich fing an, aus Leibeskräften zu rufen, aber der Schall meiner Stimme ward von dem Gebrauſe des Waſſers verſchlungen und gelangte kaum bis an die Decke des Gewölbes, in dem ich lebend begraben lag. Dennoch rief ich inſtinktmäßig fort, bis ich vor Müdigkeit nicht mehr konnte — da begann es mir vor den Augen zu drehen, das Blut ſummte mir in die Ohren, und die Verzweiflung kam über mich. Ich hatte keinen beſtimmten Gedanken — aber daß ich ſterben müſſe, ſo jung, ſo elend, ſo unvermuthet ſterben, das ſtand vor mir wie ein feuriger Punkt, der ſich dann wilder, immer wilder wirbelnd um mich drehte. Ich ſchrie nicht mehr — ich brüllte und überbrüllte das Waſſer . . ."

Paul ſank eine Sekunde außer ſich auf das Kiſſen zurück: ſeine Bruſt flog wie dem Erſticken nahe.

„Armer Paul", ſagte der Alte, der ſich erſchüttert über ihn beugte, „Du haſt eine harte Schul' durchmachen müſſen . . ."

„Auf einmal", fuhr Paul fort, „drang Etwas in mein furchtbar überreiztes Gehör. Ich erkannte den Ton nicht gleich, — aber es klang mir wie Muſik; es war eine Harmonie, wie ſie mein Ohr noch niemals vernommen hatte — es waren die Glocken unſerer Kirche, die zur Mette läuteten. Da kam es über mich wie Etwas, was ich noch nie gefühlt: Thränen ſtrömten mir aus den Augen, und durch die Thränen ſah' ich über mir empor und ſuchte durch den Eisſpalt den Himmel und das Freie, aus welchem die Töne zu mir herein ſchwebten . . . Da ſtand gerade über dem Eisſpalt das Sternbild der nördlichen Krone mit dem Edelſtein in der Mitte und flimmerte und flammte, als ob Leben in ihm wäre . . Ich hatte wenige Sekunden vor dem Sturze zu dem Sternbild hinaufgeſchaut und mir ſtolze Gedanken gedacht über die Gewalt des Menſchen, der über den Elementen zu ſtehen und den Sternen nachzuringen vermag . . . . . aber nicht dieſe Gedanken fielen mir jetzt ein! Der Stern kam mir vor wie ein Auge, das auf mich vom Himmel herunterſah' — die Glocken dünkten mir eine Stimme vom Himmel, die hereinklang in mein lebendes Grab . . . ich ſah' das Auge wirklich und immer deutlicher . . ich hörte die Stimme immer klarer wie eine liebevolle, ernſte mahnende Vaterſtimme . . . da ward es mir warm ums Herz . . . ich war nicht mehr verlaſſen; denn Vaterauge, Vaterohr waren um mich — der Gedanke an Gott, der Glaube an ihn war wie eine Sonne in mir aufgegangen! Ich ſah ihn aus der Furchtbarkeit der Gefahr, aus der kraſſen Nähe des Todes vor mir ſich erheben, ſich zu mir herunterbeugen und ergab mich ihm, denn ich ſah ſeine Macht über mir; ich konnte beten — — in meinem Gemüthe ward ein Friede, der ſonderbar mit meiner Lage und mit meiner früheren Empfindung im Widerſpruche ſtand, und in dieſem Gefühle der Beruhigung vergingen mir die Sinne zum zweiten Mal — ich glaubte zu ſterben."

Gerührt ſaß der Alte mit feuchten Augen und gefalteten Händen, als Paul erſchöpft ſchwieg und auf das Kiſſen zurückgeſunken war.

„Die Wege des Herrn ſind wunderbar", ſagte er dann nach einer Weile.

„Sei der ſchrecklichen Weihnachtsſtunde eingedenk, mein Paul — und damit Du ſie im Geräuſch des Lebens, im Taumel der Freude nie wieder vergeſſeſt, bewahre den Rock, den Du bei dem Sturze getragen." Er erhob ſich und brachte den Rock vor das Bett. „Sieh'," fuhr er fort, „was Deinen Fall ins Waſſer aufgehalten hat! Als ſie Dich herauf holten, fanden ſie, daß der Rock an einem zackigen Felſen hängen geblieben. Sieh' das Tuch iſt bis auf die letzte Faſer durchgeriſſen — bewahre Dir dieſes Stück — nach dem Geſetze der Schwere, von dem Du mir geſagt haſt, hätte der haardünne Faden wohl brechen müſſen."

Paul verbarg ſchaudernd das Geſicht in den Händen.

Der Alte ſchwieg und erwähnte von nun an des Vorgefallenen nicht mehr.

Er pflegte den Kranken, der sich unter der Wirkung eines körperlich und geistig wohlthätigen Einflusses zusehends erholte.

Als Paul nach einigen Tagen zum erstenmale dem Leben wiedergegeben, das Bett verließ, fand er den alten Ahn' nicht an seinem gewöhnlichen Platz in der Stube. Derselbe war bettlägerig geworden, und als Paul in dessen Kammer trat, sah er den alten Mann gewaltig verändert. Der Athem ging kurz, das Blut klopfte noch einmal so schnell wie einst in der Jugend im Fieber durch die Adern, und der alte Körper ging einer raschen Erschöpfung entgegen.

Die Aufregung der letzten Tage war für den alten Mann zu viel gewesen, und als Paul seiner Sorgfalt nicht mehr bedurfte, brach die mühsam aufrecht erhaltene Kraft zusammen. Er fühlte vollkommen, wie es mit ihm stand — aber es überraschte ihn nicht, und er war der Heiterste von allen.

Als einmal Paul und seine Mutter, die sich nach der Herstellung des Erstern schnell wieder erholt hatte, allein bei ihm in der Stube waren, rief er sie beide zu sich hin. „Ich werd' bald fort müssen, Burgl", sagte er. „Weine darum nicht so sehr und tröste Dich. Du hast Deinen Paul; ich geb' Dir Deinen Sohn wieder, der verloren war. Er wird jetzt brav bleiben — ich hab' meinen Gott all' mein Leben lang nur in seiner Güte gesehen: dem aber hat er sein zorniges Angesicht gezeigt, und das wird er nicht vergessen! Für mich betet manchmal und haltet aus hier unten in Ehren, damit wir droben wieder zusammen kommen."

Einige Stunden nach diesem Gespräch ward er zusehends schwächer, und eh' noch der Abend kam, lag, was noch erst warm und lebendig sich bewegt und geregt, als todte starre Masse da, reif, der Verwesung und Umbildung entgegen zu gehen. Paul drückte ihm, heiße Thränen im eigenen Auge, das gebrochene, noch kurz so voll väterlicher Liebe leuchtende Auge zu.

Nachdem er ihn auf dem letzten Gang zur Grube begleitet hatte, kehrte er erschüttert und doch gekräftigt in die Stadt zu seinem Berufe zurück. Das zerrissene Tuchstück aus seinem Rock brachte er in einen Rahmen und hing es über seinem Arbeitstisch auf. So oft er es erblickte, dachte er an seinen guten Ahn', an die Nacht im Greinfall und an sein Versprechen — und er hat Wort gehalten. —

Eine Scene aus dem Ostender Badeleben.

Von W. O. von Horn.

Es war im August des Jahres 1855, als ich an einem gluthheißen Tage auf dem schattenlosen Damme am Meere hinschlenderte. Es war Sonntag Nachmittag und die Reihen der gewöhnlich dort Lustwandelnden sehr gelichtet, da Viele Ausflüge in die belgischen Städte unternommen hatten. Die hohe Fluth war eingetreten, und eine frische Kühle warf die mächtigen Fluthwellen gegen den Damm, daß der Gischt hoch empor fuhr. Ich lehnte mich auf schützende Eisengeländer und blickte in dies herrliche Schauspiel mit all' der Theilnahme, die es unstreitig jeder Landratte einflößt.

Was treiben Sie heute? fragte ein zu mir tretender Bekannter. Wollen Sie wieder Dünen-Untersuchungen anstellen?

Weiß es noch nicht, war meine Antwort.

So will ich Ihnen Etwas vorschlagen, was Ihnen gewiß angenehm sein wird; denn ich weiß, daß Ihnen Volkssitten und Gebräuche auch Theilnahme einflößen.

Gewiß! fiel ich ihm in die Rede. Was ist's denn?

Nun, sagte er, heute ist die Mariakerker Kirchweihe. Wollen wir nicht nach

Tisch hinfahren und einmal das belgische Landvolk in seiner Lust und Freude beobachten?

Ich bin gerne dabei, erwiederte ich, wenn wir in dieser Hitze nicht dahin gehen, sondern uns mit einem Boote hinschaukeln lassen.

Dazu war der Freund bereit, und gegen 2 Uhr bestiegen wir unser Boot und segelten in weitem Bogen nach Mariakerke.

Mariakerke ist ein hübsches Fischerdorf, etwa eine halbe Stunde südlich von Ostende gelegen und aus der Belagerung von Ostende dadurch bekannt, daß die Erzherzogin Isabella sich dort aufhielt und jener ihren Namen tragenden Farbe das Dasein soll gegeben haben. Ich will aus guten Gründen auf das Nähere dieser sagenhaften Umstände nicht eingehen. Als wir endlich ankamen, war manche Volksfestlichkeit schon vorüber; indessen sahen wir noch eine Weile dem Preisschießen der Bogenschützen und Armbrustschützen zu und begaben uns dann in das besuchteste Wirthslokal des Dorfes, wo sich die junge Welt wirbelnd im Tanze drehte, wo es aber auch von Ostender Badegästen wimmelte.

Damals befand sich unter den Badegästen ein französischer Brigadegeneral, ein betagter Mann, der in Afrika gedient und von dort ein steifes Bein mitgebracht hatte. Er zog Aller Blicke auf sich; denn sein Gesicht war voller Narben, und die Farbe desselben hatte die Sonne Afrikas in merkwürdiger Weise gebräunt, und sein schneeweißes Haar, sein ebenso gefärbter Schnauz- und Backenbart stand in merkwürdigem Gegensatze gegen die Farbe seines Gesichtes. Die anwesenden Franzosen erwiesen ihm viele Aufmerksamkeit, die man jedoch mehr auf die Rechnung seiner wirklich wunderschönen Tochter zu setzen geneigt war als auf die seine.

Sie war höchstens 19 Jahre alt; ihre Gestalt war ebenso untadelig als ihre Gesichtszüge von seltener Schönheit; nur Eins fiel Jedem auf, der Stolz des Mädchens, der sich unverkennbar ausprägte, während ihr Vater das Gegentheil davon an den Tag legte.

Wir waren so glücklich, ganz in der Nähe des Generals ein Plätzlein zu finden, was in dem sehr gefüllten Raume nicht Jedem gelang.

Kaum hatten wir uns niedergelassen und Speise und Trank empfangen, als sich der die Tanzenden umgebende Zuschauerkreis in der Nähe des Generals öffnete und ein junger Matrose hervortrat. Es war ein bildhübscher Bursche, der, das kecke Matrosenhütchen in der Hand, vor den General und seine Tochter hintrat. Mit ebenso viel Anmuth als Geschick verbeugte er sich tief vor der jungen Dame und bat um das Glück eines Tanzes.

An dem kecken, hübschen, gewandten Burschen hatte ich meine Lust. Er hatte es prächtig gemacht, und in seinem Gesichtsausdruck lag eine Zuversicht des Gelingens, die mir ungemeinen Spaß machte.

Laß sehen! dachte ich, was das hochmüthige, ihre schöne Oberlippe aufwerfende Generalskind thun wird? Ich hatte einen Blick ihres schönen schwarzen Auges beobachtet, der über den schönen Burschen so hingeblitzt — aber gar nicht zu seinem Schaden ausgefallen war; jedoch — die Pariserin und der Fischerssohn von Mariakerke, die Generalstochter und der Matrose! das waren Gegensätze, deren Vermittelung so leicht nicht war.

Köstlich aber war der Gesichtsausdruck des alten Generals. Er schien ganz dieselbe Gedankenreihe zu verfolgen, die mich beschäftigte, und über sein vernarbtes, ächtes Bolafré-Gesicht verbreitete sich ein so gutmüthig-schalkhaftes Lächeln, daß meine Gesichtsmuskeln unwillkührlich sich den seinigen nachformten. Bald sah er den Matrosen, bald das hocherröthete, brüske Töchterlein an, das die Bitte des Matrosen als eine Beleidigung ansehen zu wollen Miene machte.

Plötzlich wurde das Gesicht des Generals ernst. Ein Unwille lagerte sich auf den eben erst so freundlich schalkig lächelnden Zügen.

Nun? rief er unwillig aus. Wo bleibt Deine Entscheidung? Wenn Du Dich nicht in alle Formen des Volkslebens hier fügen und in sie Dich schicken wolltest, so mußtest Du nicht hierher gehen! — Der junge Mann ist anständig. Reich' ihm Deine Hand zum Tanze!

Die letzten Worte, wenn auch mit sehr gedämpfter Stimme gesprochen, hatten Etwas von der Weise an sich, wie der General etwa vor der Fronte seiner Brigade mochte gesprochen haben.

Eine Minute drauf rauschte die Walzermusik, und das schöne Pariser Kind schwebte mit ihrem übrigens trefflichen Tänzer dahin. Sie schwebten! Ihr Füße berührten den Boden kaum. Die Huldigung für das Paar war allgemein. Man beachtete sonst Keins, obgleich manches hübsche Paar auch die Augen hätte auf sich ziehen können; denn sie waren weit entfernt, zu jenen plumpen Figuren zu gehören, die uns auf den Bildern Adrians von Ostade und Teniers und anderer flämische Volksfeste darstellenden Maler uns begegnen. Die Tanzmelodie, übrigens beiläufig gesagt, eine von jenen zauberisch wirkenden des Wieners Strauß, die den Weg nach Belgien gefunden hatte, mochte etwa in der Hälfte ihres Verlaufes sein — da — es war entsetzlich, und jeder Nerv bebte! — strich plötzlich das im Prinzengarten von Ostende aufspielende, ganz erträgliche Orchester gesammter Hand einen schrillen, entsetzlichen falschen Ton und hielt dann an.

Was ist das? fragte ich, noch bebend von dem schauderhaften Mark und Bein durchdringenden Tone, meinen Freund.

Statt der Antwort stieß er mir laut auflachend mit dem Ellnbogen in die Flanke und deutete nach den Tanzenden.

Jeder Tänzer verbeugte sich vor seiner Tänzerin, bat um einen Kuß und empfing ihn.

Auch der schöne Tänzer der noch schöneren Pariserin that also; aber — da hätte Einer die Holdselige sehen sollen! Sie war im Zorne über diese Unverschämtheit, riß sich los und floh zu ihrem Vater, der auch aufgestanden war, um die fremdartige, unerwartete Scene mit anzusehen.

Ihr schöner Mund sprudelte von scharfen Reden über die rohen Sitten dieses Landes.

Neben dem General stand ein alter, behäbiger Schiffer von Mariakerke. An diesen wandte er sich mit den Worten: Ist das feststehende Sitte hier zu Lande? —

Seeker, Myn Heer, Seeker! (Sicherlich, mein Herr, sicherlich!) erwiederte ernst der alte Mann, der mit sichtlichem Mißfallen das Benehmen der jungen Dame gesehen hatte.

Nun, sagte darauf ruhig und lächelnd der General und faßte die Hand seiner schönen Tochter, sie dem Tänzer wieder zuführend, Du hast die Freude dieser braven Leute getheilt, so mußt Du nun auch ihrer harmlosen Sitte huldigen. Gib Deinem Tänzer den schuldigen Kuß, ich befehle es Dir, und dann vollende den Tanz. —

Jeder hielt den Athem an. —

Aber die gehorsame Tochter reichte die schöne Lippe dem bescheidenen Tänzer, der — sich auf ihre schneeweiße Hand beugte und einen Kuß darauf drückte. —

Mir schiens, als flöge ein Wölkchen der Unzufriedenheit über die schöne Stirne, aber — es war nur ein Moment, denn: Bravo! Bravo! rief der alte General und klatschte, wie besessen, und Bravo! hallte es von allen Seiten, und das Klatschen wollte nicht enden.

Die Musik machte dem nicht eben freundlichen Gefühle der holden Pariserin ein Ende. Sie flog wieder im Tanze dahin und — als er geendet, und der Tänzer sie zum Vater geleitet und sich tief verbeugt und gedankt hatte, waren

Digitized by Google

Vater und Tochter bald verschwunden. Ein rollender Wagen trug sie nach Ostende.

Die Sitte aber, deren Zeugen wir waren, herrscht in ganz Belgien. Der entsetzliche falsche Ton der Musik ist der Befehl, daß die Tänzerin dem Tänzer einen Kuß gibt.

Der junge Matrose aber war der Held des Tages. Er hatte sein Verschmähtwerden in rechter Weise gerächt und — doch auch wieder mit feinem, natürlichem Takte die feinere Sitte geehrt.

Ein schrecklicher Nachbar.

Mit einer Abbildung.

Als ich noch Student im schönen Heidelberg war, da wohnte neben mir ein mir unbekannter, alter Mann. Unsre Stuben waren nur durch eine dünne Wand geschieden. Der Mann mußte viel Weh in der Welt erfahren haben, denn er war nicht mittheilsam; es beherrschte ihn eine weiche, wehmüthige Stimmung. Woher aber wußte ich das, da er mir doch unbekannt war? Er spielte meisterhaft Violoncello, und die Melodieen, die er den Saiten entlockte, oft so leise wie Seufzer einer schwerbeladenen Seele, waren der Ausdruck seiner Seele, wehmüthig, klagend — aber tief ergreifend. Stundenlang hat ich ihm zugehört, mit angehaltenem Athem hab' ich gelauscht, und nicht selten rieselte eine Thräne über meine Wange. Er spielte halbe Nächte; das störte mich nicht, vielmehr säuselten seine Töne so wunderbar, daß ich in den Schlaf gewiegt wurde, wie das Kind an der Mutter Brust von ihrem süßen Gesange eingelullt wird. — Als ich aus den Ferien einst heimkehrte, waren die wunderbaren Töne verklungen. Er war zum ewigen Frieden eingegangen — zu denen — um die seine Seele in den wunderbaren Klängen seines Spieles geklagt. Ich gestehe, daß ich um den verlornen Nachbar getrauert habe. Solche Klänge hab' ich seitdem nicht wieder gehört.

In seine Stube zog ein langer, dürrer Engländer. Er hielt sich stille; aber gegenüber — die Gasse war enge — zog ein Rheinländer, oder wie die Heidelberger sagen: ein Ueberrheiner ein. Es war eine lustige, durstige Seele, der im Jahre an 365 Tagen betrunken heimkam. Er war noch mehr, nämlich ein unermüdlicher, unverwüstlicher Sänger, der, so lang es die Jahreszeit zuließ, am offenen Fenster saß, das Commersbuch in der Hand, und alle Lieder in der Reihenfolge sang mit einer ungeheuer starken Stimme, die — aber klang wie ein gerissenes Nachtwächterhorn. Fast nicht ein einziger Ton war richtig. Er brüllte sich in eine Begeisterung, die rein zum Rasendwerden war. Und so sang er oft, bis seine Stimme noch dazu kröhlend und rauh wurde. Das war eine Strafe Gottes!

Eines Tages, da er auch wieder anhob, nachdem er wankend heimgekommen war, riß der Engländer das Fenster auf und rief: Maul halten! Sein Zorn war entsetzlich.

Lächelnd erhob sich drüben der Ueberrheiner und brüllte ein entsetzliches Gaudeamus igitur dem langen Sohne Albions zu, dann rief er: Ei Du Rostbeef, Du Cornbeef! Du Beafsteak! Sing' ich Dir vielleicht nicht laut genug? Und nun brüllte er, daß schier die Scheiben klirrten, und dann folgte wieder ein Heer Liebesausdrücke für den Engländer, daß dieser das Fenster zuwarf und zum Hauswirth eilte, ihm die Wohnung zu kündigen. Es war erst im Anfange des Cursus. Auch ich that ein Gleiches und — da der Wirth Nichts machen konnte, so zogen wir Beide aus, und er klagte bei dem Universitätsrichter. Ob's besser wurde, weiß ich nicht.

Das erzählte ich einem Freunde, der aus Wien kam, wo er sich lange Zeit aufgehalten hatte. Er lachte herzlich und sagte: Ich hab' einen Freund, der ist ein Maler, und dem hab' ich einst eine Geschichte verwandter Art erzählt, die er gemalt hat. Sehen Sie, sagte er, seine Mappe öffnend, das ist die verkörperte Geschichte! Er hielt mir das Bildchen hin, das da vornen die Maje ziert. Ich brach bei dem Anblicke in ein unmäßiges Gelächter aus.

Nun hören Sie! fuhr er fort. In Wien wie in allen großen Städten gibt es Häuser, in denen eine große Zahl Miether wohnen, Leute des verschiedensten Alters, Standes und Berufs, Familien und Einzelne. Sie mögen noch so lange bei einander wohnen, sie kennen sich nicht und gehen nicht mit einander um. Ein solches Haus stand in der Vorstadt Wieden, in einer Nebengasse. Die Hausbesitzer wohnten gleicher Erde, und eine Stiege hoch war ein langer Gang, auf den eine Menge Thüren mündeten, und fast hinter jeder Thür wohnte eine andere Familie, Paar oder „Einspänner", wie man dort die Einzelnen nennt. Es waren gewiß zehn bis zwölf solcher Miether auf beiden Seiten des Ganges, darunter auch ich. Außer Etwas von Zanken, Schreien und Kindergequicke, hörte man selten ein Geräusch. Ich war mit der Wohnung zufrieden, denn selten hatte ich weniger Lärm und Tumult in der Nähe gehabt. Das sollte aber nicht lange so bleiben; denn in Eins der mittleren Zimmer auf dem Gange zog ein Böhme ein, der Mitglied irgend eines der Musikchöre war, die am Sonntage irgendwo zum Tanze aufspielen. Es war ein alter, dicker Quastel, dem ich nicht zugetraut, daß er ein begeisterter Musikus sei. Ich sollte bald eines Andern, freilich nicht grade Bessern belehrt werden. Freilich hätte ich das schon von vornherein denken können; denn ein Böhme ohne Musik ist ein seltener Vogel. Sie kennen das schlimme Sprüchwort, das ich hier nicht aussprechen will, das aber für einen Böhmen, der nicht Musikus ist, eine schlimme Wahl läßt.

Unser Mann spielte drei Instrumente: die Baßgeige, das Horn und die Posaune, von denen jedes hinreicht, den Schlaf von allen lebenden Augen zu scheuchen. Man gewöhnt sich aber am Ende dran, wenn Ein und dasselbe Instrument gespielt wird, und — schläft ein. Einmal aber hatte unser Kamuschka, so hieß er, früh am Abend Horn geblasen. Er blies es meisterhaft. Dann hatte er, als sich die Leute zu Bette legten, Baß gespielt, aber nun fing er mitten in der Nacht an, den Part der Posaune bei einigen Straußischen oder Labitzki'schen Walzern und Hopsern einzuüben, und er blies mit rasender Begeisterung und Ausdauer.

Kein Mensch auf unserm Gange konnte schlafen. Kinder fingen zu schreien an; Männer fluchten wie Donauschiffer und Fuhrknechte.

Als es schon zwei Uhr nach Mitternacht vorüber war, und die Posaune immer noch dieselben Noten dröhnte, da ging die Thür gegen mir über auf, und an meine Thür klopfend rief Einer in voller Wuth: Herr Nachbar, schlafen's? Können's schlafen bei so anem Teufelslärm? — Mir war's auch zu arg geworden. Ich antwortete in entsprechender Stimmung. Als die Andern uns reden hörten, gingen alle Thüren wie mit einem Zauberschlage auf, und in den seltsamsten Bekleidungen stürmten Männer und Frauen heraus, alle voll Zorn und Grimm auf den Böhmen.

Der Mensch ist verrückt! rasend! riefen sie von allen Seiten.

Was sollen wir thun? fragte Einer der Vordersten.

Zum Hausherrn gehen und ihm Alle kündigen! rief weiter hinten Einer, der ein Licht in der Hand hatte.

Voran! schrie hinten eine Frau, deren Kind ein Zetermordio aufführte.

Der wundersame Zug, der einem Fastnachtszuge auf ein Haar glich, setzte sich in Bewegung die Stiege hinab. Der Hausherr war erst heimgekommen und noch angekleidet, hatte aber schon eine weiße Zipfelmütze übergezogen. Er machte

auf den Lärm die Thür auf und ſah uns erſchrocken und doch lachend an. Was ſoll's? rief er halb lachend halb erſchrocken.

Kündigen! erſchallte es. Alle Morgen ausziehen! Der Böhme macht uns kopfſcheu und toll! Iſt ſchon über zwei und bläſt Poſaune!

Ei, ſo ſoll dich —! rief er, nahm ſein Licht, drängte ſich durch, daß er bei unſerm Rückzuge vorn ankam, und ſo gings die Treppe hinauf. Der Miethsherr riß des Böhmen Thür auf, aber der Poſaunenbläſer hörte es nicht. Er faßte ihn an der Schulter; — er ſpürte es nicht und blies fort. Endlich hielt er ſeinen Mund an des Böhmen Ohr, und indem er ihm in's Ohr ſchrie: Halb drei! deutete er mit der Rechten nach der Uhr.

Jetzt aber fuhr im Todesſchrecken der Böhme herum und wurde kreidebleich, als er die Verſammlung erblickte, die theilweiſe auf dem Gange ſtand und ſchrie: Was gibts? Brennts? —

Nein, ſchrie ihm der Hausherr zu, es bläſt ein Narr bis halb drei die Poſaune, daß Niemand im Hauſe ſchlafen kann!

Wie? was? Und der wär' ich? Herrrrrr! — Er ſprang wüthend auf. Halb drei? Sie ſind verrückt!

Da faßte ihn der ſtämmige Wiener am Arme und zog ihn vor die Uhr, die halb drei wies.

In dieſem Augenblicke ließ der Böhme die Arme ſinken. Bitt' tauſendmal um Vergebung und küß' die Pratſch'n! ſprach er leiſe.

Unſer Zorn war bei ſeinem Schrecken verraucht. Wir brachen unwillkührlich in ein Gelächter aus, das immer neuen Stoff durch die Betrachtung des Aufzugs erhielt, in dem wir, wie wir erſt jetzt ſahen, einherſchritten.

So löste ſich Alles in Heiterkeit, und als unſer Böhme verſprach, uns nie mehr zu ſtören, zog Jeder, und am ſchnellſten Jede, ſich in ihre vier Wände zurück, um noch ein Stück herunter zu ſchlafen. Das gelang, und der Böhme hielt Wort.

Ich ſah noch einmal auf das Bildchen und mußte noch einmal herzlich lachen, und ich zweifle kaum, daß es Jedem der Leſer anders ergehen wird.

Der Räuberhauptmann Nickel Liſt und ſeine Spießgeſellen.

Von E. Heuſinger.

Gab es auch manch Gutes in der von den Vorfahren ſoviel geprieſenen alten Zeit, ſo gab es doch auch gar viel Mangelhaftes, ja Böſes darin, wie wir es in der Jetztzeit weder zu hören noch zu ſehen bekommen. Dahin gehört das Räuberweſen, der von ganzen Banden verübte Einbruch, wie er in Schlöſſern, Kirchen und Privathäuſern unter ſchauererregenden Nebenumſtänden im 17. und 18. Jahrhundert ſo häufig vorkam, daß die Bewohner mancher Gegenden ſelten ohne Angſt zu Bette gingen. Schuld daran waren zumeiſt die langjährigen Kriege, die dem ſchlechteſten Geſindel, dem Auswurf der Menſchheit, Zuflucht in den Heeren gewährten, der nach dem Frieden in Schaaren Landſtraßen und Wälder unſicher machten.

Zu einem der Allergefürchteſten dieſer Ritter vom Stegreif, über den die vaterländiſchen Jahrbücher ſo viel Böſes, mitunter auch Romantiſches berichten, gehörte bekanntlich auch Pückler, der vom Volke ſchlechtweg Schinderhannes genannt wurde. Die von ihm mit ebenſo viel Verſchlagenheit als Kühnheit ausgeführten Diebſtähle erinnern an die Thaten des einſt in Frankreich und im Elſaß ſo gefürchteten Räubers Cartouche, der ſich in allen denkbaren Verkleidungen unter hochklingenden Namen, bei einem ſehr einnehmenden Aeußern in die höchſte Geſellſchaft Eingang zu verſchaffen wußte. Pückler wurde wegen der Artigkeit und Großmuth, womit er, wenn eben in guter Laune, bei einzelnen ſeiner Unter-

nehmungen zu Werke ging, nicht selten vom Volke als ein Held bewundert, und es ward viel Rühmens davon gemacht, wenn er einmal eine arme Familie mit dem beschenkte, was er den Reichen geraubt hatte.

Ein Vorgänger von ihm war Nickel List, auch Herr von Mosel genannt. Sein gefürchteter Name wird häufig in den Chroniken der herzoglich braunschweigischen Lande genannt. Dort trieb er durch die Lage der Ortschaften und die einsam liegenden Güter der Wohlhabenden, besonders durch die weiten, öden, von den Menschen gemiedenen Haiden und Tannenwälder begünstigt, im großen Maßstabe geraume Zeit seine Raubzüge, bis ein Einbruch in die St. Katharinenkirche zu Braunschweig, besonders aber die kühne Entwendung der weltberühmten goldenen Tafel aus der Michaeliskirche in Lüneburg alle Welt gegen ihn und seine gefürchtete Bande auf die Beine brachte.

Nicolaus List, im Jahre 1656 zu Waldenburg unweit Zwickau in Sachsen geboren, war der Sohn eines Taglöhners. Schon in der Jugend zeichnete er sich durch Verstand und ungewöhnliche Geistesgaben aus. Bald nach der Confirmation kam er als Bedienter zu einer adeligen Herrschaft. Später nahm er Kriegsdienste unter dem großen Churfürsten und wohnte der Schlacht von Fehrbellin bei. Später focht er im Elsaß und machte einen Zug nach Ungarn gegen die Türken mit, wo er mit Auszeichnung sich bewährte. Des Krieges müde nahm er seinen Abschied und ließ sich als Gastwirth in Ramsdorf nieder.

Hier beschäftigte er sich aus früherer Neigung mit den Schriften des Paracelsus und anderen medicinischen Werken, wodurch er sich mancherlei Kenntnisse in der Arzneikunde erwarb und manches Recept verschrieb, wodurch er sich bei dem Volke den Namen — Doctor erwarb.

Das Leben als Gastwirth wurde indessen sein Unglück. Es führte den bisher unbescholtenen Mann von Verbrechen zu Verbrechen und endlich zum schmachvollsten Tode. Die in seinem Hause einkehrende Gesellschaft bestand größtentheils aus Gauner- und Diebsgesindel. Allmälig gewöhnte er sich an ihre Unterhaltung, fand sogar Gefallen daran und entschloß sich endlich, an einem auf dem Gute einer Frau v. Tettau beabsichtigten Einbruch Theil zu nehmen. Die gemachte Beute war so beträchtlich, daß List zu seinem Antheil 1200 Rthlr. erhielt. Aber dieser war noch zu unerfahren in dem Gewerbe, und so kam es, daß seine Genossen ihn nicht allein um den ganzen Raubantheil, sondern noch um einen großen Theil seines Eigenthumes bestahlen.

Jetzt wollte List das Verlorene doppelt gewinnen, und die Gauner erkannten bald die Ueberlegenheit ihres gelehrigen Schülers. Keiner verstand so gut wie er, Schlüssel in Wachs abzudrücken, neue zu machen oder alte zurecht zu feilen. In kurzer Zeit ward er zum Hauptmann der Bande ernannt; er vertheilte die Rollen, übernahm aber gewöhnlich selbst die gefährlichsten Posten. Er streckte fortan die Hand nicht mehr nach Kleinigkeiten aus. Nur wo große Geldsummen oder bedeutende Kostbarkeiten aufbewahrt wurden, brach er ein. Sein Anzug war stets nach der äußersten Mode. Er erschien in einer stattlichen Allongeperücke in kostbaren Sammtkleidern, die mit Gold reich gestickt waren. In seiner Begleitung befand sich seine angebliche Ehefrau, Frau Anna von Sinn, eine bedeutende Schönheit; Diener und Jäger in reichen Livreen erhoben den Glanz des Staatswagens, in dem Herr von der Mosel gewöhnlich seinen Einzug in größere Städte hielt. Seine Eleganz, seine Manieren und feinen Sitten ließen keinen auf den Gedanken gerathen, daß unter diesem anständigen Aeußeren der größte Spitzbube der damaligen Zeit verborgen war.

Seine Hauptgenossen waren Andreas Lucy, Michael Kaiser, Christian Müller, Christian Wallg, Andreas Schwarz, Christoph Pante, Gideon Peermann, Quartiermeister in einem hannoverschen Reiterregiment, Schwanke, Kramer und Heinrich Berthold, die Juden Hoscheneck, Saladin, Samuel Löbe, Salamon David,

der Rothe genannt, Jonas Meyer und eine Menge Andere; die Bande wurde über 80 Köpfe geschätzt. Auch mehre Frauen gehörten zur Bande, von denen einige von nicht gewöhnlicher Bildung, sich Zutritt in der höheren Gesellschaft zu verschaffen und die Hausgelegenheiten zu erkunden verstanden. Die Juden, welche gleichfalls die Gelegenheit zu Diebstählen ausspürten, verkauften zuletzt das gestohlene Gut, wobei sie die Diebe auf die ärgste Weise betrogen und selbst den besten Gewinn zu machen pflegten. Der leichte Gewinn aber wurde eben so schnell wieder vergeudet, und das von List geführte vornehme Leben kostete so große Summen, daß man trotz der großen Beute, die er kurz zuvor gemacht hatte, bei seiner Verhaftung nur wenig Geld bei ihm fand.

Unter den größeren von List ausgeführten Diebstählen gehört der im Dom zu Hamburg ausgeführte mit zu den bedeutendsten. Dort befand sich auf dem großen Chore ein Gewölbe, zu dem man nur durch zwei sehr wohl verwahrte Gemächer gelangen konnte, in welchem in einem verschlossenen eisernen Schranke eine große Anzahl silberner und goldener Statuetten, Heiligenbilder, Crucifixe u. dgl. aufbewahrt wurden. Diese Schätze hatte ein getaufter Jude als Hamburger Stadtsoldat in das Gewölbe bringen helfen. Er verrieth sie seinen früheren Glaubensgenossen und fügte hinzu, daß in den Gewölben des Domes auch ein Kästchen mit Edelsteinen sich befinde, ein königlicher Schmuck, der wenigstens eine Tonne Goldes werth sei. Da Nickel List seinem Namen die größte Ehre machte, und seine Geschicklichkeit im Abdrücken der Schlüssel und deren Anfertigung zum Gebrauche, überhaupt seine Ueberlegenheit in diesem Zweige der Diebeswissenschaft durch die Bande nah und fern bekannt war, wurde er eingeladen, das Unternehmen zu leiten.

Es erschien eines Tages in Hamburg ein vornehmer Herr zu Pferde. Seine edeln Glieder waren in einen kostbaren Pelz gehüllt, an den hohen Reitstiefeln glänzten goldene Sporen, und hinter ihm paradirte ein stattlicher Diener in reichbesetzter Livree. Es waren der Herr Heinrich Rudolph Edeler v. d. Mosel und sein Leibjäger Moritz Richter, in Wahrheit aber Nickel List, der Bandenhauptmann, und einer seiner Untergebenen, Andreas Schwarz.

In den nächsten Tagen hatten sich noch neun Personen bei ihm eingefunden; Jeder derselben theilte List seine Rolle zu. Er selbst, der sich den Dom schon von innen und außen betrachtet, die Abdrücke genommen, während der stattliche Leibjäger den Küster auf die angenehmste Weise in einiger Entfernung unterhielt, hatte sich in seine innersten Gemächer eingeschlossen, sämmtliche Schlüssel wohl vorbereitet. Während zwei von der Bande vor der Kirche Wache hielten, öffnete er mit seinen künstlich gearbeiteten Instrumenten die äußeren Thüren und die Eingänge zu den Gewölben. Zwei Juden brachen die Kisten und Schränke auf; vier Andere packten die Sachen ein und schafften sie fort. Die Nacht war stürmisch und dunkel; von einer Erleuchtung, wie sie in der Jetztzeit Hamburg durchstrahlt, war damals noch keine Rede; die schlecht bezahlten Schaarwächter hatten ein schützendes Obdach gesucht. Niemand hatte von dem kühnen Kirchenraube, der in der dritten Weihnachtsnacht 1697 zu Hamburg verübt wurde, eine Ahnung gehabt. —

Noch vor Tagesanbrach war der Raub gewogen und an die Juden verkauft. Diese wußten ihren Vortheil jedoch vortrefflich zu nutzen. Obgleich das Silber an 60 Pfund wog und das Pfund zu $13^1/_2$ Rthlr. verkauft wurde, erhielt Jeder nur eine geringe Summe zu seinem Antheile, selbst List nur 40 Rthlr.

Dieser hatte sich durch die übertriebenen Gerüchte von der Größe der in der Kirche aufbewahrten Schätze durchaus getäuscht gesehen. Um sich in etwas zu entschädigen, ging er, nur von Schwarz begleitet, noch einmal in die Kirche und raubte für sich verschiedenes feines Leinenzeug mit ächten Spitzen besetzt und einiges Silbergeräth vom Altar.

In Hamburg hatte List Anna von Sinn kennen gelernt und bald ihre nähere Bekanntschaft gemacht. Dieses schlaue Frauenzimmer wußte durch ihre hohe, schöne, fast männlich kräftige Erscheinung bald einen großen Einfluß auf List und die ganze Bande zu üben. Sie hatte sich kurz zuvor bei dem Quartiermeister Peermann in Munstorf aufgehalten und erhielt von diesem die Nachricht, daß zu Braunschweig in der Katharinenkirche ein großer Schatz als Depositum verwahrt sei.

In Braunschweig war im Jahre 1697 die verwittwete Frau Veronica von Ehmen, geb. v. Rotenburg, gestorben. Ihr einziger Erbe war der in K. K. Diensten stehende Oberstwachtmeister Freiherr v. Rotenburg. Sämmtliches Damastzeug, Kleidungsstücke, Silberzeug, Schmuck und Kostbarkeiten waren in viele Koffer gepackt, bis auf die erwartete Verfügung des in weiter Ferne lebenden Erben in ein festes Gewölbe gebracht, das sich im unteren Geschosse des nördlichen Thurmes der Katharinenkirche befand. Vor den beiden Fenstern des Gewölbes waren eiserne Doppelgitter, dahinter eiserne Läden mit eisernen Riegeln. Die zum Gewölbe führende Thür bestand aus dicken Eichenbohlen. Zum Schloß gehörte ein Schlüssel, fast eine halbe Elle lang; auswendig hing noch ein Meisterstück eines Vorhängeschlosses, welches nur mit zwei Schlüsseln verschlossen werden konnte.

Zur Hebung dieses Schatzes begaben sich bald nach Neujahr 1698 List, Anna von Sinn, Schwarz, Schön nebst Frau und Schwanke auf die Reise nach Braunschweig. Kaiser, der die Gelegenheiten in der Stadt kannte, leitete einstweilen das Unternehmen; Jonas Meyer blieb in Blumenau zurück, um später mit einem Wagen zum Abholen des Raubes nachzukommen.

Auch in Braunschweig spielte List die glänzende Rolle eines zum Vergnügen reisenden Edelmannes. Während er, begleitet von einem Lakaien, mit Kennermiene die vielen Merkwürdigkeiten der alten Hansestadt in Augenschein nahm, wobei er mit Trinkgeldern nicht kargte, sah seine Dienerschaft sich nach den Ortsgelegenheiten um, die für den Freiherrn die eigentliche Veranlassung zur Reise waren. Sein Quartier hatte er in dem damals berühmten „Wildemann" am Augustusthore genommen, wo er drei Wochen lang mit fürstlichem Glanze lebte.

Endlich aber fiel es dem gnädigen Herrn in einer Anwandlung böser Laune ein, daß kein gehörig geräumiges Speisezimmer im Hause sei, um seine Freunde einmal Alle zu Tisch bei sich versammelt zu sehen, und er miethete ein Quartier in dem Hause des Gastwirths Dörge auf der Wendenstraße. Der eigentliche Grund aber war der, nachdem alle Vorbereitungen zur Ausführung des Unternehmens getroffen, dem Schauplatze desselben näher zu sein. Die Wendenstraße nämlich mündet in westlicher Richtung gerade auf den Katharinenkirchhof aus, von wo man in wenigen Schritten an die Eingangsthür zu dem fraglichen Gewölbe gelangt, welches fast versteckt ist durch gegenüber liegende alte Gebäude.

Während der Zeit hatte Kaiser seinen Genossen Schwarz und Schön bei mehrmaligen Besuchen des Gottesdienstes den Ort gezeigt, wo die Schätze aufgespeichert lagen, und diese hatten die Abdrücke von den Kirchthürschlüsseln und von dem Vorhängeschloß vor der Gewölbethür genommen, wonach List die Nachschlüssel anfertigte, während in dem Zimmer vor seinem Laboratorium, um jeden Verdacht zu vermeiden, eine Versammlung seiner Genossen sich bei Wein und Spiel geräuschvoll ergötzte. Endlich hatte Schwarz noch starke Meißel gekauft, und nun wurde Jonas Meyer durch einen Boten beordert, mit dem Wagen zu kommen.

Sobald dieser mit dem hannoverschen Gardesoldaten Pante angelangt war, begab man sich in einer dunkeln Nacht ans Werk. Regen mit Schnee vermischt schlug an die Fenster. In dumpfen Schlägen verkündigte die Glocke auf dem nördlichen Katharinenthurm Mitternacht. In den Straßen war es überall leer.

Schon lange hatten die ehrsamen Bürger in der stürmischen Nacht die Häuser verschlossen. Auf dem Kirchhofe selbst war es schaurig öde. Er diente damals noch zum Begräbnißort der Gemeinde. Die Gegend wurde immer schon mit Eintritt der Nacht vermieden; in einer so grausigen Finsterniß, als sie List zur Ausführung des Kirchenraubes erwählt hatte, würde sich um die mitternächtliche Stunde keine Seele dort haben blicken lassen.

List hatte seine Vorkehrungen so geschickt getroffen, daß sämmtliche Schlösser ohne Hinderniß sofort geöffnet wurden, weßhalb man später auch nicht die geringste Verletzung daran wahrnahm. Jetzt schritt man zur Eröffnung des nächststehenden Koffers, und, woran wohl Keiner der Raubgesellen gedacht hatte, die Schlüssel aller übrigen befanden sich darin. Einer nach dem andern wurde geöffnet, die Sachen herausgenommen und zum Transport sorgfältig eingepackt. In einer Kiste fanden die Räuber Pokale, Schüsseln, Teller, Leuchter, Löffel, Messer und Gabeln, sämmtlich von massivem Silber, auch ein Kästchen mit werthvollem Schmuck. In einem andern Koffer befanden sich kostbare Roben von Sammt und Seide mit reicher Gold- und Silberstickerei. Ein andrer war gefüllt bis zum Deckel mit dem feinsten Damasttafelzeug, mehreren kostbaren Teppichen, und ein türkischer Säbel mit goldenem Beschlage lag oben auf. In zwei auf einander folgenden Nächten, kurz vor der Lichtmesse, war der Raub vollbracht. Das Silbergeräth wurde mit der Post nach Munstorf spedirt, die übrigen Sachen auf dem von Meyer mitgebrachten Wagen nach Blumenau geschickt. Dahin folgte denn auch die ganze Gesellschaft nach, und hier schritt man zur Theilung der vom Juden Meyer taxirten Sachen.

List selbst blieb noch zwei Tage in Braunschweig, um zu hören, ob der Diebstahl nicht während der Zeit bekannt würde. Aber es blieb Alles ruhig darüber in der Stadt, und so stieg er am dritten Tage in seinen kostbaren Pelz gehüllt zu Pferde. Tief verneigte sich der Wirth; das Hausgesinde aber, welches Nickel reich beschenkt hatte, bat, das Wiederkommen nicht zu vergessen, als der Leibjäger aus dem weitgeöffneten Thorwege dem Herrn auf die Straße folgte. Mancher Bürger zog ehrerbietig den Hut, als der schöne Cavalier die Straße hinabritt, Keiner von Allen hatte eine Ahnung von dem gräßlichen Verbrechen, das sich in den letzten Nächten innerhalb der Stadtmauer ereignet hatte.

Die Kleidungsstücke wurden bei der Vertheilung zum Werth einer gewissen Geldsumme von den Mitgehülfen beim Kirchenraube angenommen. Die schöne Anna von Sinn erhielt außerdem einen Silbermoorerock und einen prächtigen Sammtmantel. Einen beträchtlichen Antheil erhielt der Wirth, der seinen Wagen hergeliehen hatte, unter andern ein schwarzes Kleid mit goldenen Blumen zu 70 Rthlr., welches billig zu 100 Rthlr. taxirt war. Dagegen verzichtete er auf seine Forderung für Kost und Logis, welches die Bande einige Tage bei ihm gehabt hatte.

Das Silberzeug wurde mit Ausnahme einiger Becher, welche die Sinn behielt, etwa 40 Pfund schwer, zu 13 Rthlr. per Pfund an einen Juden zu Bückeburg verkauft. Auch die Juwelen wußte Anna von Sinn zum größten Theil an sich zu bringen. Bei der Theilung bekamen List, Kaiser und Schön, jeder 100 Rthlr., Schwarz und Meyer jeder 80 Rthlr., die Sinn 70, Pante 60, Schwanke, Peermann und der Wirth jeder 40 Rthlr. und Schöns Frau 10 Rthlr.

Auch dieser Diebstahl befriedigte Lists Erwartung durchaus nicht. Er war so erbost über die geringe Beute gegenüber seinem kostspieligen Aufenthalt in Braunschweig, daß er es der geliebten Anna von Sinn thätlich fühlen ließ, daß sie ihn zu der Reise nach Braunschweig verleitet hatte. Zornig rief er aus, daß er sich gewiß nicht in die Gefahr begeben haben würde, wenn er hätte ahnden können, daß es sich um eine solche Kleinigkeit handle.

Zweimal war den Bösewichtern in kurzer Zeit die Beraubung heiliger Stät-

ten gelungen. Der nimmersatte Durst nach Geld ließ sie nicht ruhen, so daß sie bald darauf ein drittes Gotteshaus verwüsteten.

Die ganze Bande begab sich von Blumenau nach Lüneburg. Es galt die weltberühmte goldene Tafel aus der Michaeliskirche zu entwenden, auf die List schon lange Zeit sein besonderes Augenmerk gerichtet hatte.*)

List, Anna v. Sinn und Schwanke kehrten bei des Letzteren Vater ein. Die anderen Vertrauten nahmen Quartier in der Harburger Schenke. Am folgenden Tage begaben sich List und Schwanke in die Kirche. Sie konnten die goldene Tafel jedoch nicht finden, selbst Schwanke nicht, da er lange Zeit aus Lüneburg abwesend gewesen, und der Vater nicht um die Sache befragt werden sollte. Endlich gelang es durch einen Besuch beim Küster, der durch Lists anständiges Benehmen und durch das in Aussicht gestellte Trinkgeld leicht vermocht wurde, dem fremden Herrn, der sich für einen großen Alterthumsforscher ausgab, das berühmte Kunstwerk zu zeigen. Wiederum war den Räubern das Glück günstig. Wegen des erfolgten Ablebens des Churfürsten von Hannover wurde täglich von Morgens 10—12 mit allen Glocken geläutet, und die Kirche stand zu der Zeit offen. Hierdurch erhielten Schwarz und Schön Gelegenheit, die Abdrücke von den Kirchenschlüsseln zu nehmen und die danach gefertigten zu versuchen.

Nachdem sämmtliche Vorkehrungen von List getroffen waren, wurde die Nacht des Sonntags Estomihi zur Ausführung der That festgesetzt. Während Schwanke und einer seiner Gefährten die Wache hielten, schlossen List und Schön die Thür auf und begaben sich, noch von drei Raubgesellen gefolgt, zum Altar, in dessen Rückwand die goldene Tafel eingelassen war. In kurzer Zeit war das Raubwerk vollbracht. Die Edelsteine wurden ausgebrochen, das Goldblech abgerissen, abgerollt und nebst den kostbaren Gefäßen aus den Schiebfächern in einen Sack gesteckt, der ganze Raub nach Schwankes Hause gebracht und am nächsten Tage durch zuverlässige Mitglieder der Bande nach Hamburg befördert. Hier wurde das Gold, etwa 12 Pfund, das Loth zu $5\frac{1}{3}$ Rth., und etwa 20 Pfund Silber an einen Hehler jüdischer Religion verkauft. Die Perlen und Edelsteine, von denen die Dame von Sinn einen beträchtlichen Theil vorher an sich zu bringen wußte, wurden unter die Bande vertheilt. List jedoch überließ sein Antheil dem Juden, der ihm vorschwatzte, daß die Edelsteine zumeist unächt wären. Diesmal fielen die Beuteantheile reichlicher aus als nach der in Braunschweig gemachten Kirchenplünderung. List, der Hauptmann, erhielt in Anerkennung seiner bei diesem Raubzuge gehabten großen Verdienste 220 Ducaten und 200 Rth. Münze. Sein An-

---

*) Die Tafel, ein uraltes Kunstwerk, stand in einem Schranke an der Rückwand des großen Altares. Sie hatte eine Länge von $7\frac{1}{2}$ und eine Höhe von $3\frac{1}{2}$ Fuß. Gleich dem Reichthum der Edelsteine, womit die aus dem kostbarsten Metalle gefertigte Tafel besetzt war, erfüllte die Kunstfertigkeit der frühesten Zeiten den Beschauer mit hoher Bewunderung; kein Reisender versäumte es, einen Schatz zu sehen, der vielleicht einzig in Deutschland war. Ueber den Ursprung der Tafel waren die Meinungen verschieden. Nach Einigen hatte sie Otto II. aus der den Saracenen abgenommenen Beute fertigen lassen; Andere behaupteten, daß sie durch den Sachsenherzog Herrman Billung nach Lüneburg gekommen; und ein Theil, vielleicht der Glaubwürdigste der sich streitenden Alterthumsforscher, behauptete, daß Heinrich der Löwe, der ja auch den Dom zu Braunschweig mit kostbaren Reliquien so reichlich bedachte, bei der Rückkehr aus Palästina das seltene Kunstwerk der Kirche zu Lüneburg verehrt habe. — Die Rückwand war mit dickem Goldblech beschlagen und mit getriebenen Figuren aus gediegenem Silber geschmückt, welche sich auf die Geschichte Jesu bezogen. In der Mitte der Tafel thronte der Heiland auf einem Regenbogen, hielt in der Linken die Weltkugel und theilte mit der Rechten den Segen aus. Zu beiden Seiten standen die Apostel. Rubine und Smaragde von ungewöhnlicher Größe umgaben die Gruppe. — Das Ganze war in einen goldenen mit Edelsteinen gezierten Rahmen gefaßt.

Ueber, unter und neben der Tafel befanden sich zwei große und vierzehn kleine Fächer, in denen Monstranzen, Kelche, Flaschen, Reliquienbehälter, Becher, Gegenstände aus Elfenbein und Bernstein, Kunstsachen von unschätzbarem Werth aufgestellt waren, die meisten in Gold gefaßt und mit Edelsteinen geziert vom höchsten Werthe.

jutant Schön 170 Ducaten und 70 Thaler Münze, ebenso viel Anna v. Sinn, weil sie auch diesmal, wie vor jeder größeren Unternehmung geschah, vor einer Unternehmung die Männer, wie sie von ihr genannt wurden, durch schöne Reden in hohe Begeisterung zu versetzen gewußt hatte, eine gleiche Summe; die Unteradjutanten Schwank und Schwarz jeder 90 Ducaten und 250 Rth. Münze. Der Fang war bedeutend gewesen, und die Räuber sannen jubelnd darüber nach, wie sie sich einen guten Tag in Hamburg machen wollten, als die rächende Nemesis bereits den Arm gegen sie Alle erhob.

Verschmähte Liebe, sagt die Geschichte, führte den plötzlichen Untergang der lange Jahre hindurch so gefürchteten, in allen ihren Raubunternehmungen so erfolgreichen Bande herbei.

Christian Schwanke, der Sohn eines Kahnschiffers zu Lüneburg, fand bei einer früh sich entwickelnden Kraft in Lüneburg keine Nahrung für seinen unternehmenden Geist. Er wandte sich nach Hamburg, wo es dem derben jungen Manne bald gelang, einen Platz als Matrose auf einem Seefahrer zu erlangen. Schon hatte er mehrere Reisen gemacht, als er in einer der vielen Schenken am Hamburger Hafen die Bekanntschaft eines Mädchens machte, welche mit fixer Hand am Ladentische die geforderten Getränke verabreichte. Das Mädchen gefiel ihm und er gefiel der Schenkin, weil er mit Gaben nicht kargte, die ihren Beifall fanden. Hatte Schwanke vorgeblich eine Zeit lang kein Schiff, blieben diese Spenden wohl aus. Dann theilte das Mädchen ihre Ersparnisse mit ihm bis auf bessere Zeiten. Schwanke schien davon oft recht gerührt, und eines Tages, als sie sich allein in der Schenkstube befanden, versprach er dem Mädchen die Ehe nach Rückkehr von der nächsten glücklichen Reise. Bald darauf erhielt Schwanke wieder einen Platz auf einem Schiffe, das nach Barbados bestimmt war. Wohlbehalten kehrte er wieder noch vor Ablauf des Jahres. Aber der früher so gefügig gewesene Liebhaber war hochfahrend geworden, sein Seemannsanzug reicher. Wohl beschenkte er Mica mit allerlei schönen Stoffen, die er aus der weiten Ferne mitgebracht, aber er brachte nicht mehr wie ehemals seine Zeit im „Goldenen Anker" zu, plauderte nicht in herzlicher Weise wie sonst stundenlang, wenn Zeit dazu war, mit der Braut, sondern er suchte auch anderswo Kurzweil und vergeudete viel Geld, was seine Mittel ihm zu erlauben schienen. Schwanke war auf einem anderen Schiffe heimgekehrt, als auf dem er ausgefahren. Es munkelte, daß Letzteres ein Piratenschiff gewesen, welches nach guten Geschäften auf Sclavenjagd ausgegangen, während Schwanke angeblich auf einem Hamburger Kauffahrer aus Westindien nach Hause gelangte. Mica hatte daraus kein Arg, weil dergleichen zu damaliger Zeit nichts Besonderes war. Aber sie mahnte den Bräutigam mitunter etwas sehr ernst an die Erfüllung des Eheversprechens, indem sie das Gute aufzählte, was sie früher an ihm gethan. Es wäre auch Zeit dazu gewesen; aber Schwanke, der das ungebundene Leben vorzog, vertröstete dann jedesmal auf den kommenden Monat. Mica war elternlos. Ihr Gram wuchs mit der ihr drohenden Zukunft, ihre Verzweiflung aber erreichte den höchsten Grad, als sie eines Sonntags den Geliebten im fast trunkenen Zustande am Arme einer jener feilen Dirnen vorübergehen sah, denen Hamburg zu jeder Zeit eine Zufluchtsstätte gewährt hat, die aber, wie der Proceß ergab, als Schwanke's Frau galt. — Das ereignete sich wenige Tage früher, als Schwanke, am späten Abend von Lüneburg kommend, einen schweren Kasten ins Haus brachte, den er auf Micas Kammer öffnete, um noch einige Beutel hineinzulegen, die er aus seinen Taschen nahm. „Verwahre mir wohl den Schatz — wenn Alles davon gut verkauft, dann führe ich Dich heim als meine angetraute Frau, und es soll Dir Zeit Lebens an Nichts mehr fehlen." So hatte er gesprochen und dann das Mädchen verlassen, die noch lange verwundert den Kopf schüttelte über die blinkenden Dinge, die sie in der geöffneten Kiste erblickt hatte. Als Mica den

Flüchtling an jenem für Schwanke so verhängnißvollen Tage erblickte, hatte sich die Kunde über den in Lüneburg verübten Kirchenraub bereits in Hamburg verbreitet. Jetzt fiel es wie Schuppen von den Augen des arg getäuschten Mädchens. So wenig sie noch an die Liebe des Verführers glaubte, so wenig glaubte sie an die letzte Seereise, die er gemacht haben wollte. Getäuschte Liebe, dabei der schmachvolle Gedanke, eines Räubers Braut gewesen zu sein, führte sie dahin, von Altona aus den Brief schreiben zu lassen, durch welchen die Bande entdeckt wurde.

Das fabelhafte Glück, welches die Buben sich bis dahin zu erfreuen gehabt, hatte sie so sicher gemacht, daß sie an Entdeckung gar nicht mehr dachten. List und die Sinn hatten alles Gold, Perlen, Juwelen und Kleidungsstücke nebst beträchtlichen Gegenständen, die List schon früher unbemerkt von seinen Untergebenen bei Seite geschafft, in viele Koffer gepackt, und diese wurden mit seinen Pferden und Reisewagen im Gasthof zum Engel eingestellt. Das feine Paar reiste dann nach Lübeck, wo der Herr v. d. Mosel, diesmal als ein nach London bestimmter Secretär der russischen Gesandtschaft, während einiger Tage im ersten Hotel der alten Handelstadt es sich wohl sein ließ. Aber mitten in diesem Freudeleben, in dem Anna v. Sinn eine große Rolle spielte, brachte ein Vertrauter von Hamburg die Schreckenspost, daß Schwanke arretirt sei.

Mit Extrapost begeben sich List und Anna v. Sinn nebst Schwarz und Schön, welche als Diener im Gefolge des Gesandtschaftssecretärs aufgetreten waren, nach Altona. Gleich nach ihrer Ankunft ging die Sinn in Begleitung von Schwarz zum Engel, um Wagen und Pferde nebst den zurückgelassenen Koffern abzuholen. Unter lebhaftem Bedauern meldete ihnen der Wirth, daß sämmtliche Sachen nebst den Wagen und Pferden auf Befehl des hochweisen Magistrates mit Beschlag belegt seien, und ihr Abführen bis dahin nur dadurch verhindert worden sei, daß er für seine hohen Gäste Bürgschaft zu leisten sich erboten.

Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren. Ein rascher Entschluß mußte gefaßt werden. List, Anna v. Sinn und was in Eile von der in Hamburg anwesenden Bande zusammengezogen werden konnte, begab sich in hastiger Flucht über Magdeburg auf List wohlbekanntes sächsisches Gebiet. Dort sich sicher wähnend, begann die Bande aufs neue zu rauben, um die erlittenen so bedeutenden Verluste baldmöglichst wieder einzubringen. Nickel List sehnte sich aber heimlich nach Ruhe: er wollte zum letzten Male als Räuber sein Glück versuchen und dann mit dem, was es ihm in einigen Jahren gewährte, durch das Band der Ehe mit Anna verbunden in fernen Gegenden ein ruhiges Hauswesen wieder begründen, wie er es durch böse Gesellschaft verführt in unmännlichen Leichtsinn aufgegeben hatte *)

Gottes Strafgericht aber ereilte ihn; zu spät kamen die guten Vorsätze, die er zuletzt noch auf Kosten seiner Mitmenschen auszuführen gedachte!

Es war am 9. März 1698, als plötzlich durch Lüneburg die Kunde erscholl, daß die Michaeliskirche ihres kostbaren Schatzes beraubt sei. An diesem Tage wünschten einige hohe Fremde das Kunstwerk zu sehen. Als der Küster den Schrein öffnen wollte, ließen sich die beiden Flügel, welche die Tafel verschlossen, und welche er noch in der Woche vorher, als List (der fremde Alterthumsforscher) sie besehen, mit Leichtigkeit geöffnet, nicht theilen. Als es endlich gelang sie zu öffnen, fiel der Küster mit einem lauten Schrei rückwärts, denn — statt des Anblicks eines weltberümten Schatzes sah man dessen entsetzlichste Verwüstung. Fast alles nur irgend Werthvolle war losgebrochen, namentlich alles Gold von der eigentlichen Tafel, etwa 200 Rubinen und Smaragden, ein großer in Silber gefaßter Onyx, alle goldnen und silbernen Kruzifixe, Monstranzen, Kelche, Ketten u. s. w. waren geraubt. Dagegen hatten die Diebe alles für sie Unbrauchbare

*) Nach seiner vor Gericht gemachten Aussage.

zurückgelaſſen, ſo die heiligen Reliquien. Nur hier und da war ein von den Räubern vielleicht für unächt gehaltenes Stück von Gold und Silber zurückgelaſſen, ſo zwei ſilberne mit Perlen und Edelſteinen beſetzte Arme, mehrere kleine Rauchfäſſer und endlich 234 ächte Edelſteine und zwei Perlen, die, weil ſie in der die Tafel umgebenden hölzernen Leiſte angebracht waren, überſehen oder für Glas gehalten worden waren.

Der Rath zu Lüneburg entwickelte ſofort nach Entdeckung des Diebſtahles die größte Thätigkeit zur Ermittelung der Thäter. Es wurden die Magiſtrate und Obrigkeiten der benachbarten Städte in Anſpruch genommen, auf die geſtohlenen Sachen achten zu laſſen, und allen Juwelieren und Goldſchmieden befohlen, ein ſcharfes Auge auf die geraubten Sachen zu haben. Es ergab ſich, daß ein vornehmer Herr abwechſelnd im Schwank'ſchen Hauſe und in der Harburger Schenke ſeine Wohnung gehabt, und daß der Letztere in Begleitung ſeiner Dienerſchaft die Kirche zum öftern beſucht, auch die goldne Tafel ſeiner Aufmerkſamkeit gewürdigt habe. Chriſtian Schwanke, Schiffer zu Hamburg und Sohn des Kahnführers Friedrich Schwanke zu Harburg, war zu wiederholten Malen in der Umgebung des genannten Herrn geſehen, auch war bemerkt, daß er deſſen Effekten bei der Abreiſe in ſeinem Fahrzeuge nach Hamburg übergeführt. In den Zimmern, welche der Fremde im Gaſthofe zum Engel in Hamburg bewohnte, hatte man endlich auch ein Goldblättchen gefunden, welches nach Ausſage von Sachverſtändigen ein Beſtandtheil der goldnen Tafel in Lüneburg geweſen. Eins kam zum Andern. Schwanke wurde eingezogen und gab an, daß er zur ſelben Zeit bei dem Regimentsquartiermeiſter Peermann zum Beſuch geweſen. Peermann leugnete im Verhör dieſe Ausſage, und Schwanke in ſeiner Wuth, von einem Mitſchuldigen in höchſten Nöthen verlaſſen zu werden, bekannte nach einander, was er vom letzten Kirchenraube und den Perſönlichkeiten der Bande wiſſe.

Größere Aufklärung gab ein Brief aus Altona. In dieſem wurde dem Magiſtrate zu Lüneburg gemeldet, daß der Schömber von dem in der Michaeliskirche verübten Raube genaue Kunde habe, weil er ſelbſt als Helfer fern dabei betheiligt ſei. Er gelobte Aufſchlüſſe zu geben, wodurch nicht allein die ganze Bande, die ſeit vielen Jahren Bürger und Landleute in Furcht und Schrecken erhalten, ſondern das Haupt der Kirchenräuber ſelbſt in kürzeſter Zeit in die Hände der Gerechtigkeit fallen werde.

Die Denunciationen des Briefſtellers erfolgten denn auch, ſobald ihm Sicherheit ſeiner Perſon gelobt war. Allererſt wurden der Regimentsquartiermeiſter Peermann, ein Mann aus guter Familie, und mit ihm der Gardereiter Pante, dann ein bereits übel beleumundeter Jude, Jonas Meyer in Munſtorf, feſtgenommen. Aus ihren Ausſagen, die theilweiſe durch die Folter erpreßt wurden, ergab ſich das Beſtehen einer zahlreichen, durch ganz Deutſchland verzweigten Räuberbande, als deren Oberanführer Nicolaus Liſt, der unter dem Namen eines Herrn v. d. Moſel mit Dienerſchaft umherreiſe, bezeichnet wurde. Indeſſen gelang es erſt am 25. Juli 1698 nach manchen Schwierigkeiten Liſt nebſt mehreren Gaunern zu Hof in Bayern im Schlafe zu überfallen und zur Haft zu bringen.

Da die Unterſuchung wegen verſchiedener von der Bande verübten Diebſtähle in Köln bereits begonnen, und die bedeutendſten Kirchenberaubungen in Niederſachſen, zu Braunſchweig, Lüneburg und Hamburg verübt waren, wurde auch Liſt dahin gebracht und die Unterſuchung gegen ihn und ſeine Gefährten fortgeführt.

Durch ganz Deutſchland erſtreckten ſich die Zweige der aus etwa 100 Köpfen beſtehenden Bande. Die Zahl der von ihr verübten Mordthaten und Diebſtähle einzeln anzugeben würde hier zu weit führen, Nicolaus Liſt bekannte auf der damaliger Zeit noch gebräuchlichen Tortur, 29 Hauptdiebſtähle ſelbſt geleitet zu

haben, die zahllosen kleinen ungerechnet, die seinem Gedächtniß entschwunden waren. In jeder Stadt, in jedem abgelegenen Dorfe hielten sich Spione der Bande auf, um Gelegenheiten zu Diebstählen auszukundschaften. Jeder der Verbrecher bekannte auch Raubthaten, die er allein oder mit Hülfe einiger Genossen ausgeführt hatte. Jonas Meyer aus Munsterf, einer der gefährlichsten der Bande, bekannte einen während der Sommermesse 1697 zu Braunschweig an dem polnischen Ministerresidenten begangenen Raub von 240 Ducaten; Samuel Löbe, daß er Theilnehmer des großen Diebstahls gewesen, welcher in der Wintermesse 1698 an einem Kaufmann aus Salzwedel verübt wurde, und daß er Gehülfe bei dem Einbruche in der Wohnung des Oberförsters zu Königslutter gewesen, wo eine große Beute gemacht wurde.

Die Hauptschauplätze der von List's Bande ausgeführten Schandthaten waren die braunschweig-lüneburgischen und hannoverschen Lande. Zu Bockeloh, Munsterf und Otternhagen wurden die reichen Gutsbesitzer bestohlen; in Bodenburg wurden einer wohlhabenden Wittwe 14000 Rth. aus dem Keller geholt, wo die besorgte Frau aus Furcht vor Dieben ihr Vermögen vergraben hatte.

Wie lange aber auch die Bande ihr verruchtes Leben ungestraft geführt — so war doch die Zeit gekommen, in der die rächende Gerechtigkeit ihr Strafgericht über sie hielt. An vielen Orten wurden Genossen von List's zahlreichem Raubcorps hingerichtet, und der einsame Wanderer erblickte mit Entsetzen auf den damals noch in ganz Deutschland stehenden Hochgerichten die Reste der vielen auf das Rad geflochtenen oder am Galgen im Winde schwebenden Missethäter.

Die meisten Hinrichtungen fanden in Celle statt. Nach beendigter Untersuchung wurde an zwei verschiedenen Tagen die Execution an den Unglücklichen mit aller in damaliger Zeit üblichen Grausamkeit vollzogen.

Der erste Tag der Hinrichtung war der 21. März 1699. Es wurde nach feierlich gehaltenem hochnothpeinlichem Halsgericht der Stab gebrochen über Schwanke und Schwarz, deren Glieder von oben herab mit eisernen Keulen zerschmettert und dann auf das Rad geflochten wurden. Dann über Pante und Kramer, welche geköpft, und über den Regimentsquartiermeister Peermann und Jonas Meyer, welche gehängt wurden. Der gleichfalls zum Tod verurtheilte Otto Müller wurde begnadigt und mit Anna v. Sinn auf Lebenszeit ins Zuchthaus geschickt. Da es bekannt wurde, daß Jonas Meyer bei seiner Hinrichtung gotteslästerliche Reden geführt und das Christenthum verflucht hatte, so wurde sein Leichnam am folgenden Tage wieder vom Galgen genommen und nochmals über den Todten Gericht gehalten. Nach dessen Ausspruch wurde dem Gotteslästerer die Zunge ausgerissen, er bei den Beinen aufgehängt und neben ihm ein Hund begraben.

Der zweite schreckliche Hinrichtungstag war der 23. Mai desselben Jahres. Nach abgehaltenem Halsgericht wurde der Stab über die übrigen Verbrecher gebrochen. Christian Müller wurde von unten auf durch eiserne Keulenschläge getödtet und sein Körper auf das Rad geflochten, Kaiser, Lucy, die Juden Hoscheneck und Löbe wurden gehängt. Nicolaus List, das Haupt der Bande erhielt die schwerste Strafe. Er wurde mit langsamen Keulenschlägen von unten auf zu Tode gebracht, dann enthauptet, sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt und der Körper verbrannt. Ruhig bestieg er das Schaffot, betete hier mit dem ihn begleitenden Geistlichen und genoß mit aller Ueberzeugung, daß ihm Vergebung für seine Sünden werden würde, das heil. Abendmahl. Als ihm bereits Arme und Beine zerschmettert waren, rief er noch den Erlöser an, und erst als die Keule die Brust traf, hörte er auf zu athmen.

So endete ein Mensch, dem, von der Natur an Geist und Körper reich ausgestattet, vielleicht ein glänzendes Lebensloos zu Theil geworden sein würde, wenn

er unter anderen Verhältniſſen geboren, in beſſeren Umgebungen aufgewachſen und in gute, ſtatt in böſe Geſellſchaft gerathen wäre!

Ein Tag in den Hochalpen.

Von Dr. Meyer-Merian.

Unten in der Gaſtſtube des alterthümlichen Rathhauſes zu Davos-am-Platz hatte ich meine Charte ausgebreitet und ſuchte mir einen Ausgang aus dieſem bündneriſchen Hochthale, da irgendwo zwiſchen den Bergen hindurch, die es von allen Seiten hoch genug umlagerten. Das Wetter verſprach morgen doch noch ſich halten zu wollen, wie mir ein Blick aus dem Fenſter jetzt am Abend aufs neue beſtätigte, und das Dutzend oben am Dachhimmel feſtgenagelter großer Wolfsköpfe ſchien förmlich zu lachen, ſo hell blinkten die gewaltigen Zähne in dem geöffneten Rachen, die freilich ſchon gar manches Jahr kein Schafblut mehr gefärbt hatte; hing doch auch das Wolfsnetz beſtaubt droben vor der Rüſtkammer, darin die Torniſter und Trommeln und Säbel der Davoſer Miliz aufgeſpeichert waren.

Der Auswege gab es wohl gar manche, zunächſt den üblichſten nach Kloſters und in's Prettigau, welchen die Poſt befährt. Doch dieſen war ich gekommen, und ich wollte ein wenig in die Berge, weßhalb auch der directe Weg nach Frauenkirch und über Glaris das Thal hinaus dem Landwaſſer entlang keine Gnade fand. Ueber den Strelapaß und durch das felszerklüftete Schalfick nach Chur wäre ſchon eher der Rede werth geweſen, doch mein geſtriger Ausflug nach der Weißfluh hatte mich bereits in die Nähe dieſes Bergüberganges geführt. Ich hatte dort oben gar ſchön auf den Scalettagletſcher hineingeſehen, und an dem vorbei zwiſchen dem Weiß- und Schwarzhorn hätte ſich auf dem vierten Wege aus Davos herauskommen laſſen; aber mit dieſem Abſtecher nach dem Engadin verlor ich etwas zu viel Zeit, und es war auch noch nicht gar lange her, daß ich mich dort drüben herumgetummelt. Ich ſondirte ein Thälchen um's andere und gerieth mehr und mehr in eine ſkeptiſche Stimmung hinein, aus der mich erſt glücklich der Vorſchlag eines Davoſer Gaſtes befreite, der mir das Sertigthal mit dem Uebergange nach Stuls und Bergün anempfahl. Die genaueſte Kenntniß und Durchforſchung des bündneriſchen Hochlandes machte meinen Rathgeber zu einer Autorität, der ich gerne Gehör gab, und die anleitenden Aufſchlüſſe, die ich von ihm freundlich erhielt, beſtärkten mich nur in dem ſchnell gefaßten Entſchluſſe. Zu größrer Sicherheit, da ein Führer ſchwerlich würde zu bekommen ſein und auch zwiſchen den hohen Bergzügen ein Verirren nicht leicht zu fürchten ſtehe, zeichnete mir mein Berather mit der ihm eignen Sicherheit einen kleinen topographiſchen Plan in die Brieftaſche ein.

Am anderen Morgen, nicht allzu zeitlich, war ich auf dem Wege, der das Thal hinausführte, bog jedoch bald vor Frauenkirch in einem rechten Winkel davon ab, links in's Sertigthal, über Grasboden und Tannengehölze leicht hinan. Am Bache entlang, zum Theil im Schatten, ging's ein hübſches Sträßchen ganz behaglich fort, ſo daß ich in der Morgenkühle, die der Sonnenwärme noch ſtandhaft das Gleichgewicht hielt, meines Torniſters auf dem Rücken völlig vergaß. Das Thälchen iſt eng genug, der Bach belebt es, und die dunkeln Tannen hier und die hellgrünen Wieſen dort, hie und da mit einer Hütte zur Seite, vereinigten ſich ganz friedlich und heiter mit dem blauen Himmel, der ſich auf die Gipfel der nahen Bergzüge ſtützte. Daß die Leute gerade mit Heuen beſchäftigt waren, brachte ein freundliches Leben in das ſtille Erdwinkelchen, wo hinein ſonſt wenig Beſuch von außen kommt, der kindlichen Neugier nach zu ſchließen, mit der die Bewohner (hier wie auch in Davos durchweg deutſchen Stammes), mich an-

ſahen und gelegentlich ausfragten. Etwa anderthalb Stunden weit hinten entwickelt ſich die enge Landſchaft zu einer breiten Wieſe, die der Bach luſtig durchrauſcht, und auf der ſich die Hütten zu einer Art Dörflein zuſammenthun. Das Thal ſcheint hier von den Bergen ganz geſperrt zu werden und keinen Ausgang zu haben. Rechts, zu Füßen des Aelpliſtockes, ſchäumt der Bach als ſtattlicher Waſſerfall herunter, um deßwillen allein ſchon der Spaziergang von Davos hierher gar wohl zu wagen wäre. Die Hütten ſtanden leer, Alles war draußen im Heuen zerſtreut; nur bei der letzten Wohnung zeigte ſich eine Frau unter der Thür, die einem kleinen Knaben, der bereits mit Stab und Hut ausgerüſtet war, noch ein leichtes weißwollenes Mäntelchen aufnöthigte.

Ich erkundigte mich nach dem Stulſerpaſſe, doch ich hätte ebenſo gut nach einem Wege in Hinterindien fragen können. Das Ducanthälchen hingegen, in welches und in das Kuhalpthal das Sertigthal ſich hier bald ſpaltet, und durch das ich jedenfalls zunächſt mußte, war gerade das Ziel, wohin der kleine Knabe von ſeiner Mutter oder Meiſterin jetzt hingeſchickt wurde, dort mit einem Kameraden in den Hirtendienſt ſich zu theilen. Das Bürſchlein bot ſich mir ſo wie gerufen zum Begleiter dar. Wir waren auch bald zuſammen Gutfreund: munter ging's dem Waſſerfall und damit dem ſcheinbaren Abſchluſſe des Thales entgegen, nach dem wir ein paar Mal den Bach überſchritten und eine letzte Häuſergruppe hinter uns gelaſſen. Wir begannen über eine mit Tannen bewachſene Halde die Bergwand gerade vor uns zu erſteigen und ſahen nun bald aus der engen Schlucht des Kuhalpthales den Scaletta, wie er, vom Kopf zum Fuß in ſeinem gewaltigen Schneemantel verhüllt, an dem ſchmalen Paß von hier ins Engadin hinüber die Wache hält. Unſer Ziel aber führte uns an dieſem Thaleingange vorbei, und wir kletterten auf nicht ganz bequemem Wege, ſcheinbar einem Umwege, die Höhe hinan. Denn daß hier auch Kühe nach der Alp getrieben werden und der Weg ſomit ein „Fahrweg" heißt, verbeſſerte weder die beſchwerlichen, noch zum Theil in Folge früheren Regens faſt bedenklich abſchüſſigen Stellen. Bei dem anhaltenden Steigen gerieth die Unterhaltung etwas in's Stocken, um ſo beſſ're Muße gewann ich dagegen, meinen rüſtig voranklimmenden Gefährten näher in's Auge zu faſſen.

Der kleine David war in der That ein ganz hübſches roth und rundbackiges Bürſchchen, nur würde ihm ſchwerlich Jemand die 13 Jahre beigelegt haben, die er bereits zählte; denn mancher Zehnjährige iſt nicht kleiner. Indeß war der Junge durchweg kräftig und wohlgeformt, und die blonden Löckchen ließen ganz gut zu den blauen Augen und dem offenen gebräunten Geſicht. Seine einfache Hirtenkleidung, von dem wettergewohnten grauen Filzhute, dem weißwollnen kurzen Mäntellein, der Lecktaſche bis zu den Sandalen herab, that dem guten Ausſehen des Kleinen ebenfalls keinen Eintrag, wenn das Alles auch ſehr gebraucht und faſt verbraucht ausſah. Munter und hellen Muthes war mein David ohnedies, ſodaß er wohl an ſeinen großen Vetter und Vorfahr, den König David, erinnern mochte, als der noch in Hirtengeſtalt die Schafe ſeines Vaters hüten ging. —

In ſo guter Begleitung war ich denn ziemlich in die Höhe gekommen: der Weg bog ſtark rechts über den Waſſerfall und ſomit zwiſchen dem Aelpliſtocke und dem Mittagshorn durch eine ſchmale Thalöffnung, aus welcher ſcharf und kalt der Gletſcherwind hervorblies, während zugleich einladender eine reiche lachende Alpenflora rundum aufblühte. Wir traten in das einſame wilde Ducanthal, mit Steintrümmern groß und klein reichlich beſät und links und nach vorn von gewaltigen Eis- und Felsrieſen eingehegt, während rechts der mächtige Kegel des Aelphorns den Kreis beſchloß. Schäumend und toſend ſprang uns auch gleich der Bach entgegen, dem die Schneehalden hier ſeine wilde Nahrung hinunterwarfen. Eine weiße winterliche Decke, die der Sommer noch nicht wegzuſchmelzen

vermochte, hinderte sein Ungestüm nicht, sie diente ihm und uns zur Brücke, und während er sich brausend unter ihr fortwälzte, gelangten wir mit einiger Vorsicht über den Schnee hinweg nach der andern Seite der schmalen Thalsohle. Diese erweiterte sich nun zu der eigentlichen Alp, die recht das Bild eines abgelegnen Bergkessels bietet, zwischen dessen steinigem Grunde jetzt junge Rinder und einige Pferde ihre mehr nahrhafte als üppige Waide fanden und sich auch nach den Grasplätzen, die hie und da zwischen den Felstrümmern der Abhänge grünlich hervorschimmerten, zerstreuten.

Als ich die vielen Bergstöcke und Gipfel, theils mit verwitterten Kalkbildungen, theils mit Schnee gekrönt, vor mir erblickte, wollte mir nicht recht klar werden, wo da hindurch oder hinüber ich meinen Ausweg aus der Mulde finden sollte. Mein kleiner Begleiter wußte kaum viel bessern Bescheid: er war nie weiter als in diesen abgeschlossenen Winkel mit seiner Heerde gekommen; nur das wußte er durch Hörensagen, daß man von einer Einsattlung im Hintergrunde, der Furke, in ein andres Thal hinübersehe. Sein Kamerad nämlich, — er selber nie, — war einmal dort oben gewesen und hatte die Kunde heruntergebracht; indeß getraute sich David gleichwohl, den Weg dort hinauf zu finden. Ich erinnerte mich der Weisung aus Davos, daß ich von dem Ducanthal den Uebergang nach Stuls nicht verfehlen könne, indem mir keine Wahl bleibe, und so nahm ich denn auch an, jener Ausblick in das ungenannte Thal könne keinen andern Weg eröffnen, als den ich eben suchte. Der Hirtenknabe, welchen eigentlich seine Pflicht hie unten festgehalten hätte, erbot sich zur weitern Begleitung, wenn nur sein Genosse und nächster Vorgesetzter, den wir hier freilich nirgend entdeckten, ihm diese Abschweifung erlauben wolle.

In dem ganzen Thälchen hier fand sich keine Hütte, Nichts als einen Haufen zusammengeschichteter Steine, die den armen Hirten bei Unwetter ein dürftiges Obdach gewähren. Wo nun den Gehülfen an den steinigen Berghängen bei dem überall und weithin zerstreuten Vieh suchen? Mein kleiner Mann indeß wußte Rath: hell und durchdringend begann er zu jodeln, die Signalsprache der Hirten im Gebirge. Und bald auch ertönte von hoch oben die Antwort. David hat den Gesuchten mit seinem geübten Blicke bald entdeckt, was mir trotz einem scharfen Auge schwer ward zwischen den Felsstücken und bei der denn doch bedeutenden Entfernung; denn kaum wäre der ältere Hirte in einer halben Stunde von da unten zu erreichen gewesen. Wie ein Böcklein aber kletterte und sprang mein Bürschlein bergan nach einem Vorsprunge, und in Lauten und Jauchzen, die kein Nichteingeweihter zu deuten vermochte, verständigten sich die Beiden. Bald kehrte mein Begleiter zufriedenen Gesichtes wieder zu mir zurück, der Erlaubniß theilhaft, mich nach dem gewünschten Uebergange hinauf zu führen.

Nach dem tieferen Grunde des Alpthales schritten wir so wohlgemuth noch eine Weile ziemlich eben fort, neben und über mehrere kleine Bächlein, die sich durch den Rasen ungeregelt hinwanden als das Rinnsal des abschmelzenden Schneewassers von den Bergen, die hinten das Thal undurchdringlich abschlossen. Wir kamen bald an einzelnen absonderlichen Felsgebilden vorüber: zerschmetterte und durcheinander geworfene Stämme eines abgestorbenen und verwitternden Waldes schienen hier von einem mäßigen Bergkegel mitten in unserem Wege emporzustarren. Aber wie sollten da hinauf je Bäume gekommen sein? War doch im ganzen Thal nicht der niedrigste Strauch zu gewahren! Es war auch, in der Nähe betrachtet, nur ein mächtiger Gypsstock, der diese abenteuerlich zackigen, ja nadelartigen Gestaltungen angenommen unter dem Einflusse der Verwitterung; Trümmer davon, versteinerten groblöcherigen Badeschwämmen vergleichbar, lagen überall am Wege die Fülle. Dieser führte uns bald rechts nach der Höhe über terrassenartige Hügel und Erhebungen, bedeckt mit größeren oder kleineren Schneestrecken.

Gefärbte, zwischen Rosa und Blutroth etwa die Mitte haltende Flecken dehnten sich an verschiedenen Stellen 20 bis 30 Schritte weit auf der blanken Schneehalde hin, im Munde des Volkes rother oder blutiger Schnee, über dessen Ursprung die Phantasie sich verschiedentlich ergeht, indem sie ihn bald als Unheil kündendes Himmelszeichen auffaßt, bald darin die Seelen trunkener Säumer erblickt, die den anvertrauten Rothwein veruntreueten und dabei auf den Weg träufeln ließen. Hoch oben im Schnee müssen die durstigen, rothfarbnen Seelen nun büßen und retten dankbar Denjenigen auf gefährlichen oder verirrlichen Pfaden, der ihnen einige Tropfen Weins spendet. Solchen Liebesdienst nun vermochte ich den Gebannten freilich nicht zu erzeigen und mußte darum die Färbung, prosaischer, aber kaum weniger merkwürdig, als rothe Infusorien hinnehmen, welche millionenweise hier niedergeschlagen und festgehalten worden; denn die Färbung ging nicht unbeträchtlich zugleich in die Tiefe hinein. Weit verbreiet fand ich dieselbe Erscheinung ebenfalls auf dem Schnee des Sentis im Appenzellerland, den ich etwa eine Woche später bestieg.

Hier aber im Bündnerthälchen zeigte sich noch die Spur von andren Thieren, die besser in's Auge fallen: Pfoteneindrücke der Murmelthiere und Fährten von Gemsen, welche hier hinüber ihren Weg genommen. Von den Thieren selbst ließ sich freilich keins entdecken, wie nahe uns auch da und dort der Pfiff eines wachehaltenden Murmelthiers in die Ohren gellte. Gestern im Davos, unweit der Weißfluh, war ich hingegen eines der scheuen und flinken Thiere doch ansichtig geworden; ich hatte es überrascht, und wenige Schritte vor mir flog's mit katzenartig ausgerecktem Schwanze über den grünen Waidboden, hinter und unter Steinen sich der Nachforschung verbergend. Von den Gemsen erblickten wir hier ebenfalls nur die hart neben einander laufenden Spuren eines kleinen Truppes, die sich über das weite gewölbte Schneefeld des Ducangletschers hinzogen und im hellen Sonnenscheine bei der reinen Gebirgsluft wohl eine Stunde weit als schmaler Fußpfad zu verfolgen waren.

Endlich standen wir auf dem Grate, der das hinter uns liegende Ducanthal unterschied von jenem unbekannten meines Gefährten, in dem ich das Stulserthal vermuthete. Ein schneidend kalter Wind, der die Hüte vom Kopfe zu reißen drohte und uns kaum aufrecht zu stehen erlaubte, wehte, uns barsch grüßend, über die ungeschützte Höhe in's erhitzte Gesicht. Ein mächtiger Felsklotz ragte wie ein Denkstein mitten auf dem Kamme frei empor, in seiner Nähe eine kleine, aus Steinen roh aufgeschichtete Mauer — das Versteck der Jäger, welche dahinter auf die mißtrauischen Murmelthiere zu lauern pflegen, — belehrte mich mein landeskundiger Führer. Der Fels aber barg uns jetzt wenn nicht vor den Augen der Murmelthiere, doch noch willkommener vor dem scharfen Hauche des Windes.

Wohl ziemlich steil war es die letzte Zeit bergan gegangen, die vier Stunden Marsch und der ungewohnte Tornister gaben gegen das Ende sich zu fühlen, gelegentlich hatte auch die Sonne das Ihre gethan, so daß die Höhe nicht ohne Keuchen erreicht worden und in den Gliedern sich einige Abspannung bemerklich gemacht. Wie nur aber erst die Brust wieder ruhig wird, so schwindet auch die Müdigkeit; leicht und frei wird's um's Herz, schnell sammelt sich überall neue Kraft, wie stundenlange Ruhe sie kaum besser zu bieten vermöchte; ein unbeschreibliches Wohlsein dringt gleichsam durch alle Sinne in's Innere hinein, stimmt fröhlich, daß man springen und jauchzen muß, keine Beschwerde und keine Sorge haften mehr da oben; — das macht die Bergluft!

So ließen denn auch wir hier im Sonnenschein uns behaglich nieder, und ich langte den bescheidenen Speisevorrath hervor, den ich vorsorglich in Davos eingepackt. War derselbe gleich nur für *einen* Magen berechnet, der kleine David ging deßwegen dennoch nicht leer aus. Es ist wohlbekannt, daß in größern Höhen

der Appetit mit der Anstrengung nichts weniger als Schritt hält, und es wird unter den Bergsteigern vielfach gerathschlagt und erörtert, welches Nahrungsmittel für solche Ausflüge das geeignetste sei. Ich hatte Fleisch und Brod bei mir und wollte mir davon, mehr aus Grundsatz und Pflicht als aus wirklicher Eßlust, Etwas zulegen. Indeß der Bissen blieb nicht nur im Halse stecken, sondern schon im Munde kleben, schienen doch die Schleimhäute ganz unthätig geworden zu sein, und auf Anstrengung hinunterzuschlingen erfolgte geradezu Würgen. Daß ich nun etwas Schnee beimengte, half nur Weniges, und ich gab es bald auf, mich so gewaltsam ernähren zu wollen. Das Bedürfniß nach Flüssigem ist das entschieden vorwaltende. Milch oder Kaffee und letzterer namentlich für der Milch Ungewohnte ist entschieden das Angenehmste und Zuträglichste für die Ansprüche von Gaumen und Magen. Solches Labsal ist nun freilich auf der Furke des Ducanthales so schwer zu bekommen als an andren Orten, wo keine menschliche Wohnungen mehr anzutreffen sind. Wein, namentlich Rothwein, und da ein recht kräftiger, gilt darum mit Recht als ein treffliches Stärkungsmittel bei Alpenwanderungen, in dessen Begleit dann schon ein Stück Braten hinunterzubringen sei und sogar noch munden könne. Diese Erfahrung bestätigte sich mir bei anderen Gelegenheiten zwar nicht so durchweg: der Wein zwar floß ohne Hinderniß hinunter, wie aber ein fester Bissen die Gelegenheit ebenfalls benützen wollte, gleich zeigte sich der alte Widerstand: die Eßlust fehlte von vornherein, der Schlund schnürte sich, hundert Häkchen schienen den Brocken halten zu wollen, und ein bitterer Geschmack drängte von überall her im Munde zusammen. Hartgesottene Eier mit Salz, zugleich sehr nahrungsreich, fand ich angemessener; von Gemsjägern hörte ich in Butter gebackene und in eine Blechkapsel zusammengestoßene Aepfel als sehr liebsam und geeignet warm empfehlen. Item der kleine David setzte sich großartig über diese und andre culinarische Spitzfindigkeiten weg und verzehrte das trockne Brod und den Schinken mit unterschiedlosem Appetite als Leckerbissen, die ihm nicht manches Mal im Jahre unter die weißen Zähne kommen.

Ich dagegen erlabte mich mehr am Zusehen. Am Zusehen, indeß nicht einzig von meines Begleiters allerdings höchst respectablem Eßbehagen. Es gab doch noch Größeres hie oben zu schauen, vor Allem das Alpenbild, das nun gleichsam im Herzen des Hochgebirges rings um sich aufschloß.

Der erste Blick galt meinem künftigen Ziele. Vom Grate zwischen schroffen und kahlen Felspyramiden (westlich zunächst dem Krachenhorn und östlich dem Aelplistocke) senkte sich ziemlich steil nach Norden ein schmales Thal hinunter, steinig und von Bergkämmen beiderseits eingefaßt, von welchen wüste Schutthalden, zum Theil von Schneeflächen unterbrochen, bis auf das Waidgrün herabfielen. Ganz aus der Tiefe blickten tröstlich ein Paar Hütten; ein kleiner See glitzerte fast in der Mitte des Thales grade im Sonnenschein.

Da hinunter beschloß ich meine Schritte zu lenken, obgleich mich bedünken wollte, daß ich mich damit ziemlich stark nördlich wende.

Länger indeß weilte hierauf mein Auge über dem entgegengelegenen Ducanthale, von welchem ich nun scheiden sollte, und das mit seinem mächtigen Gletscher, dem Ducanhorne und noch manchem riesigen Berghaupte so majestätisch vor mir lag. Um den Hohen Ducan wie um ihren Fürsten schaarten sich das Sattelhorn, das Mittags-, das Plattenhorn; der Kuhalpthalgletscher, der Scaletta, und im Hintergrunde der Vedredgletscher drängten sich mit ihren weißen Häuptern durch den lichten Duft ihrer Ferne ebenfalls in den Gesichtskreis, indem sie den niedrigern Bergen über die Schulter sahen. Wunderbar hob der blendende Schnee sich von dem tiefblauen Mittagshimmel ab, während die grauen Felsen mit ihren harten Schatten als dritte Macht trotzig auf den Schauplatz heraustraten.

Schön ist's wohl, in die weite Ebene zu schauen, auf Fruchtfelder hin, grüne

Wieſen und Wälder; lieblich, dieſen See oder jenen ſchlängelnden Fluß ferner oder näher glänzen zu ſehen, die Städte und Dörfer zu zählen mit ihren Kirchthürmen hinter den Hügeln und an den Straßen wie auf einer Landcharte; aber dieſe Wildniß, dieſer Winter mitten unterm lachenden Sommerhimmel; Alles ſo klar, durchſichtig, ſo greifbar nahe das Meilenweite; dieſe Stille und dieſe reine Luft mit ſolchen Lichtern und ſolchen Schatten, das ſind Reize, welche nur das Hochgebirge hinter ſeinen uralten Felſenpforten verſchloſſen hält. Wie ewig unveränderlich und unbewegt hie oben Alles ſcheint, es herrſcht in dieſen großen elementaren Maſſen ein ewig reges und bewegtes Leben: dieſe ſtarren wechſelloſen Schneefelder von ungemeſſener Tiefe, die der Juliſonne Trotz bieten, ſie brauen heimlich aus den abſchmelzenden Eiskörnern ihrer Oberfläche das Herzblut der Flüſſe und ſenden es in unzähligen heimlichen Adern zu Thale. Dieſe grauen ſchroffen Felſen, daran Jahrtauſende ſich ſpurlos brechen, von den Winden in ewigem Streite umkreist, an ihnen ſammelt ſich die Dunſtmaſſe der Atmoſphäre; die Wolken, die ſie anziehen, die Nebel, welche an ihnen aufſteigen, rieſeln wie kalter Schweiß von ihren Stirnen hernieder und miſchen ſich mit dem Schmelzwaſſer des Firnes und des Schneefeldes. So ſendet dieſe Kälte, dieſe Starrheit und Unfruchtbarkeit der Höhe der Tiefe unten reichen Segen zu und bewachet ihr vorſorglich das warme Leben.

Wie Gedanken ſteigen aus Thälern und Klüften erſt nur einzelne kleine Nebelwölkchen empor; da — dort weht eine Flocke an einer Felswand hin, ſtreicht ein Schatten über das glänzende Schneefeld und klimmt an einer Zacke hinein in die blaue Luft. Andre geſellen ſich hinzu, folgen nach, ſcheinen ſich jetzt zuſammen zu ballen, dann jagen und fliehen ſie ſich wieder, allaugenblicklich die Geſtalt wechſelnd. Dort will ſich eine graue Wolke bilden, drohend tritt ſie bereits vor die Sonne, löſcht ihr Licht aus. Da wehen die Winde herbei: wie Schafe vor dem Hunde ſtäubt die flockige Heerde auseinander, die einzelnen Wölkchen löſen ſich in Nichts, bis auf einer andren Seite daſſelbe Spiel ſich wiederholt.

Im ſteten Wechſel wird ſo für das Land draußen hie oben in der Einſamkeit des Gebirges das Wetter, Regen und Sonnenſchein bereitet, je nachdem der Wind die ſich bildenden Dünſte zerſtreut oder um die Spitze eines Gebirgsſtockes zuſammentreibt, bis die Maſſe, dichter und dichter geworden, ſich um die Felſenzinne ruhend niederſetzt, um endlich als Gewitterwolke mit Regen, Schloſſen oder auch Schneegeſtöber über die tiefern Regionen loszubrechen.

Dieſem Treiben und Weben ſah ich behaglich von der Höhe des Paſſes zu, recht in die Werkſtätte hineinblickend, keine Seele weit um mich als das Hirtenbüblein nebenan, das ſein Mäntelchen zuſammen nahm und einzelne Blüthen in dem Geſteine für mich ſuchte, weil er unterwegs geſehen, daß ich Freude daran hatte. Denn mitten in dieſem großen Verkehr der Elemente, umſchloſſen von den unermeßlichen Schneefeldern und umweht von den Winden, die von dieſen mit Rieſenſchwingen ſich erheben, entfaltet ſich, recht im Gegenſatz zu der titaniſchen Größe dieſes ewigen Kampfes in der ewigen Ruhe, ein kleines, wunderbar zartes, heimliches Leben und feſſelt den Blick unwiderſtehlich, ſobald er nur von den rieſigen Maſſen und Gewalten ſich einen Augenblick freigemacht.

Da, wo erſt noch vor wenig Tagen der Schnee weggeſchmolzen, wohin er ſchon nach wenigen Wochen wieder hinfällt, an der Stelle, wo in der kalten Nacht das ſickernde Waſſer im Froſte erſtarrt, an die ſelbſt durch den Sonnenſchein hindurch der Gletſcherwind eiſig hinweht, dort ſproßt ein Pflänzchen, entfaltet ſich ein blaues Glöckchen, eine weiße Blumenkrone zwiſchen dem unfruchtbaren Kalkgeſchiebe oder hinter einem kahlen Felstrümmer hervor, das aus dem Boden ſtarrt. Ihre Geburtsſtätte iſt die Ritze, gefüllt mit dem Humus vermoderter Flechten und verwittertem Geſteine, das vielleicht eine zerfallende Inſektenleiche

oder ein andres Thier gedüngt und Schneewasser getränkt hat. Ueber den rauhen angefressenen Felsboden kriecht der violette Steinbrech (Saxifraga Kochii), wiegen sich ein Paar zarte grüne Halme, oder eine zierliche Androsace (helvetica) breitet in tiefer Abgeschiedenheit ihre Reize aus, nach keinem fremden Auge verlangend, nur des eignen schönen Daseins sich freuend. Wie rein und tief sind die Farben, wie zierlich die Bildung, wie klug suchen die schönen Kinder Florens jedes Winkelchen, jede Ritze, jeden vorspringenden Stein auf, dahinter sich vor ihrem Todfeinde, dem Froste, zu bergen! Verwegen steigen die Zacken zu der höchsten Spitze in den Schooß gleichsam von Eis und Fels. Und ihnen nach in's unwirthliche Gebiet der Murmelthiere, Gemsen und Lämmergeier summt es am warmen Mittage von Mückchen und Käferchen. An einem schwankenden Blüthenköpfchen hängt eine Biene, und hoch oben über dem Schneefelde sucht das emsige Thierlein auf der seltnen Alpenblume sein Honigtröpfchen, das es, wer weiß wie weit und wohin? in seine Zelle heimträgt. So regt und bewegt sich dies kleine stille Leben in dem Riesenkessel, welcher die Wetter braut, freut sich seines Daseins auf den Felsenaltären, von welchen die Wolken aufdampfen, und spielt auf der Wasserscheide, davon die Ströme der Welt zu beiden Seiten nach Süd und Nord herniederrauschen.

Lange gab ich mich diesen und ähnlichen Betrachtungen hin, bis mich der etwas unruhig werdende kleine David aus ihnen aufweckte und erinnerte, daß die Sonne ihren Höhepunkt erreicht habe, mein Ziel aber noch in unbekannter Ferne meiner harre. Das Geldstück, das ich meinem treuen Begleiter beim Abschiede gab, ging sichtlich über dessen kühnste Erwartung, so mäßig es andern Augen, seines Anblickes mehr gewohnt, vielleicht auch geschienen, und es war nicht zu verkennen, der Knabe hätte mir noch gar zu gerne einen recht großen Dienst erzeigt, nur um seine Dankbarkeit einigermaßen darzuthun. Wir sagten uns ein aufrichtiges Lebewohl, er kehrte in's Ducanthälchen zu seinen Heerden und seinem Kameraden zurück, ich stieg allein das steile Thal vor mir hinunter, nachdem ich noch mit einem langen Blicke von den Schnee- und Felsgipfeln, die ich gleichsam da oben zurück ließ, mich verabschiedet.

Der Schutt und die Steintrümmer, auch Schneeflecken, begleiteten mich noch eine geraume Strecke nach der Tiefe, bis das Grün mehr und mehr überhand nahm und ein stets reicherer Blüthenfrühling sich dazwischen entfaltete, der in erster Jugendfrische aus dem vom Schneewasser feuchten Boden hervorbrach. Ein kleiner See, durch den Bach eines schmalen Seitenthales gebildet, war ganz mit blauen Enzianen, violetten Alpentricoloren und rosenrothen Rasennelken umkränzt, deren dichte Gruppen aus dem kurzen hellgrünen Grase noch eins so hell und lebendig hervorleuchteten, ein Anblick, wie lieblich er sich nur immer denken ließ.

Das hartnäckige Gebelle eines Spitzhundes war das erste Zeichen menschlicher Nähe, und in der That stieß ich auch bald auf einen Hirten, der seine Kühe hütete. Der Mann war harmloser als er aussah; denn sein ungeschorner Bart, das wirre Haar, die verwilderte Kleidung, theils von Schaffellen, dazu die halbnackten knochigen Glieder und der lange Knotenstock gaben der mächtigen und nicht mehr jugendlichen Gestalt in der Einsamkeit ein fast räuberartiges Aussehen. Ein beinahe unverständliches Deutsch schwächte diesen Eindruck nicht. Um so redlicher aber zeigte der Hirte sich bemüht, mir die gewünschte Auskunft zu ertheilen, was denn auch mit gegenseitiger Geduld so leidlich gelang. Da erfuhr ich nun zu meiner Ueberraschung, daß ich keineswegs im Stulserthale mich befinde, sondern die nächsten Hütten die von Oberalpen seien, das über Monstein liege, von welchem Dörfchen ich dann alsbald auf die große Straße von Davos über Glaris nach Schmelzboden hinauskomme, an die Ufer des wilden Landwassers. Somit befand ich mich im Monsteinthale und bewegte mich in einer Richtung, die so ziemlich parallel lief mit der des Sertigthales. Nach Stuls, belehrte mich der

Alte, müsse ich wieder das Thal zurück und den steilen Abhang hinaufsteigen nach dem Grate (der Furke) und dort an den Felsstöcken, an denen ich zu früh rechts abgebogen, mehr links (südwestlich) mich hinwenden. Hiezu empfand ich nun freilich wenig Lust und entschloß mich, lieber im Monsteinthal zu verbleiben und dessen Ausgang und damit die offne Straße des Hauptthales zu gewinnen. Der Hirte wies mir denn hiezu einläßlich und sorgfältig den Weg über einen Bach, der in felsigem Bette das Schmelzwasser des Hochgebirges nach dem von Davos kommenden Landwasser schäumend hinunterpeitschte.

Zunächst und fast plötzlich stieß ich auf eine Gruppe wettergrauer Holzhütten, im Schooße saftiger Bergwiesen, — nach Oberalpen, das ein grüner Vorsprung mir bis dahin verdeckt gehalten. Hier aber schien Alles ausgestorben, nirgend regte sich eine Seele, die Bevölkerung war an den Bergen mit Heuen beschäftigt, und das leere Dörflein, das so zutrauensvoll allein nur der Obhut des lieben Herrgottes anheimgestellt war, machte einen eignen Eindruck auf mich: es kam mir vor, als wäre mir die Einsamkeit und Verlassenheit der Alpenwildniß da hinunter nachgefolgt an die Stätte der Menschen. Aber während ich so in dem verlassenen Dörflein stand, lief plötzlich ein Huhn vor mir her und gegen eine der Hütten. Eben trat auch ein junges Weib aus der halb geöffneten Thür, etwas Kleinkinderwäsche an eine Schnur zum Trocknen aufzuhängen. Also doch ein Mensch hier, ja sogar zwei, die einzigen indeß im ganzen Dorfe: eine junge Mutter und ihr Säugling, der sie daheim gefesselt hielt, fern von der Arbeit der übrigen Dorfbewohner.

Freundlich erhielt ich Bescheid und während ich auf der Bank vor der Hütte ausruhte, wurde mir bereitwillig Milch gewärmt und bald in einem Becken vorgesetzt; sogar ein gerade frischgelegtes Ei aufgetragen! Alles gar köstliche Erquickungen für meine durstige Kehle und den nachgerade doch ziemlich hungrigen Magen. Nur etwas Brod hätte ich noch gerne dazu gehabt und fragte denn auch meine freundliche und hübsche Wirthin darnach. Sie zögerte mit der Antwort und nachdem sie sichtlich einen Augenblick mit sich selbst gekämpft, gestand sie mir, daß sie nur ein Weißbrötchen besitze, das sie für ihren Kleinen gespart; doch wollte sie mir's abtreten. Natürlich nahm ich ein solches Opfer der mütterlichen Liebe nicht an, und mein Dank für die Bewirthung wurde dadurch in nichts gemindert. Ich reichte der Frau beim Weitergehen für das Genossene 30 Centimes, denn ich erwog, daß ich hier nicht an der Heerstraße noch an einer Touristenroute mich befand; aber fast erschrocken wollte die Gute mir wieder 20 Centimes davon zurückgeben: das sei ja viel zu viel, sie dürfe das nicht nehmen!

Von hier geht es nun immer hinunter nach dem nahen Monstein, an der Ausmündung dieses Seitenthales in's Hauptthal, über dem das Dorf fast senkrecht und durch einen steilen Zickzackpfad verbunden sich erhebt. Wie in Oberalpen schien auch in Monstein Alles verlassen und verschlossen. Da aber ein Platzregen sich plötzlich einstellte, sah ich mich ernstlich nach einem augenblicklichen Unterkommen um. Aus einem der hölzernen Rauchfänge stieg ein leichter Rauch wie ein Nebelwölkchen, und richtig war es wieder ein Weib, das die Gastlichkeit dieses Ortes rettete. Freilich keine jugendliche Mutter, welche die Sorge für ihren Liebling zurückgehalten, vielmehr eine krumme und hinkende Alte, durch Gicht zur Arbeit untauglich geworden. Konnte ich meine Wirthin in Oberalpen mit einer gütigen Fee vergleichen, so hatte diese hier große Aehnlichkeit mit einer Hexe, nach ihrem Aussehen wie ihren Geberden und Reden. Als ich sie fragte, ob es hier kein Wirthshaus gebe, verneinte sie dies, bot mir jedoch Wein an, den sie besitze und verkaufe, wenn ich wolle. Ich bekenne, daß meine vorgefaßte Meinung von dem Getränke weit schlechter war, als dasselbe verdiente: aus einem Fäßchen in einer Art Vorkeller zapfte sie mir einen Schoppen ganz leidlichen rothen

Bündnergewächſes und ſetzte es mir, am Stocke hinkend, in einem braunen Töpfchen vor. Auch hier wieder meine Frage nach Brod und ebenſo einiges Zögern in der Antwort. Meine Kalypſo bekannte, da ſie ſelber nicht backen könne, nur Bäckerbrod zu beſitzen, und dieſes nun ſei nicht mehr ganz friſch. Bei näherer Erkundigung war darunter zu verſtehen, daß das Gebäcke vom Monat Mai herdatiere, ſomit beiläufig drei Monate alt war. Zur rechten Zeit indeß erinnerte ſie ſich, noch ein kleines Weißbrod zu haben. Ich ließ mir's reichen, und ob es ſchon ſo hart und alt war, daß ich es nicht brechen, wohl aber mit meinem Taſchenmeſſer in ganz dünne Scheibchen, etwa wie man Salami zerlegt, zu ſchneiden vermochte, ſo ſchmeckte es, in Rothwein aufgeweicht, gar nicht übel. Mit meiner Wirthin jedoch, der ich unbedachter Weiſe einigen Argwohn über die Jugend des Brodes äußerte, gerieth ich beinahe in Streit; denn hartnäckig beharrte ſie darauf, daß es friſch ſei: erſt vor vierzehn Tagen ja habe man es ihr von Glaris heraufgebracht!

In leidlichem Frieden ſchied ich aus der Hexenküche, ſobald der Regen nachgelaſſen, und war nun bald unten in Schmelzboden auf der Hauptſtraße, die, an der wilden Kluft des ſchäumenden Landwaſſers hin, in mannigfachen Windungen um die waldigen Bergvorſprünge, mich am ſelben Abende noch nach Wieſen und Schmidten hinauf und ſchließlich an die Schwefelquelle des Alveneuerbades führte.

Der Eindruck aber der großen Einſamkeit des heutigen Tages im Hochgebirge und in dem abgeſchiedenen Thalwinkelchen wurde hier durch das Treiben zahlreicher Badegäſte nur noch mehr gefeſtigt, und während ich mich ihm überließ, gab ich ſo einen ziemlich trocknen und ſchweigſamen Mitgaſt ab für den kurzen Reſt dieſes Abends.

Die künſtlichen Seeen auf Ceylon.

Von Dr. Geo. Hartwig.

Weßhalb wurden ſie angelegt. — Ihr jetziger Verfall. — Der See von Horra-Borra. Thierleben in demſelben. — Der See von Padiwil. — Seine erſtaunliche Größe. — Eine Pelikan-Colonie. — Ausſicht vom rieſigen Damme des Sees. — Waldeinſamkeit.

In der letzten Nummer der Maje habe ich meine Leſer zu den Ruinen der alten Hauptſtädte Ceylons geführt, die ein ſo beredtes Zeugniß vom ehemaligen Glanze der Inſel ablegen, zu einer Zeit, wo Deutſchland noch größtentheils mit dichtem Urwalde bedeckt war, und viele Jahrhunderte, ehe die erſte deutſche Stadt erbaut wurde.

Ich will nun von den noch bewunderungswürdigeren Bewäſſerungsanſtalten ſprechen, auf welchen jener ungeheuere Wohlſtand beruhte und die, jetzt größtentheils verfallen, zu den intereſſanteſten aber auch zu den traurigſten Denkmälern der Vergangenheit gehören; denn wenn ſchon die Trümmer eines Palaſtes oder einer alten Burg zu ernſten Betrachtungen einladen, ſo muß dieſes um ſo mehr bei eben ſo großartigen als nützlichen Bauwerken der Fall ſein, die nicht nur das Verkommen eines Königshauſes oder eines einzelnen Geſchlechts, ſondern den Verfall eines ganzen Volks verkündigen.

In einem flachen Lande, wie der nördliche Theil der Inſel Ceylon, wo lang anhaltende Dürren nicht ſelten ſind, und die ſcheitelrechte Sonne oft Monate lang am unbewölkten Himmel glänzt, bedarf es durchaus der künſtlichen Bewäſſerung, um die Bewohner vor häufig wiederkehrender Hungersnoth zu bewahren und überhaupt das Land fähig zu machen, eine dichte Bevölkerung zu ernähren. Da die milde Religion des Buddha das Tödten der Thiere ausdrücklich unterſagt,

ſo ſind die Ceyloneſen beſonders auf den Reis zu ihrem Lebensunterhalt angewieſen. Dieſer aber bedarf einer reichlichen Waſſermenge oder muß vielmehr vom erſten Keimen bis zur nahenden Reife beſtändig unter Waſſer ſtehen, wenn er nicht vollſtändig mißrathen ſoll.

Als daher der bengaliſche Häuptling Wejaja die damals noch von wilden Völkerſchaften bewohnte Inſel 543 v. Chr. eroberte, faſt um dieſelbe Zeit, wo Babylon von Cyrus zertrümmert wurde, ward ſchon unter ſeinen erſten Nachfolgern nebſt dem Buddhismus auch die damals ſchon uralte indiſche Bewäſſerungskunſt in Ceylon eingeführt. Ein König nach dem andern rechnete es ſich zum vorzüglichſten Verdienſt, dieſe nützlichen Anlagen zu vermehren und die Tempel des Buddha mit den dadurch gewonnenen Ländereien zu beſchenken.

In den ceyloniſchen Annalen werden einzelne Herrſcher angeführt, die nicht weniger als fünfzehn bis dreißig große Teiche oder Behälter mit den dazu gehörigen Canälen anlegten, und ſo wuchs im Lauf der Jahrhunderte die Anzahl dieſer Werke und mit ihr die darauf beruhende Bevölkerung ins Unglaubliche, bis endlich in ganz Nordceylon der Urwald überall durch Reisfelder und Gärten verdrängt wurde.

Als endlich nach der glorreichen Regierung Prakrama's des Großen im zwölften Jahrhundert das Reich zerfiel, und die einheimiſchen Könige den räuberiſchen Malabarenhorden den ganzen flachen Norden der Inſel Preis gebend, ſich in das unbezwingliche Gebirge zurückzogen, ging auch jenes bewunderungswürdige Bewäſſerungsſyſtem größtentheils zu Grunde, und obgleich Tauſende von Behältern auch in ihrem zerfallenen Zuſtande gegenwärtig noch theilweiſe benutzt werden, ſo iſt eine bei weitem größere Anzahl ausgetrocknet und verlaſſen, von dichtem Walde überwachſen, in Gegenden, wo einſt die goldenen Saatfelder zwiſchen Reihen der üppigſten Fruchtbäume im leichten Windhauche auf und nieder wogten.

Wenn Tag auf Tag der Reiſende den nördlichen Theil der Inſel durchwandert und in die dichten Wälder des Binnenlandes eindringt, ſo wächſt mit jeder Stunde ſein Staunen über die unglaubliche Menge der verlaſſenen Teiche, deren Bett noch immer zu unterſcheiden iſt, und über die unzähligen Eindämmungen, gegenwärtig mit uralten Bäumen überwachſen, welche die Lage ungeheurer Behälter bezeichnen, durch deren Gewäſſer in früheren Zeiten die jetzt ſo einſame Wildniß befruchtet wurde. Jeder Teich bezeichnet die Stelle wenigſtens eines ehemaligen Dorfes, und einige derſelben ſind von ſo koloſſalem Umfange, daß im Verhältniß zu ihrer Größe Hunderte von Dörfern wahrſcheinlich durch einen einzigen dieſer künſtlichen Seeen unterhalten wurden.

Die Bevölkerung, welche Waſſerbauten von ſolcher Anzahl und Bedeutung anlegen, im Stand erhalten und benutzen konnte, war wohl kaum geringer als diejenige, welche zur Blüthezeit der Pharaonen das üppige Nilthal beſaß, und wenn wir von den Bewäſſerungsanſtalten der ceyloniſchen Vorzeit leſen, ſo wird uns auch die ehemalige Pracht von Anuradhapura und Polanaru begreiflich.

Zu den großartigſten jener hydrauliſchen Werke gehört unter andern der verfallene See von Horra-bora. Man denke ſich ein über eine Stunde weites Thal, durch einen fünfzig bis ſiebzig Fuß hohen und am Grunde ungefähr zweihundert Fuß breiten Damm verſperrt, ſo daß, als das Werk noch vollſtändig war, das zurückgehaltene Waſſer des den Thalgrund durchſtrömenden Fluſſes einen wenigſtens zwei deutſche Meilen langen und über eine Stunde breiten See bildete, die Verzweigungen ungerechnet, welche in die Nebenſchluchten einliefen. Beim Bau dieſes Rieſendammes ſind zwei ungeheure vorſpringende Felsmaſſen ſehr zweckmäßig benutzt und der Zwiſchenraum durch einen mit Steinen bekleideten Erdwall ausgefüllt worden. Zur Bildung der Schleuſen wäre es offenbar das Leichteſte geweſen, ſie in dieſem künſtlichen Theil der Eindämmung anzulegen, aber

die Baumeiſter, die verhältnißmäßige Schwäche ihres eigenen Werkes erkennend und die vereinte Wirkung des Druckes und der ausſtrömenden Gewalt des Waſſers fürchtend, zogen es vor, die Abzugscanäle in dem harten Felſen auszuhöhlen, durch welchen ſie zwei Gänge oder mächtige Stollen eröffneten. Die Felsmauern an beiden Seiten zeigen noch die Spuren der Keile, durch welche das Geſtein zur Bildung jener Canäle geſpalten wurde: wahrlich ein erſtaunliches Werk für ein Volk, welches die ſprengende Gewalt des Pulvers nicht kannte!

In ſeinem gegenwärtig vernachläſſigten Zuſtande wäre der künſtliche Damm durch die Gewalt des in der Regenzeit anſchwellenden Fluſſes gewiß ſchon längſt fortgeſchwemmt worden, wenn nicht jene Vorſorge ſeiner Erbauer ihn vor der gänzlichen Zerſtörung geſchützt hätte.

Das noch vorhandene Becken wimmelt von Krokodilen, die auf den trockenen Stellen ſich ſonnen, aber beim Herannahen des Reiſenden ſofort ins Waſſer ſpringen. Der Damm iſt übrigens nicht nur mit Geſtrüpp, ſondern auch mit hohen Waldbäumen überwachſen, unter andern mit der ſeltſamen Terminalia alata, deren Wurzeln an der Oberfläche des Bodens armsdick verlaufen und an den Enden ſtatt in einzelne Faſern auszugehen, zu runden Knollen, ſo groß wie Melonen, ſich erweitern. Schalen von Süßwaſſermuſcheln, davon eine (Unio marginalis) kleine Perlen hervorbringt, liegen haufenweiſe am Waſſerrande. Paludinen und Lymneen wimmeln zwiſchen den feuchten Simſen, und eine weiße Planorbis kriecht die Halme des Schilfrohrs hinauf, und ſich muthig dem ſtillen Waſſer anvertrauend treibt oder ſchwimmt ſie auf deſſen Oberfläche vermittelſt ihres ausgeſtreckten Fußes umher.

Die großen Tamblegam- und Kokelai-Seeen an der Nordoſtküſte von Ceylon waren einſt fruchtbare Ebenen, in welchen der Reisbau vermittelſt der ungeheuren vier bis fünf deutſche Meilen entfernt liegenden Behälter von Kandelai und Padiwil betrieben wurde; als aber die Schleuſen zerfielen, brachen die Gewäſſer plötzlich mit verheerender Gewalt hervor, überſchwemmten die Ebenen und bahnten ſich einen Weg bis zum Meere, welches, einmal zugelaſſen, ſeinen Beſitz behauptete und nun beſtändig mit der wechſelnden Fluth ein- und ausfließt.

Die rieſige Größe des Padiwil-Behälters läßt ſich ſchon daraus ermeſſen, daß der Strom, der aus dem zertrümmerten Damm hervorbricht, zwei bis dreihundert Fuß breit iſt und dabei ſo tief und reißend, daß man Mühe hat, ihn zu Pferde zu durchwaten. Die Umgegend hat einen reichen Boden und würde eine zahlreiche Bevölkernng ernähren können, doch iſt ſie ſo vernachläſſigt und verkommen, daß, wo einſt üppige Reisfelder blühten, jetzt Heerden wilder Büffel ſich im Schlamm der Moräſte umherwälzen und die ſcheußliche Krokodilenbrut ſich ungeſtört vermehrt. Der Waldwuchs iſt außerordentlich üppig: die Stychneen bilden förmliche Laubhügel mit orangefarbenen Früchten reichlich bedeckt, und der Palu, der das beſte Bauholz im nördlichen Theil der Inſel liefert, und auf deſſen höchſten Zweigen der abenteuerliche Rhinocerosvogel, der oſtindiſche Toucan ſich am liebſten aufhält, entwickelt ſich zu einer wahrhaft rieſigen Größe. Der Behälter ſelbſt iſt ein breiter und ſeichter Thalgrund, von niedrigen Hügeln eingefaßt, die ſich allmälig nach dem Meere hin verflachen. Die größte Breite des eingeſchloſſenen Raumes beträgt ungefähr drei deutſche Meilen, die dort, wo der Damm das Thal durchſchneidet, ſich um ein Drittel verengen.

Als dieſes Rieſenwerk noch vollſtändig erhalten und das Becken nach der Regenzeit angefüllt war, muß das Waſſer wenigſtens drei Meilen weit den Thalgrund ausgefüllt haben. Genau läßt ſich der Raum natürlich nicht angeben, da das wuchernde Gehölz alle Merkmale verwiſcht hat, welche die frühere Grenze zwiſchen Waſſer und Wald bezeichneten, doch auch jetzt noch, obgleich dem Strom der Abfluß nicht mehr verwehrt wird, bedeckte der See, als Sir Emerſon Tennent ihn beſuchte, eine Fläche von zwei Meilen im Durchmeſſer.

Der Thalgrund war schwer zu durchreiten; denn der Boden, obgleich überall mit hohen Gräsern überwachsen, war weich und nachgiebig und in allen Richtungen von den Fußtapfen der Elephanten durchlöchert, die sich hier versammelten, um im weichen Schlamm sich umherzuwälzen, in den Wassertümpeln zu baden, oder unter dem kühlen Schatten der Bäume zu lagern.

Oft auch war der Boden wie von großen Maulwurfshügeln aufgewühlt, die von einem ungeheueren Erdwurm gebildet werden, der bei einer Länge von fast zwei Fuß so dick ist wie eine kleine Schlange. Durch alle diese Unebenheiten hindurch rieselte das Wasser in zahlreichen Fäden und Bächen nach dem großen Hauptkanal in der Mitte, der den Strom nach der zertrümmerten Schleuse führt.

An einer einsamen Stelle ward Sir Emerson durch eine wunderbare Scene überrascht. Eine stille Wasserfläche, zwei oder dreihundert Schritt lang, war von einem Kranz hoher Waldbäume umgeben, deren Aeste sich weit darüber hinausstreckten. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als eine große Anzahl weißer Gegenstände auf den Gipfeln bemerkt wurde, und als die Reisenden sich näherten, bemerkten sie, daß eine ungeheure Colonie von Pelikanen diese Einsamkeit zu ihren Ruhe- und Brüteplätzen gewählt hatte.

Sie bedeckten förmlich die Bäume zu Hunderten, und ihre schweren Nester, wie die des Schwans aus großen Reisern erbaut, belasteten die Zweige. In jedem Nest waren drei Eier, etwas größer, wie die einer Gans, und das Männchen stand geduldig neben dem auf dem Neste sitzenden Weibchen. Außer den Pelikanen hatte noch eine erstaunliche Menge anderer großer Wasservögel diesen Ort zum Wohnsitz erkoren — Flamingos, Reiher, Störche, Ibisse — alle vom buntesten, glänzendsten Gefieder. Sie waren auf diese Weise frühzeitig überrascht worden, vor der Stunde, wo sie gewohnt waren, sich nach ihren Fischplätzen zu begeben, doch allmälig, als das Licht zunahm, fingen sie an, sich auf den Bäumen zu bewegen, blickten um sich nach allen Seiten, streckten ihre Beine aus, entfalteten ihre breiten Flügel, erhoben sich truppweise und segelten langsam nach der Richtung des Meeresufers hin. Die Pelikane zögerten am längsten, ließen die Fremden so nahe kommen, als die sumpfige Beschaffenheit des Bodens es gestattete, und sogar, als auf sie geschossen wurde, entfernten sich nur solche, die von den einzelnen Schrotkörnern aufgescheucht worden waren. Sie hatten sich in solcher Menge versammelt, daß das Wasser, über welchem sie ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten, von Krokodilen wimmelte, welche durch das häufige Fallen der jungen Vögel herbeigelockt waren, so daß die Eingebornen aus Furcht vor diesen Ungeheuern nicht hineinwaten wollten, um einen der größern Pelikane zu ergreifen, der von einer Kugel getroffen hinabgefallen war.

Der ungeheure Damm wird durch die hohen Bäume, womit er überwachsen ist, so vollständig verborgen, daß man ihn erst bemerkt, wenn man dicht davor steht: Es ist ein wahres Riesenwerk, über zwei deutsche Meilen lang, oben dreißig, an der Basis zweihundert Fuß breit, über siebzig Fuß hoch und durchgängig mit großen, gehauenen Steinen eingefaßt.

Der Bruch durch welchen das Wasser entweicht, ist eine förmliche Kluft, zweihundert Fuß breit und halb so tief, die einen guten Maßstab für die ungeheuere Großartigkeit des Werkes abgibt, da sie einen vollständigen Durchschnitt des Dammes von oben bis unten zur Schau bringt. Steht man auf dem Rande des Abgrundes, so blickt man auf die höchsten Waldbäume hinab.

Ungefähr in der Mitte des Dammes erhebt sich ein zweihundert Fuß hoher Fels, den man in dem Riesenwerk mit eingeschlossen hat und der ihm eine größere Festigkeit verleiht. Sir Emerson Tennent erklomm dessen Spitze, obgleich die Sonne schon hoch am Himmel stand und die Hitze fast unerträglich war; denn

außer der schwülen Lufttemperatur glühte auch noch der Stein von der bereits eingesogenen Wärme.

Der gewaltige Block war mit einer dichten Vegetation überwachsen, die aus allen Spalten und Rissen hervorkeimte, und die Aussicht vom Gipfel eine der wunderbarsten und seltsamsten, die man sich denken kann.

Nach Westen erhob sich eine Bergkette in nebelhafter Ferne, aber zwischen Padiwil und dem Strom und meilenweit rings herum war kaum eine Erhöhung sichtbar und keine halb so hoch, wie der Felsblock, auf welchem der Beobachter stand. Bis zum äußersten Horizont erstreckte sich ein ungeheures ununterbrochenes Waldmeer, aus welchem nur hier und dort ein höherer Baum hervortauchte und die sonst so einförmige Oberfläche unterbrach.

Am Fuße des Felsens schweifte das Auge über den weiten Thalgrund, der einst durch menschliche Kunst zu einem großen Landsee umgestaltet worden war, nun aber in zahlreiche Tümpel mit Wäldern untermischt sich aufgelöst hatte. Etwa tausend Schritt vom Damm wanderte eine Heerde wilder Büffel durch das hochaufgeschossene Gras oder rollte im Schlamm umher. Diese nebst den Vögeln und einem Reh, welches dem Wasser zum Löschen seines Durstes sich näherte, waren die einzigen lebenden Wesen, die im ganzen Umkreis zum Vorschein kamen, obgleich die Umgegend, wie sich erwarten läßt, der Tummel- und Brüteplatz zahlreicher wilder Thiere — Elephanten, Eber, Bären und Leoparden — sein soll.

Was den Menschen betrifft, so war das nächste Dorf — wenn man ein Paar elende Hütten so nennen darf — zwei Meilen weit entfernt, doch erfuhr Sir Emerson, daß vor kurzem einige herumschweifende Veddahs (Ureingeborne der Insel) etwas Reis am Rande des Wasserbeckens gesäet und nach der Reife ihrer kleinen Ernte sich wieder entfernt hätten.

Das Ernähren einiger Vagabunden, darauf beschränkt sich also der ganze gegenwärtige Nutzen eines Riesenwerks, welches hinreichen würde, eine Provinz, so groß wie mancher kleine deutsche Bundesstaat, zu bereichern.

Um einen solchen gewaltigen Bau zu vollenden, müssen ganz erstaunliche Arbeitskräfte zu Gebote gestanden haben, und es läßt sich die Größe der damaligen Bevölkerung daran ermessen. Der Damm umfaßt über 17 Millionen Cubikellen, und trotz des geringen Arbeitslohnes muß er wenigstens 9 Millionen Thaler gekostet haben, ohne die steinerne Einfassung an der Binnenseite mitzurechnen. Dieselbe Summe, die heutigen Tages zu dessen Bau erforderlich wäre, würde zur Vollendung einer 60 Meilen langen Eisenbahn ausreichen und 10,000 Arbeiter über fünf Jahre lang beschäftigen. Hierbei muß auch noch in Erinnerung gebracht werden, daß Ceylon nicht weniger als 30 ähnliche künstliche Landseeen besitzt nebst vielen Hunderten von geringerem Umfange, die meisten zerstört, aber manche noch in brauchbarem Zustande und alle der vollständigen Wiederherstellung fähig.

Man wird vielleicht fragen, ob die englische Regierung, die nun schon seit fast einem halben Jahrhundert die Geschicke der Insel leitet, es sich nicht angelegen sein läßt, diese versiegten Quellen eines fast unglaublichen Wohlstandes wieder zu eröffnen und Wasserbauten herzustellen, wie sie vielleicht mit der einzigen Ausnahme des Moeris-Sees in Aegypten kein anderes Land aufzuweisen hat?

In den letzten Jahren ist Manches gethan worden, aber nach der Regel, daß das Wiederaufbauen viel schwieriger ist als das Zerstören, dürfte noch eine sehr lange Zeit vergehen, ehe die Schleusen der zerstörten Riesenbehälter von Padiwil oder Kaleweva wiederum die Fluthen des Ueberflusses über die durstigen Ebenen ergießen, die ihnen vor vielen Jahrhunderten ihren Reichthum verdankten! Denn solche Werke setzen zu ihrer Erhaltung und gehörigen Benutzung eine bedeutende, mit allen Hilfsmitteln eines reichlichen Viehstandes versehene Bevölkerung voraus, und so wie letztere eines großen Zeitraums bedurfte, um allmälig alle jene

ſtaunenswerthen Kunſtwerke hervorzubringen und zugleich mit deren Vermehrung zu wachſen, ſo kann auch ihre Wiederherſtellung nur das allmälige Ergebniß einer langen Reihe von Jahren ſein.

Der Zimmetbaum.

Von A. W. Grube.

Der Zimmetbaum, von welchem die koſtbare, ſchon den Alten bekannte Gewürz-Rinde kommt, gehört mit dem Kampferbaum zur natürlichen Pflanzenfamilie der Lorbeeren und wurde von Linné Laurus Cinnamomum genannt. Wildwachſend erreicht der Baum eine Höhe von 30 bis 40 Fuß, wird 18 bis 20 Zoll dick und ſendet ſeine dichtbelaubten Zweige wagerecht nach allen Richtungen aus. Die hellgrünen Blätter ſind eiförmig, mit Rippen, die ſich nach der Spitze hin verlieren, 4 bis 6 Zoll lang und $2^3/_4$ Zoll breit. Sie riechen nach Gewürznelken. Auf einem hellgelben Blüthenſtengel ſitzt eine weiße, ſechstheilige, becherförmige Blumenkrone, welche einen ſehr angenehm aber keineswegs zimmetartigen Duft verbreitet, von welchem man überhaupt in den Zimmetwäldern wenig verſpürt. Die braunſchwarze, weißpunktirte Frucht iſt von der Größe und Form einer Wachholderbeere und enthält einen einzigen Samenkern. Mit Waſſer abgekocht liefern die Zimmetbeeren ein fettes Oel für die Lampen, aus welchem man durch Abkühlung eine Art Wachs gewinnt, das zu wohlriechenden Kerzen verarbeitet wird.

Auch die harte und zähe Wurzel des Baumes hat eine duftige Rinde, aus welcher man durch Deſtillation Kampfer gewinnt.

Der hohe Werth des Baumes ſteckt aber in der Rinde ſeiner jüngeren Zweige, und um dieſe auszubeuten, muß er in beſonderen Gärten gepflegt werden. Solches geſchieht auf der Inſel Ceylon, der eigentlichen Heimath des Zimmetbaums. Dieſe merkwürdige Pflanze verlangt zugleich tropiſche Sonne, einen trockenen ſandigen Boden und häufige Benetzung durch Regengüſſe, wenn ſie gut gedeihen ſoll. Alle günſtige Bedingungen treffen nur auf Ceylon zuſammen und ſelbſt auf dieſer nicht großen Inſel nur in ihrem ſüdweſtlichen Theil. Hier findet ſich, beſonders nach der Küſte zu, ein angemeſſener Sandboden von weißem Quarz, der mit einer fruchtbaren Erdſchicht bedeckt iſt. Auf einem fetten oder humusreichen Boden erzeugt der Baum eine dicke, ſchwammige, alles feineren Gewürzes baare Rinde. Dazu kommt nun die Regelmäßigkeit der feuchten Niederſchläge auf dieſer Seite der Inſel, welche mit Recht den Namen der „Inſel mit dem doppelten Mouſſon" führt. Da die „Mouſſons" oder Jahreswinde, wie ſie die Griechen nannten, ein halbes Jahr anhalten und beſtändig Regen bringen, ſo herrſcht auf der einen Hälfte der Inſel ſtets die Regen-, auf der andern Hälfte die trockene Zeit. An den 6500 Fuß hohen Wänden des Yakkadagalla oder „eiſernen Berges" findet der Regen eine Grenzſcheide, ſo daß es vom Juni bis November, währenddem der Südweſt-Mouſſon herrſcht, in Newera-Ellia beſtändig regnet, während eine Meile weiter, in Badulla, kein Tropfen vom Himmel fällt. In der trockenen Jahreszeit kommt dem Zimmetbaum die Nähe des Meeres zu Statten.

Sein Blüthenmonat iſt der Januar, im April reift die Frucht und alsdann hat der Saftumlauf die größte Fülle erlangt und bewegt ſich am raſcheſten. Im Mai ſchneidet man ihm die Zweige ab und entſchält ſie. Die Ernte im Mai und Juni heißt die große Ernte; die im November und Dezember die kleine.

Die Zimmetſchäler bilden auf Ceylon eine eigene Kaſte, die Chalias

(Schjalias), die seit Jahrhunderten der Einsammlung und Zubereitung des Zimmets obliegen und da sie weiter Nichts thun, in großer Dürftigkeit leben. Von den Portugiesen wie von den Holländern, die nach ihnen die Insel in Besitz nahmen, wurden diese Chalias systematisch an die Scholle gebunden, und schon ihre Kinder wurden angehalten, jährlich ein bestimmtes Quantum von Zimmet einzuliefern. Zur Zeit der holländischen Herrschaft wurde der Zimmet noch im Inneren des Landes gewonnen und zwar in demjenigen Gebiete, welches der König von Kandy beherrscht. War nun ein solcher Häuptling über die Fremden aufgebracht und mit ihnen gespannt, dann mußten es die armen Zimmetschäler, die in seine Wälder kamen, entgelten, und es kam öfter vor, daß diese mit abgeschnittenen Ohren und Nasen oder sonst grausam verstümmelt den Holländern zurückgeschickt wurden. Dies führte den Gouverneur J. G. Falck zu einem Versuch, 1000 Stück Setzlinge in seinen Garten zu pflanzen, welche fröhlich gediehen und eine vortreffliche Ernte lieferten. Das Vorurtheil, daß nur der von den wildwachsenden Bäumen genommene Zimmet ein guter sei, war somit gebrochen. Falcks Nachfolger, Graff, setzte diese Versuche weiter fort und wußte auch die eingeborenen Fürsten für die Pflege des Zimmetbaums zu bestimmen. Als im Jahre 1796 die Engländer sich der Insel bemächtigten, fanden sie schon die Zimmetpflanzungen in großem Flor, doch wurde immer noch viel der kostbaren Rinde aus den Wäldern von Kandy geholt. Der Handel mit diesem edelsten Gewürz war natürlich Monopol der Regierung; aller Zimmet mußte den Directoren der holländisch-ostindischen Kompagnie in Holland selber überliefert werden, die ihn dann erst verkauften. Nach holländischer Weise war man mit diesem Alleinverkauf so streng, daß alles Verschenken oder Verkaufen auch nur des kleinsten Zimmetreises, das Abschälen der Rinde, das Destilliren des Oeles aus den Blüthen und Beeren sowie des Kampfers aus den Wurzeln jedem Andern versagt war und nur von den Dienern der Kompagnie geschehen durfte. Die absichtliche Beschädigung eines Zimmetbaumes ward mit dem Tode, das Abbrechen des Zweiges mit dem Abhauen des Armes gestraft!

Auch die Engländer hielten am Monopol fest. Die Krone ertheilte im Jahre 1802 der englisch-ostindischen Kompagnie das Vorrecht der ausschließlichen Zimmet-Ausfuhr im Betrage von 400,000 Pfund jährlich, welche damals einen Werth von 60,000 Pfund Sterling hatten. Die Nachfrage steigerte sich aber bald so, daß im Jahre 1810 der Gewinn schon über 100,000 Pfund Sterling betrug. Wegen der Streitigkeiten mit den Fürsten von Kandy war freilich die Einnahme eine sehr ungleiche, da fort und fort die Zimmetbäume der Wälder des Inneren in Anspruch genommen wurden. Als im Jahr 1818 das Reich Kandy erobert und den englischen Besitzungen einverleibt wurde, entdeckte man so bedeutende Zimmetwälder, daß man in einem Jahre das Doppelte des bisherigen Ertrages gewann. Nun beschloß man, die ganze Zimmet-Kultur und den Zimmethandel frei zu geben und die Kaste der armen Zimmetschäler aus ihrer bisherigen Knechtschaft zu erlösen; im Jahre 1833 wurde das Monopol aufgehoben.

Auch das war von englischer Seite ein großer Fortschritt, daß die vielen einzeln zerstreuten Zimmetgärten in wenige große Pflanzungen zusammengezogen wurden. Dies erleichterte die Aufsicht und Bewirthschaftung. Man läßt die Zimmetbäume nur zu mäßiger Höhe von 10 bis 12 Fuß heranwachsen, nach Art unserer Haselnußstauden, nämlich so, daß aus der Wurzel möglichst viel Schößlinge kommen. Im fünften Jahre hat der Baum 3 bis 5 brauchbare Zweige, im achten Jahre 8 bis 10. Der Chalias schneidet so viel dünne Zweige ab, als er in einem Bündel forttragen kann. Bei seiner Hütte angelangt, macht er sich an die Arbeit des Schälens. Er schabt zuerst mit einem stumpfen Messer die oberste etwas rauhe Borke ab, macht dann mit einem scharfen Messer in die zärtere Rinde einen langen Längsschnitt und löst sie mit der krummen Spitze sehr

gewandt vom Holze. Bei diesem Geschäft verbreitet sich rings umher ein sehr lieblicher aromatischer Duft. Die abgestreifte Rinde hat die Stärke eines dicken Pergaments und wird auf Matten in die Sonne gelegt, wo sie schnell trocknet und sich zusammenrollt. Die kleineren Stücke werden gleich Anfangs auf die größeren gelegt und bilden dann die bekannten Röhren von lichtbrauner Farbe. Die feinste Sorte ist gelb und hellbraun, hat einen pikanten süßen Geschmack und nur die Dicke eines starken Papiers; die minderen Sorten sind von dunkelbrauner Farbe, haben im Geschmack etwas Stechendes und Erhitzendes und zugleich einen bitteren Nachgeschmack. Von dieser Beschaffenheit erwies sich meist der aus den Wäldern von Kandy gewonnene Zimmet, während der kultivirte der feinere ist.

In den Waarenhäusern macht man Bündel von 4 Fuß Länge, im Durchschnitt 90 Pfund schwer. Für den Transport zur See streuet man gern in die zwischen den Röhren befindlichen Räume Pfeffer und will durch Erfahrung bestätigt finden, daß durch dieses Zusammensein beide Gewürze sich verbessern. Der schwarze Pfeffer zieht die Feuchtigkeit an und erhielt zugleich durch das Zimmet-Aroma die beste Atmosphäre.

Vom echten Ceylon-Zimmet bekommt leider der gemeine Mann nicht viel zu schmecken; denn der größere Theil des in den Kramläden verkauften Zimmets ist Cassia, von dem Laurus Cassia, welcher zwar dem eigentlichen Zimmetbaum nah verwandt ist, aber in der Feinheit der Rinde und dem köstlichen Aroma demselben doch bedeutend nachsteht. Die Farbe ist viel dunkler, der Geschmack zusammenziehend. Die ostindischen Küsten, China, Cochinchina, Westindien und Südamerika liefern viel Zimmet-Cassia.

Da man die gröberen Sorten zum Destilliren des Zimmetöls benutzt, so werden für das Sortiren ganz so, wie es in den chinesischen Thee-Magazinen für den The geschieht, besondere Beamte angestellt, welche die Zimmetrinden kosten und nach ihrer Güte ordnen.

Schon Herodot thut in seinem Geschichtswerke des Zimmets Erwähnung und sagt, daß die Araber das Kinnamomon — welcher Name von den Phöniciern stamme — nebst Weihrauch, Myrrhen, Kassia und anderen köstlichen Gewürzen in den Handel brachten; wo aber das Kinnamomon wachse, das wußten sie selber nicht. Es scheint, daß die Chinesen es waren, welche den Zimmet muhamedanischen Kaufleuten überlieferten. Man hat in persischen und arabischen Handschriften die Nachricht gefunden, daß die Chinesen an die Küsten des persischen Golfs Gold, Perlen, Kupfer, Seide und Moschus brachten, daß sie regelmäßig auf der Halbinsel Malacka landeten, um dort gegen ihre Waaren Sandelholz, Muskatnüsse, Gewürznäglein und Aloeholz einzunehmen und alles dies wieder nach der Insel Ceylon zu führen, um dort den feinsten Zimmet einzutauschen. Auf Malabar handelten sie den geringeren Zimmet ein und beide Sorten brachten sie denn nach Ormus und weiter an die arabischen Küsten. Der muhamedanische Name Darzini, Dardzini Ceylani soll der Sanskritsprache entnommen sein und Holz der Sini (Chinesen) bedeuten.

Die sogenannten Zimmetblüthen (flores cassiae) sind die unreif getrockneten, noch mit der Blüthenhülle umgebenen Früchte des Cinnamomum Loureirii, einer in Cochinchina heimischen Zimmetart, die in China kultivirt wird und dort Kio-Kui heißt. Sie haben die Form von Gewürznäglein, sind dunkelbraun, runzlig, an Geruch und Geschmack der Zimmetrinde ähnlich und dienen gleichfalls als Gewürz; auch preßt man aus ihnen das Zimmetblüthenöl.

Der Zimmet enthält viel ätherisches Oel, ferner Gerbstoff und etwas Schleim, ist mäßig und an rechtem Orte beigegeben ein dem Magen sehr wohlthuendes, die Verdauung belebendes Gewürz und wird auch in der Medizin als stärkendes Mittel gebraucht und zur Bereitung der Tinktur angewandt. Im Alterthum gebrauchte man den Zimmet vorzugsweise als Räucherwerk und zu Salben.

Sein Aroma wird gefeiert im Hohenlied 4, 14, wo es heißt: „Narden mit Safran, Kalmus mit Zimmet (Cinnamomum) mit allerlei Bäumen des Weihrauchs, Myrrhen und Aloes und allen besten Würzen.“ Im 2. Buch Mosis 30, 23 wird der Zimmet als Bestandtheil des heil. Salböls vorgeschrieben. Die Divans mit Zimmet zu besprengen, war ein nicht geringer Luxus (Spr. 7, 17). In der Offenbarung Johannis 18, 13 werden alle kostbaren Handelsartikel aufgeführt und unter diesen das Cinnamet, wie es in der Uebersetzung Luthers heißt.

Dies und Das.

Daß in Amerika Einer in der Regel nicht bei dem bleibt, was er daheim gelernt, ist eine alte Erfahrungswahrheit, und gehen dort verwunderliche Veränderungen in der Lebensberufsart vor und gleicht Mancher einem Frosch, der sich siebenmal verwandelt, ehe er ein Frosch wird, der im Sumpfe seine Freude hat. Ich könnte da auf die Reise des Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar hinweisen, der seinen Herrn Professor von der Universität in Amerika gemüthlich beim Steinklopfen auf einer Landstraße traf. Der hat auch gewiß manche Wandelung durchgemacht, ehe er zu der Würde eines — Steinklopfers erhöht wurde. Wie aber Einer ein Doktor wird, davon hab' ich kürzlich ein Beispiel erfahren. War Einer, der in Deutschland zwar schon so eine Anlage zum „Doktern“ hatte, war nämlich einige Jahre „Bartputzius“; dann wurde ihm das Ding leidig, weil — weil er das Bartfegen mit dem Geldbeutelfegen vertauschen wollte und Kaufmann wurde. — Unglücklicher Weise irrte er sich einmal — wollte nämlich bei dem Bezahlen eines neuen Rockes in seine Tasche greifen und kam — seltsamer Weise und in Gedanken — in des Kaufmanns Kasse! Der verstand den Irrthum übel und das Gericht auch, und so dachte er geraume Zeit in aller Stille und Einsamkeit — man nennt's sonst schlechthin und etwas grob: Gefängniß — nach, wie er's nun anfangen wollte, da es mit dem Irrthum in der Welt einmal nicht ginge. Es blieb ihm nach dem Advocaten- und Gerichtskosten-Aderlaß noch so viel, daß er flügellahm nach Amerika kommen konnte. Dort wurde er Aufwärter, dann griff er zum alten Schilde und wurde wieder Bartputzius, dabei Quacksalber für allerlei Ach und Weh, was Niemand zu wissen braucht. Er wußte das „Maul voll zu nehmen“ und seine Mittel anzupreisen — eine Kunst, die er noch aus Europa mitnahm, und verstand ein Hauptmittel: „er machte alle Aerzte, die er erreichen konnte, schlecht“. Diese Kunst nahm er auch aus Europa mit, und sie trug ihm Früchte wie daheim. Ein drittes Kunststück war das „Geheimthun“ und „Sichwichtigmachen“ und „Wohlfeilkuriren“. Das schlug ein! Er verdiente Geld wie Schneeflocken; aber er durfte sich nicht „Doktor“ nennen! Von allen Titeln, die man Einem in Deutschland als wohlfeilste Vergütung um den Hals wirft, ist eigentlich der „Doktor“ der allertheuerste, den man kaufen kann. Unser guter Freund dachte: Blut muß dein Geldbeutel lassen, dafür läßt du's auch wieder Andern. Also zieht er von dannen. Fort war er! Einer seiner Landsleute, dem er auch in New-York „Gesichtsverschönerungsrath“ gewesen, kommt nach einem Jahre oder einem halben mehr nach dem Staate Wisconsin und kehrt da in einem Wirthshause ein, das am Eingange eines Dorfes von — 8 Häusern lag, das eine Eisenbahnstation war zugleich: kaum speiste er sein Mittagsbrod, so kommt Einer angeritten, der einen mächtigen, Leder-Kasten muß man sagen, hinter sich auf dem Pferde hat. Wer ist das? fragte er, weil er den Vogel erkennt. Es ist der Doktor S. — antwortet der Wirth; hat sein Diplom oder Doktorbrief — und ist ein hier zu Lande sehr berühmter Mann, der allgemeines Zutrauen genießt und große Kuren macht — und — viel Geld verdient. Dabei lachte der Wirth gemüthlich. Was hat er denn da im Mantelsack? fragte mein Bekannter. Ei, seine Apotheke! war die Antwort des Wirthes. Herr, fuhr er fort, wisset Ihr auch, was für ein Unterschied unter einer Klapperschlange und einem unserer Doktoren ist? fragte der Wirth, und als der andere den Kopf schüttelte, sagte der Wirth: Will's Euch sagen; der — daß die Klapperschlange das Gift vornen, der Doktor aber hinten hat, nämlich im Mantelsacke!

Die edlen Perlen. Wie hoch man schon im hohen Alterthume die Perlen schätzte, die man auf dem tiefen Meeresgrunde in den Schalen der Perlmuschel findet, und die nur durch ein Untertauchen des Menschen unter die Oberfläche des Meeres gewonnen wird, wo die Perlmuschel, die zum Austerngeschlechte gehört, im alten Testamente Hiob, Cap. 28, 18, Sprüchwörter Salom. 3, Vers 15, Sprüchwörter Cap. 20, Vers 15, Cap. 31, 10, wo sie mit der Weisheit verglichen, gleich Gold geachtet, und einem tugendhaften Weibe an die Seite gesetzt wird. Auch Matthäus Cap. 7, Vers 6, auch Cap. 13, Vers 45 und 46, so wie an andern Stellen des neuen Testaments, erkennen wir, wie hoch man ihren Werth schätzte. Wir wissen es auch aus andern Urkunden der ältesten Zeiten. Bis zu unsern Tagen blieben und werden sie in hohem Werthe bleiben, ob man gleich zuerst ihre Fundorte in Asien, im Stillen Meere und an der entgegengesetzten Küste Amerika's kennt, und sie daher viel häufiger, als in früheren Tagen, gefunden werden. Gewiß haben viele unserer Leser sie nur als ein Erzeugniß ferner Meere angesehen und nicht sich träumen lassen, daß — auch in unserm lieben deutschen Vaterlande edle und den morgenländischen gleiche Perlen gefunden und gewonnen

würden. Und doch iſt dies eine volle, ganze Wahrheit. Man findet ſie in den Bächen und Flüſſen von Bayern, in Schleſien, in Böhmen, Hannover, Schleswig-Holſtein; England, Norwegen und Rußland haben die Süßwaſſer-Perl-Muſcheln auch. In Sachſen findet man ſie häufig in der Elſter, und ſchon 1632 rühmt der Dichter M. Fürgang von der Stadt Oelsnitz davon in folgenden Reimen:

Er (der Fluß Elſter iſt gemeint) bringt ſein' Waaren, Perlen fein,
Die ſchön weiß, köſtlich, güldig ſein.
Ich ſelbſten, da ich war ein Knab',
Im Waſſer eins gefunden hab.
Sie wurden gefunden nicht nur klein,
Wie Erbſen, größer ein's Theil's ſein.
Die ſind fürwahr ein' ſchöne Gab!
Mit meinen Aug'n ich's g'ſehen hab.

Der Ertrag der Perlenfiſcherei in der Elſter iſt ziemlich geringe. Im Durchſchnitte werden jährlich etwa 150 Perlen gewonnen, welche den Werth von etwa 100 Thaler haben. Im nördlichen Deutſchland werden ſehr gute Perlen bei Uelzen in Hannover gefiſcht. Die Stadt Uelzen liegt beim Zuſammenfluſſe von elf kleineren Gewäſſern, von denen drei, die Wipperau, Gerdau und der Barnbeck, Perlmuſcheln führen. Schon ſeit Jahrhunderten werden dieſelben gefiſcht. Auch beſteht daſelbſt ſchon ſeit dem 16. Jahrhundert eine alte Landesverordnung wegen Schonung der Perlfiſcherei in der Ilmenau. Noch heutigen Tages werden dort viele Hunderte von Perlen gefunden. Der gewöhnliche Preis für eine reife Perle iſt zwiſchen 2 und 5 Thalern, je nach der Güte. Kürzlich wurden, ſo wird von dorther gemeldet, eine mit 7⅔ Thalern bezahlt. Die reifen Perlen haben entweder Silberglanz oder eine röthliche Farbe. Die Zeit der Perlenfiſcherei iſt im Juli und Auguſt. Als die bayeriſchen Soldaten aus Schleswig-Holſtein zurückkehrten, ſollen ſie bei Hamburger Juwelieren anſehnliche Mengen von Perlen verkauft haben. Sie entdeckten die Muſcheln beim Baden und ſuchten eifrig darnach. Bisweilen findet man auch in den Auſtern, die man ißt, Perlen; aber nicht Jeder iſt ſo glücklich, wie es ein Hamburger war, der beim Verſpeiſen einer Auſter etwas Hartes fühlte, es heraus machte und eine Perle fand, für die er 22 Thaler erhielt. Auſtern ſind aber auch Seemuſcheln, die mit der Seeperlmuſchel Geſchwiſterkinder ſind.

Uns iſt das Merkwürdige, daß unſer liebes Deutſchland edle Perlen führt. Nun, ich halte dafür, daß Deutſchland überhaupt eine Perle unter den Ländern iſt!

Von Sparkaſſen. Der Menſch, welcher irgend ein Eigenthum hat, iſt einem Schifflein zu vergleichen, das im Sturme ein ſicheres Anker hat. Der Beſitzloſe iſt oder wird ein — Bruder Lüderlich. Darin liegt die Gefahr für Tauſende und aber Tauſende von Armen, die aus der Hand in den Mund leben. Haben ſie Viel, ſo verzehren ſie Viel; haben ſie Wenig oder Nichts, und der Hunger und das Elend kommt zu Hauſ, dann — ja dann wird gebettelt oder — leider kommt's oft ſo! — geſtohlen, und der Haß gegen die, welche Etwas haben und nicht reichlich geben, wurzelt immer tiefer; man glaubt durch die Ungleichheit der Vertheilung der Güter auf Erden berechtigt zu ſein, zu ernten, wo man nicht geſäet. Ehrliche Arbeit iſt dann in der Regel das Letzte und das Erſte — Zugreifen! Wer in das Leben geblickt hat, weiß, daß es leider ſo iſt. — Helfen iſt die Pflicht des Staates und wohlwollender Menſchenherzen. Allein das Wie? hat viel Kopfbrechens gemacht. Man iſt meiſt vom vielen Kopfbrechen zu Nichts gekommen, und die Bücher voll Vorſchlägen ſind gut gemeint — doch — der Weg zur Hölle iſt mit guten Vorſätzen — und Rathſchlägen gepflaſtert. Und doch bin ich im Begriffe, auch einen dazu zu liefern! Der aber hat ſchon Grund und Boden gewonnen. Hört, die Ihr hören wollet: Diesmal reiſ' ich nach Frankreich hinein. Wir wiſſens wohl, daher kommt uns nichts Sonderliches in der Regel; allein praktiſch ſind die Franzoſen, und wir können doch mitunter ſo oder ſo — durch Thun, was ſie thun, und Nichtthun, was ſie thun oder auch umgekehrt — Etwas lernen, was uns frommt. Der Moniteur, das Staatsblatt Frankreichs, das die Regierung herausgibt, brachte kürzlich ſo Etwas. Dieſes Blatt berichtet von dem außerordentlichen Aufſchwung, den die Sparkaſſen im leichtſinnigen Frankreich nehmen. Sie nehmen die geringen Erſparniſſe der Taglöhner, Dienſtboten, Handwerker und in Summa der ärmeren Volksklaſſen auf, und geben den Einlegern davon einen Zins von 5¾ pCt. und zahlen ſie auf Verlangen zurück. Jeder hat da ſeine eigne Rechnung und kann, wenn er jede Woche Etwas einlegt, das Wachſen ſeiner Habe ſehen. Da wächſt die Luſt. Man ſpart, und der Nothpfennig wächſt zuſehends. Die franzöſiſchen Sparkaſſen ſind über das ganze Land verbreitet. Man kann überall einlegen. Sie hat auch eine Depoſiten-Kaſſe, wo man nämlich ein eingenommenes Kapital oder Kapitälchen einlegen kann, das augenblicklich anfängt, ſeine Zinſen zu tragen. Dieſer Ausweis des Moniteurs theilt mit, daß die ſo eingelegten Kapitälchen die Summe von 6,392,948 Franken und 80 Centimen betrugen, und die Geſammtſumme der Einlagen in die Sparkaſſen am 28. Februar 1858 betrug: 275,782,485 Franken, 58 Centimen. Das läßt ſich hören! Wie mancher Arme hat da ſeinen Anker gefunden?

Bei uns in Deutſchland, beſtehen hin und wieder auch Sparkaſſen, z. B. in Preußen haben ſie viele landräthliche Kreiſe; aber wie viele nicht? — Wer's wohl meint mit ſeinen armen Brüdern, der rufe ſo lange nach Sparkaſſen, bis ſie errichtet werden! Der Segen wird ſich bald offenbaren, und aus vollem Herzen rufe ich aus: Gott ſegne die, welche Sparkaſſen gründen; ſie ſind die rettenden Engel für Viele, die ſonſt in Lüderlichkeit fallen und untergehen!

Die Geſchichte von einem Schwarzwälder Bruder, der ein Pfiffikus war.

Von W. O. von Horn.

Redensarten, liebe Leſer, mach' ich nicht gerne, das ſchick' ich voraus, aber man kommt in Fälle und Lagen, daß man, ehe man eine Geſchichte erzählt, den Titel oder die Ueberſchrift erklären oder auch rechtfertigen muß, und in einer ſolchen befindet ſich Unſereiner in dieſem Augenblicke, wo er eine wahrhaftige Geſchichte niederſchreiben will. Ein Schwarzwälder Bruder iſt doch, ſagt dieſer oder Jener, Nichts mehr und Nichts weniger als ein anderer Bruder auch? Bewahre Freund! Da iſt ein himmelweiter Unterſchied; denn mein Schwarzwälder heißt oder hieß: Bruder und zwar dazu noch Nazi oder, wie es ſonſt wohl heißt, Ignaz oder Ignatius. Das iſt Eins; das Andere iſt der „Pfiffikus". Darunter verſteht man in der Regel Einen, der nicht auf die Naſe gefallen iſt; aber dabei auch wohl Einen, der das Gras wachſen ſieht und die kleinen, braunen Hüpfer, die einmal einen Berliner zur Verzweiflung in Italien brachten, wo ſie über die Maßen häufig ſind, und da er darüber in ſeiner Reiſebeſchreibung gewaltig haſelirte, den Namen Floh-Nicolai zuzogen — ich ſage, (da mir bei dem langen Satze der Athem kurz wird) die kleinen, braunen Hüpfer huſten hört; auch endlich um die Ecke ſchießen kann. Letzteres hat einen bitteren Beigeſchmack und eine ſtillſchweigende Anwartſchaft auf vertraute Bekanntſchaftmachung mit der ekligen Polizei und deren unangenehmen No. Sicher.

Von allen dieſen Eigenſchaften eines Pfiffikus ſehe ich ab und weiſe ſie entſchieden von meinem „Schwarzwälder Bruder" ab. Er war die ehrlichſte, treueſte Seele, die je aus der Heimath hinaus in die weite Welt wanderte. Nur die eine halte ich feſt: er war nicht auf die Naſe gefallen — das heißt, er hatte einen klaren, ſcharfen Verſtand und reiche Gottesgaben in ſeiner Seele, wie denn der Schwarzwälder im Allgemeinen und überhaupt ein reichbegabter Menſch iſt und dazu ein tief gemüthlicher.

Nach dieſen Umſtänden kann ich meiner Geſchichte näher rücken.

Es war in den fünfziger Jahren, die nun grade zwölf Jahre hinter uns zu liegen anfangen, als ich fröhlichen Muthes in den Schwarzwald geſteuert war.

Mühſam hatte ich mich von der Fortuna losgemacht. —

Halt! ruft da ſchon wieder Einer. Was ſoll das heißen? Da muß ich denn ſchon wieder einen Abſtecher machen, um Rede zu ſtehen; denn der Frager, ich ſeh's ihm im Geiſte am Geſichte an, meint, ich ſei gerupft worden, und da ſei ich noch glücklich aus Baden-Baden herausgewiſcht.

Nein! So iſt's nicht gemeint, obgleich der Name Fortuna bei den alten Römern die Glücksgöttin bedeutete, und eine arge Vermuthung nahe liegt. Wer das Badener Oberland beſucht hat, war wohl auch in Offenburg. Dort iſt ein Gaſthof, der den Namen Fortuna trägt und zwar mit Recht, im beſten Sinne des Wortes. Wer da eintritt, vergißt, daß er in einen Gaſthof getreten iſt, alsbald; denn es bemächtigt ſich ſeiner ein Behagen, ein Sichheimiſchfühlen, wie ſonſt kaum irgendwo in der Welt. So iſt mir's gegangen. Hab' mich da ſo wohl gefühlt, ſo heimiſch, ſo behaglich, daß es mir ſchwer wurde, das gaſtliche, freundliche Haus zu verlaſſen. So iſts gemeint mit dem fraglichen Worte.

Alſo abermals ein Hinderniß aus dem Wege geräumt! —

Ich ſage nun noch einmal mit anderen Worten: Es hatte mir in der That Mühe gekoſtet, das überaus behagliche und auch durch ſeine Menſchen ungemein freundliche Gaſthaus Fortuna in Offenburg zu verlaſſen, und wanderte dem Kinzigthale zu, in das ich eben hineinſteuern wollte aus verſchiedenen Abſichten.

Unterwegs ſetzte ich mich noch einmal an einer ſchönen Stelle auf einen

Prellstein, um auszuruhen, denn die Sonne von Anno damals brannte gluthheiß, und es war im Juli.

Ich will's gar nicht verheimlichen, daß ich so eine Art von Träumer bin, aber mit offenen Augen; und so lullte mich denn auch wieder die schöne Aussicht in liebliche Träume — bis eine Erscheinung, die sich meinen Blicken darbot, diesen Träumen eine düstere und traurige Färbung verlieh.

Was mir entgegen kam, war ein kräftiger Mann mit einem Stelzfuße, der ein Wägelein hinter sich herzog, auf dem eine mit einem Leder überzogene Drehorgel stand, ein Instrument, welches mir mehr denn einmal im Leben einen Schrecken verursachte, wenn ich es nur von Ferne erblickte. Als der Unglückliche näher kam, konnte ich deutlich eine Gesichtsfarbe erkennen, die an das Morgenland erinnerte durch die dunkle Färbung. Ein altes, verschabtes rothes Fes oder türkische Mütze, mit einer langen, seidenen, ehemals dunkelblauen Farbe, erinnerte mich unwillkührlich an Afrika und die Fremdenlegion, zu der wir leider einen namhaften Antheil geliefert, deren Einzelne theils der Abtheilung Strolche theils derjenigen der Dummköpfe anheimfallen, mit einem sehr kleinen Bruchtheil wirklicher Unglücklichen, ob sie es gleich hintennach alle geworden sind.

Als er zu mir kam, hielt er an und sagte: Herr, das alte Sprüchwort: Junge Soldaten, alte Bettler, ist eben immer ein junges geblieben, und ich bin ein Beweis vom jüngsten Datum. Mein Bein liegt in Afrika; als Denkmal der Fremdenlegion habe ich einen Stein über seinem kleinen Grabe aufgerichtet; der Rest meines kleinen Vermögens aber liegt in dem Wandschränklein des Schwarzwälder Bauers, der diese prächtige Orgel erbaut hat, die fortan als meine Domaine mich ernähren soll. Erlaubt, daß ich Euch Eins vorerg'le!

Halt, Freund, sagte ich! Es ist mir schon so viel im Leben vorgeorgelt worden, was ich mit Ergebung hinnehmen mußte, daß ich nicht eben nach Neuem Lust trüge. Nimm hier die Gabe ohne Georgel!

Das geht gegen meine Ehre, sagte der alte Soldat. Ich nehme nur eine Gabe an, die ich verdient habe! Das war ehrenwerth, und ich mußte mich in mein Schicksal ergeben. Er machte seine Vorbereitungen und begann zu drehen.

Ehrlich muß ich gestehen, die „letzte Rose" klang weitaus nicht so gellend und schneidend, als ich sie sonst wohl hatte anhören müssen. Die Töne waren mild und rein. — Ich reichte ihm meine Gabe, wünschte ihm, wie die Nachtwächter am Neujahrstage, viele folgende, und er schied dankend und zufrieden. Ich sah ihm lange nach, und das Gefühl, das durch meine Brust zog, war nicht dazu angethan, mich bereuen zu lassen, daß meine Gabe größer war, als sie je ein Drehorgelvirtuose von mir erhalten hatte. Er hatte sie ja auch in doppelter Beziehung verdient.

So war ich also im Lande der Drehorgeln, eigentlich an ihrer Geburtsstätte, und die Aeußerung, die der arme Invalide gethan, daß ein Bauer sie gebaut, weckte mein Verlangen, der Verfertigung dieser Quälgeister des menschlichen Gehörs und Vorangänger der Frankfurter Messen einmal meine Aufmerksamkeit zuzuwenden; daß nebenbei auch eine Betrachtung über den Fortschritt, dessen politische Partei eine so gewaltige ist, auch hier einen Triumph gefeiert, hinlief, will ich eingestehen. Aus meinen früheren Lebenstagen war mir die Erinnerung geblieben, daß die Orgelmänner das nicht leichte Kunstwerk auf dem Rücken trugen. Das war ein Stück Arbeit. Wieviel leichter zog der Invalide seinen kleinen Wagen, auf dem die Orgel in der Handhöhe stand! Es lebe der Fortschritt! rief — nein, dachte ich im Stillen.

Später ist mir dieser Fortschritt in allen möglichen Formen begegnet, so, daß auf dem Wägelein auch noch dies und das aus der beweglichen Habe der fahrenden Künstler Raum fand, einschließlich einiger kleinen künftigen Drehorgler und Sängerinnen der haarsträubenden „Morithaten", wahrscheinlich bis sie gehörig

laufen konnten und nothgedrungen jüngeren, ebenſo hoffnungsvollen Tonkünſtlern den karg zugemeſſenen Raum abzutreten gezwungen waren. Zum Hohne aller Vereine gegen Thierquälerei oder zum Schutze der Thiere zogen oder ziehen mitunter arme Hunde die muſikaliſche Bagage. —

Jedenfalls aber iſt es ein luſtiges Geſchlecht, das ſo wenig Mangel leidet wie ein Bettler, und der junge Nachwuchs ebenſo wenig; denn, „wie die Alten ſungen, ſo zwitſcheren die Jungen“, für den morgenden Tag zu ſorgen, überlaſſen ſie der Orgel und ſonſthin den ſchwarzblütigen Grüblern und Kümmelſpaltern.

Das erſte Haus, dem ich mich fortwandernd näherte, war eins jener umfangreichen, von einer Galerie umzogenen, ſchwarzen, rauchfangloſen Häuſer, deſſen weit überſpringendes Dach wohl kaum weniger als einen Morgen Flächeninhalt hatte.

Der Durſt, der mich quälte, gab mir eine gute Gelegenheit einzutreten. Ich wurde ſehr freundlich aufgenommen und mit erquickender Milch bewirthet. An einer Orgelwalze ſchlug ein junger Mann die Stiftchen ein, welche die Träger der Melodie ſind. Ein ſtattlicher Greis ſaß am Kachelofen in einem großen Seſſel und „trank ſi Pifle“, wie der Schwarzwälder ſagt für unſer: „rauchte ſeine Pfeife.“

Hier war der Ort, wo ich vielleicht etwas Genaueres über den geſchichtlichen Anfang der Orgelmacherei vernehmen konnte. Ich darf mich vielleicht rühmen, daß es mir ſelten mißlungen iſt, ſolche Leute anzuzapfen. Auch hier gelangs. Leider iſt es mir unmöglich, im Dialekte zu erzählen. Das würde ſonſt der Erzählung eine Würze geben, die ihr nun abgehen dürfte.

Gewiß, begann der alte Schwarzwälder, der auch, ſo lange ſeine Augen vorgehalten, Drehorgeln gemacht hatte, kann ich Euch über den Anfang dieſes Gewerbszweiges Rede ſtehen; denn ich bin nun ſieben und achtzig Jahre alt, und was Anno 1803 und daherum geſchehen iſt, das ſteht noch recht lebendig vor meiner Seele, und in Harmersbach bei Zell bin ich vielhundertmal geweſen. Dort iſt die Wiege oder Geburtsſtätte der Drehorgelbauerei.

Dort hat Einer gewohnt, der Bruder geheißen hat. Selbiger Bauer war arm, aber nicht an Kindern, denn deren hatte er mehr, als er ernähren konnte. Nun wiſſet Ihr, es iſt keine Lehre in irgend einem Handwerk beſſer als in dem der Maurer; denn der Junge kriegt Geld, ſtatt daß man in anderen Lehrgeld bezahlen muß. Er greift gleich als Handlanger an. Es ſind freilich ſchmierige Geſellen, hängen voll Lehm und Mörtel die ganze Woche. Sonntags aber ſind ſie ſauberer als die Schmiede und Schornſteinfeger, die wir im Schwarzwalde freilich nicht brauchen können; denn wir ſind viel zu „liberal“, als daß wir dem Rauch nur den Einen Weg durch den Schornſtein hinaus laſſen ſollten. Wir geſtatten ihm, beliebig ſich einen Ausweg zu ſuchen, wo er will. Das iſt freiſinnig gedacht und hat ſeinen Vortheil; denn die „braunen Freiſchärler“, die in den Städten einem an den Leib und an das Blut gehen, die jagt er uns alle fort. Seid Ihr aus einer Stadt und mit dieſem Gethier geplagt, ſo reißt nur Einen Schornſtein ab und machts dem Rauche bequem wie wir, und ich ſtehe dafür ein, ſie machen ſich aus dem Staube. Probatum!

Glaub's, ſagte ich, aber wie ſtands mit dem Bruder in Harmersbach?

Um wieder auf den zu kommen, fuhr der Alte einlenkend fort, ſo hatte er einen Buben, der Nazi hieß oder Ignaz, wie man draußen im Reich ſagt. Das war ein prächtiger Bub von Angeſicht und ein goldtreu Gemüth; hatte Euch Muſik im Leibe wie unter hundert nicht drei; denn er pfiff auf einem Eppichblatt ſchöner als Mancher auf der Flöte und machte ſich die Tänze immer ſelber im Kopf, die er blies. Dabei war er einer, der mit der Hand machen konnte, was ſein Auge ſah, und Alles hatte Geſchick, und ſchnitzen konnte er wie in ſeiner Jugend der Bildhauer Ohmacht, der, wie ihr wiſſet, auch ein Schwarzwälder Bauern-

kind ist oder war, wenn er nicht mehr leben sollte. Draußen im Reich hätten sie gesagt: er wär ein Schenie, wir sagen: Er war nicht auf die Nase gefallen.

Was halfs, daß ihm der liebe Herr Gott so viele Gaben verliehen hatte? Er mußte Maurer werden, damit er kein Lehrgeld kostete, und der gute Bub folgte wie ein gutes Kind seinem Herrn Vater und wurde Handlanger und Kothfinke wie die Andern auch.

Ein paar Jährlein gings, dann stockte die Arbeit, weil der Krieg über die Leute entweder selber kam oder durch die Furcht vor ihm. Dann hört das Mauern auf und die Maurer können „Blau machen", so viel sie wollen, und hungern, so viel sie können.

Heim geh' i nit! sagte der Nazi zu sich selbst; denn da ist rechts Nichts und links Nichts und hinten und vornen gar Nichts! Da sind ihrer zu Viele, und noch Einer wär' vollends Ueberfluß! Er bedachte sich ein Bizzele und dann nahm er ein Stricklein, band an das eine Ende seinen Hammer und an das andere Zweispitz und Kelle, hings über die rechte Schulter, schnitt sich in Schloßberg einen Walddistelstock und wanderte über Offenburg in's Unterland und hielt sich am Rhein, den er noch nicht gesehen hatte.

Geld hatte er keins; denn, was die grundehrliche Seele auf- und losbringen konnte, das hatte er nach Harmersbach geschickt, wo immer Ueberfluß an Mangel und Mangel an Ueberfluß war.

Damals waren die Bettelvögte noch Herr und Meister, und jede Stadt hatte einen. Zwei Augen sehen nicht Alles. Heutzutage, seit die leidige Polizei und die Schandarmen erfunden sind, ist einer, wie Nazi, bitter übel dran, denn da heißts: das Wanderbuch! Du lieber Gott, wie liberal war doch die Welt damals! Ein Handwerksbursch war ein freier Herr, ein Fürst in seiner Art, und verstand er seine Kunst und war ein Fechtmeister, so saß er wie ein Prior im Kloster, wie ein Vogel im Hanfsamen. Damals war auch das Fechten noch die ächte freie Kunst und keine Schande, und wenn ein Wanderbursch keine Fetzen an sich und ein sauberes Hemd an hatte, dann sagten die Leute: der ist ordentlicher Leute Kind, wenn's auch zehnmal nicht wahrgewesen ist, und gaben ihm gerne. Dazu kam das Handwerkansprechen, da es noch zünftig war. Das trug auch Etwas ein, und ich sag' Euch in Summa, so einer konnte Geld machen und doch leben wie der reiche Mann im Evangelium, herrlich und in Freuden alle Tage.

So wanderte der Nazi weit hinab, focht wacker, aber bekam keine Arbeit. Das gefiel ihm nicht. Da kehrte er um und wanderte wieder den Rhein herauf, bis er das Münster von Freiburg wieder sah, aber es war Nichts, wo er anklopfte. Denkt er: Willst's mal drüben im „Ueberrhein" versuchen; läuft nach Alt-Breisach und will über den Rhein fahren in einem Kahne von drüben. Der war ziemlich voll und nur zwei Schiffer. Da denkt der Nazi, der immer den Nagel auf den Kopf traf: Halt, da kannst du umsonst 'nüber! Und er tritt zu dem Fährmann und sagt: Hörscht', Alterle, nimmscht mi umsonst mit, wenn i rudere?

Freilich, sagt der und wirft einen Blick auf des Nazi gesunde Arme, und der ist flugs im Nachen, nimmt das Ruder und rudert wie einer, der's schon zwanzig Jahre getrieben, und hielt mit seinem Vordermann den Takt wie Einer, der Musikmeister gewesen, und thats doch zum ersten Mal.

Als der Nazi drüben aufs Land springt und sich noch extra bedankt, sagt der Fährmann: Ecoutez, bischt wohl en Schmierlöffel oder en Maurer und suchschst Arbeit? Geh' uf Mühlhause zu und marschir wacker, do machen se viel Batiments!

Wenn auch der Nazi so viel Französisch verstand wie unsere Kuh Spanisch, so sagt er doch für die Nachricht: Schön Dank! und fingerte es sich heraus, daß das „Ecoutez" so viel gelten müsse als ein Schwarzwälder: „Hörscht!" und ein: Batiment" so viel wie etwa hier zu Land ein Mauerwerk: fragt aber doch: Mühlhause? Wo liegt's? Da kauderwälscht ihm der Neu-Breisacher noch ein paar Ortsnamen vor und deutet ihm wie der Telegraph auf dem Straßburger Münster mit seinem Arme die Richtung an, und der Nazi lüpft sein Käppli und geht und denkt: Fechten und Finden liegt nah beisammen.

Seitdem die Leute die gestickten Büchlein mit den weißen Blättlein und dem Bleistift in der Westentasche führen und jede Lumperei hineinschreiben, kann so Einer herumgehen und rufen: Kein Gedächtniß feil? Bezahl's gern! Aber das ist ein seltner Vogel geworden und für Geld ist's nicht zu haben. Anno 1803 und da herum hatte man solche einfältige Dinger noch nicht, aber ein gut Gedächtniß, zäh wie Juchten. Man sagte, statt ich schreib's in's Büchel — ich schreib' mir's hinter's Ohr! Da kratzen's die Hühner nicht aus! Aber item, man behielt's, und so behielt auch der Nazi die fremden Ortsamen niet- und nagelfest in seinem Gedächtniß und focht sich wacker durch bis nach Mühlhausen. Der Schiffer hatte nicht gelogen. Da wurde wacker gebaut, und es war im Lande nicht zünftig; denn die Franzosen hatten's fortgeschafft. Sie mögen sein, wie sie wollen, Verstand haben sie; denn das verfluchte Zunftwesen ist nur der Menschen Unglück, und ein armer Schlucker, der nicht drücken kann, bleibt Geselle sein Lebenlang. Da hätt's dem Nazi schon gefallen, denn er verdiente ein Hübsches; konnte sich einmal ordentliche Montur anschaffen und sich aus dem ff satt essen, denn es war billig dort. Ja, er kam so weit, daß er Polier wurde und sich nun einmal so weit versteigen durfte, Sonntags einen Schoppen Bier zu trinken und „Pfle dazu z'trinke". Da stand denn vor der Stadt ein klein Häusle, wo man ein Gläsel Bier bekam, und die Gäste waren dünn gesät, es seien denn Handwerksbursche gewesen und derlei Leute. So kommt einmal an einem heißen Sommermittag der Nazi in dies Häusel, ich glaub', es war Anno 1804, und wie er hineintritt, sitzen zwei Leute da, ein Mann und ein junges Mädchen, und der Mann hatte einen seltsamen Kasten vor sich stehen, der mit einem Ueberzuge von Leder versehen war.

Da waren es zwei Dinge, die den guten Nazi zum Nachdenken brachten. Erstlich der Kasten. Was das etwa sein möchte? Und dann zweitens das Mädchen, weil er niemals, weder im Schwarzwald noch im Unterland noch im Elsaß, ein Mädchen gesehen hatte, das so schön, so „dundersnett", wie wir sagen, gewesen wäre; aber es war ein fein, zart Dingele.

Nun hab' ich Euch schon gesagt, daß der Nazi ein hübscher Kerl war und Sonntags ansehnlich, weil sauber. So kam's denn, daß die pechschwarzen Augen des Nazi und die himmelblauen des Mädchens sich alle Augenblicke halbwegs begegneten. Dann schlugen sie alle Beide die ihrigen erröthend nieder, und eine Viertelsminute später begegneten sie sich wieder und es ging just wieder so, und dies kuriose Wesen wollte gar nicht aufhören und hätte nicht aufgehört, wenn nicht der Alte mit dem Nazi ein Gespräch angefangen hätte über Krieg und Frieden, dies und das und jenes.

Da ist denn dem Nazi auch die Kurasch gekommen, und er hat gesagt: Mit Verlaub, Landsmann, was habt Ihr denn da für einen kuriosen Kasten? Man meint, Ihr wäret ein Tyroler vom Innest und trüget gelbe Kanarienvögeli feil? Aber es piept nicht da drinnen.

Und es piept doch, sagte lachend der Alte; denn es ist eine Orgel.

Eine Orgel! rief der Nazi. Ich denk', Ihr bindet mir ein Spätzle oder ein Bärle auf? — So eine Orgel nimmt ja eine halbe Kirchwand ein, wie sollt

sie in so einem Käſtle ſtecken! Kann man ſie doch nicht zuſammenlegen wie ein Fazenetli! —

Der Alte lachte laut auf über die Worte des Nazi, und das ſchöne Mädchen lachte auch und flüſterte dem Vater in's Ohr: Laſſet ſie einmal ſpielen!

Der Alte that aber, als hörte er das nicht, und ſagte: Ihr ſeid auch nicht aus dem Lande hier?

„Nein", erwiederte Nazi, „ich bin ein Schwarzwälder".

Wo ſie die ſchönen Uhren machen?

Freilich!

Aber da macht ja Einer auch Uhren, die Muſik machen!

Hab's daheim weder geſehen noch gehört.

Seltſam! Aber meine Orgel iſt eine Drehorgel aus Paris.

Was iſt das? Ich verſteh's nicht!

Jetzt zog der Orgelmann den ledernen Ueberzug ab, und Nazi ſah mit Erſtaunen die hübſchen Zierrathe und das grünſeidene Vorhängelchen dahinter; aber wie erſtaunte er, wie der Mann nun die Drehe einſteckte und zu drehen anfing und ſich auf einmal eine prächtige Muſik hören ließ, die das Lied ſpielte, das die Franzoſen dazumal noch überall ſangen, das ſoviel heißen ſoll, als: Kommt, Kinder des Vaterlandes. — Franzöſiſch weiß ich's nicht zu ſagen, aber es lautet ſo. Und der alte Schwarzwälder nahm ſein Pfeiflein aus dem Munde und pfiff rein und ſchön die Weiſe des bekannten franzöſiſchen Revolutionsliedes, deſſen Anfangsworte er leidlich deutſch wiedergegeben hatte.

Ihr könnet Euch denken, Herr, fuhr er fort, daß dem Nazi, der die Muſik außerordentlich gerne hörte und der ſelbſt Muſik im Leibe hatte, Hören und Sehen verging, als er dieſe Töne hörte. Er ſaß da wie eine Bildſäule und war ſo verhext, daß er ſelbſt das ſchöne, bleiche Mädchen vergaß, das er doch alle Minuten ein halb Dutzend mal anſah, um blitzſchnell die Augen wieder niederzuſchlagen. Das Lied war lange ſchon zu Ende, als gleich der Alte noch ein- oder zweimal wiederholen ließ, und der Nazi ſaß noch in ein ſtarres Nachdenken und Hinbrüten verſunken. Endlich ſeufzte er tief auf und ſagte: Wer doch ſo eine Orgel machen könnte!

Freilich, erwiederte der Mann, dem wäre geholfen! So eine Orgel kann nicht allzu ſchwer zu machen ſein und koſtet doch viel Geld. Freilich, die Walze zu ſetzen mit ihren Stiftlein, welche die Pfeifen öffnen und der Blasbalg, der damit klappen muß, das iſt das Schwerſte dran.

Walze? Was iſt das? fragte Nazi.

Der Orgelmann ſetzte ihm das auseinander, und Nazi's Augen ſtrahlten; denn er verſtand den Mann.

Hört, Freund, hob endlich Nazi an, was muß ich Euch geben, wenn Ihr mich das Ding einmal inwendig betrachten laſſet?

Zeigt's ihm doch umſonſt, Vater, flüſterte das Mädchen dem Alten zu; aber der warf ihr einen Blick zu, der ihr den ſchönen Mund ſchloß.

So Etwas thut man nicht ſo flink, erwiederte der Alte denn der Dinger gehen noch nicht viele in der Welt herum, aber ſie nähren ihren Mann, das könnt Ihr mir glauben. Wären ſie nur nicht ſo eklig ſchwer zu tragen für alte Knochen! Doch — für einen halben Gulden will ich ſie Euch aufmachen und Ihr könnt ſie eine halbe Stunde betrachten, alsdann aber iſts all, und wir gehen orgeln.

Ein halber Gulden war viel Geld für den armen Nazi, aber er hätte ihm einen ganzen Gulden bezahlt, wenn er ihn gefordert hätte, ſo brennend war ſein Verlangen, das Werk zu ſehen.

Er zog ſein Lederbeutele und gab ihm den halben Gulden, nämlich einen Oeſterreicher Zwanziger, wie ſie damals noch im Lande waren, und einen Sechſer

drauf, und der Orgelmann machte ihm seinen Kasten auf, den vorher der Nazi auf den Tisch gehoben. Da hättet Ihr sehen sollen, wie der hineingeschaut hat, während der Orgeler drehte, die Walze umging, der Blasbalg blies und die Pfeiflein ein köstlich Stücklein nach dem andern aufspielten. Der Nazi hörte sicherlich davon Nichts, aber er sah desto mehr, und seine ganze kluge Seele war in den Augen, daß er's ergründen möchte, wie das Alles so genau klappte, paßte und ging, und die Töne hervorhüpften, daß es eine Herzensluft war, rund und klangvoll.

Der Alte guckte zuweilen nach dem Zifferblatt der Schwarzwälder Kuckucksuhr, die an der Wand hing; aber das Mädchen bat so flehentlich, er sollt ihn doch gucken lassen, da er's so theuer bezahlt, daß der Alte sich doch Sünd' fürchtete, schon nach einer halben Stunde wieder zuzumachen, und wurde eine Stunde daraus, und Nazi nicht müde, das Innere zu beschauen und wieder zu beschauen.

Habt Ihr's raus? fragte dann, als er endlich Miene machte zuzuschließen, der alte Orgler.

Noch nicht ganz! erwiederte Nazi, aber ich denk', ich find's noch.

Wißt Ihr was, sagte der Alte, dem das Tragen der Orgel überaus schwer wurde, Ihr könntet mit uns gehen und mir die Orgel tragen! — Das Mädchen schrak freudig zusammen.

Wohin denn? fragte Nazi ganz ernst, und er begegnete einem wunderbaren Blicke aus den blauen Augen.

Nun, sagte der Alte, zuerst nach Zabern, wo ich daheim bin, dann entweder in's Elsaß hinauf oder an den Rhein hinunter oder sonst hier und dorthin, wo Leute wohnen und Wege sind; denn überall bin ich mit meiner wunderlichen Musik willkommen.

Nazi nickte. Dürft' ich denn auch das Werk alle Tage betrachten? Innerlich nämlich und so oft ich wollte?

Soviel Ihr wollt und so oft Ihr wollt und so lange Ihr wollt.

Und was krieg' ich? fragte Nazi, der ein ächter Schwarzwälder war.

Essen und Trinken wie wir und die Woch einen Gulden für Schuhe und — meinetwegen — das Schlafgeld auch noch dazu.

Der Alte sah ihn etwas schalkig an, denn er glaubte doch nicht, daß er's thäte; aber als Nazi noch einmal in die schönen blauen Augen geschaut, schlug er ein, und der Alte sagte nicht ohne Verwunderung: Ist's Euer Ernst? Wirklich?

Jo wäger! sagte der ehrliche Nazi, und morgen früh zur Stunde, die Ihr bestimmt, bin ich da und geh' mit.

Nun haben sie's fest gemacht, und dann ist der Nazi in seine Herberg gegangen, und der Orgeler und das schöne Mariechen sind orgeln und singen gegangen in die Stadt, und als der Nazi das Mädchen singen hörte, meinte er, so müßten die Engellein im Himmel singen, und kam heim in die Herberge wie Einer, der einen Rausch hatte, sagte aber Nichts, zahlte seine Zeche, verkaufte Hammer, Zweispitz und Kelle an einen Kameraden, packte seinen Bündel und legte sich in sein Bette, um — nicht zu schlafen. Dem stak im Kopf die Orgel und im Herzen das Mädchen, wie hätte der einschlafen können? Spät genug schlief er ein, und kaum graute der Tag, da sagte er seinem Meister auf, nahm sein Bündel und stand in der Wirthsstube vor dem Thor. Bald darauf kam auch der Orgeler und das rosig blühende Mädchen, dessen Augen lachten wie ihr schöner Mund und in der Brust ihr Herzle.

Nachdem sie noch ein Bizzele gefrühstückt, sind sie fortgegangen, und der starke Nazi trug die Orgel, die ihm federleicht vorkam, weil das schöne Mareile, wie wir sagen, mit ihm gar so herzig geplaudert hat. Und wo sie in eine Stadt

kamen, da wurde gejorgelt und gesungen, und der Alte freute sich über's Maß, daß der Nazi eine so wunderklare, helle Stimme hatte, wie sie die Musiker: Tenor nennen, und sang die zweite Stimme zu Mariechens Liedern, daß Einem das Herz im Leibe lachte, und es regnete Geld in das Tellerchen, das der Alte herumtrug. So was Schönes hatten die Leute noch nicht gehört, und so zwei Stimmen hätten die Tauben nicht feiner zusammengetragen, und die suchen doch die besten Körnlein. Ich will nicht weiter von dem Herumziehen reden, und ich könnt's auch nicht, weil mir der Nazi Bruder das nicht so ausführlich erzählt hat, daß ich's der Wahrheit getreu wieder erzählen könnte; nur das will und muß ich sagen, daß er mehr denn ein halb Jahr die Orgel des alten Orgelers trug und mittlerweile das Orgelwerk so genau kennen lernte, daß er eine ebensolche zu machen sich geschickt erkannte; aber auch noch Eins gewann er, wenn er's nicht gleich im Wirthshäusle vor dem Mühlhäuser Thor gehabt hätte, nämlich des Mädchens Herz voll reicher Liebe.

Aber es war kurios, daß, seit der Alte merkte, wie lieb sich die Zweie hätten, er gegen den Nazi hart, rauh und stößig wurde und ihm Worte gab, die dem armen, sanften Mareile die Thränen in die blauen Augen drängten. Sie trug Leid im Stillen, viel Leid; denn sie merkte, daß es mit dem Alten und seinem Zustimmen zu ihrer Lieb nicht richtig war, wenn er auch nicht gerade herausrückte.

Nun hatte der Alte zu Straßburg eine Schwester, die war eine ehrbare Meistersfrau, aber eine Wittib. Die bestimmte er, daß sie nach Zabern zög in sein Häusle, das er dort hatte, und das Mareile bei sich behalte, da es nahezu winterte, und er und Nazi machten noch einmal einen Gang ins Breisgau, gen Freiburg. Scheiden und Meiden thut weh, sagt das Liedle, und die Zweie haben's bitterlich erfahren. Mariechen wollte sich gar nicht trösten lassen; denn der Nazi wollte einmal heim, nach Harmersbach, und da meinte sie, ob er es gleich versprach, er käme zu Ostern nicht wieder. Es war doch gerade so, als hätt's ihr geahnet! Aber der Nazi war treu und dachte nicht dran. —

So gingen denn die Zweie fort und kamen nach mancherlei Umweg gen Freiburg, da es dort Markt war, und viele Menschen waren da, und während der Alte im Wirthshaus am Ofen saß und die Verkältung ausbrüten wollte, die in ihm steckte, da es so rechtes Allerheiligenwetter war, Regen und Schnee, von denen einer so scharf biß wie der andere, lief der Nazi an den Dom, sich umzusehen, ob er keine Seele von Harmersbach oder Zell sähe. Und wie er so dastand auf der Münstertreppe und in den Haufen der Leute hineinschaute, da hörte er einen Schrei thun und seinen Namen rufen, und der Ton zitterte durch seine Seele, wie wenn die Luft leise durch die Aeolsharfe geht, die ich oben auf dem Speicher habe, am Giebelfensterlein.

Und: Mütterlein! ruft er aus und springt von der Treppe 'runter, und der Mutter Arme umfangen ihn, und er und sie weinen wie Kinder. Herr, sagte der alte Schwarzwälder und wischte sich die Augen, der Ton der Mutterstimme ist ein wunderbarer Ton, dem kein Kindesherz widersteht, am wenigsten eins, das so gut, sanft und treu war wie das des Nazi Bruder von Harmersbach. Und als er so von den Armen der Mutter umschlungen war, da vergaß er Zeit und Welt und Orgelmann und Rückkehr zu ihm. Und erst spät kam er in das Wirthshäusle zurück. Der Orgelmann — war fort. Wird orgeln sein! dachte Nazi und wollte eben den Wirth fragen, wo hinaus er gegangen, da sagte dieser: Einen schönen Gruß von dem Orgelmann und er ließ Euch grüßen, und Ihr solltet Eurer Wege gehen und ihn und sein Kind für immer in Ruhe lassen; Ihr wäret ihm lange schon eine Last, und es sei ihm grad Recht, daß er sie abschütteln könne. Er sei fort, und Ihr solltet Euch nicht unterstehen, ihm nach

zu kommen! — Und — seine Tochter gäb' er Euch nicht, und wenn Ihr ein Kurfürst wäret!

Das war Deutsch! sagte der alte Schwarzwälder, das konnte Einer ohne Dolmetsch verstehen, und der arme Nazi verstand's auch; aber er stand da, wachsbleich und starr, und dem Wirth wurd's unheimlich; denn er meinte schier, der Nazi sei aus dem Häuschen, was so viel sagen will, als — ein Narr! War auch nicht weit davon; denn es wurde ihm grün und blau vor den Augen und taumelte auf die Fensterbank wie ein Trunkener, und hatte doch keinen Tropfen Markgräfler geschmeckt. Dort legt er den Arm auf den Tisch und den Kopf drauf und lag lange, lange so da, und unten an der Erde lief ein Pfühlchen zusammen, und das waren Thränen, lauter Thränen.

Endlich sprang er auf und rannte fort, und wer weiß, was der arme betrogene Mensch gethan hätte, wären nicht seine Mutter und sein Vater ihm vor der Thür begegnet, die ihn hatten abrufen wollen, daß er mit ihnen gehe gen Harmersbach im Kinzigthale. Die nahmen dann sein Bündel, und er folgte wie ein Lamm zur Schlachtbank; aber unterwegs examinirt ihn die Mutter so mild und lind, daß er ihr sein Herz ausschüttet, und sie weint mit ihm und tröstet ihn, so gut sie kann, und meint, es sei in der Welt schon mehr als eines schiefgiebeligen Vaters Dach zurechtgerückt worden, und die Kinder, die er trennen wollte, hätten sich gekriegt und dergleichen mehr, was auf das Lämplein der Hoffnung neues Oel goß, und ruhiger ist's im Herzen geworden, und so sind sie nach Harmersbach gekommen, und die liebe Luft der Heimath hat linde ihn angeweht.

Ja, Herr, die Wangen hat die linde, weiche Heimathluft wohl gekühlt und, wie es schien, zu viel, denn sie wurden bleich und immer bleicher; aber in's Herz ist sie nicht gedrungen, und doch brannte da der Schmerz um die verlor'ne Lieb.

Nazi, mein lieber Sohn, sagte die gute Mutter, die auch wohl wissen mochte, wie es Einem in solchen Lagen zu Muthe ist, glaub' mir, sagte sie, die Arbeit ist ein rechter Heilbalsam, wenn's Einem ist wie Dir. Du hast von so einer wunderbaren Orgel geredet. Geh', Nazi, fang so eine zu machen an. Ich weiß, Dir glückt's.

Das war wie ein Blitz, der die tiefdunkle Nacht erhellt. Er sprang auf. War das nicht das Mittel, den Alten zu Zabern im Elsaß zu überwinden? War nicht Mareile der Preis, der zu erringen stand? Da wurd's klar vor den Augen seiner Seele, und war es ihm in seinem Schmerze gewesen, als wären Gedanken und Hände gelähmt, so fühlte er plötzlich eine neue, wunderbare Spannkraft in seiner Seele und in seinen Gliedern, und er drückte des Mütterleins Hand und ging an's Werk.

Und von Morgens bis Abends stand er an der Hobelbank des Nachbars und an der Drehbank seines Vaters, und das Werk wuchs unter seinen geschickten Händen, daß Eltern und Nachbarn erstaunten. Alles machte er selbst. Keine fremde Hand half. Kein fremder Rath war nöthig. Aber er sprach auch mit Niemand darüber. Die Pfeiflein goß er selbst und probirte den Ton, bis er ihm recht dünkte, in der Reihe der Töne, die man Octave nennt.

Nun aber kam das Allerschwerste: die Walze und die Stiftlein.

Seht, Herr, fuhr nach einer kleinen Unterbrechung der Altvater fort, die Walze ist die Seele in der Orgel, und es gehört ein klares Verständniß dazu und — Musik — Herr, Musik, die Einer in sich tragen muß; denn ein Esel schreit nur I—a und eine Nachtigall flötet, weil der liebe Herrgott Musik in ihre kleine Nachtigallenseele gelegt hat. Das ist ein wunderbar Ding. Wenn's nicht in Einem liegt, so ist's ab, und es gilt so Einem gleich, ob der Kuckuk schreit oder der Esel, der vollends gar Nichts von Musik im Leibe hat, oder eine Lerche trillert oder eine Nachtigall flötet. Wie's aber mit dem Einzelnen ist, so ist's auch mit den Völkern. Wenn zwanzig Franzosen singen, so singen sie nur Eine

Stimme, und sind vier Deutsche zusammen, und wenn sie auch nur den wilden Schlag singen wie die Vögele, so singen sie gewiß drei- oder vierstimmig und es geht, was man eine Harmonie nennt. Ich hab' auf meinen Wanderungen in der Welt herum, — denn ich trug auch Uhren feil, ehe ich an das Drehorgelbauen ging — das genau beobachtet. Auch hab' ich immer gefunden, daß die Leute, die in den Bergen wohnen, weit mehr Musik im Leibe haben als die im Unterland. Und so kann ich Euch sagen, daß der liebe Gott uns, die wir in den Bergen leben und für immer drinnen bleiben wollen, auch so ein kleines Kapital von Musik in die Seele gelegt hat, dessen Zinsen sich in den schönen Spieluhren von Lenzkirch und da herum und in den Drehorgeln des Kinzigthales kund thun. Ich will nicht sagen, daß wir's darin so weit gebracht hätten wie die Böhmen — dazu ist unser Leben und unsere Art nicht angethan, aber ich glaube, es gelänge uns auch, wenn wir's trieben wie die. — Doch verzeiht, daß ich in's Plaudern komme! Es gehört so zum Alter, weil es darin den Ersatz findet für das Nichts mehr thun, wozu es verurtheilt ist.

Um wieder auf den Nazi Bruder von Harmersbach zu kommen, so grübelte und probirte er's mit den Walzenstiften so lange, bis er's 'raus hatte; aber keins von den französischen Liedern, die auf des alten Orglers Walze standen, hatte er drauf gestiftet, sondern unsre schönen Lieder, wie das: „Zu Straßburg auf der Schanzen, da ging mein Trauern an" — denn das Lied und die Weise hat ein Schwarzwälder einmal vor Zeiten gemacht, und das Lied von den drei Röselein, und das: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle 'naus", das auch ein Oberländer gemacht hat, und das herzbewegende: „So viel Stern' am Himmel stehen". Und wenn er Eins auf der Walze hatte und sie einsetzte und es probirte, da sind ihm die hellen Thränen über die Wangen gerollt.

Endlich kam die heilige Osterzeit heran, und er war fertig mit seiner Orgel und alle Leute von Weit und Breit kamen, um sie zu sehen, zu hören und zu bewundern. Ich weiß das noch recht gut, als ob's heute wäre. Es war gerad, als ob zu Harmersbach in dem Hause des alten Bruder ein wunderthätig Mariabildle ständ, so sind die Leute gewallfahrtet. Ein reicher Herr aus Freiburg bot dem Nazi viel Geld dafür, und als sie ihn drängten, sagt' der Nazi: I kann nit! Damit war's ab und sie ließen ihn in Ruhe; denn wer ihm in die müden matten Augen sah, wie sie so leidvoll drein schauten, der sagte: dem hängt das Herz dran, und auf dem Herzen liegt Etwas, das drückt schwerer, als es der Schloßberg von Freiburg oder der ganze Kaiserstuhl könnte! Und die hatten Recht. —

Vierzehn Tage vor Ostern hing er den breiten Riemen um, an dem man die Orgel tragen konnte, und wollte fort, ohne daß er sagte, wohin. Sein Vater wollt's nicht zugeben, aber sein Mütterlein sagte: Laß ihn. Hier stirbt er uns!

Und so ist er fortgegangen nach Alt-Breisach und ist über den Rhein gefahren wie selbiges Mal, als er gen Mühlhausen zog, aber nicht so leichten Herzens wie damals.

Ich will Euch nicht langweilen mit seiner Reise und nur das sagen, daß sein Erspartes ganz bei der Orgel drauf gegangen war, und er orgelnd durchs Land zog; aber seine an's Herz gehenden, lieben, deutschen Weisen, welche die guten Elsasser ja auch alle kannten, die zogen die Leute wunderbar an, und er bekam Geld die Fülle und hätte seine Orgel theuer an den Mann bringen können, was er aber nicht that. Um das Geld zu verdienen war's ihm gar nicht zu thun. Sein Sinn stand nach Zabern, nach dem Häusle, darin Eine wohnte, die er nun und nimmer vergessen konnte, die er sich mit seiner Orgel verdienen wollte, und hätte er, wie der Erzvater Jakob, sieben Jahre für seine Rahel dem Alten dienen müssen. —

Es war am Samstag vor dem heiligen Auferstehungsfeste, als er die Thürme von Zabern vor sich sah. Da begann ihm das Herz so bange zu klopfen, daß er schier keinen Athem kriegte und alle paar Schritte ein Bizzele ruhen mußte.

Endlich, endlich — stand er vor dem Häusle — und seine Hand zitterte, als er sie auf die Klinke legte. Es war stille im Hause, als wär's ein Grab.

Noch mehr zitterte seine Hand, als er die Stubenthür öffnete und hereintrat.

Da sprang aus dem Sorgstuhle die Wittib auf, schlug die Hände über'm Kopf zusammen und rief: Ach, Nazi, kommt Ihr doch? — Aber, setzte sie hinzu und breitete beide Hände vor ihre Augen — es ist zu spat! Es ist ein Engel mehr im Himmel seit acht Tagen! —

Nazi stand starr. Seine Augen traten schier aus dem Kopfe heraus.

Todt? stammelte er.

Ja, Nazi, sie hat's überstanden! Heut vor 8 Tagen haben sie sie begraben, und Ihr letztes Wort war Euer Name. —

Dem alten Schwarzwälder trat das Wasser in die Augen. Er trocknete sie mit dem Wammsärmel und schwieg einige Augenblicke; dann fuhr er fort: Herr, das war schwer; es war zu viel für den Armen. —

Länger denn eine Stunde saß er starr und stille und todtbleich auf der Bank, auf die er gesunken war. Es kam ihm keine Thräne, aber über sein bleiches Gesicht fuhr bisweilen ein seltsam, unheimlich Zucken, und seine Brust hob und senkte sich mit Macht; sein Athem war ein Stöhnen.

Die Wittib erzählte ihm, der Alte habe gesagt, als er heimgekommen, der Nazi sei ihm in Freiburg durchgebrannt und habe ihm noch eine Zeche an's Bein gehängt. —

Von da an sei der Keim der Krankheit, den Mariechen wohl schon in sich getragen, schnell aufgegangen.

Thränen hätten immer in ihren Augen gestanden. Ihre schöne Gestalt sei sichtlich in sich zusammengebrochen.

Bald darauf seien runde, hochrothe Bäckchen sichtbar geworden, die die Leute „Grabblumen" nenneten.

Seit Fastnacht habe sie das Bett gehütet, und man habe an dem sichtbaren Hinscheiden ihrer Lebenskraft wahrnehmen können, wie das Lämplein sich dem sanften Erlöschen nahete.

Da habe Schmerz und Reue den Alten ergriffen; er habe gesagt: Ich kann's nicht sehen, wenn sie stirbt, denn ich habe sie gemordet; ich habe ihr Herz gebrochen. Nimm Alles, was mein ist, als dein Erbe; pflege sie gut und leb' wohl. Mich siehst Du nicht wieder. Und so sei er fort in die Welt, wohin, das wisse Gott.

Mariechen aber hätte ihm vergeben, hätte Nazi gesegnet und sei gestorben, und ein selig Lächeln hätte auf ihrem schönen Gesichte gelegen. —

Das Alles hörte er an, und keine Thräne kam in sein Auge. Endlich stand er auf und sagte: Frau, wo ist ihr Grab?

Wenn Ihr, erwiederte die Wittib, in den Kirchhof hineintretet, so ist links an der Mauer ein frisches Grab. Auf dem Kreuze steht ihr Name, und ich hab' einen weißen Rosenstock darauf gepflanzt, der knospet schon, wie ich gestern gesehen hab'. —

Da hat er seine Orgel stehen lassen und ist fortgegangen.

Abends, als der Glöckner die Gebetsglocke läutete und wieder heimgehen wollte, da sah er auf Mariechens Grabe einen Mann in eigenthümlicher Stellung. Er lag auf seinen Knieen; die Arme waren auf das Grab gelegt, und darauf ruhte der Kopf, wie wenn er im Gebete völlig versunken wäre.

Es wird kalt heute Nacht, dachte der Glöckner, und wenn ich zuschließe, kann der Mann nicht heraus.

Ging also zu ihm, rüttelte ihn und sagte: Guter Freund, kommt; ich muß jetzt das Thor zuschließen! Aber er regte sich nicht.

Da durchrieselte es eiskalt den Glöckner, und er faßte mit beiden Armen den Mann um den Leib und richtete ihn auf.

Nazi war's. Er sah den Glöckner mit glasigen starren Augen an, aus denen kein Geist, keine Seele, blickte.

Kommt, sagte er bittend, es wird Nacht!

Der Arme aber schüttelte den Kopf, machte sich los und sank wieder so auf das Grab, wie er vorher gelegen hatte.

Da eilte der Glöckner fort und zeigte an, wie es um den fremden, jungen Mann stehe.

Darauf wurde denn der Hospitalsvater, der Bettelvogt und der Glöckner beordert, sie sollten ihn holen und in das Hospital bringen und es auch dem Doctor ansagen. Denen gelang es denn, ihn vom Grabe weg und in das Hospital zu tragen; denn gehen konnte er nicht mehr. Auch der Doctor kam und verschrieb, aber in der Nacht brach die Krankheit aus, und er begann zu rasen, daß zwei Männer bei ihm wachen mußten.

Ein und zwanzig Tage wechselte wilde Raserei und stilles Hinliegen mit einander ab. Es war ein großer Jammer, an dem die ganze Stadt Theil nahm; denn die Wittib kam alle Tage an sein Bette und sie erzählte, wie das Alles gekommen sei, und setzte sich Manches zusammen aus einzelnen Worten und Umständen, was sie selber nicht genau wußte, traf aber damit in's Schwarze.

Grade am ein und zwanzigsten Tage trat eine Wendung der Krankheit ein zur Besserung; aber es ging gar so langsam damit. Von Zell aus war in Zabern nach ihm durch das dortige Amt gefragt worden, und als der Brief vom Amte von Zabern nach Zell gekommen und nach Harmersbach gemeldet worden war, was sich zugetragen hatte mit dem armen Nazi, da ist denn eines Tages ein Weib gekommen in der Tracht, wie man sie bei uns an der Kinzig und im Hanauer Lande trägt, und hat nach der Wittib im Häusle des alten Orgelmannes gefragt. Und es war Nazi's Mütterlein, die es nicht konnte daheim ertragen, daß Fremde ihr Kind pflegen sollten. Die Wittib war eine gute Seele und nahm Nazi's Frau Mutter mit Liebe auf und theilte gerne ihr Brod mit ihr, und die Zweie pflegten Nazi bis er genesen war. Das dauerte aber bis in den Maimond hinein.

Ich weiß es noch, wie heute, daß eines Tages der Nazi mit seiner Orgel und seinem guten Mütterlein heim kam. Ach, lieber Gott, wie war der Arme zusammengegangen! —

Er war indessen eine derbe, kräftige Schwarzwälder Natur und erholte sich äußerlich schnell wieder — aber innerlich? — Lieber Herr, da genesen man nicht so leicht, und kein Doctor kann helfen.

Seine Geschwister waren nach und nach alle versorgt worden. Sein alter Vater starb, und so lange sein lieb Mütterlein lebte, blieb er in Harmersbach wohnen. Als denn nun auch die schwere Stunde kam, wo das einzige Herz, das um sein Leid wußte und es theilte, stille stand, da verließ er Harmersbach, wo ihn so Vieles an seine schweren Geschicke erinnerte, und zog nach Simonswald und legte sich auf das Spieluhrenmachen, da er die Walzen zu stiften verstand. Die machte er prächtig und besser als irgend ein Anderer im Schwarzwalde. Er ruhte auch nicht, bis er sie vervollkommnet hatte, und die Uhr im Münster zu Straßburg, die aber damals noch nicht hergestellt war, gab ihm viel zu denken, besonders die beweglichen Figuren daran, die Ihr ja wohl kennet. Das kriegte er endlich auch heraus, und nun machte er solche niedliche Figürlein an seine Spieluhren, und die gingen so ab, daß er deren nicht genug machen konnte.

Die Zeit, welche ja vom lieben Gott auch als ein Arzt für kranke Herzen

bestellt ist, machte nach und nach den stillen, schweigsamen Mann zugänglicher und freundlicher.

Er sah wohl ein, daß ohne weibliche Hülfe es mit seinem Hauswesen nicht recht fortwollte. Sollte er seiner Kunst leben, so durfte er sich nicht um das Hauswesen bekümmern.

So reifte denn endlich der schwere Entschluß, sich zu verheirathen. Und er nahm eine Schwarzwälderin zum Weibe, die ein gutes, sanftes Gemüth war und so recht zu ihm paßte. Das war ein Segen für ihn, und von da an lebte er wieder auf und sah freundlich wieder in die Welt hinein.

Der liebe Gott segnete ihn mit Kindern, und dieser Segen Gottes wurde ein neuer Segen für ihn; denn das Eis thauete auf und es grünte und blühte wieder wie Frühlingsleben in seinem Herzen, und es gab kaum eine glücklichere Ehe, ein schöneres Hausleben als bei ihm in Simonswald. Und von Jahr zu Jahr nahm sein äußerer Wohlstand zu. Die Vergangenheit war begraben. Ob er ihrer nicht oft gedachte? — Als ich bei ihm in der Lehre war, da saß er oft stundenlang, besonders in der Feierabendstunde da, und es kam Einem vor, als sei seine Seele weit, weit in der Vergangenheit und in der Ferne; denn er sah und hörte nicht und selbst sein „Pifle“ ging ihm aus, was selten passirte, weil er es auch unter der Arbeit „trank“. Dann sagten die Leute: Seid stille! Jetzt simulirt er auf neue Werke! Ich glaub's nicht, und als er mir später seinen Lebensgang erzählte, da wußte ich's besser, was in jenen Stunden ihn innerlich beschäftigte, und die tiefen Seufzer, die er dann bisweilen ausstieß, die hatten für mich nun das richtige Verständniß. — Du lieber Gott, wenn man sagt: Es hat Einer seine Vergangenheit begraben, so ist die Auferstehung nicht weggestrichen, wie es ja auch im Christenleben alle Jahre ein Osterfest gibt. —

Nazi Bruder hatte seinen reißenden Spieluhrenabsatz nach Freiburg, und die Handelsherren kamen nicht selten zu dem verständigen, kunstreichen Manne nach Simonswald.

So ist denn auch von Einem einmal die Rede auf die Drehorgel gebracht worden, die seit Jahren in der Oberstube im Winkel stand. Er selbst hatte es vermieden, sie zur Hand zu nehmen, und sonst that es Niemand, weil man wußte, daß man damit eine alte Wunde wieder aufreißen würde.

Jetzt daran erinnert, holte er sie und ließ sie spielen, aber wir sahen Alle, wie tief ihn das bewegte. —

Der Herr von Freiburg aber war ganz außer sich über das schöne Werk und bestellte gleich zu hohem Preise ein halbes Dutzend für die Messe. Nazi überwand sich. Er sah, welch ein Vortheil ihm und seiner Familie aus diesem alleinig von ihm betriebenen Geschäftszweige erwachsen würde und müßte. Darum ließ er die Spieluhren Spieluhren sein und baute Orgeln und vervollkommnete sie. Zu rechter Zeit lieferte er sie an den Besteller ab und nahm ein schön Stückle Geld dafür ein. Das wirkte mächtig, und von nun an schickte er zahlreiche Orgeln in die Welt und war oft nicht im Stande, alle die Bestellungen zu befriedigen. Auch Andere versuchtens, aber des Bruders Uhren von Simonswald waren und blieben Nro. 1.

Ich blieb bei ihm bis Anno 1834 und kann wohl sagen, ich war ihm, wie ich ihm ein lieber Schüler gewesen war, ein lieber Gehülfe und zuletzt ein Freund bis zu seinem Ende. Mit wahrer Freude sah ich, wie er immer heiterer wurde, je schöner sein Familienleben und sein Wohlstand aufblühte, und als ich ihn verließ, um mein eignes Geschäft hier zu begründen, da nahm ich die frohe Ueberzeugung mit, daß nun wirklich die düstre Vergangenheit begraben sei; denn jene Stunden eines so tiefen Insichversunkenseins wurden immer seltener, je mehr eine rosig blühende Gegenwart ihn umgab.

Er hatte die beweglichen Figürchen oben auf dem Deckel des inneren Orgel-

werkes von den Spieluhren, die er so eingerichtet, auch auf die Drehorgeln übertragen, und grade diese fanden außerordentlichen Absatz. Schon im Jahre 1834 beschäftigte er sich nur mit dem Zusammensetzen der Bewegungswerke der tanzenden Figuren und mit der Hauptsache der Drehorgel, der Walze und ihrer Bestiftung. Um seine Kinder besser in der Musik und in andern Dingen unterrichten lassen zu können, verließ er im Jahre 1834 Simonswald und siedelte in das Städtchen Waldkirch über. Dort blühte sein Geschäft erst recht auf. Die Zeit war auch gekommen, daß ihm wackere Söhne unter die Arme greifen konnten, obwohl er noch immer der Mann war, der Alles lenken, leiten und ordnen konnte und Jedem in seinem Geschäfte die rechte, für seine Gottesgaben passende Stelle und Thätigkeit zu geben und anzuweisen verstand. Er hielt sich stets mit dem bekannt, was in der Musik schön gefunden wurde und allbeliebt war, und trug das mit einer Kunst und Sicherheit auf seine Walzen über, die bewundernswürdig war.

In seinem Leben war er ein sehr bescheidener, einfacher Mann; ernst, aber sinnig war seine Art und Weise. Gerne unterwies er Andere — und ich bin ein redendes und dankbares Beispiel davon — in seiner Kunst, besonders, wenn er Gaben, Fleiß und Lust und Liebe sah. Es gibt Leute genug, die mit ihrer Kunst karg sind und geheimnißvoll thun und dabei immer den geheimen Hintergedanken haben: der kann mir einmal in meinem Geschäfte Abbruch thun! — So dachte der ehrliche Bruder nicht. Leben und Leben lassen war sein Grundsatz, und er sagte oft zu mir: Jockele, schau, Alle die, welche Andern, die bei ihnen in der Lehre stehen oder Gesellen und Gehülfen sind, Etwas vorenthalten, die sind Geizsäcke und treulose Menschen, die neidisch Nichts ihrem Nebenmenschen gönnen. Sie sollten keine Lehrlinge annehmen; denn sie betrügen sie um das Beste, während sie ihr Lehrgeld einstreichen. — Sie denken nicht an ihre Verantwortung vor dem Herrn droben und an die Liebe, die uns lehrt: dienet einander mit der Gabe, die Ihr empfangen habet. Ich hab's zwar mir selber herausgeknöchelt, aber soll ich's auch mit mir begraben lassen? Schau, für meine Söhne ist mir's nicht bange, die werden ihr Brod schon verdienen. Wird aber ein Anderer geschickter als sie, so ist es ihre Schuld, und sie sind nicht fortgeschritten in ihrer Kunst — doch das besorge ich nicht. Darum geh Du in Gottes Namen hin und baue Orgeln und bau' sie recht gut und schön, daß ich Ehre von Dir habe, und Gott wolle Dir's so reichlich segnen, wie Er mir's gesegnet hat! —

Alle Achtung und Respect vor dem Ehrenmanne! sagte ich aus Herzensgrunde.

Freilich, sprach der Greis und that seine Pfeife aus dem Munde und lüftete sein Pelzkäpplein. Das war ein stiller und ergreifender Zug von Hochachtung und Dankbarkeit.

Aber, sagte ich nach einer Pause, habt Ihr nie Etwas gehört, was aus dem Orgeler von Zabern geworden ist?

Nein, erwiederte er. Der war und blieb verschollen, und Gott allein weiß, wo sein irrer Lauf das Ziel fand. So viel aber glaube ich, daß der Friede nie mehr in seinem Herzen wird haben einkehren können.

Das ist gewiß! sagte ich mit der ganzen Bestimmtheit der Ueberzeugung.

Der alte Mann hielt mir schweigend seine harte, derbe Hand hin, und ich schlug ein.

Und Nazi? fragte ich.

Sein Grab ist auf dem Friedhofe von Waldkirch, und sein Andenken lebt in den Herzen seiner Kinder und Aller, die ihn gekannt haben, sagte der ehrliche Schwarzwälder. Das ist die Geschichte der Drehorgelfabrikation auf dem Schwarzwalde.

Die Lorelay bei St. Goar.

Von W. O. von Horn.

Mit einer Abbildung.

Die „Lorelay," denn das ist die allein richtige Schreibart des Namens, erhebt sich zu einer stolzen Höhe, und ihr Fuß ruht tief unter dem Spiegel des Rheines, der hier seine tiefste Tiefe hat. Wem, der des Rheines schöne Ufer bereist hat, steht sie nicht in unvertilgbarer Erinnerung vor der Seele?" —

Doch ehe ich weiter darauf eingehe, mögen mir die lieben Leser und Leserinnen gestatten, bei dem Namen zu weilen. Wer kennt nicht die schöne Heine'sche Ballade? Wer hätte sie nicht schon gesungen nach der volksthümlichen Weise, so ihm überhaupt Gesang gegeben? — Und doch trägt Heine grade die Schuld, daß der Name völlig unrichtig aufgefaßt wird. Nach ihm heißt die Zauberjungfrau der Sage: Lorelei, und seitdem trägt sie diesen Namen auf manchem schönen Bilde und einer der schönen Statuetten des Bildhauers Caule in Kreuznach, und das grade ist der Irrthum. Das Volk nennt nicht die Zauberjungfrau mit ihrem berückenden Gesange Lorelei, sondern den Berg Lorelay und betont die letzte Silbe sehr stark, also Lay der Lore, und wirklich heißt die süße Gesangeszauberin Lore in den alten Sagensammlungen und im Volke; aber, fragen die Leser, was heißt dann Lay? Mit diesem Worte nennt der Oberrheiner überhaupt einen Schieferstein. So z. B. werden die Schiefertafeln, darauf die Kinder in den Schulen schreiben, weit und breit Layen genannt; da nun überhaupt das Gestein unterhalb Bingen bis zum Siebengebirge hin, wo wieder andere Gesteine anstehen, dem „Schiefer" angehört, so nennt der Schiffer jeden aus dem Wasser hervorstehenden, der Fahrt gefahrdrohenden Felsen nicht Klippe, nicht Felsen, sondern Lay; aber das Gebiet des Wortes ist ein weiteres: alle Dachschiefer sind Layen, das damit bedeckte Dach ein Layendach; der Bruch oder das Schieferbergwerk, wie z. B. bei Caub: der Layenbruch; die Bergleute: die Layenbrecher. Ebenso wird Layendecker statt Dachdecker gebraucht, und von dem Schiefergebirge dieses Striches heißt es: die Layenberge. So ist es thatsächlich, und der, welcher diese Zeilen dem schönen, das Heft zierenden Bilde zugibt, ist ein Kind dieser Berge und kann Rede stehen. Lorelay also Lay — Berg der Lore ist das Alleinrichtige, und Lay ist sprachlich weiblich. Prachtvoll thürmt sich — um mit dem Volksmunde zu reden — die Lay der Lore auf, prachtvoll, man mag von St. Goar aus herauf oder von Oberwesel herab kommen. Sie ist einer der schönstgeformten Berge des oberen Rheinthals, und die Stelle, die ganze Umgebung, trägt einen Ausdruck des Wilden, Schauerlichen, Geheimnißvollen, ein Gebiet, wo die Sage so recht gedeiht, und das vielfache Unglück, das hier die Schifffahrt in früheren Tagen erlitt, bot der Sage ungesucht seine Hand. Da hauste denn in den Felsen ein Unheil bereitender Geist, der den Schiffer bethörte, daß sein Kahn zerschellte, und er höhnte durch sechs bis siebenfache Wiederholung den Jammerruf des Verunglückenden. Bald aber bemächtigte sich die dichtende Einbildungskraft des Volkes der Schiffersage, und es wurde aus dem bösen Geiste der Felsen eine wunderholde, Alle berückende heidnische Jungfrau, deren Gesang, von des Rheines Wellen getragen, deren Saitenspiel wunderbar klingend, deren unwiderstehlicher Liebeszauber die Schiffer berückte, daß sie vergaßen, den Kahn zu lenken — und er an die Felsen stieß und versank. Der Weheruf des Volkes rief den frommen Mainzer Bischof hierher, daß er durch der Kirche heilige Macht den Zauber breche; aber auch er — der Arme — bezaubert vom Liebreize Lore's wurde ihr Opfer und wagte nicht, die Holdselige zu bannen, die ihm Herz und Sinne bezaubert. Alle die Opfer aber, die ihrem Blicke und Liede gefallen, heischten Rache, und diese Rache führte unbewußt der schönste Jüngling aus, der an diesen Ufern weilte. Sie sah ihn, und

ihr kaltes, theilnahmloſes Herz entbrannte in Liebe zu ihm. Eines Abends, da er zu ihr eilen wollte, ſaß ſie oben in den Felſen. Schon wob die Dämmerung ihre Schleier über Berg und Fluß. Das liebende Herz erging ſich im Geſang, ſchöner, inniger, bezaubernder als je. Da ſchwamm ſein Kahn von Weſel herab. Er horchte, ſeine ganze Seele lauſchte dem wunderbaren Liede — da ſtößt ſein Kahn an den Felſen; er ſchlägt um, und nur noch ein Schrei, und die feuchte Tiefe ſchließt ſich über dem mit Sehnſucht Erwarteten. Sie hört den Schrei; ſie kennt die Stimme — beugt ſich vor, um voll tödtlicher Angſt hinab zu ſchauen und — ſtürzt von Fels zu Fels hinab in die Tiefe, wo nun auch ſie verſchwindet; aber ihr irrer Geiſt iſt in dieſen Felſen gebannt, und jeder Ruf gegen den Felſen muß von ihr wiederholt werden, bis an der ſchrecklichen Erinnerung ihre Stimme erſtirbt. —

Dies iſt die urſprüngliche Schifferſage, aus deren Stoff der Dichter Heine die Nachbildung entlieh, die er in ſeiner Weiſe behandelt, ohne doch eigentlich den tief poetiſchen Schluß der Schifferſage zu benutzen. Man hat Clemens Brentano als den Urheber und Vater dieſer Sage bezeichnen wollen, doch iſt das unwahr; denn ehe Clemens Brentano (der übrigens theilweiſe denſelben Irrthum begeht, wie Heine) ſeine Ballade ſang, lebte die Sage im Munde des Volkes, namentlich der Fiſcher und Schiffer. Es dürfte vielen Leſern anziehend ſein, beide Bearbeitungen neben einander zu haben, daher ich ſie beide folgen laſſe.

Heine.

Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin;
Ein Mährchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft iſt kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendſonnenſchein.

Die ſchönſte Jungfrau ſitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geſchmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und ſingt ein Lied dabei,
Das hat eine wunderſame
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er ſchaut nicht die Felſenriffe,
Er ſchaut nur hinauf in die Höh.

Ich glaube, die Wellen verſchlingen
Am Ende Schiffer und Kahn! —
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan!

Brentano.

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt' eine Zauberin,
Die war ſo ſchön und feine
Und riß viel Herzen hin.

Und machte viel zu Schanden
Der Männer rings umher,
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr!

Der Biſchof ließ ſie laden
Vor geiſtliche Gewalt
Und mußte ſie begnaden,
So ſchön war ihr' Geſtalt.

Und ſprach zu ihr gerühret:
„Du arme Lore Lay!
„Wer hat dich denn verführet
„Zu böſer Zauberei?

„Mein Schatz hat mich betrogen,
„Hat ſich von mir gewandt,
„Iſt fort von mir gezogen,
„Fort, in ein fremdes Land! —

„Drum laß mein Recht mich finden,
„Mich ſterben, wie ein Chriſt;
„Denn Alles muß verſchwinden,
„Weil er mir treulos iſt!"

Drei Ritter läßt er holen:
„Bringt ſie in's Kloſter hin!
„Geh', Lore, Gott befohlen
„Sei dein verrückter Sinn!" —

„O Ritter, laßt mich gehen
„Auf dieſen Felſen groß.
„Ich will noch einmal ſehen
„Nach meines Vaters Schloß.

„Ich will noch einmal ſehen
„Wohl in den tiefen Rhein,
„Und dann in's Kloſter gehen
„Und Gottes Jungfrau ſein!"

Der Felſen iſt ſo jähe,
So ſteil iſt ſeine Wand,
Doch glimmt ſie in die Höhe,
Bis daß ſie oben ſtand.

Es binden die drei Reiter
Die Roſſe unten an,
Und klettern immer weiter
Zum Felſen auch hinan.

Die Jungfrau ſprach: „Da wehet
„Ein Segel auf dem Rhein,
„Der in dem Schifflein ſtehet,
„Der ſoll mein Liebſter ſein!

„Mein Herz wird mir so munter,
„Er muß mein Liebster sein!“
Da lehnt sie sich hinunter
Und stürzet in den Rhein.

Die Ritter mußten sterben,
Sie konnten nicht herab;
Sie mußten all' verderben
Ohn' Priester und ohn' Grab.

Wer hat dies Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein.
Und immer hats geklungen:
Lore Ley!
Lore Ley!
Lore Ley!
Als wären es meiner drei!

Wenden wir uns von der Sage der Wirklichkeit noch einmal zu! Zwischen den hohen Felsen stehet das Wasser ruhig wie das Zünglein in der Waage, daher Schiffer und Fischer so ruhiges Wasser: Waag nennen. Es ist kühl, denn die Sonne kann nur kurz es bescheinen, daher liebt der Salmen (Salmo ist der Fische König, Hecht ein Räuber ohne Maß, sagt ein altes Gedicht) diese Stelle, wenn er aufwärts zieht, und ruht hier aus, hält sich wenigstens gern an der Stelle. Daher schon gegen das sechste Jahrhundert hier Salmenfischer ihre Hütten bauten. Später mehrte sich diese Salmenfängerei, und der Kaiser erklärte sie (da das Rheinland ihre Provinz besonders war) als ein ihnen zustehendes Recht. Sie belohnten mit dem Rechte des Salmenfanges ihre Vasallen und Freunde, die ihnen dann das Afterlehen an Andere gaben oder verpachteten. 1418 ertheilte der Kaiser Sigismund noch ein solches Lehen. Wenn die Angaben richtig sind, daß oft in einem Jahre 8000 Pfunde Salmen hier gefangen wurden, so deutet das auf die ungeheure Menge dieser Fische, welche den Rhein herauf stiegen. Heutzutage hat sich die Zahl außerordentlich vermindert. Ob die stete Unruhe des Wassers durch die wellenpeitschenden Dampfschiffe diese Verminderung des Fisches allein verschuldet, möchte zu bezweifeln sein, und die Ursache vielmehr darin liegen, daß am Unterrheine und namentlich bei Emmerich und Wesel die Fischer ihre Netze durch die ganze Breite des Rheines stellen und so ganze Züge des aufwärts steigenden Salmen hinwegfangen. Stehen solche Netzreihen mehrere übereinander, so ist es ja kaum möglich, daß viele durchkommen können. Jetzt verpachtet die Regierung die Salmenfängereien auf gewisse Zeiträume, und wenn man die immer noch bedeutenden Pachtsummen ins Auge faßt, so muß der Fang noch immer lohnend sein. Freilich hält sich im „Waag“ überhaupt jede Sorte der Fische gerne auf. Seit langen Jahren hielt sich, der Lore-Lay gegenüber, ein alter Invalide in einem Hüttlein in den Felsen auf, der seinem Flügelhorn langgezogene, volle Töne entlockte und damit jenseits das Echo wach rief und dann auch einigemal seinen Karabiner losbrennen ließ, daß der donnernde Wiederhall sich hören ließ. Die Dampfschifffahrtsgesellschaft gab ihm einen kleinen Lohn, aber auch mancher Wanderer wollte das berühmte Echo hören, und so stand er sich gut dabei. Es war seine Domaine. Eigen aber ist es doch, daß schon im Jahre 1655 Merian ganz dasselbe berichtet und ausdrücklich: Trompeten und Schießen nennt, womit man das Echo gelockt.

Wer kurz vor dem Tode des Bildhauers Hopfgarten dessen Kunstwerkstätte in der Burg des Biebricher Schloßgartens besuchte, konnte dort das Gypsmodell einer sogenannten „Lorelei“ sehen, das, in Sandstein ausgeführt, auf dem äußersten Vorsprung der Lorelay seine Aufstellung finden sollte. Man hat seit dem Tode des Künstlers Nichts mehr von dem Gedanken gehört, und — das ist gut!

Höchst gefährlich ist die Fluß-Enge an der Lore-Lay für das Flußthal bis Bingen hinauf; denn hier am ersten stellt sich das Eis, und durch den gewaltigen Druck von oben her keilt es sich fest, bäumt sich dann auf und schließt gewissermaßen die Pforte. So muß das Wasser weiter oben immer höher stei-

gen und große Noth der Uferbewohner hervorrufen. Es sind Fälle vorgekommen, wo kaum mit Kanonenkugeln die Eismasse an der Lore-Lay bewältigt werden konnte.

Das Edinburger Schloß.

Von E. Heusinger.

Es war unter den Merkwürdigkeiten der schottischen Hauptstadt die erste, welche von der Kaiserin Eugenie am Tage nach ihrer Ankunft besucht wurde. Es möchte wohl schwer sein, Rechenschaft von den Gefühlen zu geben, welche die hohe Frau bewegt haben, als ihr Fuß die altersgrauen Hallen betrat, die von fürstlicher Größe und fürstlichem Unglück während der letzten Jahrhunderte so oft Zeuge gewesen; welch tiefer Schmerz ihr Inneres erfüllt haben mag, als sich zuletzt auch die Gemächer der eben so schönen als unglücklichen Königin vor ihr erschlossen, deren hohe geistige Begabung sie nicht gegen ein entsetzliches Ende, gegen den Tod auf dem Blutgerüste zu schützen vermochten.

Hoch und frei, so daß er von allen Seiten zu sehen, erhebt sich der düstere Palast von Holyrood. Gleich den ägyptischen Pyramiden mahnen seine schwarzgrauen Mauern an eine lange Vergangenheit und die Hinfälligkeit aller Macht und Herrlichkeit auf Erden. Auf drei von Osten nach Westen sich dehnenden Hügelreihen, die durch tiefe Schluchten getrennt sind, erhebt sich Edinburg, die Hauptstadt des britischen Nordens, im Halbkreise um den alten Königsbau. Hätte Edinburg italienische Luft und italienische Sonne, so könnte man es dreist auch am Tage neben Neapel stellen, während die Mondbeleuchtung es weit schöner erscheinen läßt als die Meereskönigin des Südens.

Die Lage von Edinburg ist wirklich einzig in ihrer Art. Sie gewährt die mannichfaltigsten Aussichten auf den nahen Firth-Meerbusen von Forth und die angrenzenden Gestade; aber nur selten gestattet der meist trübe Himmel eine günstige Beleuchtung oder einen ganz freien Ueberblick. Ich saß im Mauerloch einer Schießscharte der den Grasmarkt beherrschenden Bastion und warf harmlosere Dinge hinaus aus der Schanze, als im Laufe von Jahrhunderten hinausgeflogen sein mögen, — nämlich meine Blicke auf das prächtige Panorama von Edinburg. Das alte Schloß warf seinen Riesenschatten über das Meer hinaus. Die schwarzen Wolken, das zerstreute Licht durch den ab und dann sich etwas verziehenden Kohlendampf, der hin und wieder sich zusammenballende Nebel hatte Alles in ein Grauwackengebirge verwandelt. Nur selten sandte das Auge Gottes, die Sonne, einen seiner Blicke darauf nieder. Aber es paßten diese Tinten zu der verwaisten Königsstadt, die auf dem Rücken eines Felsenkammes hingelagert ihr Haupt an den obersten der Berge anlehnt, ihre Füße gegen den untersten stemmt und da liegt im aufgesprengten Sarkophage wie eine Mumienkönigin aus den Pyramiden von Memphis.

Die ungeheure Natur macht hier Wunder mit ihren Nebeln; sie sucht sich selbst zu überbieten, und um unsere Sinne zu täuschen, läßt sie die Berge in den Himmel wachsen, das Meer mit den Bergen verbinden und hereinziehen, um damit die wandernden chinesischen Mauern um die Stadt der Jahrhunderte abzuschließen.

An Edinburg sieht man die Geschichte der Zeiten verkörpert. Die neue Zeit hat sich von der alten losgerissen, wie die neue Stadt auf der Nordseite, der Sitz der reichen und vornehmen Welt, von der alten, auf der mittleren Hügelreihe und auf den halb in Trümmern liegenden Schanzen und Bastionen. Dahinter läuft die herrliche Verbindungsstraße über St. Leonhards Hill nach dem Süden. Dort wohnen unter hochschottischen Tartans und Plaids die kleinen

Universitätsbeamten, wie das 16. Jahrhundert und die Zeit der erblühenden Künste und Wissenschaften, der erwachenden Freiheit und Humanität zwischen der Periode der rohen Waffengewalt, der Finsterniß und des friedlichen bürgerlichen Lebens und des Lichtes.

Der erste Alles überragende Gegenstand, der bei dem Ueberblick der Stadt das Auge mit unwiderstehlicher Gewalt fesselt, ist die majestätische alte Burg, der Palast von Holyroodhouse, und der Ereignisse wegen, die hier stattfanden, vom höchsten Interesse. Es ist ein kolossaler viereckiger Steinbau und enthält eine lange Gallerie, die durch nahe an hundert Königsbilder geschmückt ist. Wenn zu einer Zeit Kriegslärm und bachantischer Jubel diese Hallen erfüllte, sind sie zu einer anderen Zeuge von Blut und Thränen gewesen, die von Schuldigen und Schuldlosen hier vergossen wurden.

Was am häufigsten in diesem Palast besucht wird, wo Fremden am längsten verweilen, — sind die Gemächer der unglücklichen Königin Maria Stuart. Sie bestehen aus drei hohen, geräumigen Zimmern mit daranstoßenden Kabinetten. In diesen Gemächern hat man alle Möbel aufbewahrt, von denen behauptet wird, daß es dieselben sind, die sich zur Zeit der Königin dort befanden. Alt genug scheinen sie zu sein, um für das Hausgeräth der Marie gelten zu können. Die Vorhänge von rothem Damast können kaum mehr dem zerstörenden Zahne der Zeit widerstehen. Der Armsessel der Königin ist noch vorhanden, mit erblindeten Goldquasten um die Buchstaben M. R. an der verblichenen rothsammtnen Rücklehne geziert. Selbst ihre Harfe und ihre Toilette sind erhalten. Bei dem Anblick dieser beiden Gegenstände kann man sich eines wehmüthigen Gefühles nicht enthalten. Wie oft mag der Klang der jetzt gesprungenen Saiten das Ohr eines Zuhörers bezaubert, wie lieblich mögen die Züge der schönen Frau einem versteckten Lauscher erschienen sein, wenn das an ihr gewohnte hinreißende Lächeln vom silbergefaßten Spiegel wiedergegeben wurde!

Es war in einem der an das größere Zimmer anstoßenden Kabinette, wo sie mit der Gräfin Argyle und Rizzio zu Nacht speiste, und der Günstling vor ihren Augen von Darnleys Leuten ergriffen und in dem Schlafzimmer der Königin ermordet wurde. Man zeigt noch die geheime Treppe, auf welchen die Meuchelmörder eingedrungen waren, und selbst die Blutflecken sind noch sichtbar, als ob der Mord noch nicht lange begangen wäre. Ob man sie nicht von Zeit zu Zeit auffrischt? möge dahin gestellt bleiben. Das Andenken an die Schauerthat lebt fort in den Herzen der Hochländer. —

Rizzio ist in einer kleinen gothischen Kapelle neben dem Palaste begraben. Sie ist noch ziemlich wohl erhalten und wird Fremden auf Verlangen geöffnet. Man sieht dort ein schönes Bild der Königin und ein anderes vom Mörder Darnley. Auch einen seiner Handschuhe hat man daselbst aufbewahrt. Von Rizzio ist Nichts mehr übrig als sein Grabstein und einige seiner Lieder, welche die leidenschaftliche Königin so entzückten. Sie werden noch heute vom Volke gesungen.

Das Uebrige des Palastes ist nicht mehr wie zu Marias Zeit. Karl II. ließ einen Thurm aufführen und mehrere Anbauten machen. Unter diesen befinden sich an der Südseite des Schlosses links die Gemächer, welche längere Zeit den aus Frankreich vertriebenen Bourbonen zum Aufenthalte dienten.

Die Residenz der einst regierenden schottischen Könige reichte nicht aus, die Umgebung und das Gefolge der entthronten Königsfamilie zu fassen, so daß der Graf von Provence, nachher Ludwig XVIII., als er, um von seinem langjährigen Wanderleben auszuruhen, dort kein Unterkommen mehr finden konnte, sich nach Hartwell in England wandte, wo er bis zum Jahre 1814 mit einer Umgebung von fast 150 Personen im Exile verweilte. —

Zur Rechten von diesem Anbau erhebt sich in Form eines runden Thurmes,

die casemattirte Batterie, von welcher die königliche Flagge weht. Im Mittelbau sind in neuer Zeit einige sehr geschmackvoll, d. h. zum Ganzen passend eingerichtete Zimmer zur Wohnung für die Königin hergestellt, wenn sie die Hauptstadt auf besondere Veranlassung oder während der Reise nach Balmoral, ihrem Lieblingsaufenthalte, mit ihrem Besuche erfreut. —

Die Königin Victoria, welche eine große Vorliebe für die in Schottland noch vorhandenen Denkmäler der Vorzeit hegt, hat Anordnungen getroffen, daß auch die Reste berühmter alter Stammburgen im Inneren des Landes möglichst erhalten werden. — —

Die Ameisen.

Von M. Bach.

Erster Artikel.

a. Die hervorstechendsten Eigenschaften der Ameisen.

Obgleich man in früheren Zeiten das Studium der Insectenkunde fast ganz vernachlässigte, so ist doch oft die Lebensweise der Insecten so eigenthümlicher Art oder einzelne Eigenschaften derselben so hervorstechend, daß sie unmöglich selbst von dem unbemerkt bleiben konnten, der sich eben um diese oft so gefürchtete oder verabscheute Thierchen nicht besonders bekümmerte. Unter diejenigen Insecten, die schon in frühester Zeit die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen haben, gehören auch die Ameisen. Schon aus der h. Schrift ist es Jedermann bekannt, daß von Alters her die Ameise dem Menschen als ein Muster des Fleißes dargestellt wird. „Gehe zur Ameise hin, du Fauler, und schaue ihre Wege und lerne Weisheit.“ Sprüchw. 6, 6. Die deutsche Sprache hat sogar das Wort „emsig“ von ihrem Namen (Emse) abgeleitet. Emsig heißt demnach thätig sein wie eine Ameise. Der Grund davon wird Jedem, der einmal vor einem Ameisenhaufen gestanden hat, um dem Treiben der Ameisen zuzusehen, klar geworden sein. Die Geschäftigkeit, die Behendigkeit und Rührigkeit, womit jede das ihr obliegende Geschäft verrichtet, ist so in die Augen fallend, daß es Keinem unbemerkt bleiben kann.

Außer der Emsigkeit, womit sie alle ihre Arbeiten ausführen, sind aber noch einige andere Eigenschaften leicht an ihnen wahrzunehmen, diese sind Hartnäckigkeit, Ausdauer und Tapferkeit. Wühlt man einen Haufen von Ameisen auf, so kommen sie bald furchtlos und unerschrocken hervor, ihren Feind aufzusuchen, der sie beunruhigt. Fallen sie dann auch auf jeder Seite dutzendweise todt zu Boden; so verlassen sie aber durchaus nicht den Kampfplatz, sondern kämpfen unermüdlich fort, vertheidigen sich und ihr Eigenthum mit wüthenden Bissen oder Stichen, während andere bemüht sind, die Larven und Puppen in Sicherheit zu bringen. Ja, wenn man in solchen Augenblicken Ameisen mitten aus einander schneidet, so ist doch die andere Hälfte noch im Stande, sechs bis acht Puppen, eine nach der andern, fortzutragen. Doch gibt es auch einige Arten, welche sehr furchtsam sind, wie die gerandete Ameise und die schüchterne Ameise, welche eilig der Gefahr zu entfliehen suchen. Merkwürdig ist es auch, daß die ungleich stärkeren, großköpfigen sogenannten Soldaten, die überdies noch mit sehr starken schneidenden Oberkiefern versehen sind, in der Gefahr rasch entfliehen, während die kleinen, verhältnißmäßig sehr zart gebauten Arbeiter derselben Art bei eintretender Gefahr Stand halten und eine große Tapferkeit und Hartnäckigkeit durch fortwährendes Beißen und Stechen an den Tag legen.

Die Orientalen haben die Unermüdlichkeit ihrer Ausdauer durch eine schöne Legende verherrlicht. Irgend ein Prinz, so erzählen sie, im Kriege mehrmals

zurückgeschlagen, lag, beinahe verzweifelnd, in seinem Zelte. Eine Ameise lief an der Seitenwand in die Höhe. Er warf sie wiederholt herab, aber immer kletterte sie wieder hinauf. Neugierig, zu sehen, wie weit sie ihre Hartnäckigkeit treiben werde, warf er sie achtzig Mal herunter, ohne sie dadurch zu entmuthigen. Er selbst war ermüdet, aber zugleich auch von Bewunderung erfüllt. Die Ameise hatte ihn überwunden. Da sagte er zu sich: „Ahmen wir ihr nach, und wir werden siegen."

Eine der gemeinsten Ameisen, die Rasen-Ameise, zeichnet sich durch überaus große Hartnäckigkeit und insbesondere durch das nicht unbedeutende Stechen aus, und es dürften wohl wenig Menschen in Europa bei öfterem Liegen im Grase, in der Nähe einer solchen Colonie deren Stiche nicht empfunden haben. Dagegen ist es eine oft wahrgenommene Thatsache, daß gewisse Personen von ihnen mehr belästiget werden als andere, wie dies auch bei den abscheulichen Bettwanzen der Fall ist. Schreiber dieser Zeilen konnte oft lange Zeit in den Ameisenhaufen, also ganz in ihrer unmittelbarsten Nähe arbeiten, um die bei ihnen wohnenden Insecten anderer Ordnungen hervorzuholen, ohne von ihnen belästigt und angegriffen zu werden, während ein Freund, der mich oft auf meinen Ausflügen begleitete, wenn er auch in ehrfurchtsvoller Entfernung stehen blieb, in der Regel von ihnen heimgesucht und aufs empfindlichste verwundet wurde. Gewöhnlich schwellen diese Wunden stark auf und werden sehr schmerzhaft.

Die früheren Schriftsteller haben über die Ameisen mitunter gar wunderlich klingende Dinge erzählt, so daß man bei dem Nachrzählen derselben die größte Vorsicht anzuwenden hat. Schon bei Plinius lesen wir, sie hielten bestimmte Markttage, befragten und besprächen sich mit großer Sorgfalt und wären außer dem Menschen die einzigen Thiere, welche ihre Todten begraben. Andere erzählen noch lächerlichere Dinge. Oken sagt aber sehr richtig: „Wunder gibt es hier allerdings; aber die natürlichen sind groß genug, daß man keine Fabeln dabei braucht."

b. Die verschiedenen Stände der Ameisen.

Im Allgemeinen haben die Ameisen in ihren Einrichtungen viele Aehnlichkeit mit denen der Bienen. Auch sie leben in großen Gesellschaften, welche aus Männchen, Weibchen und Geschlechtslosen oder Arbeitern bestehen. Letztere aber sind bei ihnen viel zahlreicher; auch haben sie immer mehrere Weibchen. Bei einer Gattung kommt auch ein vierter Stand vor, nämlich die sogenannten Soldaten.

Die Männchen haben leicht abfallende, weit über den Leib hinausragende Flügel mit weniger Adern als bei den andern Aderflüglern; sie sind kleiner als die Weibchen und haben einen verhältnißmäßig kleineren Kopf und kleinere Oberkiefer, aber größere Augen. Ferner hat ihr Hinterleib einen Abschnitt mehr, als es bei den Weibchen und Arbeitern der Fall ist; ihre Beine sind dünner und länger; auch haben ihre Fühler meistens ein Glied mehr als Weibchen und Arbeiter.

Die Weibchen haben eben solche Flügel wie die Männchen, sie fallen aber noch leichter aus. Ihr Leib ist zur Legezeit wohl viermal dicker, als bei den anderen Ameisen. Besitzen sie noch ihre Flügel, so unterscheiden sie sich von den Männchen durch die Zahl der Fühlerglieder und der Hinterleibsabschnitte; haben sie aber ihre Flügel schon verloren, so sieht man immer noch die Spuren derselben; außerdem unterscheiden sie sich von den Arbeitern durch den Thorax, d. h. denjenigen Theil des Leibes, der unmittelbar hinter dem Kopfe kommt. Bei den Weibchen und Männchen ist derselbe mehr oder weniger senkrecht gestellt, wodurch der vordere Rand zum unteren, und der hintere Rand zum oberen wird, während

er bei den Arbeitern schräge gestellt ist, so daß der vordere Rand etwas tiefer steht als der hintere.

Die Geschlechtslosen oder Arbeiter bilden die Hauptmasse der Bevölkerung, sind ungeflügelt, kleiner als Männchen und Weibchen und haben einen größeren Kopf und starke Oberkiefer, weil sie damit alle Arbeiten verrichten müssen. Bei den Männchen und Weibchen sieht man aber auf dem Kopfe deutlich drei Punktaugen, bei den Geschlechtslosen aber nicht oder doch kaum. Diese Arbeiter sind, wie es auch bei den Bienen der Fall ist, nur verkümmerte unausgebildete Weibchen; aber sie betheiligen sich an dem großen Zweck der Gattungserhaltung durch Pflege der Waisenkinder gleich barmherzigen Schwestern im Findelhause.

Bei einer einzigen europäischen Art, der blassen Ameise, kommen vier verschiedene Stände vor; außer Männchen, Weibchen und Arbeitern nämlich noch Soldaten. Die genannte Art findet sich in den südlichen Theilen des österreichischen Staates unter Steinen in der Erde, obwohl sie in Dalmatien auch in Häusern gefunden werden, wo sie in den Insectenschachteln und anderwärts große Verwüstungen anrichten. Es ist schon bemerkt worden, daß die Arbeiter davon sehr bissig sind, die Soldaten aber bei Gefahr rasch einen Zufluchtsort aufsuchen. Man nennt sie Soldaten, weil auch der vierte Stand bei den Termiten so genannt wird. Bei den Termiten sind die Mitglieder des vierten Standes aber wirkliche Soldaten, da sie die Bestimmung haben, den Staat gegen jegliche Gefahr von außen zu vertheidigen, wobei sie sich recht ritterlich benehmen. Ueber den Zweck und die Bestimmung dieses vierten Standes bei den Ameisen hat man indessen noch keinen rechten Aufschluß gefunden. Dagegen kommt in Mexiko eine Ameisenart vor, die ebenfalls vier Stände hat, deren sogenannte Soldaten aber von den Arbeitern gefüttert werden; dafür aber scheidet sie in ihrem umfangreichen Bauche eine große Menge Honig ab, welcher von den anderen Bewohnern des Staates gefressen wird; sie bilden gewissermaßen den Viehstand der Gesellschaft. Dieses Verhältniß ist da noch auffallender, wo ganz fremdartige, mitunter im Vergleich zu den Ameisen riesengroße Insekten, theils aus freiem Willen sich in die Pflege derselben begeben, theils von denselben in ihre Wohnungen geschleppt und dort auf das sorgfältigste mit allem Nothwendigen versehen werden, wogegen die Ameisen deren Excremente für sich in Anspruch nehmen.

c. Die Waffen der Ameisen.

Zu ihrer eigenen Vertheidigung, so wie zum Schutze ihrer Nachkommenschaft sind die Ameisen mit vortrefflichen Waffen ausgerüstet. Sie bestehen erstens aus den Oberkiefern, mit welchen sie beißen, zweitens bei einigen aus einem eigenthümlichen, von einigen Drüsen im Hinterleib bereiteten, sehr sauern Safte, der bei einigen Arten z. B. bei der rothen Ameise, hauptsächlich aus Ameisensäure besteht, bei den übrigen Ameisenarten aber ein sehr verschiedener ist. Der Geruch und Geschmack des Saftes ist bei den vielen Arten durchaus nicht gleich, sondern bei einigen Arten sogar so charakteristisch, daß Kenner aus einer ziemlichen Entfernung durch den Geruch geleitet sagen können, welche Ameisenart in der Nähe ihre Wohnung hat.

Andere Ameisenarten besitzen nebst den Oberkiefern und den Drüsen, welche den Saft bereiten, noch einen Stachel, womit sie in die Haut stechen und das Produkt der Drüsen in die Wunde einspritzen, welche durch den Stich mancher Arten ziemlich empfindlich schmerzt.

d. Die Eier, Larven und Puppen.

Die Weibchen legen ihre ersten Eier im März und April, je nachdem die Wärme den Boden durchdringt. Es sind ganz winzige Körnchen, welche länglich,

faſt cylindriſch, vorn und hinten abgerundet, ſelten an beiden Enden etwas zugeſpitzt ſind; ihre Farbe iſt weiß, gelblich, bräunlich oder ſelten auch, wie bei der gelben Ameiſe, ſchwarz. Man findet ſie entweder in den Neſtern, wo eine größere Anzahl Eier in einer Kammer oder in einem Gange beiſammen liegen, oder man findet unter einem Steine oder anderswo eine kleine Höhlung in der Erde, in der ein Weibchen ſich befindet, welches eben mit dem Eierlegen beſchäftigt iſt und etwa ſchon mehrere gelegt hat. Unwillkürlich erinnert man ſich bei dem Anblick eines ſolchen einſiedleriſchen Weibchens an die brütenden Vögel, indem ſie ſich über den Eiern ruhig verhält und dieſe auszubrüten ſcheint. Die größten Eier hat wohl die holzverderbende Ameiſe; ſie ſind $1^1/_5{}^{mm}$ lang und $^1/_2{}^{mm}$ breit.

In wenigen Tagen, alſo ſchon im Frühjahr oder im Beginn des Sommers kommen aus den Eiern die Larven, welche ſchon in zehn bis vierzehn Tagen vollſtändig erwachſen ſind. Doch erzählt Gould, ein engliſcher Naturforſcher, daß er auch Larven der ſchwarzen und der gelben Ameiſe im Winter auf dem Grunde des Baues fand, und fügt noch die intereſſante Bemerkung hinzu, daß dieſe Larven viel dichter behaart waren als jene, welche im Sommer gefunden werden. Ohne Zweifel hat dieſe verſtärkte Behaarung einen um ſo größeren Schutz gegen die Kälte zum Zweck. Die Larven ſind mehr oder weniger cylindriſch, hinten etwas dicker und abgerundet, vorn verſchmälert, nach abwärts gebogen und zugeſpitzt. Ihre Größe iſt eine ſehr verſchiedene: im Allgemeinen läßt ſich ſagen, daß die Larven der Arbeiter die kleinſten, die der Männchen etwas größer und die der Weibchen gewöhnlich am größten ſind. Die Abweichung in der Größe iſt bei manchen Arten, wie z. B. bei der Raſenameiſe, eine ſehr beträchtliche. Sie ſind fußlos, weiß, oft etwas durchſcheinend und mit abſtehenden Haaren bekleidet, welche bei den Larven der holzverderbenden Ameiſe baumförmig verzweigt ſind, indem ſie entweder ſchon am Grunde oder von dieſem etwas weiter entfernt lange Aeſte austreiben. Der Körper der Larve beſteht aus dem kleinen Kopftheile und aus zwölf Ringen. Der Kopftheil iſt etwas härter als die Ringe, kugelig, trägt zwei meiſt gezähnte Oberkiefer, zwiſchen beiden oben eine wie bei den Ameiſen gebildete Oberlippe und unten die inneren weichen Mundtheile. Die Ringe ſind weich und jeder derſelben beſteht aus einem oberen, etwas größeren, mehr convexen und einem unteren kleineren, mehr platten Halbring; der erſte Ring iſt klein, ebenſo das Endglied, welches kegelförmig iſt und hinten eine Spalte zwiſchen ſich faßt, welche den After bildet. Wie die Larven von den Arbeitern gefüttert werden, iſt bis jetzt noch nicht beobachtet worden.

Sobald die Larven als ſolche ihr Wachsthum vollendet haben, verpuppen ſie ſich, welcher Vorgang bei den verſchiedenen Arten ein zweifacher iſt; entweder hüllen ſich die Larven in ein Geſpinnſt oder ſie entbehren eines ſolchen. In ſeltenen Fällen geſchieht es ausnahmsweiſe, daß man Puppen ſolcher Arten, welche in der Regel ein Geſpinnſt haben, ohne ein ſolches gefunden werden, wie dies bis jetzt bei der blutrothen, der braunen, der rußbraunen und der ſchwarzen Ameiſe beobachtet wurde; doch war niemals eine Urſache dieſes eigenthümlichen Vorkommens aufzufinden. Das Geſpinnſt hat eine weiße oder gelbe oder gelbbraune Farbe, iſt länglich eiförmig, an einem Ende mit einem ſchwarzen Punkte, der aus den noch vor dem völligen Uebergange der Larve in den Puppenzuſtand ausgeſchiedenen Excrementen beſteht, verſehen und eine pergamentartige, aus feinen, dicht verfilzten Seitenäſte treibenden Fäden zuſammengeſetzte Haut, welche die Puppe über deren Vertiefungen hinübergeſpannt, loſe umſchließt. Zerdrückt man die Hülle gleich Anfangs, ſo iſt ſie inwendig, da das Thierchen noch ganz weich iſt, wie mit Milch gefüllt; aber die im Wachsthum ſchon vorgeſchrittene Puppe iſt ſchon der Ameiſe ſehr ähnlich gebildet, und es läßt ſich ſodann an dem Vorhandenſein oder Fehlen der Flügelſcheiden entſcheiden, ob die Puppe als vollſtän-

dige Ameise ein Arbeiter oder eine geflügelte Ameise sein wird. Sobald die Puppe ausgebildet ist, so streift sie, wenn sie gespinnstlos ist, die Haut ab und kriecht als noch schwach gefärbte Ameise heraus, welche bald in der Luft die bleibende Färbung erhält. War aber die Puppe in einem Gespinnst eingeschlossen, so wird das Gespinnst meist zur Zeit der Reife von den Arbeitern geöffnet, worauf die junge Ameise herausschlüpft.

e. Fortpflanzung der Ameisen und deren Züge und Wanderungen.

Die Fortpflanzung geschieht durch die geflügelten Ameisen, welche zwischen den Monaten April und September, nachdem sie aus ihren Puppenhüllen ausgeschlüpft sind, nur kurze Zeit bei den Colonieen verweilen, bis ihre Flügel die nöthige Ausbildung erlangt haben, und ein windstiller, warmer und heiterer Abend eintritt, an welchem alle Geflügelten einer Colonie wie auf ein gegebenes Zeichen rasch den Bau verlassen, Grasstengel oder andere Dinge ersteigen, kürzere oder längere Zeit schwärmen, bis sie sich endlich nach der Begattung nach allen Richtungen zerstreuen.

An solchen Abenden, vorzüglich aber nach mehreren vorhergegangenen regnerischen Tagen geschieht es nicht selten, daß man große Massen solcher Ameisen in den Lüften sieht, die sich endlich wolkenartig und in sichtbarem Taumel der Leidenschaft herabwirbeln und auf die Erde fallen. Es gewährt ein eigenthümliches Schauspiel, eine solche Gesellschaft, ihre heftigen Bewegungen, Drehungen, Stöße, das gegenseitige Hin- und Herzerren, überhaupt ihre verschiedenen Angriffe zu beobachten; man ist eher geneigt, ihr Benehmen mehr als das Bild der Wuth und der Vernichtung als das der Zuneigung anzusehen. Am anderen Morgen ist von den Ameisen Nichts mehr zu sehen; nur ausgerissene Flügel verrathen den Schauplatz einer so wilden Hochzeit, eines so fieberhaft aufgeregten Lebens. Bei solchen Ausflügen werden viele dieser Ameisen eine Beute der Vögel oder fallen in das Wasser und werden von den Fischen weggeschnappt, oder kommen auf andere Weise um. Sind Arbeiterameisen in der Nähe, so bemächtigen sie sich mit sanfter Gewalt eines Weibchens, bringen es an einen Ort, den sie zur Anlegung eines neuen Baues für geeignet halten, bewachen und pflegen es.

Die meisten Weibchen aber müssen sich selbst einen Ort zur Ablage ihrer Eier suchen, müssen überhaupt alle Arbeiten selbst thun, bis sie sich Arbeiter erzogen haben. Die Männchen, die man allenfalls noch findet, sind matt und lebensmüde; sie haben ihren Zweck erfüllt und — sterben.

Solche Hochzeitszüge der Ameisen haben oft durch ihre Massenhaftigkeit die Aufmerksamkeit der Menschen dergestalt auf sich gezogen, daß ihrer in den Zeitungen schon mehrmals Erwähnung geschehen ist. Wir theilen des allgemeinen Interesses wegen einige derartige Beobachtungen hier mit: Am 2. August 1687 um 3 Uhr Nachmittags schwärmte eine solche Menge von Ameisen über dem Thurme der Elisabethenkirche zu Breslau, daß das Volk sie für Rauch ansah und einen Brand fürchtete. Kurz darauf sah man dasselbe um die anderen Thürme. Es dauerte aber kaum eine Stunde, so fielen sie auf den Boden, daß man sie handvoll aufraffen konnte. Am 7. August 1847 zeigten sich ungeheure Schwärme in Winterthur, die wie kleine Wolken in der Sonne flimmerten. Bald darauf war der Boden in der Stadt und Umgebung mit diesen Thierchen ganz übersät. Einen Tag später war eine Strecke weit der Vierwaldstädter See mit Ameisen fast bedeckt; ebenso fand man auch auf dem Züricher See große Massen, und ebenfalls an demselben Tage wurde bei Schondorf in Würtemberg, dann in Solothurn, Freiburg, Bubendorf und Gelterkinden im Baselland solche große Schwärme beobachtet, welche sich in südlicher Richtung fortbewegten.

Dieses Schwärmen der Ameisen zur Zeit der Paarung und Gründung neuer

Colonieen darf nicht verwechselt werden mit dem Auswandern derselben, welches sie aus verschiedenen Gründen vornehmen. Entweder wird es ihnen zu eng in ihrer Behausung, oder sie sind zu oft feindlichen Angriffen von ihres Gleichen oder von anderen Thieren, vielleicht auch gar von Menschen ausgesetzt; die Umgegend verändert sich und ist ihnen nicht mehr genehm, Frühlingswasser wird ihnen vielleicht unbequem, u. dgl. m.

Neue Colonieen werden jedoch auch ohne dies in jedem Jahr angelegt. Ein starker, ungestörter Haufen kann in Einem Sommer deren drei aussenden. Dies geschieht jedoch nicht leicht weiter als in einer Entfernung von zwanzig Schritten von den Mutterhaufen. Einige Arbeiter ziehen dann aus, die Gegend zu durchsuchen, und sobald sie einen günstigen Platz gefunden haben, beginnen sie in den Boden zu graben. Vielleicht geschieht dies, um sich zu überzeugen, ob der Boden sich bequem genug ausgraben läßt, vielleicht auch, um für die andern einen vorläufigen Schlupfwinkel zu haben. Ist dies gethan, so kehren sie nach dem alten Nest zurück, nehmen je eine Arbeitsameise zwischen die Zähne und tragen sie nach der neuen Wohnung, nur um sie den Weg kennen zu lehren; diese geht dann zurück mit den andern und trägt ebenfalls einen Kameraden nach dem unbekannten Vaterlande. Dies dauert einige Tage, bis alle Arbeiter den Weg kennen; dann werden auch die Eier und Würmer hinüber gebracht, und die Männchen und Weibchen schließen sich dem Zuge auch an; aber letztere überlassen das Fortbringen der jungen Nachkommenschaft nur den Arbeitern. Wenn nun die Arbeit des neuen Baues beginnt, so theilen sie sich darein; die einen beschäftigen sich mit Ausgrabung der Höhlen und Gänge und also mit dem eigentlichen Baue, die anderen aber tragen unaufhörlich die Erde heraus; denn ihre Wohnung besteht aus lauter Gängen und Kammern, die alle eine Gemeinschaft zusammen haben. Die inneren Räume sind sehr verschieden, weil sich die Ameisen jederzeit nach der Beschaffenheit des Bodens richten. Ist er fest und zusammenhängend, so gleichet ihre Wohnung öfters einem Badeschwamm, und die Kammern und Gänge sind so nahe aneinander, daß die Wände ganz dünn sind, und man sich über die erstaunliche Arbeit und Geschicklichkeit dieser kleinen Thierchen wundern muß, wenn man eine solche Wohnung senkrecht durchschneidet. Ist hingegen der Boden locker und sandig, so werden die Wände sehr dick gebaut. Die in der Erde künstlich ausgeführte Wohnung wird von oben entweder mit Erdkrümmchen oder einer Menge kleiner Dinge, wie Knospen, Fichtennadeln u. s. w. überwölbt. Von der Wohnung aus bilden sich bestimmte Straßen, auf denen das hinderliche Gras zum Theil abgebissen wird, und welche auch oft die Bäume hinan führen. Auf diesen Straßen müssen sich Gehende und Kommende unaufhörlich ausweichen; erstere sind gewöhnlich hungrig und lassen sich von letzteren, indem sie dieselben anhalten, oft füttern. In eine solche Straße darf sich keine Ameise von fremden Haufen wagen, sonst wird sie heftig angefallen und wohl gar erwürgt; außerhalb der Straßen aber weichen sich fremde Ameisen friedlich aus. Nur die kleinen, schwarzen Erdameisen, welche in keiner großen Gesellschaft leben, sagt Lenz in seiner Naturgeschichte, sind den großen, in Haufen lebenden gefährlich; sie fallen nämlich dieselben, wenn sie eine oder mehrere vereinzelt antreffen, an, hängen sich mit den scharfen Freßzangen an ihren Leib, reißen ihnen den Bauch auf, ermorden sie also, schleppen sie fort und fressen sie auf. Diese kleinen Kannibalen hüten sich aber wohl, einem ganzen Haufen großer Ameisen zu nahe zu kommen.

f. Die Bauten der Ameisen.

Die Ameisen legen ihre Nester meistens in der Erde an, viele auch in alten Baumstämmen, andere unter Baummoos oder in Mauern; manche ziehen sich gerne in die Häuser, wo sie in den Wänden und dem Gebälke nisten, von da aber in Küchen, Vorrathskammern, Schränke dringen und dort oft recht lästig werden.

Man kann sie dann dadurch vertilgen, daß man ihnen ein Gefäß mit Zucker hinstellt, worunter Pottasche gemischt ist, oder daß man das bekannte Insektenpulver hinstreut. — Andere machen sich einen Haufen von ausgegrabener Erde, zusammengetragener kleiner Körper, besonders Pflanzentheilchen, z. B. Tannennadeln, Holzstückchen, zerbissenen Grashalmen, Moosstückchen, Schuppen von Baumknospen, auch Steinchen und Erdstückchen. Solche Haufen legen sie gerne am Fuß dicker Bäume an. Indessen sind es nur bestimmte Arten, die solche Haufen aufthürmen, besonders sind es die größeren, rothen Arten. Manche finden sich ausschließlich in alten Bäumen, andere nur in der Erde, noch andere bald in Baumstämmen, bald in der Erde. Die Rasen-Ameise findet man an den verschiedensten Orten: in Erdhaufen an Wegen, auf Wiesen, in Gärten, in Wäldern, auf Aeckern; dann unter Steinen, in alten Bäumen; sodann auch in Mauerspalten, in Häusern, u. s. w. Das Innere des Nestes besteht aus einer zahllosen Menge von unregelmäßigen Zellen und Gängen in verschiedenen Abtheilungen über einander; nach außen hat es verschiedene Oeffnungen. Manche Arten, wie z. B. die Waldameise, schließen bei Regen und zur Nachtzeit diese Oeffnungen ihres Baues, ohne Zweifel um einerseits die Wärme ihres Nestes zusammen zu halten, anderseits von unliebsamen Gästen nicht überrascht zu werden. Oft haben verschiedene Arten ihre Nester nahe bei einander, ja selbst unter demselben Steine. Bei sehr heißer und trockener Witterung ziehen sich die Ameisen tief in ihre Nester zurück; auf der Oberfläche und in den oberen Theilen erscheinen sie besonders gern nach einem gelinden, warmen Regen; sie arbeiten dann auch am fleißigsten, weil der Regen ihren Bauten wohl Schaden zugefügt hat; aber wenn auch dieser Schaden schon ausgebessert wurde, so bauen sie doch noch fort, und es ist wahrscheinlich, daß das Wasser, welches die Erde von dem Regen erhielt, der Grund ist, welcher sie zum Bauen aufmuntert, indem die Erdtheilchen besser aneinander haften bleiben.

Manche Ameisenarten sieht man häufig und in Menge außerhalb ihres Nestes, auf der Erde, an und auf Sträuchern und Bäumen, besonders aber bei den an den Gewächsen sitzenden Blattläusen, deren Saft sie begierig saugen; andere sieht man wenig oder gar nicht außerhalb ihres Nestes.

Was die Frage anbelangt, ob die Ameisen auch zur Nachtzeit arbeiten, so hat man beobachtet, daß Ameisen, welche in künstlichen Behältern gehalten wurden, und denen man des Abends ihre Bauten zerstörte, des Nachts arbeiten; ließ man aber ihre Bauten unberührt, so bemerkte man nur bei wenigen ein geringes Hin- und Herbewegen der Fühler, die meisten verhielten sich vollkommen ruhig. Außerdem kann man sich leicht überzeugen, wenn man die an Wegen von der Rasenameise aufgeworfenen kleinen Erdhügel nach einem abendlichen Regen oder starken Thau, wodurch diese kleinen Hügel zerstört werden, am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang besichtiget, daß die Ameisen oft schon einen beträchtlichen Theil der zerstörten Hügel wieder hergestellt haben.

In Bezug auf ihre Bauart lassen sich die Ameisen nach diesen Mittheilungen in drei Abtheilungen bringen: die einen machen ihre Wohnung mit Erde, die anderen bauen Haufen aus Pflanzentheilchen u. dgl., die dritten schnitzen sie in Holz aus. Unter den letzteren ist die rußbraune am bekanntesten. Sie unterscheidet sich von allen übrigen durch die glänzend schwarze Farbe aller drei Geschlechter und ist diejenige, die meistens ihr Nest in alte Baumstämme, besonders Eichen, Wallnußbäume, Pappeln und Weiden anlegt. Sie hat einen eigenthümlichen, fast moschusartigen Geruch und vertheidigt sich heftig durch ihre Bisse und Stiche. Ihre Wohnung besteht aus zahllosen Stockwerken, deren Böden und Bühnen fünf bis sechs Linien auseinander und so dünn wie Karten sind, die bald von zahllosen senkrechten Scheidewänden, bald von vielen kleinen Säulen getragen werden. Das Innere eines solchen Nestes sieht vom ausgeflossenen Pflanzensafte, der sich viel-

leicht mit der Ameisensäure verbindet, schwärzlich aus. Die meisten Wände dieser Nester sind gleichlaufend und folgen den Holzschichten; die Säulen sind zwei Linien dick, rundlich, in der Mitte dünner und in gerader Linie stehend. Sie bilden eine Menge Gänge mit Sälen und Löchern, welche immer größer werden, so daß sich die Wände zuletzt in Säulengänge verwandeln. Wenn man bedenkt, daß alles dieses bloß mit den Kiefern ausgeführt werden muß, so ist es eine ungeheure Arbeit.

Bei Herstellung ihres Baues finden die rußfarbigen Ameisen den Stoff dazu verräthig, müssen jedoch den zum Nest auserkorenen Baumstamm ausschnitzen, d. h. sie müssen sich die nöthigen Gänge, Zellen und Säle darin ausarbeiten und haben dann hierbei besonders Sorge zu nehmen, daß sich die große Anzahl von Wänden und Säulen gegenseitig tragen. Wenn nun auch diese Grundsätze bei allen Bauten dieselben sind, so ist doch nichts desto weniger die Ausführung bei jedem Baue eine andere. Kein Bau gleicht dem andern, d. h. da, wo der eine Bau Gänge hat, befinden sich bei dem anderen Säle oder Zellen. Ja, ihre Freiheit im Bauen geht sogar soweit, daß sie, — wenn auch nur selten — nach einem ganz anderen Muster arbeiten, indem sie sich nach der Verschiedenheit der Oertlichkeiten zu richten wissen. Zuweilen finden sie nämlich an dem Orte, wo sie sich anbauen wollen, keinen geeigneten Stamm; dann tragen sie den Stoff zu ihrem Baue zusammen. Solche Nester, nach ganz veränderten Grundsätzen hergestellt, sind schon einige beobachtet worden. Im Conversationsblatte der Frankfurter Oberpostamts-Zeitung, Nr. 184 vom 4. August 1851 wird ein solcher Bau beschrieben, der sich im kleinen Tannenwalde bei Homburg vor der Höhe in einem Gartenhäuschen (das Brunnenhäuschen genannt) befand. Die Wände dieses Häuschens sind nämlich nicht massiv gebaut, sondern das Balkengerippe ist bloß mit einer Dielbedeckung bekleidet, so daß die etwa ein Fuß dicken Wände hohle Gefächer von verschiedener Größe enthalten. In zwei dieser hohlen Fächer befand sich ein Nest der rußfarbigen Ameise aus unzähligen größeren und kleineren Zellen und gewundenen Gängen bestehend, aus abgeschabten Holztheilchen mit eingemischten anderen Pflanzentheilchen und selbst Steinchen zusammengesetzt. Diese feinen Theilchen waren, wie die Hülle eines Wespennestes, aus einer festen, aber dünnen Masse zusammengesetzt, durch die Ameisensäure geschwärzt. Ein anderes Nest der Art wurde bei Förthof nächst der Stadt Stein in Unterösterreich unter einem Haselnußstrauche gefunden. Die dünnen, aber sehr festen Wände desselben waren ebenfalls aus zusammengekitteter Erde und sehr kleinen Steinchen gebildet.

g. Das Wiedererkennen der zusammengehörigen Ameisen unter sich.

So erstaunlich groß auch oft die Anzahl eines Haufens ist, so kennen sie sich doch unter einander gar wohl und zwar wahrscheinlich durch den Geruch. Wenn man über eine ihrer Straßen quer mit dem Finger hinstreicht, so stutzen die an die Stelle Kommenden wegen des fremdartigen Geruches und stehen ein wenig stille. Conscience theilt in dieser Beziehung noch eine andere Beobachtung mit: Nimmt man einige Ameisen aus einem Neste und bewahrt sie während eines Monates oder noch länger in einer Schachtel auf, was man gut thun kann, wenn man sie mit reifem Obst oder dergleichen füttert, und öffnet dann die Schachtel nach einiger Zeit in der Nähe des Nestes, so kennen die Ameisen aus der Schachtel den Weg nach ihrer väterlichen Wohnung nicht mehr und werden um die Schachtel her irren, bis eine Ameise aus dem Neste kommt. Diese wird die andere aus der Schachtel mit ihren Fühlhörnern zu streicheln beginnen, eine derselben aufnehmen und nach der allgemeinen Wohnung bringen. Hier gibt sie ein Zeichen und augenblicklich folgen ihr viele andere, von denen jede eine Ameise

aufnimmt, und auf dieſe Weiſe werden alle alten Hausfreunde in das Neſt gebracht. Wirft man dagegen einige Ameiſen aus dem einen Neſte in das Neſt einer anderen Art, ſo entſteht ein hitziger Kampf, in dem die Fremdlinge natürlich unterliegen. Dagegen nahm Lenz einmal einen ganzen Haufen, der einen Sack anfüllte, trug ihn etwa 2000 Schritt zu einem anderen derſelben Art (Waldameiſe), ſchüttete ihn in deſſen Nähe aus, und die Fremdlinge zogen ſich allmälig alle zu dem benachbarten Haufen, fanden freundliche Aufnahme und verſtärkten ihn zu einer gewaltigen Macht.

h. Die Nahrung der Ameiſen.

Eine beſondere Vorliebe haben die Ameiſen für die zuckerhaltigen Säfte, die ſie theils aus Blüthen holen, oder theils an ſolchen Bäumen auflecken, bei denen er aus Wunden ausfließt, oder theils aus den Blattläuſen ausſaugen, die ihn aus eigenen Röhrchen ausſcheiden. Häufig findet man dieſe ſüße Ausſonderung der Blattläuſe, bekannt unter dem Namen Honigthau, im Anfang des Sommers auf den Blättern vieler Bäume, die er mit einem verderblichen Firniß überzieht und außer manchen andern Inſekten auch die Ameiſen anlockt. Man ſieht dieſe dann in zahlreichen Zügen an den Bäumen auf- und ablaufen und theils von den Blättern den Honigſaft ablecken, noch öfter aber ſich auf eine Weiſe mit den Blattläuſen beſchäftigen, welche man ſehr treffend mit dem Melken der Kühe verglichen hat. Den erwähnten Honigſaft gibt die Blattlaus aus zwei an ihrem Hintertheile emporgerichteten Röhrchen von Zeit zu Zeit von ſich; die Ameiſen warten jedoch nicht, bis dies geſchieht, ſondern ſtellen ſich hinter eine und berühren ihren Hinterleib abwechſelnd mit ihren Fühlern ſehr geſchwind, wie wenn man einen Triller auf dem Clavier macht. Dann gibt die Blattlaus ſogleich einen Tropfen Saft von ſich, den die Ameiſe verſchluckt, ſodann zu einer andern geht, um dasſelbe zu thun; ſo fährt ſie fort, bis ſie geſättigt iſt.

Dieſes Melken der Blattläuſe iſt ſchon mehrfach beobachtet und beſchrieben worden, neuerdings noch von Darwin, einem engliſchen Naturforſcher. Er ſperrte ein Dutzend Blattläuſe ein und hielt die Ameiſen ſorgfältig von ihnen ab. Nach einigen Stunden hatte noch keine der Gefangenen Honigſaft ausgeſchwitzt; er kitzelte ſie nun mit einem Haare am Bauche, wie es die Ameiſen mit ihren Fühlern zu thun pflegen, aber es erfolgte auch da keine Abſonderung. Endlich ließ er eine einzige Ameiſe in den Behälter; dieſe lief begierig von einer Blattlaus zur andern, und ſobald ſie mit ihren Fühlern den Bauch derſelben berührte, ſonderte dieſe einen Tropfen Honig ab, den die Ameiſe begierig aufleckte. Dasſelbe thaten ſogar die mittlerweile gebornen noch winzig kleinen Blattläuſe.

Den Schildläuſen gehen ſie aus demſelben Grunde wie den Blattläuſen nach und tödten auch viele, indem ſie dieſelben kneipen, damit ſie ihren Saft fließen laſſen.

Merken ſie irgendwo einen ſchwachen oder gar verlaſſenen Bienenſtock, ſo dringen ſie ein und räumen auf; an volkreiche Stöcke aber wagen ſie ſich nicht, ſo beherzt ſie auch übrigens ſind. Süßes Obſt iſt ihnen auch ein Leckerbiſſen; jedoch thun ſie daran im Ganzen wenig Schaden, weil ſie erſt darüber herfallen, wenn es auf irgend eine Weiſe ſchon verwundet, alſo durch den Regen aufgeſprungen oder durch Vögel aufgehackt iſt, aber beſonders dann, wenn es auf der Erde liegt. Die Verfolgungswuth der Gärtner und Landwirthe gegen die Ameiſen iſt daher meiſtens nicht gerechtfertigt. Die Ameiſen, die man zuweilen auf Bäumen ſieht, gehen bloß den ſich dort aufhaltenden Blattläuſen nach. Oft bekommen dann dieſe Bäume ein krankhaftes Ausſehen, ſterben wohl auch manchmal ganz ab. In den Augen der Gärtner haben dies dann die Ameiſen verſchuldet, ſtatt daß ſie den Grund davon in den Blattläuſen ſuchen ſollten, die aber ihrer Kleinheit wegen von ihnen entweder nicht bemerkt, oder, weil ſie ſich ſtill und ruhig

verhalten, nicht als die Uebelthäter angesehen werden. Nur dann schaden die Ameisen den Bäumen wirklich, wenn sie ihr Nest an die Wurzel eines Baumes anlegen, indem dann meistens die Saugwurzeln des Baumes bloß gelegt werden und dadurch dem Baume nicht mehr die erforderliche Nahrung zuführen können. Der Fall kommt übrigens öfter vor, daß der Landmann gegen einen vermeintlichen Feind ankämpft, während er den eigentlichen Feind ganz unbehindert läßt.

Auch in Vorrathskammern machen sie sich gern an Zucker, Syrup, Honig u. dgl. Daß sie den Weg dazu auch dann mitunter zu finden wissen, wenn man Alles in Sicherheit glaubt, beweist unter anderen folgende Thatsache: Zu Philadelphia hatte der berühmte Franklin zufällig ein irdenes Gefäß mit Syrup in einem Schranke stehen. Eine Menge Ameisen war hineingeschlichen und verzehrte diesen Syrup. Sobald er dies wahrnahm, schüttelte er sie heraus und band den Topf mit einem Faden an einen Nagel, den er in die Decke des Zimmers schlug, so daß das Gefäß an dem Stricke herunter hing. Zufällig war eine einzige Ameise darin zurückgeblieben. Diese fraß sich satt; da sie aber wegwollte, befand sie sich in einer nicht geringen Verlegenheit. Sie lief lange unten am Boden des Gefäßes und fast überall herum, allein vergebens. Endlich fand sie doch nach vielen Versuchen den rechten Weg an dem Strick hinauf bis an die Decke. Nachdem sie diese erreicht hatte, lief sie längs derselben hin und so weiter die Wand hinunter bis auf den Boden. Kaum war eine halbe Stunde verflossen, so zog ein ganzer Schwarm Ameisen die Decke hinauf und gerade auf die Schnur zu. An derselben krochen sie weiter in das Geschirr und fingen wieder zu fressen an. Dies setzten sie so lange fort, als noch Etwas vom Syrup da war. Indessen lief der eine Haufen am Stricke hinauf und der andere hinunter, und dies währte den ganzen Tag. Der von der ersten Ameise betretene Weg hatte nach Syrup gerochen, und so hatten ihn die Anderen leicht verfolgen können; auch könnte man vielleicht annehmen, daß sie sich durch eine Art Sprache mit einander verständigt hätten.

Die Ameisen lieben übrigens auch thierische Nahrung. Regenwürmer, zertretene Käfer und mehr noch Raupen verzehren sie in großer Menge. Oft fällt eine ganze Schaar über ein solches Thier her und zerren so von allen Seiten daran, daß sie es nicht vom Flecke bringen. Ihre Lüsternheit nach Fleischspeisen benutzt man oft, indem man kleine noch frische Thierchen, wie Vögelchen, in durchlöcherten Schachteln legt, in einen Ameisenhaufen gräbt und skeletiren läßt. An größere Aeser gehen sie übrigens wenig oder gar nicht. Getreide und ähnliche Sämereien fressen sie nicht. Todte und stinkende Fische sind ihnen eine Pest, und man kann sie damit sowie mit Petersilie und Körbel vertreiben.

i. Der Winterschlaf und die vermeintlichen Magazine der Ameisen.

Gegen den Winter hin ziehen sich die Ameisen so tief auf den Grund ihrer Bauten zurück, daß der Frost in der Erde keine Erniedrigung der Temperatur unter den Gefrierpunkt hervorbringen kann, und verfallen dann in den sogenannten Winterschlaf. Sie liegen dann bewegungslos und ohne Nahrung zu bedürfen, bis sie im Frühjahr nach dem Verschwinden des Schnees durch die wärmende Märzsonne aus ihrem zeitlichen Grabe wieder hervorgelockt werden. Daß die Ameisen während des Sommers einen Vorrath von Nahrung in Magazinen für den Winter aufspeichern, ist demnach ein Irrthum, der jedoch in vielen unserer Schul-Lesebücher fort und fort durch Aufnahme der bekannten Fabel, „die Grille und die Ameise" gelehrt wird. Außerdem enthält diese Fabel noch eine andere naturgeschichtliche Unwahrheit; denn erstens bedürfen die Ameisen zur Winterzeit gar keiner Nahrung, indem sie sich ja in einem Zustande völliger Erstarrung und Be-

wegungslosigkeit befinden. Zweitens gibt es bei uns im Winter keine Baum- oder Feldgrillen, da sie nur als Ei überwintern können. Anders gestaltet sich jedoch dieses Verhältniß mit mehreren Ameisenarten, die sich in heißen Ländern aufhalten und daher nicht nöthig haben, der Winterkälte auszuweichen. Diese häufen wirklich Vorräthe auf, deren sie sich zu der Zeit bedienen, in der sie sich in ihre Bauten ganz zurückziehen müssen, aber dann nicht erstarren, wie dies zur Regenzeit der Fall ist.

Zweiter Artikel.

1. Die Hausgenossen der Ameisen.

a. Eintheilung derselben.

Waren die bisher gemachten Mittheilungen über die Ameisen schon geeignet, die Aufmerksamkeit der geneigten Leser in Thätigkeit zu halten, so bleibt aber doch unstreitig das Merkwürdigste noch zu erwähnen. Wir meinen nämlich die eigenthümlichen Verhältnisse, unter denen verschiedene andere Insekten als Hausgenossen bei den Ameisen leben, — eine Erscheinung, wie keine ähnliche in der ganzen Natur bis jetzt gefunden worden ist.

Man hat zwar schon lange und zwar durch die wichtigen Beobachtungen Huber's gewußt, daß zwei oder drei Arten anderer Insekten bei den Ameisen wohnen, aber daß eine so überaus große Menge derselben und besonders Käfer freundlich mit den Ameisen in ihren Nestern zusammenleben, deren Leben meistens an das der Ameisen geknüpft ist, und als Hausgenossen derselben angesehen werden können, ist eine interessante Entdeckung der neueren und neuesten Zeit. Man kann diese Hausgenossen füglich in fünf Abtheilungen bringen, und zwar gibt es

1) solche, die nur während des Larven- und Puppenzustandes in den Ameisennestern verweilen und als vollkommenes Insekt diesen Aufenthaltsort verlassen;
2) solche, die als vollkommenes Insekt nicht ausschließlich daselbst wohnen, sondern auch anderwärts sich finden, jedoch von den Ameisen geduldet und freundschaftlich behandelt werden;
3) solche, die als vollkommenes Insekt ausschließlich ihren Wohnplatz unter Ameisen oder ganz in der Nähe derselben aufschlagen, und deren Leben von dem der Ameisen abzuhangen scheint;
4) solche, die von den Ameisen der Nahrung wegen, die sie von ihnen erhalten, gleichsam als milchgebende Kühe, gehalten werden;
5) endlich solche, welche von den Ameisen mit Gewalt in ihre Nester gebracht werden, damit dieselben für sie arbeiten. Man hat sie bisher mit dem Worte „Sclaven" bezeichnet.

b. Die Ameisenfreunde.

Die drei ersten Abtheilungen umfassen solche Thiere, die um ihrer selbst wegen sich bei den Ameisen aufhalten und den Ameisen keinen nachweisbaren Nutzen bringen, deren An- oder Abwesenheit demnach den Ameisen gleichgültig sein kann. Man hat sie Ameisenfreunde, Myrmekophilen, genannt.

Als zur ersten Abtheilung gehörig kennt man schon lange den Metallkäfer. Er ist in den Gärten sehr gemein, besonders auf Rosen, von deren Blumenblättern und Staubgefäßen er sich nährt. Nimmt man ihn in die Hand, so gibt er eine weiße, breiartige Materie von sich, welche übel riecht; wirft man ihn in die Luft, so fliegt er schnurrend davon. Am sichersten findet man seine Larve in der Tiefe der großen Ameisenhaufen der Wälder, wo sie faules Holz und Wur-

zeln zur Nahrung und die nöthige Wärme findet. In derselben Weise leben noch einige andere Insekten bei den Ameisen.

Die Käfer der zweiten und dritten Abtheilung kennt man größtentheils erst seit 1841 durch die Entdeckungen des Cantor Märkel in St. Wehlen, der sein Verfahren, diese Ameisenfreunde in den Ameisennestern zu fangen, beschrieb und dadurch es Jedermann möglich machte, in seiner Umgebung die Ameisenhaufen zu untersuchen und die sich darin aufhaltenden Insekten zu sammeln und kennen zu lernen. Man trägt nämlich zu diesem Zweck mehrere größere und kleinere Sandsteine mit rauher Unterfläche theils auf die Ameisenhaufen und theils auf den Rand derselben. Wenn man dann bei einem nächsten Besuche diese Steine vorsichtig aufhebt, so sitzen nicht nur an der Unterseite derselben, sondern auch auf der Stelle, die von ihnen bedeckt worden waren, jene Hausgenossen der Ameisen oft in großer Mehrzahl. Allerdings muß man behende zu Werke gehen; denn die meisten eilen mit der größten Schnelligkeit davon, verbergen sich unter dem wimmelnden Haufen, oder flüchten sich in die inneren Gänge, und nur etwa die trägeren Arten bleiben sitzen und lassen sich leicht ergreifen. An heißen Tagen, wo die der Sonne ausgesetzten Steine einen bedeutenden Hitzegrad erlangt haben, ist in der Regel wenig oder nichts unter denselben zu finden. An einem warmen Tag mit bedecktem Himmel oder wenn nach langer Trockenheit ein sanfter Regen gefallen ist, so kann man schon im Voraus überzeugt sein, daß man einen reichlichen Fang thut, und man findet in der Regel seine Erwartungen durch den Erfolg bestätigt. Manche Arten erscheinen oft einige Tage hinter einander in ganz besonders großer Anzahl, vielleicht als Folge der eben stattgefundenen Entwickelung aus Larven, andere kommen das ganze Jahr über immer nur einzeln vor.

Auf diese Weise sind bis jetzt dieser Käfer schon nahezu an 300 Arten bloß innerhalb der Grenzen Deutschlands entdeckt worden, ohne der Thiere anderer Ordnungen, z. B. der Fliegen, Schlupfwespen u. dgl. zu gedenken. Unter der oben angegebenen Zahl sind allein über 100 ausschließliche Gefährten der Ameisen. Die meisten Gäste finden sich bei den rothen und bei den rußbraunen Ameisen; von ersteren sind bereits 100 derselben, von letzteren sogar 150 Arten bekannt. Die übrigen Ameisen haben deren bei weitem weniger oder gar keine.

c. Der Keulenkäfer, ein Hausgenosse der Ameisen.

Zur vierten Abtheilung gehört der Keulenkäfer, der in einem wunderbaren und eigenthümlichen Verhältniß zu den Ameisen steht. Der reformirte Pfarrer Müller, Dekan zu Odenbach in der Rheinpfalz, war der erste Entdecker und Beobachter der sonderbaren Lebensweise des genannten Käfers. Da dem Schreiber dieser Zeilen die Freude gegönnt war, diesen würdigen Mann, zwar schon im hohen Alter, noch persönlich kennen zu lernen, so ist er im Stande, theils aus den mündlichen Mittheilungen und theils aus der Beschreibung, die Müller über seine Beobachtungen machte, Folgendes mitzutheilen:

Wenn man im Anfange des Frühjahrs an Bergabhängen die Steine aufhebt, so findet man sicher bald das Nest der gelben Ameisen darunter. Sieht man weiter zu, so bemerkt man ohne viele Schwierigkeit ein kleines, kaum eine Linie großes, röthlichbraunes Käferchen langsam umherlaufen, das von den Ameisen ebenso gut wie ihre Larven, die sogenannten Ameiseneier, in Sicherheit gebracht wird, wenn es sich nicht selbst in einen der vielen Gänge verbirgt. Als Müller dieses eigenthümliche Thierchen zum ersten Male fand, wußte man noch nicht, daß Käfer als Hausfreunde in den Ameisennestern vorkommen, und da er gerne Beobachtungen über das Zusammenleben dieser so ganz verschiedenen Thiere machen wollte, so nahm er aus dem Ameisennneste einige dieser Käfer, auch einige Ameisen, Etwas von der jungen Brut von verschiedenem Alter, feine Erde aus dem

Neſte und kleine Mooshälmchen, wie er ſie im Neſte fand, that Alles zuſammen in ein Glas und nahm es mit nach Haus. Oben band er das Glas mit Papier leicht zu und ſorgte durch feine eingeſtochene Löcher, daß die Luft eindringen konnte. Sobald das Gläschen einige Zeit auf ſeinem Tiſche ruhig geſtanden hatte, fingen die Ameiſen auch ſchon zu arbeiten an, trugen die Erde und das wenige Moos zuſammen und machten ſich während der Nacht einige Gänge und Höhlungen, in welche ſie ihre Brut zuſammen trugen. Er fand ſie am folgenden Morgen ebenſo ruhig, wie ſie ſich gewöhnlich in ihren Neſtern befinden; keine lief ängſtlich umher oder verſuchte zu entfliehen, ſondern ohne ſich ſelbſt durch das Aufheben des Glaſes, das er vermittelſt eines Vergrößerungsglaſes in allen inneren Theilen genau beſichtigen konnte, ſtören zu laſſen, verrichteten ſie unbeſorgt ihre gewohnten Geſchäfte; einige ordneten und bedeckten die Brut, andere beſſerten am Neſte und trugen Erde hin und her; andere ruhten aus, indem ſie ohne alle Bewegung ſtill und gleichſam ſchlafend ſtundenlang auf einer Stelle verweilten; andere ſuchten ſich zu reinigen und zu putzen. Dies letztere Geſchäft verrichtete jede Ameiſe an ſich ſelbſt, ſo weit es ihr möglich war; dann aber ließ ſie ſich — gerade wie es von den Bienen in ihren Stöcken zu geſchehen pflegt — von einer anderen, an denjenigen Theilen reinigen, die ſie mit dem Munde oder mit den Füßen ſelbſt nicht zu erreichen und zu ſäubern vermochte. Die Keulenkäfer liefen indeſſen entweder zutraulich und unbeſorgt unter den Ameiſen umher, oder ſie ſaßen in den Gängen, die meiſtens an der Wand des Glaſes angebaut waren, ruhig und ſtill; ihr ganzes Verhalten gab zu erkennen, daß ſie ſich wieder ganz in ihren gewohnten Verhältniſſen befanden. Indem Müller nun ſo den Bewegungen ſeiner Gefangenen einige Zeit hindurch unverrückt mit den Augen gefolgt war, bemerkte er auf einmal zu ſeiner größten Verwunderung, daß, ſo oft eine Ameiſe einem Keulenkäfer begegnete, ſie ihn mit den Fühlern ſanft betaſtete und liebkoſete und ihn, während er dies mit ſeinen Fühlern erwiederte, mit ſichtbarer Begierde an dem Rücken beleckte. Die Stellen, wo dies geſchah, waren jedesmal zuerſt die am äußerſten Hinterwinkel der Flügeldecken emporſtehenden gelben Haarbüſchel. Die Ameiſe öffnete ihre großen Freßzangen ſehr weit und ſaugte alsdann vermittelſt der Lippen und der weit hervorgeſtreckten Taſten den ganz in den Mund genommenen Haarbüſchel mehrere Male mit großer Heftigkeit aus, indem ſie ihn wiederholt durch den Mund zog, beleckte ſodann auch noch die ganze vordere Fläche des Oberleibes, beſonders die daſelbſt befindliche große Grube. Dieſe Verrichtung wurde ungefähr alle acht bis zehn Minuten, bald von dieſer, bald von einer anderen Ameiſe wiederholt, ja, oft mehrmals hinter einander an dem nämlichen Käfer, wenn er nämlich mehreren Ameiſen nach einander begegnete; doch wurde er im letzten Falle nach kurzer Unterſuchung ſogleich frei gelaſſen. Jetzt wurde es dem Beobachter auf einmal klar, warum die Ameiſen dieſen Käfer ſo ungeſtört unter ſich wohnen laſſen. Sie erhalten nämlich von ihm eine köſtliche Leckerei, die ſie mit der größten Begierde aufſuchen, wenn auch gerade keinen ſüßen, honigähnlichen Saft, wie von den Blattläuſen, doch wahrſcheinlich eine andere, ihnen ſehr angenehme, vielleicht zur Fütterung der Brut dienende Feuchtigkeit. So intereſſant dieſe unerwartete Beobachtung ſein mußte, und ſo viele Freude es dem Beobachter verurſachte, jetzt einen der Gründe des freundſchaftlichen Zuſammenwohnens dieſer merkwürdigen Käfer mit den Ameiſen entdeckt zu haben, ſo wurde ſie doch bald darauf mit einer noch viel merkwürdigeren, auch weit mehr überraſchenden und erfreuenden vermehrt, nämlich, daß die Keulenkäfer von den Ameiſen und zwar im eigentlichen Sinne des Wortes gefüttert werden. So unwahrſcheinlich dies auch vielleicht Manchem vorkommen mag, ſo iſt doch darum dieſe Erſcheinung, die im Gebiete der Inſektenkunde wohl unter die merkwürdigſten gehört, — vielleicht die einzige der Art iſt, — und zugleich reichlichen Stoff zu Betrachtungen über das Mannichfaltige und

Wunderbare in der Haushaltung auch der kleinsten Thierchen darbietet, nicht minder völlig richtig. Für die angenehme Feuchtigkeit, welche die Ameisen aus den Haarbüscheln ihrer ihnen in jeder Hinsicht so ganz unähnlichen, zu einer ganz verschiedenen Ordnung der Insekten gehörigen Hausgenossen saugen, geben sie ihnen dagegen nicht nur Aufenthalt und Schutz, sondern auch Pflege und reichen ihnen — aus ihrem Munde selbst die erforderliche Nahrung; eine Thatsache, von der Müller sich, ohne getäuscht werden zu können, unzählige Male zu überzeugen die schönste Gelegenheit hatte.

Um seine eingesperrten Ameisen und Keulenkäfer nicht in wenigen Tagen Hungers sterben zu sehen und um sie so lang als möglich beobachten zu können, mußte Müller natürlicher Weise darauf denken, ihnen irgend ein angenehmes Futter zu reichen. In dieser Absicht gab er seinen Gefangenen, deren er sich noch am nämlichen Tage aus einem anderen Neste der nämlichen Art eine gleiche Anzahl (etwa ein Dutzend Käfer und ebenso viele Ameisen nebst einiger Brut) in ein zweites Fläschchen eingefangen hatte, mit Hülfe eines Haarpinsels einige Tropfen Wasser, das er an die inneren Wände des Fläschchens, mehr an den Boden brachte oder auf einige Mooshälmchen tröpfeln ließ, sodann einige Tropfen mit Wasser vermischten Honig, einige Körnchen weißen, zarten Zucker, Stückchen von zeitigen Kirschen u. dgl., damit sie nach Belieben das ihnen Dienlichste wählen könnten. Er nahm hierauf eines der Fläschchen in die Hand, um recht in der Nähe durch das Vergrößerungsglas beobachten zu können, ob ihnen diese Nahrung auch behagen würde. So wie eine Ameise nach der andern in ihrem Laufe an eine der befeuchteten Stellen kam, hielt sie still und sog begierig, und bald waren ihrer mehrere neben einander versammelt. Mehrere Keulenkäfer kamen zu eben diesen Stellen; sie liefen aber, ohne im Geringsten darauf zu achten und ohne sie mit dem Munde zu berühren, darüber hinweg. Jetzt brachen einige vollgesogene Ameisen auf und eilten fort. Auf ihrem Weg begegneten ihnen einige andere, die diese Speise noch nicht gefunden hatten, sie hielten gegenseitig still; die Hungrigen ließen sich füttern. Müller dachte nun schon darauf, eine andere Nahrung für die Keulenkäfer zu ersinnen, weil sie die vorhandene auf keine Weise berührten, als er einen derselben einer vollgesogenen Ameise begegnen und beide still stehen sah. Er verdoppelte seine Aufmerksamkeit, und nun bot sich seinen Blicken ein ebenso seltsames als unerwartetes, auch nicht im mindesten geahntes Schauspiel dar. Er nahm deutlich wahr, daß der Keulenkäfer aus dem Munde der Ameise gefüttert wurde. Kaum konnte er sich von der Wirklichkeit des Geschehenen überzeugen und fing hintennach wieder an zu zweifeln, ob er auch recht gesehen haben möchte, als er unmittelbar darauf an drei, vier und mehreren Stellen im Innern des Fläschchens das nämliche Schauspiel gewahr wurde. Einige dieser Fütterungen geschahen ganz nahe an der inneren Wand des Glases, wo er nun durch ein viel stärkeres Vergrößerungsglas den ganzen Hergang der Sache auf's deutlichste beobachten konnte. Jedesmal, wenn eine gesättigte Ameise einem noch hungrigen Käfer begegnete, reckte dieser, gerade als wenn er die Speise witternd Futter von ihr begehrte, Kopf und Fühler aufwärts nach dem Munde jener hin, und nun blieben beide still stehen. Nach vorhergegangenem gegenseitigen Berühren und Streicheln mit den Fühlern, Kopf gegen Kopf gerichtet, öffnete der Käfer den Mund, ein Gleiches that die Ameise und gab aus ihren weit hervorgestreckten innern Mundtheilen dem ersteren von der soeben genossenen Nahrung, welche dieser mit der Lippe und den weit geöffneten, hervorgestreckten Kinnladenlappen begierig einsog. Beide reinigten alsdann ihre innere Mundtheile durch wiederholtes Ausstrecken und Einziehen derselben und setzten dann ihren vorigen Weg wieder fort. Eine solche Fütterung dauerte gewöhnlich acht bis zwölf Sekunden, nach deren Beendigung auch die Ameise noch die Haarbüschel des Käfers auf die oben beschriebene Weise abzulecken pflegte. Auf diese Art wurden alle,

in den beiden Fläschchen befindlichen Keulenkäfer jeden Tag mehrmals und so oft Müller ihnen frisches Futter und Wasser gab, welches letztere den Ameisen eines der größten Bedürfnisse ist, regelmäßig gefüttert, und nie sah er einen Käfer Etwas von der im Fläschchen befindlichen Nahrung: Honig, Zucker und Obst anrühren, ausgenommen, daß sie zu Zeiten die an der innern Wand des Gläschens angeschlagenen Wasserdünste ableckten.

Zufolge seiner Beobachtungen über die Ernährung der Keulenkäfer während ihrer vierwöchentlichen Gefangenschaft schloß Müller mit Recht auf eine völlig gleiche Ernährungsart derselben im freien Zustande und behauptete, daß sie in dieser Hinsicht von der Natur einzig auf gewisse Ameisenarten angewiesen sind, welche sie aus innewohnendem bewunderungswürdigen Naturtrieb und weil die Anwesenheit derselben ihnen zugleich einen angenehmen Genuß darbietet, als ihre Pfleglinge lieben, schützen und füttern; daß sie folglich auch sonst nirgends als in Ameisennestern leben können, in denen sie allen Erfahrungen gemäß sich auch allein aufhalten, fortpflanzen und sterben, ohne sie jemals verlassen zu haben. Dieses letztere wurde Müller auch, besonders schon dadurch wahrscheinlich, weil er bemerkte, daß die Keulenkäfer keine Flügel besitzen und außerdem einen sehr langsamen, trägen Gang haben, woraus er mit Recht schloß, daß sie auch ihren Aufenthalt nicht wechseln und sich nicht aus einem Neste in das andere begeben können.

Müller entdeckte auch schon, daß die Keulenkäfer gar keine Augen haben und daher vollständig blind sind. Eine weise Natureinrichtung, sagte er, kann sie diesen stets im Dunkel lebenden, das Licht des Tages vielleicht nie erblickenden Geschöpfen, deren Ernährung und Pflege überdies den Ameisen übertragen ist, als überflüssig versagt und ihnen dagegen in ihren auf ganz eigene Weise gebauten, starken Fühlern einen desto geschärfteren Geruchs- und Gefühlssinn, der jenen des Gesichts hinlänglich bei ihnen ersetzt, gegeben haben.

So groß auch immer die Liebe und Sorgfalt der Ameisen gegen ihre Brut ist, so scheint doch ihre Zärtlichkeit gegen die Keulenkäfer nicht minder groß zu sein. Es ist in der That rührend zu sehen, wie sie die Letzteren auch dann, wenn keine Nahrung in ihren Haarbüscheln vorhanden ist, öfters im Vorbeilaufen mit den Fühlern streicheln und liebkosen, wie sie mit immer gleicher Zärtlichkeit und Bereitwilligkeit jeden ihnen begegnenden Hungrigen, noch ehe sie ihre Brut versorgt haben, füttern, wie sie dieselben geduldig über sich hinlaufen lassen, manchmal sogar mit ihnen spielen, indem sie einen der ihnen begegnenden mit ihren Freßzangen auf dem Rücken, da wo die Haarbüschel sind, von beiden Seiten ergreifen, eine gute Strecke forttragen und dann wieder setzen. Auf der andern Seite ist das zutrauliche Wesen der Keulenkäfer gegen die Ameisen ebenso rührend und bewunderungswürdig. Man glaubt nicht verschiedene Insektengattungen, sondern Glieder einer und derselben Familie vor sich zu sehen, oder eigentlich in den Keulenkäfern eine Kinderfamilie zu erblicken, die sorglos und zutraulich in der Wohnung der Eltern lebt, von ihnen Nahrung und Pflege erhält und sie ohne Umstände jedesmal darum anspricht, wenn das Bedürfniß sie treibt, aber ihnen auch dagegen gefällige Dienste zu leisten sucht, wo sie es vermag. So sah Müller z. B., daß ein Keulenkäfer eine stillsitzende, ruhende, gleichsam schlafende Ameise reinigte, indem er bald von der Seite her bald auf ihr sitzend mit seinem Munde ihr den Rücken und Hinterleib abbürstete und beinah eine halbe Viertelstunde mit diesem Geschäfte zubrachte.

Eine merkwürdige, hierher gehörige Beobachtung ist auch die, daß, obgleich die verschiedenen Ameisenarten, bei welchen sich die beiden Keulenkäferarten aufhalten, unter sich selbst in Feindschaft leben und einander tödten, sie sich doch gegen die Käfer aus den Nestern ihrer Feinde, wenn sie zufällig in das ihrige kommen, nicht feindselig beweisen. Müller hatte nämlich beim Einfangen der

zweiten, felteneren Keulenkäferart, des langhörnigen Keulenkäfers zufällig einmal die Fläſchchen verwechſelt und dasjenige ergriffen, worin er vorher ſchon eine Anzahl des röthlichbraunen Keulenkäfers und dazu gehörige Ameiſen verwahrt hatte. In dieſes that er alſo aus Verſehen einige Stücke jener größeren Art und vielleicht ſechs bis acht dazu gehörige Ameiſen. Unmittelbar darauf wurde er den Irrthum gewahr und fand zu ſeiner Verwunderung, daß die Ameiſen der kleineren Art von jenen der größeren auf der Stelle angefallen und nach und nach getödtet wurden. Die kleinen Keulenkäfer blieben aber verſchont und wurden mit der zweiten Art gemeinſchaftlich ernährt und gefüttert. Mehrere abſichtliche Verſetzungen der beiden Arten aus einem Fläſchchen ins andere zu den ihnen fremden Ameiſen zeigten den nämlichen Erfolg.

d. Raubzüge einiger Ameiſenarten.

So viele Eigenthümlichkeiten wir auch bisher an den Ameiſen zu bewundern gefunden haben, ſo übertrifft doch diejenige, welche wir eben im Begriffe ſtehen mitzutheilen, alles Dageweſene; ja, man kann behaupten, daß in der ganzen Natur nichts Aehnliches vorkommt. Und was ebenſo wunderbar iſt, dieſe Beobachtungen wurden von einem Manne gemacht, der ſeit ſeinem fünfzehnten Jahre an blind war. Dieſer Mann war der ſchon erwähnte Huber. Er hat ſeinen Namen unſterblich gemacht durch Beobachtungen und Entdeckungen, welche viele hundert Sehende zu machen außer Stand waren; er beſiegte nicht allein die Schwierigkeit der Forſchung an ſich, ſondern auch noch den Mangel des Augenlichtes; ja, ſeine Entdeckungen waren ſo großartig, neu und eigenthümlich, daß ſie von Vielen ſeiner Zeitgenoſſen gar nicht geglaubt wurden, bis ſie erſt ſpäter von einigen andern Naturforſchern beſtätigt wurden. Dieſen großartigen Erfolg erreichte er dadurch, daß er ſich zuvörderſt die beſten Werke über Naturwiſſenſchaft vorleſen ließ; ſein Diener Franz Burnens, in dem er bald ein entſchiedenes Talent und die Begabung zu einem Naturforſcher erblickte, machte dann ſpäter unter ſeiner Leitung alle jene vielfältigen und oft ſchwierigen Verſuche, die das nöthige Licht in das Dunkel brachten, welches bis dahin das Leben und Weben der Ameiſen und Bienen umhüllte.

Huber entdeckte nämlich zuerſt einige Ameiſenarten, bei denen die Freßwerkzeuge eine ſolche Einrichtung haben, daß die Ameiſen damit weder ein Neſt bauen noch ihre Brut füttern und pflegen können. Auch fand er verſchiedene Arten von Ameiſen in einem und demſelben Neſte friedlich zuſammen leben. Hiermit war nun auch ſchon zum Theil der Schlüſſel gefunden, um die Kriege zu erklären, die ſie mit anderen Ameiſenarten führen, in denen ſie ihren Feinden die Puppen von Arbeiterameiſen rauben, denen ſie ſpäter nicht nur alle Arbeit allein überlaſſen, ſondern von denen ſie ſich auch noch ſogar füttern laſſen müſſen. Huber nannte die Raubameiſen Amazonen und die geraubten Arbeiter Sklaven.

Man ſieht die Amazonen-Ameiſe im Juni gegen Abend in einem ganzen Heer, acht bis zehn Fuß lang und drei bis vier Zoll breit, eilig, immer gedrängt durch Zäune und auf dem Raſen fortgehen, ohne den Zug abzubrechen. Sie kommen endlich nach einem Wege von mehr als zwanzig Schritten an einem Haufen von grauſchwarzen Ameiſen an, wo ſogleich Lärm im ganzen Neſte entſteht und alles vor die Thore eilt, ſich aber nach einer kurzen, jedoch lebhaften Vertheidigung zurückzieht. Die Amazonen erklimmen ſogleich den Gipfel des Haufens, dringen in die Zugänge, ſuchen ſich mit ihren Kiefern Oeffnungen in die Seiten des Neſtes zu machen und dringen endlich ein. Nach drei bis vier Minuten kommen ſie wieder eilig heraus, jede mit einer geraubten Made oder Puppe von Arbeitern im Munde, und ziehen nun wieder auf dieſelbe Weiſe zurück. Aus dem Haufen haben einige Grauſchwarze ihre Maden in's Freie geflüchtet, die ſie nun wieder nach der allgemeinen Plünderung zurücktragen.

Am andern Tage wiederholt sich derselbe Raub und um dieselbe Zeit. Diejenigen, welche etwas bekommen, tragen es geraden Wegs nach Hause; die leer ausgegangenen aber suchen einen anderen Haufen auf, um Beute zu holen. Untersucht man nun den Haufen der Amazonen, so findet man daselbst eine Menge der Grauschwarzen beschäftigt, sie geben sogar den mit dem Raube ihrer Brut Zurückkehrenden zu essen und helfen die Maden in's Nest tragen.

Ein anderer Augenzeuge beschreibt den Raubzug folgendermaßen: Gewöhnlich laufen die Amazonen in ihrem Haufen gleichgültig umher, und die grauschwarzen Ameisen besorgen ganz allein ihre Geschäfte; gegen Abend aber um fünf Uhr ändert sich plötzlich die Scene. Die Amazonen kommen in Masse aus dem Haufen hervor und laufen im Kreise herum, indem sie mit den Fühlhörnern und der Stirn einander den Hals berühren. Jede setzt sich sogleich in Marsch, der in gerader Richtung auf dem Rasen fortgeht, so daß man auf dem Haufen keine einzige mehr sieht. Bisweilen wird Halt gemacht, damit die anderen nachkommen. An der Spitze steht kein Anführer, sondern jede sucht vor die andere zu kommen, als wenn sie das Heer in Ordnung zu halten hätte. Etwa dreißig Schuh vom Neste zerstreuen sie sich und befühlen rings umher die Erde, wie die Hunde das Wild aufspüren. Haben sie einen Haufen der Grauschwarzen entdeckt, so dringen sie von allen Seiten hinein und holen die Puppen der Arbeiter. Die hinteren werden von den Grauschwarzen verfolgt, welche ihnen jedoch selten den Raub wieder abjagen. An ihrem Haufen angekommen, lassen sie die Puppen vor den Thüren fallen und gehen oft noch einmal zurück, um neue zu holen, während die hier gefangenen Grauschwarzen dieselben unter den Haufen tragen. Nun finden sie aber die Ameisen des beraubten Nestes zur Vertheidigung bereit; die ersten Stürme werden zurückgeschlagen; aber nach und nach mehrt sich der Haufen, dringt ein und plündert wie vorher, aber nur Larven und Puppen, nicht Ameisen selbst. Manchmal ziehen sie zum dritten Male aus; aber nun haben die Grauschwarzen ihre Thore verrammelt. Die Amazonen schleichen eine Zeitlang um den Haufen herum, bis sie wieder stark genug sind, und dann geht der Kampf an; sie schaffen die Verrammelung weg und rauben wie zuvor. Bei der Heimkunft laden sie nun nicht vor dem Haufen ab, sondern tragen alle selbst hinein und begeben sich zur Ruhe. Das thun sie fast täglich den ganzen Sommer hindurch. Wenn sie andere Haufen antreffen, thun sie ihnen Nichts, sondern gehen weiter, bis sie die grauschwarzen gefunden haben, und wenn es auch fünfzig Schritte weit wäre.

In einer Zeitschrift von Lehrern der Baseler Hochschule theilt Haubart eine merkwürdige Schilderung von den Kriegen der Ameisen mit, wonach das oben Gesagte seine Bestätigung findet. In seinem Garten am rechten Rheinufer bei Basel hat Haubart nämlich einer Schlacht zwischen bräunlich-schwarzen und kleinen schwarzen Ameisen beigewohnt. Jene hatten zwei Haufen unter nahestehenden Bäumen, diese drei kleine dicht nebeneinander, etwa zwölf Schritt von jenen entfernt. Vierzig Schritt davon war ein Haufen von rothen, welche die gewöhnlichsten sind. Um Pfingsten des Jahres 1820 bemerkte er gegen zehn Uhr Morgens eine außerordentliche Rührigkeit in dem Haufen der Bräunlichschwarzen. Sie rückten gegen die Mitte des noch unbebauten Beetes, das zwischen ihnen und den kleinen schwarzen lag, und stellten sich in einer langen, hie und da unterbrochenen, schrägen Linie auf; auf dem linken, weiter vorgezogenen Flügel zwei besondere Häufchen von 20—30 beisammen, auf dem rechten drei dergleichen in einer Entfernung von zwei bis drei Schuh, je an Zahl vierzig bis sechszig. Die Schlachtlinie selbst war gegen zwei Klafter lang und bestand nur aus einem Glied. Indessen hatten sich die weit zahlreichern Schwarzen auch in eine Schlachtlinie, ein bis drei Mann hoch, aufgestellt, den rechten Flügel mit einem Haufen von mehreren Hunderten gedeckt, den linken von einem Haufen gegen tausend. So rückten die Schlachtlinien gegen einander vor und als sie dicht an einander

waren, so bildeten sich die Flügelhaufen in längliche Vierecke, vorn drei bis vier Zoll breit, ohne am Gefecht selbst Theil zu nehmen; die auf der linken Seite marschirten in großer Eile gegen die Wohnungen der Feinde; die auf der rechten blieben an der letzten Wohnung der Schwarzen stehen, gleichsam als Reserve. So wie die Linien an einander kamen, ging der Kampf los, eine Zeitlang in geschlossener Reihe, dann aber aufgelöst in Zweikämpfe. Die Bräunlich-schwarzen kamen sich nicht zu Hülfe, wohl aber die kleinen Schwarzen. Fiel eine solche einem Feinde in die Hände, so war sie augenblicklich todt; fielen aber ihrer drei bis acht über eine Bräunlich-schwarze her, so dauerte es einige Minuten, bis ihr die Füße abgebissen waren. Das geschah alles in der größten Wuth. So dauerte es bis gegen zwölf Uhr. So wenig die Bräunlich-schwarzen im Streite sich um ihre Kameraden bekümmerten, so brüderlich nahmen sie sich der verwundeten und auf der Flucht begriffenen an. Hatte eine einige Füße verloren, so wurde sie von zwei anderen fortgeschleppt und bis auf den Tod vertheidigt, wenn sie überfallen wurden. Endlich war die Linie aufgelöst, und es kämpften nur einzelne Häufchen fort. Dann ging Haubart weg; als er um zwei Uhr wieder auf den Kampfplatz kam, bemerkte er die zwei Haufen der bräunlich-schwarzen von den kleinen schwarzen Ameisen besetzt, ohne daß eine Spur von den alten Eigenthümern zu finden war; dagegen zogen die Schwarzen auf dem geradesten Weg zwischen den eroberten Haufen und ihren eigenen hin und her, und hin und wieder sah man Bräunlich-schwarze auf der Flucht. Als von beiden Gattungen in ein Glas gesperrt wurden, wurde der Kampf noch merkwürdiger: die kleinen machten Sprünge bis an den Stöpsel der Flasche, und in kurzer Zeit hatten sie ihre Feinde getödtet. Die rothen Ameisen verhielten sich ganz ruhig, und als auch davon in die Flasche gesteckt wurden, blieben sie von beiden Parteien unangefochten. Während des Streites haben die Ameisen für nichts Anderes Sinn; sie laufen über die Hand, ohne zu beißen oder zu stechen; kehrt man sie vom Feinde ab, so wenden sie sich sogleich wieder um. In den Weg gestreuten Zucker rühren sie nicht an, wohl aber, nachdem sie die Festung erobert haben.

Ganz verschieden hiervon sind die Raubzüge einer anderen Ameise, der blutrothen nämlich. Huber fand Gelegenheit, einen solchen Raubzug Mitte Juli Morgens um zehn Uhr zu beobachten. Die blutrothen Ameisen bauen ihre Nester auf der Mittagsseite unter Hecken und berauben dieselben schwarzen Ameisen, die auch von den Bräunlich-schwarzen zu demselben Zwecke heimgesucht werden. Huber bemerkte, wie ein kleiner Trupp der Blutrothen hastig gegen die benachbarten Wohnungen der Schwarzen anrückte und sich dort zerstreute. Die Schwarzen aber kamen in Menge aus ihrem Hinterhalte hervor und machten mehrere Gefangene. Die Entkommenen schienen auf Hilfe zu warten, schickten Boten über Boten ab, und bald erschienen ansehnliche Hilfstruppen, trotzdem begann der Kampf noch nicht. Die schwarzen, oder wie sie auch genannt werden, die Negerameisen, bildeten jetzt in der Front ihrer Burg eine Schlachtordnung, welche einen Raum von zwei Quadratfuß einnahm, und erwarteten den Angriff. Kleine Scharmützel fielen vor, ehe der eigentliche Kampf von den Schwarzen begonnen wurde. Noch lange vorher, ehe der Ausgang derselben sich entschied, schafften sie ihre Brut heraus und legten sie vor der Burg auf einen Haufen, dem Feinde gegenüber. Jetzt stürzten die Blutrothen von allen Seiten auf die Schwarzen los, die Schlacht ist mörderisch. Diese, sich selbst vergessend und ihre eigene Sicherheit, versuchen ihre Kinder zu retten und sie aus dem Getümmel zu entfernen. Man verfolgt sie, um ihnen den Gegenstand ihrer Liebe zu entreißen, andere dringen in die verlassene Burg ein und schleppen fort, was sie noch an Brauchbarem finden, so daß bald eine ununterbrochene Reihe geschäftiger Räuber von einem Neste bis zum andern sich ausdehnt. Dabei verging der ganze Tag und ein Theil der Nacht. In der eingenommenen Burg war eine Besatzung zurückgelassen worden,

und am folgenden Morgen fing der Transport der geraubten Kinder von Neuem an. Da dieſe Art Ameiſen die Veränderung liebt, ſo geſchieht es oft, daß ſie von ſolch einer eroberten Burg Beſchlag nehmen und mit ihrer ganzen Familie in dieſelbe überſiedeln. Die Beraubten, die nie Alles verloren und ſtets ihre Weibchen behielten, welche das Verlorne bald erſetzen werden, richten ſich nach den Schreckniſſen des Krieges bald wieder häuslich ein, verdoppeln höchſtens ihre Wachen an den Eingängen, um ſich ſo beſſer vorzuſehen, oder finden einen neuen Ort, wo ſie vielleicht weniger angefeindet werden. Gewiß vergeſſen ſie bald die erlittene Demüthigung und gehen ihren gewohnten Beſchäftigungen nach.

Um ſich zu überzeugen, ob die Röthlich-ſchwarzen nicht ohne die Negerameiſen beſtehen könnten, und um zu ſehen, in welchem Verhältniß dieſe beiden Arten zu einander ſtehen, that Huber 30 Röthlich-ſchwarze, alſo Kriegerameiſen, nebſt Puppen und Larven ihrer eigenen Art bunt unter einander in ein Glaskäſtchen, in welcher ſich Erde zum Bau und Honig zur Nahrung befand. Anfänglich widmeten ſie ihren Larven einige Aufmerkſamkeit und trugen ſie hin und her, bald aber vernachläſſigten ſie dieſelben und ließen die meiſten in weniger als zwei Tagen verhungern. Sie ſelbſt nahmen keine Nahrung und ſtarben zum Theil, trotzdem, daß ſich Nahrung in Fülle vorfand; die noch Lebenden ſchienen zum Sterben müde und erſchöpft. Da ließ Huber eine einzige Negerameiſe hinein, und bei ihrem Auftreten gewann Alles ein anderes Anſehen. Das kleine Geſchöpf machte ſogleich und ohne allen Beiſtand eine Grube in die Erde, trug die Larven hinein, ſtand den Puppen bei, welche bereits der Entwickelung nahe waren, fütterte die gefräßigen Krieger, ordnete, glättete und richtete Alles zweckmäßig her. Huber hatte öfters ausreichende Gelegenheit, ſich davon zu überzeugen, daß die Negerameiſen alle Arbeiten des Gemeinweſens verrichten, welche Liebe, Sorgfalt und Ausdauer erheiſchen: ſie machen allein alle Bauten, ſie nähren ihre kriegeriſchen Herrn und pflegen die Larven, mögen es nun Krieger- oder Negerlarven ſein; kurz, ſie ſind die Arbeiter, die Holzhauer, die Waſſerträger, die Ammen und „Alles-in-Allem" für ihre Herrn, wogegen dieſe am Boden ihrer Wohnung ſitzen und warten, bis ein neuer Kriegsruf ſie zum Kampfe auffordert. Dagegen erlauben die Negerameiſen keinem ihrer Herrn, die Wohnung allein und ehe die Nothwendigkeit zu einem Raubzuge vorhanden iſt, zu verlaſſen, und wenn dieſe von einem Raubzuge ohne die erwartete Beute zurückkehren, werden ſie kalt empfangen, und wenn dann die Negerameiſen recht aufgebracht ſind, ſo geſtatten ſie ihren Herrn nicht den Eintritt in die Wohnung. Wagen dieſe dennoch mürriſch und eigenſinnig einzudringen, ſo ziehen die kleinen Neger ſie wieder hinaus.

Man hat die geraubten ſchwarzen Ameiſen abſichtlich Neger genannt, weil man dabei an die Menſchenſklaven dachte: überdies haben einige Schriftſteller das Verhältniß, in dem die Negerameiſen zu ihren Herren ſtehen, vollſtändig nach dem Muſter der Negerſklaven, wie wir ſie in Amerika und anderwärts finden, geſchildert. Dies beruht aber auf einer ganz irrigen Auffaſſung der Sachlage. Allerdings werden dieſe ſchwarzen Ameiſen, wie wir oben erzählt haben, eigentlich ſchon vor ihrer Geburt und zwar im Larvenzuſtand aus ihrer Wohnung geraubt; im Uebrigen aber entbehren ſie Nichts von allem dem, was ihnen ihre eigentliche Heimath geboten hätte. Sie leiden keine Gewalt, keinen Druck; im Gegentheil üben ſie ſogar eine gewiſſe Herrſchaft über ihre Herren aus. Alle Arbeiten, die ſie für ihre Herren zu verrichten haben, würden ſie auch in ihrer urſprünglichen Heimath ausgeführt haben. Sonach entbehren dieſe geraubten Ameiſen gar Nichts; ſie finden hier wie dort ihre volle Befriedigung in der Erfüllung ihrer Pflichten, in der Arbeit.

2. Ueber die Verbreitung der Ameisen und deren Zahl.

Was die Verbreitung der Ameisenarten anlangt, so leben sie lieber in warmen Thälern oder auf sonnigen Bergwiesen als auf blumigen, aber kalten Alpenwiesen. Besteigt man die Alpen bis zu einer Höhe von 5000 Fuß, bis zur Knieholzregion, so werden die Ameisencolonieen sowie auch die verschiedenen Arten sehr spärlich, bis endlich keine Colonieen mehr zu finden sind, und bloß selten unter einem Steine sitzend oder auf den Wiesen herumirrend ein einzelner Arbeiter gefunden wird, welcher gewöhnlich zu irgend einer der Arten gehört, welche in der darunter liegenden Waldregion häufig vorkommen. Je höher man steigt und je kälter es daher wird, desto weniger Ameisen trifft man an. Dies läßt schon im voraus darauf schließen, daß, je südlicher man kommt, man desto mehr Arten man finden wird, und desto größer wird die Anzahl der einzelnen Arten sein. Und so verhält es sich auch in der That, nicht bloß in Bezug auf Europa, sondern auch auf der ganzen Erde. In den Tropenländern finden sich in dem kleinsten Bezirke Hunderte von Arten im bunten Wirrwarr vor, während dieselben gegen die Pole hin sehr spärlich werden. Manche Arten kommen in ganz Europa, manche nur an sehr beschränkten Oertlichkeiten, andere nur in Süd- und andere nur in Nord-Europa vor. Im Herzogthum Nassau kommen ungefähr 44 verschiedene Arten vor, während für ganz Europa bereits 109 Arten festgestellt sind.

Dritter Artikel.

Die Ameisen in den übrigen Welttheilen.

Nachdem wir das Wissenswürdigste über unsre einheimischen Ameisen in den vorhergehenden Abschnitten mitgetheilt haben, erscheint es uns angemessen, auch Einiges über die Ameisen anderer Welttheile zu sagen, da sie sich in mancher Hinsicht von den unsrigen unterscheiden und dies sowohl, was ihre größere Menge anlangt, als auch, was ihre Lebensweise betrifft.

Wenn wir die Berichte solcher Reisende in den Tropenländern lesen, die ihre Aufmerksamkeit auch den Ameisen zuwenden konnten, so weiß man in der That nicht, ob man mehr über die unbegreiflich große Zahl der Arten und ihre ungemein große Verbreitung, oder über die unbeschreiblichen Qualen und Belästigungen, die die Bewohner jener Länder von ihnen zu erdulden haben, erstaunen soll. Bloß innerhalb der Hütten, sagt Poeppig, der sich lange Zeit in Peru und Brasilien aufgehalten hat, und aus dessen höchst interessantem Reisewerk die nachfolgenden Mittheilungen genommen sind, unterscheidet man mühelos und ohne alle feinere Untersuchung sieben Arten als die lästigsten Mitbewohner; es sind Thiere, die man selten in Wäldern fern von den Wohnorten der Menschen auffindet, die hingegen diese und ihre Werke ebenso unermüdlich verfolgen und überall hin begleiten wie gewisse nicht minder feindselige Pflanzen — gewöhnlich Unkräuter genannt — die in dem mitten in der Wildniß neu angelegten Felde plötzlich erscheinen und die Anpflanzungen der Menschen verhindern, obwohl sie früher nie dort gesehen wurden. Ja, die Belästigungen dieser Thiere steigert sich in Brasilien am Amazonenstrom von einer Art so weit, daß sie die Bewohner ganzer Ortschaften zwingt, ihre bisherige Heimath zu verlassen und nach einer anderen Gegend, die von den Ameisen mehr verschont wird, auszuwandern. Hieraus läßt sich schon im voraus annehmen, daß die Anzahl der Ameisen in den Wäldern über alle Maße groß ist, sowohl in Rücksicht auf die einzelnen Arten, als auch auf die Anzahl der dazu gehörigen Mitglieder. Nicht bloß, daß jede Pflanzengruppe besondere Gattungen und sonst nirgends vorkommende Arten ernährt, sondern fast jeder Baum birgt ganz andere Arten unter seiner Rinde oder in hohlen Aesten als in den Blüthenachseln, andere in seinen Blüthenrispen oder Blü-

theuscheiden u. s. f. Viele leben wieder unterirdisch oder sind die Bewohner kunstreicher, theils erdiger, theils papierartiger Nester, die wiederum bald am Boden, oft mehrere Fuß hoch sich vorfinden, bald an den höchsten Baumästen aufgehängt sind. Manche Arten scheinen sich durch ihre Kleinheit dem Gesichte zu entziehen und machen sich nur bisweilen durch brennende, urplötzlich erhaltene Stiche bemerklich, wenn man gewisse Bäume erfaßt, um das Ersteigen eines Hügels zu erleichtern. Man bemüht sich dann umsonst, seinen heimtückischen Feind zu entdecken.

Nach solchen Mittheilungen wird der Leser nicht erstaunen, wenn er ferner erfährt, daß der Schaden, den die Ameisen an den Culturpflanzen anrichten, ebenfalls sehr bedeutend ist. In Cuba z. B. gibt es eine Ameise, — dort Viviagua genannt — welche ungefähr drei Linien lang und braunschwarz ist. Sie wird dem Kaffee dort zum furchtbarsten Feind und verursacht also den Leuten, die sich mit dem Anbau des Kaffees beschäftigen, den größten Schaden. In einem Tage schafft sie die Blätter eines vieläſtigen Kaffeestrauches fort. Auch vermag sie innerhalb weniger Stunden einen jungen sechs Fuß hohen Orangenbaum zu entlauben. Der Bau der Viviagua besteht aus einer vier bis acht Fuß tiefen Höhle von bedeutendem Umfang, allein ohne bestimmte Gestalt und einer Menge handhoher Seitenkanäle. Man unterscheidet ihn auf dem sehr reinlich gehaltenen Boden der Pflanzungen leicht durch eine flach wellenförmige, oft durch die Hitze gespaltene Auftreibung der Erdoberfläche, welche vermuthlich dadurch entsteht, daß die Trockenheit der Luft die dünne Kruste oder Erdrinde krumm zieht. Gerade durch diese Baue sind sie dem Kaffee gefährlicher als durch ihre Verwüstungen der Blätter, und sie können sogar auf diese Art den Verlust eines Menschenlebens herbeiführen. Es kommt nämlich nicht selten vor, daß das Pferd eines auf den breiten Seitenalleeen einer Kaffeepflanzung dahin gallopirenden Reiters mit den Vorderfüßen durch die Erdrinde in einen solchen Bau einbricht, wodurch nicht allein der Reiter oft weit weg geschleudert wird, sondern das Pferd auch Gefahr läuft, die Vorderbeine zu zerbrechen. Da die Gänge der Ameisen sehr unregelmäßig und weit entfernt vom Mittelpunkte des Nestes umherlaufen, so durchbeißen die Ameisen alle ihnen aufstoßenden Wurzeln des Kaffees. Der seiner Nahrung beraubte Strauch stirbt entweder sogleich ab, oder er wird von einer Krankheit befallen, welche in einer Verholzung der inneren Gefäße zu bestehen scheint, indem der erkrankte Stamm anstatt kräftiger wagrechter Aeste nur schwächliche und abstehende Zweige hervorbringt, an denen man sehr selten einige Blüthen, nie aber Früchte bemerkt. Alle salzige Theile werden so spröde, daß man ohne Mühe den stärksten Stamm mit den Fingern zerbricht und nach mehrmonatlichem Siegthum verdorrt der Strauch. Der auf diese Weise angerichtete Schaden ist auf manchen Pflanzungen außerordentlich groß und nimmt zu, je mehr der Boden aus dem hochrothen, eisenhaltigem Lehm besteht, der dort für Tabak- und Kaffeebau vorzüglich passend erachtet wird und einen großen Theil der Insel bedeckt, vermindert sich im schwarzen Lande, ist aber dann unübersehbar, wenn durch schlechte Verwaltung oder Mangel an Arbeitern jene Insecten sich in großer Menge eingenistet haben. Zu ihrer Bekämpfung gibt es nur ein Mittel, das sehr mühsame Aufgraben, Anzünden und lange Erhalten von großen Feuern in den aufgedeckten Höhlungen. Alle Versuche durch Verbrennen von Schwefel u. s. w. in den Höhlungen, um die Vertilgung um so schneller zu bewirken, sind mißlungen; denn unglaublich ist es, wie unempfindlich diese und andere Insekten Amerikas gegen Dinge zu sein pflegen, mit denen man in Europa sie theilweise bekämpft. Die Orangenbäume sucht man wie andere Fruchtbäume durch Theer, den man auf einen Gürtel von Baumwolle streicht und den Stamm damit umgibt, zu sichern; ein wirksames Verfahren, was jedoch immer erneuert werden muß; denn der

seiner Blätter beraubte Baum stirbt entweder ganz ab oder trägt im nächsten Jahre keine Früchte.

Eine andere außerordentlich kleine, rothgelbe Ameise bewohnt zu Tausenden die Häuser der Menschen und scheint besonders des Nachts thätig zu sein. Sie stellt allen Süßigkeiten mit unbeschreiblicher Gier nach und weiß mit größter List oder Beharrlichkeit zu ihnen zu kommen. Durch ihre Kleinheit begünstigt, vermag sie durch die geringsten Oeffnungen eines Propfes einzudringen, und man sieht sich oft genöthigt, den eingedickten Zuckerschaft, der in jenem feuchten Klima die Stelle des gewöhnlichen Zuckers vertritt, wegzuschütten, weil er zum Grabe einer ansehnlichen Masse von Ameisen geworden ist. Diese Ameise enthält von allen Verwandten die größte Menge von Ameisensäure; denn das Riechen an einer Tasse mit Resten von Syrup erfüllt, in der man einige Hunderte dieser kleinen Räuber zerquescht hat, bringt Kriebeln in den Augen und Niesen hervor. Aus diesem Grunde geben ihr wahrscheinlich auch die Peruaner zum medicinischen Gebrauche vor anderen den Vorzug. Sie nistet in den Winkeln der Häuser, gemeinhin unter den hölzernen Eckpfeilern, und ist durch keine Kunst zu vertreiben, indem jene mehrere Fuß tief in den Boden eingegraben, es unmöglich machen, zu den Höhlen der Erbfeinde zu gelangen. —

Diejenige Ameise, welche in Peru die rothe genannt wird, ist rostfarbig und von geringer Größe; unter den Arten, welche die Häuser bewohnen, ist sie die zahlreichste; denn Fußboden, Papiere und Koffer wimmeln von ihr. Kaum vermag irgend eine Vorsicht die eßbaren Dinge oder die eingesammelten Thiere gegen sie zu schützen, und man ist oft der Verzweiflung nahe, wenn man trotz der größten Aufmerksamkeit dennoch die Insekten, die man mühevoll gesammelt hat, ihren Angriffen nicht zu entziehen vermochte, oder einen kleinen Kolibri, den man durch Umgebung mit Wasser gesichert glaubte, am andern Morgen zerfressen findet. Manchmal ist es völlig unbegreiflich, wie sie zu einem Gegenstande gelangen, den man wohl verwahrt glaubte, indessen macht ein herabfallender Strohhalm, ein Zwirnfaden für sie eine Brücke, auf der die Legionen sogleich die Schüssel mit Wasser passiren, in deren Mitte auf einem Gestell die frischen Vögel oder Insecten liegen.

Wieder eine andere nennen die Brasilianer „die unterirdisch Bauende." Sie ist etwa drei Linien lang, von rein schwarzer Farbe, mit verhältnißmäßig sehr langen Füßen, welche ganz besonders die Classe der Arbeiter auszeichnen. Selten siedelt sie sich unter denjenigen Häusern oder in ihrer unmittelbaren Nähe an, welche man aus Vorsicht mit einem hartgestampften Tennenboden umgab; wo Rasenboden bis an die Wände reicht, darf man sich gegen ihre schädlichen Niederlassungen nie sicher achten. Sie gleicht im Aeußern ziemlich der Kaffeeameise Cubas, allein ihre Baue unterscheiden sie; denn sie begnügt sich mit der Anlegung einer engen, aber sehr tiefen walzenförmigen Höhle, von welcher in allen Richtungen Gänge, kaum von der Dicke einer Rabenfeder, nach den davon getrennt liegenden Magazinen der Puppen führen. Sie hat die Gewohnheit, die wenigen Hauptzugänge ihres Baues an der Erdoberfläche mit einem kleinen trichterförmigen Wall aus künstlich abgerundeten, aber sehr kleinen Körnern von Erde zu umgeben, und verräth sich so in den Pflanzungen den sie eifrig verfolgenden Peruanern. In großen Zügen begibt sie sich nach irgend einem zum Opfer ersehenen Baum, wählt dazu aber nur die Tagesstunden und fägt aus den Blättern mittelst sehr starker Freßzangen unregelmäßige Stücke, die sie senkrecht gestellt, eiligst nach ihren Höhlen oft mehrere tausend Schritte weit fortträgt. Nichts ist der Sonderbarkeit des Anblicks eines solchen Zuges, der nur in zwei Richtungen laufenden Thiere vergleichbar; die unbeladen Zurückkehrenden drängen sich durch zwischen den beladen Abziehenden, und, man meint eine handbreite Colonne von rasch wandernden Blättern zu sehen. Ein leises sumsendes Geräusch, in der

Stille der Waldung leicht hörbar, entsteht durch das eilige Laufen auf vertrockneten Baumblättern und durch das gegenseitige Anstreifen der grünen Beute, deren Träger in buntem Gewimmel sich an Schnelligkeit zu übertreffen suchen. Merkwürdig ist die unbezwingbare Geduld, mit der eine solche Ameise das ihr vielfach entrissene Blatt wieder aufnimmt, und die Unermüdlichkeit mit der sie durch die Schwere der Last, das Gedränge oder den Stab des Beobachters umgeworfen, sich von neuem aufrichtet und davon zu eilen sucht. Raubt man einer so fleißigen Arbeiterin ihr Stück vom Baumblatt, so läuft sie ängstlich umher nach einem andern und ergreift das ihr vorgehaltene fremde. Dann entsteht ein Kampf zwischen ihr und der ursprünglichen Eigenthümerin, der nach langem Umherzerren damit endigt, daß die Beraubte aus dem fremden Blatt ein Stückchen herausbeißt, um mit ihm alsbald eiligst davon zu laufen. Den Menschen sind sie nicht gefährlich, und man begegnet in den Wäldern oft solchen Zügen, denen man wohl eine Viertelstunde weit folgen muß, um an den armen und halb entlaubten Baum zu gelangen, der lange an den Folgen dieses Besuchs und der durch ihn entstandenen Krankheit zu leiden hat, in vielen Fällen sogar eingeht. Eigenthümlich ist dieser Ameise die Gewohnheit, nicht alle Zweige eines zum Opfer ersehenen Baumes der Blätter zu berauben, sondern stets einige zu verschonen; daß sie nur auf gewisse Pflanzen ausgeht und sehr viele nie antastet, ist leicht erklärlich, da unter der Menge von Bäumen sehr giftige, harzreiche und bittere vorkommen. Um sich von dieser Ameise zu befreien, gräbt man in Pampayaco ihre Höhlen auf und zwingt sie durch eingeschütteten und ungelöschten Kalk zur raschen Auswanderung. —

Die bisher beschriebenen Arten achten gewissermaßen noch das Hausrecht oder die Gastfreundschaft und versuchen es nie, den Menschen zu verletzen. Allein in den Hütten der Peruaner ergibt sich Gelegenheit, die unangenehme Bekanntschaft mit einer noch unfreundlicheren Ameise zu machen. Sie wird dort ebenfalls die rothe Ameise genannt und baut sich stets neben dem großen Feuerplatze an, der nach dortiger Sitte die eine Ecke der Hütte zum Behufe des Kochens und Räucherns des Wildprets einnimmt, und durchbohrt den Boden mit zahlreichen Oeffnungen. Selten sieht man sie häufig am Tage, allein Wehe dem Unvorsichtigen, der vielleicht im Dunkeln dem Platze sich nahet, um eine Kerze anzuzünden. Im Augenblicke sind die Füße mit den Räubern überdeckt, die eben nach dem Abfall der Speisen suchen, und man erhält zahlreiche Bisse, die zwar ein empfindliches, aber auch im Augenblicke vergehendes Brennen hervorbringen.

Der englische Naturforscher, Hawkesworth beschreibt in seinem Bericht von Cooks erster Reise eine Ameisenart aus Neusüdwales folgendermaßen:

Einige Ameisen sind so grün wie ein Blatt und leben auf den Bäumen, wo sie ihre Nester von der Größe eines Menschenkopfes bis zu der einer Menschenhand bauen. Diese Nester haben einen schönen Bau; sie werden gebildet, indem mehrere Blätter niedergebogen und deren Spitzen zusammen geleimt werden, so daß eine Art Beutel oder Sack entsteht. Der dazu gebrauchte Leim ist ein thierischer Saft. Das Verfahren des ersten Biegens der Blätter hatten wir keine Gelegenheit zu beobachten; wir sahen aber Tausende alle ihre Kraft vereinigen, um sie in dieser Lage zu halten, während andere Massen beschäftigt waren, den Leim anzubringen, damit sie nicht wieder in ihre frühere Stellung zurückkehrten. Um uns zu überzeugen, daß die Blätter von diesen kleineren Arbeitern heruntergebogen und fest gehalten wurden, störten wir dieselben. Sobald wir die Ameisen fortgetrieben hatten, sprangen die Blätter mit solcher Kraft wieder empor, daß wir uns kaum denken konnten, die Ameisen hätten durch Vereinigung aller ihrer Stärke dieselben zu biegen vermocht. Obgleich wir unsere Neugier auf ihre Kosten befriedigten, blieben die Störungen nicht ungerächt; denn Tausende von Ameisen fielen uns sogleich an und verursachten uns unerträglichen Schmerz durch

ihren Stachel, welcher eben so schmerzhaft wie der einer Biene war, obgleich der Schmerz nicht länger als eine Minute anhielt.

Die meisten Eigenthümlichkeiten zeigt endlich die Wander- oder Visitenameise. In der Incassprache wird sie Guagua-niaguë genannt, ein Name, den man „welche die Augen weinen macht," mit vielem Rechte übersetzt; denn ist der Biß auch nur für wenige Minuten empfindlich, so erhält der Unvorsichtige gleichzeitig zu viele, um sie lächerlich finden zu können. Wo dieses muthige Insect sich aufhält, ist unbekannt; denn in endlosen Zügen kommt es aus der Wildniß hervor und verschwindet auch wieder in derselben. Meistens nur in der Regenzeit sichtbar, ist kaum vorherzusagen, in welcher Richtung die wandernden Haufen ankommen werden; allein man sieht sie nicht ungern, weil sie den Pflanzungen keinen Schaden bringen, wohl aber unzählige verderbliche Insecten anderer Gattungen und selbst Amphibien und kleine Säugethiere vernichten. Die breiten Reihen bewegen sich unbekümmert um alle Hindernisse vorwärts, dicht gedrängt an einander marschieren die Millionen des stundenlangen Zuges, während zu beiden Seiten die Krieger durch Größe und Farbe ausgezeichnet, geschäftig hin- und herlaufen, bereit zur Vertheidigung, allein auch beschäftigt mit der Aufspürung und der ersten Festhaltung der Thiere, die das Unglück haben, sich ihnen weder durch Gewalt noch Schnelligkeit entziehen zu können. Nahen sie sich einem Hause, so öffnet ihnen gerne der Besitzer alle Behältnisse, Kisten und Kasten und weicht ihnen aus; denn was irgend sich innerhalb des Palmendaches an schädlichem Gewürm eingenistet haben mag, die Insecten und Larven, die in geheimer Thätigkeit dem Menschen ungeahnten Schaden zufügen, das Alles ziehen sie an das Licht oder zwingen es zur schleunigen Flucht. Nicht der geheimste Winkel der Hütten entgeht ihren Nachforschungen, und das Thier, das ihre Ankunft abwartet, ist unfehlbar verloren. Sie bewältigen sogar große Schlangen nach dem Berichte der Eingebornen; denn rasch schließen die Krieger einen Kreis um das sich sonnende Reptil, das nach dem Erblicken seiner Feinde sich zu retten sucht. Allein umsonst ist die Bemühung; denn rasch haben sich sechs und mehr Feinde angehängt, und während das gepeinigte Thier durch eine einzige Wendung sich zu befreien sucht, verhundertfacht sich die Zahl seiner Gegner, die kleinen Geschlechtslosen oder Arbeiter des Hauptzuges stürzen tausendweise herbei, und wie die an unzähligen Punkten verwundete Schlange sich winde, so wird von ihr in wenigen Stunden Nichts mehr als ein wohlgereinigtes Gerippe da sein. Nach derselben Beobachtung ruht des Nachts das unüberwindliche Heer aus, indem es sich in Kugeln, den größten Kürbissen vergleichbar, zusammenballt. Nahet der Morgen, so lösen sich diese Ansammlungen auf, und in gerader Linie setzt der Zug sich fort. Nur die Nässe scheint ihnen unwillkommen; denn nach heftigem Regen findet man die marschirenden Reihen halb erstarrt und nur einer langsamen Bewegung fähig, und entspricht es sonst ihrer Richtung, so ziehen diese Ameisen die von den Menschen gebahnten Fußwege dem hohen feuchten Grase vor. Dann aber sieht auch der Wanderer sich genöthigt, ihnen auszuweichen; denn die kaum zwei Fuß breiten Pfade der Wälder sind eben dem Zuge breit genug, und der wird durch empfindliche Bisse seine Kühnheit oder Unvorsichtigkeit büßen, der dennoch den Durchgang zu erzwingen sich vornimmt. Kaum schallt der Tritt des Herannahenden, kaum pflanzte sich im lockern Boden die Erschütterungen warnend fort, so eilen auch schon die seitwärts ziehenden Krieger in der Richtung des vermutheten Feindes mit besorglicher Emsigkeit und mit unverkennbarer Kampflust davon, während der Hauptzug auf solchen Schutz vertrauend sich ruhig fortgewegt. Da oft keine Möglichkeit da ist, den Pfad zu verlassen, so bleibt dem Wanderer oder Jäger, wie beladen er auch sei, kein anderes Mittel, als sich in möglichst schnellem Laufe und weiten Sprüngen durch das Heer zu retten, dessen Ende nicht immer schnell erreicht wird. Dennoch entkommt er nicht ohne Bisse. Allein nur

wenige Augenblicke stehen zu bleiben, nachdem man selbst entdeckt war, würde Hunderte von Feinden herbeilocken. Begegnet man diesen leicht erzürnten Insekten im hohen Grase, so ist man sicher, im Augenblicke bis zum Knie von ihnen überdeckt zu sein. Mit ihren großen Zangen beißen sie sich fest, und das einzige Mittel der Befreiung ist das Zerquetschen der Angreifenden mit der flachen Hand. Der Biß ist schmerzhaft in den ersten Augenblicken, allein bald bleibt ein leichtes Brennen und Röthe der Haut zurück, nicht zu vergleichen mit dem wespenartigen schmerzenden Stich der Ameisen des Triplarisbaumes, oder des großen Jusula, die der Indier mit allem Rechte fürchtet, da ihre Verwundung in dem empfindlicheren Menschen die bedenklichsten Zufälle hervorzubringen vermag.

In manchen Gegenden freut man sich über die Ankunft dieser Ameise nicht allein, weil sie die Hütten der Bewohner von allem Ungeziefer reinigen, sondern auch noch aus einem anderen Grunde. Wenn diese Ameisen in den Monaten August, September, October und November, welche dort die heißesten Monate sind, aus ihren unterirdischen Höhlen hervorbrechen, so geben die Einwohner wohl Acht, daß ihnen ein Leckerbissen, ja ein Erwerbszweig nicht entgehe. Gewöhnlich brechen die Ameisen nach einem Nachmittagsregen und einer darauf folgenden heiteren Nacht und warmen Morgen von zehn bis drei Uhr hervor. Nun holen die auflauernden Einwohner schnell ein Faß Wasser und stellen es nahe an den Ort, wo die Ameisen vorbeikommen; unter diesen sind mehrere von fast zwei Zoll Länge, nämlich die geflügelten Weibchen. Diese werden von den Ameisenfänger, welcher in dem Fasse mit Wasser steht, vermittelst eines gespaltenen Rohrstäbchens gefangen; der Hinterleib, an Form und Farbe einer kleinen Olive gleich, wird abgerissen und in einen Kessel geworfen, wo man sie am Feuer röstet und so ein köstliches Gericht, Ameisenpastete genannt, bereitet. —

Der freundliche Leser, der unsern Mittheilungen bis hierher gefolgt ist, wird eingestehen müssen, daß solche Thatsachen, wie wir sie mitgetheilt haben, für den Beobachter einen hohen, unwiderstehlichen Reiz haben müssen, und er wird es begreifen und erklärlich finden, daß ein englischer Naturforscher, der sich lange Zeit mit dergleichen Beobachtungen beschäftigte, endlich ausrufen konnte:

O der großen, der interessanten Welt, die bald zu unseren Füßen liegt, bald sich über unsere Häupter erhebt! O der Weisheit, des Verstandes, der Macht, die sich in den verachtetsten Insekten zeigt, in Thierchen, welche von der halben Welt mit Füßen getreten und schauderhaft zermalmt wird! Wir kennen kein Studium, welches das Interesse in höherem Grade zu fesseln vermöchte als das Studium der Insekten, als das Lesen der in so kleinen Buchstaben in die Schöpfung gezeichneten Worte der ewigen Schönheit, Macht, Liebe und Weisheit, durch welche Gott die Welt erschaffen — keines, das ein zuverlässigerer Helfer und Retter für diejenigen wäre, welche kranken Herzens und mühselig und beladen sind, für die Liebloſen sowohl, als für die Liebenden! Das Reizendste der Insektenkunde aber, glauben wir, ist der Ameisenhaufen!

Die Nahrungsmittel des Menschen. *)

2. Die Gemüse.

Von August Vogel.

Unter den Speisen, welche der Mensch dem Pflanzenreich entnimmt, spielen bekanntlich die Gemüse eine nicht unwichtige Rolle. Wir begreifen unter dem Namen Gemüse alle den Menschen zur Nahrung dienenden pflanzlichen Speisen mit Ausnahme der Getreidearten und Obstsorten. Am einfachsten theilt man die

*) Siehe Bd. V. 1. Heft pag. 54. — 1. das Brod.

Gemüse in drei große Klassen und zwar erstens in die Hülsenfrüchte: Erbsen, Bohnen und Linsen, dann in die Wurzelgewächse: Kartoffeln, Rüben u. s. w. und endlich in die Kräuter: Spinat, Kohl, Salat u. a. m.

Was den eigentlichen Nahrungswerth der Gemüse anbelangt, so besteht in dieser Beziehung unter denselben ein so großer Unterschied, daß man sie beinahe nicht unter einander vergleichen kann. Während nämlich alle Fleischsorten doch einigermaßen im Nahrungswerthe übereinstimmen oder sich nahe stehen, so sind einzelne Gemüssorten, wie z. B. die Hülsenfrüchte nahrhafter als Fleisch, dagegen Krautgewächse, unter andern der Salat, so arm an Nahrungsstoffen, daß man sie kaum in die Klasse der Nahrungsmittel zählen kann. Die Frage, ob der Mensch von Gemüsen allein leben könne, beantwortet sich demnach ganz einfach mit Ja, wenn wir die so überaus nahrhaften Hülsenfrüchte mit zu den Gemüsen zählen, dagegen offenbar mit Nein, wenn diese ausgeschlossen bleiben sollen.

Ueber den Nahrungswerth der pflanzlichen Nahrungsstoffe sind von vielen Chemikern zahlreiche Versuche angestellt worden, deren Einzelnheiten natürlich nicht hierhergehören. Sie betreffen dreierlei Arten von Bestandtheilen der Gemüse und zwar diejenigen, welche Muskeln, Nerven, Gewebe des menschlichen Körpers bilden, dann die Stärkmehl haltigen, welche zur Fettbildung und Erzeugung der thierischen Wärme beitragen, und endlich die Aschenbestandtheile, welche zur Bildung des Knochengerüstes verwendet werden. Fast ausschließlich beziehen sich aber diese Untersuchungen auf die rohen Nahrungsstoffe; das ist recht gut für diejenigen Gemüse, die wir gewöhnlich ungekocht genießen, wie z. B. Salat, Meerrettig und einige Rübensorten. Für die anderen Gemüse aber, welche dem Menschen nur im zubereiteten Zustande zur Nahrung dienen, scheint uns dies nicht ganz ausreichend zu sein. Offenbar erleidet die Kartoffel z. B. doch eine wesentliche Veränderung durchs Kochen, nicht allein, daß sie weicher und dadurch verdaulicher wird, sondern auch in Beziehung auf ihren Nahrungswerth, indem sie ja so gut wie Fleisch, welches in Wasser gekocht wird, an dieses lösliche Stoffe, wenn auch in weit geringerer Menge abgibt, die also für die Ernährung verloren gehen. In neuester Zeit hat man angefangen, diese Lücke durch Untersuchungen der Gemüse, wie sie auf den Tisch kommen, auszufüllen, wobei freilich nicht zu übersehen ist, daß die Art der Zubereitung in der Küche oder das Talent der betreffenden Köchin nicht ohne Einfluß bleiben kann, indeß ist der Unterschied der Zubereitung auf den eigentlichen Nahrungswerth bezogen, doch lange nicht so groß, als man denken sollte, jedenfalls aber gibt die Nahrungsstoffbestimmung eines für den Tisch zubereiteten Gemüses ein deutlicheres Bild von dem Werthe der Ernährung als die des rohen Stoffes.

Die Hülsenfrüchte übertreffen, was den Nahrungswerth anbelangt, bei weitem die Cerealien und unterscheiden sich von diesen namentlich dadurch, daß man sie nicht zur Gewinnung eines brauchbaren Brodes benützen kann. Dies rührt daher, daß den Hülsenfrüchten ein zum Brodbacken nothwendiger Bestandtheil, der Kleber, abgeht. Es ist kein Zweifel, wenn die Hülsenfrüchte auch Kleber enthielten und somit zur Herstellung eines Nahrungsmittels in so bequemer haltbarer Form, wie das Brod, geeignet wären, würden die Cerealien bei weitem nicht die bedeutende Stelle in der Landwirthschaft und im Haushalte haben, als sie jetzt mit Recht einnehmen. Der Nahrungswerth der Hülsenfrüchte ergibt sich am Klarsten aus einer von Moleschott zusammengestellten Uebersicht im Vergleiche mit den übrigen Nahrungsmitteln. Zu dem täglichen Kostmaß eines arbeitenden Mannes bedarf man

Linsen 491 gramm,
Schminkbohnen 576 grm.
Erbsen 582 grm.
Ackerbohnen 590 grm.

Da nun von Weizenbrod 1444 grm., von Ochsenfleisch 614 grm. zu einem vollständigen Kostmaß erforderlich sind, so sehen wir daraus, daß die Linsen beinahe um das Dreifache das Weizenbrod an Nahrungsstoffen übertreffen, ja sogar das Ochsenfleisch noch hinter sich lassen. Es wäre also viel vortheilhafter und billiger, sich ausschließlich mit Linsen und Erbsen zu ernähren; nur ist dabei der Grad der Verdaulichkeit der Nahrungsmittel nicht unberücksichtigt zu lassen, indem Brod und Fleisch, wenn gleich sie eigentlich geringeren Nahrungswerth bieten, besser und leichter verdaut werden als Hülsenfrüchte. Hierzu kömmt noch, daß der große Schwefelgehalt der letzteren von manchen Personen, namentlich dann, wenn sie weniger körperlich anstrengende Arbeit haben, nicht gut vertragen wird.

Will man aus Hülsenfrüchten eine nahrhafte und gesunde Speise bereiten, so ist es vor Allem nothwendig daß sie möglichst weich gekocht genossen werden. Bekanntlich werden Hülsenfrüchte, die man in hartem Wasser kocht, auch nach längerer Zeit nicht weich; dies rührt von dem Gehalte an Gyps und kohlensaurem Kalk des Wassers her, welche mit einigen Bestandtheilen der Gemüse ein festes Gerinsel bilden. Hierin liegt also der Grund, warum zum Kochen von Erbsen, Bohnen und Linsen Regenwasser, Flußwasser oder weiches Quellwasser dem harten Brunnenwasser vorzuziehen ist.

Trügerische Speculation hat den großen Nahrungsschatz der Hülsenfrüchte zum Nachtheile kurzsichtiger Menschen gemißbraucht und unter viel versprechenden ausländischen Namen, wie z. B. Revalenta arabica und andere, ächt deutsches Linsen-, Bohnen- und Erbsenmehl zu hohen Preisen in den Handel gebracht. Da nun überdies die wunderbarsten Heilkräfte, welche aber den Hülsenfrüchten natürlich gar nicht zukommen, jenen geheimnißvollen Wunderpulvern angepriesen wurden, so konnte es nicht fehlen, daß diese sogenannten Kraftmischungen eine Zeit lang beim großen Publikum, welches sich ja zu allem Neuen, namentlich wenn es mit einem Schein des Geheimnißvollen umgeben ist, hingezogen fühlt, unverdienten Eingang fanden. Zum Glück ist mit Hülfe der Chemie und des Mikroskopes das Betrügliche dieses Handelsartikels jetzt gehörig aufgedeckt worden, und wir wissen jetzt wohl, daß ein Teller Erbsen- oder Linsensuppe, welche kaum einige Kreuzer kostet, ebenso viel werth ist, als eine Schachtel Revalenta arabica um einen Thaler.

Ungleich ärmer an Nahrungsstoffen als die Hülsenfrüchte sind unter den Gemüsen die Wurzelgewächse. Sie enthalten durchschnittlich ungefähr nur viermal so viel Nahrungsstoffe, als die Obstsorten. Am natürlichsten theilt man die als Gemüse dienenden Wurzeln in stärkmehlreiche, zuckerreiche, Pflanzenschleim enthaltende und fettreiche ein. Wegen ihrer allgemeinen Verbreitung behaupten unter den Wurzelknollen die Kartoffeln den ersten Rang. Sie enthalten durchschnittlich mehr als $^3/_4$ ihres Gewichtes Wasser, was im Vergleiche zu anderen Gemüsen noch nicht einmal viel ist, indem die Kohlraben, gelben und weißen Rüben über 80 Procente, Gurken und Radischen, — überhaupt die wasserreichsten unter allen Speisen, — 96 Procente Wasser enthalten. Schon beim Brode haben wir die Bedeutung der Kartoffel als Nahrungsmittel besprochen, weßhalb hier nur noch erwähnt werden mag, daß das Kostmaß eines Arbeiters an Kartoffeln beinahe 10 Kilogramme betragen würde, was eine mehr als dreifach zu große Zufuhr von Speisemasse, welche nicht in Fleisch und Blut übergeht, voraussetzt. Wenn nun die Wurzelgemüse in Hinsicht ihres Nahrungwerthes keinen hohen Rang unter den Nahrungsmitteln einnehmen, so sind sie dagegen nicht ohne Bedeutung für die Ernährung durch ihren Gehalt an mineralischen Bestandtheilen, namentlich an Phosphorsäure und Schwefelsäure. Die Pastinaken und gelben Rüben enthalten am meisten Kalk- und Bittererde, erstere sind unter den Gemüsen am eisenreichsten.

Was nun endlich die Kräuter, Blätter, Schößlinge u. s. w., welche als

Gemüſe genoſſen werden, betrifft, ſo iſt ſchon bemerkt worden, daß ſie wohl als paſſende Zuſpeiſen zu Fleiſch und Brod, nicht aber als eigentliche Nahrungsmittel betrachtet werden können. Hierher gehören der Spinat, die Brunnenkreſſe, die Kohlarten, der Salat, die Endivie, welche bald roh bald gedämpft gegeſſen werden. Ein Stoff, der in allen dieſen Gemüſen vorkömmt, das Blattgrün, iſt wohl ohne alle Bedeutung für den menſchlichen Organismus, da er bekanntlich unverändert ausgeſchieden wird. Das bekannte Sauerkraut, entſtanden aus der Gährung des Weißkrautes, wobei ſich Milchſäure, Eſſigſäure und Butterſäure bilden, wirkt eben durch dieſe Säuren auf die Verdauung; ſein Nahrungswerth iſt übrigens nach neueren Verſuchen verhältnißmäßig ſehr gering.

Der üble Geruch, den manche Gemüſe, wie z. B. Kohl, beim Kochen entwickeln, rührt zum Theil von einer flüchtigen Schwefelverbindung her, die mit dem Waſſerdampf entweicht. Dieſer Geruch iſt beſonders wahrnehmbar, wenn mit dem Waſch- oder Kochwaſſer der Gemüſe die Fußböden geſcheuert werden, weßhalb es nicht zu rathen iſt, ſolches Waſſer zur Reinigung zu verwenden.

Ohne Zweifel iſt die Zahl der als Gemüſe eßbaren Pflanzen weit größer als die Zahl derer, die gegenwärtig gegeſſen werden. Dies erkennt man ſchon daraus, daß faſt alljährlich der Gemüſeſchatz noch durch neue mitunter ziemlich abenteuerliche Entdeckungen bereichert wird. Vorläufig danken wir aber für derlei Delikateſſen und wollen uns an unſern bisher üblichen gemeinen Gemüſearten genügen laſſen, namentlich wenn uns hin und wieder ein Stück Fleiſch oder Braten dazu beſcheert wird. Den Koſtgebern aber, welche wirklich ihre arbeitenden Dienſtboten lediglich mit Gemüſen abzufüttern beabſichtigten, möchten wir mit Mulder den Rath geben, ihren Dienſtleuten bisweilen in den Mund zu ſchauen, wo ſie dann erkennen würden, daß deren Zähne ebenfalls wie die herrſchaftlichen nach Fleiſchfreſſerart gebaut und daher auch von der Natur auf Fleiſchkoſt angewieſen ſind. Von den Speiſen aus dem Thierreiche aber das nächſtemal.

Dies und Das.

Wie Kaiſer Karl der Große den Hochmuth ſeiner Hofleute ſtrafte, und der Sucht, koſtbare Kleider zu tragen, entgegen zu wirken ſuchte, zeigt eine Begebenheit, die uns Chroniken jener Tage berichten. Er hatte oft dagegen geeifert, daß ſeine Hofleute ſich über die Maßen putzten, während er ſelbſt wie ſeine Franken in ein einfaches Schaffell gekleidet einherging, das aber wollte Nichts verfangen. Da dachte er an ein einſchlagenderes Mittel. Als er einſt in einer Stadt des nördlichen Italiens weilte zur Einſetzung eines Biſchofs und eben aus der Kirche kam, überblickte er ſeine Hofleute im überſchwenglichſten Putze. Da richtetete er ſich plötzlich auf und rief: Laſſet uns Alle auf die Jagd gehen, daß wir Etwas erbeuten, um nicht im Müßiggang der Trägheit zu verfallen! Aber ein Jeglicher in dem Kleide, das er eben trägt! Es war ein kalter Regentag; die Luft rauh, die Wege ſchmutzig, Wald und Buſch triefend von Näſſe. Da war Nichts einzuwenden. Der Kaiſer gebot, und Folge zu leiſten beugte ſich Jeder, wenn auch insgeheim Mißmuth Alle ergriff; denn der Kaiſer trug den weißen einfachen Schafpelz und dran das Schwert gegürtet. Die Hofleute aber kamen eben von Padua, dahin die Venetianer alle Prachtſtoffe des Morgenlandes zu Kauf gebracht. Der Putz, den ſie ſich gekauft um theures Geld, beſtand in den Häuten prachtvoll gefiederter Vögel, glänzend in den lebhafteſten Farben, die zu Kleidern zuſammengeſetzt waren, beſetzt mit der Hals- und Rückenhaut und den Schwanzfedern des Pfaues, mit tyriſchem Purpur und hochgelber Seide, Andere trugen Marder- und Hermelinfelle. So mußten ſie mit dem ſchonungsloſen Kaiſer durch Dick und Dünn, durch Dornen und Geſtrüppe, durch naſſe Hecken und unter triefenden Bäumen weg; mußten das erlegte Wild abſtreifen und ausweiden, Felle und Fleiſch auf ihre Pferde nehmen — und kehrten dann beutereich zwar, aber zerriſſen, zerlumpt und durch und durch naß heim. Kaiſer Karl aber ſprach, als ſie zur Stadt zurückgekehrt: Keiner ziehe Pelz oder Gewand aus, bis wir zum Schlafen gehen, damit Alles auf unſerm Leibe trockene! — Jetzt trat erſt die Noth ein, denn alle froren gräulich. Sie ſuchten das Feuer überall auf, um ſich zu trocknen. Bis tief in die Nacht mußten ſie bei ihrem Kaiſer und Herrn weilen, und als endlich die Stunde ſchlug, da der Kaiſer zu Bette ging, da zogen ſie die an den Leib angetrockneten feinen Kleider aus, die nun in viele Fetzen zerriſſen. — Aber noch war des Kaiſers Strafe und Züchtigung nicht zu Ende. Am andern Morgen erging ſein Befehl, Jeder ſolle in eben dem Kleide, das er geſtern getragen, wieder vor ihm erſchei-

nen! Das war aber ein Jammer! Sie kamen in Fetzen und Lumpen, abscheulich aussehend daher und waren niedergeschlagen über den Verlust der hohen Summen, welche die kostbaren Kleider gekostet, und über die Schmach, in solchem zerfetzten Aufzuge erscheinen zu müssen.

Der Kaiser mochte heimlich lachen, aber er blickte finster drein, hielt ihnen ihre Verschwendung vor und ließ von seinem Leibdiener seinen Schafpelz herbeibringen, der rein und ganz und glänzend war, wie er gestern gewesen, und sprach: O ihr Thörichtsten aller Menschen, welches Pelzwerk ist nun kostbarer und nützlicher, meines hier, das als für ein Geringes gekauft, oder das Eure da, welches hohe Summen gekostet? — Da schlugen sie die Augen zur Erde, denn Keiner mochte von seinem Zornblick getroffen werden. Im Jahre 808 nach unsres Herrn Geburt aber erließ der Kaiser ein Gesetz, dem Kleideraufwande zu steuern, das zugleich die höchsten Preise bestimmte, welche ein Kleidungsstück kosten durfte, und schwere Strafen auf die Uebertretung setzte.

Eine Anekdote. Zur Zeit des Wiener Monarchen-Congresses befand sich der Syndicus Gries als Vertreter seiner Vaterstadt, der Hansestadt Hamburg, bei dem Congresse und hatte dort vielen Umgang mit Friedrich Schlegel. Dieser war sehr neckischer Natur und liebte es, seiner Laune in allerlei Weise den Lauf zu lassen, besonders liebte er es, durch Buchstaben- oder Wortversetzungen seinem Witze Bahn zu machen.

Gries litt gerade um diese Zeit an einem Hautausschlage, der ihm nicht nur sehr unbequem und lästig, sondern auch darum unangenehm war, weil er sich auch an den Händen zeigte, ob er gleich mit der Krätze oder, wie sich das Volk ausdrückt: „dem Grinde“ durchaus Nichts gemein hatte. Von Seiten Schlegels mußte er indessen manche Neckerei hinnehmen. Eines Morgens vor der Sitzung begegnete ihm Schlegel, der in der besten Laune war. Er rief ihm ihm zu: Guten Morgen, mein lieber Gryndicus Sies!

Gries besann sich nicht lange und erwiederte: Guten Morgen, mein lieber Hofrath Schriedrich Flegel.

Afrika, dessen Inneres jetzt mehr und mehr für uns aus seiner räthselhaften Dunkelheit an's Licht tritt, ist ein Land der wunderbarsten Eigenthümlichkeiten. In keinem Welttheile mochte sich indessen der Mensch auf einer tieferen Stufe finden als das Volk der Doko's im Innern dieses Welttheils. Der Missionär Krapf erzählt von diesem Volke: „Die Doko's haben keinen Häuptling, kein Gesetz, „keine Waffen, keine Wohnungen, keine Ehe und Familie; sie jagen nicht, sie graben und säen nicht „und leben bloß von Wurzeln, Früchten, Mäusen, Schlangen, Ameisen, Honig 2c. Sie klettern auf „Bäumen umher wie die Affen. Beide Geschlecher gehen vollkommen unbekleidet. Sie haben dicke, „hervorragende Lippen, platte Nasen und kleine Augen, das Haar lang und fließend. Nägel an „Händen und Füßen lassen sie lang wachsen, um sie wie Krallen beim Ausgraben der Wurzeln und „Ameisen und zum Zerreisen von Schlangen, die sie roh verschlingen, zu gebrauchen. Feuer ist ihnen „unbekannt. Aber etwas Putz lieben sie doch: sie tragen gerne Halsbänder von Schlangenknochen „und Holzringe in den Ohren u. s. w.“ Gott erbarme sich! Was haben da christliche Missionäre für ein weites Feld, aber auch welche Arbeit! So tief steht kein Volk auf Erden.

Wie die Steuerheber in Aegypten verfahren, wird folgender Vorfall beweisen. Vor einigen Jahren kam ein Steuererheber in das Haus eines armen Bauern, welcher im Rückstand mit seinen Steuern war und in seiner Armuth auch keine Mittel hatte, sie zu bezahlen. Dreißig Thaler betrug die Summe derselben. Eine Kuh etwa im Werthe von 80 Thalern war das einzige Besitzthum des Armen, aber auch die Nahrungsquelle seines Weibes und seiner Kinder. Der harte Steuereinnehmer nahm ihm die Kuh und setzte sie zum Verkaufe aus. Die dreißig Familienväter des Dörfchens wurden zusammengerufen, aber Keiner konnte bewogen werden, auch nur ein Angebot auf die Kuh des Armen zu thun. Wüthend über diesen Widerstand befahl der Steuereinnehmer, einen Metzger herbeizuholen, und zwang diesen, die Kuh zu schlachten, und dann zwang er jeden Familienvater, ein Stück Fleisch mit einem Thaler zu zahlen. Mitleidlos gegen den Jammer des dem Hunger preisgegebenen Armen entfernte er sich. Hülfe ist in hundert Fällen neun und neunzig Mal keine übrig. Hier aber war für den Einen noch einige Hoffnung. Der Gouverneur des Landstrichs war nämlich ein menschenfreundlicher Mann. Zu ihm nahm der Unglückliche seine Zuflucht. Er hörte ihn theilnehmend an und befahl dann, den Steuereinnehmer, den Metzger und alle Bewohner des Dorfes vor ihn zu bringen. Dies geschah, und der Gouverneur zwang den Steuereinnehmer, die Kuh nach dem vollen Werthe zu bezahlen. Der Fleischer befragt, warum er sich zu einer so unmenschlichen Handlung hergegeben, entschuldigte sich damit, daß er der Gewalt habe nachgeben müssen, und daß sein Lohn dafür der Kopf der Kuh gewesen wäre. Uebrigens habe er nur den Befehl des Vorgesetzten erfüllt.

Nun gut, erwiederte der Gouverneur, wenn ich dir einen ähnlichen Befehl gäbe, würdest Du ihn ausführen?

Der Schlächter bejahte das, und hierauf befahl ihm der Gouverneur, den Steuereinnehmer gleich einem Stücke Vieh abzuschlachten und den Kopf als Bezahlung zu nehmen. — Nothgedrungen that der Fleischer, wie ihm befohlen wurde, nachdem alles Flehen des Unglücklichen vergeblich gewesen war. Die Bewohner des Dorfes aber wurden gezwungen, je ein Stück von dem Körper des Steuereinnehmers zu kaufen und zwar für den Preis von zwei Thalern, und alles Geld empfing der Bauer.

Der geneigte Leser wird sagen: Behüte uns Gott in Gnaden vor solchen hartherzigen Steuereinnehmern und — solchen gerechten Gouverneuren und in Summa, vor der ägyptischen Verwaltung und Rechtspflege! Der, welcher diese durchaus wahre Begebenheit mittheilt, sagt: Ja wohl! —

Burg Godesberg bei Bonn.

Von W. O. von Horn.

Mit einer Abbildung.

Im Angesichte des schönen Rebengebirges, auf dessen Vorwacht der sagenreiche Drachenfels mit seinen Bergtrümmern steht; im Angesichte des Rheines, der mit Stolz seine Fluth vorüberwälzt, die zögernd weilen möchte, da, wo es so schön ist; im Angesichte der Burg Rolandseck und ihren Ruinen —; von Bergen rings in weitem Umkreise umgeben, erhebt sich, vortretend aus der Berge Kranz, eine vereinzelte Höhe, auf deren Stirne die schönen Ruinen der Berg Godesberg sich ausbreiten. Reich an einer entzückenden Aussicht, fesselt sie auch weithin das Auge, und wer Bonns reizende Umgebung gesehen und genossen haben will, der muß von Godesberg aus das Rundgemälde geschaut haben, wenn die Abendsonne ihr Gold und ihren Purpur darüber ausgegossen hat; dann schwimmt diese herrliche Landschaft mit ihrem romantischen Schmucke in einem Glanze der Verklärung, den der Beschauer schwerlich je wieder vergißt.

Die Höhe, auf welcher Godesberg thront, liegt etwa 270 Fuß über der mittleren Höhe des Rheines, und Trachyt und Grauwacke sind die Bestandtheile derselben. Zur Seite der Burg und theilweise im Vordergrunde liegt, an das Gebirge gelehnt und von ihm liebevoll gegen scharfe Winde geschützt, das in neuerer Zeit herrlich sich erweiternde Dorf gleiches Namens mit dem nahen Mineral- und Heilbrunnen, der „Draischer Quelle."

Ein warmer, ich möchte sagen: südlicher Hauch ruht über der Landschaft, vor der gegen den Rhein hin sich die Ebene ausbreitet, und eine wöhlige, reine Luft athmet die Brust mit Behagen! Ein schöneres Fleckchen Erde zum abendlichen Ausruhen für einen Greis kenne ich nicht. Wohl dem, dem es beschieden! —

Ob der Namen der Burg vom Berge hergenommen, und ob er aus heidnisch-deutscher Zeit stamme und Wodansberg oder Godinsberg oder je nach der unendlich abweichenden, mittelalterlichen Urkundenschreibart noch anders geklungen, darüber haben sich die gelehrten und oft verkehrten Erklärer viel gestritten, ohne, wie das jedesmal der Fall ist, sich geeinigt zu haben, und der, welcher diese Darstellung zu dem schönen Titelbilde schreibt, möchte seine lieben Leser durchaus nicht in dies Gewirre gelehrter Streitigkeiten hineinziehen, so wenig er selbst Lust trägt, zu dem großen Schutthaufen gelehrten Trödels einen neuen Beitrag zu liefern oder auch nur den alten umzurütteln. Gewonnen wird für den Leser Nichts, aber es steht Viel zu verlieren, nämlich die kostbare Stunde, die uns kein Urkundenjäger zurückgeben, wohl aber die Lust am schönen Bilde uns verkümmern kann. So viel genügt, daß in den ersten Zeiten, da christliche Gesittung hier ihren Wohnsitz aufschlug, eine kleine Kapelle auf des Berges Gipfel stand; ohne Zweifel eins jener uralten Baptisterien oder Taufkirchlein, wie wir ihnen häufig am Rheine begegnen, und wo sie einst die demüthigen Anfänge gewaltiger Dome und reicher Klöster geworden sind. Anführen muß ich indessen, um der Vollständigkeit zu genügen, daß in den Urkunden früherer Jahrhunderte, als an die Seite oder an die Stelle der Taufkapelle eine Burg getreten war, Berg und Burg und Dorf: Godinsberg, Wudinsberg, Gudesberg, Gudensberg und endlich, abschließend in neuerer Zeit, Godesberg geheißen haben.

Zu der ansehnlichen Höhe, welche gegen Südosten Reben bekleiden, führen — von Godesberg, dem Orte nämlich, aus mehrere Pfade. Am bequemsten ist der ehemalige, in früheren Zeiten breitere Burgweg. Zur Seite stehen in kleinen Nischen Heiligenbilder. Sie tragen das Gepräge des Alters und der Verwitterung, und wenn sie auch dem bessern Geschmacke unsrer Tage in ihrer Form nicht genügen, so ist doch der fromme Sinn der Godesberger bescheidener

in seinen Ansprüchen, als er eigentlich in der Nähe der „hilligen Stad Coellen," wo die bildende Kunst ihre Stätte hat, seit der Dom neu ersteht, sein dürfte.

Mauertrümmer deuten den weiteren Burgring an, den einst die Thürme schützten, die der Epheu, der treue Freund der Ruinen, mit seinen Armen liebend umschlingt, als ob er sie halten wollte vor den Stürmen der Zeit oder dem geheimen Nagen des Zahnes der Zeit, der schon so lange eifrig seine sicher zerstörende Kraft daran übt.

Weiter durch Reben hinaufschreitend tritt man endlich in den Bereich der ehemaligen Vorburg. Hier unter den sinkenden Trümmern eines alten Bauwerkes ruhen die Trümmer des vergänglichen Menschen, der im Dorfe sein Auge für diese schöne Welt schließt. Es ist der Gottesacker der Gemeinde, mit seinen umgesunkenen, umsinkenden und neuen Kreuzen auf den Hügeln, mit seinen im Abendwinde raschelnden und schon erblichenen Flittergoldkronen auf den Gräbern der hingesunkenen einst blühenden Jugend. Sie sind die letzte Liebesgabe trauernder Gespielen, deren Manchen und Mancher vielleicht bald dieselbe leicht vergängliche Liebesgabe aufs frühe Grab gestellt wird. Hier steht aber auch mitten im Gebiete der Vergänglichkeit das Wahrzeichen der reinsten Gottesliebe, was hinausragt über die Gräber der Kinder der Zeit und hinaufweist in die Welt eines Friedens, den nur die müden Schläfer da unter dem Rasen in seinem vollen Reichthume gefunden, die Kirche, das stille, heilige Haus, wo der Friede von droben schon hienieden in die gläubige, liebende, hoffende Seele kommt. Es ist nur ein Kirchlein, und die Zeit hat ihm ihr unverkennbares Gepräge aufgedrückt; ja, sein Anblick dürfte die vielfach getheilte, vielfach bestrittene Ansicht rechtfertigen, daß es in sehr früher Zeit, wie es die christliche Sitte forderte, auf den Grundlagen des uralten Baptisteriums oder Taufkirchleins erbaut worden sei.

Kurfürst Joseph Clemens, aus dem bayerischen Herzogsgeschlechte, hat dies Kirchlein erbaut, vielleicht es auch nur erneuert und es zu einem Oratorium oder Gebetskirchlein des Ordens des heiligen Michael bestimmt. Dafür zeugen die sämmtlichen Verzierungen und auch die beiden Fahnen, die den Altar schmücken, und denen der Reichthum der gläubigen Einbildungskraft des Volkes ein hohes, sehr hohes Alter verleiht, gegen das jedenfalls sowohl der, der sie gemacht, als der, welcher sie geschenkt und hier aufsteckte, einen entschiedenen Protest erheben würden, wenn — sie es noch könnten. Die Fahnen sollen aus den Kreuzzügen stammen!! —

Bei dem Kirchlein stand eine Eremitenklause, die in früheren Tagen stets bewohnt war, die aber, seit das nicht mehr ist — und das ist schon lange her, in Trümmer gefallen ist. Die Menschen lieben jetzt mehr die Gesellschaft als damals. —

Es dürfte ein bedeutsames Zeichen des Geistes jener Tage sein, da die Mauern und Thürme der kriegerischen Burg entstanden, daß das, was dem Tiefinnersten des Menschen zu seiner Erhebung über das Irdische dient, tief am Berge steht, und oben drüber die Burg sich stolz erhebt. — Ein steiler Weg führt von der Stätte des Todes, von der Klause des dem Weltdienst sich entziehenden Eremiten und dem stillen Gotteshause hinauf zur Burg durch das heute noch dauerhafte Burgthor.

Ist man bei dem prächtigen Hauptthurm — dem sogenannten „Frit" der Burg angelangt, der dem Besucher der Burg von dieser Seite am nächsten steht, so ist man im Stande, den Umfang der Burg mit dem prüfenden Blicke zu ermessen, aber nicht so leicht ist es, sich eine klare Vorstellung von der inneren baulichen Einrichtung der Burg zu machen; denn Mauern durchkreuzen sich überall in wahrhaftigem Gewirre und zeigen es an, wie man jeden Fußbreit Raumes benutzte, um das Nothwendige zu beschaffen. Hauptsächlich fesselt den Besucher dieser stolze Hauptthurm. Aber hat man in mühevollem Steigen seine Zinne

erreicht, so vermögen alle diese Mauerreste, alle diese Räume da unten den Geist nicht mehr zu fesseln. Die ganze Seele tritt in das Auge; denn ein köstlicheres Rundbild mag es selten in dem Grade überblicken. Grade vor dem Blicke erheben sich die dunkelgrünen, mächtigen Kegel und Kuppen des Rebengebirgs, bald spitz, bald abgestumpft, bald nackte Felsenwände von schwindelnder Höhe zeigend, bald dichte, waldbewachsene Höhen. Und man wird in der That nicht müde, dies malerische Gebirge von diesem Standpunkte anzuschauen. Und doch, in dies bewundernde Betrachten der wundervollen Gebirgslandschaft mischt sich der Gedanke an die furchtbaren unterirdischen Gewalten und Kräfte, die einst hier thätig gewesen sein müssen, als sich diese Höhen aufthürmten, als diese Krater noch Feuer und Aschensäulen ausstießen, und die feurigen Laven da heraus und herabquollen in die Vertiefungen; als die Erde in steter zitternder Bewegung bebte. Der Gedanke an die Gährungen und Zerstörungen dieser Zeit, die weitab im Schooße einer Vergangenheit liegt, von der der Mensch Nichts weiß; aus der keine Ueberlieferung zu uns gekommen ist als die, welche aus dem Gesteine redet, ist wirklich schrecklich. Wie mag es ausgesehen haben in dieser paradiesisch schönen Landschaft, als noch diese Vulkane arbeiteten jenseits des Rheines und die zahlreicheren des nahen Eifellandes diesseits? Man schaudert, wenn man sich das lebhaft vorstellt.

Grade am Vorwächter dieses wundersamen Gebirges, das, von welcher Seite man es auch betrachtet, immer neue Schönheiten entfaltet, und in welcher Beleuchtung man es sieht, immer zu neuer Ver- und Bewunderung hinreißt, grade an dem Vorwächter, sage ich, grüßt von der Zackenspitze die Ruine Drachenfels, die wir durch Bild und Wort dem Leser vorgeführt; „und unten fließet der Rhein," so ruhig und friedlich, als sei er ein silbernes Band, das sich an die wnndersame Berggruppe schlingen wolle, und so bescheiden, als sei er nicht die gewaltige Pulsader des Weltverkehrs, nicht der Preis, um den die Völker gerungen und blutige Kriege geführt. Da liegen die blühenden Städtchen und Dörfer am Ufer hin, und stattliche Landhäuser schauen draus hervor, rühmend von stillen Stunden reinen Naturgenusses und von geselligen Freuden im Kreise Befreundeter; und an den Bergen rankt die Rebe in saftigem Grün, und die üppigsten Fruchtfelder wogen in der Ebene diesseits. Dort, mehr zur Linken, blicken dunkele Berge in der Ferne hervor. Es sind die Berge des Siegener Landes, die den Höhen des Westerwaldes sich nähern. Weiter zurück schauet Schloß Bensberg von seiner Höhe herüber, und im Nebel der Ferne verbirgt sich Köln, dessen Dom dennoch das Auge erkennet. Und nach Bonn kehrt der Blick sich, nach der freundlichen Stätte der Wissenschaft, die ein weiter Garten Gottes umgibt, in den er ein reiches Füllhorn des Segens ausschüttete.

Wendet man sich mehr rechts, so schwimmt dort im silbernen Strome das schöne Nonnenwerth, und oben schauet der Bogen von Rolandseck hervor, und die schöne, sinnige Sage dämmert in der Seele, und der Blick flieht über die fruchtbare Ebene zu der stattlichen Häuserreihe Godesbergs, die ihre Vorderseiten dem Siebengebirge zuwenden. Dort hinten aber im Westen thürmen die Kuppen des Ahrthales und der Eifel sich auf, und unter ihnen am höchsten Landeskrone und Hochacht.

Ist es ein Wunder, wenn der, der dort oben stehet und seine Blicke schweifen läßt, sich nur schwer dazu versteht, hinab zu schauen in das öde zerfallene Mauergewirre der Burg? Der Thurm, auf dessen hoher Zinne der Beschauer steht, ist ein stolzer, schöner Bau, der sich nach oben verjüngt und aus zwei Absätzen besteht, eine Form, die uns selten im Rheinlande wieder begegnet. Der Eingang ist, wie überall bei diesen Thürmen, welche der letzte Zufluchtsort bei Ueberfällen und Belagerungen waren, in bedeutender Höhe, während da unten, wo hinein kein Lichtstrahl drang, jene grauenvollen Verließe waren, wo, wie der Dichter sagt:

„Molch und Unke hausten," und an den dicken Wänden der Seufzer der Unglücklichen erstarb. Vermittelst einer Zug- und Auflagebrücke fand die Verbindung mit der Burg Statt, und das Aufziehen gegen den Thurm isolirte ihn völlig und schloß zugleich die Oeffnung des Eingangs.

Rechts am Thore scheint ein sehr bedeutendes Gebäude gelegen zu haben, das der Führer, der überall schnell aus dem Borne seiner Weisheit die Wahrheit schöpft, kurzweg das „Bräuhaus" nennt. Wirthschaftsgebäude mögen es gewesen sein, vielleicht auch ein Wohnhaus; denn eine Küche läßt sich erkennen und eine Cisterne oder Regenwasserbehälter, da — der Berg sonst keinen Brunnen gehabt zu haben scheint, wie viele andere auf Bergen und Felsen erbaute Ritterburgen auch. Die Vermuthung wird noch glaubwürdiger, weil sich an dieses geräumige Gebäude die eigentliche Burgkapelle anschloß, die dem heiligen Servatius, Einem der bei allen Gartenliebhabern sehr übel berüchtigten drei „Frostheiligen" geweiht war.

Ein sehr zerfallener Stiegen- oder Treppenthurm leitete zu dem sogenannten „Burgstadel," dem eigentlichen Hauptbaue der Burg, dem großen Wohngebäude der „Herrschaft," während das erstgedachte vielleicht Beamten zur Wohnstätte diente oder Nebengliedern der „Burgsippe." In diesem Burgstadel hielten Kölns Erzbischöfe Hof, und diese Mauern könnten Viel von üppigen, lustigen Gelagen reden, und es würden Erzählungen sein, die nicht selten nachweisen könnten, wohin des Erzstifts reiche Einnahmen gekommen. Der Ritter- und Prunksaal von sehr ansehnlichem Umfange schloß sich unmittelbar an dieses Gebäude an, der neunzig Fuß in der Länge und etliche und dreißig in der Breite maß.

Auch die Lage der sonstigen Wirthschaftsgebäude, Ställe ꝛc. ist von hier aus noch genau zu bezeichnen. Auffallend aber erklärlich ist es, daß gegen die Rheinseite hin alles Mauerwerk zertrümmert und zerstört ist. Wer die Geschichte irgend eines Bauwerks erzählen will, und es in rechtgeordneter Weise will, der müßte mit dem Grundsteine beginnen, was begreiflich in hundert Fällen unmöglich wäre; in Godesberg ist es möglich. Aber wie geht das zu, und wo ist denn dieser Grundstein? fragen meine lieben Leser, und ich antworte: In Godesberg ist er nicht und auch nicht im Museum von Bonn, wo Vieles nicht ist; sondern in der fernen Hauptstadt des Bayerlandes, in München, ist er zu finden. Er ist von schwarzem Marmor und trägt die Inschrift, daß Erzbischof Theodorich im Jahre 1210 diese Burg erbaut habe. So wäre denn auch gar der seltene Fall, daß wir den Erbauer, die Gründungszeit kennen, in Summa, den Geburtsschein der Burg vor uns haben. Als ich vor sieben Jahren längere Zeit in München weilte, hab' ich nach ihm gefragt; aber die, die ich fragte, wußten Nichts davon, und die darum wußten, die hab ich wahrscheinlich nicht gefragt; vielleicht aber weiß es, wie es so oft geht, Niemand, und er liegt in dem Sammelsurium, welches man „vereinigte Sammlungen" nennt.

Der schöne Frit soll älter sein, behaupten Manche, und wie könnte es fehlen, daß er den Römern zugeschrieben wird. Der „römische Zopf" hängt eben unsern Alterthümlern hinten, und sie müssen herbei, wenn auch, wie bei Marquard Dreher, der alle pfälzische Ortsnamen lateinisch, das heißt, römisch macht, eitel Schund herauskommt. Mit dem römischen Ursprung des Godesberger Thurmes ist es Nichts; denn das ist durchaus nicht zu widerlegen, daß im Anfang des zwölften Jahrhunderts auf dem Berge sich Nichts befand als die Capelle des heiligen Erzengels Michael, und daß diese eine — wenigstens innerliche Beziehung zu dem Drachenfels hatte, liegt so nahe, daß es eben nur dieser Andeutung bedarf, um sich ihren Ursprung zu deuten. Man hat gleichwohl römische Münzen und dergleichen hier oben gefunden. Was die Münzen betrifft, so kursirten sie auch in den Händen der Deutschen, und sie sind nicht so sichere Führer als die Leitmuscheln der Geologen. Gesetzt aber, die Römer hätten hier oben

eine Befestigung gehabt, was am Ende möglich gewesen wäre, so würde diese hier der Erde gleich gemacht worden sein von dem Bataver Civilis, wie er es anderwärts gethan.

Unter den Franken, ja noch zur Zeit der ersten sächsischen Kaiser, wird wohl Godesberg eine „Pfalz" genannt, allein es fehlen alle Beweise, daß die „Pfalz", das Palatium, der Palast, das heißt wohl mit andern Worten „der Königshof", auf dem Berge gestanden, wogegen selbst der Brauch der Frankenkaiser war — und somit wird wohl kaum Jemand es anders vermögen, als dem des Baues Ehren zuzuerkennen, der in schwarzmarmorner Urkunde des Grundsteins sich selber nennt, nämlich Erzbischof Theodorich von Köln. Er war ein Anhänger des vom Papste in den Bann gethanen Kaisers Otto IV., und so hörte man in Köln gerne dem mahnenden Worte, auf dieser Stelle zu des Landes Schutz eine Burg zu erbauen, die stark genug wäre zu leisten, was ihre Aufgabe sei.

Als aber Theodorich durch harte Auflagen und schwere Zölle am Rheine die Kosten des Burgbaues nicht aufzubringen vermochte, so mußte ein anderes Streichlein helfen. Er war des Kaisers Freund, was thats da, wenn er einen reichen Juden in aller Freundschaft gefangen nahm und seinem Geldsacke eine so ansehnliche Erleichterung zu Theile werden ließ, daß damit die Burg lustig wuchs und bald fertig war? Das Gewissen konnte er selbst entlasten, und der Kaiser, der Gott dankte, daß der Erzbischof seine Fahne hochhielt, machte keinen Rumor um einen „Kammerknecht", der um so und so Viel leichter geworden. Daß aber ein Kölner Erzbischof das alte Heiligthum der Kapelle des heiligen Erzengels Michael niederriß um einer Kriegsburg willen und sie an einer andern Stelle wieder aufbaute, das war ein Frevel, über den die Chronikschreiber jener Tage sich furchtbar erzürnen. Natürlich, berichten sie, blieb das Zeichen himmlischen Zornes nicht aus. Das Bild des heiligen Erzengels entfloh zürnend „und mit lautem Weheruf" über den Rhein hinüber nach dem Petersberge im Siebengebirge, und aus diesem Gebirgsstocke kam ein Heer von Raben, die krächzend Tag und Nacht um die „entweihte Stätte" flogen.

Der Erzbischof ließ dem flüchtenden Bilde des Erzengels freien Willen und Freizügigkeit; er ließ den Raben auch ihre Plaisir und den im Geheimen schreibenden Chronisten ihren Geifer und — baute mit dem Raube Israels fort, als hätte er dazu Fug und Recht gehabt, und sein Gewissen scheint sich darüber hinweggesetzt zu haben wie überhaupt auch darüber, ob Fluch oder Segen auf seiner Feste ruhe. Der rächenden Hand Gottes sollte er aber nicht entgehen; die Vollendung seines stolzen Baues sollte er nicht sehen. Der Papst entsetzte ihn seiner erzbischöflichen Würde und verbannte ihn aus Köln.

Nun fühlte auch er, wie sein Freund Otto IV., des Bannes Last und Druck. Item, Rom war jederzeit gegen Geistliche milder als gegen Laien, die sich gegen den heiligen Stuhl vergangen, selbst wenn Letztere des Reiches Krone getragen — oder vielmehr, weil sie sie getragen. Nach einigen Jahren wurde Theodorich begnadigt; wäre auch wieder nach Köln gekommen, wenn er nicht in Rom, wohin er demüthig und reuig gezogen, im Jahre 1224 gestorben wäre, ohne daß seine Veste Godesberg wäre zu Ende gebaut worden. Die Burg war zu wichtig in der fehdelustigen Zeit und für die Erzbischöfe, die auch lieber mit dem Schwerte dreinschlugen als mit dem Crucifixe segneten, als daß Engelbert I., Theodorichs Nachfolger, nicht hätte ungestört fortbauen, trotz jener Flucht und der „sich heiser schreienden Raben," und sie vollenden sollen.

Godesberg wurde den Kölner Erzbischöfen unendlich wichtig; denn mit den Kölner Bürgern war nicht zu spassen, und wenn sie einmal wegen etwaiger den Bürgern unangenehmer Zumuthungen sie zur Stadt hinausjagten, dann bot Godesberg eine überaus feste und sichere Zuflucht. Von hier aus konnten sie die

Stadt schon im Zaume halten, und in dem Verließe des Hauptthurms war ein Plätzlein, wo selbst der härteste Kölner Bürgerkopf sanft und mürbe zu machen war, zumal wenn fortdauernde Fasten zu der Seele Heil angewandt wurden, was ja in der Ordnung war. — Dazu wurde das Verließ von den Erzbischöfen Konrad von Hochstaden und Engelbert von Falkenburg benutzt, indem sie hier die gefangenen Kölner eine Schule der Demüthigung durchlaufen ließen, deren Erinnerung so leicht nicht aus dem Gedächtnisse zu verwischen war.

Die Burg diente aber auch mehr denn einmal dazu, den Erzbischöfen eine sichere Zuflucht zu bereiten, wenn ihre allzugroßen Ansprüche an den Geldbeutel die Kölner kopfscheu machten, daß die geistlichen Machthaber fliehen mußten aus der „hilligen" Stadt, wo sie dann freilich nicht Alaaf Köln! zu rufen Lust trugen.

Aber nicht bloß die Seufzer Gefangener, der Kriegslärm der Belagerer wurde in Godesberg gehört. Man hatte damals auch Sinn für die Schönheit der Lage der Burg. Darum verlegten, wenn Friede im Lande herrschte, die Erzbischöfe ihren herbstlichen Aufenthalt hierher, um auszuruhen von den schweren Mühen des Daseins und recht froh zu werden im Kreise der Edeln des Landes, die sich dann zu frohen Gelagen in Godesberg sammelten und untersuchten, was Edles vom Rheine und der Ahr in des Erzbischofs Keller sich vorfände.

Wie es mit allen Burgen geistlicher Herren ging, die sie nicht selbst bewachen und vertheidigen konnten, so auch hier. Treuen, erprobten Vasallen wurde Godesberg anvertraut; die Burg hatte, Gott weiß es wie, im Mittelalter den Beinamen „Frei-Peterling;" so kam es denn auch, daß die Burgmannen „Frei-Peterlinge" hießen. Ob damit besondere Rechte und Pflichten verknüpft waren, ist völlig unbekannt.

Die Burg galt in jener Zeit für eine der festesten, ja für uneinnehmbar. Diesen Ruf begründete namentlich dies Ereigniß: Als Erzbischof Sifrid mit den Kölnern in Fehde lag, und sich der Erzbischof in die Burg Godesberg geflüchtet hatte, da führte Graf Wilhelm von Cleve das städtische Heer vor die Burg und „drangselirte sie mächtiglich" fünf ganzer Wochen lang. Umsonst wurde die „unnahbare Veste" berannt; umsonst bot der Clever Alles auf, sie zu bezwingen. Er mußte abziehen, ohne der Veste auch nur irgend erheblichen Schaden zugefügt zu haben, und die Kölner nahmen eben keine lustige Erinnerung mit.

Hier hielt Erzbischof Wichbold von Holte die Söhne des Grafen Revenger von Wied gefangen, als sie die Pflichten des Lehensverbandes freventlich und übermüthig verworfen und das Unglück gehabt hatten, ihren schwergetroffenen Lehensherren in die Hände zu fallen. Ihre Freunde rückten rasch vor die Burg und — erstiegen sie glücklich: „Doch jubelt nur nicht allzu früh!" konnte man warnend den Wiedischen zurufen; denn während sie sich gütlich thaten, rückte der Erzbischof vor die Burg, überrumpelte die Wiedischen, und Wenige derselben, die laut über ihren leichten Sieg gejubelt, konnten das Geschehene daheim erzählen; denn nur Wenige entrannen der Schärfe des Schwertes. Damals hatte die Burg gelitten; aber Erzbischof Wichbold beeilte sich, sie wieder herzustellen, ja sie noch fester zu machen, als sie gewesen vor dem wiedischen Ueberfall.

Erzbischof Heinrich von Virneburg lernte den Werth Godesbergs vollkommen erkennen, als die aufrührerischen Kölner alle seine Landburgen gebrochen hatten, und Godesbergs sich nicht bemächtigen konnten. Darum erweiterte und verstärkte er noch die Mauern der Burg. Aber er starb, ehe sein Werk vollendet war und Erzbischof Walram vollendete es, besonders hielt er es für eine Hauptsache, den hohen Thurm wieder aufzubauen, den die Wiedischen gebrochen hatten. In den Gewölben dieses Thurmes verwahrte er das Archiv des Erzbisthums und das des Landes. Hierdurch gewann der Thurm in dem Maß und Grade an Bedeutung,

daß jeder folgende Erzbischof dem Capitel in der Wahlkapitulation sich verpflichten mußte, Alles aufzubieten, ihn zu erhalten.

Vielfach war, wie schon erwähnt, die Burg zur Zeit der Weinlese und der Jagden der Lieblingsaufenthalt der Erzbischöfe. Feste auf Feste drängten sich alsdann, und die Ritterschaft des Landes und die fremden Herren füllten die ungeheuren Räume des Bankett- und Rittersaales.

Wild und unbändig war aber der Geist jener Tage, und selbst des Kirchenfürsten geheiligte Nähe, selbst der Aufenthalt auf dem „Frei-Peterling" konnte ihn nicht in den Schranken halten. So traf es sich einst, daß Erzbischof Friedrich III., es war im Jahre 1347, am heiligen Christfeste, im Rittersaale der Edeln Viele um sich versammelte. Unter den Gästen befand sich der wilde Burggraf Johann von Rheineck und der Ritter Bullmann von Sinzig, den der Burggraf tödtlich haßte. Als einmal der edle Wein in die Köpfe stieg, fehlte es dem wilden Rheinecker nicht an Veranlassung, mit Ritter Bullmann anzuknüpfen, der auch nicht zu denen gehörte, die den Uebermuth geduldig ertragen können. Der Wortwechsel wurde immer heftiger, und da Beide einander gegenüber saßen, so riß Johann von Rheineck blitzschnell und plötzlich seinen langen Dolch aus der Scheide, und ehe auch nur eine befreundete Hand wehren konnte, saß er bis an's Heft in Bullmanns Herzen, der ohne einen Laut zusammensank.

Solcher Frevel, der dem heiligen Feste der Weihnacht, dem Frei-Peterling, wo man versammelt war und dem Erzbischofe als Priester in eben dem Maße als dem Gastrechte Hohn sprach, konnte nicht ungeahndet bleiben. Der Erzbischof ließ trotz des heiligen Festes und anderer Rücksichten den Uebelthäter gefangen nehmen und ihn in das Verließ werfen. Viele dachten: der wird schon wieder frei gelassen werden! —

Aber Ehre dem Rechtssinne des Erzbischofs! Als die Octave des heiligen Festes ausgeklungen hatte, fiel von Henkershand sein Haupt im Burghofe nach einstimmigen Spruche des Gerichtes, das der Erzbischof hegte.

Eben dieser Erzbischof befestigte und erweiterte noch mehr die Burg, weil er gar häufig mit den Kölnern in Fehde lag, die in dieser Zeit in ihrem Uebermuthe gar nicht jochbändig waren.

Der sehr prachtliebende und verschwenderische Erzbischof Dietrich II. erkor Godesberg zu seinem Lieblingsaufenthalte. Ob er den Kölnern nicht traute, die laut murrten über die in Festen und Gelagen vergeudeten Summen? — In Godesberg war er der lästigen Zeugen los, und wohl wissend, was er that, bestimmte er den Thurm von Godesberg, wo schon die schriftlichen Schätze des Erzstiftes lagen, auch zum Aufbewahrungsorte der heiligen Schätze und Kleinodien desselben. Was er that, war eine List; denn er sah bei seinem Haushalte die Zeit kommen, da er durch Verpfändung dieser Schätze sich in den Stand setzen mußte, dem leeren Säckel des Schatzes zu Hülfe zu kommen. Und diese Zeit kam schnell. Der Schatz war leer, nicht aber war auch seine Lust am Bankettiren erschöpft. Der Kanzler konnte kein Geld schaffen, ohne daß in Köln wieder der wildeste Aufruhr ausgebrochen wäre. Da war Erzbischof Dietrich II. rasch entschlossen: die Schätze der kölnischen Kirche und des Erzstifts wurden um eine ungeheure Summe an die Juden verpfändet; ja, als auch diese Summe heillos vergeudet war, da machte er Schloß und Amt Godesberg zu einem Pfande, das er seinem Kanzler um siebzehnhundert Gulden Darlehen überließ. Godesberg war das Letzte, was er verpfänden konnte; denn alle Burgen des Erzstifts waren bereits verpfändet und verpraßt; aber auch in anderer Beziehung war es das Letzte. Er starb, ehe er darben mußte, ein unverdientes Glück für den Schlemmer, der wohlverdient hätte das wiedererleiden sollen. —

Es war eine allgemeine Freude, als des Schlemmers Todeskunde von Godesberg gen Köln kam; aber nun erst zeigte sich die unendliche Schuldenlast, die er

über das Erzstift gebracht, und ein dumpfer Schrecken legte sich auf die Gemüther. Am empörendsten aber war Allen das Verpfänden der Reliquienschreine und der kostbaren heiligen Gefäßen an die Juden. Laut murrte das Volk über so unwürdiges, unchristliches Gebahren eines Oberhirten, und der Zorn drohte, sich gegen die hochwürdigen Häupter des Capitels zu wenden. Nur durch das baldige Anordnen einer neuen Wahl, nur durch die Bestimmung, welche in die Wahlkapitulation aufgenommen wurde, daß kein Erzbischof mehr Güter des Stiftes und Landes verpfänden oder verkaufen könnte ohne einstimmige Billigung der Stände des Erzstiftes, insonderheit aber Godesbergs, das unveräußerlich und unverpfändbar sein sollte, konnte ein Sturm beschworen werden, dessen Folgen kaum abzusehen waren. So beschwichtigte man die zürnende, grollende Bürgerschaft mit großer Mühe; denn sie dachte an die Auslösung der Pfänder, an die Leere des Schatzes und — an den eigenen Säckel, an den jedesmal appellirt werden mußte, wenn Unglücksfälle oder Verschwendung das Land und Stift in Noth gebracht. Damit aber waren dem Erzbischofe die Flügel weidlich beschnitten.

Wie man in jenen Tagen Pfandschaften einlöste und Schulden bezahlte, das beweist das Verfahren des Nachfolgers des Verschwenders Dietrichs II., Ruprechts von der Pfalz. Er rückte mit Heeresmacht vor Burgen und Klöster, welche Inhaber von Pfandschaften des Erzbischofs Dietrich II. waren, und zwang sie, die Pfandschaft auszuliefern oder — —. Dies: Oder wirkte Wunder. Die Pfandbriefe flogen in Ruprechts Hände und ohne Zweifel mancher Segenswunsch hinterdrein, aber er erreichte sein Ziel und das reichte aus, das Verfahren zu rechtfertigen. Das war auch eine „Logik der Thatsachen", wie sie in unsern Tagen mitunter geltend gemacht wird; ja, es erinnert an die Art und Weise, wie man in den Besitz dessen zu kommen sucht, was man wünscht. — Doch Vergleiche liegen nicht im Bereiche dieser Darstellung, ob es Einem gleich schwer wird, sie — links liegen zu lassen.

Viele heftige Stürme brausten über das Erzstift und über seinen letzten Halt: Godesberg, bis das sechzehnte Jahrhundert ereignißschwer sich nahte. Bisher war Godesberg stets die Stätte herbstlichen Lustaufenthaltes geblieben; aber ein Treiben wie zu Zeiten des Erzbischofs Dietrich II. hatte die Burg nicht mehr erlebt. Die Erzbischöfe hatten ein warnend Beispiel, wie solch sardanapalisches Leben wirkt, stets vor Augen, und ihre Wahlkapitulationen waren Kappzäume, die sie in den Schranken hielten.

Wenn auch die Burg eine Einbuße ihrer Bedeutung dadurch erlitt, daß man das Archiv, die Urkundensammlung, genöthigt war, aus den feuchten Gewölben des Hauptthurmes zu entfernen und es in Bonn zu verwahren, so gewann sie in dem weiteren Gebiete der Geschichte eine, man kann sagen, weltgeschichtliche Bedeutung dadurch, daß sich die Geschicke des Erzbischofs Gerhard II., Truchseß von Waldburg, an ihre Mauern knüpften. Aber wie war Alles anders geworden? Welch' ein neuer Lebensathem ging durch das deutsche Volk und Land? Und Wittenberg im Sachsenlande war die Wiege dieses neuen Geistes, und ein Mönch, der Mönch Martin Luther, war der Urheber wunderbarer Regungen und Wandlungen, und er rüttelte mächtig am alten Baue der Kirche.

Gerhard, Truchseß von Waldburg, dieses Namens der zweite Erzbischof von Köln, blickte mit klarem Auge, mit lebhaftem Geiste, mit einem warmen Herzen in die brausenden Wogen der Zeit. Ihm ging die Sonne eines neuen Lebens auf, und er öffnete seine Brust dem Lebenshauche, der ihn berührt. Aber es war noch nicht die rechte Zeit und Stunde. Durchdrungen von der Wahrheit des Evangeliums, wurde Godesbergs Kapelle der Ort, wo die Predigt des Wortes Gottes erklang und das Sacrament nach Christi Einsetzung gespendet wurde. Seine Vermählung mit Agnes von Mansfeld kündigte der Welt den Bruch mit der römischen Kirche an.

In Godesberg hielt er sich auf. Da brach der Sturm über ihn herein. — Seiner erzbischöflichen Würde entsetzt glaubte er die des Kurfürsten des deutschen Reiches retten zu können; aber, wenn auch edle, treue Freunde mit ihm waren, seine Fahnen floh der Sieg. Er mußte fliehen aus dem schönen Godesberg, und in Straßburg fand er eine Zuflucht. — Agnes, die treue Gattin, floh mit ihm; aber seine Bitten vermochten sie, bei ihren Verwandten, den Rheingrafen von Grumbach, Schutz zu suchen, und dort fand sie eine Zufluchtsstätte. Das Schicksal des geliebten Gatten brach ihr das Herz. Sie starb auf dem rheingräflichen Schlosse zu Grumbach, und ihr Leichnam wurde in dem rheingräflichen Erbbegräbniß dieser Linie des uralten Stammes, in der Kirche von Grumbach, im jetzigen Kreise St. Wendel des preußischen Regierungsbezirks Trier, beigesetzt, in einer Stille, daß Niemand es erfuhr. Nur der Namen auf ihrem zinnernen Sarge verrieth, welch eine vielgeprüfte Dulderin hier ruhe. Es ist eine unbegreifliche Thatsache, daß erst vor etwa dreißig Jahren, auch wohl etwas später, eine Frevlerhand heimlich in diese stille Gruft drang, und — ihren Sarg öffnete und auch die letzte Ruhe ihrer vermoderten Gebeine störte. Ob aus Raubluft? Wer könnte es sagen? Seltsam ist es, daß kein Sarg der Reihe der Rheingrafen verletzt wurde — nur der der unglücklichen Agnes! Man hat die Behauptung ausgesprochen, sie sei an Gift gestorben. Bedurfte es dessen, um ihr armes Herz zu brechen? War nicht ihr Leben und Dasein vergiftet auch ohne Gift? Nichts wird den Schleier dieser letzten Frevelthat mehr lüften können; aber welcher Beweggrund konnte einen Menschen bestimmen, grade *ihren* Sarg zu verletzen, ihre Gebeine zu zerstreuen? —

Die Burg Godesberg hatten treue Anhänger des unglücklichen Gerhard besetzt, als Ernst von Bayern auf den erledigten Stuhl von Köln stieg. Mit der Hülfe seines Bruders wußte er sich in den Besitz der erzbischöflichen Lande zu setzen. Im Jahre 1583 rückte er mit großer Macht vor die Burg Godesberg, wo der Freunde Gebhards letzte Kraft gesammelt war.

Bereits hatte aber die völlig veränderte Kriegsführung über den Werth solcher Burgen entschieden. Es konnte keiner Täuschung unterliegen, daß sie sich gegen die Kanonen nicht halten konnten, und wenn sie auch noch nicht die Tragweite und Kraft der Neuzeit hatten, denen ein Sebastopol erliegen mußte.

Auf allen umliegenden Höhen waren Batterieen errichtet, die ihre drohenden Mündungen der dem Untergange geweihten Burg zukehrten. Die Aufforderung der Uebergabe wurde männlich zurückgewiesen. Jetzt regnete es Kugeln in die Burg, die Tod und Verderben verbreiteten; aber was am Tage die Kugeln zerstörten, das stellten mit kühner Todesverachtung die Belagerten in der Nacht wieder her, und das Beschießen mußte von Neuem beginnen. Wieder bot man ihnen freien Abzug; allein mit Todesmuth wiesen die Helden von Godesberg den Antrag zurück. Ungeduldig und wüthend über das Abweisen der Uebergabsanträge, beschlossen nun die Belagerer durch Minen die Burg in die Luft zu sprengen. Und was sie vorhatten, das setzten sie so schlau in's Werk, daß die Belagerten es nicht ahnten. Gegen Friesdorf hin gruben sie sich ein. Zuerst nur bei Nacht, bis die Erde sie deckte, dann auch am Tage und Fuß um Fuß kamen sie den Mauern näher. Als es die Belagerten merkten, daß der Feind sich unterirdisch nahe, da war es zu spät, das Werk zu verhindern. Die Mine wurde gelegt. Sie flog auf, und prasselnd flog die schützende Mauer in die Luft; der entsetzliche Schlag zerstörte noch andere Gebäude und Mauern, und der Gräuel der Verwüstung lag vor dem Auge.

Nur der Thurm blieb unverletzt. — Namenloses Entsetzen ob des bis jetzt Unerhörten ergriff die Herzen der tapfern Helden in der Burg. Im ersten Augenblicke waren sie betäubt, völlig rathlos, und das hatten die Feinde schlau berechnet.

Dampf, Qualm und Staub hüllten noch die Burg und den Berg ein, da stürmten die Feinde in wilder Wuth. Nicht achtend die Gefahr, die ihnen drohte, drangen sie in die Mauern ein, und nun entspann sich ein entsetzlicher Kampf. Mann gegen Mann standen die Kämpfer, und wenn die Belagerten auch mit dem Muthe der Verzweiflung stritten, die Macht war zu groß, die ihnen gegenüberstand. Diese alle waren in ungeschwächter Kraft; sie hatte der einreißende Mangel, die Arbeit Tag und Nacht, um den angerichteten Schaden auszubessern, geschwächt. Sie mußten es geschehen lassen, daß der Theil der Burg, an dem die Mine ihre Zerstörungskraft erprobt, in des Feindes Händen blieb. Die Nacht endete wohl den Kampf, aber mit des Tages Grauen begann er aufs neue. Schritt vor Schritt mußten die Belagerer mit ihrem Blute erkaufen. — Dennoch aber konnte der Ausgang eines Kampfes, der mit einer fürchterlichen Erbitterung geführt wurde, nicht mehr zweifelhaft bleiben. Der Tod wüthete entsetzlich hüben und drüben. Bis auf zwei und siebenzig waren die Helden Godesbergs zusammengeschmolzen. Die Leichen ihrer Brüder bildeten einen schauerlichen Wall vor ihnen, deren Kraft auf die Neige ging.

Einem nochmaligen Sturme erlagen endlich auch diese zwei und siebenzig Helden; aber so sehr vermag Glaubenshaß das Herz aller menschlichen Gefühle zu berauben, daß sie die Ermatteten, Todtmüden mit namenloser Wuth niedermetzelten und gleich rasenden, wilden Thieren ihren Haß selbst noch an den Leichnamen sättigten.

Nur der kampfunfähige Befehlshaber wurde gerettet, und die Fürbitte des Abtes des Klosters von Heisterbach, das in einem schönen Thale des Siebengebirges versteckt liegt, bewirkte dies menschlichere Verfahren. Es war eine Regung der Dankbarkeit in des Abtes Herzen; denn er war Gefangener in Godesberg gewesen, und der nun Begnadigte, der Einzige von allen diesen tapfern Männern, hatte ihn menschlich behandelt und ihm seine Freiheit geschenkt.

Bei der Minensprengung wurde auch der bereits erwähnte Grundstein von schwarzem Marmor herausgeschleudert, und Herzog Ferdinand von Bayern ließ ihn, nachdem er auf der Rückseite des Steines eine triumphirende Inschrift, die des grausamen Sieges Errungenschaft meldete, hatte eingraben lassen, als Siegeszeichen nach München bringen. Die Mauern waren gebrochen. Viele zerrissene stürzten hintennach ein. Nur der schöne Hauptthurm, wo zuletzt die Tapferen gestritten, war unerschüttert geblieben, ein Zeichen seiner trefflichen Bauart. Er steht heute noch und hat in seinem Mauerwerk die Bürgschaft, daß er noch manchem Jahrhundert von der Tapferkeit erzählen kann, deren Zeuge er war im letzten Kampfe, den Godesberg erlebt.

Im dreißigjährigen Kriege wurden die Ruinen besetzt, und 1673 wählten sie die Kaiserlichen bei der Belagerung von Bonn zu ihrem Stützpunkte. Als 1689 die Franzosen Bonn belagerten, wollten sie die Ruinen von Godesberg wieder befestigen, gaben aber den Plan auf. Damit sie aber doch ihrem Grundsatze durch das Rheinland hindurch treu blieben, zerstörten sie die Reste sämmtlich, nur an dem Thurme zerschellte ihre Macht.

Als Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1817 als Kronprinz die neugewonnene Provinz besichtigte, da wurde die hölzerne Stiege im Thurme erbaut, um dem Prinzen das herrliche Rundgemälde zu zeigen. Seitdem haben Tausende sich des Anblicks erfreut, aber — Niemand hat daran gedacht, hier denen, die ihr Blut für das Evangelium vergossen, ein Denkmal zu setzen, das, abgesehen von Allem, was in ihrem Innersten heiliger Beweggrund war, ihre Tapferkeit verdiente; Niemand hat daran gedacht, die Stätte, wo so mancher Tapfere fiel, auch nur der rasch fortschreitenden Zerstörung der Elemente zu entziehen. Was ließe sich aus diesen Ruinen machen, wenn Einer der Reichen, die in Godesberg drüben die

Sommertage verleben, die Ruinen in eine schöne Anlage umwandelte und jenes Dichterwort auch hier wahr machte: „Und neues Leben sproßt aus den Ruinen.“

Das aber sollte Keiner vergessen, der hierher tritt, daß ein Stück Weltgeschichte und nicht das erfreulichste sich an den engen Umkreis dieser Ruinen knüpft.

Schill und der Edelmann.

Nach einer mündlichen Mittheilung von Max Berghold.

Wenn schon für jeden Geschichtsfreund einzelne Züge eines in der Geschichte auftretenden Mannes von Wichtigkeit sein muß, wodurch manche Seiten und Theile derselben in helles Licht gebracht werden, so muß sich natürlich das Werthvolle noch steigern, wenn jene Einzelheiten einen Mann betreffen, den wir alle wegen seiner echt deutschen Gesinnung, seines hohen Heldenmuthes und seiner Kühnheit und des glühenden Wunsches, das in tiefste Schmach versunkene Vaterland aus den Händen des Tyrannen erretten zu helfen, hoch verehren. Ob das edle Bestreben auch mit Erfolg gekrönt war, das kann als von vielen günstig oder ungünstig zusammenwirkenden Umständen abhängend, hier wohl nicht in Betracht kommen. Ueberhaupt möchte man es als eine Pflicht erachten dergleichen denkwürdigen Einzelheiten, deren noch manche im Verborgenen schlummern mögen, an's Licht zu ziehen und sie der Nachwelt zu bewahren. — Der Mann ist der bekannte Parteigänger Ferdinand Schill, dessen 50-jährigen Todestag man jüngst mit Recht in Stralsund feierlich begangen hat. In der Voraussetzung, daß ich den Lesern dieses Blattes wirklich noch etwas Unbekanntes mittheile, lasse ich Nachfolgendes, wie ich es aus dem Munde eines Glaubwürdigen habe, an ihnen vorübergehen.

Schill hatte mit seiner Schaar die Winterquartiere in Norddeutschland bezogen. Da Schill etwas Ritterliches in seinem ganzen Auftreten hatte und sonst manche Eigenschaften besaß, welche ihn zu einem liebenswürdigen Gesellschafter machten, überhaupt der Offizier im Felde draußen sich manche Freiheiten erlauben darf, so schloß er bald in der Gegend Bekanntschaften auf Bekanntschaften. Und diese kamen ihm in der ewigen Einförmigkeit des Dienstes trefflich zu Statten. Ohne sie würde er gewiß bald der tödtlichsten Langeweile anheim gefallen sein.

In der Nähe von Schills Quartier, auf einem Gute, lebte ein Edelmann, der ihm auch bekannt geworden war. Derselbige lud unsern Helden zum Oeftern ein, und an ihm vermeinte Schill einen seiner innigsten Freunde zu besitzen. Doch der Edelmann verbarg unter dem Mantel der Freundschaft ein Schlangenherz, wovon der ehrliche Soldat nicht im Entferntesten Ahnung hatte. Das sollte sich bald zeigen.

Eines Tages war Schill von seinem Freunde, dem Edelmann, wieder zu Gaste geboten, und diesmal sollte es munter hergehen; denn es waren außer Schill noch andere lustige Gesellen geladen, welche das Mahl durch ihre scherzhaften Gespräche würzen konnten. Schill hatte natürlich zugesagt und dem jovialen Wirth versprochen, zu rechter Zeit auf dem Platze zu sein. Denn Schill war nicht nur im Dienste streng und pünktlich, sondern auch in Sachen des Lebens, des frohen, gemüthlichen Lebens, dem er sich ergab, wo es jener zuließ. Ueberdies wird es, wie ja Jeder weiß, in vornehmen Häusern für nicht anständig gehalten, wenn der Gast lange auf sich warten läßt, und Etwas der Art wollte sich unser Offizier nicht zu Schulden kommen lassen.

Dies bedenkend, die herkömmliche Sitte des Hauses ehrend und beobachtend, läßt sich Schill sein Pferd vorführen, sitzt auf und reitet und zwar ohne Begleitung eines seiner Adjutanten, hinüber nach dem Edelhof. Ein wenig unvorsichtig, oder wie man's sonst nennen mag, war das wohl, wenn man bedenkt, daß da-

mals die Franzosen ganz Deutschland mit einem dichten, gefährlichen Polizeinetz umsponnen hatten, und Verrath in allen Ecken und Enden lauerte.

Am Ziel wohlbehalten angelangt, steigt Schill mit gewohnter Heiterkeit vom Pferd, und das treue Thier einem bereitstehenden dienstbaren Geiste zur Obhut übergebend, schreitet über des Hauses Schwelle und steht im Begriffe, in den halbgeöffneten Salon zu treten.

Da wird ihn die Köchin, ein allerliebstes Kind mit vollen rosigen Wangen, gewahr, das eben aus einer Thür zur Küche heraustritt.

„Herr Major!" ruft sie ihm leise zu, indem sie sich ihm auf drei Schritte nähert, „Herr Major! ich bitte Sie, bleiben Sie heute von diesem Mahle!"

Dieses Wort glaubte sich das treuherzige Mädchen schon gegen Schill herausnehmen zu dürfen, da dieser eben ein wohlwollender Mann war, und das Herz des Mädchens gegen alle heimliche Bosheit und Tücke einen tiefen Abscheu hegte.

„Und warum soll ich denn wegbleiben, närrisches Ding?" frug der Major. „Was fällt Dir denn ein?"

„Ich kann und darf Ihnen weiter Nichts sagen als: halten Sie Sich heute einmal entfernt von diesem Hause; es droht Ihnen nichts Gutes!" warnte die Köchin.

Doch Schill kennt keine Furcht. — Ein Soldat und sich fürchten, wie paßt das zusammen? — und tritt hierauf in den festlich aufgeputzten Salon.

Er findet auch gar nichts Verdächtiges in demselben; nur daß er der erste Gast und da ganz allein ist, fällt ihm ein wenig auf. Als er das dem eben aus einer Seitenthür hereintretenden Edelmanne bemerkt, spricht dieser: „Ich bitte Sie, Herr Major, machen Sie Sich doch deßhalb keine Vorwürfe. Einer von meinen geehrten Gästen muß doch wohl den Anfang machen."

Die Wahrheit dieses volksthümlichen Spruches erkennend, entschlägt sich Schill jeglicher weiteren beunruhigenden Gedanken und läßt sich, den ihm dargebotenen Sessel ergreifend, in einer Ecke des Saales an einem Tische nieder.

Schill bleibt darauf mit seinem Wirthe allein im Zimmer, stopft sich auf Zureden desselben ein Pfeifchen, zündet es an der vor sich stehenden Maschine an und blies mit Wohlbehagen die blauen Dampfwolken eines feinen Blattes in die Luft hinein.

Indeß kommen ihm unwillkührlich die Worte des Mädchens zu Sinne. „Sollte das", spricht er zu sich selbst, „doch Etwas zu bedeuten, sollte man denn doch Etwas wider dich vorhaben?" Je länger er darüber nachdenkt, je mehr glaubt er, daß die Köchin doch wohl nichts Ueberflüßiges gesagt haben könne. Das macht ihn unruhig, was er jedoch vor seinem Freunde sorgfältig zu verbergen sucht.

Es hilft Nichts, er muß das Mädchen sprechen; ein Vorwand ist leicht gefunden. Die Pfeife geht aus. Sich von dem Edelmann beurlaubend, geht er hinaus in die Küche, um durch eine lebendige Kohle die Pfeife wieder in Gang zu bringen.

Das gute treuherzige Ding steht am Herd und wendet den Braten und bemerkt nicht, wie Schill eintritt. Seiner ansichtig werden und ihn gleich anreden ist eins.

„Herr Major," spricht das Mädchen wieder in dem nämlichen warnenden Tone, „Herr Major, ich beschwöre Sie, machen Sie, daß Sie aus diesem Hause kommen! Ich darf Ihnen weiter Nichts sagen!"

Auf die stark betonte wiederholte Warnung beschloß Schill, diesmal den Bitten des Mädchens nachzugeben und Anstalt zu treffen, so schnell als möglich aus dem Hause zu kommen, wo es anfing, etwas unheimlich zu werden. Eine

leere Warnung konnte es doch wohl unmöglich sein, und daß es die Köchin ehrlich und redlich meinte, das wußte er gewiß.

Wieder in den Saal getreten, der noch immer leer von Gästen war, spricht Schill, schnell im Reinen, was er zu thun habe, zu seinem Wirthe, es thue ihm leid, sich auf eine kurze Zeit von ihm beurlauben zu müssen; er habe daheim in seinem Quartier etwas Nothwendiges vergessen zu besorgen, das keinen Aufschub litte; es beträfe den Dienst, der durchaus nicht vernachlässigt werden dürfe.

„Hat Nichts, gar Nichts zu sagen," erwiedert jener, „ich gebe Ihnen einen völlig zuverlässigen Menschen, welcher Ihre Angelegenheiten schon aufs beste besorgen wird. Machen Sie es schriftlich ab, ich bitte Sie darum."

„Hm, hm! geht nicht, mein Theuerster, geht in der That nicht," sagte der Major achselzuckend. „Muß die Sache persönlich abmachen. Ich gebe Ihnen aber mein Wort, daß ich bei rechter Zeit wieder hier sein werde."

Da der Edelmann nicht weiter in Schill dringen mochte, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, so fügte er sich und ließ ihn gehen. Aber es kam ihm schwer an, das konnte man ihm deutlich ansehen. Um so mehr hatte Schill alle Ursache, sich zu entfernen.

In seinem Quartier angelangt, ertheilte Schill sogleich die nöthigen Befehle zu seiner und seines Corps Sicherheit. Nach alledem, was er gehört und gesehen, schien ihm seine Lage wirklich bedenklich vorzukommen, so wenig er sich auch einen sichern Grund dazu denken konnte. Alles schien ihm ein Räthsel, dessen Lösung in den nächsten Augenblicken bevorstand.

Er befiehlt also seinen Reitern, sich gegen Abend in aller Stille bewaffnet zu jenem Gut hinzubegeben und sich dann in der Nähe des Schlosses, ohne daß es Verdacht erregt, aufzuhalten und sich ruhig zu verhalten. Er werde ihnen ein Signal durch einen Pistolenschuß geben, und auf dieses sollten sie in aller Eile hervorbrechen und das Haus umzingeln. Weitere Befehle wolle er ihnen dann an Ort und Stelle ertheilen.

Dieser Wink war genug. Daß seine Befehle pünktlich ausgeführt wurden, konnte er sich versichert halten; er kannte seine Leute, die an ihrem Befehlshaber hingen wie ein Kind an seinem Vater.

Und so machte er sich wieder auf den Weg zum Gut, des Dinges ruhig harrend, was da kommen sollte.

Nachdem Schill zur bestimmten Stunde bei seinem Gastfreunde angelangt, findet er das Haus bereits mit fröhlichen Gästen angefüllt, die ihn alle händedrückend, herzlich willkommen hießen; denn sie hatten den Major alle lieb. Einige heuchelten vielleicht auch nur diese Liebe, und das war schon Verrath genug.

Ein köstliches Mahl wartete ihrer alle: der Tisch, an welchem schon die meisten Gäste Platz genommen hatten, bog sich bereits von duftenden Gerichten, und immer neue wurden noch von geleckten Bedienten hereingetragen; die edelsten Weine funkelten im Glanz der Sonne, die durch die hohen Fenster schien. Auch nicht das Geringste mangelte heute an der Tafel; denn der Edelmann ließ sich bei solchen Gelegenheiten gern sehen.

Man ließ sich's herrlich munden, die Gläser klangen, und dazwischen rauschte der Strom der nieversiechenden Rede, auf welchem schallendes Gelächter wie Kreuzfeuer hin- und hertanzte. Kurzum, Alles überließ sich der ungezwungensten Heiterkeit. Niemand unter den Anwesenden mochte sich erinnern, je so lustig und aufgeräumt gewesen zu sein. Selbst Schill machte darin keine Ausnahme, obschon manchmal so ein trüber Gedanke durch seine Sinne fuhr, wie der Schatten einer Wolke plötzlich über die heitere Gegend läuft. Doch dies bemerkten die Tischgenossen nicht, konnten es auch nicht bemerken.

Der Nachtisch wird aufgetragen, der goldene Pokal mit dem alten Familienwappen, der nur bei seltenen Gelegenheiten aus dem alten ahornenen Schrank

hervor ans Tageslicht tritt, wird nach alter Väter Weise zum Umtrunk hergereicht. Man hält sich männiglich und leert, obgleich schon allerseits schwer beladen, den vollen Humpen bis auf den Grund; denn auch hierin muß man gründlich zu sein verstehen.

Kein Wölkchen trübt den heiteren Himmel der Gesellschaft, und Schill fängt schon an, der Warnung der Köchin und seiner damit zusammenhängenden getroffenen Vorsichtsmaßregeln zu lächeln. Da öffnet sich hinter Schill plötzlich eine Thür in der Wand, die er zuvor nie bemerkt hatte, und heraus treten, bis an die Zähne bewaffnet, 8 Franzosen. Schill ist betroffen. Doch ehe er sich versieht, steht schon einer der Franzosen mit den gemessenen Worten vor ihm: „Mein Herr, Sie sind mein Gefangener!"

„Wohl," spricht Schill, „der Uebermacht muß ich weichen", und überreicht dem Franzosen seinen Degen. „Doch," fügt Schill hinzu, sei es mir erlaubt, mein Befremden über die Art und Weise, mich zum Gefangenen zu machen, auszudrücken. Unter andern Umständen würde ich mich vertheidigt, mich wenigstens ehrenvoll in Gefangenschaft begeben haben. Bevor ich mich jedoch gänzlich in Ihre Hände gebe, sagt der Major zum Franzmann, gestatten Sie mir noch, erst meine Feuerwaffe abzubrennen, die ich gewohnt bin, in meinem Gürtel zu tragen." Und damit greift er nach seiner geladenen Pistole, tritt rasch an's Fenster, welches er im Nu geöffnet, und drückt ab.

In demselben Augenblicke dringen seine Getreuen mit Waffengeklirr in den Saal zu Aller Erstaunen und Entsetzen, heben nach kurzer Gegenwehr die Franzosen mitsammt dem Edelmann auf, der ein heimlicher Franzosenfreund war, und bringen sie, ihren braven Führer so befreiend, in sichern Gewahrsam.

Auf diese Weise mußte die Bekanntschaft eines wenig beachteten, schlichten Mädchens die Ursache zur Rettung eines braven, deutschen Mannes und zugleich die Entdeckung eines schändlichen Verraths werden.

Was aus dem ehrlichen Mädchen geworden, ist nicht bekannt, was aber das Schicksal Ferdinands Schill war, das wissen wir Alle.

Georg Albrecht I. regierender Graf zu Erbach.

Eine historisch-biographische Skizze von Heinrich Hensler.

Zwischen dem Schwarzwalde, dem Spessart und dem Westerwalde, von den Ufern des Neckar bis an den Main erhebt sich von vielen freundlichen Thälern durchschnitten ein ansehnliches Gebirge, von seinem höchsten südlichen Punkte, dem Katzenbuckel, (2180 Pariser Fuß hoch) in verschiedenen Armen fast wie ein entfalteter Fächer nach Norden, Osten und Westen sich ausdehnend und verflachend — ehemals ein Theil des großen hercinischen Waldes, jetzt der arme, aber wirthbare und trauliche Wohnsitz eines ansehnlichen braven Volkes, Theile der jetzigen Großherzogthümer Hessen und Baden und des Königreichs Bayern, — das ist der Odenwald.

Feste Granitlagen, Zeugen des höchsten Alters, tragen seine höchsten Höhen und scheiden ihn längs der Bergstraße von der Rheinebene. Das Innere des Landes ist jünger und zeugt in der Menge seiner Flötzgebirge, in dem berühmten Felsenmeere bei Reichenbach und andern Orten, in den vielen Kalklagern und den sich dort findenden Versteinerungen aus ungezählten Jahren von großen Umwälzungen und Aenderungen der Natur.

Das ganze Land ist Nichts als Berg und Thal, wenige Ebenen nur sind auf den höchsten Anhöhen der Gebirge. Seine Berge mäßig hoch, die höchsten kaum über 2000 Fuß von der Meeresfläche, noch jetzt vielfach mit Wald bedeckt, (Wald bedeckt fast die Hälfte des Landes) dienen hie und da zu mageren Feldern und

Weiden. Seine Thäler, freundlich und dankbar und von unzähligen köſtlichen Quellen bewäſſert, aber enge und klein, dienen als Feld und Wieſen und erfreuen in ihrer Mannichfaltigkeit und Abwechſelung mit den Höhen des Landes, ſeinen Burgen und Schlöſſern und dem thätigen Leben der Dörfer und Städte in den ſchöneren Zeiten des Jahres den Freund der Natur von nah und ferne mit ihren großen Reizen.

Viele andere Annehmlichkeiten und Vorzüge anderer Gegenden ſind ihm verſagt; aber was der Menſch für ſeine nächſten und natürlichen Bedürfniſſe nicht entbehren kann, was ihm zum wackeren thätigen Leben frommt, das iſt ihm geworden. Die Luft iſt friſch und geſund, das Waſſer kräftig und ſtärkend, und der Boden gibt dem thätigen Fleiße Brod, Holz und Eiſen.

Wer vermag es zu ſagen, wann der erſte Menſch dieſe Gegend betrat oder ſeine erſte Hütte auf den Höhen, in den Thälern baute?

Man hat zuweilen geglaubt, daß ſie den Römern ihren erſten Anbau verdanke, und manche Denkmale (Pfahlgraben, Kaſtelle, Denkſteine u. ſ. w. aus den Zeiten des Kaiſers Hadrian 117—138 nach Chr.) ſprechen allerdings dafür. Aber ſpricht nicht der Name des Landes, Odins uralte Gottesverehrung und ſo viele Namen der Orte und Gegend, — ſprechen nicht am lauteſten die vielen, aus den früheſten und undenkbaren Zeiten bis zu uns erhaltenen urſprünglich deutſchen Sitten und Rechte vom früheſten Daſein unſerer Väter?

Das Höchſte, was der Menſch kennt, iſt ſeine Religion, ſein Glaube an Gott und ſein Verhältniß zu ihm, der Glaube an Recht und Tugend.

Es iſt ein hoher Ruhm unſerer Väter und ein Beweis ihres vorzüglichen Werthes, frühe ſchon, früher als chriſtliche Cultur und Lehre zu ihnen kam, durch Reinheit des Herzens und bei noch unverbildetem Geiſte über dieſe wichtigſten Verhältniſſe des Menſchen ſo ſchön gedacht zu haben, als von rohen jugendlichen Völkern und ohne das hellere Licht des Chriſtenthums nur immer erwartet werden kann.

Erhaben über die Anſicht der meiſten Völker früherer Zeiten glaubten ſie an ein höchſtes Weſen, den großen Geiſt der Welt, zu groß für alle ſinnliche Vorſtellung, für menſchliche Nachbildung und Verehrung in Tempeln von Menſchenhand erbaut. War es nicht der Schöpfer aller Dinge, die Quelle des Muthes und der Kraft, — alles Glück der Menſchen, alles Gute ſein Werk? Daher Gott, der Gute, Guodan, Wodan, Odan, Odin ſein Name. Darum nur in der freien Natur, in der reineren Luft der Höhen, dort, wo auch die Bruſt des Menſchen ſich freier und reiner erhebt, in geweihten heiligen Hainen ſeine Verehrung.

Unverkennbar verdankt unſere Gegend ihm den Namen „Odenwald", den wir ſchon im Anfange des neunten Jahrhunderts urkundlich finden.

Mitten auf dieſer Gebirgsgegend liegt die Grafſchaft Erbach und Herrſchaft Breuberg. Sie iſt nur ein Theil des Odenwaldes, aber der innerſte, größte, bedeutendſte Theil, der eigentliche Kern desſelben, und in Recht und Sitte, Gewohnheit und Leben ungleich mehr als ihre Umgebung, wenigſtens in vielen Dörfern noch in ihrer urſprünglichen Reinheit erhalten, — wohl deßhalb, weil dieſer kleine Landſtrich, geſchützt von Berg und Wald, Jahrhunderte lang von Fremden wenig beſucht wurde, während die Bewohner ſelbſt, klebend an der heimiſchen Scholle und an den Sitten und Gewohnheiten der Altvorderen, da ſie hiernach keine Gelegenheit hatten, andere Lebensweiſe und Sitte kennen zu lernen, ſich bei dem, was ſie hatten und liebten, gerne beruhigten.

Der fiſchreiche Mümlingbach durchſtrömt hier ein ſchmales Thal, welches jetzt von einer bedeutenden Anzahl betriebſamer Einwohner in verhältnißmäßig vielen Städtchen, Flecken und Dörfern bewohnt wird, und treibt viele Mühlen und anſehnliche Eiſenwerke und Fabriken.

Dieſes fruchtbare und ſchöne „Mümlingthal“ war ſchon vor vielen hundert Jahren berühmt, und um ſo mehr, als es inmitten ungeheuer großer, faſt undurchdringlicher Wälder lag, von dieſen nach allen Richtungen hin viele Stunden weit eingeſchloſſen.

Gelang es dem unermüdlichen Wanderer, alle Hinderniſſe zu beſeitigen und dieſe Urwälder zu durchdringen, ſo wurde er reichlich durch die Ueberraſchung entſchädigt, die ihm zu Theil ward, wenn er dieſes freundliche, reizvolle Thal betrat; — eine friſche erquickende Luft wehte ihn an, vor ſeinen Augen lag ein herrlicher Wieſengrund mit unzähligen Blumen geſchmückt, gleich einem bunt gewirkten Teppiche ausgebreitet, durchſchlängelt von den zahlloſen Windungen des Mümlingbaches, bewäſſert von ungewöhnlich vielen Quellen; — darum hieß dieſe Landſchaft ſchon vor mehr als 1000 Jahren „der Blumengau“, und daher kommen wohl unbezweifelt die in dieſem Thale bekannten bedeutſamen Namen: „Roſenthal, Roſenhof, Roſenberg, Roſengarten, Roſenau, Fürſtenau“ u. ſ. w.

Natürlich gewährte dieſe wundervolle Gegend inmitten faſt undurchdringlicher Urwälder zur Anſiedelung gar mannichfache Reize und ſchätzbare Vortheile, beſonders in jenen früheren Zeiten, da Viehzucht die vorherrſchende Beſchäftigung und Hauptnahrungsquelle der alten Deutſchen, und demnach eine gute Weide ihr größtes Bedürfniß war; — und ſo kam es, daß bald da bald dort ſich eine Familie niederließ und ihre Hütte baute, am Bache, an der Quelle, an einem Berge, an dem Walde oder mitten im Thale, wo gerade es ihnen gefiel und die nächſte Umgebung ihren Bedürfniſſen angemeſſen erſchien, ganz zerſtreut, wie im Alpengebirge, wie noch jetzt in ſo vielen Orten des Odenwaldes; jeder Bauernhof machte ein Ganzes, — um ihn weidete das Vieh, oder wo Feldbau üblich war, ackerten Weiber und Knechte.

Auch ein kaiſerlicher Hofmeier (Verwalter) mit einigen leibeigenen Knechten und Mägden ließ ſich hier nieder, um den größten Theil des umliegenden Landes für kaiſerliche Rechnung zu bewirthſchaften und Abgaben von den ſich täglich mehrenden Anſiedlern zu erheben.

Endlich wurde auch eine kleine Kirche von Holz hier erbaut und dem Erzengel Michael geweiht, um dem religiöſen Bedürfniſſe der Bewohner zu genügen.

So entſtand nach und nach ein kleiner Ort, beſtehend aus der Wohnung des kaiſerlichen Hofmeiers, aus einer kleinen hölzernen Kirche, den Hütten der leibeigenen Knechte und Mägde und den Wohnungen der freien Anſiedler, und dieſer Ort wurde „Michlinſtadt“, jetzt Michelſtadt, der Hauptort des heſſiſchen Odenwaldes, geheißen.

Zu Anfang des neunten Jahrhunderts war dieſes kaiſerliche Gut ſchon von ziemlicher Bedeutung; denn ſeine Ausdehnung betrug nach jeder Seite eine Meile, und mehr als 50 Knechte und Mägde waren dem Verwalter untergeben.

Von dem Daſein der Römer in dieſer Gegend zeugen — wie bereits erwähnt — noch jetzt in ihrem Schutte viele Kaſtelle, Waffen, Steine mit Inſchriften und andere Denkmale; — wann und wie ſie gekommen und wieder fortgezogen, iſt nicht bekannt, ſelbſt in den Sagen und Sitten des Volkes hiervon Nichts mehr erhalten. Darum iſt es wahrſcheinlich, daß ihr Aufenthalt von kürzerer Dauer war und auf Sitten und Rechte des Volkes ohne erheblichen und dauernden Einfluß geblieben iſt.

Noch weniger weiß man von dem Daſein und Einfluſſe der wilden, furchtbaren Schwärme der Völkerwanderung. Welchen Reiz hätten auch die rauheren waldigen Höhen des Odenwaldes im Vergleiche mit den ſchöneren, milderen Ebenen am Rheine und Maine ihnen bieten mögen!

Erſt mit den Zeiten der Franken, ihren Eroberungen, ihrer allmähligen Vereinigung aller deutſchen Stämme in einer Hand erſcheint für die Geſchichte dieſer Gegend ein ſicherer Ruhe- oder vielmehr Anfangspunkt.

Wann und wie die Franken zuerst in's Land gekommen, ist nicht mehr bekannt, aber noch sind die Urkunden erhalten, wornach Kaiser Ludwig der Fromme, Sohn Karl's des Großen, am 11. Januar 815 Michelstadt und seine Umgebung (damals das Eigenthum der fränkischen Könige) und späterhin die ganze Waldgegend zwischen Neckar und Main an Einhard, den Aufseher der kaiserlichen Bauten, auch Geheimschreiber und Freund seines Vaters, zum Lohne treuer Dienste gab.

Von diesem Einhard und seiner Gemahlin Imma, einer nahen Verwandten Karls des Großen, sollen — wie nicht unwahrscheinlich ist — die gegenwärtigen Grafen von Erbach abstammen. Damals — wie Alles beim Beginn — klein und ohne irgend welche Bedeutung, steigerte sich das Ansehen und die Macht dieses alten Dynastengeschlechtes außerordentlich, und bald erhob es sich unter den zahlreichen kleineren edlen Geschlechtern durch persönliches Ansehen, Wohlstand, Länderbesitz und kluge Verbindungen, vereinigte durch Kauf, Tausch, Heirath, Erbschaft und Gunst der größeren benachbarten Häuser die erledigten Güter und Lehen der übrigen Edlen und erwarb und befestigte die Landeshoheit der Herrschaft und seit dem 15. August 1532 reichsunmittelbaren Grafschaft noch lange vor dem westphälischen Frieden.

Schon seit dem zwölften Jahrhunderte hatte man die Schenke von Erbach stets im Gefolge und Hofdienste der Pfalzgrafen gesehen, von denen sie das Erbschenkenamt zu Lehen trugen, und bei denen sie auch späterhin die wichtigsten Hof- und Staatsämter bekleideten.

Viele dieses alten Geschlechtes zierte Geist, Muth und Kraft, führte sie kühn in manches Turnier, Andere in's heilige Land, in den Kampf gegen die Türken, die Erbfeinde der Christenheit, ja nach Tunis in Sklavenketten, — wieder Andere dagegen auf die hohen Stühle von Worms und Mainz oder als Feldherren in die Dienste von Kaiser und Reich.

Am bedeutendsten war das Ansehen und die Macht des Hauses Erbach, als im 14. und 15. Jahrhundert noch die reiche Bickenbachische Erbschaft und mit ihr ein großer Theil der Bergstraße, als Habizheim und andere später wieder verlorene Besitzungen am Rhein, Main und Neckar, als mehr als 70 edle Vasallen ihr Land und ihren Hof vermehrten und zierten, und das Vertrauen der Stände und freien Städte des Reiches sie oft und viel zu Voigten und Schirmern des Landfriedens erkor!

Dieses Ansehen verschwand mehr und mehr durch oftmalige Zersplitterung der Grafschaft bald in zwei, drei und selbst vier Theile, indem mehrere Grafen, noch ehe die Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt eingeführt wurde, um keinen ihrer Söhne zu benachtheiligen, Jedem derselben einen Theil ihres Länderbesitzes abtraten, — verschwand sodann durch mehrfache Verluste einzelner Besitzungen, besonders in Folge unheilvoller Kriege, in die sie verwickelt wurden, endlich durch die im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts erfolgte Mediatisirung. Aber gerade die oben hervorgehobene Abschließung dieses Landes nach außen zeigte fort und fort ihre Wirkung in dem Verhältnisse der Unterthanen zu ihren früheren Landesherren; jene erkannten nichts Höheres und Edleres als ihre Grafen und Herren, und diese wieder fanden ihren Beruf in dem Schutze und dem Gedeihen ihrer Unterthanen, wodurch ein wahrhaft patriarchalisches Verhältniß entstand, welches in vielen Gegenden noch heute besteht, selbst den Stürmen des Jahres 1848 trotzend. —

Unter den Grafen von Erbach nimmt Georg Albrecht I. eine hervorragende Stelle ein, theils durch seine eigenen Lebensschicksale theils durch den Einfluß seiner Zeit auf die Grafschaft, besonders aber auch durch den Einfluß

seines Wirkens auf seine Unterthanen, denen er nicht nur Schutz und Schirm, sondern auch, was damals besonders nöthig gewesen, ein liebevoller, aufopfernder Vater war.

Georg II., regierender Graf zu Erbach und Herr zu Breuberg, besaß zuletzt, da sein Oheim Georg I. in kinderloser Ehe lebte, sein Oheim Valentin II. aber — welche anfänglich das Land mit ihm in Gemeinschaft besaßen — unvermählt war, die ganze Grafschaft allein, welche unter ihm den größten Umfang erreichte, den sie jemals hatte. Es war ein Gebiet, welches gegenwärtig, diejenigen Theile abgerechnet, welche von der Herrschaft Bickenbach mit Habitzheim bereits davon abgekommen waren, eine Bevölkerung von etwa 60,000 Einwohnern zählt. Er war sogar nach dem Tode des erwähnten Grafen Georg I. der einzige Stammhalter dieser alten Dynastenfamilie, welche somit bei seinem kinderlosen Tode erloschen wäre.

Deßhalb vermählte er sich schon in seinem 19. Jahre; — da er aber das Unglück hatte, daß seine Gemahlin schon nach wenigen Jahren starb, so schritt er nach und nach zu drei weiteren Ehen. Seine vier Weiber gebaren ihm 25 Kinder, doch überlebten ihn nur 4 Söhne und 10 Töchter. Die Geschichtschreiber erwähnen als äußerst seltenen Fall, daß diese 10 Gräfinnen die Gattinnen der ersten und angesehensten Fürsten und Grafen jener Zeit wurden.

Die Söhne kamen nach des Vaters im Jahre 1605 erfolgten Tode überein, die Grafschaft unter sich nicht nach Grund und Boden, sondern nur die Einkünfte zu theilen, „eine Nutztheilung vorzunehmen" und vorerst die Schulden zu bezahlen. Jedem Bruder wurde als Jahresgehalt bis nach vollzogener Schuldentilgung 1500 fl. Geld, 300 Malter Korn und 13 Fuder Wein ausgesetzt. Der Aelteste sollte der Grafschaft nach außen hin vorstehen, die Lehne empfangen und geben.

Es waren die Grafen Friedrich Magnus, Ludwig, Johann Casimir und Georg Albrecht. Dieser war bei seines Vaters Tode — seine Mutter war Marie, Tochter des Grafen Albrecht von Barby, Wittwe des Grafen Josias von Waldeck — erst sieben Jahre alt und wurde von seinem ältesten Bruder bevormundet und erzogen. (Er erhielt für ihn, seinen Hofmeister und 2 Bediente ein wöchentliches Kostgeld von 8 fl.!)

Dieser älteste Bruder, Graf Friedrich Magnus starb schon im Jahre 1618 und der dritte Bruder Graf Johann Casimir im Jahre 1627, beide ohne Nachkommen, so daß die beiden überlebenden Brüder von da an jeder zur Hälfte die Grafschaft besaßen.

Graf Georg Albrecht, seines Namens der Erste in dem erbachischen Hause, ist am 16. Dezember 1597 in Erbach geboren und verweilte bis zu seiner Confirmation an dem Hofe seines Bruders und Vormundes in Fürstenau.

Im Herbste des Jahres 1612 wurde er mit seinem Hofmeister Georg Philipp von Helmstädt und seinem Informator Friedrich List nach Straßburg gesendet, wo damals junge Edelleute zu studiren pflegten. Da der Hofmeister sich mit dem Informator oder Präzeptor nicht gut vertragen konnte, so wurde der erstere bald durch Wilhelm von Neiberg ersetzt, der ihn auch später auf seinen verschiedenen Reisen begleitete.

In Straßburg lag der junge Graf mit vielem Eifer dem Studium ob, wie damals von den Söhnen des hohen Adels verlangt wurde, wobei die s. g. freien Künste und körperlichen Fertigkeiten aller Art eine besonders hervorragende Rolle spielten. Dabei sprach er fertig französisch, englisch und italienisch, aber auch lateinisch, welche letztere Sprache er so in seiner Gewalt hatte, daß er noch in späteren Jahren mit seinem ältesten Sohne in derselben mit Leichtigkeit Briefe wechselte.

Schon im Frühjahre 1614 verließ er diese Stadt und begab sich zu seiner weiteren Ausbildung ebenfalls nach der Sitte der damaligen Zeit auf Reisen. Er hielt sich in verschiedenen größeren Städten Frankreichs und Englands längere

Zeit auf, bis er sich im Frühjahre 1617 in Marseille nach Italien einschiffte, wo er theils in Venedig, theils in Rom und zuletzt in Neapel verweilte. An allen Höfen, welche er besuchte, so wie von allen Deutschen, welche er da und dort antraf, wurde er mit zuvorkommender Höflichkeit aufgenommen und bewirthet.

In Neapel ließ er sich von mehreren daselbst angetroffenen Landsleuten bereden, gemeinschaftlich mit ihnen die Insel Malta zu besuchen. Vergebens suchte man ihm wegen der damaligen Unsicherheit zur See diesen verwegenen Entschluß auszureden. Besonders gab sich Wolf Dietrichs, Truchseß von Wetzenhausen, die größte Mühe, ihn von dieser gefährlichen Seereise abzuhalten, — Einige seiner Begleiter, besonders sein Präzeptor Friedrich List und ein Herr von Quadt zu Wickradt, der früher pfälzischer Amtmann zu Kaiserslautern und Bacharach gewesen und mit seinem jungen Sohne Italien bereiste, konnten ihre Lust, die Insel Malta und die Einrichtungen des dort residirenden Malteser-Ordens zu sehen, nicht widerstehen, und ihnen gelang es, dem Grafen alle Bedenklichkeiten auszureden. Seine ausgezeichnete Gutmüthigkeit und sein persönlicher jugendlicher Muth veranlaßten ihn, jene auf Thatsachen gegründeten, so wohlgemeinten Warnungen nicht zu beachten und der Verführung nachzugeben. Die unglücklichen Folgen seiner unüberlegten Handlung waren jedoch für ihn eine mächtige Veranlassung, in seinem späteren Leben, ehe er einen Entschluß faßte, immerdar sorgfältig Alles zu prüfen und den möglichen Ausgang zu bedenken. Hätte er damals schon diesen richtigen Grundsatz befolgt, — wie vieles Leiden, wie großes unsägliches Ungemach würde er von sich und seiner Familie ferne gehalten haben!

Die ganze Gesellschaft bestieg ein Schiff, der Wind war günstig und am 3. Mai 1617 kam man auf Malta an. Es waren im Ganzen 15 Personen, nämlich der Graf von Erbach, sein Hofmeister, Lehrer und Kammerdiener, sodann der oben erwähnte Herr von Wickradt und sein Sohn, Georg von Diede zu Fürstenstein, Christian von Starschedel und sein Bruder, Wilhelm Konrad von Meisenbuch, Johann von Studnitz, Hans Reinhard Fink, ein anderer Bürgerlicher Namens Emmerich, Jägermeister von Kodwitz, und noch ein holländischer Reisender.

Damals war Aloys de Vigna Court Großmeister des Johanniter-Ordens, welcher den Grafen mit allen dessen hohem Stande gebührenden Ehren empfing und demselben seinen Oberst-Stallmeister de Cambrini als Ehrencavalier zur Seite gab. Die Ritter deutscher Nation sowohl als die Franzosen waren außerordentlich zuvorkommend und unterließen Nichts, was in ihren Kräften stand, dem Grafen Georg Albrecht den Aufenthalt auf der Insel so angenehm als möglich zu machen, indem sie allerlei Feste anstellten, Gastereien hielten, ihm zu Ehren sogar das einem Fremden nur selten gewährte Vergnügen einer Jagd im Boschetto veranstalteten.

Bald waren die zum Aufenthalte bestimmten zehn Tage verflossen, und der Graf wollte, nachdem er alles Merkwürdige besehen hatte, über Neapel nach Spanien reisen. Er schloß sofort mit dem Capitän Antonio von der Fregatte Timon für sich und seine Begleiter einen Vertrag wegen der Ueberfahrt nach Neapel um 120 Ducaten ab.

Am 13. Mai fand die Einschiffung statt; — aber kaum hatten sie die Anker gelichtet, als ein so stürmisches Wetter eintrat, daß man sich genöthigt fand, bei der Cala di St. Juliano günstigeren Wind abzuwarten.

Der Oberst-Stallmeister de Cambrini besuchte mit mehreren Ordensrittern, welche eine große Zuneigung zu dem jungen Deutschen gefaßt hatten, denselben hier, um die Reisenden zu bewegen, wieder in den Hafen einzulaufen, — allein auch diesmal wurde der vernünftige Rath nicht berücksichtigt, — taub gegen alle Vorstellungen und gut gemeinte Warnungen lichtete man am 15. Mai abermals

die Anker, fuhr Nachmittags 2 Uhr weiter und kam wirklich noch in derselben Nacht glücklich an Siciliens Küste.

Da nach eingezogenen Erkundigungen Niemand einen Corsaren gesehen haben wollte, so setzten sie wohlgemuth und voll froher Hoffnung die Reise fort, allein kaum hatten sie in der hellen und heiteren Nacht das Cap Passaro an der kleinen Insel di Corenti erreicht, als ihnen unvermuthet eine türkische Brigantine von 13 Ruderbarken zu Gesicht kam.

Das Zusammentreffen war so unerwartet und schnell, daß der feige Capitän glaubte, nicht die erforderliche Zeit zu haben, um die Waffen zur Hand nehmen und die nöthigen Vertheidigungsanstalten treffen zu können. Auch glaubte er, bei der geringen Bemannung seines Schiffes gegenüber der bedeutenden Uebermacht und guten Bewaffnung des Seeräubers nicht die geringste Aussicht auf einen günstigen Erfolg etwaigen Widerstandes zu haben, und beeilte sich deßhalb, einen Versuch zu machen, das nicht sehr entfernte Land erreichen zu können. Er ließ in größter Eile das Schiff wenden und so viel Segel, als nur immer möglich war, beisetzen, — bald aber zerriß eine feindliche Kanonenkugel einen Theil der Segel und zerschmetterte einen Mast, — dabei sah man das Schiff des Corsaren in jeder Minute näher kommen.

Ohne einen zweiten Schuß des Feindes abzuwarten, befahl der Capitän mit ängstlicher Stimme die Segel zu streichen, aber während dem war der Graf von Erbach nicht unthätig geblieben, — voll feurigen Muthes und lebhafter Kampfbegierde erklärte er es für schimpflich, sich ohne Widerstand den Ungläubigen zu ergeben, und bestand darauf, wenigstens einen Versuch zu machen, der schrecklichen Sclaverei, welche jedenfalls ihr Aller Loos sein würde, zu entgehen. Man hatte sich in aller Eile, so gut es bei der auf dem Schiffe herrschenden Verwirrung möglich war, bewaffnet, und die ganze Reisegesellschaft umringte den kühnen Jüngling, entschlossen ihr Leben oder ihre Freiheit theuer zu verkaufen.

Die Brigantine kam endlich ganz nahe heran und legte sich dem Schiffe zur Seite, da dieses nicht den geringsten Widerstand zu leisten versuchte. Die Enterhaken wurden geworfen, und nun stürzten die Ungläubigen dicht gedrängt in großer Anzahl hinüber — sie fanden einen unerwarteten Empfang, indem die Reisenden unter Anführung des Grafen in geschlossener Reihe sich muthig zur Wehre setzten. Die Seeräuber zogen sich schon auf der einen Seite mit bedeutendem Verluste zurück, und ohne Zweifel hätten sie den Angriff glücklich abgeschlagen, vielleicht gar den Corsaren selbst genommen, wenn sie nicht im entscheidenden Augenblicke durch den feigen Verrath des Schiffspatrons und seiner Mannschaft im Stiche gelassen worden wären. Kaum hatte nämlich der Kampf begonnen, und waren einige Leute gefallen, als der Capitän sich mit allen seinen Leuten in das Meer warf und den Versuch machte, sich durch Schwimmen nach der nahen Insel zu retten. Augenblicklich drangen die Türken auf der Seite, welche der Capitän mit seinen Matrosen vertheidigen sollte mit dem lauten Rufe: „Allah! Allah!“ vor und kamen den Reisenden in den Rücken. Der Hofmeister des Grafen Wilhelm von Neiburg war gleich bei dem ersten Angriffe gefallen, indem er von einem Pfeile durchschossen wurde, — eben so war der Jägermeister von Kodwitz, der Reisende aus Holland und 5 Matrosen getödtet, der Kammerdiener des Grafen war im Meere ertrunken, der jüngere Starschedel, Emmerich und des Grafen Informator Fr. List waren schwer verwundet, namentlich der letztgenannte hatte sechs Wunden, — von den übrigen Kämpfenden waren ebenfalls schon mehrere verwundet, und nur fünf — unter ihnen der Graf von Erbach — waren unverletzt geblieben. Von allen Seiten drangen die Feinde auf diese Wenigen ein, denen zuletzt Nichts übrig blieb als Ergebung. Es war am Morgen des 16. Mai 1617.

Die Gefangenen wurden mit Ketten beladen und zuerst in das an der See-

küſte gelegene Fort Gerbi gebracht, wo der jüngere Starſchedel ſeinen Wunden erlag. Alle Uebrigen wurden auf das unmenſchlichſte mißhandelt, indem man ſie wiederholt durch Schläge zwingen wollte einzugeſtehen, weſſen Standes ſie ſeien. Man hoffte nämlich zu entdecken, welcher von den Gefangenen etwa hohen Standes ſei, um von demſelben oder ſeinen Angehörigen ein möglichſt hohes Löſegeld zu erpreſſen, — gerade aus dieſem Grunde hatten aber jene verabredet, ihren Stand nicht zu verrathen. Da ſie nun in Folge deſſen fortwährend ſtandhaft leugneten, daß Jemand unter ihnen hoher Abkunft wäre, ſo wurde dieſe Operation des Prügelns noch öfter wiederholt. Namentlich mußte der ſechzigjährige Quadt von Wickrath noch mehrmals die furchtbarſten Prügelſtrafen aushalten, — aber Keiner wurde zum Verräther.

Von Gerbi wurden die 10 Gefangenen nach Tunis gebracht und auf dem dortigen Sclavenmarkte verkauft. Bey Car Osmann kaufte den Grafen Georg Albrecht um 700 Zechinen, deßgleichen des Grafen Lehrer Liſt, Chriſtian Starſchedel, Georg Diede und Emmerich. Die andern Gefangenen kaufte Solimann, der Sohn des früheren Bey.

Dem Grafen war es gelungen, Kunde ſeines Unfalls nach Malta zu bringen, indem er unterm 21. Mai noch von Gerbi aus ſein entſetzliches Schickſal dem Großmeiſter ſchrieb.

Dieſer war ſogleich bereit, alle mögliche Schritte zu unternehmen, um die Gefangenen aus der Sclaverei zu befreien. Es war damals in Malta ein türkiſcher Kaufmann anſäſſig, den er unverzüglich als beſonders dazu geeignet mit einem Malteſer Kaufmann nach Tunis ſchickte, um die Gefangenen loszukaufen. Die beiden Abgeſandten waren jedoch ſo unvorſichtig, ſogleich 600 Kronen für den Kopf zu bieten — dadurch erregten ſie den Verdacht der ſchlauen Tuneſen, welche auf's neue glaubten, es ſei ein Fürſt oder ein ſonſtiger vornehmer Herr unter ihren Gefangenen, deßhalb weigerten ſie ſich, Einen oder alle Uebrigen loszugeben und verlangten für alle zehn ein Löſegeld von 25,000 Soldanini oder türkiſche Ducaten!

Da nun die Abgeſandten dieſe übertriebene Forderung — nach dem damaligen Werthe des Geldes freilich eine ungeheure Summe — mit Unwillen zurückwieſen, ſuchten die Beſitzer der unglücklichen Sclaven jene durch fürchterliche Mißhandlung derſelben zu einem höheren Gebote zu veranlaſſen. Die armen Gefangenen wurden abermals mit Ketten beladen, zu den härteſten Arbeiten mit den grauſamſten Peitſchenhieben und Stockſchlägen gezwungen und erhielten die gemeinſten Speiſen zu nothdürftiger Stillung ihres Hungers, während ſie in einen dunklen Keller geſperrt, auf der bloßen feuchten Erde liegen mußten. Endlich reiſten die beiden Kaufleute unverrichteter Sache wieder ab.

Am 6. Juni ſchrieb der Graf an ſeinen Bruder und Vormund, den Grafen Friedrich Magnus, einen Brief, worin er ſeinen Zuſtand als „eine Extremität menſchliſchen Elends", darinnen „Leib und Gemüth angefochten werde", beſchreibt und ihn inſtändig bittet, ihm ſeinen Beiſtand nicht zu verſagen und ſich Mühe zu geben, die erforderliche Loskaufsſumme aufzubringen. Er nennt ſich in dieſem Brief aus Furcht verrathen zu werden, wenn er von den Tuneſen aufgefangen würde, einen armen Studenten „Georg Heidelberger", und iſt derſelbe nur mit den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens: G. A. G. z. E. unterzeichnet. Das Siegellack zeigt noch ſtatt des Pettſchaftes die Spur des darauf gedrückten Fingers.

Am 7. Juli ſchrieb derſelbe abermals und zwar jetzt an ſeine „herzliebe" Mutter, welche er mit der Hoffnung auf ſeine baldige Befreiung zu tröſten ſucht, und bittet er unter Anderem, man möge zu Hauſe um ſeine Befreiung beten. Der Brief trägt die Unterſchrift: „Georg Heidelberger, armer Sclave in Barbaria".

Am 28. August endlich schrieb der unglückliche Graf an die „Ehrwürdigen gestrengen St. Johannis-Ritter deutscher Nation in Malta“ einen sehr kläglichen Brief, worin er die bisher erduldeten Schicksale in sehr beweglicher Weise schildert und dann den Rath ertheilt, sie lieber noch eine Weile leiden zu lassen, „bis unser Patron einst gemildert oder vielmehr des Allerhöchsten Zorn über unsere Sünden gänzlich gestillet sei“. Dieses wollen wir mit starkem Gemüthe erwarten, mit wahrer Geduld ausstehen und mit Freuden ernten, wofern uns Gott gesund sparet, wie wir Tag und Nacht bis auf die Thränen unserer Augen ihn darum bitten wollen ꝛc.“ Er schließt jedoch mit der Bitte: „Sie wollen zu unserer Erledigung Rath und That nach ihrem Vermögen zu schaffen helfen. Hierauf wollen wir uns gänzlich verlassen ꝛc.“

Ungemeine Frömmigkeit war ein vorherrschender Grundzug in dem Character des jungen Grafen, welche sich in allen Lagen seines vielbewegten Lebens so glänzend bewährte. Es war dieses eine Erbschaft seiner Voreltern, die immerdar nicht nur in der Familie, sondern im ganzen Lande in dieser Beziehung als ein leuchtendes Muster dastanden und allerwegen verehrt wurden. Sie sahen es als eine Aufgabe ihres Lebens an, diese Gesinnungen auf ihre Kinder zu übertragen und sie zu einem frommen, gottgefälligen Leben anzuhalten. So waren von Alters her und sind noch auf den heutigen Tag die Erbacher Wahlsprüche „Herr nach deinem Willen“ und „Alles mit Gott, und Nichts ohn ihn“. Der Letztere ist sogar dem Wappen mit den Worten einverleibt „Omnia Cum Deo Et Nihil Sine Eo.“

Der Großvater des Grafen Georg Albrecht, der Graf Eberhard II., verordnete in seinem Testamente, es sollten die Worte des Psalm 31, 1 „Herr, auf Dich traue ich, laß' mich nimmermehr zu Schanden werden; errette mich durch Deine Gerechtigkeit“, auf sein Epitaphium geschrieben werden. Seinem Sohne, dem Grafen Georg II. — Vater des Grafen Georg Albrecht — hatte er folgende „Vermahnungen“ in ein Büchlein geschrieben:

„Lieber Sohn! Biß (sey) gottesfürchtig, bet morgens und abends vleißig, Gedenk in all' deim Thun an Gott. Geht dir's wol, so dank ihm, geht dir's übel, so klag's ihm. Gedenk, daß alles glück und vnglück von Gott kommt und bald ein ende nimmt.“

„Erkenne dich vor einen armen Sünder, glaub, daß der Sohn Gottes Jesus Christus hab dich mit seinem Blut erlöset: beharre darauf, und bekenne es bis an's Ende, so wird Er dich wieder bekennen vor Gott, Seinem himmlischen vater.

„Biß nicht hoffärtig, halt aber deinen Stand ehrlich.

„Sei wahrhafftig, halt, was du zusagest, und ob dir Leib und Gut darauff ging, dann wann du leugst im schimpff oder ernst, so bist du ein Teuffelskind, der ist ein Vater der Lügen.

„Sei auch züchtig mit worten, gebärden und werken.

„Schände Niemals weib oder kind.

„Sei kein Palger, aber wan man die Fähnlein fliegen läßt, dann biß keck und fliehe nicht; dann es ist beßer, ehrlich gestorben denn schändlich geflohen.

„Sey nicht verthumisch, biß aber auch kein karger filtz; zu ehren spare Nichts. Rede niemandes übell, gedenk allezeit an dich selbst, daß du auch ein armer Mensch bist.

„Nicht handle fälschlich mit den leuthen, handle frey und rund, das bestehet am längsten, doch lerne die leut wol erkennen, denn gegen einen Frommen mußt du wieder fromm sein. Vor einem falschen hüte dich und rede gegen ihn desto langsamer.

„Die nothdürftigen Armen laß dir befohlen sein; Schmeichler, Gotteslästerer und Schalksnarren laß dir nicht wohlgefallen.

„Wer dich straft und dir wol räth, den habe lieb.

„Treue Kirchen- und andere Diener habe sehr lieb, lohn ihnen nach deinem Vermögen. Untreue Diener laß mit güte von dir kommen, behalte sy nicht.

„Jedermanns Schand hilf decken, doch wenn du regiereſt, ſo ſtrafe das übell.

„Biß denen, die unter dir ſind, ein Vatter; nicht beſchwere deine Underthanen über die Billigkeit, dann dieſelb Nahrung hab ich oft übel ſchon gerathen.

„Halt hart über dem Frommen, und ob ihm ſchon bisweilen eine Thorheit wiederfährt, ſo ſtraf, aber mit Vernunft, ſo viel dir gebühret.

„Hüte dich vor dem Zutrinken, darauß, ſpricht St. Paulus, kommt ein unordentlich Leben."

Das ſind gewiß goldne Worte, — der Sohn lebte nach ihnen und hinterließ dieſes väterliche Vermächtniß wieder ſeinem Sohne, der ſchon in früher Jugend Gelegenheit fand, die Wahrhaftigkeit dieſer Lehren und den Segen, der in ihrer Befolgung liegt, zu erproben.

In dem niedrigen Sclavenkittel zu Tunis, belaſtet mit Ketten, deren Schwere ihn zu Boden drückte und ſeine Schritte und die freie Bewegung ſeiner Arme hemmte, aufgeſtachelt durch unausgeſetzte Peitſchenhiebe, die die Haut ſeines Körpers aufriſſen und tief in das Fleiſch eindrangen, Tag vor Tag zu den gemeinſten und ſchwerſten Arbeiten geſchleift, die vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend anhielten, — kaum bei Kräften erhalten durch immer unzureichende rohe, ſchlechte Koſt, — ſo lag er des Nachts zum Tode ermüdet auf dem naſſen Boden des Kellers und gedachte der „Vermahnungen" des Großvaters und der darin enthaltenen „Verheißungen", gedenk, daß alles Glück und Unglück von Gott kommt und bald ein Ende nimmt! „Er betete" Morgens und Abends fleißig, „er klagte dem Vater im Himmel, „daß es ihm ſo gar übel erging" — und er fand Troſt und Beruhigung darin. Nichts in der Welt erquickt, tröſtet und ſtärkt die gebeugte und mit Kummer belaſtete Seele ſo, als ein wahrhaft gläubiges, andächtiges Gebet. Wenn das tief verwundete, gebrochene und wahrhaft zerriſſene Herz in recht innigem Gebete ſich ausſpricht und ausklagt, ſo wird es ohne Zweifel mit der größten Reſignation und Ergebung erfüllt werden und den Kelch bereitwillig leeren, welchen der himmliſche Vater bereitet hat, — es kehrt bei dem größten Seelenſchmerze eine wahrhaft unbeſchreibliche Faſſung, Ruhe und Kraft in unſer Inneres, ohne die es uns nicht möglich wäre, die Leiden zu ertragen, welche oft über uns verhängt werden.

So betete der unglückliche Graf, und es wurde ihm nicht nur möglich, die furchtbaren, ſich täglich erneuernden grauſamen Mißhandlungen zu ertragen, — er vermochte ſogar ſeine Unglücksgefährten, die oft kleingläubig und muthlos wurden, zu tröſten und aufzurichten. Nach einem frommen, aus der Tiefe ſeiner Seele kommenden Abendgebete ſenkte oft trotz der furchtbarſten Schmerzen, die ihn quälten, ein ſanfter Schlaf ſich auf ſeine müden Augenlieder, und wenn am frühen Morgen des Zuchtmeiſters heiſere Stimme und einige Peitſchenhiebe oder Stockſchläge ihn erweckten, ſo unterließ er dennoch nicht, ſich auch für dieſen Tag durch ein kurzes Gebet dem Schutze des Allmächtigen zu empfehlen! —

Mittlerweilen hatte ſich die Nachricht von dem ſchweren Unglücksfalle, der den Grafen betroffen, mit unglaublicher Schnelligkeit von Malta aus über ganz Deutſchland verbreitet und machte ſelbſt in den entfernteſten Ländern Europa's einen außerordentlichen Eindruck. Von allen Seiten liefen Condolenzbriefe bei der tiefgebeugten Mutter ſowohl als bei den Brüdern des Gefangenen ein, und es fehlte nicht an Rathſchlägen aller Art, wie man wohl am ſicherſten und ſchnellſten die Befreiung des Grafen bewirken könne. Es wurde vorgeſchlagen, die Vermittelung der Venetianer, auch den Hof von England und von Frankreich um Hülfe anzuſprechen, deßgleichen den Prinzen Moritz von Oranien, Statthalter der ver-

einigten Niederlande. Alles das geschah, von allen Seiten kamen die besten Zusicherungen. Selbst der deutsche Kaiser Mathias, welcher die Vermittelung des damals in Prag residirenden türkischen Gesandten ansprach — und mehrere Kurfürsten und Stände des Reiches interessirten sich dafür — die Mutter und Brüder des Grafen boten Alles auf, was in ihren Kräften stand, so viel Geld wie möglich zusammen zu bringen. Einen unauslöschlichen Eindruck machte es auf den Grafen, als er erfuhr, daß auch Viele seiner Unterthanen aus allen Theilen seines Landes freiwillige Gaben zu diesem Zwecke beisteuerten, — ein rührender Beweis von der Liebe und Anhänglichkeit seiner Unterthanen. In allen Kirchen der Grafschaft waren öffentliche Gebete für die Befreiung des Grafen angeordnet, und allenthalben herrschte die größte Bestürzung.

Der Kurfürst von der Pfalz, der Landgraf von Hessen, der Markgraf von Anspach, des Grafen Schwager, der Markgraf von Baden, die Grafen von Hohenlohe, Wittgenstein und Löwenstein boten mit dem Bischofe von Würzburg und vielen Andern alle Mittel auf, dem Grafen und seinen Unglücksgenossen zu helfen. Man sendete durch Vermittelung Nürnberger Kaufleute und des Handelshauses Schopper zu Venedig Geld nach Malta, wozu der Kurfürst von der Pfalz 20,000 Gulden vorschoß, — aber alle diese Mittel waren unzureichend.

Mittlerweile war die Befürchtung aufgetaucht, der Graf werde wegen seiner ausgezeichneten Körperschönheit nach Konstantinopel gebracht werden, um dort in dem Harem des Sultans als Eunuch verwendet zu werden. Doch ertheilte der türkische Gesandte auf deßfallsige Verwendung die Versicherung, daß er, wenn der Graf wirklich nach Konstantinopel gebracht werden sollte, er für dessen freie und unverletzte Rückkehr in seine Grafschaft sorgen werde.

Aber Alles wäre fruchtlos gewesen, wenigstens würde es noch lange gedauert haben, bis ein günstiges Resultat erzielt worden wäre, wenn nicht der liebe Gott sich in das Mittel geschlagen und durch neue Leiden, womit er den unglücklichen Grafen heimsuchte, den Weg gebahnt hätte.

Graf Georg Albrecht fiel in Folge der erlittenen Drangsale in ein hitziges Fieber, und noch ehe dieses beseitigt war, traten die Kinderblattern hinzu. Nur seine kräftige, unverdorbene Natur ließ ihn alle diese Leiden glücklich überstehen, doch befürchteten seine Peiniger bei längerer Dauer einen Theil ihrer Beute durch den Tod zu verlieren, — sie wurden deßhalb nachgiebiger, ermäßigten ihre Forderung bis auf 15714 Goldkronen (zu 2 fl. 30 kr.) und schickten sogar den Lehrer des Grafen Friedrich List zu Anfang Octobers nach Malta, um das Lösegeld zu holen.

Aber das angekommene Geld reichte nicht hin, diese Summe zu decken, — da entschloß sich der Großmeister Vigna Court unter Mitwirkung des Ordens „französischer Nation" und einiger deutscher Ritter — als besonders thätig werden der Comthur von Rosenbach und der Ritter Fürst von Stromberg genannt — das Fehlende vorzulegen, unter der Bedingung jedoch, daß der Graf von Erbach sein einziger Schuldner sei, und dieser sich mit seinen Mitgefangenen wegen ihres Antheils an der Loskaufsumme abzufinden habe, was sich in der Folge als sehr beschwerlich für den Grafen erwies.

Am 7. Oktober segelte List mit dem Gelde nach Tunis und am 14. November endlich trafen die erlösten Gefangenen wieder auf Malta ein, wo sie mit lautem Jubel empfangen wurden.

So lange sie noch auf dem Schiffe waren, hielten sie sich noch nicht für gerettet, da sie immer wieder einem Corsaren zu begegnen fürchteten, Graf Georg Albrecht dachte aber an Nichts, als wie er dem Vater im Himmel, der die Herzen seiner Freunde sowie vieler Bekannten und nicht Bekannten gerührt und zu seinem Besten gelenkt hatte, seinen Dank am würdigsten darbringen könne.

Unter den Pflichten, welche wir gegen Gott zu erfüllen haben, wird keine

häufiger verletzt als die der Dankbarkeit oder die freudige Anerkennung der Wohlthaten, die uns Gott erwiesen hat und täglich erweiset. Bei den übrigen Pflichten gegen den Schöpfer, bei der Anbetung, bei dem Vertrauen, bei der Ehrfurcht u. s. w. kommt in der Regel ein gewisses Bedürfniß hinzu und nöthigt das träge Herz zu thun, was ihm obliegt; in der Noth ruft der Mensch um Hülfe; bei Gefahren findet er seine einzige Stärke im Vertrauen auf Gott, und wenn der Herr entweder segnend oder strafend an den Menschen vorübergeht, so beugt sich alle Welt in Demuth. Haben wir aber Gottes Wohlthaten empfangen, so vergessen wir bald den Geber wie dessen Gaben und sehen mehr auf dasjenige, was wir nicht haben als auf das, was wir empfangen und besitzen. Der Undank wird zu den schwärzesten Lastern gerechnet, und der Undank gegen Gott ist um so strafwürdiger, als uns Gott täglich und stündlich mit unausgesetzter Gnade und Liebe empfängt, und als Alles, was wir sind und haben, lediglich ein Geschenk der göttlichen Barmherzigkeit ist, wenn das blöde Auge des Sterblichen es auch nicht immer einsiebt oder einsehen will.

Das war bei dem Grafen Georg Albrecht aber nicht der Fall, — tief in seinem Innersten fühlte er es, daß nur die Gnade des Herrn das Große gewirkt habe. „Er, der für mich starb," so sagte der fromme Mann zu sich selbst: „er ist es, der mich begnadigt hat, und ihm will ich fortan leben! Des Gewissens ernst mahnende Stimme — als Gottes heilige Stimme will ich stets heilig sie achten und ihr ehrerbietig gehorchen. Aufschauen will ich fleißig in allen schweren Stunden der Prüfung zu ihm, dem Engelreinen und Gottgeweihten, wie seither. Ihm gebe ich mich hin mit kindlichem Vertrauen und heiliger Entscheidung, — nie komme ein Schwanken und Zweifeln in meine Seele, ich will sein bleiben immer und ewiglich!"

Als er auf Malta kam, eilte er zu dem edlen Großmeister, der in so großmüthiger und uneigennütziger Weise sich von Anfang an gegen die Reisenden benommen hatte, um auch ihm zu danken mit gerührtem Herzen, — der umarmte ihn und vergoß Thränen, indem er erschrak, wie die unmenschlichen Mißhandlungen und die überstandene Krankheit bei dem so schönen, blühenden jungen Mann so verheerende Wirkung hervorgebracht habe, — doch tröstete er ihn mit der Hoffnung, daß die Ruhe und eine gute Verpflegung, die er jetzt haben sollte, bei seiner im Uebrigen ungeschwächten Jugendkraft bald wieder sein früheres Aussehen hergestellt haben werde.

Bald wurde aber dem Grafen die Freude über seine wiedererlangte Freiheit durch einen Streit mit seinen bisherigen Leidensgenossen über den Antheil eines Jeden an der Ablösungssumme schwer verbittert. Obgleich er sich großmüthig erboten hatte, an der mit den Unkosten auf mehr als 22,000 Goldkronen angewachsenen Summe für seinen Antheil 10,000 Goldkronen zu übernehmen, so waren doch Mehrere unter ihnen so unbillig, daß sie ihm lieber das ganze Lösegeld aufgebürdet hätten, als einen ihrem Vermögen entsprechenden Antheil zu tragen. Nur Diede von Fürstenstein, Konrad von Meißenbuch und Hans Reinhard Fink erklärten sich bereit, nach Kräften zu bezahlen.

Der Graf sah sich deßhalb genöthigt, die Hülfe des Ordens in Anspruch zu nehmen. Der Großmeister ernannte auch sogleich ein Schiedsgericht, welches den Antheil eines Jeden bestimmte, zugleich aber auch die für den Grafen höchst lästige Bestimmung hinzufügte, daß Alle solidarisch für einander zu haften hätten, und Keiner von Malta abreisen dürfe, bis alle Schulden bezahlt seien.

An dieser Entscheidung waren insbesondere die Ritter „italienischer und spanischer Nation" Schuld, welche schon früher gegen die Auslösung der Gefangenen gestimmt hatten, weil sie Ketzer seien. Ihrem Einflusse war es gelungen, die oben erwähnte so lästige Bedingung an den geleisteten Vorschuß zu knüpfen, und auch bei diesem schiedsrichterlichen Spruche waren sie thätig.

Obgleich der Graf unterdessen schon mehr als den ihm zugesprochenen Antheil von 9000 Goldkronen bezahlt hatte, so mußte er doch noch so lange in Malta verweilen, bis eines Jeden Antheil bezahlt war, oder sich entschließen, auch für die Andern zu zahlen. Und so finden wir ihn den ganzen Winter, das folgende Frühjahr und einen Theil des Sommers hindurch noch in Malta.

Der Großmeister hatte ihn anfänglich als Gast behandelt und auf seine Kosten mit fürstlichen Ehren unterhalten. Da es ihm jedoch ein drückendes Gefühl war, so lange auf fremde Unkosten zu leben, so zog er es am Ende doch vor, bei seinem Wirthe und auf eigene Kosten zu speisen.

Endlich schlug die Stunde der völligen Befreiung, — die letzte Geldsendung kam an, er bezahlte den Rest der Schuld (welche am 3. Februar 1618 für ihn schon 11,000 Goldkronen — 27,500 fl. — betragen hatte), und verließ in den ersten Tagen des Juli 1618 auf einer Galeere des Großmeisters Malta. Am 12. Juli landete er in Messina und am 21. desselben Monats war er wieder in Neapel. —

Graf Georg Albrecht setzte nun endlich seine Reise ganz nach dem früheren Plane fort und gab damit wohl in früher Jugend schon eine tüchtige Probe jener Characterstärke, welche ihn in späteren Jahren so vortheilhaft auszeichnete und ihm in seiner oft so hartbedrängten Lage sehr zu statten kam. Er ging nach Spanien, bereiste dieses Land obwohl nur kurze Zeit, kehrte sodann nach Italien zurück, verweilte einige Tage in Rom und Florenz und begab sich endlich wieder nach Hause. Als er am 27. September 1618 bei Fürstenau über die Brücke ritt, welche da über die Mömling führt, begegnete ihm ein Leichenzug; — es war sein wenige Tage vorher auf dem Reichenberge verstorbener Bruder und Vormund, der Graf Friedrich Magnus, dessen irdische Ueberreste in die Ahnengruft nach Michelstadt übergeführt wurden.

So kam Graf Georg Albrecht nach Hause, nachdem er 4 Jahre lang in der Fremde gewesen, 6 Monate lang in harter Sclaverei zu Tunis geschmachtet und darauf noch 8 Monate lang auf Malta die völlige Auszahlung des Lösegeldes seiner Unglücksgenossen erwartet hatte. Der erst zwanzigjährige Jüngling hatte in diesen 4 Jahren gar Vieles erlebt und war vor der Zeit in der Schule des Lebens zum Manne gereift!

Unverkennbar machten diese Erfahrungen seiner frühen Jugend einen tiefen und bleibenden Eindruck auf Geist und Gemüth des Grafen. Eine äußerst sorgsame Erziehung im Hause seines brüderlichen Vormundes, dann die Studien auf der hohen Schule zu Straßburg, denen er mit ungemeinem Eifer obgelegen, hatten seinen Geist gebildet und seinen Verstand mit vielfachen Kenntnissen bereichert; — seine mehrjährigen Reisen in Deutschland und den damals cultivirtesten Ländern des Auslandes, Frankreich, England, Italien und Spanien verbunden mit Monate langem Aufenthalte an verschiedenen Höfen verschafften ihm eine für damalige Zeit ganz ungewöhnliche Erfahrung, Weltbildung, Geistesgegenwart und Gewandtheit, verbunden mit einer außerordentlichen Feinheit und Geschmeidigkeit des Benehmens, während die mannichfachen widrigen Schicksale seine Lebenserfahrungen frühe gereift und ihm eine Festigkeit in seinen Entschlüssen und eine Energie und Ausdauer in deren Ausführung angeeignet hatte, die ihm eine Kraft und Sicherheit in seinen Handlungen verliehen, welche allein im Stande waren, die Schläge des Schicksals, die seiner harrten, unverzagt und ungebeugt ertragen zu helfen. Dabei war jede Bitterkeit — so oft eine traurige Folge unverschuldeter Leiden — dem edlen Manne ferne geblieben, vielmehr war sein Herz wohl aus demselben Grunde für die Leiden seiner Mitmenschen sehr empfänglich geworden, — ein nicht genug zu schätzendes Glück für seine Unterthanen, die, wie wir sehen werden, durch die damaligen Kriegsereignisse eine Fülle von Jammer und Unglück aller Art zu erdulden hatten.

Wir sehen hier, wie wohlthätig der Einfluß der Leiden, welche der Vater im Himmel über uns verhängt, auf uns sein kann und sein soll. Wie viele kummervolle Stunden und Tage hatte dieser junge Mann durchlebt, der wahrlich zu einem andern Loose geboren und erzogen war — und wie gläubig und Gott vertrauend war sein Verhalten! Er wurde in Tunis zwar vorübergehend kleinmüthig und zaghaft, wenn die entsetzlichen Mißhandlungen auf's neue begannen, und der Gedanke an die Heimath und die Lieben, welche dort weilten und mit großer Sehnsucht seiner Rückkehr harrten, sein Herz mit Wehmuth und erneuerter Trauer erfüllten, — aber nur vorübergehend, nur auf Augenblicke trat dieses so menschliche Fühlen und Denken bei ihm ein, — dann dachte er wieder an seinen himmlischen Vater, und er wurde ruhig und gewann es über sich, Gott zu danken, daß er ihm diese Prüfung bereitet und ihn derselben gewürdigt habe, da er nicht zweifeln könne, daß sie zu seinem Besten dienen werde. Und gewiß wäre er nicht so weise, so gut und so fromm geworden, wie sein ganzes künftiges Leben uns vielfach in allen seinen Handlungen zeigt, wäre es immerdar ihm gut gegangen, und hätte er nicht diese schwere, dornenvolle Zeit durchlebt. Sein unerschütterlich hohes Vertrauen auf den Allmächtigen hatte ihm die Bahn gezeigt, die himmelan führt, und ein hohes Ziel vor Augen gestellt, das man im kurzen Erdenleben zwar erstreben, aber nimmer erreichen kann. Dieses Ziel allein — das ewige Erbe — vollendet den Frieden unseres Gemüthes, — gibt Muth zum Dulden, Kraft zu edlem Wirken, Sinn für die wahren Freuden des Lebens, Trost in jedem Leiden der Erde und entscheidenden Sieg über die Schrecken des Todes! —

Graf Georg Albrecht erscheint jetzt als selbstständiger Herr und Regent seines Landes, indem er damals das 20. Lebensjahr angetreten hatte. Zu dieser Zeit hatten in Deutschland die Unruhen begonnen, welche den dreißigjährigen Krieg zur Folge hatten. Zuerst zeigten die sogenannten böhmischen Wirren ihren nachtheiligen Einfluß auf die Grafschaft.

Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz, hatte die ihm von den böhmischen Ständen im Jahre 1619 angetragene Königskrone angenommen und war am 25. Oktober gekrönt worden; es ging aber diese Krone mit dem unglücklichen Ausgange der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag wenige Tage darauf wieder verloren. Der Kurfürst Friedrich wurde am 12. Januar 1621 sammt allen seinen Bundesgenossen von Wien aus in die Acht erklärt und deren Vollzug in der Oberpfalz dem Herzoge von Bayern, in der Unterpfalz dem Generale Spinola u. s. w. übertragen. Friedrich hatte den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach mit einem ansehnlichen Heere nach Heilbronn entsendet, um dem Einfalle des Bayernherzogs zu wehren oder wenigstens demselben eine Diversion zu machen.

Die Grafen von Erbach waren seit Jahrhunderten mit der Pfalz auf das innigste verbunden — sie durften sich jetzt in den Zeiten großer Gefahr und harter Bedrängniß ihrer Pflicht nicht entziehen, und willig folgte Graf Georg Albrecht dem Rufe seines Lehnsherrn. Er reihte sich mit seinem Heerhaufen unter die Fahnen seines Schwagers, des Markgrafen von Baden-Durlach, als Cornet; doch wurde er bald zum Rittmeister befördert.

In der Schlacht bei Wimpfen den 6. Mai 1622 zeichnete er sich durch persönliche Tapferkeit ungemein aus, doch wurde der Markgraf durch den bayrischen Feldherrn Tilly geschlagen. Die Armee wurde zerstreut, und da das Kriegsglück sich fortwährend den Unternehmungen des unglücklichen Kurfürsten und seiner Freunde ungünstig zeigte, entschloß sich Friedrich, die Bestimmung seines Schicksals von der Gnade des Kaisers zu erwarten.

Graf Georg Albrecht kehrte nach Erbach zurück und widmete sich nächst der kirchlichen Reformation in seinem Lande vorzüglich der Ordnung seiner bürgerlichen Verhältnisse als der Grundlage jeglichen Gedeihens und beschloß, wenn es ihm möglich sein sollte, an den Kriegshändeln ferner keinen Theil zu nehmen.

Er vermählte sich am 30. Mai 1624 mit Magdalena, Gräfin von Nassau, einer Tochter des Grafen Johann von Nassau, welche ihn in dem Entschlusse möglichster Zurückgezogenheit bestärkte.

Und wahrlich — es fehlte nicht an vielfacher Gelegenheit zur außergewöhnlichen Thätigkeit selbst ferne von dem blutigen Schauplatze des unheilvollen Krieges. Wie bereits erzählt, so hatten die vier Brüder die Grafschaft mit bedeutenden Schulden übernommen, welche sie nöthigten, von einem ziemlich geringen Jahrgehalte zu leben. Zu jenen Schulden war noch die höchst bedeutende Summe gekommen, mit welcher der Graf aus der Sclaverei losgekauft worden, endlich die Kosten der Ausrüstung zu dem Feldzuge gegen den Herzog von Bayern, wodurch jene auf eine für die damaligen Zeiten ganz enorme Höhe gesteigert waren. —

Der Graf führte nun in allen Zweigen der Verwaltung eine streng geregelte weise Sparsamkeit ein, deren consequente Durchführung er um so leichter überwachen konnte, als er in seiner Hofhaltung mit dem besten Beispiele fortwährend voranging. Nur so ist es erklärlich, daß er binnen wenig Jahren etwa 30,000 fl. Schulden mehr bezahlt hatte als sein Bruder.

Dies hinderte ihn jedoch nicht, solche Ausgaben, welche er als nothwendig oder nützlich betrachtete, mit größter Bereitwilligkeit zu bestreiten. So ließ er z. B. schon im Jahre 1624 das Innere der Kirche in Michelstadt, welches sehr zerfallen war, durchaus erneuern, wozu er, da die nicht unbeträchtlichen Kosten aus den Einkünften der Pfarrei nicht bestritten werden konnten, die Parochianen selbst auch nur eine sehr unbedeutende Summe beisteuerten, das Meiste beitrug.

Jene energisch ausgeführten Maßregeln der Sparsamkeit, verbunden mit dem unermüdlichen Bestreben, die Einkünfte der Grafschaft zu regeln und zu vermehren, zeigten bald ihre wohlthätigen Folgen und zwar um so nachhaltiger und umfassender, als mit dem am 4. Januar 1627 erfolgten Tode des Grafen Johann Casimir dessen Jahrgehalt erspart wurde, während die Grafschaft, da jener kinderlos gestorben war, nunmehr zur Hälfte dem Grafen Georg Albrecht zufiel.

Aber leider waren diese schönen und so ersprießlichen Folgen seiner mühevollen Bestrebungen nur von kurzer Dauer, weil die Ereignisse des unheilvollen Krieges ihn wider seinen Willen zur Theilnahme drängten.

Es zog sich nämlich das Kriegsgetümmel ganz unerwartet in die Nähe der Grafschaft. Der General Tilly wandte sich nach der Zerstörung Magdeburgs (10. Mai 1631) mit seiner ganzen Macht gegen Sachsen, um den sogenannten Leipziger Bund zu vernichten. Graf Georg Albrecht war diesem Bunde, in welchem auf Antrag des Kurfürsten von Sachsen beschlossen worden war, sich der Vollziehung des sogenannten Restitutionsedictes (Wiederherstellung aller seit dem Passauer Vertrage eingezogenen mittelbaren Stifter, Klöster ꝛc., Besetzung der in protestantische Hände gekommenen unmittelbaren Stifter mit katholischen Bischöfen ꝛc.) allenfalls mit gewaffneter Hand zu widersetzen, beigetreten, und plötzlich erschien im Juli 1631 ein von Tilly abgesandter Obristlieutenant mit seinen Reitern in der Grafschaft Erbach und nahm Besitz von der unbewachten Veste Breuberg, angeblich um diese Gegend vor einem Ueberfalle der Schweden zu schützen. Nach wenig Tagen verließ jedoch der ganze Heerhaufen wieder diese Gegend, mit Ausnahme weniger Reiter, welche unter dem Commando eines Capitänlieutenants in der erwähnten Veste zurückblieben.

Der König Gustav Adolph von Schweden hatte mittlerweilen nach der Schlacht bei Leipzig am 7. September 1631 einen offenen Weg in das Reich

gewonnen. Er wandte sich nach einem zu Halle gefaßten Beschlusse durch Thüringen und Franken gegen den Rhein zu, wobei nach einander Erfurt, Königshofen und Würzburg (October 1631) in seine Hände fielen. Bald war die Grafschaft durch große Heeresmassen von allen Seiten eingeschlossen, ohne daß die Herren des Landes offene Partei für den einen oder den anderen Theil genommen hatten. Da erhielten sie am 8. October ein Schreiben des Königs von Schweden, in welchem sie aufgefordert wurden, klar und ohne Umschweife zu erklären, ob sie es mit dem Kaiser halten, oder ob sie die sich ihnen darbietende Gelegenheit ergreifen und „als deutsche Patrioten und gute evangelische Christen Reichs- und Religionsfreiheit erkämpfen helfen wollen." Dabei verlangte derselbe, die Grafen sollten sich „mit einer richtigen kategorischen Resolution" alsbald persönlich bei ihm einstellen, da wir sonsten und bei unverhofft ausbleibender Eurer Accommodation Euch für Feind halten und demnach gegen Euch und Eure Grafschaft dergestalt comportiren müssen, wie es unsere und gemein evangelischen Wesens Nothdurft erfordert, und wir von Gott und Gewissens wegen zu thun schuldig, — so wir Euch zu Vermeidung Eurer obschwebenden gänzlichen Ruin nicht verhalten wollen ꝛc."

Graf Ludwig, „der Ritter *)" hatte sich bereits früher erklärt, — Graf Georg Albrecht als ein eifriger Anhänger der evangelischen Religion war ebenfalls nicht unschlüssig, doch suchte er lediglich aus Rücksichten für seine geliebten Unterthanen die abgeforderte kategorische Erklärung so lange wie möglich zu verzögern, da, wie oben gesagt, die kaiserlichen Tuppen nicht nur auf verschiedenen Seiten die Grafschaft besetzt hielten, sondern auch selbst innerhalb derselben festen Fuß gefaßt hatten, während noch in frischem Andenken stand, wie der gefürchtete Tilly in Magdeburg gehaust hatte. Es war demnach mit Recht zu befürchten, es würde nach Gestalt der Erklärung die eine der kriegführenden Parteien bei der ersten Nachricht das arme Land mit Feuer und Schwert verheeren und dessen Bewohner entgelten lassen, was die Herren etwa verschuldet.

Gustav Adolph ließ aber nicht nach, und da die verlangte Antwort ausblieb, so erinnerte Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar im Auftrage des Königs daran und bestand nachdrücklich darauf, daß der Graf sich persönlich stelle, um von dem Könige unmittelbar weitere Eröffnungen zu vernehmen.

Der Graf reiste nun nach Würzburg und wurde Ende Oktober dem Könige vorgestellt, welcher ihn ganz besonders freundlich und zuvorkommend aufnahm und im Vereine mit dem Herzog Bernhard und dem Kanzler Oxenstirn sich viele Mühe gab, ihn zum offenen Anschlusse an die gute und gerechte Sache zu bereden — doch vergebens. Der Graf versicherte wiederholt seine volle Anhänglichkeit an die hochwichtige Sache, für welche der König das Schwert ergriffen habe, bat jedoch dringendst, ihm zu erlauben, die seither beobachtete Neutralität auch fernerhin beibehalten zu dürfen, weil seine geliebten Unterthanen es im andern Falle entgelten haben würden.

Der König stellte ihm jedoch vor, es gelte in diesen gefährlichen Kriegszeiten der Grundsatz: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich." Neutralität könne er nicht zugeben, das erlaubten die Zeitumstände nicht, da binnen kurzem seine Gegner ihn eben so zwingen würden, sich zu erklären, und es ihm sehr unangenehm sein müsse, einen so tapfern Herren auf der Seite seiner Feinde zu

*) Graf Ludwig von Erbach, der Bruder und Mitregent des Grafen Georg Albrecht, war im Jahr 1608 auf Einladung des Herzogs Friedrich von Würtemberg als Obervogt in dessen Dienste getreten und mehrfach zu Gesandtschaften an den kaiserlichen Hof nach Wien verwendet worden. Kaiser Ferdinand II. fand hohes Gefallen an dem männlichen Herren, zeichnete ihn mehrfach auf das schmeichelhafteste aus und ertheilte ihm den Ritterschlag, was damals nur noch selten vorkam.

sehen. Er solle bedenken, daß gerade diese Zögerung seinem inmitten des Kriegsschauplatzes liegenden Lande den größten Nachtheil bringen könne, da jeder Theil ihn als Feind ansehen werde. Hiernach solle er seine Maßregeln ergreifen, und thun, was er vor Gott und seinem Gewissen verantworten könne, ehe es zu spät sei.

Noch stellte der Graf vor, daß seine Befürchtungen keineswegs aus der Luft gegriffen oder übertrieben seien; denn er und sein Bruder Ludwig wußten mehr als ein Stücklein von entsetzlichen Gewaltthaten der kaiserlichen Kriegsvölker zu erzählen.

Von Ende des Jahres 1620 an wurde die Grafschaft nämlich durch die kaiserlichen Völker unter Tilly, welcher damals sein Hauptquartier in Darmstadt hatte, auf's furchtbarste heimgesucht. Unter Anderem überfiel am 23. Juni 1621 eine Streifpartie von Croaten die wehrlose Vorstadt zu Erbach, plünderte und mordete, was ihnen in den Weg kam. Graf Ludwig selbst, welcher mit 6 Reitern aus der Festung kam, um sie zum Abzuge zu bewegen, kam in die größte Lebensgefahr. Sie setzten ihm die Pistolen auf die Brust, Andere drohten mit gezogenen Säbeln, ihn niederzuhauen. Des andern Tages kehrten sie in verstärkter Anzahl zurück, setzten ihre Plünderung fort, steckten einige Häuser in Brand und trieben allein der Herrschaft 65 Stück Rindvieh und drei Schafheerden weg, ohne was sie andern Leuten wegnahmen. Auch am folgenden Tage — es war gerade das Johannisfest — erschienen sie zum drittenmale und versuchten das Schloß zu stürmen. Schon hatten sie das eine Thor mit Aexten eingeschlagen, — aber durch die muthige Gegenwehr der Besatzung unter dem Commando des Grafen selbst wurden sie zurückgetrieben *). — Aehnliche Excesse waren an vielen andern Orten der Grafschaft verübt worden, — so wurde das gräfliche Schloß in Schönberg vollständig ausgeraubt und, was die Unholde nicht mit fortschleppen konnten, in schändlichem Muthwillen vernichtet; die Betten z. B. wurden zerfetzt und die Federn zu den Fenstern hinausgeschüttet, so daß der eben wehende Wind ganze Wolken davon über das eine halbe Stunde entfernte Städtchen Bensheim hinwehte. — So war es Jahrelang fortgegangen; im Jahre 1628 reiste Graf Ludwig selbst nach München zum Kurfürsten von Bayern, dem Führer der Ligisten, um Erleichterung für sein Land zu suchen, fand aber Nichts als leere Vertröstungen.

Das Alles stellte Graf Georg Albrecht in sehr eindringlicher Weise dem Könige vor, — doch war es ihm nicht möglich, einigen Eindruck auf denselben zu machen, und es blieb ihm Nichts übrig, als mit schwerem Herzen nach Hause zu reisen; — was er befürchtete erfolgte nur allzubald; denn schon in der folgenden Woche kamen schwedische Commissarien, kündigten eine starke Einquartirung an, die ihnen auf dem Fuße folge, und zeigten Vollmacht vor, eine Kriegscontribution zu erheben.

Da war die Entscheidung nicht länger zu verzögern, und der Graf trat öffentlich auf die Seite der Schweden, worauf die kaiserliche Besatzung aus der Veste Breuberg zurückgezogen wurde. An ihre Stelle kamen erbachische Leute unter dem Commando des Grafen Gottfried von Erbach, einem Sohne des Grafen Ludwig.

Es war ein während seines Lebens stets befolgter Grundsatz des Grafen Georg Albrecht, nie Etwas nur halb zu thun und nie auf halbem Wege stehen zu bleiben. Er hatte sich jetzt für Schweden erklärt und nahm nun mit Leib

---

*) Ein noch im Schlosse zu Erbach vorhandenes Bild vergegenwärtigt diesen Angriff der Croaten. Zur Erinnerung an die glückliche Abwehr der Feinde wurde in Erbach noch zu Anfang dieses Jahrhunderts jährlich auf Johannistag das s. g. Croatenfest gefeiert.

und Seele für dessen Sache Partei. Er errichtete dem zufolge gemeinschaftlich mit dem Rheingrafen Otto Heinrich ein Regiment Fußgänger und führte es dem Könige von Schweden zu, der ihn alsbald zu dessen Obristlieutenant ernannte. Aber schon im folgenden Jahre verließ er wegen vielfacher verdrießlicher Händel, welche in der Grafschaft zwischen ihm und dem Grafen von Löwenstein in Bezug auf die Herrschaft Breuberg entstanden waren und seine Anwesenheit gebieterisch verlangten, die schwedischen Kriegsdienste und eilte nach Fürstenau zu seiner bedenklich erkrankten Gemahlin, welche auch am 31. Juli 1633 starb. Sie hatte ihm 6 Kinder geboren, von denen nur ein Sohn und eine Tochter den Vater überlebten.

In den drei vorhergehenden Jahren hatte — durch die fremden Kriegsvölker gebracht — die Pest in der Grafschaft gewüthet und die Menschen haufenweise dahingerafft, und ihr folgte eine förmliche Hungersnoth! Da galt es nach allen Seiten hin zu wehren, zu retten, zu helfen und, wo dieses nicht möglich war, wenigstens zu trösten, und der edle Graf ließ es an alledem nicht fehlen.

Nachdem die Nördlinger Schlacht (27. August 1634) von den Schweden gegen die Kaiserlichen unter Anführung des jungen Königs Ferdinand verloren worden, auch Kursachsen durch den Prager Frieden (30. Mai 1635) sich von der evangelischen Union losgesagt hatte, hielt es Graf Georg Albrecht für gerathen, auch für sich die kaiserliche Gnade nachzusuchen, da nach einer besondern Clausel des oben erwähnten Prager Friedens zwar „sämmtlichen Kursachsens Kriegspartei zugethan gewesenen Augsburger Confession verwandten Ständen von 1630 an Amnestie verliehen sein soll" mit ausdrücklicher Ausnahme jedoch aller derer, welche „in die böhmischen und pfälzischen Händel verwickelt gewesen." Die von den Grafen von Erbach erbetene Amnestie wurde zwar nicht verwilligt, es geschah aber späterhin der Vergangenheit keine Erwähnung mehr.

Graf Georg Albrecht vermählte sich zum zweitenmale mit Anna Dorothea, des Grafen Albrecht zu Limpurg Tochter, zu Gaildorf am 23. Februar 1634 — doch starb diese Gemahlin bereits am 23. Juni desselben Jahres, worauf der Graf sich am 26. Juli des folgenden Jahres zum drittenmale vermählte und zwar mit Elisabeth Dorothea, des Grafen Georg Friedrich zu Hohenlohe-Schillingsfürst Tochter, welche ihm 9 Kinder gebar.

Die oben erwähnten sogenannten breubergischen Händel wurden inzwischen immer verwickelter. Die Herrschaft Breuberg gehörte nämlich zur einen Hälfte dem Grafen von Löwenstein, zur andern Hälfte dem Grafen von Erbach. Es war aber die Veste Erbach, wie oben erzählt worden, von Erbacher Truppen besetzt. Graf Johann Diederich von Löwenstein, welcher katholisch geworden und immer ein eifriger Anhänger des Kaisers war, suchte sich zu Anfang des Jahres 1637 ein Mandat des kaiserlichen Hofkriegsraths zu verschaffen, wornach ihm und seinem Sohne, dem Grafen Ferdinand Karl das Commando über die in dem Schlosse liegende Garnison mit großer ausgedehnter Gewalt übertragen wurde. Sie machten jedoch von diesem Mandate nicht sogleich Gebrauch, weil sie befürchteten, die Grafen von Erbach würden nicht so gutwillig in den Inhalt desselben willigen, während ihnen doch keine Mittel zu Gebot standen, sich mit Gewalt in den Besitz zu setzen. Sie warteten deßhalb den am 25. Juli 1638 erfolgten Tod des bereits oben genannten Sohnes des Grafen Ludwig, des Grafen Gottfried von Erbach, ab, welcher als Commandant der dortigen Besatzung den Breuberg bewohnte.

Der Graf von Löwenstein nahm nun mit dem Grafen von Erbach dahin Abrede, daß sie wegen der in der Nähe, namentlich in Hanau unter Romsay sich aufhaltenden übel berüchtigten Schweden zur Sicherheit der Grafschaft und der Herrschaft Breuberg diese Veste gemeinschaftlich und stärker als bisher be-

ſetzen wollten. Ehe es ſich jedoch Graf Georg Albrecht verſah, hatte der Graf von Löwenſtein einen Theil der kaiſerlichen Truppen, welche damals in Wertheim in Garniſon ſtanden, und eine Anzahl löwenſteiniſche Musquetiere unter dem Lieutenant Kurtz hineingelegt und die geringe Erbacher Beſatzung daraus vertrieben. Zugleich machte er nunmehr ſeinen kaiſerlichen Beſtallungsbrief bekannt und verlangte von Erbach Beitrag zu den Koſten der Unterhaltung der Beſatzung.

Natürlich verweigerte Erbach dieſes und bezog ſich darauf, daß, ſo wie man zur Zeit, als die Grafen von Erbach das Commando gehabt, von Löwenſtein einen Beitrag zu dieſen Koſten nicht gefordert habe, ſo auch jetzt, da Letzteres das Commando habe, dieſem der alleinige Unterhalt obliege. Ueberdies verlangte Graf Georg Albrecht das Original des erwähnten kaiſerlichen Dekretes zu ſehen, wenn er das Commando anerkennen ſolle, und als dieſes nicht geſchah, ſo wurde dieſe Ernennung von Erbach fortwährend nicht anerkannt.

Die Grafen von Erbach waren jedoch nicht müßig geblieben und hatten von dem kaiſerlichen Reichshofrathe eine ihren Anſprüchen günſtige Entſcheidung zu erhalten gewußt, — wogegen es andererſeits den Grafen von Löwenſtein wieder gelang, ſich eine kaiſerliche Verfügung zu ihren Gunſten zu verſchaffen.

Zuletzt kam es ſo weit, daß Graf Ferdinand Karl von Löwenſtein den Grafen Georg Albrecht zum Zweikampfe herausforderte.

Er zwang den auf dem Breuberg wohnenden erbachiſchen Beamten, dieſes am 17. November 1641 an ſeinen Herrn zu ſchreiben, worauf Letzterer die Herausforderung auf eine für Löwenſtein empfindliche Weiſe ablehnte.

Mittlerweile hatte die Beſatzung des Breuberg ſich fortwährend die gröblichſten Exceſſe gegen den erwähnten erbachiſchen Amtmann zu Schulden kommen laſſen, das erbachiſche Zeughaus eigenmächtig ausgeleert, alle darin vorhandene Waffen und Munition in das Löwenſteiniſche gebracht, ſich nicht nur auch ſonſt an dem erbachiſchen Eigenthume vergriffen, ſondern ſelbſt förmliche Brand- und Raubzüge in die erbachiſchen Dorfſchaften unternommen und die ohnedies durch die fortwährenden Einquartirungen und Truppendurchzüge ſtark heimgeſuchte Gegend vollends herabgebracht.

So machte einſt ein löwenſteiniſches Commando von dieſer Veſte aus dem Dorfe Steinbach bei Fürſtenau, in Abweſenheit des Grafen Georg Albrecht, einen ſolchen Beſuch und wagte ſogar den Verſuch, das Schloß ſelbſt in Brand zu ſtecken. Nur mehrere wohl gezielte Schüſſe aus demſelben, welche einige Soldaten niederſtreckten und ihren Führer verwundeten, konnten ſie daran verhindern. In Folge deſſelben kam die Gräfin vor Schrecken zu frühe in Kindesnöthen, ſo daß ſie dem Tode nahe war.

Das Aergſte war jedoch eine auf Befehl und unter den Augen des jungen Grafen Ferdinand Karl von Löwenſtein auf dem Breuberge vollzogene Mißhandlung an dem mehr genannten erbachiſchen Beamten in Folge der oben erwähnten Ablehnung der ſtattgehabten Herausforderung zum Zweikampfe.

Wenige Tage darnach war der Graf von ſelbſt auf den Breuberg gekommen und ließ am erſten Adventſonntage des Jahres 1641 Morgens vor dem Gottesdienſte den Amtmann Kiſſeberth mit freundlichen Worten zu ſich entbieten, war aber während dem aus ſeiner Wohnung über die Brücke nach dem Galgen gegangen. Noch auf der Brücke wurde nun Kiſſeberth, ein ſechzigjähriger Greis, deſſen ganzes Verbrechen darin beſtand, daß er ſeinem Herrn ein treuer Diener war, durch 3 löwenſteiniſche Stallbedienten von hinten mit Prügeln überfallen, zum Grafen Ferdinand hingetrieben, dort auf Befehl deſſelben mit ſtarken Stricken an den Galgen gebunden und nun in deſſen Gegenwart mit dicken birkenen Prügeln ſo unbarmherzig geſchlagen, daß er endlich unter jammervollem Schreien, über und über blutrünſtig, ohnmächtig auf dem Platze liegen blieb und in Folge dieſer Mißhandlung tödtlich erkrankte. Mehrere Perſonen ſagten bei der deßfalls

angestellten Untersuchung endlich aus, daß sie unten, als sie an dem Berge, worauf die Veste liegt, vorbei nach Neustadt zur Kirche gegangen, das jammervolle Geschrei des Amtmanns gehört und die Worte unterschieden hätten: „O Jesu, komm mir zu Hülfe! O Jesu, verlaß mich nicht!"

Die Herren von Erbach beschwerten sich wegen dieser Gewaltthätigkeit, und obwohl diese allenthalben höchlich mißbilligt wurde, so erhielten sie doch die verlangte Genugthuung nicht. Das Reichskammergericht nahm zwar die Klagschrift an, doch war nach dem bekannten schleppenden Gange der Verhandlungen dieses hohen Gerichtshofes eine baldige Entscheidung nicht zu hoffen. Da nun überdies der Graf von Erbach persönlich kaum noch Einlaß auf dem Breuberge erlangen konnte, und auch in dieser Beziehung die Beschwerden sich fortwährend mehrten — bei einem Besuche des Schlosses am 31. Juli 1639 wurde ihm z. B. sein Rath Dr. Hinderhöffer von einem löwensteinischen Soldaten (es konnte nicht ermittelt werden, ob aus Unvorsichtigkeit oder aus Absicht) an seiner Seite erschossen, — bei einem andern Besuche mußte er längere Zeit vor dem Thore warten, weil der Thorhüter erst bei dem Untercommandanten Kurtz anfragte, ob er dem Grafen Einlaß gewähren dürfe, — so reifte bei ihm nach und nach der Entschluß, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Man könnte diesen Schritt wohl durch einfaches Berufen auf den in jenen Kriegszeiten allenthalben eingeführten Gebrauch genügend entschuldigen, wenn er nicht vollständig zu rechtfertigen wäre. Graf Georg Albrecht war nämlich Regent in seinem Lande und nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Diese Pflicht war um so weniger zu versäumen, als wir gesehen, welche große Nachtheile die Besatzung seinen Unterthanen durch die erwähnten Raub- und Brandzüge und vielfache andere Unbilden fortwährend zufügte.

Durch den am 12. April 1643 erfolgten Tod des Grafen Ludwig von Erbach — des Ritters — war Graf Georg Albrecht alleiniger Herr der ganzen Grafschaft geworden, da jener keine Kinder hinterlassen hatte. Dadurch erhielt er freiere Hand in Besorgung der Breuberger Händel, bei denen er nicht immer eines Sinnes mit seinem Bruder war. Um diese Zeit wurde er auch Vormund der jungen Grafen von Hanau und Administrator dieser Grafschaft, welchen Umstand er trefflich zu seinem Vorhaben zu benutzen wußte.

Im Jahre 1644 starb nämlich der Graf Johann Dieterich von Löwenstein. Seine Söhne schrieben deßhalb an den Grafen von Erbach, sie hätten als Regierungsnachfolger sich entschlossen, nach den bestehenden Verträgen die Huldigung auf Breuberg einzunehmen; dabei ertheilten sie die Versicherung, sie würden Alles, was der beschworene Burgfrieden enthalte, vorher getreulich erfüllen und sähen gleicher Willfahrung von Seiten Erbachs entgegen.

Der Graf antwortete sogleich, daß er zu Allem bereit sei, und seine Abgeordneten am 31. März auf dem Breuberge anwesend sein würden. Aber schon am 29. März (1644) kam er selbst mit einer guten Anzahl schwedischer Soldaten von der Hanauer Besatzung daselbst an und zwang die dort befindliche Garnison, sich nach kurzer Gegenwehr, wobei jedoch nur 1 Mann todt blieb und drei verwundet wurden, (einer von den eigenen Leuten) zu ergeben.

Es fand sich nun Alles so, wie es der Graf vermuthet hatte; denn unter der ganzen Besatzung, welche angeblich aus lauter kaiserlichen Truppen bestehen sollte, befanden sich nur der Offizier und 3 Gemeine, die übrigen waren löwensteinische Leute. Die Kaiserlichen wurden sofort in Freiheit gesetzt und nach Hause geschickt, die Löwensteiner aber bis auf Weiteres zurückgehalten. Der berüchtigte Untercommandant Kurtz wurde eingesperrt, was dieser gewiß reichlich verdient hatte, indem er dem Grafen von Löwenstein nicht nur bei den von demselben ausgeführten Gewaltthätigkeiten jederzeit ein sehr williger Gehülfe war,

sondern auf eigene Faust mehrere Jahre lang fortwährend das erbachische Eigenthum und die erbachischen Beamten und Unterthanen vielfach beschädigt hatte.

Die Grafen von Löwenstein führten hierüber alsbald heftige Beschwerde bei dem Reichshofrathe. Es erfolgte ein Mandat, Alles in den vorigen Stand wieder einzusetzen und die etwaigen Ansprüche im gewöhnlichen Rechtswege einzuklagen, — da aber der Graf Georg Albrecht dieses Mandat, nicht befolgte, sondern die Gründe seiner Handlungsweise anführte, um letztere zu rechtfertigen, so erfolgte unverzüglich ein strengeres Mandat mit Androhung alsbaldiger Reichsexecution.

Nach damaliger Lage des Reiches war jedoch eine Ausführung der angedrohten Execution nicht zu besorgen, deßhalb entschloß sich der Graf von Erbach, nicht Folge zu leisten und den ergriffenen Besitz vor der Hand wenigstens zu behalten.

Seine hohe Rechtlichkeit zeigte er jedoch dadurch, daß er — was Löwenstein nicht gethan hatte — nicht nur ein strenges Regiment unter der Besatzung des Breubergs handhabte, sondern auch alle den Grafen von Löwenstein rechtlich zustehenden Nutzungen durchaus nicht schmälerte und sie ungestört beziehen ließ.

Erst der westphälische Frieden machte diesen Streitigkeiten ein Ende, weil dadurch die Nothwendigkeit einer militärischen Besetzung des Breubergs hinwegfiel. Dem Grafen Georg Albrecht war es aber nicht vergönnt, die Botschaft dieses Friedens, der dem dreißigjährigen Kriege ein Ende machte, hienieden noch zu vernehmen.

Eine seiner letzten Regierungshandlungen, die wir von ihm wissen, war die Sendung seines Sohnes, des Grafen Georg Ernst, zum Friedenscongresse nach Münster.

Im Sommer des Jahres 1646 stand der Erzherzog Leopold Wilhelm mit einer Abtheilung kaiserlicher Truppen in der Wetterau. Graf Georg Albrecht besuchte ihn in seinem Hauptquartiere zu Friedberg. Der Erzherzog veranstaltete ihm zu Ehren eine große Heerschau, in dem Lager erhitzte sich der Graf und trank schnell ein Glas kühles Bier. Von dieser Stunde an wurde er krank und erhielt seine Gesundheit nicht wieder. Er starb am 18. November 1647 im vollen Mannesalter noch nicht 50 Jahre alt, — der Vielgeprüfte, dem von seinem 19. Lebensjahre an nur wenig Ruhe auf Erden gegönnt war. Er nahm von seiner Gemahlin auf rührende Weise Abschied, ermahnte sie, ihm treu zu bleiben bis an ihr Ende, gleich wie er als ihr treuer Mann sterbe, und tröstete sie damit, daß er nur verreise, zwar nicht wieder komme, aber sie doch nach Verlauf einiger Zeit zu sich holen lassen werde.

In seinem vom 3. August 1646 datirten Testamente dankt er zunächst seinem Schöpfer nochmals für alle Gnade, die er ihm Zeitlebens bewiesen, namentlich durch seine Errettung aus der Sclaverei zu Tunis, ermahnt seine Söhne zu brüderlicher Liebe und Eintracht, fordert sie auf, das Land ihrer Väter unzertrennt zu lassen, keine Grund-, sondern nur eine Nutztheilung vorzunehmen, wie dieses seit lange im erbachischen Hause üblich gewesen, und erinnert sie an die Lehren, welche einst ihr Urgroßvater Graf Eberhard seinem Sohn gegeben. (Siehe oben Seite 230 ffg.). Dann ermahnt er die Söhne bei dem theuren Worte Gottes und der unveränderten augsburgischen Confession zu bleiben, und sich zu keiner anderen Lehre verleiten zu lassen. Ferner verordnet er seiner Wittwe, statt des ihr in dem Ehevertrage verschriebenen Wittwensitzes in dem Schlosse zu Schönberg wegen der damaligen unsicheren Zeiten das Schloß Fürstenau als Wohnsitz, setzt eine ansehnliche Vormundschaft für seine unmündigen Kinder ein und bittet die Ernannten schließlich, sich derselben in Gemeinschaft mit seinem ältesten Sohne anzunehmen.

Graf Georg Albrecht ließ sich in einem langen braunen Pilgerkleide einen Strick um den Leib, in der Gruft seiner Ahnen im Chore der Kirche zu Michel-

stadt bestatten. Die Beisetzung erfolgte erst am 15. September 1648, die erste zur Nachtzeit in dieser Familie.

Im Archive zu Erbach zeigt man noch seine türkischen Pantoffeln, die er einst zu Tunis getragen, und seinen Psalter, aus dem er so oft den nöthigen Trost geschöpft hatte.

Sein Bild in Lebensgröße im Schlosse zu Erbach zeigt eine schlanke und kräftige, beinahe 8 hessische Fuß hohe ritterliche Gestalt, mit einem männlich schönen Angesichte. Er galt überhaupt unter seinen Zeitgenossen für einen der schönsten damals lebenden Männer und rechtfertigt dieses vollkommen die, wie oben erwähnt, allenthalben gehegte Befürchtung, daß er wegen seiner ausgezeichneten Schönheit in das Harem des Sultans nach Konstantinopel gebracht werden solle.

Graf Georg Albrecht I. von Erbach ist kein Name von europäischer Berühmtheit — an ihn knüpfen sich weder große Erinnerungen noch Thaten von außergewöhnlicher Tragweite oder von in die Geschicke der Länder und Völker tief eingreifender Bedeutung, — und doch war er ein wahrhaft großer Mann, wenn auch nur in dem kleineren Wirkungskreise, den ihm das Schicksal angewiesen. In den Stürmen der Zeit bewährt sich der Character des Mannes, erheben sich mächtige Seelen, deren Beispiel wieder ein ganzes Menschenalter hebt. Er war ein *Mann* in der vollen Bedeutung des Wortes. Seelenstark wirken, umfassend schaffen, schützend erhalten, kraftvoll stützen — das war sein Beruf, Festigkeit sein Stab, Wohlthun seine Erholung, Frömmigkeit sein Bedürfniß — und so war er das Glück seiner Unterthanen.

Als er fast erdrückt von den schweren Sclavenketten, seinen von Krankheit zerrütteten, von der Peitsche des Aufsehers zerfleischten, von schlechter unverdaulicher Kost und von Hunger ganz entkräfteten Körper zu der ungewohnten, harten, niedrigen Arbeit mühsam schleppte, und am späten Abende zum Tode ermattet in den dumpfen feuchten Keller gestoßen wurde, wo er auf der bloßen Erde liegend in unruhigem Schlafe weniger Stunden Kräfte für die Lasten und Qualen des folgenden Tages sammeln sollte, — da wäre der an solche Entbehrungen und Strapatzen nicht gewöhnte Jüngling schon in kurzer Zeit den fürchterlichen Schmerzen erlegen, wenn nicht der Hinblick auf den Erlöser, „dessen Zorn er sich durch seine Sünden zugezogen", und die Hoffnung auf dessen Allbarmherzigkeit ihn getröstet, so wie die Nachricht, daß viele seiner Unterthanen, selbst ärmere, freiwillig ihr Scherflein dazu beigetragen, um ihren geliebten Herrn aus der Sclaverei zu erlösen, — ihn kräftig über jene Leiden erhoben hätten. Er gelobte sich damals, die Liebe und Aufopferung seiner Unterthanen durch Liebe und Wohlthaten, so viel in seinen Kräften stehe, zu vergelten, — und was der *Jüngling* in jenen schweren Stunden unter heißen Thränen gelobte, das hat der *Mann* sein ganzes Leben hindurch getreulich erfüllt.

Und leider fehlte ihm nie die vollste Gelegenheit dazu. Die ganze Dauer seiner Regierung fiel, wie wir gesehen haben, in die Schreckenszeit des unheilvollen dreißigjährigen Krieges; sie begann mit dem ersten Jahre und endete vor dem letzten. Dieser so verderbliche Krieg brachte alle erdenkliche Schrecken auch über die unglückliche Grafschaft; Schwert und Raub, Mord und Todtschlag, Flucht und Verwüstung, Pest und Hunger waren in seinem Gefolge.

Furchtbar war schon der erste Stoß im Jahre 1620, als Spinola mit einem Heere von 24,000 Mann in die Pfalz einrückte und einzelne Abtheilungen ringsum entsendete, um Beute zu machen und die Gegner aufzusuchen und zu vernichten, wobei schon das Städtchen Erbach und viele umliegende Dörfer zerstört wurden; — noch mehr, als mit dem unglücklichen Ausgange der Nördlinger

Schlacht die Hülfe wieder schwand, welche Graf Georg Albrecht von den Schweden erwartet hatte. Nun wurde die Noth zum Entsetzen. Niederländer und Spanier, Bayern und Franzosen, Kroaten und Kosacken, Oesterreicher und Schweden — Alles durchströmte, verheerte mit- und durcheinander die unglückliche Gegend. Da ward aller Vorrath des Landes, aller Wohlstand verzehrt oder mit Füßen getreten und muthwillig vernichtet; die Menschen getödtet, geschändet, ihre Wohnungen zu Ställen der Pferde verwandelt, und dem zertretenen Menschen blieb Nichts übrig als eitler Widerstand oder Flucht in die Wälder. Nur dort, in entlegenen unzugänglichen Waldhöhen war Anfangs noch einiger Schutz.

Aber auch dieser schwand, als mit dem Jahre 1630 die Pest und mit ihr der bleiche Hunger in das öde, verwaiste, verwüstete Land kam. Wüsten lagen da, wo sonst tausend frohe, fleißige Menschen wimmelten, wo die Natur ihren herrlichsten Segen ergossen und Wohlleben und Ueberfluß geherrscht hatte. Die Felder von der fleißigen Hand des Pflügers verlassen lagen ungebaut und verwildert, und wo irgend noch eine junge Saat aufschoß oder eine lachende Ernte winkte, da zerstörte ein einziger Durchmarsch den Fleiß eines ganzen Jahres, die letzte Hoffnung des verschmachtenden Volkes, — und in den letzten Jahren vollendete noch Mißwachs das Elend.

Nun verließen die fremden Völker allmälig das Land, selbst die schlimmen Polacken, räuberische Nachzügler, welche noch am längsten geblieben waren, nachdem ihnen förmlich und glaubhaft bezeugt worden, daß Nichts mehr vorhanden sei.

Aber kaum hatte nach kurzer Ruhe das Land wieder begonnen sich ein wenig zu erholen, so erneuerten sich auch wieder Durchzüge und mit ihnen Raub und Plünderung, und was sie verschonten, mußte an Contributions-, Satisfactions- und Friedensgeldern bezahlt werden.

Das Land wurde entvölkert, der Wohlstand vernichtet, das Feld wüste und öde und der erschreckte gebeugte Mensch muthlos und scheu. Wo vorher Dörfer, waren nun Hecken und Einöden; — viele Orte waren ganz verbrannt oder zerstört und ihre Bevölkerung vernichtet, so namentlich die Orte Rehbach, Ober- und Untermossau, Eulbach, Lauerbach, Schönnen, Ernsbach, Erbuch, Airlenbach, Olfen, Hohberg — in andern waren meistens nur wenige, kaum 2, 3, 4 Menschen übrig, so in Zell, Momart, Steinbach, Asselbrunn, Laugenbrombach, Steinbuch, Stockheim, Bullau, Weitengesäß, Würzberg u. s. w. Selbst die alten Urwaldungen der Gegend gingen damals fast sämmtlich zu Grunde.

Es ist kläglich, in welchen schmerzhaften Ausdrücken selbst Graf Georg Albrecht diese entsetzliche Noth der unglücklichen Gegend schildert, „wie er selbst ein Herr ohne Leute in einem wüsten Lande kaum noch auf kurze Zeit für seinen Mund das Brod habe u. s. w." Graf Ludwig mußte sich entschließen, alle Kleinodien und selbst den Schmuck seiner Gemahlin zu versetzen, und Graf Georg Albrecht wußte sich nicht anders zu helfen als durch den Verkauf einiger entfernt gelegenen Dörfer, Güter, Zehnten und sonstigen Gefälle, womit er in den Stand gesetzt wurde, wenigstens den allerdringendsten Bedürfnissen abzuhelfen *).

Der rastlosen Thätigkeit und unermüdlichen Fürsorge des Grafen gelang es nach unsäglichen Anstrengungen, die unzähligen Wunden seiner geliebten Unterthanen wenigstens zu lindern und deren Heilung vorzubereiten sowohl mit gutem Rathe als mit kräftiger That. Er wußte, was damals unmöglich schien, theil-

*) Kurz nach dem Friedensschlusse war es die erste Sorge der Grafen von Erbach, das verödete Land wieder mit Menschen zu bevölkern, da nur noch der 7. Theil der früheren Bevölkerung vorhanden war. Man zog neue Ansiedler aus der Fremde herbei, insbesondere Schweizer und Wallonen. Diesen verkaufte man die herrenlos gewordenen Bauerngüter zu geringem Preise oder gegen einen unbedeutenden Erbzins. Es ist ein Fall bekannt, wornach ein ansehnliches Bauerngut um 5 Gulden, zahlbar in sechsjährigen Terminen, verkauft war. Der Käufer konnte aber den Kaufpreis nicht erschwingen und zog deßhalb wieder fort. Aehnliche Beispiele sind mehrfach bekannt!

weise durch die oben aufgezählten Verkäufe — Geld aufzutreiben, womit er in der Ferne Früchte aufkaufen ließ, um damit eines Theils augenblicklich den Hunger zu stillen, andern Theils die Felder nach und nach wieder bestellen zu können. Doch war das Letztere außerordentlich schwierig, da es gänzlich an Zugvieh fehlte. Aber auch da wurde Rath geschafft, eben so bei der Ausbesserung und dem Wiederaufbau der zerstörten Wohnungen und Oekonomiegebäude.

Durch kluge Verordnungen und kräftige Handhabung der Polizei wurde der fast überall eingerissenen Entsittlichung und dadurch bedingten Gefährdung des Eigenthums — der traurigen unvermeidlichen Folge solcher Zeiten — ein nothwendiger und fester Damm entgegengesetzt und auch auf solche Weise für das Wohl der Unterthanen gesorgt.

Da in dieser entsetzlichen Zeit namentlich auch die Kirchen und Schulen des Landes — wie man sich denken kann — gänzlich in Verfall gerathen waren, so lud der Graf Georg Albrecht im Jahre 1644 alle noch im Lande vorhandenen Geistlichen nach Fürstenau ein, um ihre Vorschläge zu hören, wie der furchtbar eingerissenen Verwilderung des Volkes zu steuern, die kirchlichen Ordnungen wieder aufzurichten, und dem Unterricht der Jugend wieder aufzuhelfen wäre.

Da fand es sich denn, daß im ganzen Lande nur noch zehn Pfarrer vorhanden waren, und Mancher von ihnen mußte mehrere oft sehr entfernt von einander liegenden Pfarreien versehen; ja die ganze Herrschaft Bruneberg hatte sogar für ihre sechs Pfarreien nur einen einzigen Geistlichen.

Der Graf war es, der den muthlosen Geistlichen wieder Muth einflößte, indem er die Vertheilung der verwaisten Pfarreien und Schulen zur einstweiligen Verwaltung unter die wenigen vorhandenen Geistlichen vermittelte und ihnen Aushülfe versprach, so bald es nur immer möglich sei. Dabei beschwor er sie auf das inständigste, nicht nachzulassen in ihrem Eifer und dem so schwer heimgesuchten Volke den besten Trost — den Trost des göttlichen Wortes, ohne Unterlaß zu spenden.

Allerwärts waren die Schulen eingegangen, und das Volk war so verwildert, daß auch da, wo die Geistlichen sich erboten, den Unterricht zu ertheilen, die Eltern ihre Kinder nicht schickten.

Und so war es in jeder Beziehung. An den meisten Orten wurde kein Gericht gehalten. In Michelstadt fand einmal vier Jahre lang kein Centgericht statt, und so allenthalben. Aus dieser Zeit schreibt sich denn auch vornehmlich der völlige Verfall der uralten deutschen Gerichtsverfassung her. Die alte Bevölkerung war theils vernichtet, theils verwildert; — es hielt schwer, wieder tüchtige Centschöffen zusammen zu bringen. Die alten Haingerichte in den einzelnen Orten gingen ein und wurden in die Centorte verlegt, und von da an ging die Gerichtsbarkeit allmälig lediglich in die Hände der Beamten über.

Leider konnte der edle Graf die Früchte seiner Aussaat nicht mehr ernten, indem der Tod ihn mitten in seiner Thätigkeit hinwegraffte, ehe ihm noch vergönnt war, das angefangene Werk zu vollenden.

Seine Unterthanen verloren in ihm einen gütigen Herrn und sorgsamen Vater — sie strömten aus allen Theilen des Landes zusammen, um Thränen des Dankes und der Verehrung an dem Sarge des frühe Vollendeten zu weinen.

Fragen wir aber: welche Kraft wirkte in diesem Manne, daß er so Großes vollbringen konnte mit fast übermenschlicher Ausdauer und Unermüdlichkeit, auf daß sein Andenken ein gesegnetes blieb, und wie die Mitwelt nahe und ferne ihn liebte und hoch ehrte, auch jetzt noch nach zwei Jahrhunderten die dankbare Nachwelt seine Wohlthaten nicht vergessen hat und ihm immer noch eine ungeschwächte Verehrung zollt; — so haben wir nur *eine* Antwort darauf zu geben: es ist die hohe göttliche Kraft wahrer ächter Religiosität, der Zauber, einer zwar kindlichen aber glaubensstarken Frömmigkeit, die auf allen Wegen und unter allen Verhält-

niſſen des Lebens ihn nicht verließ, die ſein beſtändiger Troſt, ſein feſter Stab war und ihm die Kraft der Ausdauer und eine ſtaunenswerthe Feſtigkeit in allen Widerwärtigkeiten, die ihm in ſeinem kurzen Leben ſo reichlich zugemeſſen waren, verlieh. Das iſt es, was uns mit ſo hoher Bewunderung erfüllt und zur Nacheiferung anſpornen muß.

„Es iſt ein köſtlich Ding, daß das Herz feſt werde", ruft uns der geiſtvolle Paulus entgegen; — wohl dem, der nach Feſtigkeit des Characters und nach Tugendkraft ſtrebt.

Des Grafen Georg Albrecht Streben während ſeines ganzen Lebens war, immer vollkommener zu werden in ſeiner Demuth, in ſeinem Glauben und in ſeiner Liebe, und dazu half ihm ſein unabläſſiger Hinblick auf den, der der Weg, die Wahrheit und das Leben iſt, und den er ganz in ſich aufgenommen hatte; denn nicht uns ſelbſt ſollen wir leben, ſondern Jeſus Chriſtus ſoll in uns leben, er ſoll alle unſere Gedanken und Geſinnungen durchdringen, leiten und regieren.

„Ich bekenne Jeſum Chriſtum den wahren Gottesſohn für meinen Gott und Herrn, meinen einigen Erlöſer und Seligmacher. Auf ſolch' Bekenntniß will ich, ob Gott will, ſterben, gewiſſer und unzweifelhafter Zuverſicht zu Gott dem Allmächtigen, er werde mich bei dieſer Erkenntniß erhalten bis an's Ende; denn in Gott meinem Herrn hoffe ich, um ſeines Sohnes Jeſu Chriſti willen werde er mir gnädig ſein. Ich weiß, er wird mich nicht laſſen zu Schanden werden."

So ſagte des Grafen Großvater, der ſchon einigemal erwähnte Graf Eberhard, in ſeinem letzten Willen, indem er ſeinen Nachkommen dringend ans Herz legte, auch ihrerſeits „dieſem beſeligenden Glauben zu leben und zu ſterben", überhaupt „in die alten erpachiſchen Fußtapfen zu treten, und was kindliche Treu, brüderliche Lieb zur Erhaltung guten Gerichts dem Haus und Namen Erpach zu Gutem gereichen möge, an ihnen auch Nichts erwinden (fehlen) zu laſſen."

Wir haben geſehen, wie Graf Georg Albrecht dieſe großväterlichen Lehren und „Vermahnungen" ſich zur unverbrüchlichen Richtſchnur ſeines ganzen Lebens machte, und nur allein, weil er erkannte und empfand, daß eigene Kraft und eigene Verdienſte Nichts vermögen, war es ihm möglich geworden, auf der betretenen Bahn auszuharren und ein gottgefälliges Leben zu führen; denn er war ein edler, tugendhafter und in ſeinem Wirkungskreiſe wahrhaft großer Mann.

Wenn wir aber gut und bei vorzüglicheren Kräften groß ſind, ſo ſind wir's überall, auf dem Throne, im Palaſte, in der Hütte, nur durch eine Tugend. Der Unterſchied an Ausbreitung, an Wirkung, an Glanz und Herrlichkeit iſt unendlich, — aber im Grunde und im Weſen iſt es die nämliche Kraft, womit eine Lampe ihren engen Raum, und womit eine Sonne die Welt erleuchtet! —

Das Kupfer.*)

Von Dr. Geo. Hartwig.

Uralter Gebrauch des Kupfers. — Die Fahluner Kupfergrube. — Die Roraaſer Kupfergrube bei Drontheim. — Kupfermine am Alten Fjord. — Das nördlichſte Bergwerk der Welt. — Kupferſchätze am Oberen See. — Merkwürdiger vorhiſtoriſcher Bergbau. — Auſtraliſche Kupfergruben. — Wichtigkeit des engliſchen Kupferbetriebes. — Merkwürdige Glücksfälle. — Ein Bergwerk unter dem Meer. — Der Rammelsberg. — Der Mansfelder Bergbau. — Die Krummhölzerarbeit. — Die Kupferhütten von Swanſea.

Die Geſchichte lehrt, daß das Zeitalter des Kupfers dem des Eiſens vorherging. Tubalkain, einer der kunſtfertigen Nachkommen Kains, wird als der Erſte genannt, welcher allerlei Werkzeuge aus Kupfer hämmerte, und die ägyptiſchen Pharaonen bezogen bedeutende Einkünfte aus den Kupferminen von Nubien und Aethiopien weit früher, als der Gebrauch des Eiſens in Afrika bekannt war.

---

*) Aus einem demnächſt zu erſcheinenden Werke: „Die Unterwelt mit ihren Schätzen und Wundern."

Die Griechen und die Etrusker lernten das Kupfer vor dem Eisen kennen, und die alten celtischen Völker zogen in den Krieg mit Schwertern von Erz und fällten die Baumstämme zu ihren rohen Hütten mit ehernen Aexten.

Da in manchen Gegenden das Kupfer an der Oberfläche der Erde in größeren Massen oder Klumpen gefunden wird, zog es natürlich die Aufmerksamkeit der wilden Stämme des Alterthums schon frühzeitig auf sich, und so wie der Zufall oder ein glücklicher Versuch gelehrt hatte, daß das durch die Hitze erweichte Metall sich leicht in alle mögliche bequeme Formen hämmern ließ, erlangte es schon im grauen Alterthum einen bedeutenden Werth. Außerordentlich dehnbar, von einer großen Dauerhaftigkeit im Vergleich zum Eisen und fast so zähe, doch nicht so hart, mit Zinn und Zink die höchst wichtigen Legierungen Erz und Messing bildend, wird es vermöge aller dieser Eigenschaften zu den mannichfaltigsten Zwecken verwendet, und sein Verbrauch nimmt beständig mit den Fortschritten der Cultur und der Ausdehnung des Handels zu. Man findet es an vielen verschiedenen Orten in Lagern, Gängen und Stöcken, entweder gediegen oder unter der Form verschiedenartiger Erze, die sich gewöhnlich durch helle grüne oder blaue Farben auszeichnen. Der kostbare Malachit zum Beispiel, der geschliffen und polirt an Glanz den schönsten grünen Atlas übertrifft, ist ein Kupfererz, welches vorzüglich in Sibirien gefunden und zu den prachtvollsten Vasen, Tischplatten und andern Zierrathen der königlichen Paläste verarbeitet wird.

In Schweden ist die Fahluner Kupfergrube in Dalecarlien, vierzig Stunden nordwestlich von Stockholm, nicht minder merkwürdig, als die berühmte Eisenmine von Danemora. Eine größere Tagesöffnung oder Pinge wird man selten antreffen. „Ihr Anblick," sagt Hausmann, „macht einen schauerlichen Eindruck; denn sie ist das größte und schrecklichste Bild einer durch Unordnung und Verschwendung herbeigeführten Zerrüttung. Bei einer Länge von etwa 1200 und einer Breite von 600 Fuß läßt sie in eine Tiefe von mehr denn 180 Fuß hinabschauen, so daß man am Rande eines gewaltigen Kraters zu stehen glaubt. Die schwarzbraunen Seitenwände gehen Anfangs größten Theils senkrecht nieder, dann verflachen sie sich aber gegen die mittlere Tiefe durch ungeheure Schutt- und Trümmerhalden. In diesen und an den Seitenwänden blickt hin und wieder die Zimmerung alter Schächte hervor, wovon bedeutende Stücke sich noch vollständig erhalten haben, indem sie aus starken, dicht auf einander gelegten und an den Ecken an einander gefügten Stämmen nach Art des gewöhnlichen Blockhäuserbaues aufgeführt sind.

Diese entsetzliche Pinge entstand im siebenzehnten Jahrhundert durch mehrere auf einander folgende Einbrüche benachbarter Gruben, die unvorsichtig ausgeweitet wurden, und deren Bergvesten man nicht hinlänglich geschont hatte. Die jetzige Gestalt erhielt sie durch den stärksten Einsturz, der im Jahr 1687 erfolgte. Das was die Tagesöffnung davon zeigt, ist nur ein Theil der dadurch bewirkten schrecklichen Zerrüttung, die an manchen Stellen bis zu einer Teufe von 130 Klaftern hinabreicht. Es ist also eine großartige Ruine, die man vor sich sieht.

An der nördlichen Wand der Grubenöffnung zieht sich eine breite und bequeme mit einem doppelten Geländer versehene hölzerne Treppe hinab, die nicht allein die Menschen, sondern sogar auch Pferde, welche bei unterirdischen Maschinen angewandt werden, sicher in die Grube führt. Vom Grunde der Pinge windet sich die Treppe mit geringer Dönlage unterirdisch bis zu einer Teufe von 177 Klafter in die Grube hinab, und nur in die tiefsten Gesenke, die bis etwa 190 Klafter niedergehen, führen hölzerne oder eiserne Fahrten. Nur Schachte dienen zur Wassergewältigung und zur Förderung.

Wie meistentheils in Schweden besitzen die Fahluner Erzniederlagen die wesentlichen Eigenschaften stockförmiger Lager. Die Hauptmasse ist eine ungeheure Niere, deren Dimensionen oben am Ausgehenden zu Tage 120 Fuß in der

Länge und 600 Fuß in der Breite betragen, und die mit stets abnehmendem Durchmesser in einer Tiefe von 188 Klaftern zu Ende geht. In der Nähe dieses riesigen Erzstocks befinden sich einige kleinere Nieren, deren Dimensionen aber ebenfalls noch sehr beträchtlich sind.

Diese Art des Vorkommens der Erze macht den Fahluner Grubenbau schwierig und ist die natürliche Ursache der Unregelmäßigkeit desselben, wiewohl er gewiß ein ordentlicheres Ansehen haben würde, wenn ihn die Vorfahren mit größerer Sorgfalt und Kunstkenntniß betrieben hätten.

Die meisten brauchbaren Erze befinden sich in den Schalen und in den angrenzenden Theilen der von ihnen eingeschlossenen Nieren, und da jene von dem verschiedensten Streichen und Fallen sind, so darf man sich über die Krümmungen und Windungen und die sehr verschiedene Weite der auf ihnen getriebenen Oerter nicht wundern. Diese stellen wahre Labyrinthe dar und nehmen sich auf den Rissen etwa so aus wie die Gänge, welche die Larven der Borkenkäfer in dem Splinte unter der Borke der Fichtenstämme graben.

Von den auf den Schalen getriebenen Oertern laufen andere aus, die sich mehr und weniger wie Querschläge verhalten und theils in die Masse der Erznieren, theils in die des angränzenden Quarzes zur Aufsuchung oder Verfolgung von Erzmitteln getrieben sind.

Zur Sicherung der Grubengebäude dienen Bergresten und Pfeiler, die man stehen läßt, hin und wieder auch Mauern. Durch diesen eigenthümlichen Bau erklären sich die Einstürze, wodurch die gewaltige Pinge entstanden ist.

Die Fahluner Gruben gehören zu den ältesten in Schweden, da ihr erster Anfang sich in die Zeit der dämmernden Sage verliert. Das älteste Document, welches sich bis jetzt erhalten hat und im Original bei den Gruben aufbewahrt wird, enthält die Privilegien des Königs Magnus Smek vom Jahre 1347. Erwähnt werden noch ältere Privilegien und andere Documente, unter denen ein alter Kaufbrief von 1200 sein soll, woraus man schließen kann, daß die Gruben schon längere Zeit zuvor im Betriebe gewesen sind. Früher wurde der Grubenbau zum Theil für Rechnung der Krone betrieben, doch schon im Jahre 1616 ward er zum Eigenthum einer jetzt noch bestehenden großen Gewerkschaft, die sich in 1200 Actien theilt. Der Bergbau wird auf Kosten dieses Vereins vom Staate geführt und geleitet, der früher den dritten Theil der gewonnenen Erze als Frohne abzog, gegenwärtig aber bei den sehr herabgekommenen Ausbeuteverhältnissen mit dem siebenten Theile sich begnügt.

Es werden jährlich in den Fahluner Gruben etwa 10,000 Centner Kupfer gewonnen nebst etwas Blei und Silber, kaum den zehnten Theil des Ertrags, den sie zur Zeit ihrer höchsten Blüthe lieferten.

Obgleich Drontheim schon in uralter Zeit der Sitz vieler normännischen Könige und Herrscher gewesen, so sieht diese hochnordische Stadt doch aus, als ob sie erst gestern geboren sei, da wiederholte Feuersbrünste ihre hölzernen Häuser häufig in Asche gelegt haben. Nur das Thor des alten ehrwürdigen Doms, des erhabensten Denkmals, welches die Erde in so hoher Breite aufzuweisen hatte, steht noch als Zeuge ihres hohen Alterthums da. Das jetzige Drontheim ist überaus nett und gefällig gebaut, und der bunte Anstrich der Häuser bildet einen angenehmen Gegensatz zum ernsten Charakter des Nordens. So trägt die Stadt schon von außen den bedeutenden Wohlstand ihrer Bewohner zur Schau, den diese theils dem Fischhandel, theils den Kupferbergwerken zu Röraas und andern benachbarten Orten verdanken. In der ganzen Umgegend steigen die hohen Schornsteine von Kupferhütten, Walzwerken und andern auf dem Mineralreichthum der Gegend sich gründenden Fabriken empor und zeigen, daß auch hier der erwerbslustige Geist der Gegenwart in voller Thätigkeit waltet.

Die Kupfererze, die im Jahre 1644 entdeckt wurden, kommen in dem Röraaser Gebirge auf zum Theil großen Lagern vor.

Durch eine Tagesöffnung, „sagt Hausmann," dem Eingange zu einer Höhle ähnlich, gelangt man, sanft absteigend in die Grube. Die Oeffnung ist so weit, daß von Pferden gezogene Erzkarren ein- und ausfahren können. Lange Eiszapfen hingen von der Firste des hinter mächtigen Schneewällen verborgenen Eingangs herab, und hohe Eisstalaktiten hielten die Sohle desselben besetzt. Das Geleucht einer bedeutenden Mannschaft, die vor uns aufzog, erzeugte die schönsten Regenbogenfarben in den krystallhellen Zapfen und erhellte sodann die großen von starken Pfeilern gestützten Weitungen, durch welche wir langsam und feierlich still vorschritten. Immer weiter dehnte sich vor uns und zu den Seiten das Grubengebäude aus, und hinter dem von den Pfeilern zurückgeworfenen Schein des Geleuchtes verbarg sich die schwarze Ferne der labyrinthischen Gänge. Wir machten Halt, und plötzlich verwandelte sich auf ein gegebenes Zeichen die glänzende Erleuchtung in die schwärzeste Finsterniß. Todtenstille herrschte um uns her in der schauerlichen Gruft. Plötzlich aber erhellte ein Blitz das Erzgewölbe, und ein entsetzlich krachender Donner folgte unmittelbar ihm nach, und Schlag auf Schlag wiederholten sich nun die Schüsse vieler in den benachbarten Gängen besetzter Löcher. Nach dem letzten Schusse wurde das Geleucht wieder angezündet, und nachdem wir einander ein fröhliches „Glück auf!" zugerufen, setzten wir unsere Befahrung weiter fort. — Ich vermag es nicht auszudrücken, wie sehr mich diese herzliche bergmännische Bewillkommnung, die ich dort im hohen rauhen Norden von Männern empfing, denen ich erst vor wenigen Tagen bekannt geworden war, erfreute. Sie erneuerten bei mir die schon so oft gemachte Erfahrung, daß nicht leicht ein Stand schneller und inniger eine freundschaftliche Annäherung unter entfernten und einander fremden Menschen bewirkt wie der des Bergmannes."

Unter dem 70° nördlicher Breite am Alten Fjord in Norwegen liegt nicht nur die nördlichste Kupfermine, sondern überhaupt das nördlichste Bergwerk der Welt. Schon vor zwei Jahrhunderten war das Vorkommen von Kupfererzen in dieser Gegend der dänischen Regierung bekannt, ohne daß man sie jemals ausgebeutet hätte. Da fand im Jahre 1825 eine Lappländerin einen großen Erzklumpen, der in die Hände des Herrn Crowe, eines englischen Kaufmanns in Hammerfest gerieth. Herr Crowe bewarb sich sogleich um das Privilegium der Bearbeitung, und so wie er damit im Reinen war, reiste er nach England, wo er eine Actiengesellschaft mit einem Capital von 75,000 Pfd. St. zusammenbrachte. — Schon vor 15 Jahren waren bereits über 1000 Arbeiter und Bergleute am Alten Fjord beschäftigt, und nicht selten sah man auf der Rhede von Kaasjord zehn englische Schiffe zugleich, welche Steinkohlen zum Schmelzen der gewonnenen Erze abluden.

Noch immer ist das Bergwerk im schwunghaften Betriebe.

Die unwirthbaren Urwälder des nördlichen Michigan und Wisconsin würden noch für viele Jahre ausschließliches Eigenthum des rothen Mannes geblieben sein, hätte nicht die freigebige Natur dort Schätze aufgehäuft, die zu kostbar sind, um längere Zeit der Habgier der weißen Race sich entziehen zu können. Schon bald nach den ersten Ansiedelungen der Franzosen in Canada drangen zwar kühne Abenteurer nach den weit entlegenen Gewässern des Obersees vor und brachten wunderbare Berichte über den mineralogischen Reichthum jener Gegenden zurück, allein die unsicheren und langsamen Verbindungsmittel jener Zeiten und die Abwesenheit der edlen Metalle und Steine, welche man vergebens dort aufgesucht

hatte, verzögerten die Ausbeute des wunderbaren Kupferreichthums, welchen man erst in den letzten Jahren dort recht hat erkennen lernen.

Die Chippeways, die schon Jahrhunderte vor der Entdeckung des Sees rings um seine Küsten lebten und so wie alle anderen nordamerikanischen Indianerstämme sich mit Jagd und Fischfang begnügten, hatten keine Kenntniß des dort vorkommenden Kupfers. Sie fanden zwar häufig am Gestade des Sees Gerölle dieses Metalles und brachten solche als Seltenheiten den Pelzhändlern, mit denen sie im Verkehr standen, waren aber zu sehr in der Civilisation zurück, um daran zu denken, in den benachbarten Gebirgen nach den Lagerstätten des Metalls zu forschen. Ihre Traditionen geben keinen Aufschluß über die Zeit ihrer Niederlassungen oder über die Himmelsgegend, von welcher sie hergekommen sind, sie hielten sich für Ureinwohner.

Es erregte daher kein geringes Erstaunen, als man bei der geologischen Durchsuchung jener Gegenden die bedeutenden Ueberreste eines vorhistorischen Bergbaues fand, und es ist eins der interessantesten Räthsel in der Urgeschichte Amerikas, wann wohl das unbekannte Volk, welches jene Arbeiten ausführte, geblüht haben mag und durch welches Schicksal es verging. Man findet solche alte Gruben auf den Gebirgstrümmern der Isle Royale sowohl als auch des Festlandes und kann sie im Ontonegon-Districte zum Beispiel meilenweit auf den Gängen verfolgen. Wohl fünfhundert Jahre alte Bäume wachsen jetzt über den Aushöhlungen, die jene alten Bergleute mühsam mit steinernen und kupfernen Werkzeugen in den harten Fels gearbeitet haben. Zwanzig, dreißig Fuß tiefe Schachte im härtesten Grünstein sind nach Fällung der Bäume und Wegräumung des Gerölles und der Dammerde, die sich darin durch die Länge der Zeit angesammelt hatte, entdeckt worden. In vielen derselben findet man die alten Werkzeuge, mit denen jene Arbeiten ausgeführt wurden. Es sind theils steinerne Hämmer verschiedener Größe, theils Meisel von künstlich gehärtetem Kupfer. Auf dem Hügel hinter der Minenot-Grube fand man in einer dieser Höhlungen eine Kupfermasse von mehreren Tonnen, losgebrochen vom Gang und auf hölzerne Walzen gelegt, die durch Alter zu Pulver verfault waren, aber den Beweis liefern, daß jenes Volk bedeutende mechanische Kenntnisse besaß, ohne die es ihm unmöglich gewesen sein würde, solche schwere Massen zu bewältigen. In andern dieser Stollen fand man Kupfermassen, von denen Stücke losgemeiselt waren, und die ganzen Arbeiten verriethen eine Kenntniß der Natur der Gänge und einen andauernden Fleiß in der Bearbeitung, ganz fremd dem trägen und wilden Jägervolk, welches, so weit die Erinnerung reicht, diese weit entlegenen Gegenden besaß.

Man fragt, ob hier die Ursitze der Tolteken und Azteken waren, welche später nach Süden wandernd das mexikanische Reich gründeten, oder ob hier einst ein civilisirtes Urvolk lebte, abgeschlossen von der übrigen Welt und über einen weiten Raum verbreitet, das *hier* Minen bearbeitete, am oberen Mississippi aber Feldbau trieb und *dort* zu seiner Beschützung jene sonderbaren und so richtig ausgeführten Erdbefestigungen aufwarf, deren Reste den Reisenden mit Erstaunen erfüllen, und über deren Ursprung ebenfalls Nichts bekannt ist? Wurde dieses Volk in langsamen und grausamen Kriegen mit den rohen nordwestlichen Volksstämmen der Chippeways, Sioux, Ottomas besiegt und durchaus vertilgt, in Folge welcher Kriege diese Völker selbst in den hoffnungslos barbarischen Zustand verfielen, in dem wir sie jetzt antreffen? Dieses sind Fragen, deren Lösung bis jetzt in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt ist, und es scheint nur wenig Hoffnung, dieselben jemals genügend zu beantworten!

Doch überlassen wir den Alterthumsforschern die Ergründung des interessanten Geheimnisses und richten wir lieber unsern Blick auf die Gegenwart und die viel versprechende Zukunft.

Obgleich schon durch die Expeditionen des General Caß im Jahre 1819

und des Major Long im Jahr 1823 die öffentliche Aufmerksamkeit nach dem Kupferreichthum am Lake Superior gerichtet war, so wurde er doch erst im Jahre 1843 nach Zurückdrängung der feindlichen Indianerstämme zum Gegenstande bergmännischer Speculationen, die sofort mit fieberhafter Eile begonnen wurden.

Zahlreiche Compagnien bildeten sich und eröffneten den Betrieb an vielen hundert Orten zugleich. Einer so großen Aufregung mußte jedoch natürlich bald eine allgemeine Abspannung folgen. Die zu hoch gespannten Erwartungen wurden nur theilweise, an manchen Plätzen auch wohl gar nicht erfüllt, man verlor alles Zutrauen, und so kam es, daß bis zum Jahr 1847 die meisten Gruben schon wieder eingestellt und jene Gegenden fast ganz wieder verlassen waren. Nur wenige Compagnien setzten ihre Operationen mit Energie fort und führten zu so außerordentlich günstigen Resultaten, daß der so sehr gesunkene Bergbau in sehr kurzer Zeit wieder bedeutenden Aufschwung nahm.

Die hauptsächlichsten Gruben sind die Minnesota und die Cliff am Cagle Fluß, deren jede mehrere hundert Arbeiter beschäftigt, doch außerdem sind noch eine Menge kleinerer im Betrieb, deren Gesammtbetrag sehr bedeutend ist, und von welchen einige sehr ergiebig zu werden versprechen. Die ganze Bevölkerung in der Kupfergegend belief sich schon im Jahre 1850 auf 5000 Seelen, welche alle mehr oder weniger vom Bergbau abhängen.

Wenn man bedenkt, daß diese Gruben erst seit ungefähr vierzehn Jahren existiren, und daß die regelmäßige Bearbeitung noch von viel neuerem Datum ist, so muß man erstaunen über die Masse von Kupfer, die jetzt schon dort gefördert wird. Bereits im Jahr 1855 wurden 6000 Tonnen verschifft.

Das Kupfer findet sich meistens in regelmäßigen Gängen, aber auch wohl in einzelnen Massen in einer aus Grünstein gebildeten Hügelreihe, die sich von dem westlichen Ende des Obersees bis auf dessen nordöstliches Ufer verlängert. Es ist immer gediegen, und man hat noch nirgends erhebliche Quantitäten von Kupferkies oder anderen Kupfererzen vorgefunden.

Wahrscheinlich wurden die Gänge ursprünglich durch wässerige Infiltrationen von den Seiten her ausgefüllt und dann später das als Chlorkupfer im Salzwasser aufgelöste Metall durch electrische Strömungen metallisch niedergeschlagen.

Auch Süd-Australien ist durch seinen Kupferreichthum berühmt. Die Burra-Burra-Mine, etwa 15 Meilen nördlich von Adelaide, die erst im Jahre 1845 eröffnet wurde, dürfte vielleicht in der ganzen Welt an Reichhaltigkeit ihres Gleichen suchen. Bereits im Jahre 1850 lieferte sie 20,000 Tonnen Erze, welche im Durchschnitt 40 bis 50 Procent Metall enthielten, so daß ihr Ertrag fast der halben großbritannischen Production gleich kam.

Chili und Cuba sind ebenfalls mit den herrlichsten Kupfererzen gesegnet, die zu den werthvollsten Ausfuhrartikeln jener Lande gehören.

Nächst dem Eisen ist das Kupfer das wichtigste und werthvollste der in Großbritannien vorkommenden Metalle. Das Meiste wird in Cornwall, dem Lande des Zinns, gewonnen, doch während letzteres wegen seiner mehr oberflächlichen Fundorte schon seit den urältesten Zeiten Gegenstand des bergmännischen Betriebs war und durch Vermittelung der Phönicier über die ganze damalige civilisirte Welt sich verbreitete, werden die tiefer liegenden Kupfererze erst seit etwa zwei Jahrhunderten mit immer wachsendem Erfolge ausgebeutet. Die hauptsächlichsten Gänge befinden sich in der Nähe von Redruth und Gwennap und sind durch ihre Ausdehnung bemerkenswerth, denn der große Gang United and Consolidated Mines ist vier englische Meilen weit in horizontaler Richtung verfolgt worden.

Der gegenwärtige Kupferertrag von Cornwall und dem benachbarten De-

vonshire beläuft ſich auf 15000 Tonnen jährlich, mehr als das ganze übrige Europa erzeugt. Die Erze ſind meiſtens arm, indem ſie durchſchnittlich nicht mehr als 7 1/8 Procent reines Metall enthalten, doch erſetzen ſie dieſen geringen Gehalt durch ihre Quantität ſowie durch die Leichtigkeit des Transports nach den Schmelzhütten, und während ſie am Lake Superior oder in Chili ſchwerlich die Gewinnungskoſten decken würden, beſchäftigen ſie in Cornwall und Devonshire über 7000 Grubenarbeiter, und beläuft ſich der jährliche Werth ihres Ertrags auf nicht weniger als eine Million Pfund Sterling.

Die Geſchichte der engliſchen Kupferminen liefert uns kaum minder merkwürdige Beiſpiele von erſtaunlichen Glücksfällen als die der mexikaniſchen Silbergruben.

Die Treſavean Copper-Mine in der Nähe von Redruth war als ein erfolgloſes Unternehmen von ihren früheren Beſitzern aufgegeben worden. Hierauf fiel ſie in die Hände einer Geſellſchaft, die mit der geringen Auslage von etwa 1000 Pfund ihre verborgenen Schätze entdeckte und nach und nach Dividenden zum Belauf von 800,000 Pfund auf ein ausgezahltes Capital von weniger als 2000 Pfund unter die glücklichen Actieninhaber vertheilte. Von 1838 bis 1843 belief ſich der durchſchnittliche Nutzen auf 30,000 Pfund, und im Jahre 1833 wurden 60,480 Pfund auf die 96 Actien à 20 Pfund vertheilt, welche das Stammcapital der Geſellſchaft ausmachten und alſo in einem einzigen Jahre das Dreißigfache ihres urſprünglichen Werthes eintrugen.

Nachdem die Old Crinnis Copper-Mine bei Saint Auſtell als völlig werthlos verlaſſen worden war, ſetzte ein Herr Rowe von Torpoint mit noch einigen andern die Nachgrabungen fort, da aber die Grube noch immer arm blieb, zog ſich einer ſeiner Genoſſen nach dem andern zurück, bis er endlich allein noch übrig blieb. Er wagte es, noch einige hundert Pfund auf die Wage zu legen, und ſeine Beharrlichkeit ward endlich durch die Entdeckung einer reichen Erzmaſſe belohnt. Nun meldeten ſich die früheren Gefährten, doch Herr Rowe widerſetzte ſich ihrer Anſprüche und gewann den Proceß. In weniger als fünf Jahren gewährte ihm die Grube einen reinen Nutzen von 168,000 Pfund, worauf ſie ſchnell verarmte und einging.

Noch bedeutender war das Glück der Devon Great Consols Mines, die im Jahr 1844 eröffnet wurden. Das geſellſchaftliche Capital beſtand aus 1024 Actien zu 20 Pfund, auf die man jedoch nur ein Pfund auszahlte. Noch in demſelben Jahre traf man auf eine reiche Ader, deren Ertrag zur Deckung der Betriebskoſten hinreichte, ſo daß die Actieninhaber weiter keine Vorſchüſſe zu machen brauchten. Die aufgeſchloſſenen Erze wurden nun ſo ergiebig, daß von 1844 bis 1850 207,000 Pfund Dividenden ausbezahlt wurden, mehr als 200 Pfund auf die Actie, die nur ein Pfund gekoſtet hatte und alſo einen Nutzen von 3500 Procent eintrug. Wie man ſich denken kann, trieb ein ſolches Ergebniß die Actien gewaltig in die Höhe, und daß der Ertrag der Devon Great Conſols noch immer ein ſehr bedeutender iſt, geht aus dem Umſtand hervor, daß die Actien noch gegenwärtig in London mit 450 Pfund bezahlt werden.

Solche Glücksfälle gehören jedoch zu den Seltenheiten, weit häufiger iſt der Minenbetrieb in Cornwall wie überall, wo es Bergwerke gibt, mit Enttäuſchung und Verluſten verbunden und für jeden Speculanten, der ein glückliches Loos zieht, müſſen ſich Hunderte mit Nieten begnügen. Auch bei anſcheinend großem Ertrage wird der Nutzen oft durch noch größere Koſten verſchlungen; es erſchöpfen ſich ergiebige Adern, wodurch Vortheil in Verluſt umgewandelt wird, und ein Sinken in den Metallpreiſen, wie es bei den ewigen Schwankungen des Marktes ſo häufig ſtattfindet, reicht manchmal ſchon hin, ärmere Gruben oft für lange Zeit völlig zu entwerthen.

Doch die Hoffnung, plötzlich durch einen glücklichen Zufall reich zu werden,

das Unbestimmte, Unberechenbare, Wechselnde, Launenhafte, Wechselnde des Bergbaubetriebes haben etwas zauberhaft Anziehendes, und trotz so vieler Beispiele von Verlusten wird es schwerlich je an Speculanten fehlen, die ihr Vermögen jenem unsicheren Boden anvertrauen.

Die Kupfermine von Botaliack in Cornwall gehört unstreitig zu den merkwürdigsten Erzgruben der Welt; denn tief unter dem Meere werden hier die Metalladern vom Bergmann verfolgt. Vergebens versteckten sie sich unter der wogenden Brandung, vergebens thürmten sich fast senkrechte Klippen empor, um ihren Zugang zu erschweren, vergebens hofften sie, daß man sie in ihrer so abgeschiedenen Lage am äußersten Westpunkte Englands nie und nimmer stören würde — alle Hindernisse mußten schwinden, so wie es sich einmal herausgestellt hatte, daß hier Schätze verborgen lagen, die reichlich für alle darauf verwandten Kosten, Mühen und Gefahren lohnen würden.

Vom Meere aus betrachtet, gewährt die fast senkrechte Felswand einen wahrhaft großartigen Anblick; denn die Wunder der Kunst vereinigen sich hier aufs seltsamste mit den Wundern der Natur. Die einzelnen Stücke einer ungeheuren Dampfmaschine mußten an die zweihundert Fuß tief vom Felsenrande herabgelassen werden, und eine Eisenbahn, auf welcher die Lasten emporgezogen werden, erklimmt die fast unzugänglich scheinende Steinmauer. Hohe Schornsteine wirbeln ihre schwarzen Rauchwolken in die Lüfte, und der Bergmann hat seine Hütte errichtet, wo früher die Seevögel nisteten. Alle diese Bauwerke scheinen der Wuth des ersten Sturmes ausgesetzt, und, von unten betrachtet, sollte man meinen, daß sie sogleich ins Meer herabstürzen müßten. An einer Seite der Klippe ersteigt man die Felswand auf hohen Leitern, deren Sprossen häufig vom Gischt der tobenden Brandung benetzt werden, und an andern Stellen traben Maulthiere mit ihren Reitern auf den engen Felspfaden auf und nieder, die der fremde Wanderer kaum zu betreten wagt. Eine seltsame, rastlose Thätigkeit herrscht überall an diesem Abgrunde, den die Natur auf ewig nur zum Tummelplatz der wilden Elemente bestimmt zu haben schien.

Nachdem man glücklich den Eingang des Schachtes erreicht hat und von Leiter zu Leiter und Stollen zu Stollen immer tiefer und weiter in die Grube eingedrungen ist, gelangt man endlich zu einer Stelle, wo man senkrecht 120 Fuß tief unter den Meeresboden und in horizontaler Richtung 480 Fuß weit vom Ufer bei der niedrigsten Ebbe steht, während in noch größeren Tiefen der emsige Bergmann in den Eingeweiden der Erde wühlt. Welch' ein merkwürdiger Standpunkt! Ueber Einem der rollende Ocean, unter Einem Gänge und Höhlen, und rings herum Felsmauern von unbekannter Dicke! Das Seewasser schwitzt durch das geäderte Gewölbe, und das Geräusch der entfernten Wogen lispelt geheimnißvolle Sagen.

In der Nachbarschaft gibt es noch andere unterseeische Minen — unter andern Little Bounds und Wheal Cock, wo die Bergleute tollkühn genug gewesen sind, die Erzadern bis hinauf zum Meere zu verfolgen. Da jedoch die Oeffnungen nur klein waren und der Fels eine große Härte besitzt, genügte im ersten Fall eine Decke von Holz und Cement und im zweiten ein kleiner Pflock, um dem einstürzenden Wasser den Zugang zu verwehren und die Arbeiter vor den verderblichen Folgen ihres Leichtsinns zu schützen. „In allen diesen Bergwerken," sagt Herr Henwood (Transactions of the Royal Society of Cornwall)" so wie auch in Wheal Edward habe ich bei ruhigem Wetter das Stürzen der Brandung und das Reiben des Gerölls gehört. Einmal war ich in Wheal Cock während eines Sturmes. Am äußersten Ende des Stollens, etwa fünf bis sechshundert Fuß vom Ufer entfernt, hörte man nur wenig von seiner Wuth, außer wenn eine vorzüglich mächtige Welle beim Zurückprallen das lose Gestein weit-

her über den Felsboden rollte, doch dem Strande näher, wo ein nur neun Fuß dickes Gewölbe zwischen uns und dem empörten Ocean lag, war das Toben der Gewässer zu furchtbar, als daß ich jemals den Eindruck dieser Scene vergessen könnte. Mehr als einmal schien es, als ob das Gewölbe unter diesen furchtbaren Stößen der entsetzlichen darüber hin und her wogenden Brandung zusammenbrechen müßte, so daß wir erschreckt davon eilten."

Es scheint, daß zur Zeit der stärksten Stürme sogar die Bergleute, die Jahre lang an diese unterseeischen Höhlungen gewohnt sind, vor dem gewaltigen Brüllen des Oceans erbeben. Sie beschreiben das Geräusch, als ob Berg gegen Berg gewälzt würde, oder als ob alle Flotten Englands zugleich ihr schweres Geschütz über ihrem Kopfe abfeuerten. Doch das Felsgewölbe, so dünn es auch an einigen Stellen sein mag, hat sie bis jetzt getreulich gegen die Wuth des rasenden Meeres geschützt und wird sie auch wohl ferner als ein undurchdringlicher Schild gegen dessen verderblichen Einbruch bewahren.

Nach den Eindrücken dieser wunderbaren unterirdischen Grüfte, dieser tiefen Fahrt in die Schrecknisse der nächtlichen unterweltlichen Finsterniß — erglänzt die prachtvolle Scenerie der Oberwelt mit verdoppelter Schönheit. Noch nie wehte einen die Seebrise erquickender an! noch nie vergoldete die sinkende Sonne den Meeresspiegel mit herrlicheren Farben! Wie malerisch sind die Formen dieser kühn hervorspringenden Felsmassen! Wie grenzenlos das Meer, und sogar das Himmelsgewölbe scheint unermeßlicher als sonst, nachdem man jenen niedrigen, unheimlichen Tiefen entstiegen. Wahrlich ein Besuch der Botallack Mine muß lohnender sein und einen tieferen Eindruck zurücklassen als der so mancher hochgepriesenen Tempel und Paläste!

Nach England liefert Deutschland am meisten Kupfer von allen europäischen Ländern. Der Rammelsberg bei Goslar, schon seit dem Jahre 968 in Betrieb, ist das älteste Bergwerk in Europa.

Höchst bemerkenswerth ist ferner der alte berühmte Mannsfelder Bergbau, der einen der schlagendsten Beweise gibt, welche Erfolge Ausdauer und weise Oeconomie selbst bei einer äußerst armen Erzführung erringen können.

Die geringe Mächtigkeit des fast horizontal gelagerten Kupferflötzes in Verbindung mit einem brüchigen Ganggestein beschränkt die Dimensionen des Abbaues, seiner Strecken und Zechen zwischen Hangend und Liegend auf die äußersten mindesten Grenzen, innerhalb welcher der Mensch, obwohl in einer unnatürlichen liegenden Stellung, sich noch bewegen und arbeiten kann.

Die sogenannte im ganzen Mannsfeldischen übliche *Krummhölzerarbeit*, diese bekannte bergmännische Tortur, ist hierdurch entstanden, und nur ihr, dem ununterbrochen stetigen Vorkommen des Erzes, wenn es auch im Ganzen sehr arm ist, dem Silbergehalte der Erze und der durchdachtesten Berg- und Hüttenöconomie konnte es möglich werden, diesen wunderbaren Grubenbau nicht nur über Jahrhunderte auszudehnen, sondern ihn so zu heben, daß z. B. noch im Jahr 1839 ein reiner Ertrag von 180,000 Thlr erzielt wurde.

Die Hauptförderstrecken der Gruben sind hinlänglich hoch und geräumig, nicht so die Abbaustrecken und Verhaue selbst, welche höchstens nur eine Höhe von 20 Zollen, oft auch nur von 14 Zollen haben. Die bekannte Krummhölzerarbeit ist daher bei allen Erzgewinnungsarbeiten allgemein eingeführt. Die Förderjungen rutschen liegend auf den angeschnallten Krummhölzern mit einer bewundernswerthen Behendigkeit auf dem Grunde hin, indem sie mittelst einer Schlinge an dem einen Fuße den oft bis mit fünf Centnern beladenen Hund hinter sich herschleppen; und die Hauer ihrerseits sind ebenfalls liegend mit der Keilhaue beschäftigt, das erzführende Gestein zu lösen. Auf diese Weise verdienen sie sich durch sieben Stunden anhaltende Arbeit 10 Silbergroschen, während die Förder-

jungen ungefähr die Hälfte beziehen. Auffallend ist bei diesem geringen Lohne und bei der über jede Vorstellung harten Arbeit, verbunden mit der unnatürlichen so viele Stunden andauernden Körperlage, das vortreffliche frische Aussehen der Leute. Man erkennt auch hier wieder die erstaunliche Macht der Gewohnheit.

Von dem unermeßlichen Handelsverkehr, der auf den Besitz gutgelegener Steinkohlenlager sich gründet, dort, wo der Mensch so trefflich wie in England sie zu benutzen weiß, davon gibt uns Süd-Wales in den Kupferhütten von Swansea eines der merkwürdigsten Beispiele. In diesem Orte, jetzt eine Stadt von wenigstens 20,000 Einwohnern, vor fünfzig Jahren ein namenloses Fischerdorf, findet sich in der That auch alles vereinigt, was zum lebhaften Betriebe der großartigsten Unternehmungen gehört. Kohlen im Ueberfluß und auf eine unabsehbare Zeit, Kraftwasser und Gefälle für Maschinen; vortreffliche Landstraßen; Eisenbahnen überall, wo nur der Vortheil es erheischt; die Nähe des Meeres, Kanäle, die sogar Schiffen von bedeutender Größe gestatten, unmittelbar an den Hütten und Erzplätzen ein- und auszuladen, so daß neben kolossalen Schornsteinen die hohen Masten emporragen und die Segel in den Rauchwolken schwellen, dieses sind die Vortheile, denen Swansea es verdankt, ein riesiges Welthüttenwerk zu sein, das nicht nur die großbritannischen Erze verarbeitet, sondern auch noch an den entferntesten Küsten sein Material aufsucht und das gewonnene Product sogar Tausende von Meilen weit kostenlohnend nach den ursprünglichen Gewinnungsorten zurücksendet. So sieht man in Swansea die Kupfererze von Valparaiso und Australien, von Norwegen und Italien zusammenfließen und deren kostbaren Kern dann später von hieraus nach allen Häfen der Erde ins Innere aller Continente seinen Weg finden. Eine so gigantische, weit greifende Industrie schweift fast aus dem dürren Gebiet der Statistik in das Reich der Poesie hinüber und ist geeignet, nicht nur die Aufmerksamkeit des Staatsmannes zu fesseln, sondern sogar die Phantasie des Dichters zu begeistern.

Die Vivian Kupferhütte, die bedeutendste von allen, die größte der Erde, welche allein über eine halbe Million Centner Kupfererze aus den verschiedensten Theilen der alten und der neuen Welt verschmilzt, liegt in einem Thale eine Meile von Swansea entfernt. Mitten durch das Thal zieht sich vom Meere herein ein Canal, auf dem Briggs zur Fluthzeit bis an die Hüttengebäude fahren, von welchen ein zweiter Canal zu den Kohlengruben streicht, auf welchem die Kohlenschiffe mittelst Schleusen den Berg hinan und herabfahren. Russegger (Reisen in Europa) beschreibt den Anblick von hier oben als wirklich zauberhaft. Ein Wald von Schornsteinen hüllt das Ganze zeitweise in eine dichte Rauchwolke, welche man bereits in einer Entfernung von 20 bis 30 Seemeilen an den Küsten von Cornwall sieht; man glaubt am Rande eines dampfenden Kraters zu stehen.

Uebrigens bieten die Hüttengebäude selbst durchaus nichts architectonisch Schönes dar, aber alles ist nothwendig, zweckmäßig, praktisch, und die Großartigkeit der Anlagen ersetzt, was dem Einzelnen an wohlgefälligen Formen abgeht.

Der ganze Swanseaer Kupferproceß wird in Flammenöfen durchgeführt. Zuerst werden die Erze in mindestens 16 aus feuerfesten Backsteinen erbauten Flammenöfen geröstet, deren jeder einen Einsatz von 40 Centnern faßt und seine Dienste in 6 Stunden vollbringt.

Der Rauch sämmlicher Röstöfen sammelt sich in einem eigenen Fange, einem gut gemauerten geschlossenen Gang, der nach einer Strecke von ungefähr 100 Klaftern auf einer Anhöhe mit einem riesenhaften wohl an 200 Fuß hohen, alle übrigen Schornsteine weit überragenden Kamine endet.

Hierauf werden die gerösteten Erze mit Flußspath beschickt, und 20 Flammenöfen zum Rohschmelzen übergeben. Man setzt jedesmal eine Tonne oder 20 Centner ein und schmilzt in 24 Stunden in einem solchen Ofen 7 Tonnen.

Die einzelnen Details würden mich zu weit ins technische Gebiet führen, ich bemerke daher nur mit kurzen Worten, daß das Kupfer noch viermal durch verschiedenartig construirte Flammenöfen wandern muß, ehe es vollständig für den Bedarf gereinigt, in Platten für die Walzwerke gegossen oder in Körnern an die Messinghütten abgeliefert werden kann. Das Granuliren geschieht, indem man das geschmolzene Kupfer in mit Wasser gefüllte Gruben tröpfeln läßt — und wie man sich leicht vorstellen kann, stellt sich das Zusammentreffen zweier flüssiger Körper von so sehr verschiedener Temperatur und in solchen Mengen — das laute Zischen und die aufsteigenden Dampfwolken — als eins der großartigsten hüttenmännischen Schauspiele dar, die man irgendwo nur sehen kann.

Das Vivian-Kupferwerk braucht wöchentlich 1500 Tonnen Kohlen oder jährlich 1,560,000 Centner, kann vermöge seiner Einrichtungen des Jahres 52,000 Tonnen Erze verschmelzen und erzeugt in Minimo 4660 Tonnen, oder 93,200 Centner Kupfer, etwa 3 Millionen Thaler im Werth.

Außer der Vivianshütte gibt es noch zehn andere riesige Unternehmungen dieser Art, so daß jährlich mindestens 300,000 Tonnen Erze bei Swansea verschmolzen werden, welche einen Metallwerth von etwa fünfzehn Millionen Thaler liefern. Möge der betriebsame Ort noch lange der lebhaftesten Thätigkeit sich erfreuen, denn eine mit solcher Kraft, Energie und Zweckmäßigkeit betriebene Industrie verdient, daß alle Gutgesinnten ihr das beste Gedeihen wünschen!

Dies und Das.

Die Acclimatisirung von Pflanzen und Thieren nutzbringender Art — oder daß es deutlicher werde, die Gewöhnung ausländischer nützlicher Gewächse und Thiere an unsere europäischen Witterungsverhältnisse, ist ein Unternehmen von einer ungeheuern Tragweite, — wenn es glückt, und Frankreich und Belgien verdienen sich damit unsern Dank, Frankreich besonders.

Wir wissen, daß das Lama, ein Alpenthier Amerika's, von der Größe eines Hirsches, dort gezähmt wird und große Dienste als Lastthier verrichtet, und daß sein Fleisch kräftig und wohlschmeckend ist. Es gibt dort, wo das Thier zu Hause ist, mehrere Arten, z. B. das große, eben bezeichnete; das Vicunna von der Größe eines Schafes; die Paca's, fälschlich Alpaca genannt, welche aus einer Kreuzung des Lama und Vicunna entsteht. Die Guanaco's sind die wilden Lama's. Nur das Lama hat Wolle und muß geschoren werden, die anderen zweie haben Haare, das Vicunna die feinsten. Gelänge die Einbürgerung des Lama in nördlichen Ländern Europa's, so wäre viel gewonnen. Aber die Sache, wie windbeutelig sie auch von Frankreich aus als vollendete Thatsache ist ausposaunt worden, hat doch noch ihre Mucken, und diese liegen — im Futter. Das Lama findet in den Höhen der Anden ein ihm eigenendes Gewächs zum Futter, das Europa nicht hat. Es ist die Siccé, die in dichten Büscheln wächst, die getrennt stehen. Sie treibt lange faserige Wurzeln und Halme wie unser Getreide, nur daß sie flach sind und von Rillen durchzogen, am Fuße grün und gelb in der Höhe. Sie wächst nur in einer Meereshöhe von 3500 Meter. Ob diese sich wird heimisch in Europa machen lassen, das ist die Frage, zumal die Pflanzen bekanntlich mehr von der Gesteinart abhängen, auf der sie wachsen, als man ohnehin glaubt. Man schwindelt auch das Lama als Milchthier zu verwenden, aber dabei vergißt man, daß das Thier heftig und zornig ist, schlägt und beißt, wenn es gereizt ist, und dann auf seinen Feind seinen Speichel ausprützt, der, mit allerlei feinen Resten wiedergekäuter Nahrungsmittel vermischt, sehr gefährlich ist. Trifft er die Augen, und der Getroffene hat nicht auf der Stelle reines Wasser zum Auswaschen bei der Hand, so erblindet er. Solche Eigenschaften empfehlen das sonst nützliche Thier nicht eben sehr.

In den Pampas von Südamerika wächst eine Distel, welche stachlig, weitästig und 12—14 Fuß hoch, also ein wahrer Baum, aufschießt. Sie streut eine solche Menge Samen aus, daß ihre Verbreitung ebenso fabelhaft schnell und in dem begünstigenden Klima noch schneller als die unsrer Distel ist. Der Schaden aber, den sie anrichtet, müssen wir bei ihrer Größe und ihrem Umfange ungemein hoch anschlagen. Da nun sehr häufig der Pampero (der Sturm, der über die Pampas her in die breite Mulde strömt, welche die Mündung des La Plata bildet, wird so genannt) gegen Buenos Ayres braust, so kann es nicht fehlen, daß der Samen der Riesendistel von ihm fortgetragen und abgesetzt wird. Man hat das in frühern Zeiten wenig beachtet, daß die Riesendistel der Pampas immer weiter vorrückte, bis das einen Maßstab angenommen, der diese ungeheure Pflanze schon zu einer unerträglichen Landplage macht. Früher dachte man, sich die Indianer durch sie vom Leibe zu halten; nun aber ist der Beschützer, wenn nicht ein schlimmerer, doch ein ebenso schlimmer Feind geworden als die Indianer, und es that ein Vertilgungskrieg Noth, wie ihn der Dictator Rosas gegen die Indianer geführt, wenn nicht alle Bodenerzeugnisse vernichtet werden sollten.

Der Segen eines guten Herzens.

Novelle von Paul Stein.

„Du mußt Dich jetzt entschließen, Elisabeth," mahnte die Beamtenwittwe Mühling ihre Schwester, „mußt zusagen oder ein Nein Herrn Armstrang bringen; Du darfst ihn nicht länger warten lassen; denn Du weißt ja, daß er im nächsten Jahre Karl in die Lehre nehmen soll, und im Ganzen wirst Du auch nicht leicht eine bessere Stelle finden."

„Sage vielmehr, eine einträglichere; denn eine gute ist es keineswegs," erwiederte Elisabeth etwas niedergeschlagen. „Nun es ist vielleicht doch so schlimm nicht, als die Leute meinen und es das Ansehen hat," sagte die Wittwe und fuhr entschuldigend fort: „Herr Armstrang ist ein reicher Mann, der reichste im Städtlein drinnen und, reiche Leute haben ihre Launen — das ist nicht anders, da fügt man sich eben; freilich was den Albert betrifft, das ist eine schwere Aufgabe, die zu lösen noch Niemand verstanden hat; vielleicht gelingt Dir's, wenn Du so recht bedenkst, daß es eben doch ein unglückliches Kind ist, welches zu frühzeitig seine Mutter verloren hat."

„Der Unfall mit Albert ereignete sich erst nach ihrem Tode," sagte Elisabeth halb fragend.

„Ein Jahr nachher erst; dem wilden, kleinen Jungen war seit der Zeit Alles gestattet. Die väterliche Liebe artete in völlige Willenlosigkeit dem einzigen Kinde gegenüber aus, so daß, als Albert am Scharlachfieber erkrankte, die ärztlichen Vorschriften an dem Eigensinne des Knaben scheiterten, und die Krankheit dadurch den schlimmen Verlauf nahm, dessen Folgen wohl zeitlebens an ihm werden haften bleiben."

„Es sollen sich aber doch zuweilen recht deutlich Symptome geistiger Fähigkeiten bei ihm zeigen," bemerkte Elisabeth.

„Ja, aber da soll er gerade am boshaftesten sein und am schwersten zu bändigen. Ihn bestmöglichst zu leiten und zu lenken ist die schwere Aufgabe, der sich noch keine Haushälterin bei Herrn Armstrang länger als ein Vierteljahr unterzogen hat; doch meine ich, es müßte am Ende mit dem schwachsinnigen Buben fertig zu werden sein, und Deiner Sanftmuth und Herzensgüte könnte es schon gelingen."

„So will ich's denn in Gottesnamen versuchen, will's hauptsächlich um Deinetwillen thun, Louise, die Du seit dem Tode Deines Mannes mit so schweren Sorgen zu kämpfen hast. Ich glaubte, Deine Lage wesentlich zu erleichtern durch meine Anwesenheit, meine Hülfe, aber der Verdienst mit weiblichen Arbeiten ist ein gar geringer; rechne ich ab, was ich selbst brauche, bleibt wenig für Dich und Deine Kinder übrig."

„Sage das nicht," fiel die Wittwe lebhaft ein, und eine Thräne schimmerte in ihrem Auge; „ohne Dich wäre ich in meinem Jammer zu Grunde gegangen, als ich mit den fünf unmündigen Kindern an der Leiche meines Mannes stand. — Ich selbst war krank, Anna lag noch an meiner Brust, die drei älteren Kinder verlangten Brod und Obdach — und mir blieb Nichts als die kleine Pension einer niederen Beamtenwittwe. Du schafftest Rath, Du sorgtest mit den größten Selbstopfern, daß ich mein Unglück weniger schwer empfand und mich nach und nach hineinfügen lernte. Vier Jahre sind es nun — Du dachtest nur an uns, und auch jetzt denkst Du an nichts Anderes bei deiner beabsichtigten Trennung von uns; ich weiß das wohl, gute Elisabeth, und möchte Dich halten — aber, wenn Du einmal sagst, so ist's besser, bringt Dich Niemand davon ab; da dachte ich dann, bei Herrn Armstrang bleibst Du in unserer Nähe und — der gute Gehalt —"

„Ja, den finde ich freilich anderswo nicht leicht wieder" fiel Elisabeth ein,

„und ich kann Euch zuweilen sehen, das, ja das ist's." Sie streichelte bei diesen Worten zärtlich über den blonden Lockenkopf eines kleinen Mädchens hin, das lächelnd zu ihr aufsah und bat:

„Bleib' bei mir, bleib' bei mir, Tante Lisabeth." Dennoch schien es Elisabeth schwer zu werden, als sie sagte:

„In Gottes Namen denn, Schwester, ich wills wagen! Heute noch geh ich ins Städtlein und sage zu." Dann wie um sich zu ermuthigen, fuhr sie fort, während sie das Kind auf ihren Arm hob: „Hundertzwanzig Gulden ist ein hübscher Gehalt, und an einigen Geschenken wird's auch nicht fehlen, wenn Herr Armstrang mit mir zufrieden ist. Dann ist's ein Geld, zu dem man jeder Zeit wird greifen können, wenn's Noth thut; und wenn ich's bei Albert aushalten kann, nimmt der reiche Kaufmann wohl dafür den Karl in die Lehre und schenkt ihm noch obendrein ein Jahr. So laß uns denn das Beste hoffen, liebe Schwester!"

Die arme Wittwe warf einen innigen Blick dankbarer Liebe Elisabeth zu, die einige Jahre älter als sie, von frühester Kindheit an ihr in allen Verhältnissen die liebevollste Schwester gewesen war; die, selbst wenig mit äußerem Reiz begabt, freudig sie schön heranblühen sah und ihr Verhältniß zu dem geliebten Manne begünstigte, während sie selbst kein Herz fand, das bei ihr in der äußern unansprechenden Hülle nach dem vortrefflichen Kerne gesucht hätte. Die jüngere und schönere Schwester wurde eine glückliche Braut, verheirathete sich noch bei Lebzeiten der Eltern; sie dagegen blieb eine einsame Jungfrau zu Hause, dazu bestimmt, den bald nacheinander sterbenden Eltern die brechenden Augen zuzudrücken. — Die kleine Hinterlassenschaft überließ sie der Schwester, deren Ehe keine sorgenlose blieb. Der kleine Gehalt wollte bei dem schnell sich mehrenden Hausstand nicht ausreichen, und sie brauchte für sich nur wenig. Sie zog sich in ein kleines Stübchen zurück und ernährte sich mit feinen Handarbeiten. Da starb ihr Schwager plötzlich, und sie eilte zu der unglücklichen Schwester, die eben erst das Wochenbett verlassen hatte. Sie wurde ihr Trost, ihre Stütze; allein im Lauf der Zeit erschien es ihr doch räthlicher, eine Stelle zu suchen, deren Gehalt sie dann der Schwester anzuweisen dachte. Die älteste Tochter derselben war in ihr fünfzehntes Jahr getreten, sie konnte theilweise nun ihre Stelle ersetzen, dann sah sie auch ein, daß, so lange sie im Hause blieb, ihre Schwester nicht ganz von ihrem Schmerze genesen werde, da diese, in so vielen Beziehungen von ihr gestützt, demselben mehr nachhing, als sich mit ihren Mutterpflichten vertrug, und dabei immer schwächlicher werde. War sie nicht mehr da, dann waren die Kinder allein auf die Mutter angewiesen, und das mußte nothwendig den Gedanken derselben wieder eine kräftigere Richtung geben. So hoffte es wenigstens Elisabeth, und sie hoffte auch durch diese Veränderung auf pekuniäre Vortheile für ihre Schwester. — Allein eine passende Stelle war nicht so leicht zu finden, als sie gehofft, wohl waren ihr schon mehrere angeboten worden, doch keine mit entsprechendem Gehalt. Da ließ der reiche Kaufmann Armstrang sie fragen, ob sie nicht die Stelle einer Haushälterin bei ihm übernehmen wolle. Sie bat sich einige Tage Bedenkzeit aus und hätte gerne gleich nein zu diesem Antrag gesagt, wenn nicht die pekuniäre Seite wie die Nähe ihrer Schwester sie zur Ueberlegung gestimmt hätten. Herr Armstrang wohnte in dem Landstädtchen, in dem ihr Schwager angestellt gewesen; ihre Schwester war nach seinem Tode hier geblieben und nur der Billigkeit halber in eine entlegene Wohnung vor dem Thore gezogen. — Dann war Herr Armstrang ein reicher Mann, bot ihr einen hübschen Gehalt, und in Hintergrund lag noch die Aussicht, den ältesten Sohn ihrer Schwester in die Lehre zu ihm zu bringen. — Das Armstrang'sche Geschäft war das bedeutendste Handelsgeschäft im Städtchen, das selbst eigene Fabrikate ins Ausland sandte. So vereinten sich viele Vortheile bei dieser Stelle, allein sie hatte den einen höchst mißlichen Umstand, daß seit dem Tod der Frau Arm-

strang keine Dienerin mehr im Hause bleiben wollte, besonders die Haushälterin nicht, welche nebst der Aufsicht über das Hauswesen den schwachsinnigen Sohn des Kaufmanns unter ihre specielle Fürsorge bekam. Eben hatte eine sehr gut renommirte Wittfrau die Stelle wieder verlassen, und das ganze Städtlein war voll davon: welche Qualen jede ordentliche Person in diesem reichen Hause und bei einem Kinde wie Albert auszustehen habe. Daß an diesen Gerüchten viel Wahres sein mußte, bezweifelte auch der mildeste Sinn nicht, und weder Elisabeth, noch ihre Schwester glaubten es anders. Drum auch Elisabeths Schwanken und Zagen, bis endlich das Wagen die Oberhand gewann, das von der Aussicht auf die Vortheile des Gelingens unterstützt so manche erwünschte Aussicht bot.

Die sonst so ruhige Elisabeth fühlte ein ängstliches Herzklopfen, als sie dem Hause des Kaufmanns sich nahte. Es sah so stattlich aus, dieses Haus, und dennoch wollte Niemand drinnen heimisch werden. Das bewegte sie aufs neue wieder, und ein „Nein" wollte sich abermals geltend machen. Sie blieb einige Augenblicke stehen, doch wie ihrer Unschlüssigkeit sich plötzlich schämend schritt sie jetzt rasch der Thür zu und fragte mit fester Stimme, ob Herr Armstrang zu sprechen sei.

Man wies sie in das erste Stockwerk, wo sie ihn in einem reich, doch nicht geschmackvoll eingerichteten Zimmer fand.

Es war ein ansehnlicher Herr in noch guten Jahren, dessen Gesichtszüge angenehm gewesen wären, wenn sich in ihnen nicht jene Arroganz, den wir den Hochmuth des Reichthums nennen wollen, ausgesprochen hätte.

Er begrüßte zwar freundlich, doch mit einer gewissen Herablassung die Eingetretene und nahm ihre Zustimmung, als Haushälterin bei ihm einzutreten, in einer Weise auf, wie der Vornehme die Dienstanerbietungen eines Untergebenen. Elisabeth fühlte sich verletzt dadurch, allein einmal zu einem Entschlusse gekommen, wollte sie denselben auch consequent durchzuführen suchen und unterdrückte sogleich jede empfindliche Wallung, versprach schon am nächsten Tage einzutreten und wollte sich eben wieder entfernen, als die Thür sich öffnete und ein hochaufgeschossener Knabe von etwa zehn Jahren schreiend hereinstürzte, indem er eine Dienerin nach sich zerrte.

„Käthe mich geschlagen" — schrie er, und sein Auge funkelte in erschreckender Wuth.

Herr Armstrang fuhr von seinem Sitze auf, eine drohende Geberde gegen die Dienerin machend.

„Er hat mich geschimpft und getreten," entschuldigte Käthe weinend.

„Deßhalb darfst Du Deine Hand doch nicht gegen meinen Sohn erheben" — donnerte der Vater, indem er den bösen Knaben zärtlich streichelte.

„Ich gehe heute noch aus dem Dienst," schluchzte das Mädchen. „Bei Ihnen kann's Niemand aushalten, und bald werden Sie keine Magd mehr finden, die auch für den größten Lohn dieses Haus noch betritt."

„Gib Dich zufrieden, Käthe," mischte sich jetzt Elisabeth ein. „Ich bin eben als Haushälterin in die Dienste des Herrn Armstrang getreten. Versuchs noch eine Weile bei mir." Und zu dem Kaufmann gewendet fuhr sie in sanftem, doch bestimmtem Tone fort:

„Ich denke, Herr Armstrang, Sie künftig allen Sorgen und Mühen um das Hauswesen zu überheben. Sie haben, wie ich gehört, viel Unangenehmes schon seit dem Tode Ihrer Gattin deßhalb gehabt. Gestatten Sie mir nur ein wenig freies Spiel, sollen Sie bald gänzlich der Plage darum überhoben sein."

Der Kaufmann sah etwas erstaunt auf Elisabeth; ihre Art gefiel ihm nicht recht, doch widersprach er ihr nicht. Sein Sohn aber grinzte sie höhnisch an und sagte:

„Was will denn die da?"

„Es ist die neue Haushälterin, Albert", erörterte Armstrang; und der Knabe schien sich wie auf Etwas zu besinnen, dann lachte er auf und rief:

„Der machen wie Frau Müller."

„Wie hast Du's denn der Frau Müller gemacht?" fragte Elisabeth ruhig, indem sie dem Jungen näher trat und ihn freundlich ansah.

Albert wich etwas scheu vor ihrem Blicke zurück, dann aber sprang er wie ein junger Tiger auf sie zu und packte sie an den Schultern.

„Lieber Albert" — wehrte der Vater verlegen.

„So macht er's", mischte sich die Magd ein und eilte Elisabeth zu Hülfe, doch diese half sich schon selbst; dem wilden, halb blödsinnigen Kind fest in's unstete Auge sehend, sagte sie befehlend:

„Laß mich los, Albert!" dann aber setzte sie sogleich milder hinzu: „Sei gut mit mir, ich will Dich lieb haben, will spielen mit Dir und will thun, was Du begehrst; aber so wild darfst Du nicht sein."

„Ich will Dich fürchten machen, Dich schlagen und kratzen", beharrte der Blödsinnige, doch seine Hand lockerte sich und wie bezwungen durch die ruhige Haltung und den festen Blick Elisabeths ließ er sie los und rannte davon.

„Wenn sie ihn sanfter machen könnten", — sprach jetzt der Kaufmann freundlicher als seither zu ihr; „ich würde Ihnen sehr dankbar sein. Das arme Kind ist stets so aufgeregt, es schadet seiner Gesundheit und versetzt auch mich in häufige Alterationen. — Doch was steht Sie noch da!" fuhr er Käthe an, die noch immer unschlüssig an der Thür stand; „packe Sie Sich hinaus, unnütze Dirne."

Käthe wollte entgegnen, doch Elisabeth fiel ihr in die Rede und sagte:

„Geh jetzt und bleibe bis morgen, da wollen wir dann die Sache miteinander ausmachen."

„Die wird auch nicht lange bleiben", brummte die Magd und verließ die Stube.

Elisabeth empfahl sich jetzt auch, und der Kaufmann empfand einigen Respekt vor der neuen Haushälterin, die ihm theilweise zusagte, doch auch etwas unbequem vorkam.

Seit seine Frau gestorben, oder vielmehr seit Albert aus der schweren Krankheit mit wesentlich geschwächten Geisteskräften wieder erstanden war und sich, von des Vaters Nachsicht begünstigt, zum Tyrannen des Hauses aufgeworfen hatte, führte der Kaufmann ein wenig behagliches Leben darin. Umsonst versuchte er, die bösen Launen seines Sohnes mit Gold aufzuwiegen: je kräftiger sich Albert körperlich entwickelte, desto unbändiger wurde er, und Niemand war vor seinen Mißhandlungen sicher. Wer sich dagegen auflehnte, wurde unmöglich im Hause; denn der schwachsinnige Albert regierte unbedingt das Scepter in seines Vaters Hand, und hiebei zeigte der Junge einen so scharfen Instinkt, daß man oft versucht war, an seinem Blödsinn zu zweifeln; aber dann gab es freilich wieder gar viele Dinge, die ein geistiges Erloschensein bekundeten, und des reichen Mannes einziges Kind wurde im Städtchen nur der blödsinnige verrückte Albert genannt. Man rieth Armstrang, den Knaben in eine Anstalt zu thun, doch dazu konnte sich der zärtliche Vater nicht entschließen, der seit dem Tode seines Weibes die ganze Liebe seines Herzens an das einzige Kind verschwendete. Der Hausarzt tröstete mit einer noch möglichen spätern Besserung des unseligen Zustandes, doch es wurde wenig dafür gethan, ja die ganze Erziehungs-, oder vielmehr Nichterziehungsweise ging darauf aus, die schlimmen Naturanlagen des Blödsinnigen in erschreckender Weise auszubilden. Dem geschwächten Geiste wurde die Möglichkeit instinktartig klar, in seinen schlimmsten Auswüchsen sich die meiste Geltung zu verschaffen, und er empfand ein wildes, häufig selbst boshaftes Vergnügen darüber. Armstrang, von Natur gutmüthig, doch ohne viel Charakterstärke, litt an

dem eingepflanzten Hochmuth eines ererbten Reichthums und ward dadurch gegen Andere abſprechend, anmaßend, und als das Mißgeſchick ihn in ſeinem Weibe und dann noch tiefer in ſeinem Sohne getroffen, auch hart und rauh, beſonders gegen ſeine Untergebenen, die er ſeine innere Verſtimmung in ebenſo ſcharfer Weiſe empfinden ließ, als es ſeinem Sohne geſtattet war, die ſchrillen Töne ſeines krankhaften Geiſtes in allen möglichen Variationen an ihnen zu erproben.

Daß dadurch in dem Haushalt des Kaufmanns jede wohlthuende Harmonie fehlte, war nicht anders möglich, ihre Mißtöne erſtreckten ſich ſelbſt mitunter bis in das Geſchäft, welches jedoch zum Glück ein Mann führte, der treu und redlich und Armſtrang ſehr anhänglich war. Von deſſen Vater als ein armer Junge einſt in die Lehre genommen, blieb er mit dem Geſchäfte eng verwachſen und ſein beſter Führer, ſo daß der Herr deſſelben es mehr nur zu repräſentiren, als zu beaufſichtigen hatte; dadurch aber hatte Armſtrang viel freie Zeit und viel Langeweile. Der Gedanke, ſich wieder zu verheirathen, lag ihm oft nahe, allein Albert, der ſchwachſinnige Knabe, an dem ſein ganzes Herz hing, ſtellte ſich ſtets warnend zwiſchen dieſen Wunſch und deſſen Ausführung. — Er mußte ſich trotz all ſeiner blinden Vaterliebe dennoch eingeſtehen, daß eine junge Frau — und der eigenwillige Knabe ſich nimmermehr in Frieden nebeneinander vertragen würden, und Albert zu entfernen erſchien ihm unbarmherzig, ihn, den das Geſchick ſo hart behandelt hatte. Ganz insgeheim mochte er ſich vielleicht auch den Vorwurf machen, daß ſeine Schwäche des Sohnes Unglück herbeigeführt; aber es war nun einmal geſchehen, und er ſuchte dafür jede Entſchädigung ſeinem Liebling zu bieten, bedachte aber nicht, daß gerade die Entſchädigung, die ſeine blinde Zärtlichkeit ihm bot, ſein Unglück nur vergrößere. —

Eliſabeths ſanftes und doch ſo beſtimmtes Weſen machte ihn befangen. Es war ihm, mit dieſer Dienerin dürfe er doch nicht ſo verfahren, wie es ſeine ſeitherige Manier geweſen. Sie gab ſich gleich ſo, wie ſie war, nicht erſt unterthänig, mit freundlichen Redensarten ſchmeichelnd und dann dem Knaben gegenüber heftig; täglich, ſtündlich ihn mit Klagen über ſeinen Liebling beſtürmend, denſelben ſchmähend und zuletzt ihn ſelbſt anklagend, die ganze Wirthſchaft verwünſchend, bis das Verhältniß mit irgend einem unangenehmen Auftritt ſein frühes Ende nahm. So war's ſchon Jahre her gegangen, der Kaufmann, immer mißmuthiger dadurch, wurde auch immer herriſcher und unfreundlicher, was die unerquickliche Situation in ſeinem Hauſe ſteigerte.

Seit nun Eliſabeth eingezogen war, ſchien es anders werden zu wollen, obgleich es auch ihr im Anfang faſt kaum erträglich vorkam. Es war nicht nur ſehr ſchwer, das richtige Verhalten Armſtrang gegenüber zu finden, es war auch faſt unmöglich, den ſchwachſinnigen Knaben zu bändigen, deſſen urſprünglich kräftige und vielleicht auch gute Natur bis zu thieriſcher Wildheit ausgeartet war.

Die blinde Nachſicht eines Vaters, die in unvernünftiger Weiſe dem unglücklichen Kinde Alles geſtattete, was deſſen heftiges Naturell verlangte, mußte bei kräftiger körperlicher Entwickelung deſſelben einen Zuſtand bis zu böſer Wildheit ſteigern, der, von richtiger Einſicht und Milde beherrſcht, wohl nie ſo ſchlimm geworden wäre.

Albert gewohnt, ſtets ſeinen Willen oder vielmehr ſein Verlangen unbedingt erfüllt zu ſehen, ertrug keinen Widerſpruch mehr; geſchah nicht, was er begehrte, brauchte er Gewalt oder rief des Vaters Machtſpruch auf. Zur Liſt nahm er ſelten ſeine Zuflucht, und dadurch unterſchied er ſich von den meiſten Schwachſinnigen, die nicht ſelten eine merkwürdige liſtige Klugheit zur Erreichung ihrer Wünſche anwenden. Was er wollte, verlangte er gewaltthätig, und da er für ſein Alter ſtarke Muskeln hatte, litten häufig die Dienerinnen des Hauſes unter ſeinen Mißhandlungen, und welche von ihnen es je wagte ſich zu widerſetzen, wurde ſofort entlaſſen. Er war der Kobold des Hauſes, unter deſſen Tyrannei

Digitized by Google

auch der Herr desſelben ſeufzte, aber dennoch kein Mittel anwendete, dieſe auch nur erträglicher zu machen.

Eliſabeth fand die ſchlimmen Gerüchte nur zu ſehr beſtätigt, die ſie abhalten wollten, eine Stelle in dem Hauſe des reichen Kaufmanns anzunehmen. Doch einmal dort eingezogen, that ſie auch Alles, um auszuhalten. Hatten auch hauptſächlich die äußern Vortheile, die ſich an dieſe Stelle knüpften, ſie urſprünglich zu dem Entſchluß der Annahme beſtimmt, trat doch, ſobald es geſchehen, Pflichtgefühl und Ehre bei ihr in den Vordergrund, und ihre Herzensgüte überwand ſogleich jedes Vorurtheil gegen das böſe Kind, indem ſie in ihm ein unglückliches erkannte, das Gott ihr zur Pflege und Warte anvertraut habe. Dieſer Zug eines tief religiöſen Gemüthes, der alle ihre Handlungen leitete, war es wohl auch hauptſächlich, was ihr nach kurzer Zeit einen ſichtlichen Einfluß auf Vater und Sohn verſchaffte. Nachdem ſie die erſte ſchwere Zeit mit Ruhe und Sanftmuth überwunden, entſtand in dem durchaus nicht böſen Herzen des reichen Mannes ein Gefühl der Dankbarkeit gegen ſie. Er empfand, daß nicht nur eine ordnende, ſondern auch eine gute, ja ſelbſt liebevolle Hand die Zügel des Hausweſens führe. Seit dem Tod ſeiner Gattin hatte er ſich nicht mehr ſo behaglich gefunden. Albert war minder ungeberdig, die unangenehmen Auftritte wiederholten ſich ſeltener, ein ſtetigerer Gang kam in Alles, — er konnte, mit einem Worte, freier athmen, und dabei blieb der ärgſte Plagegeiſt, die Langeweile, ihm ferne. Eliſabeth machte ihn auf dieſes und jenes Nothwendige aufmerkſam, was dem Hauſe und Garten fehlte, und wußte ihn ſo geſchickt dafür zu intereſſiren, daß er die Sache in die Hand nahm und Beſchäftigung und Zerſtreuung darin fand. Auch für Albert wußte ſie Spielereien zu finden, die den wilden Sinn des geiſteskranken Knaben oft auf Stunden, ja Tage bändigten. Hatte ſie ihn nur einmal ſo weit, daß ihm Kinderumgang wohlthuend war, dann glaubte ſie gewonnenes Spiel zu haben. Bis jetzt war der Verſuch noch nicht möglich geweſen; denn die Kinder ſeines Alters, und die jüngeren nun gar, flohen alle vor dem böſen Knaben, der ſie mißhandelte, ſobald es ihm einfiel, und Keines wollte ſich dazu verſtehen, in das ſchöne Haus und den noch ſchöneren Garten des Kaufmanns zu kommen, um mit Albert zu ſpielen. Eliſabeth dachte an die Kinder ihrer Schweſter, beſonders an die kleine, wunderliebliche Anna, die mit ihren hellen Augen ſo klar und freundlich ausſchaute. Sie hätte gerne erprobt, in wie weit ein ſolches Kinderleben bezwingend auf den böſen Schwachſinnigen einwirke, aber eines Theils fürchtete ſie für ihr Herzenskind Anna einen ſchlimmen Eindruck von dem Verſuch, andern Theils mochte ſie ſich nicht gerne den Anſchein geben, als wolle ſie die armen Verwandten ſo nach und nach in das reiche Haus ziehen, und dies jetzt um ſo weniger, da Armſtrang ihren älteſten Neffen ſeit kurzem als Lehrling in ſein Geſchäft genommen hatte. So blieb vorerſt, wie es ſeither geweſen, Albert ohne eigentlichen Kinderumgang, von dem ein guter Einfluß auf ihn zu hoffen geweſen wäre. Einige derbe Nachbarsbuben kamen wohl auf Verlangen in des reichen Kaufmanns Haus herüber, aber ſie neckten und reizten nur den Schwachſinnigen und liefen dann davon.

Eliſabeths Ausdauer und Geduld wie ihrer Feſtigkeit und dabei wahrhaft mütterlicher Sorge gelang es immer mehr, den Knaben ſich geneigt zu machen. Eine Empfindung, von Furcht und Liebe gemiſcht, ſchien für ſie in ihm zu erwachen. Hatte er einen ſchlimmen Streich ausgeführt, flüchtete er ſich wohl zu ſeinem Vater, doch ohne ſie anzuklagen, auch wenn ſie ihn gezankt, und bald kam es dahin, daß ihre unzufriedene Miene ihn genirte, bald auch dazu, daß er dann allerlei verſuchte, ſie wieder mit ſich zu verſöhnen. Der kindliche Inſtinct, der ſo zu ſagen die Liebe wittert — iſt gerade oft bei den Schwachſinnigen am ſchärfſten ausgeprägt, und Albert empfand mit dieſen Fühlhörnern der Seele den herzlichen Antheil, den Eliſabeth an ihm nahm, wie er früher damit den nur gemachten,

bezahlten gefunden hatte, und ohne sich klar darüber zu sein, weßhalb, bis jetzt Alle haßte, welche die Stelle einer Mutter bei ihm ersetzen sollten. Bei Elisabeth mußte es anders kommen, ihr gutes Gemüth liebte den Unglücklichen, und ihr verständiges Herz fand die richtige Behandlung für ihn, drum mußte er auch sie unwillkührlich lieb gewinnen, und damit wurde ihr Einfluß auf sein geistig unmündiges Wesen ein unberechenbarer. Die Macht der Liebe, der wahren und verständigen Liebe ist zu groß, daß sie nicht selten ans Wunderbare grenzt. Ist sie doch der Urquell alles Lebendigen, des Himmels erstes und bestes Geschenk, Gottes Hauch, der Alles beseelt, und des Menschen höchster Schatz in Freude und Leid. —

Elisabeth gelang es, das Gefühl der Liebe in dem Herzen des unglücklichen Knaben zu wecken, der einem so schlimmen Geschick verfallen war. Erwachte es auch nur allmälig zu der Kraft, die als bezwingende Macht sich zeigt, so waren doch die ersten Symptome davon schon ein glückverheißendes Zeichen, dessen Spur Elisabeth mit dem Eifer der Liebe verfolgte, drum auch nicht wieder verlor.

Je länger sie im Hause des Kaufmanns verweilte, desto fühlbarer wurde der Segen Gottes, der mit ihr eingezogen war. Und so groß ist die Macht eines so verständigen als guten Herzens, daß auch des Kaufmanns Hochmuth auf sein Geld und Gut sich davor beugte. Die Haushälterin, die er Anfangs nur widerstrebend bei Tische neben sich sitzen sah, wurde seine Freundin, die Vertraute aller seiner Angelegenheiten wie seine beste und angenehmste Unterhaltung. Jede freie Stunde, welche der Haushalt und Albert Elisabeth gönnten, nahm er für sich in Anspruch. Sie mußte ihm erzählen von ihrem früheren Leben, von ihren Verhältnissen im Elternhause und ihrem Aufenthalt bei der Schwester. So leicht sie nun auch über die Lage der armen Wittwe hinwegging, begriff doch der reiche Mann, wo es da fehle, und er bot Elisabeth Unterstützung für ihre Verwandten an, doch hier trat das Selbstgefühl des Reichthums wieder stärker markirt bei ihm hervor, und Elisabeth lehnte, zwar nicht gekränkt, doch ganz entschieden dieses Anerbieten ab. Es hätte sie beengt dem Herrn gegenüber, der sich jedenfalls viel darauf zu gut gethan, auch erforderte ja die Noth es nicht. Was sie verdiente, gab sie freudig hin, es reichte aus für das Nothwendige, und Karl war ja jetzt in guter Lehre, der Buchhalter hatte seine Freude an dem braven Jungen und versprach ihm Tüchtiges von seiner Zukunft. Marie, die älteste Tochter, stand der Mutter treulich bei im Haushalt und verdiente auch manches hübsche Stück Geld mit Nähen und Sticken. Freilich wuchsen noch drei jüngere Geschwister ihr nach, doch zwei davon besuchten schon seit mehreren Jahren die Schule, und auch das jüngste Kind, ihr liebes Annchen wurde schon bald sechs Jahre alt. So hatte nach ihrer Ansicht ihre Schwester das Schwerste überwunden; zu was also jetzt noch den schweren Dank für solche Wohlthaten sich aufbürden. — Herr Armstrang, etwas beleidigt durch ihre Weigerung — der Stolz der Armen behagte ihm nicht recht — war einige Zeit wieder zurückhaltender gegen die Haushälterin, die kein Geld für arme Verwandte von ihm annehmen wollte. Es reute ihn fast, ihr so große Rechte eingeräumt zu haben; doch diese Verstimmung seines Gemüthes mußte sich unter Elisabeths sanftem Walten bald wieder legen. Albert, der instinktartig Etwas davon empfand, zeigte in dieser Zeit wie noch nie zuvor seine Anhänglichkeit an Elisabeth.

Ohne Widerspruch befolgte er ihre Unterweisungen, dagegen war er mürrisch gegen seinen Vater, was sich jedoch mit dessen Unfreundlichkeit gegen die Haushälterin auch wieder minderte.

Noch war kein Versuch gemacht worden, Albert zu unterrichten. Elisabeth fand es an der Zeit, daran zu mahnen, stieß aber auf Widerspruch von Seiten der zu Rath gezogenen Lehrer, und der Erfolg war, daß für hohes Salair ein

Unterricht in den ersten Elementarkenntnissen mit dem Schwachsinnigen begonnen, jedoch, da er kein erfreuliches Resultat lieferte, bald wieder aufgehoben wurde. Albert verstand sich nur in Elisabeths Gegenwart zu einiger Aufmerksamkeit und auch da immer nur eine kurze Frist. Diese Sache, sobald wieder aufgehoben, machte Elisabeth um des Knaben Zukunft bange, und sie beschloß, die Nacht seines Geistes wo möglich durch Naturerscheinungen etwas zu lichten. Es war unverkennbar, wenigstens kam es ihr so vor, daß zuweilen ein hellerer Blitz aus Alberts Auge leuchte, und dann war auch seine Gedankenverbindung eine bestimmtere. Zwar waren es nur schnell vorübergehende Momente, allein sie kamen mit dem Aelterwerden häufiger und meistens, wenn Albert längere Zeit mit ihr allein zusammen war. Freilich folgten dann auch wieder Stunden, ja Tage — selbst ganze Zeiträume, in denen die thierische Natur allein sich geltend machte, und meist selbst Elisabeths liebreichste Mahnungen ganz erfolglos blieben.

Der Hausarzt, mit dem sie über den traurigen Zustand des Knaben zuweilen Rücksprache nahm, meinte, daß später bei der Uebergangsperiode vom Knaben zum Jüngling noch eine günstigere Wendung eintreten könne. Sie fühlte aber aus dieser Ansicht wohl heraus, daß sie eben ein schwacher Trost sei, der wenig Hoffnung zulasse. — Da beschloß sie denn, eben einmal ganz den Eingebungen ihres Herzens zu folgen, die, wie es sich bei ihr von selbst fand, stets von verständiger Einsicht überwacht wurden.

Bis jetzt hatte sie es vermieden, allein mit Albert ins Freie zu gehen, das heißt, weitere Spaziergänge zu machen; sie beschränkte sich meistens darauf, die frische Luft mit ihm in dem großen Garten, der dicht am Hause lag, zu genießen. Draußen vor dem Thore, wo der Knabe so weit hin in die Ferne schauen konnte, kam er gewöhnlich in eine große Aufregung, die oft in Wildheit bis zum Erschrecken ausartete. Einigemale war er selbst davon gelaufen und nur schwer wieder zurückzubringen gewesen. Dennoch beschloß sie, jetzt öfter weitere Spaziergänge mit ihm zu machen, um zu sehen, ob nicht Verständniß mit der Schönheit der Natur in ihm zu erwecken sei.

An einem schönen Frühlingstage, wo er recht ungewöhnlich fügsam war, fragte sie ihn, ob er nicht mit ihr vor das Thor gehen wolle.

„Weit hinaus?“ fragte er.

„Weit, recht weit, solange Du an meinem Arme Dich führst!“ erwiederte sie.

Da lachte er, und ein hellerer Blitz zuckte in seinem Auge, als er sagte:

„So komm geschwind!“

Und er hing sich in ihren Arm, und sie gingen eine enge Gasse der alten Stadtmauer entlang, durch das baufällige Thor, hinaus ins Freie. Vor ihnen lagen Wiesen und Feld — felsige Berge und bläuliche Fernen und zur Seite ein kleines Thal, aus dem ein Bach hervorrauschte, der von Gestein zu Gestein in muntern Sprüngen weiter hüpfte. Es grünte, blühte und duftete rings umher, wie es der Mai mit sich bringt; Alles zeugte von Leben und Freude.

Albert ging ruhig eine Weile neben Elisabeth her. Sie machte ihn auf das schöne Blau des Himmels aufmerksam und knüpfte religiöse Begriffe in kindlicher Form daran. Der Schwachsinnige lauschte wie auf Etwas, das er in seiner Erinnerung wiederfinde, und nickte zuweilen zustimmend. Jetzt standen sie an dem plätschernden Bache. — Albert schaute eine Weile hinein und erblickte sein eigen Bild in schwankenden Umrissen darin; da schrie er plötzlich entsetzt auf:

„Das ist der verrückte Albert — fort, fort von ihm!“

Und mit einem Satze war er über dem breiten Bache drüben und lief wie wahnsinnig im Kreise umher, immer rufend:

„Der verrückte Albert! Der verrückte Albert! fort, fort, fort von ihm!“

Elisabeth, in namenloser Angst, wußte nicht, was beginnen. Der Steg, wel-

Digitized by Google

cher über das Wasser führt, lag weit entfernt; bis sie ihn erreicht, konnte der Unglückliche wieder herübergesprungen oder weit fortgelaufen sein. So lange sie ihn im Auge behielt, konnte sie sich nicht entschließen, sich zu entfernen. Sie rief ihm zu, sie suchte mit freundlichen und drohenden Worten ihn zurückzubringen. Umsonst, er schien sie gar nicht zu hören.

Da auf einmal stand er still, wie von einer neuen verworrenen Idee erfaßt, und langsam schritt er wieder dem Bache zu, sah grüßend wieder hinein, und als er sich abermals in dem klaren Wasser erblickte, ballte er drohend die Hand und rief mit wilder Freude:

„Ich mach' ihn todt, ich mach' ihn todt!"

Und er sprang in den Bach und tauchte sich unter und haschte auf den spitzen Steinen herum. Das Wasser hatte hier einen ziemlich starken Fall; etwas weiter unten befand sich eine seine ganze Breite durchschneidende Schleuse. Albert, in blinder Wuth, seinen Doppelgänger zu erreichen, kam rasch vorwärts, indem er an den spitzen Steinen sich blutig riß. —

Elisabeth rief nach Hülfe, doch der Feierabend war schon angebrochen, die Arbeiter alle nach Hause gegangen; nirgends zeigte sich ein helfender Arm. Dem Knaben drohte Gefahr, wenn die Strömung der Schleuse ihn ergriff. Schon war er ihr nahe. Elisabeth in Verzweiflung, sprang in das Wasser, ihn zu halten, doch als sie ihn mit großer Anstrengung erreichte, machte er eine kecke Bewegung nach vorwärts, indem er sie zurückstieß — und gerieth so in die Strömung hinein, die ihn unaufhaltsam mit sich fortnahm und die Schleuse hinabtrieb. Das Wasser stürzte über ihn her; Elisabeth, das Ufer wieder gewinnend, stieß einen Schreckensruf aus und sank wie gelähmt zu Boden. Weiter unten trieb ein mächtiges Rad eine Mühle — er war verloren dort, das fiel ihr jetzt ein, und sie raffte sich auf, Albert nach, fortwährend nach Hülfe rufend. — Aber schon hatte sein Engel ihn gerettet — und bei dem jähen Sturz über die Schleuse, zwanzig Schritte weiter unten ein Weidengebüsch abwärts geneigt, das er mit dem Instinkt nach Rettung ergriffen, dann, wie aus einer Betäubung erwachend, sein triefendes Haupt schüttelte, an das Ufer sich schwang und zum Ausruhen dort sich niedersetzte. Allein er saß am jenseitigen Ufer, und Elisabeth kam zu spät, um seine Rettung zu gewahren. Das verderbenbringende Rad der Mühle stand, eine Schreckgestalt, vor ihr, die sie unaufhaltsam vorwärts trieb. Athemlos, vollkommen erschöpft von Angst und Anstrengung, kam sie dort an, und da sie Albert nicht mehr im Bache gesehen, glaubte sie das Schrecklichste zu hören. Sie rief die Leute aus der Mühle zusammen, doch Niemand wußte von dem Knaben Etwas. Man lief am Ufer auf und ab, doch Albert wurde nicht gefunden.

Er war nach kurzer Rast wieder in die Wiesen hinein gelaufen, deren blühende Bäume ihn verbargen. Nicht weit von hier entfernt, an einem Bergabhang, stand das kleine Häuschen, in dem Elisabeths Schwester wohnte. Sie ging dorthin, sich etwas zu erholen; denn daß Albert im Bache nicht verunglückt war, schien gewiß, und die Thatsache, daß er das Ufer gewonnen und weiter gegangen sein mußte, lag nahe. Sie sandte Leute aus der Mühle nach ihm aus und wollte selbst wieder nach ihm suchen, sobald sie ihre nassen Kleider gewechselt und ein wenig geruht hatte.

Es war ein heller Abend, der volle Mond zog schon herauf, so daß der **Knabe leicht zu finden war.**

Elisabeth fürchtete jetzt hauptsächlich nur noch für seine Gesundheit, da er ganz durchnäßt sein mußte. Sie dachte auch daran, daß er vielleicht nach Hause gelaufen sei, und da eben Karl heimkam, sandte sie ihn sogleich zu seinem Prinzipal zurück, ihm den Vorfall zu melden und ihn zu veranlassen, den Knecht nach Albert auszuschicken.

Eben wollte auch sie sich wieder auf den Weg machen, um nach dem Kna-

Digitized by Google

ben zu ſuchen, als ſchon Armſtrang von Karl begleitet in ängſtlicher Sorge herbeieilte, um von ihr ſelbſt den Vorfall zu hören und in Gemeinſchaft mit ihr alles Mögliche zu thun, den armen Jungen bald wieder zu haben. Auch Marie, die zu einem blühenden Mädchen herangewachſen war, ſchloß ſich ihnen an, und ſie gingen dem Orte zu, wo Eliſabeth Albert zuletzt geſehen, doch noch ehe ſie ihn erreichten, erblickten ſie den Vermißten in einiger Entfernung, an der Hand eines kleinen Mädchens, dem er willig zu folgen ſchien. Der Mond beleuchtete die Beiden ſo helle, daß man ſie deutlich erkennen konnte. Es war die kleine Anna, die Albert ihrer Behauſung zuführte. Sie blickte mit ihren großen Augen beherzt zu ihm auf, ſo beherzt, daß ſie die Nahenden nicht gewahrte. Ihre blonden Locken flatterten ihm Winde, und ihre kleinen Füßchen ſchritten ſo leicht über den Raſen hin, daß ſie einem Engel glich, der einen Verirrten auf den rechten Weg leitet.

Armſtrang wollte ſeinem Sohne zurufen, doch Eliſabeth erſtickte dieſen Ruf mit der Mahnung, ihn nicht zu erſchrecken, er könnte ſonſt leicht wieder davonlaufen. Weder er noch Anna hatten ein Augenmerk für ſie, und Eliſabeth bat, ſie nicht zu ſtören. Ihr folgend, ſtellten ſie ſich unter den Schutz eines Baumes. Albert an Annas Hand ging dicht an ihnen vorüber. Sie ſprachen Nichts miteinander. — Es war ein rührendes Bild, wie der ſchwer zu bändigende Schwachſinnige ſanft wie ein Lamm an der Seite des kleinen Mädchens dahinſchritt. Armſtrang mit Eliſabeth und ihrer Nichte folgten ihnen langſam nach in das kleine Haus, wo ſie bereits Frau Mühlig in eifriger Sorge fanden, dem Durchnäßten trockene Kleider und ein erwärmendes Getränk zu verſchaffen. Marie beſorgte das Letztere, während ihre Mutter mit Armſtrangs Hülfe den Knaben umkleidete. Er ließ Alles ohne Widerſtreben mit ſich geſchehen, legte ſich auch auf Eliſabeth's Wunſch auf ein Kanape nieder und wehrte ſich nicht, als ſie eine warme Decke um ihn wickelte. Marie brachte jetzt Thee, und Anna ließ es ſich nicht nehmen, denſelben Albert zu reichen.

Sie hatte ihn beim Blumenſuchen auf der Wieſe draußen gefunden, als er ſchauernd an einem Baume lehnte.

„Du biſt in's Waſſer gefallen, armer Junge!“ rief ihm die Kleine gleich mitleidig zu; dann ſeine Hand faſſend, ſagte ſie zu ihm: „Komm ſchnell zu meiner Mutter, die gibt Dir trockene Kleider und wärmt Dich.“ Und dabei hatte ſie ihn mit ihrem hellſten Blicke angeſchaut, und dieſem Strahle folgte er wie einem erwärmenden Sonnenſchein.

Sie zog ihn raſch mit ſich fort. Ein Engel erſchien ihm das Kind, von denen Einer, wo ihm vorher Eliſabeth erzählt.

„Biſt Du vom Himmel herabgekommen?“ — fragte er ſie.

„Wie mich der Engel der Mutter gebracht hat, ja,“ erwiederte ernſthaft die Kleine.

Das gefiel ihm, und Gedanken reihten ſich ihm daran, wie er noch keine gehabt; aber es waren doch noch keine klare Gedanken, die er in Worte hätte faſſen können; dann ſchwieg er, und auch Anna ſprach Nichts mehr. Sie hatte dafür zu große Eile, den verunglückten Knaben zu ihrer Mutter zu bringen.

Daß es Albert ſei, Tante Eliſabeths Albert, wußte ſie nicht. Sie hatte die Tante noch nie im Hauſe des reichen Kaufmanns beſucht und Albert war noch nie zu ihnen gekommen. Sie hörte nur ſchon von ihm und beſchäftigte ſich in Gedanken manche Stunde mit ihm, hatte ſich wohl auch ſchon vor dem böſen Knaben gefürchtet, aber doch immer Mitleid mit ihm empfunden. Sagte doch die Tante, er ſei kein bösartiges, nur ein unglückliches Kind, das zu früh die Mutter verloren, und Mutterliebe erſetze alles Gold in der Welt nicht. Das nun lag ihrem kindlichen Sinne ſehr nahe; denn nicht um die ganze Welt hätte ſie die Mutter hergegeben. Wie viel reicher war ſie doch als Albert, der

in einem großen Hause wohnte und eine Menge schöner Sachen besaß. Was sie von seiner Geistesschwäche hörte, begriff sie weniger, dafür fehlte ihr noch jedes Verständniß, und wenn sie darüber nachdachte, erschien ihr der Kaufmannssohn unter den allerwiderlichsten Gestalten, oft recht schreckhaften Gestalten, aber dennoch hätte sie ihn gar zu gerne gesehen.

Da plötzlich erfuhr sie, daß ihr Schützling Albert sei. — Albert?

Wie ganz anders hatte sie denselben sich doch vorgestellt; ihre kindliche Phantasie erstaunte vor der Wirklichkeit, die ihr weit weniger schreckhaft vorkam als ihre wunderlichen Gebilde. Albert war ein Junge, ganz ihrem älteren Bruder ähnlich, und viel sanfter als dieser. Wie konnte man ihn nur wild und böse nennen?

Als Albert sich erholt hatte und nun mit seinem Vater und Elisabeth nach Hause gehen sollte, drängte sich Anna zu ihm heran nnd sagte:

„Komm manchmal heraus zu uns, dann spiel ich mit Dir."

Da leuchtete ein Freudenstrahl aus seinem Auge, und es war ein so heller, daß Elisabeth fast davor erschrak; denn gleich darauf schauderte Albert wieder heftig zusammen, und man hatte Mühe, ihn nach Hause zu bringen.

Noch in derselben Nacht brach ein heftiges Fieber bei ihm aus, dem eine lebensgefährliche Krankheit nachfolgte. Elisabeth verließ Tag und Nacht sein Lager nicht. Obgleich sie keine Schuld an jenem Unfall trug, glaubte sie doch dadurch unmittelbar zu dieser Krankheit Veranlassung gegeben zu haben, wenn auch von dem besten Willen für den Unglücklichen geleitet. Auch sein Vater, wenn er schon Nichts darüber äußerte, maß bei der Gefahr des Sohnes einen Theil der Schuld Elisabeth bei, und all ihre Aufopferung am Krankenlager vermochte es nicht ganz in seinem Herzen auszugleichen. Als aber Albert unter ihrer Pflege wieder genas, entschwand ihm der Vorwurf wieder, den er ihr gemacht, und er wußte nicht, wie er der treuen Wärterin lohnen sollte. Seine natürliche Gutmüthigkeit siegte über die ungerechte Beschuldigung, und sie siegte auch bei immer richtigerem Erkennen von Elisabeth's Vortrefflichkeit, nach und nach vollends gänzlich über den anerzogenen Hochmuth des Reichen dem Aermeren gegenüber. Das Bewußtsein drang sich ihm auf, daß der innere Werth des Menschen noch am Ende höher stehe als Geld und Gut. Er besuchte von dieser Zeit an auch zuweilen Elisabeths Schwester und lernte in dem kleinen Haushalt der Wittwe arme Verhältnisse schätzen. Marias Thätigkeit verbunden mit ihrem bescheidenen Wesen und ihrer blühenden Jugend machten einen tiefen Eindruck auf sein Herz, und zum erstenmale fühlte er sich verlegen bei einem persönlichen Wunsche. Hier galt sein Reichthum Nichts, hier mußte sein eigener Werth in die Wagschale fallen — das sagte er sich, und zaudernd hielt er die Frage zurück, deren Bejahung sein Leben noch einmal und, wie er glaubte, in erhöhterem Grade einem Glücke zuführen sollte, das er kurze Zeit an der Seite seiner verstorbenen Gattin genossen. Er war noch ein Mann in guten Jahren und ein recht stattlicher Mann, das gestand er sich — aber Marie war noch so jung, war so schön und so überaus gut. Konnte er ihr denn gefallen, war er ihrer werth? Der reiche Mann stand zaghaft vor dem armen Mädchen, das Nichts zur Mitgift hatte als ihre Schönheit und ihre Tugend; und der sonst so hochmüthige Mann, der Erste im Städtchen, beugte sich demüthig vor dem unschuldigen Herzen, in dessen Heiligthum die Entscheidung über das Glück seiner Zukunft lag. Der schwachsinnige Sohn stand hier nicht störend zwischen ihm und seinen Wünschen. Schon längst war er ja durch Elisabeths Einfluß besser geworden, und die Katastrophe der letzten Zeit hatte ihn sanft und fügsam wie ein kleines Kind gemacht. War nur Anna an seinem Lager und spielte mit ihm, so war er zufrieden; in ihrer Nähe zeigten sich keine Spuren mehr der früheren Wildheit, ja es schien sogar, als bestrebe sein getrübter Geist zu ihrem kindlichen

hellen ſich zu paſſen. Armſtrang meinte, er könne Mariens Schweſter ganz zu ſich ins Haus nehmen und die beiden Kinder Eliſabeths Obhut überlaſſen. Er hätte ja dann wieder eine Hausfrau, eine gute, liebe ſchöne Hausfrau, und Glück und Freude kehrten in vollem Maße wieder bei ihm ein. Dann erſt erhielt ſein Reichthum den rechten Werth: er war glücklich, und konnte beglücken. — Konnte er aber das Letztere nicht? Das war noch die unentſchiedene Frage, deren Antwort er ſich immer und immer wieder nicht getraute, bei Marie einzuholen. So ging eine längere Zeit hin in Zweifel und Hoffnung und lieben Wünſchen, die den reichen Mann ſelbſt immer liebenswerther machten. Albert genas langſam und zeigte ſich in allen Dingen wie ein kleines Kind. Anna machte ſcherzend und altklug zugleich ſeine Wärterin, reichte ihm Speiſe und Trank und ſpielte mit ihm, wie ältere Geſchwiſter mit den kleineren zu ſpielen pflegen. Dann erzählte ſie ihm allerlei, Alles, was ſchon Platz in ihrem kleinen Kopfe gefunden hatte, und immer aufmerkſamer hörte er ihr zu. Als er endlich mit ihr in den Garten gehen konnte, da war ſie ſo recht in ihrem Elemente, da wußte ſie von den Blumen, den Vögeln und beſonders dem Himmel über ihnen ſo Vieles zu plaudern, daß ihr kleines Mäulchen gar nicht ſtill ſtand. Er hörte nur zu, ſie nur hin und wider mit einer kindlichen Frage unterbrechend; es war, als ſei er durch die ſchwere Krankheit in die Zeit zurückverſetzt worden, die ſeinem Blödſinn vorausging, und als habe er, was dazwiſchen lag, faſt gänzlich vergeſſen. Zuweilen nannte er Eliſabeth Mutter — Anna rief er mit ihrem Namen, doch öfter noch: Engel.

Der Arzt rieth zu einer Badekur und dann zu einer größeren Reiſe, um neue Eindrücke auf die geſchwächte Seele einwirken zu laſſen, und Armſtrang wollte, Eliſabeth ſolle mit ihrem Pfleglinge reiſen.

„Und Sie wollen nicht mit?“ fragte ſie ihn erſtaunt.

Er wurde verlegen und entdeckte ihr endlich ſeine Wünſche und fragte, ob ſie wohl glaube, daß Marie ſeine Hand annehmen werde.

„Sie wollen doch wohl ihre Hand nicht ohne ihr Herz?“ fragte Eliſabeth dagegen.

Armſtrang zauderte mit der Antwort, der Beſitz des ſchönen Mädchens erſchien ihm ſo lockend, daß er im Begriff ſtand, ſeinen Reichthum in die Wagſchale zu werfen.

Eliſabeth ſah ihn prüfend an. — Eine Pauſe trat ein, die ſie mit den Worten unterbrach:

„Wollen Sie nur ihre Hand, müſſen Sie bei der Mutter zuerſt werben, ſie wird der Tochter zureden, eine ſo gute Partie nicht auszuſchlagen, und Marie iſt eine gute und gehorſame Tochter. Verlangt es Sie aber nicht nur nach dem Beſitz des Mädchens, wollen Sie Mariens Liebe, ihr ganzes Herz — dann fragen ſie zuerſt bei ihr an. Marie iſt wahr, ſie wird Ihnen offen ſagen, wie es in der kleinen Welt da drinnen bei ihr ausſieht, und ob ſie ein freudiges Jawort Ihnen geben kann.“

Armſtrang ging unruhig im Zimmer umher, dann trat er zu Eliſabeth, faßte ihre Hand und ſprach:

„Ich werde Marie fragen, und nur wenn ihr Herz Ja ſagt, will ich bei der Mutter um ſie werben.

„So iſt's recht!“ lächelte Eliſabeth zufrieden.

Sie ſah den Hochmuth des reichen Mannes überwunden und glaubte an ein ſchönes Glück für ihre Nichte, ſobald ihr Herz für dieſe Verbindung ſprach.

Eliſabeth führte jedoch keine Gelegenheit zu einer ungeſtörten Unterredung zwiſchen Armſtrang und Marie herbei. Sie überließ es dem Zufall oder, wie ſie ſich ſagte, der Fügung des Himmels. Und dieſe führte denn auch das junge Mädchen eines Tages in den Garten des Kaufmanns, als Eliſabeth gerade mit

Albert ausgegangen war. Sie wollte eilends wieder heimkehren, aber Armſtrang, der ihr Kommen bemerkt, trat ihr entgegen, leitete ſie bittend in die Jasminlaube zurück, entdeckte ihr ſeine Liebe, ſeine Wünſche, und als Eliſabeth nach Hauſe kam, fand ſie ein glückliches Paar.

„Wie bin ich glücklich!“ flüſterte Marie erröthend der Tante zu und

„Ich fühle mich wie neugeboren!“ rief Armſtrang freudig aus.

„Aber nun ſchnell zur Mutter!“ drängte Marie. „Ihr Segen fehlt uns noch.“ —

„Er wird Euch werden“, meinte Eliſabeth unter hervorbrechenden Thränen.

Wie war auf einmal Alles gelichtet: die Sorgen der armen Wittwe, die trüben Wolken in dem reichen Hauſe, — denn auch Albert war ein anderes Kind geworden; dort nahte er an Annas Hand, wohl bleich und ſchwach noch, doch mit ganz anderem Ausdruck in ſeinen Zügen. Das Auge blickte ruhiger und heller, es lag Seele darin: eine Seele, die nach dem Erwachen ringt. Seine Körperkräfte zu ſtärken und zugleich die möglichſte geiſtige Entwicklung anzubahnen, war jetzt das Nothwendigſte, und ſobald Armſtrang mit Marie vermählt war, ging Eliſabeth mit Albert in ein nervenſtärkendes Bad. Von dort aus ſollte ſie die ſchönen Monate nach * * * reiſen und ihn dann in eine Anſtalt in der Schweiz bringen, welche die meiſte Hoffnung auf Wiederherſtellung bot. — Die Trennung von Anna war der ſchwierigſte Punkt, doch er mußte überwunden werden, da Eliſabeth es für nöthig fand, das Kind zurückzulaſſen. — Albert mußte ſich ja auch ſpäter von ihr trennen; denn es war durchaus nothwendig, jeden möglichen Verſuch auch zu ſeiner geiſtigen Herſtellung zu machen. Jene Anſtalt, von dem Arzte empfohlen, hatte ſchon manches erfreuliche Reſultat in Betreff ſolcher Kranken geliefert, und ſie hoffte für Albert das Beſte und erflehte täglich des Himmels Segen dafür. — Der Knabe war jetzt in ſein ſechzehntes Jahr getreten, es war Nichts mehr zu verſäumen.

Der Abſchied von den Lieben allen that ihr leid; allein, waren ſie denn nicht glücklich? — Glücklich durch ſie, wie ſie Alle ſagten, und wie ihre Beſcheidenheit es gar nicht glauben wollte. — Was ſie gethan, meinte ſie, habe ſich ja ganz von ſelbſt verſtanden, dabei wäre gar nichts Beſonderes geweſen, ſie habe nur ihre Pflicht erfüllt, gar kein Opfer gebracht, und daß Alles ſo gut ausgefallen, ſollten ſie Gott danken, nicht ihr. Sie ſelbſt dankte dem Schöpfer täglich dafür und hatte jetzt nur noch das eine ſehnliche Verlangen, Alberts trübes Geſchick erfreulich zu lichten. — Sie widmete ſich ihm nur ganz allein und mit all der Sorgfalt und Liebe, deren ihr richtiger Verſtand wie ihr gutes Herz fähig waren. In ihrer ſo ganz ausſchließenden Pflege vermißte er Anna weniger als ſie gefürchtet; — er fragte wohl Anfangs oft nach ihr, verlangte manchmal zu ihr, ließ ſich aber leicht wieder zufrieden ſtellen.

Das Neue, was er ſah, verbunden mit der ſtärkenden Cur erfriſchten ihm Körper und Seele.

Täglich entdeckte Eliſabeth Fortſchritte ſeines Geiſtes, und eine heilige Freude erfüllte ſie. Wie reich belohnt ſah ſie ſich für alle gehabten Mühen. Die Beſcheidene, die nie Etwas für ſich wünſchte und immer nur für Andere gelebt hatte, belohnte der Himmel dadurch, indem er all ihr Thun ſegnete.

Von der Heimath kamen die erfreulichſten Nachrichten. Armſtrang, glücklich im Beſitze Mariens, fand die ganze natürliche Gutmüthigkeit ſeines Herzens wieder, und durch das geliebte Weib, verbunden mit der Anmuth und Beſcheidenheit, wurde ſein Reichthum von da an ihm eine Gabe des Himmels, die er in würdiger Weiſe genoß. Mariens Mutter erhielt das kleine Haus, worin ſie ſo trübe Jahre verlebt, als Eigenthum, und es wurde ganz neu hergerichtet und mit einem blumenreichen Garten umgeben. Armſtrang brachte mit ſeiner jungen Frau meiſtens die ſchönen Sommerabende da zu, und Nichts fehlte ihnen zu ihrem Glück

als Elisabeth und Albert. An die Beiden mahnte Anna am lebhaftesten, sie war vom Heimweh nach ihnen erfüllt; Alles, was sie that und dachte, verband sich mit ihnen. — Es trafen möglichst günstige Nachrichten über Alberts Zustand ein; auf eine gänzliche Herstellung hoffte man ja nicht, nur auf Besserung, und diese versprach Elisabeth in jedem Briefe.

Als der Winter nahte, reiste sie mit Albert nach der Schweiz, um ihn dort der empfohlenen Anstalt zu übergeben. Sie lag einsam, auf einer eine weite Fernsicht beherrschenden Anhöhe und in der reinsten Luft. — Ihre Einrichtung, überwacht von tüchtiger Leitung, war einfach und zweckmäßig, und gleich auf den ersten Blick so vertrauenerweckend, daß Elisabeth mit leichterem Herzen an eine baldige Trennung von ihrem Pflegling dachte. Allein dies war eine Sache, die bald als unmöglich sich herausstellte, sollte Albert bleiben, mußte auch sie es thun; denn jede nur annähernde Einleitung dazu wies er auf eine Weise zurück, daß sie es nicht wagen durfte, sich zu entfernen. — Sie schrieb es an Armstrang, und dieser bat sie in Gemeinschaft mit Marie, zu bleiben, auch dieses Opfer noch Albert zu bringen.

Es ist kein Opfer, sagte sie sich — aber leise sprach es in ihr: doch, doch — das größte, das du bringen kannst. — So sehr sie auch Albert liebte, mußte es ihr schwer werden, so lange den Lieben allen in der Heimath ferne zu bleiben. Von Kindheit an daran gewohnt, bei geliebten Angehörigen zu sein, wenigstens ihnen zu jeder Stunde erreichbar, empfand sie ein Heimweh nach ihnen bei dem Gedanken, auf unbestimmte Zeit von ihnen getrennt zu sein. Doch bald überwand sie auch dieses, und sie schrieb zurück, daß es sie kein Opfer koste, bei Albert zu bleiben. Auch fühlte sie bald eine große Beruhigung in sich, ihm nahe zu sein, obgleich die Behandlung in der Anstalt Nichts zu wünschen übrig ließ. Der Vorsteher, ein tüchtiger Arzt, war auch ein ganz vortrefflicher Mann, mit dem sie sich bald befreundete. Der lange Winter, der ins Haus bannte, führte sie schneller einander nahe, als es vielleicht sonst der Fall gewesen wäre, und Elisabeth lebte sich nach und nach ganz in das Eigenthümliche eines solchen Hauses hinein, das ihr durch seine Bestrebungen ein wahres Haus Gottes erschien. Welcher hohe Beruf war es doch — kranke Seelen zu gesunden, schwache zu stärken, und da, wo nur ein Funke Geist, wenn auch noch so tief verborgen, schlummerte, ihn zu erwecken, ihn einem Lichtstrahle von oben zugänglich zu machen. Oft meinte sie, sie möchte immer hier bleiben, hier für die Menschheit wirken, hier dem Himmel dienen.

So gingen einige Jahre hin; da kam eines Tages der Vorsteher zu ihr und meinte, Albert sei nun so weit, daß man seine Geisteskräfte mehr anstrengen und den begonnenen Unterricht vielseitiger mit ihm fortsetzen dürfe. Das glücklichste Resultat stünde bei ihm zu erwarten, und nach drei bis vier Jahren könne er vielleicht thätig in das Leben eintreten.

Thränen der Freude füllten Elisabeths gutes Auge, und dem würdigen Mann die Hand drückend, sagte sie zu ihm:

„Welchen Dank sind die Eltern Alberts und bin auch ich Ihnen schuldig, bester Doktor. Jetzt erst wird die vollste Freude einkehren, wenn ich zurückkomme nnd so schöne Hoffnung — ja Gewißheit mitbringe; denn was Sie versprechen, geht auch in Erfüllung."

„Das wollen wir zu Gott hoffen. — Doch, beabsichtigen Sie denn, uns zu verlassen?" erwiederte der Doktor.

„So schwer es mir auch in einer Beziehung sein wird", sagte Elisabeth, „denke ich doch, es sei an der Zeit, daß ich zu meiner Familie zurückkehre. Albert bedarf meiner nicht mehr, er ist so weit hergestellt, daß er leicht fassen wird, es sei nun besser, wenn ich heimwärts ziehe. Ist er doch bei Ihnen so wohl geborgen; ich scheide mit dem vollsten Vertrauen, daß in Ihrer Hand sein Wohl

beſſer geborgen iſt als in jeder andern. Es ſind nun ſchon über drei Jahre, daß ich mit Albert hier weile. Er iſt herangewachſen, iſt körperlich geſund, und auch ſein Geiſt hat ſich erholt, wie kaum zu erwarten ſtand. Er wird mich jetzt nicht mehr entbehren, denn er liebt Sie ebenſo ſehr wie mich; — ich bin überflüſſig, und das bin ich nicht gerne. Zu Hauſe ſind meine Dienſte jetzt nöthiger! Meine Nichte iſt etwas leidend und hat zwei kleine Kinder. Sie werden alle froh ſein, wenn die Tante wiederkommt."

„Und dennoch möchte ich Sie hier zurückhalten, recht lange und recht feſt", ſagte der Doktor bedeutungsvoll.

„Wie", rief Eliſabeth halb erſchrocken, „Sie fürchten doch nicht irgend etwas Schlimmes für Albert?"

„Nein, gewiß nicht, er iſt auf dem beſten Wege, — aber mir fehlt Etwas; ich, ich ſelbſt bedarf Ihrer recht ſehr."

„Sie, Herr Doktor! ach Sie ſcherzen wohl, was könnte Ihnen fehlen, dem ich abzuhelfen verſtände?"

„Sie, ja Sie ganz allein, gute Eliſabeth. Laſſen Sie mich kurz ſein; wir ſind Beide in dem Alter, wo man ſo Etwas kurz und bündig beenden muß. Schon lange verlangt es mich nach einer guten und verſtändigen Hausfrau, die mit mildem Sinne und liebevollem Herzen den ſchönen, aber ſchweren Beruf meines Lebens mir erleichtere und dafür meine ganze Achtung und all die Liebe, die meine Zöglinge mir noch in einem geheimen Winkelchen meines Herzens übrig gelaſſen, dafür hinnehme. Sie, Eliſabeth, ſind das einzige weibliche Weſen, das dafür ſich eignete, das ich nur ſchwer nach dem ganzen Erkennen ſeines Werthes wieder entbehren möchte. — Wollen Sie meine Hand annehmen, machen Sie mich glücklich, liebe Eliſabeth — und, bedenken Sie auch, wie viel meine armen Zöglinge gewinnen würden in einer ſo vortrefflichen Mutter."

„Mein Gott, Herr Doktor, Sie überraſchen mich in einer Weiſe, die ich nie für möglich gehalten", — erwiederte Eliſabeth mit bebender Stimme und fuhr leiſe fort: „Seit meinen früheſten Jugendtagen dachte ich nie mehr daran, daß ich einen Mann beglücken könne, ich, von Natur ſo ſtiefmütterlich mit äußerem Reiz begabt, wie hätte ich je daran denken ſollen, einem Manne zu gefallen, und gar jetzt noch, wo ich ſchon an den Vierzigen ſtehe —"

„Und ich an den Fünfzigen —" fiel der Doktor ein, „das paßt ſich ganz gut zuſammen; meinen Sie nicht auch? Und ſelbſt, wenn es anders wäre, Sie ſechzig ſtatt vierzig zählten, — in meinen Augen hätten Sie ganz denſelben Werth. Hier meine Hand darauf. Schlagen Sie ein, es ſoll Sie nicht gereuen!"

Eliſabeth reichte ihre Hand dem Doktor hin und ſagte tief bewegt:

„O guter Gott, ſo ſoll ſich doch noch der geheimſte, der ſeligſte Traum meines Herzens erfüllen; ich ſoll, ich ſelbſt, einen eigenen häuslichen Herd finden: von einem Manne mir geboten, den ich ſo hoch achte und — liebe." —

„Und der Sie wahrhaft, recht wahrhaftig liebt!" verſicherte freudig der Doktor, und — der Bund war geſchloſſen. Noch hielten ſie ihre Hände feſt ineinander geſchlungen, als Albert eintrat.

Er war groß und auch hübſch geworden, zwar lag noch immer jenes Etwas in ſeinem Geſichte, das erkennen ließ, ſein Geiſt ſei noch nicht völlig erſtarkt; allein gerade dies gab ſeiner Erſcheinung etwas ungemein Rührendes, das zuweilen wunderbar gehoben wurde durch ein Aufleuchten ſeines Auges, welches Kraft und auch Intelligenz bekundete.

„Götterfunken" nannte der Doktor dieſes Augenleuchten und knüpfte die ſchönſten Hoffnungen daran.

Die urſprüngliche, tüchtige Kraft in Alberts Natur rang ſiegreich mit dem Unheil, das ſie getroffen.

Der Kampf, der ſchon frühzeitig mit der ausbrechenden Wildheit begonnen,

Digitized by Google

wurde durch Elisabeths Einfluß und dann jene Katastrophe, welcher die schwere Krankheit nachfolgte, in ein anderes Stadium hinübergeführt, das Elisabeth eben so richtig auffaßte wie das frühere Wesen des Unglücklichen und es wie jenes zum Besten zu lenken verstand. Zwar wäre ihr wohl nie eine so günstige Lösung des schweren Räthsels möglich geworden als dem erfahrenen Manne, der in edlem Drang sein Leben dem hohen, aber schweren Berufe gewidmet, ein Arzt verkommener, gedrückter oder irregeleiteter Geisteskräfte zu sein.

Albert trat zu den in Liebe und hoher Verehrung Verbundenen heran und legte seine beiden Hände auf die ihren und sagte mit dem hellsten Leuchten seines Auges:

„Ihr gehört zusammen, und Albert gehört zu Euch, und ein Engel des Himmels gehört noch zu uns."

„Anna!" rief Elisabeth tief ergriffen.

Albert hatte ihren Namen schon seit langer, langer Zeit nicht mehr ausgesprochen.

„Anna, ja Anna, o ruft sie doch endlich wieder zu Albert!"

„Ich bringe sie Dir", sprach Elisabeth, den Arm um ihn legend. „Ich gehe, und hole sie."

„Im Himmel?" fragte er.

„Nein, nicht im Himmel, in unsrer Heimath, Albert, bei dem Vater und der Mutter."

„Du bist meine Mutter", fiel er rasch ein, dann fuhr er nachsinnend fort: „der Himmel ist unsre Heimath, Anna wohnt darin — im Himmel — in der Heimath, — sie ist ein Engel — kannst Du denn einen Engel zu mir bringen?"

„Morgen, Albert, kehre ich in unsre Heimath zurück, dann bringe ich Anna mit, und wir bleiben für immer beisammen." —

„So geh und komme bald wieder", bat er, und dann weinte er heftig, man wußte nicht recht, aus Freude oder Schmerz.

Der Doktor hätte gerne Elisabeth zu den Ihren begleitet, allein er war zu gewissenhaft, um auch nur für kurze Zeit seine Zöglinge zu verlassen.

Elisabeth wollte in Begleitung Armstrangs und Mariens wiederkehren, dann sollte ihre Vermählung im nächsten Dorfe in aller Stille vollzogen werden. Doch der Doktor fand es besser, wenn sie Niemand mitbrächte als Anna; es war ihm wegen Albert, er konnte nicht voraussehen, welchen Eindruck sein Vater und die junge Mutter auf ihn machen würden, und er wollte Nichts bei ihm riskiren. Sein Zustand war noch nicht so klar, als er gerne Elisabeth glauben machte, und große Vorsicht schien ihm noch immer sehr nöthig bei einem Geiste, der noch in Banden lag und erst noch erstarken mußte, um für völlig gesund erklärt zu werden. — Es war ihm selbst auf Annas Erscheinen bange, obgleich er Günstiges davon hoffte. —

Elisabeth schied und blieb einige Zeit in der Heimath, wo sie Alles recht freundlich fand.

Armstrang, im Besitze der jungen schönen Frau und zweier Kinder, ihr ähnlich, hatte seine Sorge um Albert zwar nicht vergessen, doch ziemlich überwunden. Es war fast, als gehöre dieser jetzt ausschließend nur Elisabeth an, und sie war zufrieden damit. Den wärmsten Antheil an dem Fernen nahm Anna; sie wurde nicht müde, nach ihm zu fragen, und als sie hörte, sie solle die Tante zu ihrer Hochzeit begleiten, weinte sie vor Freude, so glücklich machte sie der Gedanke, ihren Gespielen wiederzusehen.

Armstrang überraschte Elisabeth mit einer schönen Aussteuer sammt einem kleinen Heirathsgut; sie gab ihm auf's neue die Beruhigung, wie seither, so auch ferner über seines Sohnes Leben zu wachen. Er hätte sie gerne in die Schweiz begleitet, um Albert einmal wiederzusehen und auch den Mann kennen zu lernen,

der Elisabeth liebte; allein das ärztliche Verbot desselben hielt ihn davon zurück, und so reiste, nachdem Alles geordnet war, Elisabeth und Anna allein nach dem Orte, wo die Trauung stattfinden sollte.

Sie kamen erst spät am Abend an, Alles war zur Trauung für den folgenden Morgen vorbereitet, wo sie den Doktor mit Albert erwarteten.

Schon war Elisabeth geschmückt zum Kirchgange, und auch Anna hatte bereits das weiße, festliche Kleid angethan und steckte eben noch eine Rose in das blonde Haar, als der Doktor mit Albert eintrat. Elisabeth eilte dem geliebten Manne entgegen, der mit seiner Liebe, seiner Hand so überreichen Lohn ihr bot für alle Mühen ihres Lebens.

Voll Dank und Freude umfing sie ihn und vergaß selbst Albert und Anna eine Weile darüber.

Albert sah diese erst staunend an — der kleine Engel war ein großer geworden, und ach, ein noch viel schönerer — dann aber faßte er ihre beiden Hände, und sein Auge hing sich an das ihre, als wolle, als könne es von dort erst das rechte Leben empfahen. —

„Anna — Engel —" stammelte er.

„Lieber, lieber Albert", sprach sie, und Thränen einer heiligen Freude und Rührung füllten ihre Augen; und das rosige Gesicht zu ihm erhebend, lächelte sie ihn an.

Da erzitterte seine ganze Gestalt, und er sank vor ihr nieder und umfaßte schluchzend ihre Kniee, und sie beugte sich zu ihm herab, und ein Kuß berührte seine Stirne, Thränen benetzten sein Haupt, und wie ein Ton aus himmlischen Höhen rief es freudetrunken über ihm: „Guter Gott! er ist ja gesundet!"

Da sprang er auf und rief, während sein Auge in außergewöhnlichem Glanze schaute:

„Sie entweicht, die Nacht — o, es wird Licht — helle um mich her — ich sehe in den Himmel, überall Engel, Anna, — Du — überall —" dann stürzte er zusammen, ein Blutstrom entquoll seinem Munde. —

„Er stirbt!" schrie Anna verzweiflungsvoll auf, Elisabeth und der Doktor, zum Tod erschrocken, eilten herbei. — Die schnellste Hülfe war nöthig. — Doch, sie war ja schon da, und der Himmel hatte beschlossen, Alberts Leben nicht nur zu erhalten, sondern es in neuer und besserer Kraft wieder erstehen zu lassen. Er genas, gepflegt von Anna und Elisabeth, die durch seinen Unfall einige Tage später erst mit dem Doktor getraut worden war und jetzt als seine Frau in seinem Hause waltete.

Der Druck, der auf Alberts Geist gelegen, schien gänzlich entschwunden. Zwar zeigten sich noch zuweilen einige Eigenheiten und Schwächen, doch Annas Lächeln und ihre lieben Worte bannten sie alsobald wieder.

Allein schmerzliche Stunden kamen ihm im Gefolge des reifer werdenden Bewußtseins. Er dachte über die Vergangenheit nach und richtete Fragen an die Zukunft.

Das führte denn zu dem Beschlusse, daß er in Begleitung eines Mannes, den der Doktor dafür auswählte, einige Jahre auf Reisen gehen sollte. — Das geschah denn auch. — Anna blieb noch einige Zeit, dann kehrte sie zu ihrer Mutter zurück; doch nicht mehr als das heitere Kind von früher. — Ihr Blick richtete sich ängstlich fragend an die Zukunft, an Alberts Geschick, mit dem sie das ihrige unauflöslich verbunden fühlte. Sie liebte ihn, mit dem von Kindheit an ihre Gedanken sich beschäftigt hatten. Glücklich konnte sie nur werden, wenn er gesund zurückkehrte. — War dies nicht der Fall, wollte sie dennoch ihr Leben ihm widmen, eine treue Schwester ihm sein, ihn leiten und führen bis ans Grab. — Sie erhielt zuweilen durch Tante Elisabeth oder seinem Vater Nachricht von ihm; im Lauf der Jahre wurde das selten, dann hörte sie lange gar Nichts mehr. Sie

fragte auch nicht, sie wollte schweigend seiner harren und hoffen bis zum letzten Augenblick. —

Sie war nicht traurig, nur wehmüthig war ihr Lächeln und ihr Auge umflort von einem sanften Schmelze.

Man sah sie selten wo anders noch als im Hause ihres Schwagers und in der Kirche. Hier fehlte sie nie, und andächtiger betete Niemand als sie. In jedes ihrer Gebete schloß sie Albert ein.

So gingen Jahre hin.

Da kam eines Tags ein Brief von Elisabeth. Die Tante rief Anna zu sich, sie hatte so viele Geschäfte und bedurfte ihrer Hülfe; und da die Mutter keine Einwendungen machte, reiste sie schon am andern Tage ab.

Wie zog es sie dorthin. Gewiß hörte sie jetzt wieder von ihm, aber man erzählte ihr Nichts. — Dachte man denn gar nicht mehr seiner? Oder war ein Unglück geschehen, das man ihr nicht sagen wollte? — Doch sie waren ja alle so heiter, Elisabeth so sichtlich glücklich. Und hätte sie denn das sein können, wenn es schlimm um ihn stand? — Sie tröstete sich wieder, sie hoffte, und, als hoffe sie nicht vergeblich, zog eine beseligende Ahnung durch ihr Herz. Er mußte bald kommen, es war ihr, sie empfinde seine Nähe, seine beglückende Nähe. —

Da hieß es an einem schönen Morgen: Heute gehen wir in das reizende Thal dort drüben über dem See; man muß dem lieben Gast ein Vergnügen machen.

Erzähltet ihr mir von ihm, dachte Anna, das erfreute mich mehr. —

Wie schön aber war doch die Fahrt über den klaren Wasserspiegel, den sanfte Anhöhen umgaben, über denen wieder Berge sich erhoben, von Eiskuppen umgrenzt. Wie blüthenreich und sonnig sah es rund umher am Ufer aus, und jene Bergeinschnitte, welch liebliche Thäler verhießen sie! In eines derselben lenkten sie ein. In seiner grünen Tiefe stand ein niedliches Haus von einem kleinen, reichen Garten umfaßt. An den Bergen weideten kleine Heerden; die Sennenknaben bliesen Schalmeien, und dralle Mägde und flinke Knechte zeigten sich geschäftig da und dort.

„Welch friedlich schöner Sitz!" — sagte Anna. Hier muß gut wohnen sein."

„So denke ich auch", erwiederte Elisabeth und ging dem Hause zu.

„Kehren wir hier ein?" fragte Anna.

„Ja, freilich", fiel der Doktor ein, „der Herr des Hauses erwartet uns."

Sie traten in den Garten. Wie schön blühten hier die Blumen, und wie süß dufteten sie! —

Elisabeth — kaum noch fähig, die Thränen zurückzuhalten, umschlang Anna, und sie rasch nach einer Laube ziehend — trat sie wieder zurück und eilte mit ihrem Manne ins Haus.

In der Laube aber erwartete Albert die glückliche Anna und flehte zu ihr:

„Sei Du meine Stütze fortan, bleibe, mein Engel, bleibe bei mir, verlasse mich nimmer, dann bin ich gerettet, bin glücklich und ewig Dein! —"

„Ewig mein". sprach sie leise und feierlich und umfaßte ihn.

Eine Stunde unbeschreiblicher Freude ging ihnen wie ein Augenblick dahin. Doch jetzt nahten Schritte — eine ganze Gesellschaft kam. — Was war denn dies? —

„Komm nur, komm, ihnen entgegen", sagte Albert. — Da jubelte sie voll froher Ueberraschung:

„Ach, sie sind es ja! Alle, Alle?" —

Sie hing an ihrer Mutter Hals, sie küßte ihre Geschwister, sie drückte ihrem Schwager die Hand; dann umarmte sie wieder Elisabeth und fragte:

„Ist denn Alles, Alles wahr? Kein Traum, aus dem ich erwachen muß?"

„Nein, kein Traum", sprach Albert neben ihr. „Nur Deiner bedarf ich noch, dann wird Alles gut. Hier dieses Haus, dieser Garten und Alles rund umher ist mein Eigenthum. Das Erbe meiner Mutter reichte dafür hin. Wir wollen es nun zusammen verwalten und an diesem friedlichen Orte fortan leben."

„Du und ich!" sagte sie, diese Wonne kaum fassend.

„Ja, er und Du", — fiel der Doktor ein: „Ich habe ihn für Dich kurirt, kleiner Engel, jetzt sorge nur, daß er gesund bleibt."

Da hing sie sich an seinen Arm und wollte ihn nicht mehr los lassen; doch ihre Schwester Marie entführte sie ihm fort ins Haus. Da lag der bräutliche Staat ausgebreitet, schneeweiß, der grüne Myrthenkranz dabei, und sie schmückte Anna damit und führte sie dann in ein schönes Gemach, wo ein kleiner Altar errichtet war.

„Was soll, was soll das denn?" fragte die noch immer nicht recht Begreifende.

„Ei Kind, ahnst Du denn nicht, warum wir Alle hier versammelt sind?" sagte lächelnd Marie. „Wir sind ja zu Deiner Hochzeit gekommen."

„Oh, ich —" stammelte Anna. — „Jetzt, — heute schon?" —

„Willst Du ihn denn wieder verlassen? — Er bedarf ja Deiner zu sehr", erwiederte Marie.

„Nein, nein, nein! Ich will bei ihm bleiben, immer — ewig!" —

* * *

Alberts geistige Kraft erstarkte mehr und mehr an der Seite seines liebenden Weibes. — Sie führten ein einfaches und thätiges Leben und verließen nur selten ihre Besitzung.

Der Doktor und sein edles verständiges Weib hatten Alles so eingeleitet und mit Armstrang abgemacht, der seinem Glück durch die Herstellung seines Sohnes die Krone aufgesetzt sah und nur zuweilen mit einigem Schamgefühl der Zeit gedachte, wo er ein so ganz anderer gewesen als jetzt an Mariens Seite und im Kreise blühender Kinder.

„Elisabeth ist doch die Stifterin all unseres Glückes?" sagte er dann zu seinem Weibe, die freudig damit einstimmte; doch Niemand schätzte ihren Werth so hoch als ihr Gatte, dem sein schwerer Beruf, seit er sie besaß, kaum halb so schwer mehr vorkam, und noch viel segensreicher sein Wirken als je zuvor.

Albert und Anna blieben ihre Kinder, und von ihrem sorgsamen Elternauge überwacht ward ihr Leben ein schönes und selten getrübtes.

Das Wagniß der Liebe, das immer noch in Annas Hingabe an Albert lag, belohnte der Himmel mit seinem besten Segen, mit häuslichem Frieden und häuslichen Freuden, denen das Weh der Erde nur so weit nahe kam, als es eben in den Verhältnissen des menschlichen Lebens nicht anders möglich ist.

Der Untergang in der Natur.

Von Dr. Theod. Meyer-Merian.

I.

(Pflanzenwelt).

Der Sommer mit den langen Tagen und lauen Abenden ist vorüber; seine Gluth, welche die Früchte und Samen des Feldes gezeitigt und das bunte Kleid der Blumen, den Schmuck des Grases versengt, hat sich abgekühlt in den wachsenden Nächten, dem kühlern Hauche der Luft. Anhaltende Regenschauer und feuchte Nebel haben schon die durstige Erde getränkt und von neuem buntes Leben auf ihr Angesicht gezaubert. Wie sanft blaut der Himmel über dem sich verziehenden Nebel! Wie glücklich scheint die ganze Natur sich zu fühlen in der

milden Wärme der Herbstsonne! Reichlicher und lauter murmelnd rieselt der Quell durch das Thal, wieder muthwillig geworden nach den Tagen der Dürre und des Mangels. In frischem Grün breiten sich die Matten über Thal und Hügel, und die Sonnenstrahlen schütten ihr Gold darauf, ohne die saftigen Halme mehr damit zu erdrücken. Mücken, Fliegen, Bienen summen in aller Sorglosigkeit wieder um die letzten Blüthen und wärmen sich die in der Herbstnacht steif gewordenen Glieder. Da und dort nur liegt ein bläulicher kühler Schatten am Fuße eines Hügels, unter der Krone eines Baumes, als wollte er die Creatur noch dankbarer stimmen für die behagliche Wärme ringsum. Auf den Rand der Wiese hinaus tritt vom Berge herunter der Wald, ein Wald voll lauter Blumen, wie ihn kein Mährchen bunter hinzumalen vermöchte. Nur die ernsten Tannen drinn haben dem Zauber widerstanden, der die andern Bäume alle verwandelt, und ihr schwarzes Kleid sticht finster aus dem hundertfältigen Grün und Roth und Gelb von Buchen und Eichen, Pappeln und Weiden. Dort steigt die Weite hinan! Neben der Wölbung, wo der Himmel selber auf den schwellenden Rasen sich niedergelassen, blickt durch die Senkung der Wellenlinie träumerisch die Ferne herein aus herbstlichem Dufte: der entlegne Gebirgszug mit seinen Felszacken. Aber die schweren Bergmassen sind durchsichtig, das harte Urgestein ist weich geworden. Ueber Alles in der Natur ist Versöhnung und Milde gegossen; eine leise, tiefe Ahnung scheint durch das verborgene Herz zu zittern und das kräftige zu stillem, heiterm Frieden zu stimmen.

Es sind dies die letzten schönen Augenblicke des Jahreslebens, das zum Tode sich noch einmal geschmückt. Ein paar regnerische, kalte Tage, in denen der rauhe Nordwest über die Fluren braust, und die ganze reiche Herrlichkeit liegt abgestreift und abgeschüttelt auf dem schwarzen Erdboden: mit einem Schlage ist der Herbstzauber verschwunden. Das lachende Mattengrün scheint zu frieren, der weiche Sammt des Grases hart und rauh geworden, das flatternde Insekt hat sich ängstlich in die Scholle, unter Wurzel und Stein verkrochen oder liegt als starre Hülle todt unter dem vom Froste niedergetretenen Laub und Grase. Die meisten der Vögel sind schon lange vorher weggezogen unter einen heiteren, sonnigen Himmel, der bunte Wald streckt schutzlos die nackten Zweige und Aeste in die feuchtkalte Luft, in welcher tief herab zerrissene trübe Wolken hängen, jeden Augenblick bereit, mit eisigem Regen oder winterlichem Schnee die Erde zu überschütten. Da tritt denn das Bild des Todes nackt und ungeschmückt überall hervor und scheint seine Hand zu strecken nach Allem, was Leben heißt, es unter seine Herrschaft zu zwingen.

Aber scheuen wir nicht vor der unfreundlichen Miene, sondern blicken ruhig in dies Reich des Unterganges hinein; vielleicht daß sich dabei dem muthigen Auge das Schreckbild zum weisen wohlmeinenden Erhalter umgestaltet, und wir in dem öden Grabe den Schooß des spätern Lebens unterscheiden und in heitrer Beruhigung gestehen müssen, daß der Untergang auch in der Natur die Quelle, die Bedingung ihrer schönen Zukunft sei!

Um in der unendlichen Masse und Mannigfaltigkeit des Geschaffenen und seines natürlichen Endes den Blick nicht zu verwirren, betrachten wir zunächst nur ein Einzelnes, Einfaches, — das Blatt des Baumes. Denn was mit diesem vorgeht, das ist das Loos nicht nur all des Laubes von den hunderttausend Kronen eines Waldes, sondern im Wesentlichen von allem Pflanzenleben überhaupt, ob es nun im Halme endlose Flächen überziehe oder in Kraut und Blume tiefe Gründe und hohe Berge bekleide.

Der heiße Odem des Sommers wie der kalte Hauch des Herbstes haben die Farbe des Blattes verändert, lange schon, bevor des Frostes harte Hand es vom Zweige gebrochen und der Wind es auf die Erde geschüttelt. Im Vorgefühle des unerbittlichen Winters haben sich die Säfte des Baumes mehr und mehr

von der äußersten Grenze, den Blättern, in die geschützten Theile der Aeste, des Stammes und der Wurzel zurückgezogen. Die Lebensthätigkeit in dem Blatte ist vermindert, die Ausscheidung von Sauerstoff, von Kohlensäure und Wasser *) stockt: diese Stoffe bleiben in der Pflanze und verbinden sich mit ihren organischen Bestandtheilen. Dies giebt sich am augenfälligsten in der Umwandlung des Blattgrünes zu erkennen, dessen Farbe erst die Lebhaftigkeit verliert und ins Bläuliche, Gelbliche spielt. Später treten da und dort zwischen den Blattrippen entschiedner gelbe unregelmäßige Flecken auf, die allmälig sich ausbreiten und in einander verfließen, bis endlich das Blatt völlig umgefärbt erscheint, roth oder gelb. Die Verfärbung geht auch meist von der dem Sonnenlichte zugekehrten Blattoberfläche aus durch die Mittelschicht nach der untern Blattseite. Sie erfolgt ferner in einer bestimmten Stufenfolge, die jener des Regenbogens (Prisma) entspricht, also von Grün zu Gelb, Orange, Roth. Im ersten Stadium (gelb) fällt das Blatt schon ab; z. B. bei der Pappel, der Linde; im zweiten (orange) bei der Platane, Kastanie, dem Ahorn; erst im letzten dagegen, also roth gefärbt, bei der Brombeerstaude, dem Schneeball, der wilden Rebe. Diesem natürlichen Lebensende kann indeß vorgegriffen werden durch einen plötzlich eintretenden Frost, der das noch grüne Blatt überfällt und sein Leben durch gewaltsamen Tod vorzeitig vernichtet, oder durch den Sturm, der es seinem Zweige entreißt.

Wird das abgefallene gelbe oder rothe Blatt vor den Einflüssen der Witterung geschützt, dann behält es diese seine Farbe so unverändert bei wie ein grün gebrochenes, das sorgfältig getrocknet wird. Im Großen und Ganzen ist dies nun freilich nicht das Schicksal des abgefallenen Laubes, sondern dieses bleibt unter der Einwirkung von Thau, Regen und Schnee, von Sonnenschein und Luft am Boden liegen, wo es allmälig in seine eigentliche Todtenfarbe sich kleidet, d. h. schwarz wird — verwest. Mit dem Erlöschen seines Lebens lösen sich auch die bisherigen organischen Verbindungen des Blattes und es bilden sich neue, chemische. Wie bei einem geschlagenen Heere, dessen Anführer gefallen, das Zusammenwirken aufhört, die Einzelnen auseinanderstieben, der Eine dahin eilt, einen neuen Herrn, neue Genossen zu finden, der Andre dort ein ferneres Unterkommen sucht, so entfliehen bei der Auflösung des Pflanzenorganismus die einzelnen Bestandtheile ihrem bisherigen Zusammenhange, und der Wasserstoff verbindet sich mit dem Sauerstoffe der Luft zu Wasser, das verdunstet oder in die Erde sickert, Sauerstoff mit einem Theile des Kohlenstoffes entweicht gasartig als Kohlensäure, wodurch in dem Ueberreste des Blattes Kohlenstoff überwiegt und durch Hellbraun, Dunkelbraun endlich zu der schwarzen, mürben Materie sich umwandelt, die man unter dem Namen Humus begreift. Verschiedene Einflüsse beschleunigen die Verwesung, indem sie schnellere Aufnahme von Sauerstoff bewirken; andere dagegen verzögern sie. Förderlich ist z. B. die Berührung mit sonstigen verwesenden Stoffen, die Anwesenheit von Alkalien, Ammoniak (von Thierexcrementen) im Boden, eine erhöhte Temperatur; hinderlich: eine trockne Atmosphäre, Beimischung von Harzen (Tannen), Gerbestoff (Eiche).

Während des ersten Winters macht die Verwesung im gefallenen Laube nur geringe Fortschritte, aber im folgenden Herbste schon möchten nur wenige Blätter zu finden sein, deren Umrisse noch ganz erhalten sind. Rascher als die vom Herbste gebrochenen Blätter verwesen die grünen, im vollen Safte stehenden. Den alljährlichen Laubertrag, der freilich nach Holzart, Boden und Alter verschieden, mag durchschnittlich zu 50 Pfd. von tausend Quadratfuß Wald berechnet werden; kommt aber ein neuer Laubfall dazu, so wird der frühere kaum noch die Hälfte betragen. Wie tief darum der Fuß in den dürren Blättern des Waldes Spätjahrs versinken mag, mit der Zeit fällt die Masse immer mehr zusammen,

*) Vergleiche „Die Eiche" Maje 1861, pag. 263.

und wenn nur erst die Verwesung vollendet, so bleibt von der ganzen rauschenden Herrlichkeit wenig mehr übrig; eine dünne Lage, die erst nach vielen Jahrzehenten, ja Jahrhunderten, während denen jeder Herbst seinen neuen Beitrag drauf geschüttet, merklich als Zuwachs des Bodens, als Dammschicht in Betracht fällt. In welche längst vergangene Zeiten führen da die zehn Fuß mächtigen Humusdecken eines Urwaldes zurück!

Blicken wir einmal in einen solchen hinein und betrachten hier das Bild der Zerstörung im Großen. Zunächst ein nordisches aus dem schwedischen Kiölengebirge im Jämtland:

„Riesenhafte Tannen, wie ein Speerwald, stehen an den Bergabhängen, aber die Verwesung ist unter den gigantischen Schößlingen der Natur mächtiger als das Leben. Die stolzesten, schlank gewachsenen Masten, umspannbar kaum von zwei ausgewachsenen Männern, liegen vermodernd auf dem Grunde. Wo man hintritt, wankt das Erdreich unter dem Fuße; denn Alles ist Moder und Splitter, überwachsen von Moos, aber noch von keiner Wucht zur Dammerde festgestampft. Die Stämme, schon vermodert oder noch mit Lebenskraft in ihren Riesenleibern, liegen so dicht aneinander, daß eigentlich jeder Fußboden aufhört. Man klettert über glatte, zackige Blöcke, um sich in einer ungewissen Tiefe zu versenken, wobei die Arme mehr arbeiten als die Füße. Haben diese festen Stand gewonnen, so gilt es, wieder einen neuen Holzwall zu erklimmen." *)

Wie im Süden die Vegetation üppiger und mannigfacher, so ist auch die Verwesung eine raschere und kolossalere unter dem begünstigenden Einflusse der größeren Wärme, der saftigern Pflanzenwelt, der reichlicheren Niederschläge von Dünsten, der dumpfen Luft, wo in den undurchdringlichen Waldungen kein Windhauch die Wipfel der Bäume bewegt, Todesstille herrscht, während draußen der Sturmwind wüthet. In Chiloe versuchte der Engländer Darwin, die höchste Spitze der Insel San Pedro zu ersteigen. Er erzählt: „Der Wald war so undurchdringlich, daß Niemand eine mehr verwickelte Masse von todten und absterbenden Bäumen sich denken kann. Die Füße der Wanderer berührten oft zehn Minuten lang nicht den Boden und waren häufig 10 bis 15 Fuß darüber. Zum Scherz riefen die begleitenden Matrosen die Tiefe des Senkbleis aus. Ein andermal krochen sie, Einer nach dem Andern, auf Händen und Knieen unter den faulenden Stämmen durch. Auf dem niedrigen Theile des Berges waren herrliche Bäume, eine Lorbeerart mit wohlriechenden Blättern nebst anderen, deren Namen mir nicht bekannt sind, mit einem kriechenden Bambus oder Rohr zusammen verflochten. Hier waren die Reisenden mehr wie Fische, die in einem Netze um sich schlagen, um dem Tode zu entgehen. In Verzweiflung mußte das Vorhaben aufgegeben werden."

Ungestört schreitet da die Verwesung durch Jahrhunderte und Jahrtausende langsamen, aber sicheren Ganges fort, und über ihr und aus ihr steigt ununterbrochen neues üppiges Leben hervor, seine Nahrung ziehend aus dem Friedhofe unzähliger vorangegangener Geschlechter, deren Ueberreste mit der Bodenschichte sich gemengt.

Die Verwesung aber ist selten eine vollkommene, meist sind nur theilweise vermoderte Pflanzentheile, Wurzelfasern vor Allem, der Dammerde beigemischt, neben Salzen und erdigen Stoffen, die entweder erst bei der Zersetzung der Organe sich gebildet oder durch dieselbe von den Vegetabilien ausgeschieden wurden. Die Wurzeln der späteren Pflanzengenerationen saugen die verschiedenen Bestandtheile des Humus, die ein starker Regen oft tief in den unfruchtbaren Untergrund hinabführt, als ihre hauptsächlichste und namentlich für Blüthe- und Fruchtbildung unerläßliche Nahrung begierig auf. Dies ist der Sinn der Düngung z. B. eines

*) W. Alexis Herbstreise durch Scandinavien. Berlin.

Waldes durch sich selber; d. h. durch seinen herbstlichen Blätterfall, und deßhalb muß eben der Wald verkümmern, dem das abgestreifte Laub entzogen wird, indem der Humus, das ist der Nahrungsstoff, den er den Sommer über für sein Wachsthum verbraucht, ihm im Winter und Herbst nicht wieder durch die verwesenden Pflanzentheile ersetzt wird. Wie wichtig dies Gesetz für die landwirthschaftliche Benutzung des Bodens ist, muß einleuchten: auf ihm beruht auch die Anwendung des Düngers als künstlichen Ersatzmittels jenes Naturprozesses.

Langsamer als in der freien Luft geht die Verwesung von Pflanzen unter Wasser vor sich, und das Ergebniß ist dann nicht jene fruchtbare Dammerde, sondern eine schwarze Sumpferde und Schlamm, deren Moder (Humus) mit Säuren verbunden ist, im Gegensatz zu dem mit Kalkerde auftretenden der fruchtbaren Dammerde. Sumpf und Moor sind der Herd dieses sauren Verwesungsproduktes, und was ihm entsproßt, sind nur Sumpfpflanzen, hauptsächlich Moose und Flechten. Die gleichen Bodenverhältnisse bilden auch die Bildungsstätte des Torfes, der außer Heidekraut ebenfalls nur Riedgräser, Moose und Conferven nährt. Der Torf, der sich durch den fortgesetzten Nachwuchs und die unvollkommene Verwesung der Sumpf- oder Wasserpflanzen im stehenden Wasser bildet, enthält darum auch in seinen Hauptbestandtheilen die Ueberreste dieser Arten Gewächse und zwar von der noch ursprünglichen Holzfaser an in allen Uebergängen bis zum Moder und der Torfkohle. Ueber die Ausbildung, das Wachsen des Torfes und seine Natur war schon an anderem Orte ausführlicher die Rede *), hier genügt es, auf die unendliche Ausdehnung seiner Lager, — der Torfmoore, — hinzuweisen als eben so großartiger Speicher der Verwesung, die darin ihre Opfer von vielen Jahrhunderten aufhäuft und zum Theile erhält. In diesen weiten Gräbern finden sich nicht nur die Ueberreste von Moosen, schwanken Riedgräsern und niedrigen Heidekräutern, nicht allein diese und jene Bruchstücke von Käfern, Schnecken oder Früchte von Eichen, Kiefern, Haselstauden und Erlen, sondern in einer Tiefe von 2 bis 3 Klafter 90 und noch mehr Fuß lange Stämme von Eichen und Tannen, die in dem sich entwickelnden Moore allmälig versunken sind oder, vom Sturme niedergeworfen, durch ihren Fall vielleicht selber den ersten Anstoß gegeben zu der stehenden Wasseransammlung, der Vorbedingung aller Torfbildung. Wie da in den Urzeiten schon die Zerstörung durch die Schöpfung geschritten, das machen uns die Fußstapfen anschaulich, die sie in ganz gleicher Weise noch heute vor unsern Augen zurückläßt.

Begeben wir uns, um nur einen Blick in diese Werkstätte des Todes zu thun, auf eine Höhe des Schwarzwaldes nach einer der versumpfenden Waldstellen und zwar gleich zum Wildsee, der mitten im Moore sich angesetzt. Zwischen Großenz und Eynach führt der Weg des Gebirges hinan, in einer Seehöhe von 2600 Fuß südlich wird das Joch erreicht, auf welchem die schönsten Holzbestände mit allen Graden der Versumpfung und Versäuerung des Bodens wechseln. Unweit der Grimmhütten beginnt der mit Forken gemengte Weißtannenbestand zu kümmern, die Stämme werden immer kürzer und kegelförmiger, die Rinde rauher und mit Lebermoosen bedeckt, die Aeste mit langem Bartmoose behangen. Die Nadeln bleichen, fallen ab, der Gipfel der ältesten Bäume erstirbt, immer tiefer hinunter bis gegen die Mitte des Stammes. Während man Anfangs auf Heide, Moosbeer- und Heidelbeerstauden mit abwechselndem langem Baummoose sanft aufgetreten, sinkt der Fuß allmälig immer stärker ein und wird durch die Dichte und Tiefe des Filzes so gehemmt, daß er kaum mehr Grund findet. Bei jedem Tritt stellt sich Feuchte ein. Nach einer starken Viertelstunde wird der Bestand stets kümmerlicher, lichter und absterbender. Einige halb vegetirende Stämme von großer Stärke, eine Zahl alter Stöcke deuten den früheren Waldbestand wie

*) Vom Torfe. Maje 1858, Seite 106 —.

die früheren Bodenverhältnisse noch an, aber auf einmal liegt eine unübersehbare Oede da, nur hin und wieder mit einer Legföhre bewachsen, sonst Alles still und todt: das Moos des Wildensees. Noch eine halbe Viertelstunde weit durchwadet man, bis über's Knie einsinkend, ein dichtes Gewirre von Heide, Heidel- und Preußel-, Moos- und Rauschbeeren, Sumpf- und Torfmoos, Flechten, Isländischmoos, Wollgras und andern Sumpf- und Torfpflanzen, so daß man auf eingebrochenen Legföhren oft ausruhen muß. Nur auf der einen (badischen) Seite stehen noch einzelne starke Forlenstämme tief im Moore, ein Beweis seines fortwährenden Wachsens. Von diesem „Moos" steigt der Boden merklich an gegen den See, der gegen 30 Morgen Fläche einnimmt und in der Mitte nicht über 25 Fuß Tiefe hat. Sein Wasser ist laugenartig bräunlich und nährt weder Frosch noch Fisch. Die Höhe des Wasserspiegels wechselt in trockner und nasser Jahreszeit um 4 bis 5 Fuß, da ihn keine Quellen, sondern nur die atmosphärischen Niederschläge nähren *).

Solcher Stellen, größere und kleinere, ließen sich im Schwarzwalde wie anderswo noch gar manche auffinden, deren erste Veranlassung vielleicht nur ausgerissene Stämme gegeben. Feuchtigkeit und Nebel, die von dem anfänglich gebildeten Theile des Moores unausgesetzt in die Luft stiegen, besonders aber das Schmelzen des Schnees haben das Umsichgreifen nicht wenig gefördert, bis etliche solcher Stellen endlich zusammengeflossen sind und ein eigentliches Torflager gebildet haben.

Wie aber das Pflanzenleben des Waldes oder Gebirges mit seinen Eichen und Tannen im Torfmoor zusammenbricht und versinkt, so auch das der sandigen Heideflächen, die in der Nähe des Meeres endlos sich hinziehen, und nicht minder die Vegetation der Gewässer mit ihren Wasserpflanzen, den Conferven, Najaden, Myriophyllen, die alljährlich erstrebend, in die Tiefe untersinken und in ihrer vollständigen Verwesung zu dem schwarzen Torfe, dem Schlammtorfe, sich ansammeln.

Wenn wir täglich noch vor unsern Augen Torflager sich ausdehnen (wachsen) oder neubilden sehen, so reicht wieder das Alter anderer bis in die vorgeschichtliche Zeit hinauf. Diese haben besonders in den letzten Jahren als natürliche Alterthumskammern durch die Ueberreste, welche sie der Gegenwart treulich aufbewahrt, eine Berühmtheit erlangt. Wir meinen die Entdeckung und Untersuchung der s. g. Pfahlbauten. Daß römische Straßen und andere Baudenkmäler in Torfmooren aufgefunden wurden, Geräthe aus der Römerzeit, ist längst bekannt; neu hingegen das Vorhandensein einer mehr als tausend Jahre zuvor schon untergegangenen Welt in der Tiefe des Torflagers oder des Seeufers und zwar in einer Vollständigkeit, daß das heutige Geschlecht dadurch in jenen Urzeiten zu lesen vermag, von denen keine Schrift sonst Kunde gibt. Wie tief der Schacht der Zeit, in den wir steigen müssen, so auf der Oberfläche der Erde liegt das Grab, welches die Ueberreste jener längst entschwundenen Welt uns aufbehalten; werfen wir an der Hand kundiger Führer einen Blick hinein:

Es gilt keine Reise in die Nähe eines Vulkans, dessen Asche blühende Städte einst lebendig begraben; wir müssen nicht tiefe Erdschichten wegschaufeln, um eine jener alten versunkenen Riesenbauten wieder ans Tageslicht zu fördern. Die Schweizerseeen sind unser Ziel, ein paar Fuß tief Torfboden oder gar nur Wasser der leichte Grabesdeckel den wir zu heben haben. Ein Ausflug nach Osten an den Bodensee, den Zürchersee, oder westlich an den Bieler-, Neuenburger-, Genfersee bis nach Savoyen hinein, und wenn wir die Reise noch weiter ausdehnen wollten, ein Abstecher über die Alpen nach den italiänischen Seeen führt uns überall an solche Fundgruben der Vorzeit.

*) Bühler: Die Versumpfung der Wälder. Tübingen.

Die Stellen, wo die Ueberreste dieser alten Bauten und Ansiedelungen gefunden worden, zeigen überall ein allmälig abfallendes, nirgends steiles oder felsiges Ufer mit Kies- oder Lehmboden. Bei ruhigem See und klarem, dabei niedrigem Wasser ist das Pfahlwerk sichtbar, und der Forscher fördert Gefäße von Thon, Erz und Holz, Waffen und Geräthe nebst riesigen Hirschgeweihen und anderen Thierresten aus der Tiefe zu Tage. Solcher Stätten wurden am Bodensee z. B. und am Neuenburgersee ungefähr 30, am Genfersee bei 20, am Bieler- und Zürchersee 10 bis 12 entdeckt u. s. w. In mancher Beziehung aber noch ergiebiger sind die zahlreichen Landseeen, die durch Abzüge künstlich trocken gelegt, ihren früheren Umfang verloren und zu Mösern, kleinern Riedseeen und Sümpfen eingeschrumpft sind, so daß jetzt nur noch der Name von den früheren Seeen geblieben ist, das Auge aber Nichts zu erblicken vermag als ein ausgedehntes schwarzes Torfmoor. Wird hier der Torf abgegraben, so tritt das alte Pfahlwerk, das einst auch im Wasser gestanden, zu Tage und mit ihm die aufbewahrten Alterthümer. Wie ärmlich und einfach die gefundenen Ueberreste nun auch auf den ersten Blick erscheinen, Naturforscher, Geschichtsforscher und Alterthumskundige haben daraus gleichwohl eine Welt zusammengestellt, oder richtiger drei bis vier Welten, die eine nach der andern untergegangen und ihre Trümmer als Zeugniß ihres Daseins für die späte Nachwelt niedergelegt.

Die früheste Generation hinterließ als ihren Beitrag nur Knochen, Hirschgeweihe, rohe Töpferarbeit sowie zahlreiche Waffen und Werkzeuge, die aber alle aus hartem Gestein, vorzüglich Feuerstein bestehen; — von Metallen noch keine Spur. Diese ältesten Reste finden sich bei Wangen am Bodensee, bei Moosseedorf, Wauwyl (im Luzernergebiet) und am Inkwylersee bei Solothurn.

Auf diese Zeit, die sogenannte „Steinperiode", folgt aber eine zweite, die des Erzes (Bronze), einer Verbindung von Kupfer und Zinn, und da sind es namentlich die Seeen der Westschweiz, welche Waffen, Geräthe und Schmuck von diesem Metalle aufweisen. Erst eine dritte Periode hinterließ Gegenstände von Eisen, die jenen in den alten keltischen Gräbern gefundenen entsprechen. Die Pfahlbauten im Bieler- und im Neuenburgersee besonders vertreten diese vorgeschrittnere Culturepoche und reichen am weitesten in die geschichtliche Periode herein, vielleicht selbst bis in die Zeit der römischen Botmäßigkeit.

Aber bauen wir uns aus den Trümmern zunächst solch ein Pfahldorf wieder auf: Dreißig, vierzig Schritte vom niedrigen waldigen Ufer werden vier bis zehn Zoll starke Pfähle von Eichen, Buchen, Tannen oder Birken, die mit dem Steinbeil oder durch die Hülfe des Feuers gefällt und zugespitzt worden, in einem Abstande von einem oder mehreren Fuß in den lehmigen Seeboden eingerammt. Nun befestigen Holznägel, etwa einen Fuß über dem Wasserspiegel, an die Köpfe dieser Pfähle 10 bis 12 Fuß lange Stämme, die an ihren Enden durchbohrt; ebenso mit dem Balkenlager 5 bis 6 Fuß lange gespaltene Nadelholzbretter, die etwas lückenhaft aneinanderschließen, trotz dem sie der Boden des künftigen Wohngebäudes sind. An dieser Unterlage aufgerichtete Stangen werden nun durch Weidengeflecht in gehörige Höhe hinauf verbunden, innen und außen eine Lehmschicht von ein paar Zollen angeworfen und damit die Wände der Hütte so ziemlich vollendet, seien sie nun rund oder eckig. Rinde, Binsen oder Stroh bedecken schließlich das Gebäude als Dach, eine große Sandsteinplatte dient innwendig zum Herde, und der Pfahlpalast ist fertig und bewohnbar.

Solcher Wohnungen stehen mehr oder weniger beisammen, neue kommen gelegentlich noch dazu; in Wangen am Bodensee z. B. nimmt das gesammte Pfahlwerk eine Länge von 70 und eine Breite von 120 Schritten ein, die Zahl der Pfähle beträgt 30 bis 40,000, Kanäle oder Gassen theilen das hölzerne Venedig in Quartiere und erleichtern die Verbindung, welche nach dem Lande hin durch einen Steeg vermittelt ist. Auf dieser Brücke zieht der Jäger in den Urwald

auf die Jagd; der Hirte nach der umzäunten grasigen Lichtung am Ufer, wo seine kleinen Kühe mit den vorgebogenen Hörnern, seine Ziegen und seine Schafe weiden; der Bauer geht drüber auf seinen Acker, den er mit dem gespitzten krummen Aste umbricht, um ihm den Weizen, Spelz und seine Gerste anzuvertrauen. Der Fischer dagegen durchfurcht im ausgehöhlten Baumstamme den See und sucht den riesenhaften Hecht, den Karpfen zu erhaschen, während die Frauen daheim dem Hauswesen obliegen, die Handwerker und Künstler aber der Fertigung der gebräuchlichen einfachen Geräthe und Waffen. Im Walde drüben fehlt's nicht an Wild aller Art: In den Wipfeln der Eichen und Buchen hüpft von Zweig zu Zweig spielend das Eichhorn, der Dachs drunten gräbt sich seinen Bau, der Fuchs erlistet seine Beute, das Wiesel sucht sich Mäuse, während der Marder den Baum erklettert, das Nest der Waldtaube zu überraschen, lüstern nach den Eiern drin; aber aus dem Dunkel des Laubes funkeln ihm abschreckend die Augen der Wildkatze entgegen, die ihm bereits zuvorgekommen. Als Herr des Waldes trottet der braune Bär durch die Wildniß, hungrig heult in der Ferne der struppige Wolf, das Reh flieht scheu vor seinem Todfeinde, und auch das Elenthier und der Riesenhirsch vertrauen mehr ihren schnellen Schenkeln als dem mächtigen Geweihe. Nur der braunmähnige Wisent zögert trotzig und schießt aus dem sumpfigen Dickicht wilde glühende Blicke, seiner heftigen Kraft sich bewußt, während der mammuthgroße Urochse mit seinen langen Hörnern und dem starken Nacken schwer und entschlossen der Gefahr entgegen schreitet und den Wald widerhallen macht von seinem Gebrülle und der Wucht der Tritte. Aus dem schlammigen Lager im Sumpfe springt da zornig der Keiler auf und wetzt an der nächsten Eiche kampflustig die gewaltigen Hauer, indeß sein Verwandter, das waffenlose Torfschwein, in dem bodenlosen Moore seine Sicherheit sucht. Wer gedenkt da nicht an die Nibelungen und des Helden Siegfrieds verhängnißvoller Jagd:

mit ir scharpfen gêren
si wolden jagen swîn
beren und wisende;
was kunde küeners gesîn? —

Am Ufer aber mordet die blutgierige Otter, baut der kunstfertige Biber seine eignen Pfahlbauten, wobei ihm der melancholische Reiher unbeweglich zusieht und gelegentlich nach einem Fische schnappt. Die wilde Ente flattert aus dem Röhricht empor, dessen Schlamm sie durchwühlt, während die Schildkröte schwerfällig und mühsam über den Sand hinkriecht.

Elen, Riesenhirsch, Urochse und Schweine, deren Ueberreste die Torflager uns aufbewahrt, sind schon lange ausgestorben, und der Wisent verdankt allein noch der Jagdlust der russischen Czaren sein Dasein fern im Bialowizerwalde; zur Zeit der Pfahlbauten aber waren diese Thiere theils der Schrecken, theils die lockende Beute des damaligen Geschlechtes, dessen Steinpfeilspitzen die Gewaltigen freilich weniger zu überwinden vermochten als die menschliche List, die ihnen Gruben mit Reisig und Laub überdeckte, sie darin zu fangen und mit Steinwürfen gefahrlos zu tödten; war doch auch der treue Jagdgefährte des Menschen, der Hund, durch die Schwächlichkeit seiner Rasse wenig geeignet zum offenen Angriffe.

Doch nicht einzig diese blutige Beute lieferte der Wald dem Pfahlbewohner: im Gestrüppe reifte die schwarze Schlehe, es schlangen sich die dornigen Ranken des Brombeer- und Himbeerstrauches mit ihren Früchten durch das Dickicht; an Büschen und Bäumen boten sich den genügsamen Bewohnern Haselnüsse und Bucheckern; Holzäpfel und Holzbirnen eigneten sich gedörrt zu einem leidlichen Wintervorrathe, und im See schwamm als Leckerbissen die Wassernuß. An offenen, ausgerodeten Stellen aber, in der Nähe des Ufers und der Wohnungen, gediehen die köstlichsten Schätze der Pfahlleute: ihre Saaten und ihre Herde. Der Wei-

zen und die zwei- und dreizeilige Gerste, die ihnen da reiften, waren nicht geringer als die, welche wir jetzt pflanzen, wenn schon das daraus Gebackene unsern Gaumen etwas minder schmackhaft vorkommen möchte. Denn in einem mühsam ausgehöhlten Steine, in dessen Höhlung ein anderer rundlicher Stein genau paßte, ward das geröstete Getreide gemahlen und dann mit Wasser als Teig auf heißen Steinen zu Brodkuchen gebacken oder zu einem Brei bereitet: Ueberbleibsel auch dieses leckern Gerichtes, freilich etwas angebrannt, wurden in thönernen Töpfen als Proben jener frühesten Kochkunst unserem Jahrhundert aufbewahrt.

Neben dem Acker versorgte aber noch das Vieh der Weide die kleine Colonie mit ihrem Ertrage. Rinder, Schafe, Ziegen, auch Esel und Pferde, die im Lande nicht heimisch waren, mochten den Ansiedlern einst aus dem ursprünglichen Vaterlande, dem Orient, auf dem langen Wege nach der fremden Wildniß gefolgt sein, gehütet und zusammengehalten von dem treuen Hunde, und nun hatten auch sie sich eingebürgert und die Geschicke ihrer Herren getheilt. Nicht nur die Milch und gelegentlich das Fleisch boten die Hausthiere den Besitzern, diese verstanden es auch, aus der süßen Milch in siebartig durchbohrten Thongefäßen Käse und Zieger zu bereiten und im Rauchfange aufzubewahren. Aus den Häuten des geschlachteten Viehes aber wie aus den Fellen des erlegten Wildes wurden die Kleider gefertigt, welche gegen die Unbill des rauhen Klimas Schutz zu bieten hatten.

Die Geräthe zum Bau der Wohnungen sowie zur Jagd, zur Vertheidigung, zur Viehzucht und all den Bedürfnissen des Hauses waren eben so einfach als die Lebensweise selber und doch verräth sich schon in ihnen der menschliche Geist in seinem Erfindungsvermögen und seinem rastlos unermüdlichen Drange zur Entwicklung und Fortbildung deutlich genug mitten in der durch die niedrige Culturstufe aufgedrungenen Beschränkung. Die Instrumente, welche eine spätere Zeit aus Eisen sich gebildet, haben die frühesten Pfahlbewohner meist aus Feuerstein hergerichtet, davon sie mühsam und sorgfältig Splitter lossprengten und diese zu zwei bis drei Zoll langen Sägen, zu Dolchen, Messern und Pfeilspitzen ausschärften. Die so bereitete Säge diente dann wieder als Werkzeug, um aus weicherem Gesteine, namentlich Serpentin, anderes Geräthe zu schaffen, Steinbeile vor allen, Meisel und Hämmer, oder aus Knochen Lanzen- und Pfeilspitzen, Angeln zum Fischen, nebst den friedlichen Hauswerkzeugen, der Ahle und der Nadel. Diese wurden in Hefte und Griffe von Holz, Knochen oder besonders Hirschhorn gefaßt und daran auch mittelst Erdpech befestigt. Die ursprüngliche Töpferei ihrerseits war roh genug: an den Thon, von bloßer Hand ohne Drehscheibe geformt und mit Kiesel- und Granitsand feuerfest gemacht und im offenen Feuer hartgebrannt, stellte nur das Bedürfniß, nimmer aber die Kunst Anforderungen. Einige Zickzacklinien, rohes Blätterwerk sind die ersten Zeichen eines aufdämmernden Geschmackes; aber erst allmälig, mit dem Auftreten der Bronze, nimmt dieses Thongeräthe wirklich auch zierlichere und reichere Formen an. Dicke thönerne Scheiben, in der Mitte durchbohrt, mochten als Spinngeräthe gedient haben für den selbstgezogenen Flachs, aus dem der Pfahlbauer sich Schnüre und mattenartige Geflechte, später wohl gar Gewebe zu bereiten verstand.

Doch unter den aufgefundenen Ueberresten trifft man auch auf Glaskorallen und verarbeiteten Bernstein, als Schmuckgegenstände, neben den Wolfs- und Bärenzähnen, die, durchbohrt, zur Zierde wie als Amulette getragen wurden. Diese waren kein heimisches Product; wo mochten sie nun herstammen? Als Erklärung ihres Vorkommens wie auch für dasjenige des sogenannten Beilsteins, der nicht im Lande, ja nicht in Europa zu Hause ist, sondern nur in Asien und Aegypten, muß angenommen werden, daß Tausch, Handel, der draußen Welttheil mit Welttheil verband, seinen Weg auch in diese entlegene Wildniß auf irgend eine Weise gefunden habe, wenn das Eine und Andre vielleicht nicht schon aus der fernen Heimat

war mitgebracht worden. Die Beile, Meisel, Dolche, Wurfspieße, die Pfriemen, Hämmer, Bohrer, Feilen und Drähte aus Bronze, die sich auf dem Grunde der Pfahlbauten vorfinden, führen dann schon in eine nähere, vorgeschrittenere Zeit, bis eine noch spätere auch diese Bronze durch das allgemeinere und bildbarere Eisen verdrängte. Unter den aufgefundenen Gegenständen verdient ein eigentliches Gußmodell für Bronzebeile noch besondrer Erwähnung. *)

Dies Leben mit all seinen Kundgebungen liegt nun längst unter Torf und Wasser begraben und zeigt uns nur noch in Trümmern sein spärliches Dasein gleich den Riesenbauwerken, den vollendetsten Kunstdenkmälern und Herrlichkeiten der auf höchster Bildungsstufe stehenden Vorzeit, davon uns die Geschichte in ihren herrlichsten Blättern die Kunde gibt. Fragen wir bei dem Anlasse nach dem Alter dieser Pfahlbauepoche, so läßt sich über ihren Anfang nur im Allgemeinen sagen, daß er in die Zeit fällt, wo die Metalle in der Umgegend noch unbekannt waren. Genauer lautet die Antwort auf die Frage nach der Dauer dieser Periode: der Boden der Pfahlbauten selbst gibt sie uns. Es lassen sich an diesem drei Schichten unterscheiden, eine oberste und eine unterste, die aus reinem sandigen Letten bestehen, wie ihn das Wasser in ruhigen Buchten abzulagern pflegt. Sie bezeichnen die Zeit vor und nach der Pfahlbauepoche. Zwischen beiden innen befindet sich nun eine dritte Lage aus sandigem Letten, der durch die darin erfolgte Verwesung vieler organischer Stoffe schwarz gefärbt erscheint und sich als besonders reich an Alterthümern einer frühesten Cultur erweist. Diese mittlere Schicht hat sich während der Zeit der Bewohnung jener Seedörfer abgesetzt. An den Torfschichten läßt sich nun das Alter einigermaßen abschätzen: Sind zur Bildung eines fußtiefen Torflagers hundert Jahre erforderlich, und drei Fuß unter dem Torfe (z. B. des Pfeffikersees) finden sich die ersten Gegenstände von Menschenhand vor, vier Fuß tiefer aber liegt eine Schicht weißen zugeführten Kieses, der dem Aufwachsen des Torfes Einhalt thun sollte, und sechs Fuß unter der Oberfläche wieder ist die Hauptmasse der Scherben, Knochen und Geräthe angesammelt; so läßt sich wohl schließen, daß der Bestand der Pfahlkolonie mindestens ein dreihundertjähriger gewesen sei. Wann und wie die Ansiedelungen aber untergegangen? das freilich wird auch in Dunkel verhüllt bleiben, wenn schon es kaum zweifelhaft ist, daß die endliche Zerstörung durch Feuer erfolgt, wie die meisten Ueberbleibsel selbst zu verkünden scheinen: die verkohlten Pfähle, der hartgebrannte Lehm an den Hüttenwänden, die angekohlten Aepfel, Körner, Lumpen, selbst Brod und Brei in Töpfen, vor Allem aber die große Menge der vorgefundenen Kohlen überhaupt. Ob jedoch Feindeshand oder die Bewohner selber, wie unter Orgetorix die Helvetier, den Brand in ihre Wohnungen geworfen, ob das Feuer des Himmels, Zufälle die Flammen entfacht, — darüber können nur so viele Muthmaßungen als Möglichkeiten aufgestellt werden; denn das einzig Feststehende bleibt nur der Untergang.

An Hunderten und Tausenden von Grabesstätten der Natur sind wir stumm vorübergegangen und haben nur flüchtig da und dorthin einen Blick fallen lassen, und doch, welcher Summe von Verwesung und Untergang sind wir schon begegnet, wenn wir bloß den Abfall eines Jahres betrachtet oder das verfallende Leben des Urwaldes, den Moder des Torfmoores, daran Jahrtausende Jahr um Jahr ihren Tribut entrichtet auf viel Hunderten von Meilen Ausdehnung. Das Auge das die Strecken, der Gedanke, der die Massen erfassen will, verliert sich in der Unabsehbarkeit, und doch, wenn wir erst die ganze Schöpfung und ihre Dauer betrachten, auf welch ein kleines Fleckchen und Häufchen schwindet da diese Unermeßlichkeit wieder zusammen! Wir befanden uns nur an einem engen Pförtchen, in einer kleinen Vorhalle des großen Friedhofes des Schöpfungstempels. Wäre es

*) Vergl. die Mittheilungen der schweiz. antiquar. Gesellschaft in Zürich.

durch die bisherigen Andeutungen gelungen, auch jenes Pförtchen zu öffnen und durch die Vorhalle zu schreiten, ist es dann nicht ein zu vermessenes Wagniß, den Fuß über die Schwelle zu setzen und in die Unendlichkeit hinauszutreten, darin Tod und Leben nicht mehr als Feinde sich bekämpfen, sondern als Brüder zum dauernden Bunde sich die Hand reichen? Und in der That, kein Durchwandern des an Raum und Zeit gleich unerfaßlichen Gebietes soll auch nur versucht werden, sondern einzig einen Blick wollen wir nach den verschiedenen Richtungen ausschicken, wie der Schiffer auf dem Weltmeer ja auch nach den unerreichbaren Sternen hinblickt, und von hohen Bergesrücken das Auge wohl hier dem Laufe eines Stromes folgt, dort an dem Gebirgszuge hinschweift, ohne daß der Fuß in den Duft der Ferne ihm nachfolge.

Wir stehen wieder an den Torflagern, wie sie im deutschen Norden, in Holland sich in weiten Strecken ausdehnen, in Irland und Nordamerika eine Länge von vierzig und eine Breite von fünf und zwanzig Meilen einnehmen und dabei in eine Tiefe von 270 bis 300 Fuß greifen. Bilden sich viele dieser Moore noch immerfort vor unseren Augen, so reichen andere selbst über die graue Vorzeit des Menschengeschlechtes hinaus in jene Urzeit, die keine Jahre zählen und darin die großen Umwälzungen vor sich gegangen, die dem Erdball seine heutige Gestalt gegeben. Während also die Oberfläche in die Gegenwart ragt, gründet der Fuß in der Vorwelt, wie denn auch der Torf auf dem tiefen Grunde bereits steinigt, sein vegetabilischer Charakter dem mineralischen (anorganischen) angenähert erscheint.

Wenn Pflanzenüberreste, — bestehen sie nun aus solchen Torflagern oder aus zusammengebrochenen Wäldern (Treibholz) — mit angeschwemmter Erde überdeckt und durchschichtet werden, und ihr Leben erstickt unter gewaltigem Drucke, ihre Feuchtigkeit wird durch das Abrinnen des Wassers gemindert, aus dem Innern der Erde wirkt noch eine höhere Temperatur auf diese Ablagerungen ein, so werden sie unter Erlöschen der eigenen Lebensthätigkeit zur Braunkohle umgewandelt. In dieser Braunkohle sind wie im Torfe noch deutlich erhaltenes Holz, ja Stämme, Blätter und Früchte erkennbar, oder aber sie bestehen mehr aus zersetzten gleichartigen Theilen, erdigen, die der Torfmaterie ähnlich, oder pechartigen, wo sie von Humus, faulem Holze und Holzsäften (Harzen) ihren Ursprung haben. Nach dem Vorwalten dieser verschiedenen Bestandtheile unterscheidet man denn auch die Braunkohle als bituminöses Holz, eigentliche Braunkohle, Moorkohle, Erdkohle, Papierkohle u. s. w.

Gleich diesen Braunkohlen verdanken nun ebenfalls die vor ihnen gebildeten Steinkohlen ihre Substanz dem vorweltlichen Pflanzenreiche, nur ist hier die Ansammlung von vegetabilischen Ueberresten eine viel mächtigere, die Verkohlung eine weit vollständigere gewesen. Vor ihrer Entstehung deckte eine üppige Pflanzendecke, deren Wachsthum sich nur mit dem des tropischen Urwaldes vergleichen läßt, die Erdoberfläche, und dann erst brachen die gewaltigen Umwälzungen herein, welche diese umwandelten, indem sie die jüngeren Gebirgsschichten über den massenhaft angehäuften Pflanzenresten, den eingebrochenen Wäldern, dem angeschwemmten Treibholze und dem vorsündfluthlichen Torfmoore ablagerten, wo dann unter ihrem Drucke die Verkohlung Statt fand, begünstigt durch die Nähe des glühenden Gesteins, das in und aus dem Innern des Erdballs kochte. Wie beim gewöhnlichen Brennen der Holzkohle entwickelten sich auch in diesen Riesenmeilern der Natur Gase, Verbindungen von Kohle und Sauerstoff und (bei Pflanzen unter Wasser) von Kohle und Wasserstoff (Bitumen). Diese Dämpfe entwichen nun entweder in die überliegenden Schichten, von welchen sie, abgekühlt, als Flüssigkeit niedergeschlagen und aufgenommen wurden, oder aber auch die Gase blieben bei stärkerem Widerstande von außen und unter einwirkender Abkühlung in der verkohlten Substanz selber zurück. Demgemäß erscheint in den großen Stein-

kohlenlagern die unterste Kohle, wo der Herd des Verkohlungsprozesses, ganz schwarz gebrannt und frei von Bitumen (Kohle und Wasserstoffgas, die entwichen), während höher hinauf die Massen pechartiger und immer reicher an Bitumen werden, bis die Kohle ihre Festigkeit und schwarze Farbe verliert, braun wird, kurz den Uebergang der Steinkohle in die Braunkohle darstellt. Die unterste, von Bitumen freie Kohle ist der unverbrennliche Graphit, reine Kohle; auf sie folgt die schwer entzündbare, bitumenarme Glanzkohle, Anthracit (im Grunde der unter starkem Drucke gebildete Coaks); darauf die eigentliche Steinkohle, in welche das aus den unteren Schichten aufsteigende Gas gedrungen und sich darin verdichtet, sei es zu Erdharz, Bitumen oder Schwefel. Auch die Braunkohle ist in ihren unteren Schichten dichter, dunkel- bis schwarzbraun und bricht in große unregelmäßige Stücke, während sie nach oben hin lockerer, heller wird, ja in ihrem leichten erdigen Gefüge dem Torfe zum Verwechseln ähnlich sieht. Die verschiedenen Abweichungen in den Steinkohlen wie in den Braunkohlen sind bedingt, außer durch die verschiedene Beschaffenheit der Pflanzentheile, durch den verschieden starken Druck, die verschieden hohe Temperatur, sowie durch die längere oder kürzere Dauer, während der diese Einflüsse bei der Kohlenbildung einwirkten.

Das ungleiche Alter der Braun- und Steinkohle bezeugen auch die Pflanzen, aus denen sie gebildet sind: die der Braunkohle gehören einer späteren Zeit an; denn es walten (neben den Torfpflanzen) die Laubhölzer vor, Buchen, Erlen, Pappeln, Weiden, Ahorn, Kastanien u. s. w., die durch Süßwasserströme in muldenförmige Vertiefungen geführt, von den geologischen Producten der jüngsten Formation, von Sand und Thon, durchschichtet, überdeckt wurden und in diesem Zustande ihre unvollkommene Verkohlung in die bitumenreiche Braunkohle bestanden.

Im Gegensatz hierzu sind die in der zweitältesten Formation (vor den neptunischen Gebirgen) gebildeten Steinkohlen aus Sumpfgewächsen, zumeist aus Farren und Schafthalmen und den nun ausgestorbenen (Sigillarien und Lepidodendren) Baummoosen zusammengesetzt, welche die Erdoberfläche dieser Epoche massenhaft überwuchert. Die noch frühere Vegetation der leicht zerstörbaren Algen und Flechten tritt nur ganz verkohlt und fein zerrieben als färbende Materie in den Schiefergebirgen auf. Statt der wenigen Farren, die wir heute kennen, standen in jener Zeit der Steinkohlenbildung über sechzig Fuß hohe Stämme gleich unsern Palmen, Riesenfarren neben kolossalen Schachtelhälmen in weitgedehnten Wäldern beisammen, die in der nebligen Luft üppig zehrten von dem fetten Sumpfboden. Man hat bei 500 verschiedene Farrenarten nur an den Ueberresten unterschieden, und auch von der damaligen Vegetationskraft erhalten wir durch die aufbewahrten Trümmer noch den richtigsten Begriff: man findet ausgebreitete Steinkohlenlager von fünfzig Fuß Mächtigkeit, die nur aus geschichteten Farren bestehen. Sechzig Fuß lange Stämme stehen mit ihren Wurzeln aufrecht, und von diesen an bis über die Enden der abgebrochenen Aeste hinauf ist Alles feste Kohle, feste Kohle, die aus Nichts besteht als aus zusammengepreßten Blättern, Rohr und Schilf.

Diese Wälder mit ihren Abfällen müssen entweder durch Senkungen der Erde untergegangen und mit Erdschichten überdeckt worden sein, oder Naturgewalten, wie sie der Urzeit eigen, gewaltige Ueberschwemmungen, riesige ungedämmte Ströme führten die Pflanzenmassen fort und zusammen, wie noch jetzt die großen amerikanischen Ströme ihre Treibholzmassen, von deren zugeschwemmten Stämmen der ferne Grönländer sich seine Hütte baut.

Die Steinkohlen finden sich in mehreren Schichten, oft in mehr als hunderten über einander gelagert, durch Thon und Sandstein getrennt, welche die Fluthen jedesmal wieder über sie hingeschwemmt, und während ihre Dicke (Mächtigkeit) hier bloß einige Zoll beträgt, erreicht sie dort hundert und zweihundert Fuß.

Welche Fülle von organischem Untergang und welcher Zeitraum zu seiner Ansammlung erforderlich war, läßt uns die Berechnung ahnen, daß unsre Buchenwälder mit ihrem Abfalle in hundert Jahren etwa eine Steinkohlenschichte von sieben Linien liefern würden.

Braunkohle und Steinkohle sind über die ganze Erdoberfläche verbreitet. Die hauptsächlichsten Braunkohlenlager Mitteleuropas ziehen sich durch die Schweiz, Schwaben, Franken, Kurhessen, Hannover, Rheinpreußen, Braunschweig, Sachsen nach Polen, Böhmen und längs der Küste der Ostsee; aber nirgend in ausgedehnten Lagern oder zusammenhängend, sondern in vereinzelnten Nestern von hundert Fuß bis eine Viertelstunde Ausdehnung und in einer Tiefe von zehn bis zwanzig Fuß. Die Steinkohlen dagegen sind mit den älteren Gebirgsformationen in ausgedehnten regelmäßigen Lagern abgesetzt und steigen in eine Erdtiefe hinunter, wo sie die Braunkohlen weit hinter sich lassen. Die Ebenen, die sie bedecken, sind ehemaliger, flacher Meeresgrund (Binnenmeere), die Vertiefungen, die sie ausfüllen, Seebecken, im Gegensatz zu den lokaleren Ablagerungen der Braunkohle in Süßwassersümpfen und an Flußufern zur Zeit der tertiären Epoche.

So liegt denn eine Riesenkette vor uns, die der Tod durch die organische Schöpfung schlingt. Ein Glied derselben reiht sich an das andere: dem jüngsten, der Moorbildung, entspricht das älteste, die Steinkohlenformation, geschmiedet unter dem Feuer und unter dem Drucke unzähliger Jahrtausende; das Mittelglied ist die Braunkohle, welche die beiden Enden verbindet. Dieselbe schwarze Kette finden wir in einer Höhe von 4500 Meter auf dem Rücken der Cordilleren und wieder unten in der Tiefe von mehr als 6000 Meter unter der Meeresfläche; sie leitet uns ebenso auch in die entlegenste Vergangenheit, die sie mit dem letzten Augenblicke in Verbindung setzt. Das unermeßliche Reich aber, welches sie auf dem Erdballe umschließt, es ist doch immer nur ein Theil des untergegangenen Pflanzenlebens der Vorwelt wie der Gegenwart, Trümmer einer Trümmerwelt, über denen schon seit Jahrtausenden eine neue Welt aufgebaut worden und junges frisches Leben täglich emporschießt und täglich wieder untergeht, um seinen Tribut an den Herrn dieses Reiches zu bezahlen. —

II.

(Thierwelt).

Die Pflanze entwickelt sich, sie wächst, pflanzt sich fort und vergeht. So auch das Thier; doch kommen diesem neben solchen organischen Eigenschaften überdies noch besondere animalische zu, wie namentlich das durch ein Nervensystem vermittelte Empfindungsvermögen und die freiwillige Bewegung. Sein Leben wird dadurch ein um so reicheres, höheres, das von der anorganischen Welt sich noch einen Schritt weiter entfernt als das Pflanzenleben. Um so schärfer ausgesprochen werden aber auch die Veränderungen sein, welche sich einstellen, wenn seine organischen Funktionen aufhören und die chemische Thätigkeit in ihre Rechte tritt, d. h. beim Eintritt des Todes oder beim Erlöschen jener Kraft, welche die organische Verbindung erzeugte und erhielt. Dem entsprechend ist unter dem Einflusse von Luft, Wasser und Wärme die Zersetzung, Fäulniß der weicheren Thiermaterie eine weit vollständigere und raschere als die der rigideren Pflanzensubstanz. Sind ja schon während des Lebens diese Bestandtheile vergänglich und müssen unter beständigem Stoffwechsel ausgestoßen und durch neue organische ersetzt werden. Die Produkte der thierischen Fäulniß aber sind kohlensaures Gas, Wasserstoff-, Schwefelwasserstoff- und Phosphorwasserstoffgas, Stickgas und Ammoniak. Diese Gase entweichen, es bleibt der Moder, der sich langsam zersetzt, und außer ihm als freie Bestandtheile, Erden, Oxide und Salze, die mit dem Moder den Humus bilden.

Digitized by Google

Der Tod, der auf dieſe Weiſe durch Auflöſung den einzelnen Thierkörper wieder zur allgemeinen Natur zurückführt, tritt naturgemäß mit dem Alter ein, ohne ſtürmiſche Erſcheinungen oder ſchmerzhafte Gefühle, ſei die geſetzte Friſt nun bei den verſchiedenen Thieren eine längere oder kürzere. Das höhere Thier haucht ſein Leben meiſt ſchnell mit einem letzten Athemzuge aus, während das Ende des tiefer ſtehenden langſam und unmerklicher eintritt. Wie viele Inſekten und andere niedere Thiere beſchließen ſo ihren Lebenslauf im Herbſte mit der erſterbenden Pflanzenwelt! ihre Leichen werden unter dem fallenden Laube begraben oder mengen ihren Moder mit dem des welken Graſes.

Neben dieſem naturgemäßen Erlöſchen ſetzen aber auch häufig Krankheiten und äußere gewaltthätige Einwirkungen zahlloſen Thierleben ihr vorzeitiges Ziel, wo dann ein Kampf dem Untergange vorangeht. Zahlloſe Exiſtenzen fallen einem Feinde, der mit der Beute ſein eigenes Daſein friſtet; Hungersnoth wie Naturgewalten aller Art richten oft große Verheerungen an: heftige Fröſte und übermäßige Hitze, ungünſtige Witterungsverhältniſſe, Seuchen, Ueberſchwemmungen zählen ihre Opfer in der Thierwelt nach Tauſenden. Wie viele Vögel begräbt auf ihren jährlichen Wanderzügen der Sturm in der Meerestiefe! Wie viele Inſekten weht der Wind in's Waſſer oder entführt ſie in die Eisregion, dort auf dem Gletſcherfelde ſie erſtarren und erſterben zu laſſen! Ein grimmiger Winter, ein naſſer Frühling, ein vorzeitiger rauher Herbſt greifen in nördlicheren Klimaten verheerend in die Thierwelt ein, während in ſüdlichen Ländern die Hitze mit ihrer Tochter, der Trockne, ſich nicht minder feindlich erweiſt. In den weiten Ebenen (Pampas) Centralamerikas fiel zwiſchen den Jahren 1827 und 1830 ſehr wenig Regen, ſo daß alle Pflanzen, ſogar die Diſteln ausblieben. Die Bäche waren vertrocknet, das ganze Land glich einer ſtaubigen Landſtraße, beſonders in dem nördlichen Theile von Buenosayres. Eine große Menge von Vögeln, wilden Thieren, Rindvieh und Pferden ſtarben aus Mangel an Futter und Waſſer. Die Hirſche, ſo ſcheu ſonſt, kamen in eine Farm an den Brunnen, daſelbſt ihren Durſt zu löſchen; die Rebhühner vermochten kaum wegzufliegen, wenn ſie verfolgt wurden. Nur in der einzigen Provinz Buenosayres wurde der Verluſt an Rindvieh auf mindeſtens eine Million angeſchlagen; einem Eigenthümer in San Pedro, der 20,000 Stück beſeſſen, blieb zuletzt nicht eins übrig. Heerdenweiſe ſtürzten Kühe und Ochſen in die Parana, aber von Hunger erſchöpft, konnten ſie die moraſtigen Ufer nicht wieder erſteigen und ertranken. Der Arm dieſes Fluſſes, der an San Pedro vorbeifließt, war ſo voll von den faulenden Thierleichen, daß die Schiffe dieſen Weg nicht mehr paſſiren konnten. Hunderttauſende von todten Körpern ſchwammen den Strom hinunter und wurden im Becken des Plata abgelagert. Dieſe Dürren ſind in den trockenen Klimaten periodiſch, beſonders auch in Auſtralien. Wüthend ſtürzen ſich die wilden Pferde zur heißen Jahreszeit in die Sümpfe, über einander weg, die letzten über die erſten, welche ſie zerſtampfen. An der afrikaniſchen Weſtküſte kam einſt bei großer Trockne eine Heerde Elephanten in eine Stadt von 3000 Einwohnern, um die Quellen derſelben in Beſitz zu nehmen, da nirgend im Lande Waſſer war, und es entſpann ſich zwiſchen ihnen und den Bewohnern ein heißer Kampf.

So hat der Tod überall in Süd und Nord genug bereitwillige Diener, die mit Eifer für die Fortdauer und Mehrung ſeines dunkeln Reiches werben, und dennoch findet man verhältnißmäßig ſo ſelten todte Thiere. Der Urſachen hiervon gibt es mehrere: das Thier, das ſeinem Tode ſich nahe fühlt, ſei dieſer nun der natürliche des Alters oder ein vorzeitiger, pflegt ſich zu verkriechen, um in verborgener Einſamkeit die letzten Augenblicke zu verbringen, als könnte es ſich flüchten vor dem unerbittlichſten aller ſeiner Feinde. Das Inſekt, das Gewürm verkriecht ſich in die Scholle, unter die Wurzel des Baumes, des Graſes, unter den Schirm des gefallenen Blattes; das Säugethier, der Vogel ſucht das dichte

Gebüsche auf, der angeschossene Wasservogel strebt das Ufer zu gewinnen; die verwundeten Guanakos (Lamas) am St. Cruz in Südamerika liefen sämmtlich nach dem Flusse. Darwin fand die Ufer desselben an gewissen Stellen ganz weiß von Knochen, die unversehrt waren, also von Raubthieren nicht hingeschleppt worden: sterbend müssen die Thiere in das Gebüsch gekrochen sein. Auf einer der Chinchasinseln an der peruanischen Küste findet sich eine Grotte, in welche die um die Insel häufigen Seelöwen sich verstecken sollen, wenn sie ihr Lebensende nahe fühlen; — eine große Anzahl Gerippe bestätigen die Angabe. Daß Hirsche, Elephanten an bestimmte abgelegene Stellen, als ihren Todesacker, sich im Gefühle des Todes begeben, ist bekannt.

Ein anderer Grund der Seltenheit von Thierleichen ist aber auch das Auffressen derselben durch andere Thiere; durch solche namentlich, die auf diese Nahrung eigentlich angewiesen sind, die Aasfresser, vom Geier des Orients und der Hyäne herunter bis zur kleinen Schmeißfliege. Und die Gesetze selber, denen die thierische Substanz unterworfen ist vor jener der Pflanzen, bedingen dieses beschränkte Vorkommen ihrer Ueberreste, indem sie eine schnelle völligere Verwesung, Auflösung bedingen, der Eingeweide zumeist, doch auch die Erhaltung der weichen äußeren Theile unmöglich machen. Wie schnell zersetzen sich die Wasserthiere, schon die Fische und Schnecken, noch mehr aber die gallertartigen Medusen, Salpen und Zoophyten, die unmerklich in (leuchtenden) Schleim zerfließen, der sich mit der Meereswelle mischt!

Nur einzelnen thierischen Theilen ist eine längere Ueberdauerung des Lebens ihres Individuums vergönnt und zwar den Theilen, welche ihrer Zusammensetzung und Beschaffenheit nach der organischen Substanz am fernsten stehen. Die Knochen der Wirbelthiere, Zähne und Schuppen, das Geweih des Hirsches, die Schale der Muschel, das Gehäuse der Schnecke und der Stamm der Koralle bis zum kieseligen Panzer des Infusionsthieres theilen mit ihren vorwaltend erdigen (Kalk-) Bestandtheilen auch das Vorrecht der anorganischen Materie: sie verwesen nicht, oder nur schwer und äußerst langsam und bleiben so in ihrer organischen Gestalt Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang erhalten.

Fast nur als Ausnahmen dagegen sind vollständig aufbewahrte Thierkörper zu betrachten, wie das sogar vorweltliche Mammuth, das Rhinoceros u. s. w. im gefrorenen Sande der Lena unter 66° N. Breite, oder solche in Harzen, wie die im Bernstein eingeschlossenen Insekten; ausgetrocknete Mumien und theilweise Ueberreste im Torfe, eine Weile geschützt und erhalten von der fäulnißwidrigen Torfsäure. In diesen Fällen allen sehen wir den Körper dem Einflusse entweder der Wärme und des Wassers, oder der Luft und des Wassers, — den Grundbedingungen der Fäulniß, entzogen.

Wie sorgfältig wir darum in dieser Weise suchen mögen nach größeren oder kleineren untergegangenen Thieren, wir werden immer nur ein sehr kleines Häufchen von Trümmern zusammen bringen im Verhältnisse zu den Ueberresten, welche die Pflanzenwelt uns hinterlassen. Und wenn wir die Gesteine der Urwelt zersprengen und die Gerippe des Palaeontherium und Dinotherium, der gigantischen Eidechsen und Schildkröten hervor holen, aus den alten Höhlen die Knochenansammlungen des Riesenhirsches und des Höhlenbären, des Urochsen an's Licht ziehen, der Haufe wächst nicht sonderlich; denn namentlich die Kolosse der vorweltlichen Epoche stellen sich überall nur dürftig ein und sind in ihrem Einflusse auf unsere Erde nur von kleinem Belange. Und was wären doch diese stolzen Gebirgszüge, die vor uns sich thürmen, diese Felsmassen, die halbe Erdtheile und Meere durchziehen, für würdige Leichenhügel solcher Giganten! Sie sind es nicht, die Mächtigen gingen unter, und allein den Niedrigsten, den Kleinsten wurde ein bleibendes Grabmal zu Theil in eben diesen Gebirgen, diesen Felsen.

Sehen wir näher zu, indem wir die Bergmassen selbst genauer prüfen:

Hier, diese mit üppigem Laubwald überschattete Bergkette, — betrachten wir die großen und kleinen Steintrümmer auf ihrer Oberfläche, oder steigen wir in ihre Klüfte hinunter und graben uns Schächte in ihre unterste Tiefe, überall tritt uns dasselbe Zeugniß entgegen, das Zeugniß, daß diese Gebirgsmasse von der Sohle zum Scheitel durch fast unsichtbar kleine Thierchen aufgebaut worden, Thierchen, wie wir sie millionenweise in dem grünen Schaume der trüben Bäche noch heute leben und sich regen sehen, auch da eifrig im Dienste der schöpferischen Weisheit. Dort jene fruchtbaren Inseln des Stillen Oceans, die viele hundert Quadratmeilen sich hinziehenden Riffe, sie hatten verwandte Baumeister. Linsen- und erbsengroße Schnecklein schufen nicht nur die ägyptischen Pyramiden, sondern verliehen auch der Erde das jetzige Aussehen, damit, daß sie ihre Schalen als Material zur Aufführung mächtiger Gebirgszüge hergaben (Lenticulitenkalk). Solche finden wir auch aufgeschichtet aus lauter (versteinerten) Ammoniten oder Kammerschnecken, von der Größe eines Mohnkorns bis zu der eines kleinen Wagenrades. Jetzt noch kommen die meisten dieser winzigen Weltbaumeister lebend vor, wenn auch andere, wie die Ammoniten, in ihren einst zahlreichen Arten größtentheils ausgestorben sind. Die Geschlechter erhielten sich von den frühesten Zeiten der ersten Thierschöpfung an bis auf unsere Tage: sie sahen die Mächtigen und Großen der Vorwelt entstehen, flohen zum Theil vor ihnen als ihren furchtbaren Feinden, aber erlebten es auch, wie ihre Tyrannen hilflos untergingen und ihr Geschlecht vertilgt wurde durch die Erdumwälzungen, während sie in ihrer Kleinheit durch Feuer und Wasser siegreich in die Zukunft sich retteten. Und noch heute können wir ihr Leben, ihre Thätigkeit belauschen, und das Wunder erneut sich noch täglich vor unseren Augen, das vor so viel Jahrtausenden aus ihren Ueberresten jene Berge, jene Inseln und Felsenriffe geschaffen!

Der kleine emsige Polyp, der die Koralle bildet, ob nicht größer als ein Stecknadelkopf, ist vor Allem ein gewaltiger Fresser, der dreißig- und vierzigmal mehr Nahrung, als sein eigenes Gewicht beträgt, des Tages zu sich nimmt mittels seiner Arme oder Fangwerkzeuge. Diese Nahrung sind kleine, mit kalkigen Schalen versehene Thierchen, und auch das Meerwasser, das er zu der Mahlzeit verschlingt, — dem Hunger entspricht der Durst, — zeigt sich reich an kohlensaurem Kalke. Diesen scheidet nun der Polyp aus seinem Körper, und zwar nicht aus dem Munde, sondern aus dem Gewebe des Sackes, daraus das Thier besteht. Der aber so abgesonderte Kalk bildet erst ein kleines Knöpflein, auf dessen Spitze der Polyp sitzt, es wächst, wie bei Wirbelthieren die Knochen, indem es organische (gallertartige) Substanz enthält, und entwickelt sich zu einem Zweige, einem Stämmchen. Aus dem Mutterthiere nun wie aus diesen Zweigen bilden sich nun, als Knospen hervortretend, neue Thiere, die, ebenfalls sich nährend, wieder Kalk ausscheiden und dadurch neue Zweige veranlassen, den Stamm verstärken. Dieser Stamm ist dermalen keineswegs eine leblose Kalkmasse, sondern er hat Leben so gut wie die jüngsten Zweige und Spitzen des Korallenstockes. So kann der untere Theil (Sohle) einer Polypencolonie wachsen und sich erheben, zehn und mehr Fuß hoch, und ist immer mit den oberen weichen Theilen, den Fangarmen und dem Magen in organischer Beziehung durch unzählige Kanäle.

Indeß die Korallenstöcke wachsen so wenig in den Himmel als andere Bäume: es gibt eine Grenze, und je weiter die Fortsetzungen und Polypenansätze von ihrem Ursprunge sich entfernen, um so schwieriger wird die Communication: die Röhrchen verengen sich, die Saftbewegung wird langsamer in den älteren Theilen, die Oeffnungen verstopfen sich zuletzt, und die Koralle wird todt, indem die organische Masse zum Steine sich verwandelt, der am Leben des Polypenstockes keinen weiteren Antheil nimmt. Ueber der erstorbenen Masse aber bauen die jungen Polypen unbeirrt weiter bis zur Oberfläche des Meeres, wo ihnen dann Halt

geboten wird; denn wenn ihnen auch die Sonne nicht schnellen Tod bringen würde, so vermöchten sie doch nicht außer Wasser zu leben. Am besten gedeihen sie in offener, stets bewegter See, deren hin und her wogende Fluthen ihnen immer neue Nahrung zutreiben. Sie kommen darum auch nicht tiefer vor als da, wo die Wellenbewegung der oberen Meeresschichte sich noch hinerstreckt. Es finden sich zwar auch in einer Tiefe von über zweihundert Fuß noch Korallen vor; in diesen Fällen aber ist als ziemlich sicher ein Sinken des Meeresbodens und mit ihm des Korallenstockes anzunehmen.

So baut sich rastlos und tausendfältig Polyp an Polyp, Masse an Masse, und aus dem Korallenstamme wird ein Korallenfels, ein Riff, eine Insel, ein Felsendamm von hundert Quadratmeilen, ein Gebirge wie der Jura, der ja auch meist aus Korallen besteht und in der Zeit, da die Ebenen Europas ein Meer überfluthete, und an den Stellen, wo jetzt Hamburg, Warschau, Bremen, Berlin, Paris, Wien, Basel, Zürich u. s. w. stehen, nur Seethiere ihr Wesen trieben, Korallenriffe und Bänke bildete, eine Formation, die sich in der Schweiz, in Schwaben und Franken über einen Raum von hundertfünfzig Meilen ausdehnt, entsprechend dem zweihundert Meilen langen Korallendammriffe Neuhollands (das große australische Riff) unserer Tage.

Um einen Begriff zu gewinnen, welche Bedeutung diesen kleinen Thieren für unsere Erde zukommt, und welche, jede Vorstellung übersteigende Fruchtbarkeit an Leben dem Meeresschooße innewohnt, mögen nur beiläufig die wichtigern Korallenbildungen Erwähnung finden: Die Bermudainseln, gegenüber den Vereinigten Staaten Amerikas, haben ihre Korallenbänke, ausgedehnte liegen auch in den westindischen Gewässern, doch ist ihr Hauptsitz das Atlantische Meer. Die Spitzen der Halbinseln Florida und Yucatan enden in eine förmliche Verbrämung von solchen Ablagerungen, während im Westindischen wie im Atlantischen Meere die amerikanische Festlandsküste frei davon ist, und nur Brasilien einzelne Stellen aufzuweisen hat. An der Ostseite der alten Welt finden wir ausgebreitete und mannigfaltige Korallenbildungen, zunächst im Rothen Meer, an der Ostküste Afrikas, der West- und Ostküste Madagascars, — am nördlichen Theile bilden die Korallen einen zusammenhängenden Saum von über hundert deutschen Meilen. Von der australischen Ostküste war bereits die Rede; Neuguinea wird fast um die Hälfte seiner Ausdehnung durch ein breites Riff verlängert, Neucaledonia von einem Korallengurt, größer als die ansehnliche Insel selber, umfaßt. Der Große Ocean zwischen diesen zwei Ländern und dem nordöstlichen Neuholland heißt geradezu die „Korallensee"; wie denn überhaupt im Stillen Meere wenig größere Inseln liegen, die nicht von Korallengebilden umschlossen sind. *)

Wenn die unendliche thierische Thätigkeit in's höchste Staunen setzt, welche alle diese Ablagerungen schuf, so möchten wir nochmals auf die Frage zurückkommen, wo die kleinen Baumeister all das unerschöpflichreiche Baumaterial hergenommen? Es war nun schon von der Nahrung der Polypen die Rede, möge darum nur noch ein Wort über das Meerwasser nachträglich gestattet sein: Wie rein dieses auch scheinen mag, da wo die Polypen allein drin gedeihen, es enthält doch in 10,000 Pfund ein Pfund kohlensauren Kalk, was in der ganzen Wassermasse der Meere eine ganz ansehnliche Menge ausmacht. Mit der Zeit — und an der fehlt es bei diesen Korallenbildungen nun allerdings nicht, — würde sich aber auch der reichste Kalkschatz wenigstens einigermaßen vermindern, wenn der von den Seethieren entzogene Bestandtheil nicht immer wieder von anderer Seite ersetzt würde, indem er dem Meere mit den Flüssen ununterbrochen zuströmt. Nicht leicht wird ein Fluß oder Quell zu finden sein, in dem nicht eine Spur von kohlensaurem Kalke sich fände; der Rhein bei Basel z. B. enthält $1^1/_4$ mal

*) Bischoff: popul. Briefe.

soviel davon als das Meer. So wird denn auch hier durch den Lauf und die Ordnung der Natur das große Gleichgewicht immer weislich erhalten.

Wir sahen nun wohl den Korallenstock sich bilden, ausdehnen und immer mächtiger werden; aber wie wird er zur Insel? wie erhebt er sich über die Meeresfläche? woher kommt der nackten Kalkmasse ihre endliche Fruchtbarkeit, die sie erst recht ganz zu einem lebendigen Zuwachs, einem integrirenden Theile unseres Erdballes macht?

Die Korallen werden zwar nicht über den Spiegel des Meeres hinausgebaut, aber die Brandung reißt größere und kleinere Stücke von dem Korallengerüste los, zuweilen Blöcke von sechs Fuß Dicke, und diese wälzt sie auf das Riff hinauf. Zerstückelte und zerriebene Muschelschalen, Fischknochen, Seethiergehäuse und erdige Substanzen werden hinzugeschwemmt, in die Zwischenräume der Korallenstöcke hineingespült und damit unter der brennendheißen Sonne zu einer Breccie verkittet. Auch Baumstämme, Früchte, Samen mancher Art führt das Meer herein; die letzteren keimen, und die entstandenen Pflanzen liefern beim Absterben Dammerde für eine neue, kräftigere Vegetation. Dazu kommen Seevögel und verirrte Landvögel, die meisten düngen das dürre Land, bis ein fruchtbarer Boden daraus wird und der Mensch darauf sich ansiedelt und sich Herr und Besitzer dieser Welt nennt. *) Selten auch ragen die Korallenbänke zur Fluthzeit mehr als sechs bis zwölf Fuß über das Meer; wo dies doch der Fall ist, namentlich aber bei ganzen Gebirgsbildungen, da ist in Veränderung der Bodenverhältnisse durch Hebungen oder Senkungen, wie sie auch anders unzweifelhaft sich ergibt, der Grund zu suchen.

Aber trotz der bisherigen weiten Reisen, zu welchen uns die Korallen zwangen, bleiben uns noch gar manche Gebiete für die begonnenen Forschungen zu durchwandern übrig. Millionen von Quadratmeilen sind auf der Erde von noch viel kleineren Thieren gebaut worden, die in ihrer Gestalt die größte Mannichfaltigkeit zeigen. Denn so vereinzelt auch die Untersuchungen vorerst noch sind, es übersteigt doch jetzt schon die Menge der bekannten Formen die Zahl 1500. Da erheben sich vor unseren Blicken Kreidefelsen, dehnen sich Mergellager aus, die zu ihrer Erforschung einladen, wo nach den Resten der thierischen Vorwelt gefragt wird. Denn ob sie jetzt hundert Meilen vom Meere entfernt liegen und sich vierzehntausend Fuß über dessen Spiegel erheben; einst waren diese stolzen Scheitel doch von den salzigen Wellen überspühlt, und sie sind Erzeugnisse des Meeres, aufgestappelt aus den Schalen und Muscheln einer unnennbaren Zahl von kleinen Seethieren. Gewaltige Vorgänge im Innern der Erde hoben sie mit ihrer Grundlage, dem Meeresboden, aus der tiefen Fluth empor zu der Höhe, an die jetzt nur der Blick hinanzuklettern wagt. Ob die Kreide dem bloßen Auge bloß als ein formloser weißer Stoff erscheint, das Vergrößerungsglas entdeckt in ihr eine Zusammensetzung von Muscheln (Foraminiferen und Polythalamien), deren viele Millionen auf ein einziges Pfund gehen, und wovon, neben einander gestellt, 3600 Stück erst die Länge eines Zolles einnehmen. Wer berechnet nun die Zahl der einzelnen Thierexistenzen, welche die Kreidefelsen und Kreidelager oft von mehreren tausend Fuß Mächtigkeit nur in England, Belgien und auf der Insel Rügen bildeten? Dieselben kleinen Muscheln kommen todt wie lebendig unter allen Himmelsgegenden vor, todt und versteinert in den Gebirgen, lebend in den Meeren, im Polarmeer wie in der Südsee und in Norditalien, Frankreich, der Schweiz, Deutschland, England, Schweden, kurz wo man Untersuchungen angestellt, da finden sich auch die Foraminiferen und bilden ganze Gebirgsstrecken. Im Pariserkalk kommen auf einen Kubikzoll ihrer 50,000 Stück, wie manches Thier mag nun die ganze Stadt Paris zählen, welche beinahe

*) Chamisso, Reise um die Welt.

ausschließlich aus den Schalen dieser Geschöpfe erbaut ist? Aber auch frei im Sande des Meeres und der Dünen finden sie sich in kaum geringerer Menge, namentlich in dem der südlichen Gewässer; so berechnete man auf eine Unze Sand von den Antillen 3,840,000 Schalen.

Wenn nun das Alles fast wie ein orientalisches Märchen oder eine Mythe des Koran klingt, das Wunderbarste ist uns noch nicht aufgedeckt, so lange wir nicht auch die Kieselthierchen (Diatomeen) kennen gelernt, die alle anderen organischen Wesen übertreffen. Schon ihre Beschaffenheit unterscheidet sie von diesen, indem ihre Schalen aus Kieselsubstanz bestehen und nicht, wie sonst überall die Thiergehäuse, aus Kalk. Dieser Grundunterschied ist auch die Hauptursache des Streites, der sich über die Natur der zierlichen kleinen Gebilde erhoben, ob sie nämlich wirklich der Thierwelt und nicht eher der Pflanzenwelt beizuzählen seien? Wer weiß nicht von der Lüneburger Heide, wenigstens dem Sprichworte nach? Diese Sandsteppe, einst Meeresboden, besteht in ihrem Untergrunde in einem Umfange von mehreren hundert Quadratmeilen und in einer Mächtigkeit von dreißig bis sechzig Fuß aus einem Lager solcher Kieselthierchen. Die brandenburgische Mark enthält davon eine Schicht von 120 bis 140 Fuß Tiefe. Was ferner als Bergmehl, als Polirschiefer, Trippel vorkommt, das Alles ist Nichts als Masse Kieselschalen mikroskopischer Individuen, die mit anorganischem zermalmtem Gesteine mehr oder weniger gemischt erscheinen. Keine Zone und keine Zeit stellten diesen Organismen einen Damm entgegen: in China und Japan, in der Ostsee, in Lappland und Neuholland, in Asien und Afrika, Europa und Amerika, in der Nähe des Nordpols finden sie sich und in den Gesteinschichten hohen Alters sowohl als in dem Meere der Gegenwart. Das Wunderbarste aber ist ihre Vermehrung. Wie bei Pflanzen durch Ableger, so geschieht diese hier durch Theilung. Aus einem Körperchen werden zwei, aus einem jeden der Zwei bald wieder zwei, also vier u. s. w. Unter dem Mikroskope, vor dem Auge wachsend, geht diese Fortpflanzung so rasch vor sich, daß möglicher Weise ein Kieselthierchen in 48 Stunden zu einer Million sich könnte vervielfältigt haben. Der im Hafen von Pillau bei Königsberg abgesetzte Schlamm besteht etwa zur Hälfte aus solchen mikroskopischen Organismen. Die Schlammmenge, die in einem Jahre abgesetzt wird, läßt sich auf 14,000 Kubikmeter veranschlagen; ließe man die Geschöpfe ungestört gewähren, so würde in kurzer Zeit der Hafen unzugänglich werden. Nach dem Absterben verschwindet in diesen Diatomeen bald alle organische Materie, und es bleibt ganz Nichts als ihr Kieselpanzer zurück. Wie viele ihrer finden sich nun in einem Lager von dreißig Fuß Mächtigkeit und ein paar hundert Morgen Ausdehnung? zwei Kubikfuß Biliner-Polirschiefer (in Böhmen) enthalten 150 Billionen Diatomeen! Aus ihnen zur einen Hälfte und zur anderen aus den kalkigen Foraminiferen bestehen mächtige Mergellager, sie fliegen in ganzen Wolken aus dem Krater der Vulkane durch die Gluthen des unterirdischen Feuers nur wenig verändert; ja, als hätte der Tod, der sonst kein Geschaffenes vergißt, hier doch durch die Unzahl und ihre Fruchtbarkeit sich entmuthigen lassen, so finden wir in den Tiefen der Torflager Arten solcher Diatomeen, die an der Oberfläche der Erde lebend nicht mehr vorkommen, sondern nur als Reste untergegangener Geschöpfe einer früheren Epoche noch gefunden werden.

Aber halten wir selber inne! denn schrumpfen diese Massen auch beinahe zusammen vor der Fruchtbarkeit, die sie mit der Hülfe, wer weiß wie vieler Jahrtausende erzeugte, die menschliche Vorstellungskraft vermag gleichwohl nicht mehr Schritt zu halten mit dem Thatbestand, der mit der Unermeßlichkeit in einen Begriff zusammenfällt.

Die Berge der Erde stehen vor uns da als Grabsteine untergegangener lebender Welten, deren Geschichte nicht nur auf die Oberfläche jener Denkmäler, sondern bis in ihre verborgenste Tiefe hinein verzeichnet ist, und keine Hand fälscht

und keine Zeit löscht diese Schrift aus, die der schöpferische Griffel selber in erhabenstem und wahrhaftigstem Lapidarstile geschrieben. Zu den Füßen dieser Gebirge wogen die Meere und schauen auf zu den erhabenen Zeugen der Vergangenheit, vollziehend in ewig junger Thätigkeit die uralten Gesetze zur Erhaltung der Welt. Denn es ist keine scheidende Kluft befestigt zwischen der Vorwelt und der Jetztwelt, es gibt genug Uebergänge, welche bezeugen, daß der Untergang und das darauf gegründete neue Leben eine ununterbrochene Kette bilden, ob ihre Enden auch unzählige Jahrtausende aus einander liegen. Am gleichen Werke, das vor undenklicher Zeit begonnen, arbeitet die Gegenwart ohne Unterbrechung, nach gleichem Plane fort, und unter dem dunkeln Mantel der Zerstörung bereitet und entwickelt sich das neue junge Leben der Zukunft. Wir haben es gesehen: Diese Kalkfelsen steigen noch immer in neuen Bildungen aus dem Meere, so lange Thiere darin ihre Korallenstöcke bauen und untergehende zahllose Seegeschöpfe ihre Kalk- oder Kieselschalen auf dem Meeresboden zurück lassen. Die Korallenriffe und Inseln, welche jetzt noch im Meeresgrunde verborgen liegen oder nur wenige Fuß über die Wasserfläche hervorragen, sie mögen einst auch durch ähnliche unterirdische Kräfte zum Landgebirge emporgehoben werden, welche die ihnen verwandte Jurakette empor hob, als das Meer noch den größeren Theil Europas überfluthete, und die späte Nachwelt wird vor ihnen stehen, wie wir jetzt vor denselben Gebilden unserer Vorwelt. So sehen wir denn auch in der Natur durch die ewige Weisheit das Kleinste zum Größten verherrlicht und, was dem kurzen Blicke verloren scheint, sorglich aufgehoben zu einem höheren Zwecke.

Der scheinbare Untergang ist zur Neubildung, zur Grundlage der fortschreitenden Schöpfung umgebogen, und die beiden Pole Leben und Tod sind in der Hand der schöpferischen Allmacht versöhnt einander genähert und geschlossen zum Ringe, dem Symbole der Ewigkeit.

Das Eisen. *)

Von Dr. Geo. Hartwig.

Wichtigkeit und allgemeine Verbreitung des Eisens. — Die Grube von Dannemora. — Der Magnetberg Wissakoja Gora. — Der Reichthum der Familie Demidoff. — Der Cerro del Mercado. — Eisenglanzlager in Elba und am Oberen See. — Der Erzberg in Steyermark. — Eisenerzt und Vordernberg. — Die großbritannischen Eisengruben. — Unermeßliche Eisenproduction Englands. — Die Eisenhüttenwerke von Merthyr Tydvil in Wales Gartsherrie. — Eisenproduction in Frankreich, Belgien und Deutschland.

Für technische Zwecke und als Werkzeug der Civilisation ist das Eisen das werthvollste, das unentbehrlichste aller Metalle.

Hart und elastisch, ausdehnbar und zähe, mit der herrlichen Eigenschaft begabt, sich in der Weißglühhitze zusammenschweißen und durch den Hammer in alle möglichen Formen bringen zu lassen, kommt kein anderes Product des Mineralreichs an Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit der Anwendung ihm gleich. Es bekleidet Panzerfregatten mit einem undurchdringlichen Harnisch und setzt die feinsten Uhren in Bewegung: der Pflug und das Schwert, der Compaß und die Eisenbahnschiene, die Dampfmaschine und die Kanone, die Nähnadel und der Blitzableiter werden aus ihm verfertigt, es dient allen Zwecken der Zerstörung und der Erhaltung, allen Bedürfnissen der Wissenschaft und des Erwerbes, es ist die verkörperte Macht, das Symbol des Fortschritts, der Hebel, der die moderne Welt in Bewegung setzt.

Die allgütige Natur, die dem Menschen diesen herrlichen Stoff verlieh, ohne welchen er sich nie zu einer höheren Cultur hätte entfalten können, hat auch für dessen allgemeine Verbreitung gesorgt und ihn in größerem Ueberfluß als irgend

---

*) Aus einem demnächst zu erscheinenden Werke: „Die Unterwelt mit ihren Schätzen und Wundern".

Ausführung der Arbeiten. Die Arbeiten sind nach den Vorschriften der Bauordnung für die Stadt Wien, nach den Bestimmungen der Bauordnung für den 19. Bezirk, nach den Vorschriften der Wiener Stadtbauamtes, nach den Vorschriften der Wiener Stadtwerke, nach den Vorschriften der Wiener Gaswerke, nach den Vorschriften der Wiener Elektrizitätswerke, nach den Vorschriften der Wiener Verkehrsbetriebe, nach den Vorschriften der Wiener Wasserwerke, nach den Vorschriften der Wiener Kanalisation, nach den Vorschriften der Wiener Müllabfuhr, nach den Vorschriften der Wiener Feuerwehr, nach den Vorschriften der Wiener Polizei, nach den Vorschriften der Wiener Gesundheitsbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Veterinärbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Forstbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Jagdbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Fischereibehörde, nach den Vorschriften der Wiener Bergbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Eisenbahnbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Luftfahrtbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Schiffahrtsbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Binnenschiffahrtsbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Seeschiffahrtsbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Hafenbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Zollbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Finanzbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Steuerbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Gerichtsbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Notariatsbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Rechtsanwaltsbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Patentbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Markenbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Urheberrechtsbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Datenschutzbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Informationsfreiheitsbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Umweltbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Naturschutzbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Denkmalschutzbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Ortsbildschutzbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Verkehrsbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Straßenbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Brückenbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Tunnelbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Parkbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Friedhofsbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Bestattungsbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Standesamtsbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Meldebehörde, nach den Vorschriften der Wiener Passbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Fremdenpolizeibehörde, nach den Vorschriften der Wiener Asylbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Staatsbürgerschaftsbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Wahlbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Volksbefragungsbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Volksbegehrensbehörde, nach den Vorschriften der Wiener Volksabstimmungs

den Anschauen und in der stillen Bewunderung des ungeheuren Schatzes, den die Natur hier niedergelegt, und der mächtigen, kühnen und erfinderischen Kunst des Menschen, der ihn hebt und zu Tage fördert.

Doch plötzlich schlägt eine Glocke und eben so plötzlich verändert sich die Scene. Es ist Mittag — und die vielen Tonnen, die zuvor mit Erz gefüllt aus der Tiefe zurückkehrten, tragen jetzt eine lebendige Last — Männer, Weiber und Kinder — lassen sich, je drei auf dem schmalen Rande der Tonne stehend und mit einer Hand an der Kette sich haltend, welche die Tonne mit dem Seile verbindet, munter an den senkrechten Wänden in die Höhe treiben, ohne die Gefahr zu scheuen, in der sie schweben.

Bald erfolgt eine Todtenstille in der Gruft, welche beinahe eine Viertelstunde anhält und unangenehm absticht gegen das rege Leben, welches sie zuvor erfüllte. Jetzt schlägt die Thurmglocke zwölf, und gleich darauf ertönt aus der Tiefe ein dumpfes Geschrei, welches jedem lebenden Wesen, das etwa noch in der Grube sich befinden könnte, die nahe bevorstehende Explosion der nunmehr völlig zugerüsteten Batterie warnend ankündigt. Es erfolgt noch einmal eine gänzliche Stille — dann aber bricht plötzlich der fürchterlichste lange wiederhallende Donner aus der Tiefe hervor. Mehrere Minuten lang wird die ganze Umgebung des weiten Schlundes wie durch ein Erdbeben unaufhörlich erschüttert. Aus den schwarzen Dampfwolken fliegen Erzstücke auf, die zum Theil bedeutend über den Rand der Grube geschleudert werden, und den mehrsten Schlägen folgt ein krachendes Geräusch von den einstürzenden Felsenmassen nach.

Russegger (Reise in Norwegen und Schweden) der uns sagt, daß man in vielen Büchern nicht weniger Lügen über Dannemora als über Wieliczka zu lesen bekommt, und der sich also vor jeder Uebertreibung gehütet haben wird, schildert mit lebhaften Farben den imposanten Anblick der Riesengrube.

Er trat mit einem Freunde auf eine Göpelbühne, die von weit über den Abgrund hervorragenden Rüstbäumen getragen wurde vor und schaute in die dämmernde Tiefe hinab. Ein dünner, bläulicher Dunst, der Rest des Pulverdampfes der letzten Sprengschüsse, schwebte am Boden und erhöhete noch mehr den Eindruck der Tiefe. Unten sah er Knappen arbeiten, sie schienen klein wie Mäuse. Eine Tonne wurde am Drahtseile eines Göpels eingehängt, in welche Russegger mit seinem Freunde einstieg. Als Bergmann ergötzte ihn die Höllenfahrt, doch fand er es begreiflich, daß sein Begleiter ganz ernst gestimmt wurde, als zurück hinauf blickend das nicht einen halben Zoll starke Drahtseil dünner und dünner zu werden und endlich ganz verschwunden zu sein schien, so daß es das Ansehen hatte, als baumelten sie hülflos in der Luft.

Dicke Eismassen, ein ewiger Gletscher, bedecken den Grund der Grube, und als der Donner der Sprengschüsse in dem unendlich großartigen Raume verhallte, die Kühnheit verherrlichend, mit der der Mensch in die Tiefe dringt, — da war er stolz darauf, ein Bergmann zu sein.

Das Erz, welches die Natur in mächtigen, in eine noch unbekannte Teufe niedersetzenden Stöcken zu Dannemora abgelagert hat, wird wegen seiner ganz eigenthümlichen, ausgezeichneten Beschaffenheit vorzüglich auf Stahl benutzt.

Schon seit Jahrhunderten ist hier einer weiten Umgegend das köstlichste Material für einen einträglichen Erwerb dargeboten worden, und noch immer fördert Dannemora jährlich 400,000 Centner zu Tage, ohne daß auf eine ferne Zukunft die Erschöpfung der Erzlager zu befürchten wäre. An die 300 Arbeiter fahren täglich in die Hauptgrube, und noch eine bei weitem größere Anzahl ist in den umherliegenden Eisenhütten beschäftigt.

Zu den merkwürdigsten Eisenerzablagerungen der Erde gehört ferner der berühmte Magnetberg Wissokaja Gora bei Nishne Tagilsk, den Peter der Große

Art. 18. Mandatory use of the Spanish language in the proceedings. The use of the Spanish language is mandatory in the proceedings of the Court. Documents in other languages must be accompanied by a translation into Spanish, unless the Court decides otherwise.

Art. 19. Burden of proof. The burden of proof rests on the party that asserts a fact. The Court may, on its own motion, order the production of evidence it considers necessary for the resolution of the case.

Art. 20. Admissibility of evidence. All evidence is admissible that is relevant to the matter in dispute and that has been obtained by lawful means. The Court shall reject evidence that is manifestly irrelevant, impertinent or abusive.

Art. 21. Witnesses. Witnesses shall appear before the Court at the time and place indicated by the summons. Each party may present up to five witnesses, unless the Court authorizes a greater number. Witnesses shall testify under oath or solemn affirmation.

Art. 22. Expert evidence. The Court may appoint experts on its own motion or at the request of a party. The expert's fees shall be borne by the party that requested the expert evidence, unless the Court decides otherwise.

Art. 23. Inspection. The Court may, on its own motion or at the request of a party, order the inspection of movable or immovable property relevant to the case. The inspection shall be carried out in the presence of the parties or their representatives.

Art. 24. Presumptions. The law establishes presumptions that relieve the party in whose favour they operate from the burden of proof. Presumptions may be rebutted by evidence to the contrary, unless the law expressly provides that they are irrebuttable.

Art. 25. Evaluation of evidence. The Court shall evaluate the evidence according to the rules of sound judgment, taking into account the logic, experience and circumstances of the case. The Court shall state in its decision the reasons for which it has given greater weight to some evidence than to others.

allein 5908 Millionen Centner Eisen liefern könnte, fünfzigmal mehr als gegenwärtig die ganze Erde in einem Jahre verbraucht. Der Werth dieser Eisenmasse wird auf 15000 Millionen Thaler geschätzt, so daß hier einem fleißigeren Geschlechte ein fast unbegrenztes Feld der Thätigkeit und des Wohlstandes sich eröffnen würde. Erst seit dreißig Jahren ist ein unbedeutender Anfang gemacht worden, den Cerro del Mercado auszubeuten, doch die trostlose Verkommenheit des Landes beschränkt noch immer den Betrieb auf eine einzige Hütte, und der elende Mexikaner, im Besitze eines unermeßlichen Lagers des besten Eisens, bezieht fast seinen ganzen Bedarf aus der Fremde.

Der Eisenglanz (Eisenoxyd mit 70 Proc. Eisen) gibt gleichfalls ein vortreffliches Eisen, wenn eben die Erze nicht mit Schwefel und Phosphor verunreinigt sind. Die bedeutendste Eisenglanzlagerstätte in Europa wird auf der Insel Elba angetroffen, die wie seit Jahrtausenden auch heute noch sämmtliche Küstenländer von Genua bis Neapel mit Erzen versorgt, während auf Elba selbst kein Eisen bereitet wird, weil es an Brennmaterial fehlt. Dagegen wird der Transport der Erze durch die geringe Entfernung vom Einschiffungsplatze sehr erleichtert.

Die altberühmten Gruben von Rio liegen ungefähr in der Mitte einer steilen ins Meer sich senkenden Bergwand. Die mächtige Erzmasse ist durch horizontale Terrassen in fünf Stockwerke abgetheilt worden, jedes zehn bis fünfzehn Ellen hoch und dreißig bis sechzig Ellen lang. Die senkrechten Wände dieser Stockwerke sind alsdann ausgehöhlt worden, wo die Erze am reichsten erschienen, und in kleinere bequemere Stufen ausgehauen. Sämmtliche Stockwerke sind aber durch schräge Wege verbunden, auf welchen Karren die Erze nach dem Ufer befördern.

Die Ausfuhr belief sich vor 20 Jahren auf 380,000 Centner und ist seitdem noch bedeutend gestiegen.

So mächtig die Erzlager auf Elba auch sind, so stehen sie doch weit zurück gegen die erst neuerdings am Lake Superior entdeckten Eisenglanzablagerungen, die sich über eine Länge von 25 und eine Breite von 1 bis 6 Meilen erstrecken und allein hinreichten, den Eisenbedarf der ganzen Erde auf mehrere Jahrhunderte zu decken. Den Mittelpunkt des erst seit 1849 entstandenen Betriebes bildet das wohlhabende Dorf Marquette, jetzt freilich nur erst mit fünfhundert Einwohnern, aber reich an Keimen künftiger Größe. Früher war die Gegend eine völlige Wildniß, wo der rohe Indianer den Thieren des Waldes nachspürte, nicht ahnend, daß die im Boden seiner Heimath verborgenen Schätze noch dazu dienen würden, ihn aus den Jagdgründen seiner Väter zu vertreiben.

Der dem Eisenglanz sich nähernde Rotheisenstein liefert einen großen Theil des deutschen Eisens und wird namentlich an der Lahn in bedeutenden Massen gewonnen; das vorzüglichste Eisenerz Deutschlands ist jedoch der Spatheisen- oder Stahlstein, (kohlensaures Eisenoxydul mit 48 Procent Eisen) der wie sein Name andeutet, sich besonders zur Stahlbereitung eignet und den berühmten westphälischen, siegenschen und steyerschen Stahl liefert.

In einem Paß der steyerischen Alpen zwischen dem oberen Murr und dem oberen Ennsthale liegt eine der interessantesten Spatheisensteinablagerungen der Welt, der berühmte, beinahe 3000 Fuß hohe Erzberg, dessen Kuppe und Abhänge fast überall ein dichter Eisenmantel einschließt und tief in dessen Kern gewaltige Gänge des reichhaltigen Erzes sich versenken.

Die Bebauung dieses Berges reicht über tausend Jahre hinaus, es ist sogar wahrscheinlich, daß die Römer ihn schon kannten, da überall in den dortigen Alpenthälern ihre Colonien verstreut waren, und das Eisen hier nicht im Innern der Erde verborgen liegt, sondern zu Tage ausgeht und zwar in der Nähe eines Gebirgspasses, den sie ohne allen Zweifel benutzten.

Das auf diese Weise, man könnte sagen am Wege aufgestapelte Eisen läßt

Bei der Ausführung der Arbeiten ist darauf zu achten, daß die Kanäle nicht durch Schutt verstopft werden. Der Schutt ist sofort zu entfernen. Die Kanäle sind vor Beginn der Arbeiten mit Brettern abzudecken, damit kein Schutt hineinfällt. Die Bretter sind nach Beendigung der Arbeiten wieder zu entfernen.

Aus einigen tiefer liegenden Gruben wird es gehoben, indem auf einer steilen hölzernen Bahn ein Eimer mit Erz auf der einen Seite durch einen anderen Eimer, der auf der anderen Seite mit Wasser fällt, heraufgezogen wird.

Am gewöhnlichsten läßt man es auf langen Brettgestellen von einer Stufe des Berges zur andern hinabgleiten, oder wo ein solcher Absturz nicht zu gewinnen war, hat man senkrechte Schachte eine Strecke in den Berg hinunter gearbeitet, in welchen man das Erz hinabstürzt. Ein horizontaler Stollen führt es dann wieder zum Berge hinaus zu dem Abhange eines andern Sturzes oder Schachtes. Zu gleicher Zeit fördern an den Seiten her horizontale um den Berg herumlaufende Wege das Erz aus den andern Bauen herbei. Die Schachte werden nach unten daher größer und weiter, und endlich fließen am Fuße des Berges diese mit Erzstufen gefüllten Kanäle und Adern alle in eine. Sie vereinigen sich in einem einzigen Schachte oder Brunnen, von dem aus dann die Stufen durch einen mit einem schönen Thore mündenden Stollen hinausgeführt werden.

Die Schachte sind in der Regel unten durch hölzerne Thüren oder Schleusen geschlossen. Oben sind sie aber mit einem Bretterdach bedeckt, und man füllt beständig das Erz in sie hinein, so daß sie in der Regel halb oder auch ganz voll sind. Erst wenn sie unten in den Hochöfen Bedürfniß nach Erz fühlen, werden die Schleusen der Schachte geöffnet, und dann poltern die kleinen rothen Stufen ihre bunten Wege hinab. Zu ihrer Weiterbeförderung nach den großen Magazinen oder Halden, in denen sie für den Bedarf der Vordernberger Hochöfen aufgehört werden, dient eine Eisenbahn, die sich zuerst an den Bergen, welche die eine Seite des Paßthores bilden, hinschlängelt, und dann durch einen Tunnel auf die andere Seite des Berges hinaustritt.

Dieser ist rund umher mit den beschriebenen Vorrichtungen, Maschinen, Bruchstellen, Sammelplätzen des Erzes, horizontalen und senkrechten Wegen, Stollen, Thoren und Schachtöffnungen versehen und stellt gewissermaßen ein nach außen gekehrtes Bergwerk dar, dessen Betrachtung um so interessanter ist, da es sich überall sehr bequem überschauen läßt.

Die ganze große Oberfläche des Berges hat man bearbeiten und gewissermaßen künstlich zu den angegebenen Zwecken zurichten müssen. Hier und da hat man z. B. auch große Mauerwerke zur Befestigung des Berges aufführen und bedeutende Sprengungen zur Applanirung vornehmen müssen. Da nicht wie in den unterirdischen Gruben schmutzige, feuchte und gefährliche Treppen, sondern anmuthige und bequeme, von der Sonne beschienene und mit Bäumen besetzte Fußpfade durch dieses Bergwerkslabyrinth hinführen, so wandert man auf sehr vergnügliche Weise von Werk zu Werk, von Stollen zu Stollen und von Grube zu Grube und erfreut sich dabei der herrlichsten stets wechselnden Aussichten in die großartigste Alpennatur.

Jeder der drei Hochöfen von Eisenerzt liefert jährlich 60,000 bis 64,000 Centner Roheisen; während in den 14 Vorderberger Hochöfen jährlich etwa 300,000 Centner gewonnen werden. Das schönste Erz liefert 70 Procent, der durchschnittliche Ertrag beläuft sich indessen nur auf 50 bis 60 Procent. Man

---

Durch Schmelzen im Puddelofen oder im Frischherde und durch Hämmern werden die Unreinigkeiten des Roheisens ausgetrieben und dasselbe in Stabeisen oder Schmiedeeisen verwandelt.

Früher wurde der Stahl (eine Verbindung von Eisen und Kohlenstoff) nur aus dem reinsten Stabeisen durch Glühen mit Holzkohlen im Cementirofen erzeugt, jetzt wird er auch aus Roheisen in Stahlpuddelöfen verfertigt, die zuerst in Westphalen im Jahr 1853 in Betrieb kamen. Der auf diese Weise gewonnene Stahl ist zwar nicht von besonderer Güte, zeichnet sich aber durch seine Wohlfeilheit aus und genügt mannigfaltigen Zwecken.

An der Spitze der Gußstahlfabrikation steht bekanntlich das großartige Krupp'sche Etablissement zu Essen, welches unter andern die hochgepriesenen gußstählernen Kanonen der preußischen Artillerie liefert.

ſchlägt die Revenue eines Vordernberger Hochofens im Durchſchnitt zu 30,000 Gulden an.

Bedenkt man den uralten Betrieb des Eiſenberges, und daß trotz einer jährlichen Gewinnung von mindeſtens einer Million Centner Erz doch immer nur der kleinere Theil des Mantels abgelöſt iſt, ſo daß noch viele Generationen ſich des unerſchöpflichen Segens werden erfreuen können, dann muß man über die Größe des Schatzes ſtaunen, den die allgütige Natur hier niedergelegt hat, und der um ſo werthvoller iſt, da deſſen Gewinnung alle Kräfte des Menſchen zur Thätigkeit anſpornt.

Durch die Einwirkung der Luft verwittert der Spatheiſenſtein, verliert ſeine Kohlenſäure und verwandelt ſich in Braun- oder Gelbeiſenſtein (Eiſenoxyd mit einem verſchiedenen Waſſergehalt). Der Brauneiſenſtein iſt in Deutſchland ſehr verbreitet: nirgends jedoch kommt er ſo maſſenweiſe vor als in der Appalachenkette, in den Karolinen, Tenneſſee und Georgien, wo ſich zugleich in den unermeßlichen Buchenwaldungen, welche jenes Gebirgsland bedecken, das zu ſeiner Verarbeitung nothwendige Material in verſchwenderiſcher Fülle darbietet. Auch andere Staaten, namentlich Pennſylvanien und New-York ſind mit den verſchiedenartigſten und reichſten Eiſenerzen geſegnet, aber obgleich die Production in den letzten Jahren ſich bedeutend geſteigert hat und gegenwärtig wohl kaum unter zwanzig Millionen Centner beträgt, ſo reicht ſie doch bei Weitem noch nicht hin, um die ungeheure Conſumtion des Landes zu decken.

Die Eiſengruben Großbritanniens zeichnen ſich weder durch maleriſche Schönheit, wie der ſteyeriſche Erzberg, noch durch wilde Großartigkeit, wie die Rieſengrube von Dannemora, noch durch den auf kleinem Raum zuſammengedrängten Reichthum des Demidoff'ſchen Magnetberges oder der altberühmten Minen von Rio auf Elba aus, auch liefern ſie größtentheils unreine Erze von geringerem Gehalt — Kohlen- und Thoneiſenſtein —, woraus nur Eiſen von geringer Güte erzielt werden kann — doch alle dieſe Schattenſeiten werden durch ſo viele glänzende Vortheile aufgewogen — daß Großbritannien nicht nur an der Spitze der Eiſenproduction ſteht, ſondern allein weit mehr Eiſen erzeugt, als die ganze übrige Erde zuſammengenommen.

Es liegen nämlich die Erze in Gegenden (Süd-Wales, Süd-Staffordſhire, Weſt-Schottland), die zugleich auch einen großen Steinkohlenreichthum beſitzen, oft ſogar werden beide Mineralien aus demſelben Schachte zu Tage gefördert.

Die Nähe des Meeres, Flüſſe, Kanäle, Eiſenbahnen ſichern den wohlfeilſten Transport nach allen Weltgegenden hin, und alle zur Erzeugung des Roheiſens und zu ſeiner ferneren Verarbeitung nothwendigen Anſtalten und Werke ſind auf das großartigſte und vollkommenſte angelegt. Daher kommt es, daß England und Schottland, wenn auch bei weitem nicht das beſte doch das wohlfeilſte Eiſen liefern, und faſt alle andere eiſenproducirenden Länder Europas nur durch hohe Schutzzölle ſich auf dem eigenen Markte gegen jene übermächtige Concurrenz behaupten können.

Trotz ihres jetzigen rieſigen Aufſchwungs hat jedoch die engliſche Eiſenfabrication den Grad der Ausdehnung, durch welchen ſie zu einem der wichtigſten Theile der Nationalinduſtrie geworden iſt, erſt in neuerer Zeit erlangt, ja man darf ſie ein Kind unſeres Jahrhunderts nennen, da noch 1788 England und Wales nicht über 61,300 Tonnen Roheiſen erzeugten, von denen noch ein großer Theil bei Holzkohlen erblaſen wurde und alſo ſehr theuer zu ſtehen kam.

Um dieſe Zeit etwa bemüheten ſich die Eiſenhüttenbeſitzer Großbritanniens von Watt's wichtiger Entdeckung Nutzen zu ziehen, indem die Dampfmaſchinen die Betriebskräfte ihrer Hüttenanlagen ſchnell und in ungemeſſenem Umfange erweiterten.

Im Jahre 1830, wo bereits an die 700,000 Tonnen producirt wurden,

gab die von Herrn Neilson in Glasgow eingeführte Anwendung der erhitzten Gebläseluft der Eisenerzeugung einen neuen mächtigen Impuls. Auf den Clyde Eisenhütten, wo Herr N. zuerst seine Versuche anstellte, waren früher bei Anwendung der Gebläseluft von gewöhnlicher Temperatur mehr als acht Tonnen Koaks erforderlich, um eine Tonne Roheisen darzustellen. Ward der Wind aber vorher bis zu 300 Grad Fahrenheit erhitzt, so betrug die Verwendung auf eine Tonne Roheisen nur 5 Tonnen 3½ Centner Koaks. Weil jedoch zur Erhitzung des Windes bis zu dem angegebenen Temperaturgrade 8 Centner Steinkohlen verwendet werden mußten, so betrug die Ersparung bei Anwendung von erhitzter Luft 2½ Tonnen Steinkohlen für jede Tonne Roheisen.

Dieser günstige Erfolg ermunterte zu ferneren Versuchen. Durch die Erhitzung des Windes bis zu 600° F. verminderte sich der Verbrauch an Brennmaterial noch mehr, aber man machte zugleich die noch wichtigere Erfahrung, daß es bei einer solchen Lufttemperatur nicht nöthig sei, die Steinkohlen vorher zu verkoaken.

Außerdem konnten mit derselben Kraft des Gebläses mehr Hochöfen mit erhitzter als mit nicht erhitzter Luft betrieben werden und zwar im Verhältniß von 4 zu 3. Als Hauptresultat ergab sich durch diese Verbesserung eine Ersparung an Brennmaterial von 71 Procent.

Aber noch ein anderes Ereigniß hat zur Vergrößerung der Roheisenproduction Großbritanniens wesentlich beigetragen.

Schon im Jahr 1801 entdeckte Dr. Mushet in der Parochie Old Monkland einen sehr reinen, durch mechanisch beigemengte Kohle gefärbten Sphärosiderit, den er nach seinem äußeren schwarzgestreiften Ansehen black-band (Schwarzband) nannte. In den deutschen Steinkohlenablagerungen haben sich leider bis jetzt nur einzelne Spuren dieses Eisensteins gefunden, in welchem durch eine unbekannte Kraft der Natur das kohlensaure Eisenoxydul vollkommener oder reiner concentrirt ist als in dem gewöhnlichen Sphärosiderit oder Thoneisenstein: Schottland dagegen besitzt im großen Steinkohlendistrict von Lanark zwei Flötze von diesem Eisenstein, der auch in Süd Wales gefunden wird.

Obgleich der Black-band weit leichter reducirbar als der gewöhnliche Thoneisenstein ist und auch weniger Brennmaterial erfordert, wurde er doch lange Jahre nur auf dem Caldereisenhüttenwerk bei Glasgow verschmolzen. Erst 1825 machte auch die Monkland Eisenhüttengesellschaft von diesem Eisenstein Gebrauch, und der äußerst günstige Erfolg veranlaßte sodann eine allgemeine Anwendung und Erweiterungen der vorhandenen Anlagen.

Diese beiden Umstände näher zu erläutern war nothwendig, um sich von den Ursachen der außerordentlichen und schnellen Vergrößerung der Roheisenproduction in England, besonders aber in Schottland Rechenschaft geben zu können.

In 1836 hatte die Eisenproduction Großbritanniens bereits eine Höhe von 1,248,781 Tonnen erreicht und 1840 war sie auf 1,396,400 gestiegen, zu deren Erzeugung 4,877,000 Tonnen Steinkohlen verbraucht wurden; während außerdem noch für die Stabeisenfabrikation 2,000,000 Tonnen Steinkohlen verwendet werden mußten.

Diese enorme Production bezeichnet aber noch bei weitem nicht den Höhepunkt der Eisenindustrie; denn 1848 wurden nicht weniger als 2,093,736 Tonnen und 1857 sogar 3,636,377 Tonnen Roheisen erzeugt, deren Werth zum Durchschnittspreise von 4 Pfund die Tonne sich auf 14½ Millionen Pfund oder 100 Millionen Thaler belief!

Die Beschreibung einiger der bedeutendsten Hüttenwerke, welche diese erstaunliche Eisenmassen liefern, wird gewiß nicht ohne Interesse sein, denn sie geben uns ein lebhaftes Bild von der Großartigkeit der englischen Industrie.

Mitten in der Steinkohlenformation von Süd-Wales liegen die berühmten Eisenhüttenwerke von Merthyr Tydvil, die bedeutendsten der Welt. Kohlen und Eisenerze brechen zusammen in ein und demselben Gebirge und werden häufig aus ein und denselben Schächten gefördert. Ein großer Kanal und eine Eisenbahn verbinden Merthyr mit der Seestadt Cardiff, die gleichfalls nur der Eisenindustrie ihren raschen Aufschwung verdankt und noch zu Anfang des Jahrhunderts ein elendes Dorf, jetzt schon über 12000 Einwohner zählt. In der unmittelbaren Nähe der Hochöfen, deren das Auge auf dem Bergrücken über der Stadt im kleinen Thale der Taff 44 zählt, beginnen die zahllosen Kohlen- und Eisengruben. Es ist ein Riesenwerk so großartig, daß man einige Zeit braucht, um des Totaleindrucks Herr zu werden und ihn als ein geschlossenes Ganze in sich aufzunehmen. Zunächst um Merthyr Tydvil sind es vorzüglich die Eisenhüttenwerke Plymouth mit 8, Dowlais mit 18, Cyfartha mit 11 und Penn-y-darran mit 7 Hochöfen, welche durch die enorme Größe ihres Betriebes und ihrer Anlage das höchste Interesse erregen. Dowlais allein erzeugte im Jahre 1841 mit seinen 18 Feuerkolossen, welchen Locomotiven die Massen von Materialien zuführen, die sie verbrauchen, über 1 Million Centner Roheisen, und fünf Jahre später war der Ertrag noch um die Hälfte gestiegen. Alle 4 Eisenwerke zusammen verarbeiteten um das Jahr 1840 jährlich über 8 Millionen Centner Eisenerze und erzeugten bei 120,000 Tonnen Roheisen, eine Gesammtproduction, die im Jahre 1848 bis zu 3,504,800 Centner Roheisen herangewachsen war.

Für diese enorme Metallgewinnung waren nicht weniger als 600,000 Tonnen Steinkohlen erforderlich, die trotz des geringen Preises doch über 800,000 Thaler kosteten.

Alle Theile eines Hüttenwerkes unter sich und so auch mit den Eisenstein- und Kohlengruben sind durch ein Netz von Eisenbahnen verbunden. Von den über der Thalsohle liegenden Grubengebäuden werden Kohlen und Erze mittelst schiefer Ebenen das Gehänge herabgefördert, so daß der herabgehende beladene Wagen jedesmal den leeren hinaufzieht. Auf die möglichste Oekonomie des Transports wird scharf gesehen; denn jeder auf diese Weise ersparte Thaler ist reiner Verdienst und macht auf die Masse schon ein Bedeutendes aus.

Diese kolossalen Werke gehören nicht dem Staat, der ohnehin in England sich mit keiner andern Industrie als dem Bau seiner Kriegsschiffe und der Fabrikation seiner Armstrong-Kanonen und Enfield-Büchsen beschäftigt, sondern einfachen Privatleuten, gewöhnlich ohne Titel und ohne Band im Knopfloch, aber von fürstlichem Vermögen und Ansehen — Iron-lords — Eisenlords — im wahren Sinne des Worts.

So gehört Dowlais, die größte Eisenhütte der Welt, der Wittwe des Gründers Lady Charlotte Guest, welche das Ganze in so fern dirigirt, daß es ihrer eigenen speciellen Genehmigung bei allen wichtigen Angelegenheiten bedarf. Sie besucht wöchentlich mehrmals jeden Theil des Werkes selbst, und einige Mal im Jahre auch alle Punkte der ausgedehnten Kohlengruben.

In den Werken von Dowlais werden über 5200 Menschen beschäftigt, deren Wohnhäuser rings herum eine kleine Stadt bilden und deren wöchentliche Löhnung gegen 4000 Pfund Sterling betragen soll.

Wenden wir unsere Blicke nach Schottland, so treffen wir auf nicht minder großartige Werke.

Gartsherrie mit sechszehn 48 Fuß hohen Hochöfen, die in zwei Reihen, die Arbeitsseite nach innen, stehen, und zwischen welchen ein Kanal zur Verschiffung der Producte sich befindet, wurde im Jahre 1830 von den Besitzern Herrn Baird & Comp. in Betrieb gesetzt und lieferte im Jahre 1850 112,000 Tonnen Roheisen, die meistentheils ins Ausland versendet wurden.

Dieses großartigste der Hochofenwerke Schottlands ernährt, wenn man die

zum Hausstande da beschäftigten Arbeiter mitrechnet, 10,000 Seelen mit Einschluß der Berg- und Fuhrleute, von denen circa 2000 dicht beim Werke in Familienhäusern wohnen. Jede Wohnung in diesen massiv gebauten Häusern besteht aus einer Wohnstube mit zwei Betträumen und gemeinschaftlichem Waschzimmer. Dafür bezahlt der Bewohner wöchentlich 15 Silbergr. Miethe, während der geringste Tagelohn eines Mannes circa 28 Silbergr. täglich beträgt. Ein bedeutendes kaufmännisches Geschäft, verbunden mit Fleischerei und Bäckerei, wozu demselben Besitzer gehörige große Landbesitzungen und Meiereien das Material liefern, sorgt für alle Bedürfnisse der Arbeiter zu bestimmten mäßigen Verkaufspreisen in möglich bester Beschaffenheit, ohne daß durch dies Geschäft von dem Unternehmer ein pecuniärer Vortheil bezweckt würde.

So stellt sich uns Gartsherrie als eine wahre Musteranstalt dar, wo die Vorsorge unserer neuen industriellen Aristokratie für das Wohl ihrer Untergebenen aufs vortheilhafteste gegen die rohe Brutalität absticht, mit welcher der feudale Adel, wo er noch im Besitz seiner ungerechten und barbarischen Vorrechte steht, seine elenden Frohnarbeiter zu behandeln pflegt.

Obgleich nicht so riesig wie in England, sind doch die neueren Fortschritte der Eisenindustrie in Deutschland von der erfreulichsten Art. Preußen, welches 1826 nur 1,052,550 Centner Roheisen lieferte, erzeugte im Jahre 1859 7,937,844 Centner, so daß die Eisenproduction dieses Landes in einem Zeitraum von 33 Jahren sich fast verachtfacht hat.

Zwar belief sich die Eisenproduction Frankreichs in 1859 auf 17,243,040 Centner, doch bei einer mehr als doppelt so großen Bevölkerung war sie verhältnißmäßig nicht bedeutender als die preußische, die namentlich in Westphalen sich zusehends entwickelt.

Im Vergleich zu seiner Größe hat jedoch kein Land in Europa so erstaunliche Fortschritte in der Eisenindustrie gemacht als Belgien, wo sie von 1,200,000 Centner in 1840 auf 6,044,220 Centner in 1859 gestiegen ist und also in weniger als zwanzig Jahren sich mehr als verfünffacht hat.

Dies und Das.

Wie groß der Kleideraufwand in früheren Zeiten gewesen, ergibt sich daraus, daß im Jahre 1498 der Reichstag zu Freiburg im Breisgau es als eine unabweisbare Nothwendigkeit erkannte, eine Kleiderordnung für alle Stände im deutschen Reiche festzusetzen. Leider hing dabei gar zu Viel vom guten Willen der einzelnen Landesherrschaften und Fürsten ab, und das Gesetz von Kaiser und Reich blieb meist erfolglos. Da nahm der Reichstag von Augsburg im Jahre 1500 diese Sache wieder auf. Nun wurde den Kurfürsten, Fürsten und anderen Obrigkeiten, weß Standes und Würden sie seien, bei Vermeidung kaiserlicher Ungnade und Strafe aufgegeben, daß sie die Reichstagsbeschlüsse in Betreff der Ueberflüssigkeit der Kleider in ihren Landen in Ausführung zu bringen hätten und zwar bis zum Sonntag Lätare des Jahres 1501. Eine churpfälzische Verordnung aus dieser Zeit besagt: „daß Knechte und Mägde nit sullen güldene noch silberne Spangen tragen noch Kleider aus Sammet und Side". Das gibt den Beleg dazu, wie nothwendig jene Verordnungen waren, die aber leider meist erfolglos blieben, weil das Uebel zu allgemein war und die Obrigkeiten am Ende selbst einsahen, daß es unmöglich war, Alle zu strafen, weil das ganze Volk dem Uebel anheimgefallen war und nicht bloß einzelne Stände.

Eine Anekdote. Wie unerschrocken, ja tollkühn oft Friedrich der Große war, zeigte folgende Thatsache: Nach der Schlacht bei Leuthen ritt er mit wenigen Begleitern nach Lissa und trat in das dortige Schloß, das voll österreichischer Offiziere war. Diese kamen ihm mit Lichtern entgegen, als er die Treppe rüstig heraufstieg. Sie hätten ihn nach seinem schönsten Siege in aller Ruhe und Gemüthlichkeit gefangen nehmen können. Verblüfft standen die Offiziere da, als sie ihn erkannten.

Guten Abend, meine Herren, sagte er ganz unbefangen; Sie haben mich wohl hier nicht vermuthet? Wie Bildsäulen standen die Oesterreicher da. — Kurz darauf erschien indessen eine Schwadron preußischer Husaren und nahm die Oesterreicher gefangen, die nun erst erkannten, daß der König völlig in ihrer Gewalt gewesen war. Es war indessen zu spät.

Die Erzählung zu dem diesem Heft beigegebenen Stahlstich — Die Trauerkunde — erfolgt später.

Nicolaus Federmann's Zug in's Goldland Amerika.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Von W. Hofmann.

Es war im Jahre des Heils 1529. Durch die runden Fensterscheiben eines großen, hochgiebeligen Hauses der freien Reichsstadt Augsburg fielen die letzten Strahlen der Abendsonne in ein Zimmer mit reicher Holztäfelung und hochlehnigen Sesseln. Der matte Schimmer des sinkenden Tagesgestirnes genügte indessen noch einem ältlichen Manne in venezianischem Sammetmantel und breitem Kragen von Otterfell, um einen sehr zerknitterten Brief zu entziffern, den er mit angestrengter Aufmerksamkeit mehrmals von vornen anfing. Der Mann im Mantel war der reiche Kaufherr Markus Welser, der Rothschild seiner Zeit.

Gewiß würde er das Lesen von Neuem wiederholt haben, wenn nicht in diesem Augenblick die Thür geöffnet und sein Blick auf zwei junge Männer gerichtet worden wäre, die ziemlich geräuschvoll eintraten.

„Herr Oheim," sagte der Eine in zierlichem Anzug mit Schnabelschuhen, engen seidenen Beinkleidern und feinem, geschlitztem Tuchwamms, das schwarze Barett in der Hand drehend, „hier ist Nikolaus Federmann!"

Die kleinen, lebendigen Augen des alten Patriziers flogen über die Gestalt des Bezeichneten; von dem flüchtigen Examen befriedigt, trat er aus der Fenstervertiefung heraus, den Ankömmlingen einige Schritte entgegen.

Nikolaus Federmann verneigte sich steif und militärisch, wodurch übrigens seine kräftige, beinahe martialische Gestalt Nichts einbüßte.

Nachdem er sich wieder in gerade Linie gebracht, die Füße mit schweren Stulpstiefeln zusammengeschoben und seinen Schnurr- und Spitzbart gestrichen, fuhr er mit der Hand unter seinen ledernen Wamms und langte ein versiegeltes Schreiben hervor.

Der Kaufherr durchflog es nur oberflächlich und legte es dann beiseite.

„Ihr seid mir genügend durch meinen Neffen empfohlen, Herr Nikolaus Federmann, bemerkte er dem ihn fragend Anschauenden, „und es hätte nicht noch des besonderen Certificats unseres Herrn Vetters Föhlinger bedurft. Ihr scheint mir der rechte Mann zu sein, der seinem Glücke nicht aus eitler Furcht vor Strapatzen aus dem Wege geht. Warum aber habt Ihr den Dienst des ehrenfesten Rathes der Stadt Ulm verlassen?"

„„Es sind das besondere Dinge, Herr! Ich machte zur Unzeit der Jungfer Lerchenzung, der Tochter des Rathsschreibers, einen Heirathsantrag, und da mich der Alte dabei unfreundlich ansah, so habe ich ihm mit einer Handbewegung die Hörner ein wenig gestellt!""

„So, so," lachte Welser, „und diese Handbewegung hat leider Eure Hauptmannschaft in Stücke geschlagen! Nun, tröstet Euch; aus dem Hauptmanne der Ulmer Hakenschützen will ich den Kommandanten eines Königreichs machen; mit Gold beladen werdet Ihr einst wieder vor den erzürnten Vater treten und aus seiner Hand dann, ohne Zweifel mit freundlichem Gesichte, Eure Braut empfangen. — Mein Neffe hat Euch die Bedingungen mitgetheilt, die ich zur Uebernahme der neuen Stelle festgesetzt. Seid Ihr damit zufrieden?"

„„Ich nehme sie an!""

„Wann könnt Ihr reisen?"

„„Zu jeder Zeit!""

„Das ist mir lieb; ich gebe Euch übrigens noch drei Tage. Ihr werdet dann Reisegeld und Papiere bei mir in Empfang nehmen und seid so von heute mein wohlbestallter Hauptmann des Landes Venezuela, unter allergnädigstem Schutz und Schirm seiner apostolischen Majestät, des Kaisers Karolus. Gott befohlen, Herr Hauptmann Nikolaus Federmann!"

Der Kaufherr sprach dies mit Schwung und Würde. Durch das ganze heil'ge deutsche Reich und noch über dessen Grenzen hinaus hatte der Name der Welser einen wohlbekannten goldenen Klang. Schon damals brauchten die Fürsten viel Geld und hatten sehr häufig wenig; da waren denn die Augsburger Kaufleute und Bankiers, die steinreichen Fugger und Welser, die Helfer in der Noth. Um nur einen kleinen Begriff vondem Reichthum dieser Familien zu geben, so sei hier bemerkt, daß sie sich getrauten, dem König Franz I. von Frankreich 12 Tonnen Goldes vorzuschießen. Kaiser Karl selbst nahm bekanntlich mehrmals den Beutel und die Gastfreundschaft dieser mächtigen Bürger in Anspruch, wurde von ihnen ebenso glänzend und ehrerbietig aufgenommen, ebenso sehr gezwickt und übervortheilt, wie es heut zu Tage noch geschieht.

Im Jahre 1527 nun hatte Kaiser Karl den Reichthum der Familie Welser abermals benutzt, um seine langwierigen Kriege mit dem französischen Könige fortzusetzen und dafür seinen Gläubigern einen bedeutenden Landstrich an der Nordküste Südamerika's abgetreten. Gewiß mag die Verlegenheit des Kaisers groß gewesen sein, daß er auf diese Weise eine bürgerliche Familie zur erblichen Herrscherin eines Landes machte, beträchtlicher als das größte deutsche Königreich. Nimmt man die Charte zur Hand und zieht eine Linie von Cap Vela bis Maracapana, so hat man die nördliche Grenze dieser Besitzung der Augsburger Patrizier. Heut zu Tage liegen dort die blühenden Städte: Coro, Valenzia, Varinas, Carrakas, Barzellona, Cumana und viele andere. Als die Welser die Herrschaft übernahmen, bestanden indessen nur Cumana und Coro *). Die Bedingungen aber, unter welchen der Vertrag zu Stande gekommen, waren folgende:

1) Man trat den Welsern alle Länder vom Cap Vela bis Maracapana mit dem Rechte ab, Eroberungen zu machen und ihre Besitzungen gegen Süden zu erweitern.
2) Die Welser machten sich anheischig, in Zeit von drei Jahren zwei Städte und drei Festungen anzulegen.
3) Der Kaiser gab den Titel Adelantado oder Statthalter demjenigen, den die Welser zur Regierung des Landes ernennen würden.
4) Der kaiserliche Freibrief erlaubte den Welsern, die Indianer, die nicht ihre Vasallen werden wollten, zu Sklaven zu machen.

Im Jahre 1528 langte der erste Statthalter der Welser, Ambrosius Dalfinger, mit seinem Stellvertreter Sailler in Coro an. Vierhundert Abenteurer, Deutsche und Spanier, hatten sich von ihm anwerben lassen und bildeten seine Kriegsmacht. „Gold, Gold!" hieß das Loosungswort eines Jeden, der den Fuß zum erstenmal auf amerikanischen Boden setzte, „Gold, Gold!" war der blutige Ruf, der den armen, wehrlosen Indios entgegentönte! Leider kannten die Welserischen Amtleute kein anderes Streben, als auf dem in herrlichster Fruchtbarkeit strahlenden Boden das unglückliche Metall zu suchen, und ihre Herren, die Millionäre, ließen Tausende von Menschen zu Grunde gehen um ein Goldkorn.

Peru wurde erst zwei Jahre später entdeckt; sein Ruf von wunderbaren Reichthümern hatte den zauberhaften Begriff des Eldorado hervorgerufen, eines Paradieses, in dem die Paläste in Gold und Edelsteinen funkeln und die Bewohner in glänzenden Gewändern, geziert mit den herrlichsten Kostbarkeiten, einhergehen. Und wahrlich, ein Land, wo der Inka seinen Unterdrückern ein Zimmer, 22′ lang und 16′ hoch, mit Gold füllte, muß ein wirkliches Goldland gewesen sein!

Ueberall, auch in Deutschland, regte sich eine zitternde Begierde nach diesen Schätzen; überall erklang die Mähre von Kämpfen und Heldenthaten in diesem Lande der Wunder und schreckte ab und zog an, je nachdem die Menschen genaturet waren. Viele kehrten mit ungeheuern Reichthümern zurück, aber der Fluch ruhte auf diesem Golde; der Segen ruhte nur im fruchtbaren Boden Amerika's

*) Dauxion Lavaysse, voyage en Vénézuéla. Paris 1813.

und ist seitdem auch herrlich emporgewachsen. Die Haupteroberer und Schlächter der Indianer, sie starben elend und mit Undank belohnt; selbst der Beherrscher all dieser neuen Reiche, der Kaiser Karl, war immer geldarm.

Ambrosius Dalfinger, obschon einen deutschen Namen tragend, besaß die ausgesucht grausame Natur der Spanier. Ihm lag Nichts an dem Aufblühen der Colonie; wohl aber trachtete er mit aller Gier nach Reichthum. Kaum hatte er die Regierung angetreten, so erkundigte er sich nach Gold- und Silberbergwerken; als er sich aber überzeugte, daß es keine im Lande gebe, und daß man sich nicht so schnell bereichern könne, wie man ihm in Europa weiß gemacht hatte, zog er an der Spitze einer Abtheilung seiner Soldaten in der Colonie umher und ließ Sailler als Befehlshaber zu Coro. Auf die Indianer machte er Jagd wie auf Rothwild und folterte und ermordete alle diejenigen, welche ihm an bestimmten Tagen nicht so und so viel Unzen Goldkörner brachten.

Auch die Colonisten aus Vermischung der spanischen und indianischen Rasse wurden von Dalfinger auf dieselbe Weise gepeinigt; er überfiel ihre Pflanzungen, mordete die Bewohner und plünderte die Häuser. Mit den gefangenen Indianern trieb er Handel wie mit Lastthieren und verödete so das Land. Zum Glück für dieses wurde er 1531 in einem Thale von den Indianern ermordet, das noch heute den Namen: Thal des Herrn Ambrosio führt.

Das ungewohnte Klima, die Strapatzen und ewigen Kämpfe mit den Indianern rafften natürlich eine Menge Leute dahin; darum warben die Welser von Zeit zu Zeit Rekruten und schickten sie unter erprobten Führern nach Venezuela; Einer dieser Führer war Nikolaus Federmann aus Ulm.

Zwei Abende später, als die obenerwähnten Verhandlungen im Welser'schen Hause stattgefunden, war die Herberge zum Hühnersteig in einer ziemlich engen Gasse Augsburgs merkwürdig stark besucht. Die Gäste fanden nicht alle Platz auf den schweren hölzernen Bänken und tranken zum Theil stehend ihre Kanne Dünnbier.

Oben am Tische saß als Gegenstand der allgemeinen Neugier der Hauptmann Nikolaus Federmann und an seiner Seite eine große, hagere, schwarzbärtige Gestalt mit vielen funkelnden Ringen an den Fingern und allerlei goldenen Zierathen am Wams. Was aber das Merkwürdigste war: dieser Mann zog aus einem eigenthümlich geformten Geräth den Rauch brennenden, wohlduftenden Krauts und blies ihn in mächtigen Wolken durch die Nase wieder von sich. Alt und Jung gaffte mit einer Art Schrecken diesen dampfenden Menschen an, und wirklich, das ganze Aussehen, die tiefliegenden, blitzenden Augen, schwarz wie Kohle, die große, gebogene Nase und darunter der merkwürdig lange Spitzbart gaben der Person etwas Abschreckendes, Teuflisches. Mancher gute Bürger bekreuzte sich heimlich und zog sich so leise wie möglich in den fernsten Winkel der Schenke zurück.

Der rauchende Fremde war ein Welserischer Dienstmann. Aus Amerika zurückgekehrt, hatte er seinem Herrn Nachrichten von dem Stande der Colonie in Venezuela gebracht und zugleich um weitere Mannschaften gebeten im Namen des hochweisen Adelantado Ambrosius Dalfinger.

Es konnte nicht leicht sein, zur Leitung eines solchen Unternehmens den rechten Mann zu finden. Nicht allein Muth und ein robuster Körper, sondern auch eine gewisse Härte des Charakters, oder deutlicher gesagt, ein wenig Unmenschlichkeit und Grausamkeit mußte dem eigen sein, welcher als Bekämpfer eines Volkes ohne Waffen und Kleidung auszog.

Nikolaus Federmann, der entlassene Hauptmann der Ulmer Hakenschützen,

hatte den Welserischen Plänen entsprochen und war mit der Würde eines Anführers dieser Verstärkung bekleidet worden.

Noch fehlten Einige zur Vollzahl; aber es boten sich so Viele an, daß man mit Leichtigkeit die Werbung hätte schließen können, wenn Jeder tauglich gewesen wäre. Der Spanier an Federmann's Seite diente schon vermöge seiner Figur dazu, Furchtsame abzuschrecken. Sobald sich ein unbrauchbarer Rekrut vor ihn postirte, sah er ihn mit seinen glühenden Augen an, blies ihm eine Dampfwolke in's Gesicht und sagte: „Carracho! Das ein Ding sein wie ein Nichts, aber gut für die Haifisch und die Krokodil!" Den so Angeredeten flog ein geheimes Grausen durch's Haar, und sie verliefen sich schnell unter den Andern.

Schon standen die beiden Werber in der Kammer, welche Federmann inne hatte, und besprachen noch dies und das, als leise an die Thür gepocht wurde. Ein junger Mann, kaum dem Jünglingsalter entwachsen, trat ein. Um seinen hübschen Kopf hingen lange Locken von gutem deutschen Blond, und um Lippen und Kinn legte sich ein beinahe noch flaumiger Bart.

Der Spanier betrachtete ihn mit einer gewissen Neugierde, und Herr Nikolaus Federmann blinzelte vergnügt zu ihm hin.

„Das gut sein", flüsterte der rauchende Werber seinem Hauptmanne zu!

Dieser rückte einen vor ihm liegenden Bogen Papier zurecht, schob seinen langen Stoßdegen aus den Füßen und wandte sich zu dem Angekommenen, der halb verlegen seine Mütze in den Händen drückte.

„Ihr wollt Euch anwerben lassen?"

„„Ja!""

„Auf wie lange?"

„„Auf drei Jahre höchstens!""

„Das ist nicht lange, mein Junge; denn wir brauchen ein gutes Vierteljahr, um hinzukommen; der Zug zu Lande durch Frankreich und Hispania nach Cadix dauert mehr als einen Monat. Ich dächte, wir verdoppeln die drei Jahre!"

„„Nein, nein, drei Jahre"", erwiederte der junge Mann mit einiger Heftigkeit!

„Nun, in Gottes Namen", sagte Nikolaus Federmann! „Was für ein Geschäft habt Ihr, und wie ist Euer Name?"

„„Ich heiße Jakob Renz und bin meines Zeichens ein Bildschnitzer aus dieser Stadt.""

„Wie steht's aber mit der edeln Kunst des Fechtens?"

„„Ich weiß mein Rappier zu führen und werfe den Ger mit der Tartsche (Schild) so gut als ohne dieselbe!""

„Wenn dem so ist, so seid Ihr ein brauchbarer Bildschnitzer, Jakob Renz, und ich denke, mit sothanen Instrumenten werdet Ihr tapfer meiseln, wenn's Noth thut. — Hier ist Euer Handgeld; nun gebt mir den Handschlag!"

Der neue Rekrut legte seine Hand in die des Hauptmanns, empfing einen Goldgulden und war angeworben. Federmann trug den Namen in seine Liste ein und blickte auf, um noch ein Wort an den frischen Welserischen Kämpen zu richten; doch dieser war schon wieder verschwunden.

Jakob Renz eilte mit Hast hinaus. Ein Gefühl der Erleichterung bemächtigte sich seiner, als er die kühle Luft der Straße einathmete. Indessen entstieg doch ein tiefer Seufzer der Brust des jungen Mannes, wohl ein Zeichen von geheimem Kummer.

Am nördlichen Ende der Stadtmauer stand ein niedriges hölzernes Häuschen in die Masse von größeren Gebäuden eingeklemmt. Durch die Dunkelheit schimmerte ein trübes Licht aus den schmalen Fenstern; drinnen saßen zwei schon bejahrte Frauen und ließen fleißig ihre Kunkeln tanzen. Etwas näher an der Lampe

beugte sich eine schlanke Mädchengestalt über eine Näharbeit und sah nur dann auf, wenn in die flinkgeführte Nadel ein neuer Faden einzustecken war.

Jakob Renz blieb vor einem dieser kleinen Fenster stehen und blickte mit Beklemmung auf die weibliche Gruppe. Aus seinen Augen stahl sich Etwas wie eine Thräne, die er aber nicht zu bemerken schien, denn sie fiel im Lichtschimmer blitzend zur Erde. Endlich hob er die schwere Klinke an der Hausthür auf und trat ein.

„Gut, daß Du endlich da bist", sagte seine Mutter zu ihm. „Ursula thut Nichts als weinen, und weder ich noch ihre Mutter können sie beruhigen; so sprich Du mit ihr! Ich war doch auch einmal jung, aber in die Nothwendigkeit habe ich mich immer gefügt. Dein seliger Vater steckte mir den Brautring an den Finger und zog dann von Neuem in die Fremde. Alles will einmal angefangen sein, auch unser Anfang war schwer; aber zwei Jahre tüchtiger Arbeit und Entbehrung, und es war gethan!"

„Gräme Dich nicht so, liebe Ursula", sprach er, des Mädchens Hand ergreifend und ihm in die verweinten Augen blickend, „die wenigen Jahre werden verfließen; ich kehre dann zurück mit genügenden Mitteln, und Du wirst meine Frau!"

Es mochte wohl ein geringer Trost liegen in diesen mit ungemeiner Traurigkeit gesprochenen Worten.

„Ach, Jakob", erwiederte sie, „ich weine und gräme mich nicht, weil Du fortgehst; aber ich habe eine schwere Ahnung, daß Du unglücklich bist, daß Du nicht wiederkehrst. Die Welt ist jetzt voller Krieg und Noth, und überall wirst Du von Gefahren umgeben sein. Ach, wenn Du nur hier bleiben könntest!"

Lautes Schluchzen erstickte ihre Stimme, so daß alles Trösten vergeblich war. Man überließ sie darum ihrem Schmerz, bis sie sich von selbst beruhigte. Den armen Jungen aber packte es mit einer Art von Verzweiflung. Mangel an Entschlossenheit konnte man ihm gerade nicht vorwerfen; doch im Kreise dieser Frauen folgte er gar zu leicht dem Zuge seines Herzens.

Jakob Renz war ein ganz geschickter Bildschnitzer und hatte diese Kunst von seinem verstorbenen Vater erlernt. So lange derselbe am Leben blieb, fehlte es der Familie an Nichts; leider aber starb er so früh, daß er weder des Sohnes wirklich ausgezeichnete Anlagen gehörig hatte ausbilden, noch sein Haus vor Noth und Mangel schützen können. Nur mit Anstrengung und Entbehrungen aller Art brachte die Wittwe sich mit dem Knaben durch; dieser aber suchte sich auf eigene Faust in dem Handwerke weiter zu vervollkommnen. Jeder Sachkenner mußte gestehen, daß Jakob Renz Etwas verstand; das damalige außerordentlich strenge Zunftwesen aber erforderte eine Lehrzeit in aller Form, darnach eine mehrjährige Wanderschaft und dann endlich Meisterstück und Meisterbrief. Der junge Mann hatte also in seinem Berufe die schlechteste Aussicht für die Zukunft. In der Vaterstadt, ja im ganzen Vaterlande kam er trotz Geschicklichkeit und Fleiß zu Nichts.

Oefters schon war darum im Familienrathe die Ansicht aufgetaucht, in einem andern Lande könne für die edle Kunst des Jünglings ein besseres Loos erblühen. Besonders hatte der Hof des Königs Franz I. von Frankreich einen guten Ruf. Benvenuto Cellini, der berühmteste Bildhauer seiner Zeit, schmückte die königlichen Paläste und Gärten zu Paris mit vielen noch heute bewunderten Statuen und setzte gleichzeitig manche andere Künstler in Nahrung. Dorthin sollte Jakob wandern, sollte arbeiten und ringen und so entweder in der Fremde seinen Herd gründen oder, mit Ruhm und guten Attesten heimkehrend, den harten Sinn der Zunftgenossen in der Vaterstadt brechen.

Das Alles klang in dem Munde liebender Frauen so angenehm, so gefällig, war aber bei reiferer Ueberlegung so schwer, daß der junge Mann diese Projekte

mehr wie Luftschlösser ansehen mußte. Eine stille Traurigkeit, ja zeitweise ein verbissener Grimm, ein Hadern mit dem Schicksal bemächtigte sich seiner; als plötzlich die Welserische Werbung seinen Ideeen eine neue Richtung gab. Er glaubte auf einmal einen Ausweg gefunden zu haben und sah dieses Ereigniß beinahe wie einen Fingerzeig der Vorsehung an. Von dem Augenblicke, als die Sache allgemeines Tagesgespräch wurde, stand sein Entschluß fest, mit in's Goldland zu ziehen. Aber wie war es möglich, seine Mutter und seine Braut dafür zu bestimmen? Die gute Frau kannte Amerika nur als ein Land voll großer Schätze, wo es aber auch von Drachen und Lindwürmern wimmele, die von hundert Menschen gewiß neun und neunzig verschlängen. Nie hätte sie ihre Einwilligung zu den Plänen ihres Sohnes gegeben; darum blieb dem entschlossenen jungen Manne nichts Anderes übrig, als zur Täuschung seine Zuflucht zu nehmen.

Schon seit einiger Zeit hatte man Anordnungen zur Reise nach Paris getroffen; Alles war bereit; der kärgliche Zehrpfennig und die nöthige Kleidung steckten in dem ledernen Reisesack des Vaters; der Stoßdegen, die Lieblingswaffe Jakob's, lag darauf, und so konnte er morgen in Gottes Namen abziehen.

Im Monate Oktober des Jahres 1529 stand auf dem Hafendamm der Stadt St. Lucar de Barameda, an der Mündung des Quadalquivir, eine große Menschenmenge. Theils neugierig, theils ernst flogen ihre Blicke hinüber auf ein stattliches Schiff, welches vollständig ausgerüstet sich im Hafengewässer schaukelte. Eben begann die Einschiffung der gutbewaffneten, wenn auch sonst buntscheckigen Mannschaft. Hauptsächlich waren es ächt spanische Gesichter aus den verschiedenen Landestheilen, wie es die Mannichfaltigkeit der verschiedenen Dialekte bewies, die durch das weiche Andalusisch der Zuschauer hindurchklangen. Aber auch blonde Köpfe tauchten in einer besonderen Gruppe dieser Kriegsleute hervor; sie redeten eine andere Sprache; doch diese Laute würden heimathlich an unser Ohr geklungen haben in diesem entfernten Winkel eines fremden Landes; wir würden auf sie zugegangen sein, um diese ernsten, besorgnißvollen Männer zu begrüßen; denn es waren Deutsche.

Vornen an einer breiten Steintreppe hält ein kleineres Fahrzeug und empfängt Mann für Mann mit dessen Gepäck; oben auf der Kante des Dammes aber steht eine wohlbekannte Gestalt, wenn auch in etwas anderem Kostüm mit niedrigem, schmalrandigem Filzhut und wallender Feder. Ueber die rechte Schulter hängt eine blutrothe seidene Schärpe, Lederwamms und Stulpstiefel sind indessen dieselben geblieben. Der Mann ist der Welserische Anführer Nikolaus Federmann. An seiner Seite gewahren wir Antonio Ojeda, den spanischen Werber aus der Schenke in Augsburg, diesmal weniger geschmückt, aber ebenso lauernd, ebenso widerwärtig und abstoßend.

Da trat aus dem Gewühle Herr Ulrich Ehinger, Faktor der Welser in St. Lucar, dem die Schiffsausrüstung anvertraut war, und näherte sich der Gruppe seiner Landsleute, die halbverlassen und bekümmert über die weite, unruhige Wasserfläche schauten.

„Nun, mein Junge", sagte er gutmüthig, einen hübschen, schlanken Mann auf die Schulter klopfend, „hast Du Dich besonnen? Es ist die höchste Zeit; ich wiederhole Dir also zum letzten Male: bleibe bei mir! Mich dauert Dein junges Blut; Du kommst mir vor wie eine Wachtel unter diesen Habichten! Meiner Six, es wird Dir unter den Heiden auch nicht anders ergehen als einer Wachtel; sie werden Dich auffressen mit Haut und Haar; traun gerade so haben sie's meinem Neffen gemacht. Er wurde gebraten und verspeis't, der arme Schelm, und es ist doch ein gar unchristliches Grab, so ein vermaledeiter Magen eines alten Heiden! Bleibe hier, sag' ich Dir!"

„Es geht nicht mehr, Herr Ulrich Ehinger", erwiederte Jakob Renz traurig, aber mit Entschlossenheit. „Mein Wort ist verpfändet, meine Pläne sind gemacht, und was ich bis jetzt hörte, war nicht geeignet, mich umzustimmen. Ich wage Alles, um Alles zu gewinnen. Ihr kennt meine Verhältnisse, Herr Ehinger; es läßt sich leider Nichts ändern. Empfanget meinen Dank für Eure Theilnahme und laßt mich mit Gottes Schutz ziehen!"

Er streckte dem braven Landsmanne die Hand entgegen, die dieser herzlich drückte, nahte sich dann der Treppe und stieg mit seinen Kameraden in's Boot. Noch einen letzten Blick warf er über dieses Gewoge theilnehmender und theilnahmloser Menschen und entwand sich damit allen ferneren Versuchungen des freundlichen Faktors.

Der letzte Mann ist eingeschifft. Herr Nikolaus Federmann steht auf dem Deck und mustert mit stolzen Blicken seine in zwei Linien aufgestellte Truppe von 147 Soldaten, darunter 24 Deutsche, lauter abgehärtete, kräftige Naturen. Indessen grinste auch manches Galgengesicht aus der Reihe heraus, und es ließ sich annehmen, daß unter Umständen die Befehlshaberstelle eines so zusammengewürfelten Corps gerade nicht die leichteste sein möchte. — Die schwere Ankerwinde knarrt; die Segel breiten sich aus, und dahin zieht das Schiff in's offene Meer. Leise Seufzer, die sich aus der Brust eines Scheidenden stehlen, verhallen unter dem lauten Rauschen der salzigen Wogen. Es schwindet das Land; vor ihnen glänzt im Geiste das goldreiche Amerika.

Wie beklommen es Jedem um's Herz sein muß, welcher, gewohnt immer festen Boden unter den Füßen zu haben, nun auf einmal über dem beweglichen Elemente des Ozeans hinzieht, läßt sich leicht ermessen. Die Mannschaft hatte schon bei ruhiger See alle die Uebel zu erdulden, denen die „Landratten" ausgesetzt sind; selbst des Hauptmanns kräftige Körperbeschaffenheit vermochte ihnen nicht zu widerstehen. Aber der klare Himmel verfinsterte sich bald, und es erhob sich, um mit Federmann's eigenen Worten zu reden, ein großes ungestümes Wetter. Dreiundzwanzig Tage brauchten sie, um die verhältnißmäßig geringe Strecke nach den Kanarischen Inseln zu durchfahren; das Wasser fing an zu mangeln; so beschloß denn der Hauptmann, an der Insel Lanzerote anzulegen und seine Vorräthe zu ergänzen.

Die ganze Gruppe der Kanarien gehörte damals so wie heute der Krone Spanien; auf Lanzerote befand sich aber nur ein einziger von Christen bewohnter Ort; der ganze übrige Theil war an die Mauren verpachtet, welche 17 Meilen östlich die afrikanische Küste bewohnten. So wild und plünderungssüchtig wie jetzt waren sie auch damals. Raub und Gewaltthätigkeit gegen jeden, der in ihre Hände fiel, galt als Loosungswort. Hier auf Lanzerote hatten sie die fetten, wasserreichen Triften von den Spaniern in Pacht genommen und unterhielten zahlreiche Heerden von Rindvieh und Kameelen.

Nikolaus Federmann ersah den ersten günstigen Landungsplatz und stieg mit 10 Mann an's Ufer; ihn begleitete außer 3 Deutschen auch Jakob Renz. Vor ihnen lag ein schmaler Sandstrich, von dem graue, nackte Felsen beinahe senkrecht emporstiegen; weiter links aber winkte ein einladendes Gehölz; dort mußte Wasser zu finden sein. So zogen sie denn, Nichts ahnend, dahin über die glatten Kiesel. Plötzlich aber ertönte von den Gipfeln herab, hinter und vor ihnen, ein gräuliches Geschrei; Steine flogen hageldicht auf ihre Köpfe nieder und ließen nicht Einen unverwundet. Das Häuflein eilte darum einer Anhöhe zu, welche mehr Sicherheit gegen die Angreifer bot. Doch von allen Seiten strömten nun die wilden, halbschwarzen Mauren herzu und umgaben den Hügel vollständig. Mit Steinen, Pfeilen und langen Speeren erneuerten sie ihren Angriff; zwei Deutsche und ein Spanier wurden dicht vor dem Hauptmanne erstochen. Dieser wehrte sich wie ein Verzweifelter, stieß mit kräftigem Arm die Speere zur Seite und bearbeitete

mit seinem Rappier höchst geschickt die dunkle Haut der Feinde. Jetzt aber traf ein Steinwurf seinen Kopf; er fiel, und sogleich richteten sich die Waffen nach seiner Brust. Schon sah er sich im Geiste den gefallenen Soldaten nachgeschickt, machte sich in Eile ein Stoßgebetlein zurecht und empfahl seine Seele dem Herrn — da stieß eine blutige Gestalt die funkelnden Spieße mit heftigem Ruck zur Seite und warf sich über ihn hin; es war der junge Augsburger Bildschnitzer, der hier seine erste Heldenthat vollführte, indem er willig sein Leben für das des Hauptmanns zu opfern suchte.

Während diese Scene die Aufmerksamkeit der dichtgedrängten Feinde auf sich lenkte, entrannen die übrigen Schwerbedrängten dieser Noth und kamen glücklich zu ihrem Fahrzeug. Federmann aber mit Jakob Renz wurde geknebelt, arg mißhandelt und in eine nahe Höhle gebracht. Die Mauren hielten Rath, und obschon die beiden Gefangenen das heftige Hin- und Herreden nicht verstanden, war es ihnen doch klar, daß es sich um ihre Personen handele. Endlich drängte sich ein alter, mit schmutzigem Burnus bekleideter Maure aus dem Haufen und rannte mit gesenktem Spieß gerade auf Jakob Renz los; kaum vermochte dieser dem plötzlichen Stöße auszuweichen. Federmann trat auf den Alten zu, mit den Fingern das Zeichen des Geldzählens machend, und man verständigte sich durch einzelne spanische Worte so weit, um den Frieden aufrecht zu erhalten. Die Mauren gestatteten den Gefangenen, einen Brief auf's Schiff zu senden, der einen der Sprache kundigen spanischen Soldaten nebst einem Bader in die Höhle entbot; so wurden sie endlich genügend verbunden. Indessen hatte die Noth damit noch keineswegs ihr Ende erreicht; denn die Feinde verlangten ein Lösegeld von 200 Dukaten, eine für den Hauptmann unerschwingliche Summe. Traurig sahen die beiden Gefangenen ihr Verhängniß, als Sklaven dieser Barbaren hinüber nach dem Festlande geführt zu werden, herannahen und schmachteten zwei Tage lang unter jeglicher Entbehrung und Mißhandlung in dem Felsenloch. Als endlich zum dritten Male die Morgenröthe emporstieg, zeigte sich eine eigenthümliche Unruhe unter den Mauren; eine zahlreiche Truppe zu Kameel erschien in der Nähe, an ihrer Spitze der Kommandant der Insel, Don Sancho de Herera, und befreite die Armen aus den Händen der Quäler, führte sie mit sich in sein Haus, erquickte sie nach den überstandenen Mühseligkeiten und Leiden auf's freigebigste und brachte sie endlich, wie Federmann gesteht, höchst freundlich zum Schiffe, indem er ihnen noch eine Summe Geldes einhändigte, wahrscheinlich, um durch den Welserischen Anführer kein ungünstiges Urtheil über sich verbreiten zu lassen. Dieses Abenteuer war ein kleiner Vorgeschmack von den Gefahren in Amerika. Auf den Hauptmann Federmann machte es einen ziemlich niederschlagenden Eindruck, und so lange er die Bandagen und Pflaster an seinem Gesichte behalten mußte, ließ er sich nicht blicken; dann aber erschien er wieder auf dem Deck, respektvoll begrüßt von seinem ganzen Heer; man fürchtete den Mann, der ohne lange Procedur Jeglichen vom Leben zum Tode bringen lassen konnte, gewalt seines Rechtes als alleiniger Kommandant. Jeder Andere als er würde gewiß seinem Lebensretter ein Wort des Dankes und der Anerkennung gezollt haben; Jakob Renz aber fand weder in den Reden noch in der Behandlung seines Vorgesetzten die leiseste Andeutung davon. Anfänglich kränkte es ihn tief, dann aber dachte er, es sei wohl nichts mehr und nichts weniger als seine Schuldigkeit gewesen, was er für den Hauptmann auf Lanzerote gethan. Bei seinen Kameraden indessen galt er Etwas seit dieser aufopfernden Handlung; alle liebten den stillen jungen Mann, der gegen Jeden dienstfertig und dabei so anspruchslos und uneigennützig war.

Dreizehnhundert Meilen steuerte man mit ziemlich günstigem Wetter in das Meer hinein und landete endlich im Hafen von St. Domingo auf der Insel Hispa-

niola, die heut zu Tage Haiti heißt, wie sie auch von den Ureinwohnern genannt wurde.

Eine neue, merkwürdige Natur tauchte vor den Blicken der erstaunten Abenteurer auf. Wie sehr auch ihr ganzes geistiges Wesen von dem Durst nach Reichthum gefangen gehalten wurde, sie konnten ein Gefühl der Bewunderung nicht unterdrücken. Schlanke, lebendige Säulen stiegen zu einer ungeheuren Höhe empor, an der Spitze einen breitblätterigen Laubbüschel tragend, der sich gleich einem Fliegenwedel ausbreitete; daran glänzten bald hellgelbe bald dunkelgrüne Früchte, untermischt mit lachenden Blüthen und aufbrechenden Knospen. Breite, saftgrüne Blätter von zehn und mehr Fuß Länge und entsprechender Breite wiegten sich leicht in den warmen Lüften, und an dem Stamm herauf rankten schmiegsame, vielfach gewundene Schlingpflanzen mit duftreichen Blumen. Goldglänzende, winzig kleine Vöglein schwirrten darüber und darunter hin, blitzend und funkelnd wie lebendiges Edelgestein. Wahrlich, eine solche Ueppigkeit der Pflanzenwelt, so wunderbare, zauberhafte Gestalten, die überall erschienen, waren wohl darnach angethan, die hochfliegenden Erwartungen der neuen Ankömmlinge bis zum Aeußersten zu steigern und ihnen den Gedanken beizubringen, als brauchten sie nur die Hand auszustrecken, und sie würde mit Schätzen gefüllt sein!

St. Domingo war eine der ersten von Europäern angelegten Städte in Amerika und gedieh bald zu einer bedeutenden Handelsstation, was sie noch heute ist. Auf Federmann machten diese europäischen Wohnungen, umgeben von dem ganz neuen, tropischen Pflanzenwuchs, einen überraschenden Eindruck, so daß er selbst schreibt: „Das ist eine schöne Stadt, hat zierliche Gassen, schöne Häuser und einen feinen Hafen, rundherum aber viel feines, sonderliches Gewächs und Flecken, von Christen bewohnt; die Eingebornen aber dienen den Christen."

Man verweilte 15 Tage in St. Domingo, verproviantirte das Schiff von Neuem, nahm 10 Pferde ein und segelte endlich gradezu nach Venezuela. Als die Spanier im Jahr 1499 hier zum erstenmal ankamen, fanden sie ein Indianerdorf, vollständig auf Pfählen im Wasser stehend, gleich der Lagunenstadt Venedig; sie nannten darum den ganzen Strich Klein-Venedig oder Venezuela.

Nach langen Kämpfen mit widrigen Winden und Meeresströmungen glänzte in der Ferne die Bucht von Coro. So konnten denn unsere Abenteurer endlich den Fuß auf den eigentlichen Schauplatz ihrer Thaten setzen. Hier in dieser noch im Entstehen begriffenen Stadt umgaben sie schon die armseligen Gestalten der zu Sklaven herabgesunkenen indianischen Bewohner, aber auch die ganze herrliche Natur einer jungfräulichen Schöpfung. Die schönsten Jahreszeiten waren hier in eine einzige zusammengedrängt; überall winkten die würzigsten Früchte reif und saftig unter Blüthen und Knospen an demselben Ast. Nach der langen, gefahrvollen Reise von 16 Monaten (die man heute in zwei Monaten macht), war übrigens auch ein solcher Eindruck nothwendig, um die Niedergeschlagenheit und Abspannung zu verdrängen, welche einen Jeden mehr oder weniger beherrschte.

Nikolaus Federmann sammelte nun in Coro noch neue Truppen, meist verwegene Subjekte aus aller Herren Länder, und als der Statthalter Dalfinger umkam, wurde er selbst „als Gubernator und Generalcapitän hinterlassen, von allem Volk dafür angenommen und ihm geschworen."

So sah er sich denn endlich am Ziele seiner Wünsche: unabhängiger Beherrscher eines Landes ohne weitere gesetzliche Ordnung als die, welche ihm beliebte, unumschränkter Gebieter über Leben und Tod aller Soldaten und Unterthanen, bewegt von Anschauungen, wornach ihm jede Grausamkeit und Gewaltthätigkeit gegen die Indianer erlaubt war, ohne daß das Mitgefühl seiner europäischen Genossen sonderlich angeregt wurde. In ihren Augen galten dieselben

als Halbmenschen und Heiden, gegen welche jede christliche Regung viel weniger am Platz war als gegen die Hausthiere.

An einem freundlichen Tage des Monats September bewegte sich aus den Verschanzungen der Stadt Coro ein für europäische Augen merkwürdiger Zug. Wohl an 400 Mann mochten es sein, die in wohlgeordneten Reihen auf der kaum im Entstehen begriffenen Straße daherkamen; voran einige rothhäutige Indianer in kurzen Röcken von feinem Bast, auf dem Kopfe die langen wallenden Federn des bunten Aras. Wenn man die wuchtige Axt in ihrer Hand, die schöngeschnitzten Bogen und die mit Pfeilen wohlgefüllten Köcher betrachtete, mußte man gestehen, daß sie ein gerade beklagenswerthes Loos den hinter ihnen folgenden Europäern gegenüber hatten. Es waren die Dolmetscher und Wegweiser. Leichten, elastischen Schrittes eilten sie vor der Abtheilung Reiter her, welche sich dicht auf ihren Fersen hielt, dann kam ein Trupp Fußvolk mit schweren Musketen, das Radschloß vorsichtig in Tücher gehüllt, um es vor der Feuchtigkeit zu schützen. Ihre langen, wohl fünf Fuß hohen, hölzernen Schilde hingen quer über den Rücken und gaben dem Aussehen der Leute etwas höchst Sonderbares. Hinter diesen wohlbewaffneten Kriegern wandelte das Elend und die Sklaverei in stillem, traurigem Gang; 200 Indianer zu Sechsen mit Ketten an Stangen geschmiedet, trugen auf dem Rücken schwere Lasten: Zelte, Körbe mit Vorräthen, Fässer und das ganze Gepäck der Soldaten. Der Gubernator Federmann, hoch zu Roß, beschloß mit dem Reste des kleinen Heeres den Zug.

Freudig ging's voran; denn nun glänzte in nächster Nähe das goldene Ziel, nun winkten die kaum beachteten hundertjährigen Schätze aus den Hütten der Indios! Dieser Gedanke belebte den Marsch der Abenteurer wie ein elektrischer Strom. Die gräulichen Bilder von Gefahren und Elend, welche von zurückgekehrten Kameraden in Coro verbreitet worden, sie galten nur als müßige Erfindungen, als Ausflüsse der Mißgunst. So stieg man denn muthig die steilen Gebirge hinan, glitt auf ungebahnten Wegen in weite Thäler hinab, setzte über reißende Ströme und vertiefte sich in die feuchten, unheimlichen Schatten des Urwalds, ohne Murren, ohne Müdigkeit, ohne Rast. Wenn auch die armen, angeschmiedeten Sklaven unter ihrer Last keuchten, wenn sie mit wunden Füßen todesmatt zusammensanken: das Alles konnte den Zug nicht aufhalten. Man überließ die Elenden ihrem Schicksal: dem Hunger und den wilden Thieren; sie waren ja nur Heiden!

Als nach vielen Tagen des angestrengtesten Marsches das Corps einen neuen Gebirgszug erstiegen hatte, glänzte vor ihnen eine weite, lachende Ebene. Hütten, von Palmen und Pisang umgeben, blickten aus der grünen Fläche hervor; bewegliche Menschengruppen belebten das herrliche Bild. Das war endlich ein längst ersehntes Ereigniß.

Der Anführer, wohl einsehend, daß er diese erste Grenze des feindlichen Gebietes mit dem Heiligenschein der Milde und Freundschaft betreten müsse, wenn er noch tiefer ins Land eindringen wolle, schickte einen Dolmetscher an die Indianer ab, um sich mit ihnen zu verständigen. Durch glatte Reden voller Mitgefühl pries er sich an als den Ueberbringer des Glückes, als unüberwindlichen Verbündeten und fand so nicht den geringsten Widerstand. Tausende von Bewohnern der friedlichen Dörfer strömten herzu, voller Staunen über diese bärtigen, weißhäutigen Männer mit seltsamen Kleidern und Waffen, über diese Gestalten auf furchtbaren Thieren mit wallenden Mähnen und weitschallendem Gewieher. Wohl mochten sie schon von anderen Völkerschaften vernommen haben, daß diese Fremdlinge nach Gold und Kostbarkeiten ein unbändiges Verlangen trügen; sie

Whereas the said Mortgagor has agreed to pay the said sum of $ [illegible] with interest thereon at the rate of [illegible] per cent per annum by [illegible] equal payments of $ [illegible] each, the first payment to be made on the [illegible] day of [illegible] 19[illegible] and the subsequent payments to be made on the [illegible] day of each and every [illegible] thereafter until the whole of the said principal sum and interest shall be paid, and has agreed to pay taxes, insurance premiums and water rates as hereinafter provided.

Now this Indenture witnesseth that in consideration of the premises and of the sum of one dollar now paid by the Mortgagee to the Mortgagor (the receipt whereof is hereby acknowledged) the Mortgagor doth grant unto the Mortgagee all that certain parcel of land and premises situate, lying and being in the [illegible] of [illegible] in the [illegible] of [illegible] and Province of Ontario, and more particularly described as follows:

[illegible]

To have and to hold unto the Mortgagee, its successors and assigns, for the term of [illegible] years from the date hereof, subject to the proviso for redemption hereinafter contained.

And the Mortgagor doth covenant with the Mortgagee as follows:

1. That the Mortgagor will pay the said principal sum and interest at the times and in the manner aforesaid.

2. That the Mortgagor will pay taxes, insurance premiums and water rates as they become due.

3. That the Mortgagor will keep the buildings on the said lands insured against loss by fire in the sum of $ [illegible] and will assign the policy or policies of insurance to the Mortgagee as further security.

4. That the Mortgagor will not commit or permit any waste on the said lands.

5. That the Mortgagor will not sell or lease or attempt to sell or lease the said lands or any part thereof without the consent of the Mortgagee.

6. That the Mortgagor will not assign the rents or profits of the said lands without the consent of the Mortgagee.

7. That the Mortgagor will not create any further mortgage or charge on the said lands without the consent of the Mortgagee.

8. That the Mortgagor will not make any alterations in the said buildings without the consent of the Mortgagee.

9. That the Mortgagor will not demolish or remove any of the said buildings without the consent of the Mortgagee.

10. That the Mortgagor will not carry on or permit to be carried on any business which may be deemed hazardous on the said lands without the consent of the Mortgagee.

11. That the Mortgagor will not permit any lien or charge to be registered against the said lands for any work or materials supplied thereto.

12. That the Mortgagor will not permit any taxes, assessments or charges to fall into arrears.

13. That the Mortgagor will not permit any default to occur under any prior mortgage or charge on the said lands.

14. That the Mortgagor will not permit any default to occur under any lease of the said lands.

15. That the Mortgagor will not permit any default to occur under any agreement for sale of the said lands.

16. That the Mortgagor will not permit any default to occur under any other agreement affecting the said lands.

17. That the Mortgagor will not permit any default to occur under any other covenant herein contained.

18. That the Mortgagor will not permit any default to occur under any other agreement between the Mortgagor and the Mortgagee.

19. That the Mortgagor will not permit any default to occur under any other agreement between the Mortgagor and any other person.

20. That the Mortgagor will not permit any default to occur under any other agreement between any other person and the Mortgagee.

21. That the Mortgagor will not permit any default to occur under any other agreement between any other person and any other person.

22. That the Mortgagor will not permit any default to occur under any other agreement between any other person and any other person.

23. That the Mortgagor will not permit any default to occur under any other agreement between any other person and any other person.

24. That the Mortgagor will not permit any default to occur under any other agreement between any other person and any other person.

25. That the Mortgagor will not permit any default to occur under any other agreement between any other person and any other person.

26. That the Mortgagor will not permit any default to occur under any other agreement between any other person and any other person.

27. That the Mortgagor will not permit any default to occur under any other agreement between any other person and any other person.

28. That the Mortgagor will not permit any default to occur under any other agreement between any other person and any other person.

29. That the Mortgagor will not permit any default to occur under any other agreement between any other person and any other person.

30. That the Mortgagor will not permit any default to occur under any other agreement between any other person and any other person.

stirbt er, so ist's gut; bleibt er am Leben, so soll er mein sein. Ach, sieh, er ist noch so jung; seine Glieder, sein Wuchs sind so herrlich, daß der große Meister Benvenuto Cellini voll Verwunderung hier stehen würde! Du sollst leben, armer Heide; ich will Deine Wunde untersuchen, vielleicht läßt sich noch helfen."

„„Nun, in Satans Namen, Jacobo, so mag er von selbst zu Grunde gehen; aber das bedinge ich mir aus: Du darfst dieses schwarze Heidenblut nicht stillen; das wäre eine Todsünde. So eine vermaledeite Bestie muß von Gottes Erdboden vertilgt werden, 's ist Christenpflicht. Wie Du eine Hand regst, ihm zu helfen, so sitzt meine Klinge in seiner Brust!""

Der Spanier machte bei diesen Worten das Schwert zum Stoße bereit. In seinem irregeleiteten Christenthum, seinem religiösen Fanatismus hielt er es wirklich für ein unverzeihliches Vergehen, den armen Indianer am Leben zu lassen. Wahrscheinlich wäre der Streit der Beiden noch nicht zu Ende gewesen, wenn das Schicksal nicht eingegriffen hätte; der Verwundete sank, von Schmerz und Blutverlust erschöpft, leblos dahin.

„Da hast Du's, Jacobo; siehst Du nicht, daß unser Herrgott selbst Deinem antichristlichen Verhaben entgegentritt? Er ist todt!"

„„So laß den Todten in Ruhe hier liegen. Geh' zu den Unsrigen, die sich dort um den Hauptmann versammeln; ich will derweil noch einmal diese prächtigen Formen betrachten; das wäre ein rares Modell! Geh'; ich schnitze Dir dafür eine Madonna, wenn wir glücklich aus diesem Lande des Unheils zurück sind; die kannst Du dann in der Kapelle Deines Geburtsorts zum ewigen Angedenken aufstellen!"

„Meinetwegen thue, was Du willst, mit dieser elenden Rothhaut; nur Eins bedinge ich mir aus: mache sie nicht wieder lebendig!"

Mit diesen Worten eilte der Soldat davon und ließ den andern im Besitze des streitigen Körpers. Kaum sah sich dieser allein, so lief er zu einem nahen Bache, holte in seiner Blechhaube Wasser und goß es dem Todten über das Gesicht. Leises Zucken, dann tiefes Aufseufzen ließen den guten Jüngling seine Bemühungen verdoppeln, und endlich schlug der Indianer die Augen auf. Jacobo hielt ihm den Helm an den Mund, und in langen Zügen schlürfte der Verwundete den kühlen Trunk hinunter. Mit kaltem Wasser und breiten Blättern wurde die Blutung gestillt: der Heide war wieder lebendig. Vertrauend schaute der Wilde in das mitleidvolle Gesicht seines Retters, welches von einer inneren Befriedigung glänzte. Hier konnte übrigens der Verwundete nicht liegen bleiben; denn die spähenden Augen der Spanier würden ihn bald entdeckt haben. Jacobo suchte ihn darum empor zu richten und brachte ihn mit Mühe in das nahe Gebüsch.

Hier erst wurde es dem menschenfreundlichen Helfer klar, daß er seinen Schützling sich selber überlassen müsse, eine höchst bedenkliche Sache für den Zustand der Schwäche und Ohnmacht, welche den Indianer zu jeder Bewegung unfähig machte. Aber was war zu thun? Jacobo zog aus seiner Tasche einige Früchte und ein Stück Maisbrod, legte beides neben den Hilflosen und eilte dann zum Bache, um ihn mit einem letzten Trunk zu erquicken. Wer beschreibt sein Erstaunen, als er ihn bei der Zurückkunft nicht mehr allein fand! Ueber ihn gebeugt kniete an seiner Seite ein schlankes, junges Weib und erneuerte den in aller Eile gemachten Verband, indem es Blätter zwischen den Fingern zerdrückte und behutsam auf die Wunde legte. Ohne sich umzublicken, vollendete es seine Arbeit, erhob sich dann und betrachtete mit den schwarzen, weichen Augen den Fremdling, der verdutzt da stand, den Helm mit Wasser haltend.

Gleich einer Bronzestatue in leichtem, fremdartigem Gewand, regte sich sekundenlang an dem biegsamen Körper der Indianerin nicht eine Muskel, dann aber begann sie, auf den Verwundeten deutend, den weißen Krieger mit einer gewissen Feierlichkeit anzureden. Doch aus all den unverständlichen Sätzen schlug

nur ein einziges Wort mit besonderem Wohllaute an dessen Ohr, das Wort „Tonamaya", *) auf welches sie ein eigenes Gewicht legte. Hierauf nahm sie ein Halsband von glänzenden Seemuscheln ab, zog die mittelste, mit allerlei Zeichen und goldenen Blechstücken verzierte Muschel heraus und überreichte sie dem Fremdling.

Jacobo freute sich der Pflege, die seinem Schützling durch die Frau oder Schwester desselben zu Theil wurde, nahm seine Muschel und entfernte sich, noch einen letzten Blick auf diese durch seine Gefährten unglücklich gemachten Indios werfend.

Als er sich dem Lager der Europäer näherte, kam ihm schon Fernando entgegen und führte ihn zu einer Gruppe von drei Wilden, einem Greise, einem kräftigen Manne in mittlerem Alter und einem schlanken, hübschen Mädchen von vielleicht sechzehn Jahren, das sich mit auffallender Besorgniß und Zärtlichkeit an den Alten, wahrscheinlich ihren Vater, anschloß.

„Hier, Jacobo," rief der Spanier, „ist eine Portion Heidenvolk, welche Dir durch's Loos zugefallen ist. Der Alte ist nicht einen halben Peso werth; aber die beiden andern sind so gut als irgend ein Stück der ganzen Heerde; besonders das schwarzäugige Hühnchen da ist nicht übel; wenn Du es glücklich nach Coro bringst, zahlt man Dir ein feines Stück Geld dafür, solche Waare ist gesucht!"

Die armen Indianer beobachteten mit wirren Blicken die Vorgänge um sie her, sahen hier und da einen Greis unter Mißhandlungen zusammenstürzen, die Frauen mit Brutalität behandeln und die kräftigsten Männer mit Ketten zusammenschließen. Welche Qualen ihrer warteten, konnten sie zwar nicht voraussehen, daß man aber mit ihrem Leben spielte wie das Kind mit einem Kiesel, mußte ihnen klar geworden sein. Gewiß wären viele der Gefangenen einem augenblicklichen Tode mit weniger Angst entgegengegangen, als dieser Zukunft voller unbekannter Schrecken.

Mit Abscheu betrachtete Jacobo diese Scenen und voll Mitleid sein neues menschliches Eigenthum. Wie gerne hätte er es den freien Wäldern überlassen! Aber er war gebunden durch den Geist, der seine Gefährten leitete; es galt als Verbrechen und als verabscheuungswürdige Feigheit, die Indianer anders anzusehen als Thiere. Er mußte sie darum behalten; sein Gewissen rief ihm indessen die Verantwortlichkeit wach, Herr über das Leben anderer Menschen zu sein.

Jacobo stellte seine Sklaven zu denen seines Freundes Fernando, der sie mit aller Entschiedenheit zu schützen versprach. Von nun an war er für den Unterhalt derselben so bemüht wie für seine eigenen; die Spanier tadelten ihn keineswegs, weil sie darin ein Mittel zur besseren Erhaltung der Waare erblickten.

Man verließ den Ort des Blutbades und vertiefte sich immer mehr in das Land. Scenen, wie die eben geschilderte, wiederholten sich nur zu häufig; kamen auch nicht die erwarteten Mengen Goldes zusammen, so vermehrte sich doch die Anzahl der Sklaven derart, daß man eine kleine Provinz damit hätte bevölkern können.

Häufig zeigte sich tagelang kein menschlicher Wohnplatz. Die Nahrung wurde dann knapp; natürlich waren die Gefangenen die letzten, an welche man unter solchen Umständen dachte; sie starben darum wie die Mücken; nur die kräftigsten blieben am Leben. Jacobo verstand indessen für sein Eigenthum zu sorgen. Hatte man Speisen in Ueberfluß, so belud er vorsichtig die Sklaven mit Vorräthen und vertheilte dann die Rationen zu ganz gleichen Theilen. Fernando machte ihm wohl Vorwürfe über diese Gleichmacherei, schwieg aber endlich, als Jacobo sich nicht im Geringsten beirren ließ. Die Folge davon war ein gewisser Grad von

*) Sonnenstrahl.

Vertrauen und Zuneigung bei den Indianern. Sie trugen mit Vergnügen seine schwere Tartsche und auch wohl seinen Blechhelm, wenn die glühenden Strahlen der Sonne nicht durch dichtes Blätterwerk abgehalten wurden.

Der Gubernator, befürchtend, auf seinem Zuge nach Süden sich zu weit von Coro zu entfernen, faßte den Entschluß, seine mehr östliche Richtung einzuschlagen, besonders, da das mitunter höchst feuchte Klima seinen europäischen Soldaten sehr zusetzte. Zwanzig bis dreißig Mann mußten mitunter auf Bahren fortgeschafft werden, und Federmann gab sie für große Herren aus, um bei den Wilden den Glauben, als seien die Europäer vor Krankheit und Tod gesichert, nicht zu zerstören. Starb Einer, so begrub man ihn in aller Stille unter dem Schutze des dichten Gebüsches tief in den Schooß der fremden Erde. Mancher fand so statt Gold und Perlen Nichts als ein einsames Grab.

Steile Gebirge thürmten sich vor den Abenteurern auf, und wenn sie glaubten, nun endlich von den Gipfeln herab ein ebenes Land zu erblicken, so stiegen von Neuem die kahlen Felsen empor, unbewohnt und unwirthlich, als drohende Mahnworte an die gefühllosen Fremdlinge. Die spärlich zerstreuten Dörfer der Indianer waren verlassen; denn der Ruf der Ankömmlinge hatte sich schneller verbreitet, als sie vorzudringen vermochten. Die Nahrungsmittel nahmen auf schreckenerregende Weise ab, und mitunter mangelte es sogar tagelang an Wasser. Matt und gespenstig bewegte sich der armselige Zug der Indianer zwischen ihren ebenso schwer bedrängten Unterdrückern. Stürzte Einer nieder, so starb er ohne Klagen; man löste ihn von der Kette und schleppte sich weiter. In dieser Noth schätzten die Spanier sogar das Fleisch des amerikanischen Tigers und verschlangen es roh.

In einer Nacht hatte sich das kleine Heer nach einem kurzen, aber angestrengten Marsche in einer Schlucht gelagert. Die wenigen Wachen saßen eben auf den Felsen bei den Feuern, welche nur spärlich die unheimliche Finsterniß erhellten. Traurig und stumm lagen die Soldaten in Gruppen beisammen, die eingefallenen stieren Augen nach dem Zelte des Hauptmanns gerichtet. Federmann ahnte wohl nicht, daß schon längere Zeit ein heimliches Murren durch die Reihen seiner Krieger schlich. Der Zunder des Aufruhrs glimmte immer heftiger und schlug zuletzt in hellen Flammen auf.

Antonio Ojeda, der sonst so fügsame Unteranführer, lehnte halb aufgerichtet am Stamme einer Araukaria und blickte mit seinen glühenden Augen mißtrauisch und lauernd zu den Deutschen hin, welche sich meistens abgesondert zusammenschaarten.

„Warum sollen wir uns länger von diesen Fremden umherschleppen lassen," sprach er halb flüsternd zu den ihn umlagernden Landsleuten. „Spanier haben dieses Land entdeckt und erobert; dann erst kamen jene Deutsche und schlichen sich hinterlistig in den Besitz, welchen wir mit unserm Blute erworben. Die Indianer, das Gold, die Schätze dieses Landes gehören unserer Nation; warum sollen wir sie mit den Fremden theilen; warum sollen wir uns aufopfern für solche, die uns den Rahm vom Topfe wegnehmen und nur die wässerige Milch drin lassen! Ja, verstünde noch dieser Unsinnige, Leute wie Ihr zu führen, Leute, mit denen man all die goldreichen Länder der Kaziken erobern könnte, wie Kortez das Reich des Montezuma eroberte! So aber sterbt Ihr dahin ohne Genuß von Euerm wenigen Gut, ohne Ersatz für Eure Strapatzen. Wohlan, Kameraden, sucht eine Veranlassung, das Joch dieser Barbaren abzuschütteln; ich werde Euch führen; ich werde Euch in's Eldorado bringen, und Euer Muth wird endlich den verdienten Triumph feiern!"

Die Augen der Spanier funkelten unheimlich durch das Dunkel, gleich denen eines zum Sprung bereiten Raubthieres. Noth und Täuschungen aller Art hatten sie um so empfänglicher gemacht für die verführerischen Reden Ojeda's. „Nun

dem, voran," riefen sie mit verhaltener Heftigkeit; „stellet Euch an unsere Spitze! Voran; Tod den Deutschen!"

Es ist eine alte Erfahrung, daß gerade die größten Schreier am ersten vor der That zurückschrecken, die sie herbeiführen wollen. Antonio Ojeda war zwar kein Feigling; aber wahrscheinlich mochte ihn die Klugheit, ein Hauptzug seines berechnenden Charakters, abhalten, öffentlich der Leiter der Empörung zu werden; er beruhigte darum die Aufgeregten, sie auf die erste günstige Gelegenheit vertröstend.

Während die Nacht mit ihrem Dunkel diese Scene des Verrathes zudeckte, begünstigte sie gleichzeitig einen deutschen Söldner, um ungesehen aus der Mitte seiner Kameraden zu entweichen und sich nach dem mehr abgelegenen Ruheplatz der gefesselten Indianer zu begeben. Leise glitt er an einzelnen Gruppen vorbei, bis er sich endlich am äußersten Rande des Lagers neben drei Personen niederließ. — Es war Jakobo.

Lange betrachtete er die abgemagerten, matten Gestalten, die selbst dem Hartherzigsten Mitleid hätten einflößen müssen. In dem düsteren Licht der Nacht wurde der Eindruck dieses Elendes um so mächtiger auf den jungen Mann. Die ganze Menge der bereits hingemordeten Wilden schien sich vor seiner Einbildungskraft wieder zu beleben; sie streckten die kraftlosen Arme nach ihm aus, und all die leisen Bewegungen und Seufzer um ihn her klangen ihm in's Ohr wie ebenso viele Verwünschungen und Drohungen gegen die Europäer. Ach, wie viel Jammer hatte er gesehen, seitdem ihn das Schicksal aus den friedlichen Gauen seines deutschen Vaterlandes hierher in diese Wildniß getrieben; wie viel Jammer hatte er selbst erduldet, da er mit seinem gefühlvollen Herzen diese Thaten der Unmenschlichkeit mit ansehen, ja selbst mit vollziehen helfen mußte! Die bedauernswürdigen Wesen, deren Zustand der Schleier der Nacht verdeckte, hatten Herzen, für jede Art von Liebe, für den Schmerz ebenso offen als das seinige. Es überkam ihn eine Furcht vor sich selbst; er verglich die vorwurfsfreie Vergangenheit mit der Gegenwart voll finsterer Frevel, und er sehnte sich hinweg von diesen Unmenschen, weit hinweg in ein stilles Häuschen, wo eine zärtliche Mutter ihn trösten, eine liebende Braut seine Sorgen mit einem einzigen Blicke verscheuchen konnte.

Schwere Thränen der Verzweiflung rannen über seine gebräunten Wangen er würde wohl noch länger in diesem Zustande der Zerknirschung vor sich hingestiert haben, wenn nicht ein eigenthümlicher Laut dicht an seinem Ohre ihn wieder zu sich selbst gebracht hätte; er erhob den Kopf und blickte in das dunkele Auge seines alten Indianers. Der Greis hatte unstreitig die Absicht, ihm Etwas zu sagen; doch was half auch das freundlichste Wort in einer unbekannten Sprache! Jakobo sprang plötzlich empor, ergriff den Dolch in seinem Gürtel und schnitt die Banden der Gefangenen durch, bedeutete ihnen mit einer Handbewegung, sich nach der bezeichneten Richtung zu entfernen, und verschwand dann eben so geräuschlos, wie er gekommen war.

Nur eine Secunde des Erstaunens, dann glitten die Indianer unhörbar in die Büsche; kein Laut drang zu der entfernteren, achtlosen Schildwache; nur die in nächster Nähe befindlichen Gefangenen hatten das Alles theilnahmlos mit angesehen.

Zum ersten Male seit langer Zeit schlief Jakobo ruhig und sanft; schon vergoldete die Sonne die Spitzen der Berge, und noch immer wollte er nicht erwachen.

„Oeffne die Augen, Schläfer", schrie ihm Fernando in's Ohr; „Du wirst ein schönes Gesicht zu der Nachricht machen, welche ich Dir mitzutheilen habe: alle Deine Wilden sind zum Teufel!"

„„Was sagst Du?"" rief Jakobo, den Erstaunten spielend.

„Dein ganzes Eigenthum ist verschwunden, armer Junge! Wahrscheinlich hat Dir Einer meiner Landsleute den Streich gespielt; denn ohne fremde Hilfe konnten die Schelme nicht loskommen. Ich habe das ganze Lager alarmirt; aber was hilft's! Es ist zu spät; die Flüchtlinge werden schon weit weg sein oder sich in eins der versteckten Löcher dieser miserablen Gegend verkrochen haben, wo sie kein Auge eines Weißen zu suchen wagt. Soll mich Dieser und Jener, wenn ich nicht den Schurken vor die Klinge forderte, der dir dies angethan!"

„„Mäßige Dich, mein guter Fernando; sind sie fort, so brauche ich nicht mehr für sie zu sorgen in dieser jämmerlichen Zeit, wo man selbst den schwarzen Hunger leidet; sie wären doch zu Grunde gegangen.""

„Das sind keine Grundsätze, Jakobo; wenn man zu Etwas kommen will, muß man seine Sache zu Rath halten. Geht's so fort, dann bist Du bei Deiner Ankunft in Coro so arm wie eine Kirchenmaus."

„Arm an Gut, aber reich an Erfahrungen, mein Freund. Ich sage Dir hiermit offen, ich mache mir Nichts daraus und bin demjenigen noch dankbar, der mich von dieser Last befreite. Sprechen wir nicht mehr davon.""

„So nimm die Hälfte der meinigen!"

„„Ich danke Dir, Fernando; Du bist eine treue Seele, aber Dein Anerbieten nehme ich nur unter der Bedingung an, daß ich sie auch laufen lassen darf; ich will einmal keine Menschen mehr als Eigenthum haben!""

„Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen," brummte Fernando vor sich hin und verließ den Unverbesserlichen, der so schlecht für seinen Vortheil zu sorgen wußte.

Bald setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Die Gegend wurde weniger unfreundlich, und endlich tauchte in der Ferne saftiger, dunkler Baumschlag in langgedehnter Linie auf, Wasser und Speisen verkündend. Mit frohen Hoffnungen eilte man darauf los, und wirklich, vor den ermatteten Abenteurern glänzte der breite Spiegel eines schnellfließenden Stromes.

Der Gubernator beorderte einige Spanier voraus, um zu untersuchen, ob man ohne Gefahr das neue Gebiet betreten und vielleicht den Strom übersetzen könne; sie wurden geführt von Antonio Ojeda. Es dauerte lange, bis das Streifcorps zurückkam; allein die guten Nachrichten, welche es mitbrachte, versöhnten Federmann mit dem langen Ausbleiben. So marschirte er denn guten Muths mit einigen Deutschen, worunter auch Jakobo, an der Spitze seines Heeres und näherte sich immer mehr dem Flusse. Antonio Ojeda aber verlor sich unter seinen Landsleuten und mochte denselben wohl allerlei wichtige Mittheilungen machen; denn auf ihren Gesichtern glänzte mehr als das Gefühl der Befriedigung.

Vor dem Zuge flossen die Wogen des Stromes. Das Thal selbst war flach und wohl eine Meile breit; hin und wieder erhoben sich in der Ebene einzelne Baumgruppen, sonst war Alles eine lachende Wiesenfläche, eine Prärie von vorzüglicher Fruchtbarkeit.

Der Hauptmann lenkte sein Roß bis an den Bug in das klare Gewässer und spähte mit größter Aufmerksamkeit in das Buschwerk des jenseitigen Ufers. Nicht der leiseste Laut verrieth eine Gefahr, und so vervollständigte er denn die Untersuchung der Flußtiefe. Hindurchwaten konnte man nicht: man baute drum aus Baumstämmen große Flöße, bedeckte sie mit den Tartschen der Mannschaft und stieß ab. Voran schwamm der Gubernator mit einer Abtheilung. Mochten nun seine Ruderer kräftiger arbeiten oder die Spanier absichtlich zurückbleiben: er nahte sich schon dem jenseitigen Ufer, während der größte Theil seiner Leute kaum einige Mannslängen vom Lande entfernt war.

Da plötzlich schwirrten wie Blitze zahllose Pfeile um die Ankommenden und bohrten sich tief in ihre schutzlosen Leiber. Tausende von nackten Gestalten spran-

gen mit fürchterlichem Geheul auf sie ein und rissen das Floß in Trümmer, worauf mancher verwundete Deutsche gleich einem Spartaner auf seinen Schild niedergesunken war.

Viele stürzten sich während dieses gräulichen Durcheinanders in's Wasser und hielten sich an den Stämmen auf der Oberfläche. Die Spanier schossen von der andern Seite in den Knäuel von Menschen, ohne zu beachten, daß sie ebenso gut ihren Hauptmann wie auch die Wilden treffen konnten. Der Donner der Schußwaffen schreckte übrigens wie immer die Indianer, und sie zogen sich eilig in's Gebüsche zurück, Einige der Weißen gefangen mit sich schleppend. Die anderen Europäer aber wurden, wenn auch nicht mit besonderem Eifer, doch endlich unter einem Pfeilregen der Wilden gerettet.

Die Sonne sank schon im fernen Westen in die purpurnen Fluthen des mexikanischen Golfs; ein warmer, duftiger Abend waltete unter den ruhigen Kronen der tausendjährigen Bäume, und über die Prärie hin zogen gaukelnde vielfarbige Schmetterlinge. Die unheimlichen Stimmen des Urwaldes erwachten, eine nach der andern; in das tiefe Gebrüll der Affen mischte sich schon das heisere Geschrei des Jaguars.

Ferne von den buschigen Ufern des Stromes lagerte eine Abtheilung indianischer Krieger; über ihnen wölbte sich das Laubdach einer mächtigen Lebenseiche, und weiter zurück brannten viele Feuer, genährt mit den trockenen Resten abgestorbener Lianen. Am Stamme des Riesenbaumes selbst saßen, an Händen und Füßen gefesselt, zwei weiße Männer. Traurig und matt flogen ihre Blicke über die vor ihnen kauernden Feinde, welche voll Rachsucht und doch auch wieder voll Furcht auf ihre Opfer hinschauten. An einem entfernteren Baume war aufrecht ein Indianer angebunden, so fest, daß seine Hände und Füße über den Stricken dick angeschwollene Ränder zeigten. Obschon dieser Gefangene bedeutende Schmerzen leiden mußte, verrieth sein Auge doch nicht im Geringsten den Ausdruck seiner Qualen.

Die abgemagerten Gesichter der Weißen trugen mehr den Stempel langer Entbehrung als der Furcht. Ein Zug christlicher Ergebung in das traurige Schicksal hätte bei Anderen als den Wilden gewiß Theilnahme und Mitgefühl erregt; so aber lagen sie ohne Speise und Trank seit dem Morgen auf dieser Stelle; die Argusaugen ihrer Ueberwinder beobachteten jede Bewegung mit Mißtrauen.

„Armer Jacobo," sagte der Eine traurig zu seinem Gefährten, „mit uns wird's nun bald zu Ende gehen! Dort sehe ich eine neue Abtheilung der rothen Gespenster herankommen; es sollte mich wundern, wenn's nun nicht bald an's Abschlachten ginge. Madre de Dios! Ich wollte gerne zweimal sterben, hätte ich nur die Gewißheit, daß sie mein christliches Fleisch nicht verzehrten; aber diese Teufel fressen unsereinen mit demselben Appetit wie einen gebratenen Truthahn!"

Jacobo gab keine Antwort auf diese Rede. Er schaute durch die gerötheten Wipfel des Baumes hinauf, und ohne daß er's wollte, rannen zwei Thränen über seine eingefallenen Wangen. Wohl dachte er an Anderes als den baldigen Tod. In dieser Beziehung hatte er mit sich abgeschlossen: das Verhängniß, welches über ihm schwebte, schien ihm eine gerechte Strafe seiner Vergangenheit, und so schied er mit voller Zufriedenheit über die Rathschlüsse eines Höhern, der nun einmal hier sein Ziel gesetzt hatte. Er stand im Geiste vor der bekümmerten Mutter und Braut; er streckte ihnen zum letzten Male seine Hände entgegen zum ewigen Abschied. Ach, wenn nur ein einziger Blick dieser geliebten Augen verzeihend auf ihn gefallen, nur ein einziger Laut der Vergebung ihm entgegengeklungen wäre! So aber starb er ferne auf fremdem Boden, unbeweint

von Allen, die um ihn her wohnten und lebten, einen schmählichen, verdienten Tod.

Mit der Ankunft des neuen Zuges kam eine eigene Bewegung unter die Indianer. Theils neugierig, theils unterwürfig betrachteten sie mehrere rothe Männer, die in dem leichten, gefälligen Schmucke nach der Gewohnheit dieses Landes einherschritten. Auf dem Haupte trugen sie eine wallende Krone von den Federn des Aras und des Nandu; der Hals war geschmückt mit Ketten von weißen und rothen Muscheln, zwischen denen in kleinen Plättchen das verhängnißvollste Erzeugniß dieser Gegenden, das Gold hervorblinkte. Leichte Köcher, umhüllt mit der Haut der Anakonda, hingen wohlgefüllt auf ihrem Rücken; die langen, schöngeschnitzten Bogen aus einer elastischen Wurzel hielten sie in der Hand.

Der Aelteste von ihnen, schon ein Greis mit noch gerader Haltung und sanften, aber lebendigen Augen, ließ den gefangenen Indianer vom Baume binden und richtete einige Fragen an ihn, die dieser leicht verstand und beantwortete, obschon es nicht die Sprache seines Stammes war. Die Häuptlinge schienen sichtlich erfreut; denn sie hofften auf diese Art eine Unterredung mit den weißen Kriegern beginnen zu können. Die ganze Menge der Indianer drängte sich um den Baum; der Kazike aber wandte sich an seine Gefangenen, indem er mit ruhiger, würdevoller Haltung sprach:

„Ich lege meine Zunge in den Mund dieses Sklaven, es mögen die blassen Männer hören!"

Die Europäer blickten zu dem Kaziken hin, ohne zu antworten, und dieser fuhr fort:

„Der große Geist gab dem Condor die Gipfel der Berge, dem Cay und dem Mirikina den Schatten der Wälder, dem Alligator das süße Gewässer, den Kindern der Sonne aber gab er das Land auf dieser Seite des salzigen Wassers; was wollen die weißen Wölfe in den Fluren der Kinder der Sonne?"

Jacobo schwieg; sein Gefährte indessen schien diese Anrede, welche der Dolmetscher in sein bestes Spanisch übersetzt hatte, nicht ohne Antwort anhören zu wollen.

„Gott hat den Christen alle Länder der Heiden geschenkt," erwiederte er; „wollt ihr Christen werden, so könnt ihr friedlich hier wohnen als Unterthanen des großen Kaisers Karl!"

„„Will der Gott der blassen Krieger auch der Gott der rothen Männer werden, warum vertilgt ihr uns von der Erde? Das Guanaco kann man nicht mehr zähmen, wenn es der Jaguar verschlungen hat. Deine Zunge redet anders als Dein Herz. Der Gott der Weißen verzehrt die rothen Nationen.""

Jacobo hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. So viel verstand er von diesen kurzen Sätzen, um zu bemerken, daß die Theologie seines spanischen Freundes vor dem einfachen Urtheil des Indianers nicht Stich hielt. Es that ihm aber auch unendlich wehe, seinen Gott auf diese Weise verkannt zu sehen; wie leicht müßte es gewesen sein, den Indianern die gemüthvolle und natürliche Auffassung von der alles liebenden Gottheit beizubringen, wenn man sich in ein anderes, freundlicheres Verhältniß zu ihnen gesetzt hätte.

„Unser Gott ist kein solches Wesen, wie Ihr glaubt", erwiederte er; „er ist der Vater aller Menschen, liebt sie alle wie seine Kinder und verlangt, daß wir uns unter einander wieder lieben!"

Der Kazike horchte auf; sein Gesicht aber verzog sich zu einem höhnischen Lächeln.

„Der Alligator liebt das Pekari, welches er verschlingt, aber das Pekari liebt nicht den Alligator. Die Liebe der Weißen ist ein Alligator, ihre Speise ist das Blut der rothen Nationen; die rothen Nationen aber werden den Alliga-

tor bekämpfen, bis kein weißer Mann mehr über das salzige Wasser schwimmen mag."

Damit wandte sich der Kazike und verließ mit seinen Begleitern den Ort der Unterredung. Neu hinzugekommene Indianer aber näherten sich neugierig den Europäern, um sie als niegesehene Merkwürdigkeiten anzustaunen, sie aber auch zugleich mit Ausfällen des Hohnes, der Verachtung und des Hasses zu überschütten. Die beiden Gefangenen verstanden übrigens von all dem Gerede kein Wort, sondern lasen nur in den funkelnden Augen der Wilden, daß diese es gerade nicht freundlich mit ihnen meinten.

Die Nacht sank allmählig hernieder; aber mit der zunehmenden Dunkelheit wurden auch die Feuer umher vermehrt und warfen über die ganze Scene ein geisterhaftes Licht. Die zahlreich ab- und zugehenden Indianer mit ihrer seltsamen Kleidung und Bewaffnung, der bald höllische Lärm, wechselnd mit der tiefsten Stille: Alles das mußte auf die Welserischen Soldaten eine aufregende Wirkung ausüben.

Die Anführer der Indianer hatten sich zu einer Berathung versammelt und erhoben sich nun von ihren Sitzen. Der ganze Strom der rothen Krieger umwogte von Neuem die Gefangenen, deren Geschick sich nun endlich entscheiden sollte. Abermals band man den Dolmetscher an den Baum, entkleidete ihn vollständig und stellte helllodernde Fackeln zu beiden Seiten. Dann erweiterte sich der Kreis; aus der im Halbdunkel stehenden lebendigen Masse hervor schwirrte eine Sehne, und ein Pfeil saß dem Unglücklichen tief eingebohrt im rechten Oberarme; ein zweiter zischte durch die Luft und senkte sich genau in derselben Höhe in den linken. Allgemeines Rufen der Anerkennung begleitete diese geschickten Schüsse. So setzte sich das Schauspiel fort, bis das Opfer an allen Theilen seines Körpers mit Pfeilen bedeckt war, und noch immer flog keiner in sein Herz, noch immer stand der Indianer aufrecht und lebend am Stamme; kein Laut kam über seine Lippen, kein Seufzer entwand sich seiner mit Blut übergossenen Brust, sein Auge blitzte noch ebenso lebendig zu seinen Peinigern hin.

„Hol' der Satan die rothen Schufte", rief Fernando mit Ingrimm. „Sie vermeiden absichtlich den rechten Fleck, um den armen Kerl noch recht lange leiden zu lassen. Wenn's an mich kommt, will ich nicht versprechen, daß ich so ohne allen Lärm abfahre, wie diese brave Rothhaut. Könnte ich nur aus den Banden heraus; ich würde mich auf sie stürzen und so lange vertheidigen, bis mein letzter Tropfen Herzblut hin wäre!"

So sprechend zerrte er mit Gewalt an den Baststricken, aber sie widerstanden allen seinen Anstrengungen. Matt fiel er zurück und athmete tief auf.

„Jacobo, ich kann Dich nicht so sterben sehen", ächzte er; „ich werde diese Schurken bitten, daß sie mich zuerst an die Reihe nehmen! — Ha, siehe; endlich sitzt der Rechte!"

Die Europäer blickten beide nach dem Indianer. Ein Pfeil saß in seinem Herzen, und zuckend und röchelnd sank er in sich zusammen; er war todt.

Die Menge drängte sich um die Weißen. Aufgeregt von Blutdurst und Rache, ergriff man Jacobo, riß ihm die Kleider vom Leibe, richtete ihn empor und band ihn ebenso an den Baum wie den getödteten Indianer. Mit der Sachkenntniß eines Schlächters streckte man seine Arme so aus, daß sie die größtmögliche Fläche von Muskeln darboten. Der Kreis erweiterte sich, die Bogen beugten sich unter den angezogenen Sehnen. —

Da trat der alte Kazike näher auf das Opfer zu. Die Fackeln flammten blutig roth über den weißen, nackten Körper des Gefesselten; nur eine einzelne Muschel, mit goldenen Plättchen geziert, hing ihm noch an einem dünnen Bande über die hochaufwogende Brust.

Mit funkelnden Augen beugte sich der Greis nach diesem geringfügigen Ge-

genstande, dann legte er seine Linke leicht auf Jacobo's Schulter und deutete mit außerordentlicher Aufregung fragend auf die Muschel.

Jacobo, der die Absicht des Indianers wohl errieth, vermochte nicht, sich verständlich zu machen; plötzlich aber besann er sich und rief mit aller Kraft seiner matten Stimme: „Tonamaya!"

„Tonamaya!" wiederholte die unruhige Menge der rothen Krieger und stürmte zugleich heran, um den Gefangenen zu betrachten. Der alte Kazike aber riß das steinerne Beil aus seinem Gürtel und trennte mit der Behendigkeit der Jugend die Stricke Jacobo's, so daß dieser frei und laut aufathmend dastand. Dann nahm er ihn bei der Hand, richtete sich straff empor und hielt eine feierliche Rede an seine rothen Zuhörer. Die Stille wurde nur zeitweise durch einen Ausruf der Zustimmung unterbrochen; als er aber geendigt, tanzten Hunderte von Kriegern um den erstaunten Deutschen, ihm von allen Seiten Zeichen der Freundschaft machend. Lange sah Jakobo stumm und verwirrt in dies tolle Treiben um ihn her; der Uebergang von der höchsten Noth zu seiner Errettung war so plötzlich gekommen, daß er auf kurze Zeit seines armen, gebundenen Freundes vergaß. Nun aber wandte er sich zu dem in stummem Ernste an seiner Seite stehenden Greise, wies auf Fernando und machte durch Zeichen bemerklich, daß man auch ihn der Fesseln entledige.

Der Kazike trat zu dem Spanier, betrachtete ihn eine Zeit lange, berührte das pechschwarze Haar desselben und, auf die blonden Locken Jakobo's deutend, machte er eine Geberde der Weigerung. Der junge Weiße schien sich übrigens damit nicht zu befriedigen; er ließ einem Indianer die Axt aus dem Gürtel, stand in wenigen Sätzen neben Fernando und hatte dessen Bande gelöst, ehe man ihn hindern konnte.

„Wir leben, Fernando, wir leben", rief er, sich in höchster Aufregung an des Freundes Brust werfend! „Siehst Du nun, daß es einen Gott gibt, der heute noch Wunder thut!"

„„Ja, wahrhaftig, ein Wunder", erwiederte Fernando, der zu der ganzen Begebenheit keinen Schlüssel hatte! „„Alle Heiligen seien gelobt, daß Du davonkommst; aber sage mir, wie in aller Welt hängt die Sache zusammen?""

„Später, lieber Fernando, später; jetzt laß uns so recht von Herzen das Glück genießen, frei zu sein! Es ist doch ein erbärmliches Loos, so jung, so kräftig einem martervollen Tode entgegen zu gehen. Alle Frömmigkeit, aller Muth verscheuchen nicht die schreckliche Angst!"

„„Halt, mein Junge; wenn Du mich mitmeinst, indem Du von Freiheit sprichst, so irrst Du Dich; ich habe den Galgenstricken angesehen, daß sie mir ganz und gar nicht freundlich gesinnt sind.""

„Wir leben oder wir sterben miteinander, Fernando! Ich werde Dich schon aus ihren Krallen reißen, wenn sie über Dich herfallen wollen!"

Indem die Beiden noch miteinander sprachen, brachte ein Indianer auf einem großen Blatte wohlschmeckende Bananen und die süßduftigen Früchte der Manga, eine wahre Herzstärkung für die Hungernden. Ein anderer hielt Jakobo einen vollständigen Indianeranzug hin, den dieser mit Lächeln anzog, weil seine ganze Kleidung in Fetzen umherlag. Obschon man nur ihm allein diese Gaben reichte, so wehrte man ihm doch nicht, als er von den erquickenden Speisen seinem Gefährten zuerst anbot und Alles redlich mit ihm theilte.

Der alte Kazike hatte von Neuem eine große Berathung mit den Kriegern seines Volkes und trat nun herzu, begleitet von einer großen Anzahl der Häuptlinge. Mit erhobener Hand redete er den vor ihm stehenden Jakobo an. Gewiß mußten dem ernsten Gesicht des Greises zufolge seine Worte inhaltsschwer sein; leider verstand der junge Mann nicht eine Silbe davon, um so klarer aber wurden ihm die Ceremonien, welche man mit ihm vornahm. Man reichte ihm

einen schöngeschnitzten Bogen, einen blinkenden Köcher, mit Pfeilen gefüllt, zuletzt eine steinerne Axt, und so ausgerüstet stellte ihn der Kazike vor die Leute seiner Nation. Dann nahm er das eigene Muschelband ab und hing es dem weißen Indianer um den Hals; Alle brachen in ein höllisches Schreien aus, das sich zuletzt in einem wilden Tanz auflös'te. Jakobo war Mitglied eines rothhäutigen Stammes geworden.

So sehr ihn dieser Gedanke Anfangs belästigte und seinen Gefühlen widerstrebte, so dachte er doch, es würde das Beste sein, sich zu fügen, um für seinen immer noch bedrohten Freund Etwas thun zu können. Er redete darum seinerseits in gutem Augsburger Deutsch zu seinen neuen Brüdern, ihnen erklärend, wie er vor allen Dingen seinen Gefährten frei und für sich haben wolle. Ruhig hörte die ganze Versammlung zu, machte dann und wann eine Geberde der Zustimmung und rief mitunter zum Zeichen der Bewunderung nach ihrer Gewohnheit laut aus. Zwar stutzten sie, als Jakobo seinen Freund bei der Hand nahm und ihm zum bedeutungsvollen Symbole seine Axt überreichte; sie verständigten sich übrigens bald und machten auch ihm Bogen, Pfeile und eine Axt zum Geschenke. Fernando war gerettet.

Herr Nikolaus Federmann hatte an diesem Strome zum ersten Male einen wohldurchdachten Widerstand der Indianer gefunden. Die zerstreuten Stämme, welche sich einzeln wie ein Volk Rebhühner flüchteten oder niederwerfen ließen, waren zu einem einzigen Kriegsheere zusammengeflossen, das mit seiner Menge die in der Kriegskunst und Bewaffnung so überlegenen Europäer zu erdrücken drohte. Dies und der offenkundige Verrath der Spanier bestimmte ihn, umzukehren und in Coro von den Strapatzen des Zuges auszuruhen. Zwar war die gesuchte Beute gering an Gold, aber um so reicher an Sklaven, mit den in den immer zahlreicher entstehenden Colonien ein recht gutes Geschäft gemacht werden konnte. Der Gubernator befahl also den Rückmarsch. Willig trat ihn das ganze Corps an; nun aber, wo Milde und Freundlichkeit gegen die Wilden keinen Werth mehr hatten, kehrte sich auch so recht die grausame Seite der Weißen heraus. Blut und Tod bezeichneten ihren Weg allenthalben, und Federmann selbst ließ einst den gutmüthig herbeigeeilten Kaziken eines Stammes bloß deßwegen erstechen, weil sich der arme Indianer fürchtete. Kein Mittel hielt nun die Wilden mehr zurück, diesen Tod zu rächen. Mit der heldenmüthigsten Todesverachtung stürzten sie sich auf die Europäer und rangen nackt und unbewaffnet mit den geharnischten und schwerbewaffneten Männern, bis sie unter deren Lanzen und Schwerdtern den letzten Seufzer aushauchten. In diesem Gefechte wurde Federmann von einem riesigen Indianer angelaufen, seines Schildes beraubt und mit einem fürchterlichen Schlag auf das wohlgeschützte Haupt zu Boden geschmettert. Lange lag er da wie todt; erst als seine siegreichen Truppen von dem Gemetzel ausruhten und die Gefallenen untersuchten, rafften sie ihn auf und brachten ihn wieder zu sich.

Diese Lehre genügte, um ihm das abentheuerliche Umherziehen gänzlich zu verleiden. In geradem Marsche zog er auf Coro zu und kam in elendem Zustande mit einem Drittel der Weißen wieder in seiner Residenz an. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht hiervon in den nahen und ferneren Stationen der Spanier. Sie eilten herbei, um sich mit frischen Sklaven zu versehen und zu gleicher Zeit Nachricht über die neuentdeckten Länder zu erhalten. Welche Mährchen, welche haarsträubende Abenteuer von den Zurückgekehrten zum Besten gegeben wurden, läßt sich denken. Redet ja doch Federmann selbst in seiner Reisebeschreibung von einer Nation der Zwerge, die er unter erschrecklichen Gefahren bekämpft habe. Die Hauptsache für ihn selbst, sowie auch für seine Soldaten

war unſtreitig der Erwerb. Die armen, gefangenen Indianer wanderten wie Heerden von Zugthieren nach den ſpaniſchen Colonieen, um dort der ungewohnten harten Arbeit, den Mißhandlungen und dem Heimweh zu erliegen. Viele gaben ſich ſelbſt den Tod oder entflohen in die unbewohnte Wildniß und gingen durch wilde Thiere, durch Hunger oder durch die ſie verfolgenden Herren zu Grunde, welche mit eigens abgerichteten Hunden Jagd auf ſie machten und ſie ebenſo kaltblütig tödteten wie einen Hirſch.

— — — — — — —

Monate waren indeß vergangen; andere Europäer hatten die Gefallenen reichlich erſetzt, ſo daß die Colonie der Welſer immer volkreicher wurde; zugleich traf aber auch mit einem neuen Schiffe aus der Heimath der Befehl an Herrn Nikolaus Federmann ein, zurückzukehren und Rechenſchaft von ſeiner Statthalterſchaft abzulegen. Ob dies ſchwer für ihn war, wiſſen wir nicht; er machte übrigens alle Anſtalten zu ſeiner Abreiſe, verkaufte ſeine Sklaven und ſeine entbehrliche Habe, ließ das Schiff zurichten, wie es einem Adelantado ziemte, und harrte des günſtigen Wetters, um nach Cuba hinüber zu ſegeln.

Um dieſe Zeit trat eines Morgens aus den bewaldeten Bergen, die Coro in weiten Bogen umgeben, ein Zug bewaffneter Indianer. Mit Neugier und Ingrimm zugleich ſchauten ſie hinab auf die Städte und Weiler, welche, in blauen Duft gehüllt, zu ihren Füßen lagen. Tief aus dem Innern des Landes kommend, ſahen ſie hier zum erſten Male die feſten Wohnplätze ihrer europäiſchen Unterdrücker. So gering auch noch deren Zahl ſein mochte, immerhin war ſie ſchon zu bedeutend für den ſchwachen Widerſtand der Indios. Das fühlten ſie auch, und ein Hauch von Trauer lagerte ſich über das ausdrucksvolle Antlitz des jungen Anführers. Stumm ſtand er da; die ſteinerne Axt zitterte leicht in ſeiner Rechten; dann ergriff er die Hand des Nachbars, der mit ſeinen hellen Locken und ſeinem blonden, gekräuſelten Barte einen ſonderbaren Gegenſatz zu den ſchwarzhaarigen Kriegern bildete, deutete auf die ferne ſchimmernden Häuſer Coro's und ſprach:

„Dort brennen die Feuer der Blaßgeſichter, und dahinter ziehen die Wogen des ſalzigen Waſſers. Tonamaya nimmt hier Abſchied von ſeinen weißen Brüdern!“

„„Wir werden nie die Gaſtfreundſchaft Tonamaya's vergeſſen““, erwiederte der Angeredete; „„Euern Stamm hätten wir nie verlaſſen, wenn nicht der Ruf meiner armen alten Mutter zu mächtig in mein Herz gedrungen wäre. Ich danke Dir, Kazike, für alles Gute, das wir bei euch genoſſen.““

„Mein Bruder nimmt meine Seele mit,“ ſagte weich der junge Krieger; „ſie war ſein von dem Tage an, als er mich unter den Schatten der Gebüſche trug und meine Wunden verband. Mein Bruder ziehe in Frieden; der leuchtende Gott führe ihn glücklich in die Hütte ſeiner Mutter!“

Er winkte, und vor den erſtaunten Blicken der zwei vorgetretenen Weißen häuften ſich goldene Schätze wie in einem Mährchen aus tauſend und einer Nacht. Jeder der Indio's brachte ſeinen Tribut an Goldblech und Armringen. Beinahe betäubt ſtarrten die jungen Männer auf dieſen ungeahnten Reichthum.

„Meine Brüder mögen dieſe glänzenden Blutstropfen mit in ihre Heimath nehmen“, ſagte der Kazike; „die Weißen leben davon; doch den rothen Völkern iſt es der Tod. Was den blaſſen Geſichtern Wonne gibt wie der aufſteigende Glanz des Morgens, das gießt Nacht und Trauer in den Geiſt der rothen Krieger. Meine Brüder mögen es darum nehmen; es iſt meiner Nation Nichts.“

Dann trat er noch einmal auf die Europäer zu, reichte jedem die Hand, und leiſe verſchwand der ganze Zug, geheimnißvoll und unbemerkt, wie er auf wenige Augenblicke aus den Tiefen des Urwaldes hervorgetreten war.

Nicht lange nach dieſer Scene erſchienen an dem Pfahlwerk der Stadt Coro zwei vollſtändig ausgerüſtete Indianer und verlangten in gutem Spaniſch Einlaß. Die Schildwache war von dieſem plötzlichen Auftreten und noch mehr von der Anrede ſo verblüfft, daß ſie die Ankömmlinge eine Zeit lange anſtierte, ehe ſie den Poſten alarmirte. Alles, was in der Nähe war, eilte herzu; zuletzt wurde ſogar der Gubernator gerufen, der ebenſo betroffen, wie die Andern, dieſe ſpaniſch redenden Rothhäute anſtaunte.

„Was iſt euer Begehr," fragte er?

„„Zwei Söhne des Urwaldes wünſchen in die Reihen der weißen Kämpfer einzutreten,"" erwiederte der Eine in gutem Deutſch.

Die Verwunderung ſteigerte ſich noch mehr bei dieſer neuen Entdeckung, und Nikolaus Federmann trat näher auf ſie zu, um ſie genauer in's Auge zu faſſen.

„Jakob Renz," rief er im Tone der Ueberraſchung! „Meiner Treu, er iſt's! Dann biſt Du ohne Zweifel Fernando Omara" ſagte er zu dem andern! „Wie, um's Himmels willen, entrannet ihr den Krallen der Wilden?"

„„Wenn uns der Herr Gubernator eine Stunde Gehör ſchenken will, ſo können wir ihm die Sache mittheilen!""

Nikolaus Federmann führte die beiden längſt für todt Gehaltenen in ſeine Wohnung und ließ ſich ihre Abenteuer bei den Indianern erzählen. Sie waren von dem Stamme, welcher ſie aufgenommen, mit Hochachtung und Liebe behandelt worden, bis endlich die Sehnſucht nach der Heimath in Jakob Renz ſo ſtark erwachte, daß er unter jeder Bedingung fort wollte. Die gutmüthigen Wilden, welche ſelbſt Fernando eine ganz andere Meinung von ihrem Weſen beigebracht, geleiteten ſie Wochen lang durch den gefahrvollen Urwald, und ſo fanden ſie ſich zuletzt im Angeſicht von Coro.

Jakob Renz verhehlte ſelbſt nicht, daß ſie dem Edelmuthe der Wilden die reichen Schätze zu verdanken hätten, die ſie vor den gierigen Augen Federmann's ausbreiteten. Dieſer aber, eingedenk der Dankbarkeit, welche er dem jungen Deutſchen ſchuldete, wollte durchaus keinen Anſpruch darauf machen, und ſo blieben denn die Beiden im Beſitze ihres Glückes.

Hocherfreut vernahm Jakob die baldige Abfahrt des Schiffes und hoffte, daß er nach ſeinem Contracte in der Schenke zu Augsburg nun wohl zurückkehren dürfe. Der Gubernator ſagte es willig zu.

Am 2. Julius des Jahres 1533 ſaßen zu Augsburg in einem kleinen Hauſe, das wir kennen, drei Frauen beiſammen und unterhielten ſich wie gewöhnlich von einem Abweſenden, der nun ſchon ſeit vier Jahren in die weite Welt hinausgewandert war. Nachrichten hatte man wohl von Herrn Ludwig Ehinger, dem Faktor in St. Lucar, daß er nach Amerika gegangen, aber das war eine Wanderſchaft in den gewiſſen Tod. Da nun der junge Mann verſprochen hatte, innerhalb dreier Jahre zurückzukehren, ſo konnte man an ſeinem Untergange nicht mehr zweifeln. Manche ſtille Thräne wurde ihm geweint, und wenn man dem Anſcheine nach urtheilen durfte, ſo war das Mutterherz wohl nicht dasjenige, welches um den Dahingeſchiedenen das herbſte Leid trug. Die treue Urſula verzehrte ſich in innerem Gram und konnte durch die Troſtworte der zwei alten Frauen nicht mehr in's rechte Geleiſe gebracht werden; dennoch hoffte ſie. Welches Herz gibt die Hoffnung auf?

Schon neigte ſich der Abend auf die hohen Giebel der Häuſer, und ein dünner Rauch umzog die Thürmchen und gothiſchen Spitzen, die keck über die Dächer hinausragten. Im hölzernen Käfige ſchlug die gefangene Amſel mit heller Stimme ihr Abendlied kräftig und fröhlich in die dämmernde Nacht hinein.

„Höre, wie des Nachbars Vogel heut so munter ist, Ursula," sagte Frau Renz; „mir kommt es vor, als ob er lange nicht so schön gesungen habe."

„„Er ist ein armes, gefangenes Wesen, liebe Mutter, und sehnt sich hinaus in Gottes freie Welt. Ach, vielleicht schmachtet Jakob auch hinter dem festen Gitter eines Kerkers und verlangt hinaus und ruft nach uns vergeblich. Es geht ihm wie der Amsel; wäre sie mein, ich ließe sie heute noch fliegen!""

„Warum nicht gar," rief des Nachbars Baßstimme am offenen Fenster! Ich glaube wirklich, das Mädchen wäre im Stande, die Lene entwischen zu lassen, und doch hat sie heute ein so wunderschönes Lied gesungen, daß Dir das Herz im Leibe lachte, Ursula, wenn ich Dir's verdolmetschte!"

„„Was ist es, Nachbar Birkenreis, ich bitte recht schön?""

„Sie hat gesungen ein Liedlein von der Auferstehung der Todten."

„„Ja, am jüngsten Tage!""

„Nicht allein dann, sondern auch ein wenig früher, wenn's gefällig ist!" — „Nun, nun," fuhr der redselige Nachbar fort, als er die große Aufregung seiner weiblichen Zuhörer bemerkte, „nur nicht so eilig; ich sehe, ihr nehmt die Sache genau und bleibt drum nicht mehr ruhig auf Euern Stühlen!"

„„Ihr wißt Etwas, Nachbar, Ihr wißt Etwas von unserm Jakob!"

„Ob ich Etwas von Jakob weiß, wollen wir dahingestellt sein lassen, aber das ist sicher, daß der Hauptmann Nikolaus Federmann heute oder morgen mit schwerer Mannschaft hier einrückt oder auch schon da ist; vielleicht ist er dabei; wer kann's sagen!"

„„Er ist dabei, er ist dabei,"" riefen die Drei aus einem Munde! „Wo können wir ihn finden, Nachbar?""

„Wartet ein wenig, wollen sehen, ob er den Pfiff versteht!"

Der muntere Nachbar Birkenreis ahmte auf etwas jämmerliche Weise den Schlag seiner Amsel nach; aber nichts desto weniger stürzte auf dieses Signal ein junger Mann der Hausthür zu, drang in die offene Stube und warf sich in die Arme seiner Lieben. Es war Jakob Renz. An allen Gliedern zitternd betrachteten sie den Wiedergefundenen und weinten Thränen der Freude. Er war ein vollständiger Mann geworden; seine Wangen hatte die heiße amerikanische Sonne tief gebräunt, und über Lippen und Kinn legte sich ein dichter blonder Bart; nur seine treuen Augen, sein weiches Herz waren dieselben geblieben.

Wenige Tage später fingen Zimmerleute und Maurer an, das kleine Häuschen der Frau Renz vom Giebel, der nicht weit oben war, bis zum Grunde abzutragen und es eben so hoch hinaufzubauen, als die Nachbarshäuser; „denn," sagte die alte Frau, „mein Sohn ist reicher, als Einer in der ganzen Gasse und würde gleich noch ein Nachbarshaus dazu nehmen, wenn eines zu verkaufen stünde." Im Herbste aber führte Jakob Renz aus der Kirche zu St. Ulrich seine Ursula als Frau in dieses Haus und trat von dieser Zeit in die Reihe der bedeutenderen Klasse der Augsburger Bürgerschaft.

Herr Nikolaus Federmann war nicht so glücklich. Obschon seine Reichthümer ihm ein höchst behagliches Leben gestatteten, blieb doch sein Haus leer. Die ehrsame Jungfer Lerchenzung hatte sich unterdessen anderweitig umgethan und war schon lange Zeit verheirathet. Da warf sich der Exgubernator auf's Schriftstellern und verfaßte seine

„Indianische Historia."

„Eine schöne, kurzweilige Historie Nikolaus Federmanns des Jüngeren von Ulm erster raise, so er von Hispania vnd Andolosia auß in Indias des Oceanischen Mörs gethan hat, vnd was ihm allda ist begegnet bis auff sein wiederkunfft inn Hispaniam auff's kurtzest beschriben, ganz lustig zu lesen. MDLVII.

Die Liparischen Inseln.

Von E. Heusinger.

Die alten Aeolischen Inseln, eilf an der Zahl, von denen Lipari, Strombolo, Volcano, Salini, Lisca Bianca und Basiluppo die bedeutendsten sind, gewähren aus der Ferne gesehen das starre, todte Ansehen, welches mehr oder minder fast alle Eilande vulkanischen Ursprunges darbieten. Mehr in der Nähe bieten besonders Lipari, später Basiluppo und Lisca Bianca, weniger Salini, am Fuße der Berge einen freundlich grünen Anblick dar. In Lipari sieht man auf kleinem Raume eine fast tropische Vegetation. Jeder Felsenspalt ist von eigenthümlichen Blumen und duftenden Gesträuchen umrankt; die Veranden der Häuser haben Wände von Oleander, Myrthen und Granatbäumen, während das Dach aus Weinranken gebildet ist, deren schwere, wie Gold schimmernde Trauben überall durchschimmern. Die Stadt Lipari, wenn auch ihr Inneres nicht sonderliche Ansprüche auf Glanz und Schönheit machen kann, gleicht von außen gesehen einem großen Treib- und Gewächshause, in dem alle Früchte des Südens, zur Schau und zum Verkauf ausgelegt, dem nordischen Reisenden zum Genuß einladen, sobald er das kleine Eiland zum ersten Male betritt.

Die beiden Häfen, in deren südlichen das Schiffchen einlief, welches mich von Messina herübergeführt hatte, sind fast immer mit Fahrzeugen angefüllt, um Orangen, hauptsächlich leicht getrocknete Weintrauben und Malvasier zu laden, von dem jährlich an 300 Barili ausgeführt werden, deßgleichen Bimsstein und Schwefel.

Zur Zeit, als Murat König von Neapel war, wurden die Liparischen Inseln immer mit begehrenden Blicken von ihm betrachtet; indessen scheiterten die zu wiederholten Malen von der calabresischen Küste zu ihrer Ueberrumpelung ausgesandten Expeditionen an der Wachsamkeit der Engländer, welche dort von Sicilien aus eine Station unterhielten. Auch ein Versuch, die englische Flottille zur Nachtzeit durch einen Brander zu zerstören, nahm einen kläglichen Ausgang. Der das Brandschiff befehligende neapolitanische Capitän kam dabei mit seiner Mannschaft ums Leben.

Während mein Begleiter, ein Arzt aus Messina, mit seiner jungen Gattin Besuche bei Verwandten in dem Städtchen machte, benutzte ich meine Zeit zu einem Streifzuge durch die Insel, konnte es jedoch nicht weiter als in die Nähe des Campo Bianco bringen, weil die zunehmende Tageshitze mir dessen Ersteigen unmöglich machte. Es ist dies ein wunderlich geformter Berg in Gestalt eines glänzenden Zuckerhutes, der mehre tausend Fuß hoch nur aus Lagen vom Bimsstein gebildet ist. An der östlichen Seite bemerkt man noch deutlich die Spuren eines vor noch nicht vielen Jahren eingestürzten Kraters.

Der Bimsstein gewährt einen sehr bedeutenden Handelsartikel, der, so lange als die Insel besteht, nicht ausgehen wird; — fast ganz Europa wird mit dem vielbegehrten, besonders zum Abschleifen feiner Möbelhölzer vor Aufsetzen der Politur gebrauchten Artikels versehen.

Nachdem ich mich im Schatten einer der schönen, grünen, zwischen die unteren Felsen eingeklemmten Buchten bei einem Ziegenhirten, der mit seiner Heerde eben Siesta hielt, durch frische Milch und einen Imbiß von dem berühmten grünen Käse mit Maisbrod zur Rückkehr gestärkt hatte, kam ich noch früh genug in Lipari an, um mit meinen munteren Reisegefährten den Tag in einer Tertullia (Abendgesellschaft) zu beschließen, welche der Onkel der hübschen jungen Doctorsfrau, ein würdiger Notar, eben so steif und komplimentenreich, wie die Bühne uns dergleichen alte Rechtsgelehrte mitunter vorführt, seinen Verwandten zu Ehren veranstaltet hatte.

Die ersten Personen des Städtchens waren von Frau und Kindern begleitet

verſammelt, wie es einſt auch Sitte war im alten patriarchaliſchen Deutſchland. Der in der Geſellſchaft vorherrſchende Ton war der des Kleinſtädterlebens; aber herzlicher und weniger durch vorgeſchriebene Formen wie in Meſſina beſchränkt, fühlte man ſich wohl unter den guten Leuten, unter denen es manche Frau, manchen ehrbaren Hausvater gab, die das nicht ferne Meſſina nur dem Namen nach kannten, weil es zu den Haupttugenden dieſes Völkchens gehörte, das eigene Haus höher als die Welt draußen zu ſchätzen.

Früh am folgenden Morgen ſchiffte ich mich auf einem Trabaculo (kleiner Schnellſegler mit zwei hohen, ſpitzen Segeln, die, im Mittelmeere viel gebräuchlich, lateiniſche genannt werden) nach Strombola ein, um den nie raſtenden Vulcan in der Nähe zu beobachten und ſpäter die Höhlen von Salini zu beſuchen. Obgleich dieſe viel großartiger ſind als manche ähnliche, aber über Verdienſt geprieſene europäiſche Naturerſcheinungen, ſind die prächtigen Höhlen bisher nur noch von wenigen Reiſenden in verdienter Weiſe gewürdigt.

Das ganze Eiland Strombolo ſcheint früher nur ein einziger oder mehre zuſammenhängende Vulkane geweſen zu ſein. Während das räthſelhafte Gluthleben in den einzelnen Theilen erſtorben ſcheint, hat es ſich um ſo ſtärker im Hauptſchlunde entwickelt, der zu keiner Zeit aufhört, ſeine Feuergarben gen Himmel zu ſprühen. Bis zur Hälfte von deſſen Hauptgipfel iſt die kleine Inſel ſorgfältig angebaut. Der zu jeder Jahreszeit gleichförmig erwärmte Boden iſt zu ergiebig, und die Vegetation in ihrem fortwährendem Hervorbringen zu reich und üppig, als daß die des unaufhörlichen Blitzens und Donnerns um ſie herum gewohnte Bewohner ſich leicht entſchließen können, ihr liebgewonnenes Paradies zu verlaſſen. Auch hat die lange Reihe von Jahren, in welchem ein nie andere Eruption als auf dem gegenwärtigen Wege ſtattfand, ſie mit der Zuverſicht erfüllt, daß die gewaltigen unterirdiſchen Mächte ihr uraltes Reich fernerhin an keinem anderen Orte aufſchlagen werden, als wo die ewige Eſſe ihr Daſein jetzt verkündigt. Mögen ſie ſich nicht getäuſcht haben, dieſe in ihrem Vertrauen ſtarken und deßhalb fleißigen, glücklichen Menſchen!

Der von mir längs des ſüdöſtlichen Randes des ohne jegliche Unterbrechung dem Meere zu wallenden Lavaſtromes eingeſchlagene Weg führt bis zum Fuße des eigentlichen Kegels, durch kleine Wäldchen, die mit Weingärten und Melonenfeldern, mit Myrthen- und Granatgehägen wechſeln, wo einſt der Rieſencactus (ficus) in langen, unüberſteiglichen Stachelhecken die Grenze eines Landgütchens bezeichnet, aus deſſen Mitte des blendendweiße Häuschen lauſchig hervorragt.

Nicht eine volle Viertelſtunde vom Gipfel hören die Wohnungen auf, während Cultur und Natur indeſſen noch fortfahren, hier oder dort in einem verwitterten Lavabette fortzuſpinnen, an deſſen äußerſten Rande ein nicht ſchwieriger Stieg zu einem ausgebrannten hohen Krater führt, zwiſchen deſſen Zacken hindurch man bequem den ſtets in Thätigkeit begriffenen Schlund arbeiten ſehen kann.

An ſtillen Tagen erſcheint die Feuerſäule wie die glühende Lohe eines Hochofens, bald ſchwächer, bald ſtärker, gerade ſo, als würde ſie wie dieſe durch ein unterirdiſches Gebläſe angefacht, ſenkrecht in die Höhe getrieben; auch kann man deutlich ein Geräuſch wahrnehmen, welches mit dem Keuchen des Triebwerkes in den Hochöfen einige Aehnlichkeit hat.

Mächtige Steine und vulkaniſche Producte werden hoch über die Feuergarbe hinweggeſchleudert, und man vernimmt deutlich das Praſſeln, wenn die ſchwereren Maſſen in den Schlund zurück oder über den Rand des Kraters hinabrollen. Hoch über der Flamme ſchwebt fortwährend eine leichte, blaugraue Wolke, eben ſo wie es bei den Schmelzöfen der Fall iſt. Nur zur Zeit des Alles niederdrückenden Sirocco wird auch ſie niedergedrückt; dann iſt der Kegel wie von einem Mantel umwallt, während die glühende Spitze wie eine Königskrone darüber emporſchimmert.

Sobald man ſich etwas an das unterirdiſche Rollen gewöhnt hat, das ſich am beſten mit dem Zittern des Bodens in einer Malzmühle vergleichen läßt, ſieht man unbeirrt dem prachtvollen Naturſchauſpiele zu, das ſich zur Nachtzeit in ſeiner ganzen majeſtätiſchen, ſchwer zu beſchreibenden Erhabenheit entfaltet. Es fliegt weder die Aſche bis zu dem bezeichneten Standpunkte, noch iſt der Boden ſo heiß wie auf dem Aetna, deſſen Fuß hoch mit glühenden Stoffen bedeckt iſt. — Allerdings iſt die Ausſicht vom 12000 Fuß hohen Aetna umfaſſender; ich möchte behaupten, daß es keine ſchönere giebt auf der Welt, während man von dem erhabenen Standpunkte nicht allein völlig deutlich das Feſtland von Afrika und Europa, ſondern alle Inſeln im Mittelmeere bis zu den griechiſchen überſieht, die wie in Silber und Gold gefaßte Juwelen im blanken Tyrrheniſchen Meere zu ſchwimmen ſcheinen, aber die eigentliche ſo räthſelhafte vulkaniſche Arbeit ſelbſt ſieht man nirgends bequemer, als am Strombolo.

Die Lava ergießt ſich in zwei Strömen, von denen der gegen Oſten abfließende der bedeutendſte iſt, oft hoch aufſpritzend, wo er ein eben ausgeworfenes Felsſtück berührt. Auf der Stelle, wo die Vermiſchung der feindſeligen Elemente, des Feuers mit dem Meerwaſſer, ſtattfindet, gewahrt man ein immerwährendes Sieden und Brauſen, wie es vom brodelnden Keſſel einer ungeheuren Dampfmaſchine verurſacht wird. Daß es zunächſt dieſes Theiles der Inſel keine Fiſche gibt, iſt wohl natürlich, dafür iſt die entgegengeſetzte Seite der rechte Aufenthalt der im Süden ſo ſehr beliebten Sardini.

Von Strombolo wandte ich mich nach Salini. Ohne Säumen machte ich mich mit dem von meinen luſtigen Schiffsleuten bald aufgetriebenen Führer nach den großen Höhlen auf den Weg. Es ſind ihrer zwei neben einander, von denen mir die größte als die berühmteſte zu befahren in Lipari war empfohlen worden. Nachdem wir auf zwei Leitern 36—38 Sproſſen abwärts gefahren waren, faßten wir Fuß auf einer ebenen weit vorſpringenden Felſenplatte, um die mitgenommenen Fackeln anzuzünden und etwas Bekanntſchaft mit der Finſterniß zu machen, die uns ringsum einhüllte, wie in einem weiten Grabe. Kaum waren wir dann einige Schritte vorwärts gegangen, als ſich mir ein Anblick darbot, von dem ich um ſo mehr überraſcht wurde, als ich das Große in ſolcher Nähe noch nicht geahnt hatte. Ich glaubte mich plötzlich in einen unermeßlichen Dom verſetzt, deſſen hohe Gewölbe von Säulen aus glänzendem Metall getragen wurden, die wie nach den Regeln der Baukunſt ciſelirt waren. Die Kuppel ſelbſt erſchien oder war ſo hoch, als daß man ſie mit hochgehobenen Fackeln, wovon der Führer wohl ein Dutzend an den geeigneten Orten angezündet hatte, deutlich zu erkennen vermocht hätte. Aber die Flammenſtrahlen, welche in einzelnen Zwiſchenräumen bei unſeren bald nach oben, bald nach der Seite gemachten Bewegungen, bald längs der Säulen wiederſtrahlend hin und her ſchoſſen; das feierliche Verhallen der Stimme, wenn Tomaſo, der ein ganz kundiger Bergmann war, belehrend einzelne der prächtigen Kryſtallformationen beleuchtete, das Echo erfüllte mein Gemüth mit ſo heiligen Schauern, daß ich es begreiflich fand, weßhalb die Geſchichtſchreiber der Römer und Griechen mit ſo beſonderer Verehrung dieſen Gegenden des Mittelmeeres Erwähnung thun.

Bei dem Anblick ſo großartiger Naturwunder erkennt man die irdiſche Hinfälligkeit ſelbſt der allergrößten von Menſchenhänden erbaueten Prachtwerke. Wie klein erſchienen mir alle die bisher geſehenen Baſiliken und Tempel mit ihren Bronzen, marmornen Säulen und Bildwerken, die ich bislang für das Höchſte der Pracht und Kunſt gehalten hatte, gegenüber der unbeſchreiblichen Erhabenheit, wie ſie aus der eigentlichen Werkſtatt des allmächtigen Schöpfers im tiefen Schooße der Erde hervorgegangen iſt! Einen Augenblick konnte ich mich ſogar des Gedankens nicht erwehren, daß manche Tempel der Alten, ſelbſt manche chriſtliche Bauwerke nur eine Wiederſpiegelung der göttlichen Allmacht ſind.

Bei dem weiteren Vordringen in diese unterirdischen Hallen traten die Seitenwände der ungeheuren Grotte allmälig enger aneinander, so daß sie zuletzt einen Säulengang bildeten, in welchem wir nicht mehr neben, sondern hinter einander gehen mußten. Hier, wo man ein wunderbares Brausen aus der Tiefe vernahm, lag zuletzt ein schmaler Steg über einem im Boden sich öffnenden Abgrund. Ich warf ein Stückchen Salzstein hinab, und es dauerte mehre Secunden, ehe es von Fels zu Fels springend mit einem dumpfen Geräusch ein in der Tiefe fließendes Wasser erreichte.

Nach Angabe des Führers spült das Meerwasser bis unter den Boden, auf welchem wir standen. Als jetzt ein scharfer, aus der Tiefe heraufwehender Luftstrom fast die Fackeln zu erlöschen drohete, deren Tomaso aus Vorsicht zwei trug in jeder Hand, fand ich es für jene Zeit wohl faßlich, daß die Alten den Sitz aller unheimlichen Gottheiten, die Werkstatt des Vulkans und die Grotte des Windgottes (des Aeolus) auf diese Inselgruppe verlegten, die an Naturwundern so reich und doch von Einzelnen von uns durch und durch gekannt ist.

Obgleich der gefällige Tomaso mich jetzt durch eine Handbewegung einlud, den schauerlichen Steg zu überschreiten, indem er versicherte, daß mich jenseits der Anblick eines zweiten, wenn auch nicht ganz so großen Wunderwerkes erwarte, so hielt ich es der rasch verlaufenen Zeit wegen für besser, die Schritte rückwärts zu wenden, um so mehr, da wir bereits über 350 Schritte vom Eingange der großen Höhle entfernt waren.

Der Uebergang aus der finstern Nacht in die Sonnenhelle des Tages war so grell daß, ich langsamen Schrittes aus der Unterwelt zurückkehrend, einige Schritte vom Ausgange entfernt Halt machen mußte, um mich erst allmälig wieder an die bewältigende Licht- und Luftströmung der Liparischen Inseln zu gewöhnen. Ich erreichte mit meinem Scampa via — Schnellsegler — den Kay von Lipari, zur Zeit, als auch meine Reisegefährten laut getroffener Verabredung bald nachher eintrafen, um nach einer im Café Manfredoin eingenommenen Erfrischung, deren ich allerdings nach der anstrengenden Fahrt über und unter der Erde wohl bedurfte, am Bord der sicilianischen Belucke unsere gemeinschaftliche Rückreise nach Messina anzutreten.

Die beiden letzten Tage hatten mir höheren Genuß verschafft als die sinnberauschenden Genüsse, wie sie das lebensvolle Messina während der letzten Monate gewährte. Das Große und Schöne, was ich gesehen, hatte meine alte Reiselust neuerdings geweckt. Mein Sinn stand nach Syracusa. Was ich dort im berühmten Ohre des Tyrannen erlebte und weiter darüber hinaus, soll mein nächster Bericht „über die Inseln des Mittelmeeres“ enthalten.

Die Meteorsteine (Aerolithen), Feuerkugeln und Sternschnuppen.

Von Dr. Geo. Hartwig.

Auch Steine regnen vom Himmel! Zu allen Zeiten, in allen Ländern, von den verschiedensten Größen! ja es vergeht kein Tag, daß nicht an irgend einem Orte der Erde ein fester Körper aus den ätherischen Himmelsräumen auf unseren Planeten herabstürzt!

Zahlreiche Beispiele dieser so höchst merkwürdigen Erscheinung werden in den Geschichtswerken der Chinesen, der Griechen und Römer erwähnt: die Annalisten des Mittelalters erzählen mit staunender Bewunderung, wie große Steinmassen aus der Luft zur Erde fielen, und je näher man der Gegenwart kommt, desto mehr häufen sich die Beobachtungen bei der steigenden Aufmerksamkeit auf alle Phänomene der Natur und der zunehmenden Bildung der Völker.

Der römische Geschichtschreiber Livius erzählt, daß unter der Regierung des

Tullus Hoſtilius, 654 Jahre vor Chriſti Geburt, zahlreiche Aerolithen auf den Albaner Berg fielen. Als der Senat davon benachrichtigt wurde, daß es Steine vom Himmel geregnet habe, zweifelten die ehrwürdigen Väter an der Wahrheit der Thatſache und ſchickten eine Commiſſion an Ort und Stelle, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Es ſtellte ſich heraus, daß ein Steinregen wirklich ſtattgefunden habe, nicht anders, als wenn der Wind dichte Hagelſchauer zuſammentreibt. Von der Zeit an blieb es Sitte, ähnliche wunderbare Naturereigniſſe durch neuntägige Feſte zu feiern.

Im Jahr 465 vor Chriſti fiel der in dem ganzen Alterthum ſo berühmte Meteorſtein von Aegos Potamoi in Thracien. Er war von der Größe zweier Mühlſteine und dem Gewicht einer vollen Wagenlaſt. Noch zu Plinius Zeiten wurde er gezeigt und trotz der vergeblich angewandten Bemühungen des afrikaniſchen Reiſenden Brown hatte Humboldt nicht die Hoffnung aufgegeben, man werde einſt dieſe ſo ſchwer zerſtörbare thraciſche Meteormaſſe in einer den Europäern jetzt ſehr zugänglichen Gegend nach mehr als 23 Jahrhunderten wieder auffinden.

Schon an dieſem Falle ſieht man, daß die Meteorſteine mitunter einen bedeutenden Umfang erreichen, und ähnliche Beiſpiele ließen ſich in großer Menge anführen. Der im Anfang des zehnten Jahrhunderts in den Fluß bei Narni gefallene ungeheure, noch nicht wieder aufgefundene Aerolith ragte eine volle Elle hoch über dem Waſſer hervor, und die braſilianiſche Meteormaſſe von Bahia ſo wie die von Otumpa im Chaco haben 7 bis 7½ Fuß Länge.

Zu Santa Roſa zwiſchen Pamplona und Bogota in Neu-Granada, bediente ſich der Grobſchmidt einer meteoriſchen Eiſenmaſſe von 15 Centnern ſtatt eines Amboßes, und Roſe erzählt, daß in Grönland Eskimos mit gleichem practiſchen Sinn ihre Meſſer aus einer ähnlichen „Gabe von oben" ſchmiedeten.

Aber auch dieſe bedeutenden Meteoriten ſind verſchwindend klein, wenn man ſie mit den enormen Maſſen vergleicht, die auf dem Gute Wolfsmühle bei Thorn in unbekannter Zeit auf die Erde gefallen ſind.

Faſt auf dem ganzen Areal des 700 Morgen großen Gebietes kommt das Erz in einzelnen 2—3 Fuß langen, 3—6 Zoll breiten und 2, 3 und mehr Zoll dicken Schollen unter der Erddecke vor, beſonders in einer Schlucht, die von einem Mühlbach gebildet wird. In dieſer Schlucht ſind die dicht neben und über einander geſchobenen Schollen, welche in ſolcher Art eine zuſammenhängende Ablagerung bilden, auf eine Längenerſtreckung von 160 Fuß zu beiden Seiten des Baches verfolgt worden. Die Mächtigkeit der über einander geſchobenen Schollen beträgt zuſammen 2—3 Fuß, an einer Stelle iſt ſogar eine Mächtigkeit von 6 Fuß beobachtet worden. Die Ausdehnung der Ablagerung zu beiden Seiten des Baches läßt ſich nur für die eine Uferſeite angeben und beträgt 20, ſtellenweiſe auch nur 15 Fuß.

Auf der andern Seite des Ufers, wo die Mächtigkeit der Erzablagerung zuzunehmen ſcheint, iſt die Breitenausdehnung nicht zu beſtimmen, weil das Erz bald mit einer ſo ſtarken Sanddecke bedeckt wird, daß erſt eine Bohr- oder Schurfarbeit vorgenommen werden müßte.

Legt man die kleinſten von den angegebenen Dimenſionen bei einer Berechnung des kubiſchen Inhalts zum Grunde, ſo beträgt derſelbe für die eine Hälfte der in der Schlucht abgelagerten Maſſe 4800 Kubikfuß, deren Gewicht auf mindeſtens 7200 Centner geſchätzt werden muß. Einer ſpäteren Unterſuchung bleibt es vorbehalten, die Ausdehnung des Areals zu beſtimmen, über welchem die Niederfälle ſtattgefunden haben, und mit Wahrſcheinlichkeit das Gewicht der niedergefallenen Maſſen zu ermitteln, welches nach den jetzt vorliegenden Mittheilungen nicht unter 20,000 Centner betragen kann!

Hat ſich ein ſo rieſenhafter Meteormaſſenfall in der ſchon geſchichtlichen Zeit

ereignet, so sollte man glauben, daß von einem so großen und furchtbaren Naturereigniß irgend eine Kunde aufbewahrt geblieben wäre. Zu der Zeit, als sich jener Niederfall ereignete, wird Wolfsmühle vielleicht eine dichtbewaldete und unbewohnte Gegend gewesen sein, und das Ereigniß konnte noch in einer nicht zu entfernten Vergangenheit stattgefunden haben, ohne daß es Verwunderung erregen dürfte, dasselbe in den Geschichtsbüchern von Thorn nicht aufgezeichnet zu finden.

Vielleicht trifft jener merkwürdige Meteormassenfall mit einem Ereigniß zusammen, von welchem in Sebastian Münster's Kosmographie Nachricht gegeben wird: Am 9. Januar 1572, Abends 9 Uhr, soll in Thorn ein heftiges Ungewitter gewüthet haben, verbunden mit einem „schrecklichen" Erdbeben, wobei es zehnpfündige Steine gehagelt, die „viele Leute zu todt geschlagen".

Das Niederfallen einer Meteormasse von vielleicht mehr als 20,000 Centnern — einem wahren Eisen-, Stein- und Schlackenregen vergleichbar — auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum ist kein alleinstehendes Ereigniß. Chladni theilt in seiner Schrift über Feuermeteore mehrere Niederfälle mit, deren Gewicht hunderte von Centnern betragen haben muß. Kapitän Alexander fand am östlichen Ufer des großen Fischflusses (Nord-Amerika) eine so große Menge von Gediegen-Eisen auf der Oberfläche eines beträchtlichen Landstrichs verbreitet, daß ihm die meteorische Abkunft desselben nur deßhalb verdächtig schien, weil man sich die Möglichkeit des Herabfallens so großer Eisenmassen nicht vorstellen kann. Die nähere Untersuchung einer nach England mitgebrachten Probe hat jedoch die wahre Natur derselben ganz außer Zweifel gesetzt.

Bei der Häufigkeit der Meteorfälle ist es nicht zu verwundern, daß bisweilen Menschen von ihnen erschlagen worden sind. Auf diese seltsame Weise kam ein Mönch zu Bremen am 4. September 1511 ums Leben, ein anderer in Mailand im Jahr 1650. Beim großen Steinfall zu Barbotan bei Roquefort, fiel eine Masse auf eine Hütte und tödtete eine Kuh und einen Hirten. Zwei schwedische Matrosen wurden auf einem Schiffe 1674 in der Nähe der Orkaden von einem Meteorstein niedergeschmettert und 1810 erschlug bei Shahabad in Indien eine ähnliche Masse mehrere Männer und Frauen.

Fragen wir nach der Natur der Aerolithen, nach dem Wesen der Erscheinung, so finden wir sie mit den Sternschnuppen und Feuerkugeln nahe verwandt. Alle diese Meteore sind mit großer Wahrscheinlichkeit als kleine mit planetarischer Geschwindigkeit sich bewegende Massen zu betrachten, die im Weltraum nach den Gesetzen der allgemeinen Bewegung gleich der Erde und den größeren Planeten um die Sonne kreisen.

Wenn diese Massen in ihrem Laufe der Erde begegnen, so stürzen sie, der Anziehungskraft derselben gehorchend, auf sie nieder und ziehen dabei leuchtende Furchen durch die Atmosphäre, den sie mit der wundersamen Schnelligkeit von $4^1/_2$ bis 9 Meilen in der Secunde zertheilen.

Die Verwandtschaft dieser Erscheinungen geht übrigens aus folgenden Thatsachen hervor. Die Phänomene der Feuerkugeln und der Sternschnuppen sind nicht bloß gleichzeitig und gemischt, sie gehen auch in einander über, man möge die Größe der Scheiben oder das Funkensprühen oder die Geschwindigkeit der Bewegung mit einander vergleichen. Während die platzenden, Rauch ausstoßenden, selbst in der Tropenhelle des Tages Alles erleuchtenden Feuerkugeln bisweilen den scheinbaren Durchmesser des Mondes übertreffen, sind dagegen auch Sternschnuppen in zahlloser Menge von solcher Kleinheit gesehen worden, daß sie in der Form fortschreitender Punkte sich nur wie phosphorische Linien sichtbar machten.

Der Zusammenhang der Meteorsteine mit dem größeren und glänzenderen Phänomen der Feuerkugeln ist durch viele Beispiele erwiesen. So sah der berühmte Gassendi am 27. November 1637 um 10 Uhr Morgens bei völlig hei-

terem Himmel einen flammenden Stein von dem ſcheinbaren Durchmeſſer von 4 Fuß auf den Mont Vaiſion, eine Anhöhe zwiſchen den kleinen Städten Perne und Guillaumes in der Provence, niederfallen. Der Stein, welcher 59 Pfund wog, war von einem leuchtenden, faſt regenbogenartigen Kreiſe umgeben, und den Fall begleitete ein donnerndes Geräuſch.

Am Abend des 24. Juli 1790, bei dem bereits erwähnten Steinfall zu Barbotan in der Pyrenäen, erſchien plötzlich im Zenith eine große Feuerkugel, deren Glanz den des Mondes, der damals faſt voll war, verdunkelte. Sie hatte einen Schwanz, der fünf oder ſechs mal länger als ihr eigener Durchmeſſer zu ſein ſchien und allmälig in eine dunkelrothe Spitze auslief, während das übrige Meteor hellweiß war. Der leuchtende Körper ſchoß mit großer Schnelligkeit von Süd nach Nord und platzte nach zwei Secunden in mehrere Stücke wie die Fragmente einer berſtenden Bombe. Man fand ſie ſpäter über einen kreisrunden Fleck faſt eine halbe deutſche Meile im Durchmeſſer vertheilt. Einige wogen 18—20 — ja ſogar 50 Pfund.

Andere Erſcheinungen der Steinfälle ſind die, wo die Maſſen aus einem ſich bei heiterem Himmel plötzlich bildenden kleinen, ſehr dunkeln Gewölke unter einem Getöſe, das einzelnen Kanonenſchlägen gleicht, herabgeſchleudert werden. Ganze Landesſtrecken finden ſich bisweilen durch ein ſolches fortgehendes Gewölk mit Tauſenden von Fragmenten ſehr ungleicher Größe, aber gleicher Beſchaffenheit bedeckt.

Die Sternſchnuppen, die meiſtens wohl nur als ein höherauchartiger Meteorſtaub niederfallen, erſcheinen entweder vereinzelt oder in periodiſchen, zu beſtimmten Zeiten wiederkehrenden Schwärmen oder Strömen von vielen Tauſenden, welche die phantaſiereichen arabiſchen Schriftſteller mit Heuſchreckenſchaaren vergleichen.

Unter letzteren ſind die bekannteſten das ſogenannte Novemberphänomen (12—14 November) und das des Feſtes des heiligen Laurentius (10. Auguſt) deſſen „feuriger Thränen" in England ſchon längſt in einem Kirchenkalender wie in alten Traditionen als einer wiederkehrenden meteorologiſchen Begebenheit gedacht wird.

Die erſten Männer der Wiſſenſchaft — Humboldt, Arago, — nehmen an, daß dieſe periodiſchen, uns ſichtbar werdenden Ströme von geſchloſſenen Zonen oder Ringen herrühren, die, aus Myriaden kleiner Weltkörper zuſammengeſetzt, planetenartig um die Sonne kreiſen und zu beſtimmten Zeiten (11. 13. November — 10. Auguſt) die Bahn unſerer Erde durchſchneiden, welche alsdann ihre Anziehungskraft geltend macht. „So offenbart ſich uns", ſagt Arago, „eine neue planetariſche Welt", von der die Alten keinen Begriff hatten, ſo tauchen immer neue Naturwunder vor dem beobachtenden Geiſte auf!

Daß die Erſcheinung nicht immer in gleichem Grade ſtattfindet und ſolche glänzende Phänomene, wie die im November 1799 und 1833, wo die Sternſchnuppen wie Schneeflocken zuſammengedrängt zu vielen Tauſenden vom Himmel fielen, geht unzweifelhaft daraus hervor, daß die Körperchen in den Ringen ſehr ungleich vertheilt ſind, daß es nur wenige dicht gedrängte Gruppen darin gibt.

Daher erklärt es ſich auch, daß der Aſteroiden-Strom bisweilen nur in einem ſchmalen Erdraume ſichtbar wird. So zeigte ſich im November 1837 in England ein prachtvoller Sternſchnuppenfall, während in Preußen in derſelben Nacht nur einige wenige ſporadiſch fallende Sternſchnuppen geſehen wurden.

Der berühmte Aſtronom Beſſel ſchloß daraus, „daß eine wenig ausgedehnte Gruppe des großen, mit jenen Körpern gefüllten Ringes in England bis zur Erde gelangt iſt, während deß eine öſtlich gelegene Länderſtrecke durch eine verhältnißmäßig leere Region des Meteorringes ging."

Es iſt nicht zu verwundern, daß in Gegenden, die einer beſonders klaren,

dunſtfreien Atmoſphäre ſich erfreuen, das Phänomen der Sternſchnuppen öfters und mit größerem Glanze ſichtbar wird, ohne daß ſie dort deßhalb häufiger fallen.

Wenn gleich nach ſeiner Rückkehr aus der Aequinoctialzone Humboldt von dem Eindrucke befangen war, als ſei ihm unter den Tropen, in den heißeſten Ebenen wie auf Höhen von zwölf oder fünfzehntauſend Fuß der Fall von Sternſchnuppen häufiger, farbiger und mehr von langen, glänzenden Lichtbahnen begleitet erſchienen als in den gemäßigten und kalten Zonen, ſo lag der Grund dieſes Eindruckes wohl nur in der herrlichen Durchſichtigkeit der Tropenatmoſphäre ſelbſt. Man ſieht dort tiefer in den Dunſtkreis hinein.

Auch Sir Alexander Burnes rühmt in Bokhara als Folge der Reinheit des Himmels „das entzückende, immer wiederkehrende Schauſpiel der glänzenden Meteore, die wie Raketen durch die Luft ſchießen, und von denen oft 10—12 in der Stunde von allen Farben geſehen werden: feurigroth, blau, weiß und blaß.“ Es iſt ein herrliches Land für die aſtronomiſche Wiſſenſchaft“, fügt er hinzu, „und groß waren die Vorzüge, deren die berühmte Sternwarte zu Samarkand genoß.“

Der unedle Ausdruck *Sternſchnuppe*, der wahrſcheinlich dem rohen Volksbegriff, als ſchneuzten und putzten ſich die Himmelslichter, ſeine Entſtehung verdankt, verdiente wohl in der gebildeteren Sprache durch die ebenfalls ächt deutſchen Wörter *Sternſchuß* oder *Sternfall* erſetzt zu werden. Wie poetiſch dagegen iſt der litthauiſche Mythus von dem Weſen und der Bedeutung der Sternſchnuppen. Die Spinnerinn beginnt den Schickſalsfaden des neugeborenen Kindes am Himmel zu ſpinnen, und jeder dieſer Fäden endet in einem Stern. Naht nun der Tod des Menſchen, ſo reißt ſein Faden, und der Stern fällt erbleichend zur Erde nieder.

Die Meteorſteine beſtehen entweder faſt ganz aus Eiſen oder hauptſächlich aus Kieſelerde, Thon und Kalk. In den Meteoreiſenmaſſen iſt das Eiſen faſt immer mit Nickel, Kobalt und Chrom vermiſcht, und ſowohl hier als in den eigentlichen Meteorſteinen finden ſich Kryſtalle von Olivin, Augit und Labrador eingemengt. Schon dieſer Umſtand beweiſt, daß die Meteormaſſen nicht erſt während des kurzen Zeitraums, in welchem ſie durch die Atmoſphäre hinſtreichen, aus dem dunſtförmigen Zuſtande zu einem feſten Kerne zuſammengeronnen ſein können, wie man irrthümlich glaubte, ſondern fertig geballt ihre Kreiſe um die Sonne ziehen, bevor ſie in die Anziehungsſphäre unſeres Planeten gerathen.

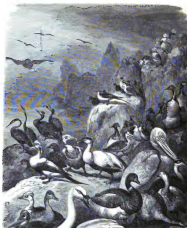
Wo der gemeine Sinn im ſchwarzen Stein, der aus der krachenden Wolke oder der glänzenden Feuerkugel herabſtürzt, nur das rohe Product einer wilden Naturkraft ſieht — da erblickt der denkende Menſch mit tiefem Intereſſe den geheimnißvollen Sendboten einer andern Welt. Mit der ganzen Natur jenſeits unſerer Atmoſphäre ſtehen wir ſonſt nur durch das Licht, die Wärme, die Anziehungskraft im Verkehr — hier haben wir aber den *materiellen* Beweis, daß ein Theil wenigſtens der Stoffe, welche unſeren Erdkörper zuſammenſetzen, auch außerhalb deſſelben vorkommt. Wir wiegen, wir betaſten, wir zerſetzen die Außenwelt; ihre nahe Verwandtſchaft mit der unſrigen wird unſerem Gefühlsſinn offenbart.

Ja noch mehr lehren uns die Meteorſteine; denn unſer großer Chemiker Wöhler hat ſogar Spuren organiſcher Subſtanzen darin aufgefunden.

Sie liefern uns alſo auch noch den Beweis, daß die wunderbare Erſcheinung des Lebens nicht auf unſeren Erdkörper beſchränkt iſt, ſondern höchſt wahrſcheinlich auf allen andern Planeten, die mit uns um die Sonne kreiſen, in einer unendlichen Menge von Formen ſich entfaltet.

So erhebt ſich bei der Betrachtung eines Meteorſteins unſer Geiſt in höhere Regionen und verſenkt ſich ſtaunend in die Größe der Schöpfung!

Digitized by Google



SCHWIMMVÖGEL.

Die Schwimmvögel.

Von F. H. Snell.

Mit einer Abbildung.

Die dem gegenwärtigen Hefte der „Maje“ beigegebene Abbildung führt dem Leser in einer kleinen Menagerie die Schwimmvögel vor. Das Wasser, sowohl das süße, als das Salzwasser, ist das Element dieser Ordnung der Vögel. Dasselbe dient ihnen zum Schwimmen, Tauchen und selbst oft zum Ruhen und sogar zum Nisten. Danach ist denn ihr ganzer Körperbau eingerichtet. Ihre Füße sind bei vielen nicht sowohl Füße als viel mehr Ruder; sie stehen deßhalb weit nach hinten, und die Zehen sind durch eine Schwimmhaut verbunden oder haben Schwimmlappen, weßhalb viele nur schlecht oder gar nicht gehen können und nur mit großer Mühe auf den Ständern nach ihren Nestern hinrutschen. Aehnlich verhält sichs bei manchen derselben mit den Flügeln; sie können nur schlecht oder gar nicht fliegen und bedienen sich der Flügel als Ruder beim Tauchen.

Wie wunderbar und mannigfaltig sind die Formen und Gestaltungen der Schöpfung! Vögel, die Beine haben und nicht gehen, Flügel und nicht fliegen können! Aber freilich mancher Mensch hat auch Ohren zu hören und hört doch nicht, und Augen zu sehen und sieht doch nicht die Wunder der Schöpfung! — Daneben gibts aber auch wieder Gattungen von Schwimmvögeln, welche ungeheure Flügel haben und Tage lang fliegen können, sodaß sie sich hunderte von Meilen in die offene See wagen. Es ist dies eine andere Abtheilung dieser Ordnung und zeigt uns eben wieder die Mannigfaltigkeit in der Einheit.

Das Federkleid dieser Vögel ist ganz für ihr Element eingerichtet, — es ist wasserdicht und äußerst warm. Schon das unmittelbar die Haut bedeckende Dunen- oder Pflaumkleid ist so dicht, daß es ein schönes Pelzwerk gibt. Ueber diesem liegt ein zweites Kleid, welches aus sehr dichten, festen, elastischen und fetten Federn besteht. Die Fettdrüse, aus welcher die Federn eingeölt werden, ist daher sehr groß. Man denke nur an die „Andreasgänse“ d. h. die gebratenen, deren Fettdrüse für fettliebende Gaumen ein Leckerbissen ist. Wegen dieser Beschaffenheit des Gefieders der Schwimmvögel werden auch vorzugsweise die Federn dieser zu Betten benutzt.

Außerdem haben diese Vögel eine hervorstechende Anlage zum Fettwerden, ihr Körper ist, wie bei den Schweinen, mit einer Lage von Speck überzogen; denn auch das Fett hält warm. Die Zusammhaltung der Körperwärme ist ihnen aber nicht allein deßhalb nothwendig, weil sie viel im Wasser zubringen, sondern auch, weil sie vorzugsweise Bewohner der kalten Zone sind. Unsere Abbildung zeigt uns viele dieser nordischen Schwimmvögel und rechts im Hintergrunde einen ganzen Vogelberg mit seinen Felsenlöchern, in welchen dieselben zu Millionen nisten.

Wir fassen jedoch bei unserer Betrachtung der Schwimmvögel vorzugsweise die einheimischen ins Auge, da für den Freund der Natur, dem es nicht bloß um Befriedigung eitler Neugierde zu thun ist, das Nächstliegende und Heimische immer das Wichtigste sein muß, weil er nur dies zu beobachten und vollständiger zu begreifen vermag, und wir ziehen das Fremdländische nur heran, insofern dadurch ein neues Licht (z. B. durch Vergleichung) auf die heimathliche Natur geworfen wird.

Wir haben gesagt, die Schwimmvögel seien vorzugsweise der kalten Zone zugetheilt: der Grund, weßhalb, ist leicht einzusehen. Der hohe Norden (und Süden) hat Nichts als Schnee, Eis, nackte Felsen und Meer. Auf Schnee und Eis und nackten Klippen kann aber kein Vogel sich ernähren; es bleibt also Nichts übrig als das Wasser des Meeres mit seinen zahllosen Fischen und niederen

Wasserthieren. Soll also die kälteste Zone nicht leblos oder doch vogellos sein, so müssen ihre Bewohner Seevögel sein, die dann ihrerseits wieder den mit ihnen zusammenwohnenden Raubvögeln, jenen herrlichen hochnordischen Falken, das Leben ermöglichen, indem sie denselben zur Nahrung dienen.

Auf der anderen Seite gibt es aber auch viele Arten dieser Vögel, welche nur die heiße Zone bewohnen und auf den nackten Felsen der Meere in so ungeheurer Menge hausen, daß ihr Mist in den Vertiefungen der Felsen oft viele Ellen hoch angehäuft ist und in ganzen Schiffsladungen als Guano zu uns gebracht wird, um auf unsern Feldern in Weizen verwandelt zu werden.

In Deutschland wohnen verhältnißmäßig nur wenige Schwimmvögel, die meisten an dem Meeresgestade. Norddeutschland hat überhaupt, auch was die Süßwasserbewohner betrifft, mehr Arten als Mittel- und Süddeutschland. An Süßwasservögeln haben wir als einheimisch in unserem Vaterlande: eine Gans, die Graugans (Anser cinereus), die Stammmutter unserer zahmen Gänse, wohl zu unterscheiden von der Schneegans (Anser segetum), die im hohen Norden brütet und nur im Winter zu uns kommt; — den Höckerschwan (Cygnus olor), auch häufig gezähmt; — etwa zehn Entenarten, besonders die Wild- oder Stockente (Anas boschas), von welcher die zahmen abstammen; — den Gänsesäger (Mergus Merganser) und langschnäbeligen Säger (M. serrator) — fünf Arten von Steißfüßen (Tauchern, Podiceps); — vier Seeschwalben (Sterna); — eine Möve, die Lachmöve (Larus ridibundus).

In meinem engeren Vaterlande Nassau brüten regelmäßig nur folgende Schwimmvögel: die Stockente *), vier Steißfüße (Podiceps cristatus, rubricollis, auritus und minor), die schwarze und die rothfüßige Seeschwalbe (Sterna nigra und hirundo) und die Lachmöve, — also 8 Arten.

Es geht daraus hervor, daß die Schwimmvögel in Deutschland wenig vertreten sind, wozu noch der weitere Umstand hinzukommt, daß auch viele von denjenigen, welche als einheimische Brutvögel aufgeführt werden, nur sehr vereinzelt hier und da einmal brüten, wie dies z. B. bei vielen Entenarten, die doch eigentlich dem höheren Norden angehören, der Fall ist.

Die Stockente ist in Deutschland die gemeinste Ente, wiewohl doch am häufigsten in Norddeutschland. Männchen und Weibchen sind sehr verschieden in ihrer Farbe. Das erstere, der Enterich (Antrach, Erpel) trägt überdies im wilden Zustande ein besonderes Sommer- und (davon sehr verschiedenes) Winterkleid, und es ist höchst merkwürdig, daß bei dem zahmen Enterich dieser Wechsel nicht statt findet, indem derselbe sein Winterkleid auch im Sommer fast unverändert beibehält. Diese Ente nistet, wie erwähnt, sehr häufig in Nassau, und zwar nicht allein an Rhein, Main und Lahn und den großen Weihern des Westerwaldes, sondern auch an kleinen Teichen und Waldbächen. So ereignete sichs einmal in meinem früheren Wohnorte Langenbach, Amts Weilburg, daß eine Ente mit ihren Jungen an einem kleinen Wiesenbächlein an dem Dorfe vorbei herabgewandert kam, um sich nach dem größeren Bache (der Weil) zu begeben, was ihr freilich, da die Kinder sogleich hinter den jungen Entchen herwaren, nicht gelang. Diese Ente hatte auf einem Waldbaum in einem alten Rabenneste gebrütet und die Jungen im Schnabel und auf dem Rücken auf den Boden getragen. Denn dies ist die Art und Weise, wie sie bei dieser Operation verfahren, wenn nicht die Jungen sich ein Herz fassen und selbst herabspringen, was auch schon beobachtet worden ist. Denn die meisten einheimischen Schwimmvögel sind sogenannte „Nestflüchter", d. h. die Jungen sind sogleich so stark und selbstständig, daß sie das Nest verlassen und ihre Nahrung selbst mit dem Schnabel aufnehmen.

*) Die kleine Krick- und Knäckente (Anas querquedula und crecca) nur bisweilen.

Die Steißfüße, welche in Nassau einheimisch sind, verdanken wir zumeist den großen stillen Weihern des Westerwaldes (bei Seeburg), wo der gehaubte, der rothhalsige und der geöhrte Steißfuß allein brüten. (Der kleine Steißfuß [kleines Taucherchen] ist weiter verbreitet.)

Diese schönen und seltenen Vögel sind, was Nassau betrifft, zuerst erforscht worden von dem fürstlichen Naturforscher, Prinzen Max zu Wied *), welcher von Neuwied aus die Seeburger Weiher mit ihren zahlreichen Schwimm- und Sumpfvögeln oft besucht hat. Die Steißfüße haben sonderbare Federverzierungen am Kopfe — Hauben, Ohren, Krausen und Backenbärte — und ein merkwürdiges zerschlissenes und wie Atlas glänzendes Gefieder, welches einem Haarkleide ähnelt, weßhalb auch der kleine Steißfuß in vielen Gegenden das „Wieselköpfchen" genannt wird. Ihre Beine stehen hinten am Steiß (daher der Name), sodaß sie aufrecht stehen, aber nicht gehen können. Der Schwanz fehlt. Die Flügel sind kurz, und sie vermögen nicht vom Lande, sondern nur vom Wasser aufzufliegen, was sie aber ungern thun, indem sie bei Gefahr sich lieber tauchend unter dem Wasser aus dem Staube machen oder sich, wenn alle Stricke reißen, in den Wasserpflanzen verstecken und nur den Schnabel aus dem Wasser hervorstrecken. Sie schlafen sogar auf dem Wasser. Ebenso schwimmt ihr Nest auf dem Wasser, ist aber an Wasserpflanzen befestigt.

Die Eier im Neste sind oft von Wasser umgeben und gehen doch aus. Die Jungen gehen sogleich ins Wasser und tauchen vortrefflich. Bei großer Gefahr nimmt sie die Mutter auf den Rücken unter die Flügel und entflieht mit ihnen schwimmend und tauchend.

Die Steißfüße haben sonst noch viel Merkwürdiges in ihrer Lebensweise. Sie haben z. B. die Gewohnheit, sich häufig, besonders zur Brutzeit, Federn auszurupfen und dieselben zu verschlucken. Dieselben dienen ihnen wahrscheinlich, wie andern Vögeln die Kieselsteinchen, zur Beförderung der Verdauung. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Wasserinsekten, wobei einige Arten auch noch kleine Fischchen fressen. Ihr Fleisch ist ungenießbar.

Die schwarze und die rothfüßige Seeschwalbe sowie die Lachmöve wohnen in Nassau bloß am Rheinstrom. Sie gehören zu der anderen Abtheilung der Schwimmvögel, welche diejenigen mit langen großen Flügeln und einer entsprechenden Flugfertigkeit in sich begreift. Es sind Stoßtaucher, d. h. sie stoßen aus der Luft herab in das Wasser, um ihre Nahrung, die in Fischen, Wasserinsekten und Weichthieren besteht, zu ergreifen. Die Lachmöve besucht auch die frischgepflügten Felder, um das ausgepflügte Ungeziefer zu suchen. Sie nisten im Sand oder Grase des Rheinufers und besonders der Rheinauen; ihre Nester werden bei Ueberschwemmungen oft zerstört.

Wenn der Naturfreund die geringe Zahl der in Nassau und ebenso in vielen anderen deutschen Länderstrichen einheimischen Schwimmvögel betrachtet (und mit den Sumpf- oder Stelzvögeln verhält sichs ebenso), und dabei erwägt, wie sehr dieselben, ohnehin meist nützlich oder wenigstens unschädlich, zur Belebung und Verschönerung einer Gegend beitragen: so wird er gewiß zu dem Wunsche bewegt, es möchten dieselben häufiger sein. Dies war auch in früheren Zeiten wirklich der Fall. Denn damals hatte man überall wegen der Fische als Fastenspeise große Teiche. Dieselben sind jetzt meist eingegangen, — theilweise zwar wirklich „trocken gelegt" und zu Wiesenland benutzt, theilweise aber auch nur in Sümpfe verwandelt, die mit Ried, Schilf, Binsen ꝛc. bewachsen sind und nicht den mindesten Nutzen bringen, sondern durch ihre Ausdünstungen nur die Luft verderben und, wenn sie nahe bei den menschlichen Wohnungen sind, Fieber erzeugen. Diese

*) S. Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preußischen Rheinlande und Westphalens. 10. Jahrgang (1853). Heft I.

letzteren, bei welchen das wirkliche Trockenlegen meist sehr kostspielig sein würde, (und ihre Zahl ist sehr groß) sollte man überall wieder unter Wasser setzen und mit Fischen bevölkern; die Wasservögel würden sich dann von selbst einfinden oder könnten auch, wie z. B. Stockenten, dahin verpflanzt werden.

Ich habe beobachtet, daß sogar jetzt schon bisweilen Wildenten an solchen mit Röhricht bewachsenen Pfützen sich ansiedeln und ihre Jungen auf dieselben führen, wo sie denn meist den Füchsen zur Beute werden. Daß man aber wilde Enten auf Teichen ansiedeln kann, das beweist der Kursaalweiher zu Wiesbaden. Die dort wohnenden Enten sind so zahm und zutraulich, daß sie sich durch die Kurmusik und das Menschengewühle des Sommers nicht im Mindesten stören lassen. Sobald aber im Winter der Weiher zufriert, fliegen sie über alle Berge davon, um auf den Flüssen offenes Wasser zu suchen, und sind dort so scheu und vorsichtig wie jede andere wilde Ente. Im Frühling aber kehren sie — freilich von den Entenjägern decimirt — regelmäßig zu ihrem Brutorte zurück.

Große freie Wasserspiegel haben aber auch außerdem ihren Nutzen durch Erhöhung der Luftfeuchtigkeit zu Zeiten der Dürre. Doch dieses Kapitel würde uns hier zu weit führen.

Die Weiher und Seeen sind neben den Flüssen aber auch die Sammelplätze der nordischen Wasservögel, welche im Spätherbst und Winter bei uns einwandern und dem Naturfreund in dieser sonst so armen Jahreszeit neue Gegenstände der Beobachtung und neue Genüsse bieten. In den Jahren, welche ich an der Lahn und am Main verlebte, bereitete mir die Beobachtung der Wasservögel immer ein besonderes Wintervergnügen. Bald waren es die wilden Gänse, deren sich öfters Heerden an diesen Flüssen umhertrieben und die Kornäcker abweideten, die ich zu beschleichen suchte, was aber bei ihrer Wachsamkeit schwer gelingt; bald überraschte ich eine Schaar kleiner Steißfüße, die sorglos im Wasser ihre Nahrung suchten und bei meinem plötzlichen Erscheinen eilends untertauchten und nach allen Seiten hin unter dem Wasser davon schwammen, in großer Entfernung wieder hervorkamen, um sogleich wieder zu verschwinden, und so bald nicht mehr zu sehen waren, dann aber bei meiner Entfernung durch leise flötende Locktöne sich wieder sammelten, (sie gerathen bei ihren „unterseeischen" Reisen bisweilen in die Fischernetze und werden gefangen); bald vergnügte mich das Sausen, Pfeifen und Schellen der Entenzüge, die an mir vorüberflogen, (diese verschiedenen Töne werden theils durch die Flügel theils durch die Stimme der verschiedenen Entenarten hervorgebracht; die Schellente [Anas clangula] z. B. bringt Töne hervor, die dem Geklingel eines Schellenschlittens gleichen).

Doch das schönste Schauspiel, welches ich während jener Jahre erlebte, boten mir die Singschwäne (Cygnus musicus) dar, welche ich damals zum erstenmale sah. Welcher Leser hat nicht schon von dem sprichwörtlich gewordenen „Schwanengesang" gehört, welchen dieser majestätische Vogel vor seinem Tode, z. B. wenn er tödtlich verwundet ist, anstimmen soll? Nun es ist eben der hochnordische Singschwan, welchem diese wunderbare Eigenheit zugeschrieben wird. In das Innere Deutschlands kommt dieser Schwan nur in strengen Wintern, wenn weiter nördlich alle Gewässer zugehen, wie der Winter $18^{37}/_{38}$ ein solcher war, indem die Kälte zu Diez an der Lahn, meinem damaligen Aufenthaltsorte, bis zu 20 Grad stieg und bei tiefem Schnee sehr anhaltend war. Anfangs Februar fand sich eine Schaar von Singschwänen an der Lahn ein. Am 7. des genannten Monats sah ich deren fünf und zwanzig ziemlich nahe an mir vorüberfliegen. Sie flogen in einer Reihe, den Hals wagrecht nach vorn und die schwarzen Füße nach hinten streckend, und stimmten ihren wunderbaren Gesang an, der, wenn man so sagen darf, aus Molltönen besteht, und wie fernes Glockengeläute klingt.

Dieses majestätische Schauspiel wird mir immer unvergeßlich sein. — An einem der folgenden Tage beschlich ich einen einzelnen dieser Vögel, welcher hin-

ter einem hohen Ufer in der Lahn seine Nahrung suchte. In seiner Gesellschaft waren einige Enten, da die großen Wasservögel gewöhnlich und an ihnen unbekannten Orten zu ihrer Sicherung einige kleinere vorgehen und das Terrain sondiren lassen, ehe sie sich hinwagen. Als mich der Schwan plötzlich dicht vor sich sah, erhob er sich, mit gewaltigem Flügelschlage das Wasser peitschend, in die Luft.

Es wurden damals bei Diez einige dieser nordischen Gäste geschossen und mir zum Vorzeigen in der Institutsschule, wo ich den naturgeschichtlichen Unterricht hatte, gebracht. Kein Schütze aber hat von einem der geschossenen einen „Schwanengesang" vernommen. Die Schützen müssen also alle sehr gut getroffen haben!

Der Singschwan unterscheidet sich von dem Höckerschwan (Cygnus olor), welcher letztere den Vordergrund unserer Abbildung einnimmt, durch den kürzeren, nicht stark gebogenen Hals, den schwarzen mit gelber Wachshaut versehenen Schnabel und die in die Brusthöhle hineingebogene Luftröhre, mit welcher er eben seinen „Schwanengesang" hervorbringt.

Ich bemerke hierbei, daß man neuerlich noch mehrere noch nicht genau erforschte, aber dem Singschwan ähnliche seltene Arten von Schwänen entdeckt hat. Mögen Jäger und Naturfreunde in strengen Wintern darauf achten und der Wissenschaft und der naturhistorischen Museen gedenken! — Der häufig gezähmte Höckerschwan erscheint, obgleich schon im nordöstlichen Deutschland brütend, doch sehr selten im mittleren Deutschland, ist aber auch schon in Nassau (auf den Seeburger Seen) erlegt worden.

Es erscheinen aber auch bisweilen, verirrt oder durch Stürme verschlagen, im Innern Deutschlands die seltensten nordischen Seevögel. So wurde der Cormoran (Carbo cormoranus) schon öfters am Rhein und selbst am Bodensee beobachtet oder geschossen. Noch viel seltener zeigt sich der prachtvolle weiße Tölpel (Pelekan, Sula alba), welcher fast die Größe eines Schwans erreicht und mit gewaltigen Flügeln ausgerüstet ist. Es sind schon Schaaren dieser Vögel in unserm Herzogthum erschienen. Die erste Nachricht, die ich über dessen Vorkommen erhalten habe, ist folgende: An einem Sonntagmorgen im Anfang der fünfziger Jahre ging ein nassauischer Bauer in das Feld, um sich ein Brätchen zu schießen. Plötzlich erblickt er eine Heerde großer, ihm ganz unbekannter Vögel. Es gelingt ihm einen derselben zu erlegen. Aber anstatt zu entfliehen, fliegen ihm die andern mit furchtbarem Geschrei um den Kopf herum, (dies thut nämlich der Tölpel, wie er sich denn auch bei seinem Neste mit den Händen ergreifen läßt, woher sein Name). Unser Sonntagsschütze schießt einen zweiten, dritten bis fünften oder sechsten der Vögel herunter. Doch das „wilde Heer" läßt nicht ab, sondern umsaust immer wilder den immer wirrer werdenden Kopf unseres Bäuerleins, bis dasselbe, vermuthlich in der Meinung, es gehe hier nicht mit rechten Dingen zu, und seine Jagdbeute im Stiche lassend, die Flucht ergreift. Arme Leute holten sich nachher die geschossenen Vögel, um sie zu verspeisen. Ein Naturkundiger, der nach mehreren Tagen von der Geschichte hörte und schnell an den Schauplatz der Begebenheit eilte, konnte nur noch einige Schwungfedern der Vögel auftreiben, an welchen er den weißen Tölpel erkannte. Für unser Museum aber waren diese äußerst seltenen Vögel, die früher noch nicht in Nassau beobachtet worden waren, verloren.

Derselbe Naturbeobachter, der alle Vögel nicht bloß im Naturalienkabinet, sondern im Freien so genau kennt, daß ein Irrthum bei ihm nicht leicht anzunehmen ist, theilte mir übrigens mit, daß er später nach einem heftigen Sturme abermals eine Schaar von Vögeln durch die Luft habe ziehen sehen, die er ebenfalls für keine andern, als Tölpel habe halten können.

Doch wir können hier nicht alle Schwimmvögel, welche sich im Winter bei uns

einfinden, einzeln aufführen. Nur noch einige allgemeine Bemerkungen. Manche dieser Vögel legen ihre Wanderungen schwimmend zurück, wie die Steißfüße, welche im Herbste z. B. von den Seeburger Seeen die Wiedbach hinunter in den Rhein schwimmen. Viele ziehen erst bei Veränderung der Witterung. Wenn also nach einem warmen Spätherbste plötzlich Kälte eintritt, dann muß der Naturbeobachter auf seinem Posten sein. Ich will ein Beispiel anführen.

In den letzten Tagen des Novembers 1853 trat plötzlich Frost ein, welcher die Wasserspiegel mit Eis belegte. Obgleich ich damals nicht an einem größeren Wasser wohnte (zu Langenbach an der Weil), so bemerkte ich doch, welche Wirkung diese plötzliche Kälte auf die Vögel hatte. Am 28. November nämlich, dem ersten kalten Tage, schien die ganze Welt der Wasservögel in Bewegung zu sein. Ich zählte von Morgens 9 bis 11 Uhr gegen zehn Heerden von Enten, welche südwärts zogen. Ein kleiner Steißfuß fand sich sogar vor meinen Fenstern auf einem kleinen Fischteich meines Gartens ein, welcher warmes Quellwasser hat und nicht leicht ganz zufriert, und hätte ums Haar eine ganze Schaar Enten dahin gelockt, wenn nicht ein vorübergehender Bauer sie verscheucht hätte.

Die Schwäne, Gänse und Enten fliegen auf dem Zuge in einer Reihe oder einem Winkel. Viele überwintern in Deutschland, viele gehen bis nach Afrika. Es wird denselben wegen ihres Fleisches sehr nachgestellt. An günstig gelegenen Orten hat man besondere Entenfänge, wo dieselben in Menge gefangen werden. In ihrem nordischen Vaterlande benutzt man die Zeit ihrer Mauser, um sich ihrer zu bemächtigen. Da nämlich ihre Schwungfedern nicht, wie bei den übrigen Vögeln, eine nach der andern, sondern alle zu gleicher Zeit ausfallen, so können sie eine Zeit lang nicht fliegen. In Sibirien werden sie dann in solchen Massen geschossen und todt geschlagen, daß man sich von denselben ordentliche Wintervorräthe einsalzt.

Wegen ihres Fleisches, ihrer Eier und ihrer Federn hat der Mensch Enten, Gänse und Schwäne schon frühe gezähmt. Der Schwan und zwar der schönste, der Höckerschwan, wird mehr nur zur Zierde gehalten; denn er ist einer der herrlichsten aller Vögel. Die Gänse können, da sie nicht viel Wasser bedürfen, sondern ihre Nahrung, die meist aus grünen Pflanzen und Pflanzensaamen besteht, hauptsächlich auf dem Lande suchen, überall gehalten werden, — mit Vortheil aber nur, wenn sie von einem besonderen Hirten gehütet werden, weil sie sonst beständig auf Diebereien ausgehen und in Gärten und Feldern unendlichen Schaden anrichten. Nächst den Tauben können sie am besten dazu gebraucht werden, um die bei der Ernte verloren gegangenen Fruchtkörner, (bekanntlich eine sehr bedeutende Quantität) zu verwerthen, — nicht aber die Hühner, für welche überkluge Stubenökonomen eine Art von transportablem Pferch vorgeschlagen haben.

Die Enten verlangen fließendes oder stehendes Wasser. Wo es ihnen daran nicht fehlt, da verköstigen sie sich während des Sommers fast ganz selbst, indem sie unermüdlich die kleinen Wasserthiere — freilich auch bisweilen Fischchen — aufsuchen und verzehren. Es kommt Alles darauf an, daß man sie gut gewöhnt, damit sie nicht über Nacht ausbleiben und die Eier verschleppen. An meinem früheren Wohnorte, wo ich mich mit der Entenzucht beschäftigte, wurden meine Enten des Morgens um 7 oder 8 Uhr, wo sie ihre Eier gelegt hatten, aus dem Stalle gelassen, erhielten ein paar Hände voll Hafer und zogen dann in Einer Reihe, der Enterich voran, (gerade wie die wilden fliegen) durch den Garten nach dem vorbeifließenden Bache, auf welchem sie sehr weit hinabgingen, um ihre Nahrung zu suchen. Des Abends kehrten sie regelmäßig und auf demselben Wege zurück, um ihren Abendhafer zu fordern, und wurden dann eingesperrt. Bei kaltem Schneewetter legten sie die Strecke bis zum offenen Wasser fliegend zurück, weil ihre empfindlichen Füße die Kälte des Schnees nicht leiden können.

Daß die Enten schlecht brüten sollen und man deßhalb die Eier einer Henne

unterlegen müsse, ist eine Fabel. Ich habe sie immer von der alten Ente, die aber abgesondert gesetzt werden muß, und immer mit dem besten Erfolg ausbrüten lassen. Man hüte sich aber die jungen Entchen auf einen Teich mit großen Hechten zu lassen; denn diese Raubfische ergreifen jene bisweilen bei den Füßen, ziehen sie unter das Wasser und verschlingen sie. Manche Entriche haben die Unart, daß sie die jungen Entchen beißen. Man muß ihnen dies dadurch, daß man sie mit einer Ruthe tüchtig haut, abgewöhnen. Dies gelingt aber (wie bei allen Thieren) nur, wenn man sie erstlich auf frischer That bestraft, zweitens ihnen wirklichen Schmerz zufügt und drittens mit einer solchen Energie dabei verfährt, als wolle man sie tödten, sodaß sie in der größten Angst über Zäune und Mauern davonfliegen. Deßhalb bringen dies auch weibliche Hände, welchen gewöhnlich die Wartung des Federviehs obliegt, in der Regel ebenso wenig fertig, als die Erziehung der Knaben. Denn ein Thier lernt, ebenso wie ein Knabe, sehr bald unterscheiden, wo ihm eine solche Energie und Konsequenz, gegen die aller Widerstand vergeblich ist, entgegentritt, und wo nicht.

Die Enten aber, und die Schwimmvögel überhaupt, stehen durchaus nicht auf einer so tiefen Stufe der Intelligenz (der Seelenvermögen), wie man gewöhnlich — vermuthlich wegen ihres plumpen Aussehens und ihres schwerfälligen watschelnden Ganges — zu glauben geneigt ist. Ihre Vorsicht und Wachsamkeit ist außerordentlich und wird durch ein äußerst scharfes Gehör unterstützt. Bei den Enten z. B. habe ich mich oft davon überzeugt. In dem mehr erwähnten kalten Winter 1838 trieben sich stets Heerden derselben auf der Lahn umher, welchen von den Jägern viel nachgestellt wurde. Wenn sie daher gesättigt waren und schlafen wollten, so begaben sie sich von der Lahn auf das freie Feld und setzten sich an einer Stelle, wo man sich von keiner Seite gedeckt nahen konnte, auf den Schnee. Da saßen sie, die Füße gegen die Kälte in die Bauchfedern eingezogen und den Kopf unter dem Flügel, dem Anschein nach in tiefem Schlafe. Aber so oft und so leise ich mich ihnen auch zu nähern suchte, sie flogen stets auf ein von dem Wächter gegebenes leises Zeichen schon in weiter Ferne davon und ließen mir nur das Vergnügen, an den durch ihre Körperwärme in den Schnee hineingeschmolzenen Dellen oder an den Häuflein ihres Kothes, der hinter einer jeden Vertiefung lag, die Stärke der Heerde zu zählen.

Doch wer kennet nicht die berühmten Kapitoliumsretter, jene wachsamen Gänse der alten Römer, welche die Gallier, die bei nächtlicher Weile das Kapitolium (die Burg) in Rom erstiegen, zuerst vermerkten und durch ihr lautes Geschrei anzeigten und so das Kapitolium, die letzte Zuflucht der Römer und somit den römischen Staat vor dem Untergange retteten, während die Hunde schliefen, weßhalb in Rom die Gänse immer dankbar verehrt, die Hunde aber gescholten wurden! In der Burg des Kapitoliums müssen sie freilich absonderlich schlechte Hunde gehabt haben: der meinige z. B. würde alle Gallier und dergleichen Leute, die sich meiner „Burg" *) etwa näherten, bald vermerken! Aber soviel ist gewiß: die Gänse und alle Schwimmvögel sind sehr wachsam und halb nächtliche Thiere, die mehr bei Tage als bei Nacht schlafen und sogar des Nachts oft Nahrung suchen. —

Gesang ist den Schwimmvögeln (mit Ausnahme des bereits erwähnten „Schwanengesangs") nicht gegeben; sie haben vielmehr eine sehr laute und übel klingende Stimme, wiewohl wir als Knaben auf den Gurgeln der geschlachteten Gänse oft Concerte machten, die aber freilich zum Ohrenzerreißen waren, uns aber doch ebenso wohlgefielen, wie den Türken ihre Janitscharenmusik!

Dagegen sind z. B. die Gänse einer großen Anhänglichkeit an die Menschen fähig, wovon Lenz in seiner „gemeinnützigen Naturgeschichte" merkwürdige Bei-

*) „Mein Haus ist meine Burg", sagt bekanntlich der Engländer.

ſpiele erzählt. Ebenſo haben die Ehegatten (da die Schwimmvögel im wilden Zuſtande in Einweibigkeit leben) eine große Liebe zu einander. Ein rührender Fall wird von T. Fitzau in der „Naumannia" berichtet, welchen wir, da ſolche Fachzeitſchriften vom größeren Publikum nicht geleſen werden, hierher ſetzen: *)

„Am 28. Februar dieſes Jahres (1857) zogen 5 Stück Anser segetum (Schneegänſe) über mich hin. Ich ſchoß beide Röhre darauf ab und bemerkte, daß zwei von den Gänſen ſich allmälig ſenkten und auf einem Ackerſtücke niederließen. Ich eilte nach und ſah, daß die Gans flügellahm, der Gänſerich aber geſund war. Dieſer ließ mich bis auf circa 60 Schritt herankommen und flog dann ängſtlich auf. Ich wollte nun die Gans ergreifen. Da kam aber der Gänſerich unter kläglichem Geſchrei bis auf fünf Schritt heran, um ſeine Gattin zu vertheidigen. Es war, als ob er mich mit den Flügeln ſchlagen wollte. Ich hatte keine Munition mehr bei mir, und es verging geraume Zeit, bis ich ſolche geholt hatte. Die Gans war unterdeß auf einem Graben weit weggeſchwommen. Nach einiger Mühe griff ich die fortwährend tauchende; da kam der Gatte wieder herbei und verfolgte mich außer Schußweite bis in den Hof. Auch am zweiten und dritten Tage noch durchzog der Treue klagend die Gegend, wo er ſein Weib verloren hatte."

Der Leſer wolle bemerken, daß dies nicht zur Brut-, ſondern zur Zugzeit ſich ereignete, wo zwar die einzelnen Paare treu zuſammenhalten, aber ſich doch mit andern zu Heerden zuſammenſchlagen. Anders iſt dies zur Heckzeit; denn da ſind die Gänſeriche ſehr feindſelig gegen einander, wie man dies noch an den zahmen Gänſen wahrnehmen kann. Ich erinnere mich lebhaft aus meiner Kindheit, wie wir Knaben, wenn wir unſere Gänſe mit ihren kleinen Jungen auf die Wieſe trieben, um ſie das erſte hervorſproſſende Frühlingsgrün abweiden zu laſſen, beſtändig wachen mußten, daß die Gänſeriche nicht an einander geriethen, welche in dieſem Falle mit den Flügeln auf einander losſchlagend und ſich mit den Hälſen umſchlingend, verzweifelt kämpften, — ein Schauſpiel, das uns zwar Vergnügen machte, aber doch niemals lange ohne Intervention geduldet wurde, aus Furcht, es möchte eine unſerer Gänſe Schaden leiden. Ueberhaupt ſind die Gänſeriche, beſonders zur Heckzeit, ſehr boshaft, und man muß kleine Kinder vor ihnen hüten.

Aus Vorſtehendem geht hervor, daß es auch den Schwimmvögeln nicht an Begabung fehlt, und daß beſonders die Gans an Intelligenz und Character nicht ſo tief ſteht, wie man gewöhnlich meint. Das Volksſprichwort redet zwar von „albernen Gänschen" und ſagt von einem ungelehrigen Burſchen:

„Man ſchickt 'nen Gäuſ'rich über'n Rhein,
„Es kommt ein Giggak wieder heim;"

aber es urtheilt dabei zu ſehr blos nach dem äußeren Anſehen, wie dies überhaupt in der Welt ſo geſchieht.

Zunftunruhen in Speier.

Von H. W. Stoll.

In den freien Städten des deutſchen Reiches war während der erſten Hälfte des Mittelalters die Regierung des Gemeinweſens allein in den Händen der ritterlichen und altfreien patriziſchen Familien, der ſogenannten Geſchlechter. Dieſe lieferten aus ihrer Mitte die Rathsherrn und Bürgermeiſter, beſetzten die Gerichte und alle Aemter, verwalteten alle Gefälle, Einnahmen und Ausgaben der Stadt, während die Handwerker und Kaufleute, Anfangs ſogar im Zuſtande der Unfrei-

*) Ed. Baldamus, Naumannia, Journal f. Ornithologie. 7r Jahrgang 1857. S. 87.

heit, völlig von der Verwaltung ausgeschlossen waren. Als diese aber, dem drückenden Loose der Unfreiheit enthoben, allmälig sich zu größerem Wohlstande herausarbeiteten, als sie, wehrhaft gemacht und in die Genossenschaften der Zünfte zusammengeschlossen, im Innern sowohl in der Ausübung ihrer Gewerbe als in der Verwaltung ihrer eigenen Zunftangelegenheiten ein reges Leben entfalteten und in den äußeren Fehden erkannten, daß der Bestand der Stadt vorzugsweise auf der Kraft ihrer Arme beruhte, da erwachte ihr Selbstgefühl dem herrschenden Stande gegenüber und damit die Lust, nicht bloß ihre Rechte durch Vertretung im Rathe geschützt zu sehen, sondern auch selbst einen Theil der Regierungsgewalt den Händen der übermüthigen Geschlechter zu entwinden. So entstanden denn, da die bevorzugten Geschlechter natürlich nicht gutwillig von ihren Rechten abstehen mochten, in dem 14. Jahrhundert nicht lange nach der Regierung Rudolphs von Habsburg in den meisten Städten Bewegungen und Unruhen von zum Theil sehr leidenschaftlichem und blutigem Character, die fast durchgängig mit dem Siege der Volkspartei endigten.

In Speier, früher einer der größten und volkreichsten Städte Deutschlands, — sie zählte in ihrer Blüthe gegen 60,000 Einwohner — welche durch die besondere Liebe und Fürsorge der fränkischen und auch der hohenstaufischen Kaiser sich vieler schönen Privilegien erfreute, hatte bis zum Jahr 1304 die Geschlechter oder, wie sie in Speier hießen, die „Hausgenossen" *) allein das Ruder in den Händen gehabt. In diesem Jahre aber entschloß sich der aus 12 Mitgliedern bestehende alte Rath, weniger wohl aus Billigkeitsrücksichten als aus Furcht und kluger Berechnung, da sie in diesen Zeiten mit ihren Bischöfen und dem umwohnenden Adel manchen Strauß zu bestehen hatten, das Regiment mit den Zünften, mit den Kaufleuten und Handwerkern zu theilen. Die Zünfte traten nämlich damals mit der Forderung auf, daß eine Anzahl von Stellen des Rathes aus ihrer Mitte besetzt würden: „sie wollten zu den Alten in den Rath, daß sie auch wüßten, wie die mit der Stadt Gut umgingen;" und der Rath willigte nach einigem Widerstreben ein, daß jede der 13 Zünfte (Tuchweber, Rheinkaufleute, Schiffer, Schneider, Metzger, Bäcker, Schuster, Kürschner, Krämer, Linnwetter-Schneider, Gürtler und Mütter) einen Ausschuß von je 6 Mann erwählte, welcher mit ihm über die Form des neuen Regiments verhandeln sollte. Das Ergebniß dieser Verhandlung war, daß der Rath in Zukunft aus 11 Hausgenossen und 13 Zunftgenossen, im Ganzen also aus 24 Mitgliedern bestehen und die beiden Bürgermeister aus der Mitte beider Stände gewählt werden sollten. Der Vertrag über die neue Verfassung wurde auf dem Hofe zwischen dem Retscher (dem Rathhaus) und der St. Lorenzkapelle von der gesammten Bürgerschaft beschworen.

Ein großer Theil der Hausgenossen scheint indeß mit der neuen Einrichtung schlecht zufrieden gewesen zu sein. Als die Alten aus dem Rathe der Hausgenossen, die den Vertrag aufgerichtet, des Todes verfahren und Andere in ihre Stellen eingerückt waren, so ertrugen diese es übel, daß sie zu jeder Zeit von ihren Collegen aus den Zünften überstimmt werden konnten, und suchten ihr altes Recht, das sie an 200 Jahre besessen, wieder herzustellen. Sie nahmen aus ihrer Mitte noch Einige über die ihnen gesetzlich zustehende Zahl in den Rath auf und gewannen Einzelne aus den Handwerkern, daß sie sich aus demselben

---

*) Die Hausgenossen bezeichneten ursprünglich in Speier die sogenannte bischöfliche Familie, die Dienstmannen des Bischofs. Später hießen so die Münzer der Stadt, eine priviligirte Corporation, in welche vorzugsweise die reichsten und angesehensten Altbürger genommen wurden. Da sich an diese die übrigen patrizischen Familien anschlossen und seit dem 13. Jahrhundert zu einer einzigen Altbürgergilde zusammenthaten, so hießen seitdem diese sogenannten Geschlechter oder der Adel der Stadt Hausgenossen.

zurückzogen. Nun kehrten sie sich nicht weiter an den eingegangenen Vertrag und zogen die Regierung wieder ganz an sich. Das Regiment, welches sie geführt, scheint ein recht übermüthiges und hartes gewesen zu sein. Es wird außer dem Vertragsbruche geklagt über eine schlechte und eigennützige Verwendung des städtischen Vermögens, über Aufhebung bisher bestandener Rechte und Freiheiten der Zünfte, über Auflage neuer Beschwerden, während die Hausgenossen sich selbst allen Diensten, Beschwerden und Leistungen zum allgemeinen Nutzen der Stadt entzogen.

Namentlich war man auch unzufrieden über die Handhabung des Gerichtswesens. Die Hausgenossen erschienen nicht, wenn sie vor dem gewöhnlichen Gerichte oder dem Rathe belangt wurden, und zwangen die Bürger, sie vor einem Gerichte zu verklagen, das sie aus Leuten ihres Standes zusammengesetzt, wo denn diejenigen, „die alle Unbilligkeit verdauet und dazu Dank gesagt, am besten daran waren; denn dem Kläger ward selten und schwer Recht und Billigkeit, und ein Bürger wurde von ihnen nicht anders als ein Knecht und Sclave gehalten." Auch erkannten die Hausgenossen keinen Andern als Einen ihres Standes als Zeugen gegen sich an. In den Streitigkeiten der Zunftgenossen unter sich vor Rath und Gericht erhielt derjenige Recht, dem man wohlwollte, und der sichs ein gut Stück Geld bei den Richtern hatte kosten lassen. Hatte ein Hausgenosse oder Freund eines Hausgenossen einen Handwerker oder gemeinen Bürger beschädigt oder umgebracht und flüchtete in die Münze oder in das Haus eines Münzers, so war er frei von aller Verfolgung, „wodurch die Bosheit und aller Muthwille gehegt und gepflanzt wurde."

Die Hausgenossen suchten dadurch ihre Partei zu verstärken und sich in der angemaßten Gewalt zu befestigen, daß sie diejenigen Kaufleute und Handwerker, welche sich durch Reichthum und Ansehen auszeichneten, aus der Genossenschaft der Zünfte ausschieden und an sich heranzogen, ihnen und ihren Kindern vielerlei Freiheiten zutheilten. Zuletzt aber ermannte sich doch die Bürgerschaft und schüttelte das verhaßte Joch wieder ab. Die nächste Veranlassung soll eine neue schwere Auflage gegeben haben, welche die Regierenden den Kaufleuten auferlegten. Im Jahre 1327 schlossen die Zünfte sammt und sonders eine Eidgenossenschaft unter sich, daß sie einander bei ihren vertragsmäßigen Rechten schützen und schirmen und die angemaßte Gewalt der Hausgenossen brechen wollten. Gegen die einträchtig verbündete Bürgerschaft hatten die Hausgenossen keine ausreichende Macht; um bösen Zwang und Unheil zu vermeiden, fügten sie sich klüglich und reichten die Hand zu einem neuen Vertrage, demgemäß hinfort der Rath aus 15 Hausgenossen und 16 Zunftgenossen bestehen sollte.

Die Hausgenossen waren mit dieser neuen Ordnung in ihren Herzen nicht einverstanden, und viele gedachten schon bei Beschwörung derselben, sie sobald als möglich wieder zu nichte zu machen. Da aber die Gemeinde eifersüchtig auf Erhaltung ihrer Rechte bedacht war, so suchten sie die Herrschaft mit Gewalt wieder zu erringen. Sie gingen dabei sehr behutsam und vorsichtig zu Werke und nahmen in Geberden, Worten und Wandel den Schein an, als wären sie ganz mit dem jetzigen Zustande zufrieden, im Geheimen aber arbeiteten sie um so eifriger an einer Aenderung. Um ihre Verschwörung gegen Verrath zu sichern, wählten sie aus ihrer Mitte einen Ausschuß von 5 Personen, unter ihnen der Bürgermeister Berthold Fuchs, denen sie Vollmacht gaben, die Sache unter sich zu berathen und nach Gutdünken ins Werk zu setzen. Diese adligen Bürger begannen nun mit dem umwohnenden Adel auf beiden Seiten des Rheins, der zum großen Theil der Stadt gram war, Unterhandlungen anzuknüpfen und brachten durch Versprechungen und Klagen über die Herrschaft des Pöbels die Meisten dahin, daß sie bereit waren, mit bewaffneter Hand zum Umsturze der verhaßten Volksherrschaft mitzuwirken. Man warb in aller Stille bewaffnetes Volk und bestimmte,

als der Anſchlag reif ſchien, die Nacht vom 22. auf den 23. October des Jahres 1330 zum Ueberfall der Stadt. Alles dies war mit ſolcher Heimlichkeit geſchehen, daß der Rath der Stadt durchaus keinen Argwohn ſchöpfte und ſelbſt der größte Theil der Hausgenoſſen nicht wußte, was vorging.

Etliche Tage vor der feſtgeſetzten Nacht ſammelte ſich allmälig das geworbene Kriegsvolk in den umliegenden Ortſchaften, und die 5 Männer des Ausſchuſſes ſowie mehrere andere vornehme Bürger gingen aus der Stadt auf ihre benachbarten Güter. Jedoch das Ab- und Zureiten der Reiſigen, die zum Theil ſogar durch die Stadt zogen, ihre Einlagerung in den nahen Dörfern ſowie manche andere verdächtigen Anzeichen machten den Rath aufmerkſam und erregten den Bürgern den Verdacht, daß irgend ein Anſchlag gegen die Stadt im Werke ſein möchte. Man beſchloß daher am 22. October, etliche Zünfte in Bereitſchaft und Rüſtung zu halten und allenthalben ſtarke Wachpoſten auf den Mauern aufzuſtellen, und ſchloß am Abend zeitig die inneren und äußeren Thore, damit Niemand aus und einkönne. Man erzählt, ein Bürger von Straßburg, der auf ſeinem Wege zufällig desſelben Tages an der zuſammengezogenen Mannſchaft des Adels vorbeikam und merkte, daß ein Ueberfall von Speier beabſichtigt werde, ſei in der größten Eile nach Speier gekommen und habe die Stadt von der drohenden Gefahr benachrichtigt. Der Mann hatte ſich über ſeine Kräfte angeſtrengt, daß er in eine ſchwere Krankheit verfiel. Die Speierer verpflegten ihn mit der größten Sorgfalt und entließen den Geneſenen mit ſchönen Geſchenken. Nach einer anderen Nachricht wäre der Bote, ſobald er ſeine Meldung nach Speier gebracht, durch die übergroße Anſtrengung todt zu Boden gefallen.

Die Feinde der Bürgerſchaft hatten ein Heer von 1500 Mann aufgebracht, das nach Einbruch der Nacht in der Nähe der Stadt zuſammenkam und nach Mitternacht, wo Alles in der Stadt zu ſchlafen ſchien, durch die Vorſtadt Haſenpfuhl ſich an die Stadtmauer heranſchlich, da wo die ſogenannte Lauerpforte war. Ihre Freunde in der Stadt ſollten ihnen hier die Pforte öffnen. Aber ſobald ſie an die Stadt herankamen, tönte ihnen plötzlich an der Mauer der Ruf und das Geſchrei der Wächter entgegen, im Innern der Stadt erſchollen die Kriegshörner und die Sturmglocken, und die auf die Mauer geeilte Bürgerſchaft empfing ſie mit dem Geſchütz der großen Bogen, mit Feuer- und Steinwerfen. Sie verſuchten wohl einen Angriff und thaten durch Feuerwerfen und Geſchütz der Stadt einigen Schaden; da ſie jedoch bald inne wurden, daß ihr Unternehmen mißglückt war, ſo wandten ſie ſich zum Rückzug und ſteckten noch auf der Flucht einen großen Bretterhaufen ſowie einige Häuſer der Vorſtadt in Brand. Am nächſten Morgen hatte ſich das ganze Heer wieder zerſtreut.

An dem Morgen desſelben Tages, nachdem die Bürger ſich zur Ruhe wieder in ihre Häuſer vertheilt hatten, beſchloß der Rath mit einer Anzahl weiſer Männer, die er noch zu der Sitzung hinzugezogen, einen Ausſchuß von 6 Männern zu erwählen, welche alles Nöthige zur Erhaltung der Sicherheit und Ordnung nach beſtem Ermeſſen verfügen ſollten, und ließ darauf die zuſammenberufene Bürgerſchaft ſchwören, daß ſie alle einander getreu und hold ſein und einander rathen und helfen wollten mit Leib und Gut, der Stadt zu Frieden und Schirm; dem Ausſchuß der Sechs aber wollten ſie gehorſamen in allen Dingen. Wer nicht binnen drei Tagen den Eid leiſte, ſolle mit ſeinen Kindern und Kindeskindern aus der Stadt verbannt werden; würde man einige Bürger an dem Verrathe mitſchuldig finden, ſo wolle der Rath nach Recht über ſie Urtheil ſprechen.

Rath und Bürgerſchaft waren damals über den Character und eigentlichen Zuſammenhang des Anſchlages noch im Unklaren, zumal die patriziſchen Mitglieder des Rathes, 10 an der Zahl, auch den geforderten Eid geſchworen hatten; man hatte ſogar zwei Hausgenoſſen mit in den Sechserausſchuß gewählt. Als

aber in den folgenden Tagen viele von den Hausgenossen, die aus Furcht die Stadt verlassen hatten, zurückkehrten und den Eid nicht leisteten, vielmehr die patrizischen Rathsherrn, die den Eid geschworen, vermochten, mit ihnen wieder hinauszuziehen, da endlich erkannte die Bürgerschaft, daß der Anschlag nicht von der benachbarten Ritterschaft, sondern von ihrem eigenen Adel ausgegangen war. Nun brach der Zorn des Volkes tumultuarisch los; man fiel in die Häuser der ausgewichenen Patrizier ein, plünderte und zerstörte ihre Habe und mißhandelte die zurückgelassenen Frauen und Kinder; alle Patrizier, die noch in der Stadt waren, und deren man in der Gemarkung habhaft werden konnte, wurden gefangen genommen. Die Ausgewichenen übten, unterstützt von ihren früheren Helfern, soweit sie konnten, Vergeltung; sie streiften auf dem Lande nach der Bürgerschaft, und wer ihnen in die Hände fiel, ward festgenommen, doch verfuhren sie glimpflich mit ihren Gefangenen, da sie für ihre in der Stadt zurückgebliebenen Familien zu fürchten hatten. Da sie aber der Stadt großen Schaden zufügten und alle Wege und Straßen zu Wasser und zu Land unsicher machten, so schworen die Zünfte einen Eid, daß sie ihnen niemals die Rückkehr gestatten wollten.

Um einem solchen Kriegszustande, der der Stadt Speier große Zerrüttung und Beschwerde verursachte, ein Ende zu machen, boten die befreundeten Nachbarstädte Worms, Mainz, Oppenheim, Frankfurt und Straßburg, ihre Vermittelung an zwischen dem alten und dem neuen Rath, den Zünften und den Hausgenossen. Der Rath von Speier nahm das Anerbieten an und trug die Sache der Gemeinde vor. Die genannten Städte wurden gebeten, auf einen bestimmten Tag ihre Abgeordneten als Schiedsrichter nach Speier zu senden, und erhielten das Versprechen, daß der Rath und die Bürgerschaft den Spruch, welchen die Schiedsrichter auf ihren geschworenen Eid thun würden, als beständige Beachtung und Aussöhnung annehmen wolle; inmittelst aber sollten die beiderseitigen Gefangenen in ihren Orten gefangen bleiben und die aus der Stadt Gewichenen nicht eher zurückkehren, als bis die Sache gänzlich ausgetragen und erörtert sei.

Vierzehn Rathsleute der genannten Städte kamen nach Speier und hörten und erwogen 4 Wochen lang die Beschwerden und Klagen der Bevollmächtigten des Raths sowohl wie der Hausgenossen. Obgleich die Schiedsrichter fast sämmtlich Patrizier waren, so fiel ihr Spruch, der am 27. December 1330 gefällt wurde, doch zu Gunsten der Zünfte aus. Die Hauptpunkte desselben waren: Es soll hinfort zwischen beiden Theilen, ihren Helfern und Dienern, ein beständiger beschworener Friede sein. Die Ausgewichenen sollen außerhalb der Stadt und deren Bannzäunen bleiben, bis sie erwirkt, daß der von der Bürgerschaft gegen sie geschworene Eid, wonach sie mit ihren Kindern und Kindeskindern nie mehr in die Stadt zurückkehren sollten, von dem Papste oder einem andern Bischof aufgehoben werde; wenn Solches geschehen, so sollten die, welche bei dem Angriff auf die Stadt nicht geholfen, wieder zu ihrem Bürgerrechte kommen, die Schuldhaften aber sollten bei dem Rathe Gnade und leidlicher Strafe gewärtig sein. Wenn dagegen der Rath wider Verhoffen zu streng gegen sie verfahre, so hätten die Unterhändler gegen sie das Recht der Begnadigung. Die Ausgewichenen sollen dem Rath und den Bürgern allen Schaden, so ihnen bei dem Ueberfall geschehen, erstatten, und andererseits sollen die Bürger der Ausgewichenen ihren entwältigten Hausrath, Kleider, Harnisch und Rüstzeug zurückliefern. Zu jedem Stadtthore und jeder Pforte sollen ungleiche Schlüssel sein, von denen den einen ein Rathsherr aus dem Adel, den andern ein solcher aus den Zünften in Verwahrung hat. Alle Gefangenen werden auf geleistete Urfehde freigegeben. Wer gegen diese Punkte in Worten oder Werken handelt, soll als meineidig und ehrlos von dem Rathe gerichtet werden. Der Rath aber soll in Zukunft aus den beiden Ständen zu gleichen Theilen besetzt sein, so daß 14 aus den Hausgenossen

und 14 aus den Zünften gewählt werden, und zwar nicht wie früher auf Lebenszeit, sondern auf die Dauer eines Jahres. Aus den Mitgliedern des Rathes werden die beiden Bürgermeister genommen, ein patrizischer und einer von den Zünften.

Am 31. December 1330 erfolgte ein neuer Spruch, der den Hausgenossen einen Theil ihrer Innungsprivilegien entzog: das Recht, ausschließlich Wechsel zu treiben, wurde beschränkt, die Oberaufsicht über die Zünfte und die früher erwähnten Ausnahmsrechte in Betreff der Gerichte wurden aufgehoben. Die neue Ordnung wurde von der Gemeinde unter dem Geläute der Glocken beschworen. Seitdem war die Macht des Adels in der Bürgerschaft von Speier gebrochen, die Zünfte führten thatsächlich das Regiment allein.

Der 23. October, an welchem die Stadt Speier von großer Gefahr gerettet worden war und der Grund gelegt ward zu der Volksherrschaft, wurde auf Verfügen des Rathes für alle Zeiten zu einem Festtage geweiht. Man beging jährlich den Tag zum Gedächtniß des Geschehenen im Beisein des gesammten Rathes in dem Dom und in allen Klöstern unter großer Feierlichkeit, und des Morgens ward in allen Straßen von Dienern der Stadt ausgerufen:

„Heut ist der Abend, morgen ist der Tag,
Da die Stadt Speier verrathen ward.
Gott woll' uns hinfort länger bewahre,
Daß wir nicht kommen in solche Gefahr."

Die Ausgewiesenen sparten keine Mühe, um ihre Rückkehr in die Stadt zu erwirken, und vermochten endlich den Pönitenziarius des Papstes Johann XXII. zu Avignon, daß er die Bürgerschaft von Speier ihres Eides gegen sie entband. Da es aber augenscheinlich war, daß die Ausgewiesenen dem Papste ihre Sache nicht wahrheitsgetreu vorgestellt hatten, so wiesen die Speierer das päpstliche Schreiben zurück und verweigerten den Gebannten die Aufnahme. Sie sind auch nie wieder in die Stadt zurückgekommen. Das Wort des Papstes zu Avignon, der ganz in der Gewalt des französischen Königs stand, hatte bei den Bürgern von Speier wenig Geltung, wie denn überhaupt in der damaligen Zeit fast alle bedeutenderen Städte des Reichs in feindlicher Stimmung gegen den Papst waren, der in seinem Streite mit dem Kaiser Ludwig dem Bayern in Deutschland nur Zwietracht und Verwirrung zu stiften bedacht war. Da Geistlichkeit und Adel unter einander verbündet den Interessen der Nation zuwider auf Seiten des französischen Papstes standen und dadurch die üble Stimmung des Volkes gegen sich nur noch steigerten, so hat der Papst Johann durch sein Treiben den damals fast allgemeinen Sturz des Adels in den deutschen Städten, ohne es zu wollen, vielfach veranlaßt und unterstützt.

Bald nach dem Jahr 1332 wurde der Adel in Speier noch mehr verkürzt durch Karpffelmann. „Der war, so erzählt ein Münzer der Stadt Speier, ein Goldschmidt und war von der Gemeinde und gieng uff und ward gewaltig, und der trieb großen Uebermuth und Gewalt in dem Rath an der Stadt und sonderlich an den Hausgenossen. Da sprach er einesmals: die Hausgenossen, die haben und besitzen einen halben Rath, und wenn sie einen oder zween unter uns haben, so haben sie den Mehrertheil. Und ward zu Rath und sprach zu den Hausgenossen: die vierzehn, die ihr zu dem Rathe geben sollt, der sollt ihr nit mehr dargeben denn zwölf, und sollt zween von der Gemeind auskiesen, die von euretwegen bei den Zwölfen sitzen sollen. Das war den Hausgenossen leid und schwer, daß an ihnen also die ewige geschworne Sühne gebrochen ward, und das mußten sie leiden und halten; denn sein und der Gemeinde Gewalt war zu groß, und waren sie zu krank und unmächtig, sich darwider zu stellen." Später ließ sich Karpffelmann von den Hausgenossen bestechen, daß er auf ihre Seite trat und die Macht der Zünfte zu brechen suchte.

Sobald dies jedoch dem Rath bekannt wurde, og man ihn zu Gericht, und da es sich erwies, daß er Gaben und Geschenke genommen, wider den Rath, die Stadt und Bürgerschaft gehandelt und den Sühnebrief gebrochen, so ward er 1346 durch einen Rathsbeschluß als meineidig und ehrlos für immer aus der Stadt verwiesen.

Da die Zünfte einmal das Regiment in Händen hatten, so ruhten sie nicht eher, als bis sie die patrizischen Familien aller Vorrechte beraubt hatten. Dies geschah mit dem Jahr 1349. „Damals hatte, so erzählt der vorhin erwähnte Münzer, die Stadt Münzen geschlagen, und giengen die weißen Heller, das eine gute Münze und auch eine gute Währung war. Und die Münze ward anderswo sosehr gefälscht, daß großer Jammer und Klage ward in dem Land und in der Stadt von der Währung wegen, daß Niemand die Andern gewähren konnt oder möcht, wann die Leute, die es nit erkannten, verloren das Gute mit dem Bösen. Da gingen die Gewaltigen von der Gemeinde zusammen und wurden zu Rath, wie sie die Hausgenossen und sonderlich die an dem Wechsel saßen, wollten zeihen, daß sie das bös Geld hätten hergebracht." Man beredete die Münzer, aus den reichsten Familien unter den Hausgenossen, daß sie sich, um dem Hasse des Volkes zu entgehen, in das Gefängniß auf die Thürme begeben sollten, bis ihre Unschuld durch die Untersuchung dargethan sei. Als aber die Münzer im Gefängniß saßen, erklärte die Gemeinde, die Gefangenen müßten alle sterben, oder die Hausgenossen müßten ihren Antheil am Rath und ihre Freiheiten aufgeben. Die Nachbarstädte schickten Abgeordnete, um zu vermitteln; doch alle Versuche scheiterten an der erbitterten Hartnäckigkeit der Gemeinde. Man lud die Hausgenossen in die St. Lorenzkapelle und besetzte alle Thore und Pforten der Stadt, damit Niemand entrinnen könnte, und erklärte dann, daß man auf einen Vergleich nicht eingehen werde, und alle Hausgenossen seien des Todes, wenn sie nicht von ihren Vorrechten abstünden. Da gaben diese aus Furcht nach. Am 10. November 1349 stellten sie einen Brief aus, worin sie erklärten, daß sie willigklich und gerne auf alle Privilegien und Vorrechte verzichteten. Sie sollten hinfort nur eine gewöhnliche Zunft bilden und den übrigen Zünften gleich stehen, an der Eidgenossenschaft von 1327 Theil nehmen, nur so viel Rathleute als jede andere Zunft wählen, alle Auszüge, Wachten und Dienste mit übernehmen, keine weitere Freiheit als den Wechsel an der Münze und das Münzgericht genießen, auch niemals in eine andere Zunft einkommen, es sei denn, daß Einer die Hausgenossenzunft verlassen und mit der Hand der neuen Zunft Handwerk treiben wollte. Es wurde ein völliges Zunftregiment eingeführt, und die hiernach eingerichtete Verfassung hatte endlich dauernden Bestand.

So hatten nach den Worten Lehmanns in der Chronica der freien Reichsstadt Speier vom Jahr 1662 die Zunftstreitigkeiten in Speier das Exempel gegeben, „daß, wenns dazu kommt, daß die Obrigkeit und Bürger einander anfeinden, sich spalten und rottiren, kein Aufhören ist, bis ein Theil unten, der andere oben liegt, und wer das Letzte gewinnt, der wird des Andern Meister, dabei der Schuldige und Unschuldige, Weib und Kind, Jung und Alt müssen herhalten, Hab und Gut, Leib und Leben oftmals darüber verlieren."

Dies und Das.

Zwei Briefe Philipp's des Großmüthigen, Landgrafen von Hessen. Die zwei nachfolgenden Briefe des Landgrafen von Hessen befinden sich in dem Archive zu Kassel und sind merkwürdige Zeugnisse dafür, wie es die Fürsten jener Tage nicht unter ihrer Würde hielten, sich um das Einzelne ihrer Hofhaltung zu bekümmern.

1.

Von Rheinfels, dem Schlosse, später Festung über Sanct Goar am Rheine, schreibt der Landgraf unter dem 4. Februar 1572 diesen Brief an Einen seiner Beamten (wahrscheinlich in Pfalzfeld):

„Lieber, Getreuer! Es wird Dir Jemand von unsretwegen 200 Goldfl. liefern, dieselbigen wollest „von ihme empfangen und sie darauf in unserm Namen der Gebühr nach quittiren. Und sobald „es Dir möglich seyn wird, so wolltest bei unsern Unterthanen für solch Geld 200 Schlachthämmel „mit der Wollen kaufen oder durch einen verständigen Mann, wann Du selbst nicht dazu kommen „kannst, kaufen und einziehen lassen, damit wir dieselbigen alsbald, wenn man die Hämmel nicht „weiter füttern darf, in unsern Pferch zu Rheinfels bringen und die Länderei damit pferchen lassen „kann. Wollest auch über solche 200 noch ein Hundert schlachtbare Hämmel bei den Unterthanen „auszeichnen, daß wir also 300 Hämmel in den Pferch bringen mögen; soll dasselbige Hundert „Hämmel um Ostern oder inlängst vier Wochen darnach bezahlt werden. Wollest in diesem Ding „förderlich fortfahren, damit die armen Unterthanen an ihrem Nutzen nicht verhindert werden.

„Rheinfels, den 4. Februar 1572. „Philipps, Landgraf v. Hessen."

Besonders aber bitte ich die Leser der Maje den Schluß des Briefes zu beachten, der des edlen Fürsten Gesinnung zeigt.

2.

Ein anderes Mal erwartete Philipp den Besuch der Pfalzgrafen, denen er etwas Besonderes vorsetzen wollte. Bei Hofe aber hatten sie keine Wälschen. So wandte sich der Fürst eigenhändig an einen Privatmann, der einen wälschen Hahn hatte. Er schrieb:

„Philipps, von Gottes Gnaden,

„Unser Lieber, Getreuer!

„Wir kommen in gewisse Erfahrung, daß Du der großen Wälschen oder Indianischen Hahnen „haben solleſt. Weil wir denn auf zukommenden Oster-Abend Unsern lieben Vettern, Herzogen „Reinhard, Philipps, Ludwig und Friederich, alle Pfalzgrafen bei Rhein, gewärtig, damit wir nun „dieselben der Gebür nach wohl tractiren mögen, so ist an Dich Unser gnädiges Begehren, Du „wolleſt uns bei Briefzeiger um Unsere gute Bezahlung obbenannter Wälschen Hahnen ein oder „zweie zukommen lassen und bei Briefzeiger alsbald überschicken und Uns mit denselbigen, angesehen „dieser Unserer Nothdurft, nicht lassen. Was sie kosten werden, wollen Wir Dir durch Unsern „Cammerschreiber gütlich entrichten lassen. Das versehen Wir Uns gewißlich und seynd Dir sonst „mit Gnaden ganz wohl gewogen."

„Rheinfels, den 3. März 1574. „Philipps, L. G. zu Hessen."

Der Haro-Ruf auf der Insel Guernsey und den übrigen Inseln Englands im Kanale la Manche ist ein so merkwürdiges Rechtsverfahren, daß, wenn Rechtsalterthümer an und für sich eine große Theilnahme wecken, dieses gewiß sie in Anspruch nimmt. Zuerst eine Thatsache: Wilhelm der Eroberer hatte eine entfernte Blutsverwandte geheirathet, ohne sich um die Dispensation des Papstes zu bekümmern. Zur Sühne dieses Vergehens forderte der Papst, daß er eine Kirche baue. Zur Baustätte dieser Kirche wählte Wilhelm ein Feldstück, welches ein Bauer Namens Asselin urbar gemacht, mit Bäumen bepflanzt und eine Wohnung sich darauf errichtet hatte. Willkührlich ließ Wilhelm Hütte und Bäume niederwerfen und den Bauern und seine Familie vertreiben. Die Kirche war die von Sanct Etienne. — Als Wilhelm starb, verordnete er, daß er in der Kirche begraben werde. Der glänzende Leichenzug nahte sich dem Portale; zwölf der edelsten Ritter trugen den Sarg. Der Leichengottesdienst begann. Das Grab vor dem Altar stand offen, die Leiche auf dem Katafalke. Jetzt nahte der Augenblick, wo die Gebeine des mächtigen Herrschers in die Gruft sollten gesenkt werden — da trat aus der Menge, welche die Kirche erfüllte, ein schlichter, ärmlich gekleideter Bauersmann hervor und rief mit starker Stimme: Haro! Haro! Haro! Ich rufe den Namen Rollo's an. Dieser Grund und Boden sind mein: Hier hat die Wiege meiner Kindheit gestanden, mit Gewalt bin ich aus meinem väterlichen Erbe vertrieben worden. Ich verbiete die Beerdigung des Fürsten, bis mir mein Recht geschehen ist! Die Begräbnißfeier wurde augenblicklich unterbrochen, und erst dann wurden die Gebeine Wilhelm des Eroberers in das Grab gelegt, als dem Bauer die von ihm beanspruchte Entschädigung bewilligt worden war.

Diese Begebenheit ist geschichtlich erwiesen, und mehrere andere, selbst in neuester Zeit vorgekommene, erweisen die Macht des Haroruſs. Woher der Ruf und seine Bedeutung und der Gehorsam, den ihm Jeder augenblicklich leistet? Woher seine Erscheinung grade nur da, wo Eigenthumsbeschädigung, Rechtskränkung, Unterdrückung stattfindet, und nur auf den Canal-Inseln, während weder in der Normandie noch drüben in England man Etwas davon weiß? Der Haro-Ruf ist ein rettendes, schützendes Heiligthum des Volkes, ein Schild gegen jegliches Unrecht. Man kann sich denken, daß die Alterthumsforscher darnach suchen und grübeln, einen so bedeutsamen und wichtigen Rest alter Zeit zu erklären. Im Grunde besteht die Sache darin, daß der Haro-Ruf im Namen des Königs Verwahrung anlegt. Ist dies geschehen, so begibt sich der Haro-Rufer zum Beamten und zeigt diesem an, daß er von dem Haro-Rufe Gebrauch gemacht. Der Beamte verordnet darauf eine Ortsbesichtigung und mündliches Zeugenverhör und entscheidet nach Erbringung des Beweises kurzer Hand an Ort und Stelle. Im Volke nimmt man an, der Ruf sei ein Anrufen des gerechten Herzogs Rollo welchen Namen man abgekürzt: Rou, nun heiße es: Ha! Rou! — Ha! Rollo! — und aus diesem: Ha! Rou! sei Haro geworden. Andere sagen, dieser Ruf habe in seinem Klange, Brauche und in seiner Rechtsbedeutung schon Jahrhunderte vor dem Herzog Rollo bestanden: es komme vielmehr Haro von dem altem Haran schreien, rufen, also überhaupt ein Anrufen des Rechtes gegen Unrecht. Andre meinen wieder, Haro heiße im Altfranzösischen ein Gelärme, Geschrei, wie denn auch in dem Bretagnischen Manche den Grund suchen, worin ar-roë soviel heißt, als an den König; also den

König persönlich anrufen, wie es denn auch bei dem Haro-Rufe Brauch war, daß sich der Rufende dem Herrscher unmittelbar mit diesem Rufe in den Weg warf.

Blutegel, das weiß alle Welt, sind in vielen Krankheiten unentbehrlich, aber wir haben lange Zeit in Europa deren nicht genug gehabt und mußten sie von Marasch, Adana und Aleppo zur See kommen lassen, ja ich habe Ursache anzunehmen, daß das heute noch geschieht. Daß mich der Blutegel aber darauf bringt, auf die wunderbaren Wege aufmerksam zu machen, die der Herr mit den Menschen geht, das wird sich erst aus Nachfolgenden ergeben können.

Drei Brüder mit Namen Artous, Franzosen von Geburt, trieben sich des Handels wegen in dem Paschalik Adana umher und machten einst im höchsten Sommer mit Andern einen Jagdausflug nach Marasch, wo in den weitausgedehnten Sümpfen eine köstliche Jagd ist für Enten, Schnepfen und anderes Sumpf- und Wassergeflügel. Niemand wußte Etwas davon, daß in diesen Sümpfen Milliarden von Blutegeln hausen, Blutegel der besten Sorte, bei deren Anblick der Doctor Vampyr jauchzt. Grade in der heißesten Tageszeit stand der Aelteste der drei Brüder Artous in diesem Sumpfe, das Gewehr in der Hand, den Hahn gespannt, gewärtig der Beute, — als er — von einem Sonnenstiche getroffen, bewußtlos umsinkt. Wäre es an einer andere Stelle gewesen, wo er tieferes Wasser gehabt, er wäre jedenfalls ertrunken; denn die Begleiter auf der Jagd hatten sich zerstreut, und Keiner achtete auf den Andern, bis es knallte. Kaum war Artous in das brackige Wasser gesunken, das indessen seinen Kopf nicht einsinken ließ, da zogen die blutgierigen Thiere heran und hingen sich an Hals, Gesicht, Hände — kurz, wo sie an und einschlüpfen konnten, und sogen einmal wacker darauf los. Daß Artous aus seiner Ohnmacht erwachte, daran waren die Blutegel allein Schuld; ja sie waren sicherlich durch das Blutaussaugen die Retter seines Lebens. Obwohl aufs höchste geschwächt durch den Blutverlust, vermochte er doch noch soviel, daß er aus dem Sumpf herauskriechen und sich retten konnte. Als er die gierigen Blutaussauger sich besah, fand er, daß es die ächte, rechte Sorte der Blutegel war, die er hier in einer in's Unendliche gehenden Zahl vor sich hatte, und erkannte zugleich darin eine Quelle des Reichthums für sich und seine Brüder. Er überlegte nun mit diesen, und reiste, sobald er sich vollends erholt hatte, nach Marseille und leitete Alles ein; darauf eilte er nach Konstantinopel und pachtete die Sümpfe von Marasch zum Blutegelfang, und seitdem sind durch die Gebrüder Artous Milliarden Blutegel zur See nach Frankreich gegangen und — den Franzosen ist ein hübsches Maß des heißen Bluts abgezapft worden. — Item, es gibt Leute, die brauchen keine Blutegel zu diesem Geschäfte und bringens erfolgreicher, rascher und in größerem Maßstabe fertig! — St.!!

Von Wilson, dem Wohlthäter von Vandiemensland durch die Einführung der Honigbiene, hat ein Blättlein geredet in „Dies und Das". Nun will dies von einem Andern berichten, der auch Etwas aus der Heimath einführte. Ob der auch solch ein Wohlthäter wurde, mag der geneigte Leser entscheiden. Unter den Ansiedlern von Vandiemensland befand sich auch ein Schottländer. Nun spielt im Wappen von Schottland und in seinen Volksliedern wie im Lande selbst die Distel eine Hauptrolle. Was Wunder, daß der ehrliche Schotte, der die Distel hoch ehrte, unter den mancherlei Sämereien auch ein Packet Distelsamen mitzunehmen für gut fand, auf daß sich sein Auge und Herz an der Blume seiner heimathlichen Berge erquicke! Kaum war er in Vandiemensland angesiedelt, als er den Samen seiner lieben Distel säte, das theure Wahrzeichen seines Heimathlandes. Sie gedieh in wundervollen Pracht und in einer Größe, wie sie Schottlands rauhe Berge nicht hervorbringen. Die Freude aller Schotten war groß, und Viele weinten vor Freude, als sie diese liebe Erinnerung an's theure Vaterland sahen. Manche nahmen sich Samen mit und streuten ihn auch. Aber sie ahnten nicht die Folgen ihrer Thorheit. Bald trug der Wind den befiederten Distelsamen hierhin und dorthin. Die Wiesen, die Felder wurden von Disteln bedeckt. Es währte nur wenige Jahre, und ein maßloser Jammer wurde laut. Die Distel erstickte die Wicken für das Vieh, sie überwucherte ganz Vandiemensland. Die Distel ist der Fluch von Vandiemensland geworden. Die Sorgfal der Bewohner kann sie nicht mehr vertilgen. Auch ein Wohlthäter?

Gegensätze der schauerlichsten Art bietet uns die Geschichte! Als der erste Sohn des Unglücklichsten der Könige Frankreichs, Ludwig des XVI., gestorben war, lag die Leiche auf einem vergoldeten Paradebette, umgeben von einem Glanze, der fabelhaft genannt werden könnte. Ein königlicher Kammerherr mußte jedem Eintretenden alle Titel und Würden nennen, welche der verstorbene Kronprinz besessen. Wie anders war es bei dem Tode des zweiten Sohnes, der ja auch Kronprinz von Frankreich war. Die Leiche desselben wurde von der hölzernen Bettstelle, darauf der Prinz seinen letzten Seufzer ausgehaucht, in einen Sarg oder richtiger in einen Kasten von ungehobelten Fichtenbrettern gelegt und still nach dem Kirchhofe von Sainte Marguerite gebracht und — dort eingesenkt! Da ist Stoff zum Nachdenken für den Menschengeist, und — das Herz — wenn es das rechte ist — geht auch nicht leer aus! —

Die Ruthe küssen ist ein bekannter sprüchwortlicher Ausdruck. Es bedürfte, zu näherer Bezeichnung nur eines Ausspruchs, den der berühmte Geiler von Kaisersberg (1445), Prediger von Schaffhausen in einer seiner Schriften thut. Er sagt:

„Wenn man ein Kind houwt, (hauet) so muss (muß) es dann die ruoten (Ruthe) küssen und sprechen:

„„liebe ruot, trute (traute) ruot, werestu nicht, ich thet nimmer guot!

„Sie kussent die ruot und springen darüber, so sie hupfen daruber!"

Schwarzenstein.

Eine Ritter-, Räuber- und Geistergeschichte. Von C. H. Otto.

1. Die Höllenfahrt des Doctor Pix.

In einem Städtchen des Frankenwaldes — — —

Doch halt, reden wir erst ein Wörtlein im Vertrauen, lieber Leser! Offen gesagt, es würde mir leid thun, wenn Du nach dem obigen Titel meiner Erzählung eine Reihe wunderbarer, schrecklicher und unerhörter Begebenheiten in derselben zu finden hofftest. Zwar weiß ich, daß solche Geschichten von Vielen gar begierig gelesen werden, obgleich sie öfters das wüsteste, unsinnigste, verlogenste Zeug enthalten; doch bin ich viel zu gewissenhaft, irgend Etwas zu erzählen, was nicht auf der strengsten Wahrheit beruht, auch traue ich Dir einen besseren Geschmack zu, als diejenigen besitzen, welche sich an den albernsten Geschichten ergötzen, wenn dieselben nur recht seltsame und schreckliche Dinge berichten. Solche Erzählungen hast Du bis jetzt in der „Maje" vergebens gesucht; wirst's auch ferner. Was Du da liesest, ist schlicht, wahr, zum Herzen gehend und das Herz bildend, den Geist lichtend, die Seele erhebend zu stiller Freude. Die Maje will aber auch, daß ihre Leser einmal lachen — und nun lies weiter.

Der Frankenwald, eine Fortsetzung des Thüringer Waldes, ist ein niedriges Gebirge, von Reisenden fast gar nicht besucht, dessen rauhe, dichtbewaldete, spärlich bewohnte Höhen dennoch manchen schönen Punkt in sich schließen, der des Sehens werth ist. In dem kleinen Städtchen, welches wir oben erwähnt haben, langte eines Tages ein Fremder an, erkundigte sich nach dem besten Gasthofe und wurde von einem Herrn mit großer Brille und Vatermördern nach dem „goldenen Lamme" gewiesen, dessen Wirth eben in Hemdärmeln, die Hände über dem weiten Bauche gefaltet, breit im Thorwege stand, wo ein kühler Luftzug die Stirne des Vielgeplagten angenehm fächelte.

Der Fremde hatte einen Mann bei sich, der seine Sachen trug; der Wirth führte Beide in das Gastzimmer, nachdem er sie höflich begrüßt und sich mit einer Geschwindigkeit in Bewegung gesetzt hatte, die ihm alle Ehre machte. Der Fremde ließ sich in das Canapee nieder, bestellte Mittagessen, zog dann eine Schreibtafel hervor, fing an zu schreiben und bekümmerte sich um Nichts weiter. Nach dem Essen lohnte er seinen Boten ab und wendete sich an den Wirth, sein voriges Schweigen brechend. Er wünschte einen anderen Boten bis zur nächsten Stadt; nach kurzer Verhandlung war die Sache erledigt, und der Fremde schien sich wieder in sein Stillschweigen zurückziehen zu wollen, womit aber der Wirth keineswegs einverstanden war. Dieser machte mehrere Versuche, sich über die Persönlichkeit seines Gastes Aufklärung zu verschaffen; das „Woher? Wohin? Was für ein Landsmann?" wurde freundlich, aber kurz beantwortet, bei den weiteren Fragen zog der Fremde abermals seine Schreibtafel, notirte, murmelte Etwas oder sah den Wirth mit einem stummen Kopfnicken an, ohne zu beachten, was jener von ihm wollte.

Als der bestellte Bote kam, übergab ihm der Fremde eine Reisetasche, Regenschirm und ein kleines Kistchen. Er selbst zog aus dem Reisesacke eine lederne Tasche, ein buntes wollenes Tuch, welches man einen Plaid nennt, schnallte dann einen ledernen Gurt um, in welchem einige Hämmer steckten, und machte sich so reisefertig.

Sie sollten aber doch, mein Herr, — begann der Wirth mit einer höflichen Verbeugung, einen kleinen Umweg nicht scheuen und einen der schönsten Punkte unserer Nachbarschaft nicht unbesucht lassen...

Welcher ist das?

Das Höllenthal...

So — hm, sagte der Fremde gleichgültig.

Es ist in der That, fuhr der Wirth fort, schade, daß dieses Thal nicht mehr besucht wird. Zuweilen kommen Badegäste aus dem nahen Badeorte; ich habe mit solchen gesprochen, die ganz entzückt waren von der Schönheit dieser Bergschlucht und versicherten, daß manche vielbesuchte Gegend Nichts dergleichen aufzuweisen habe. Gleich am Eingange des Thales mündet der Königsstollen —

Der Fremde horchte auf, blätterte in seiner Schreibtafel und unterbrach den Wirth: den Königsstollen habe ich mir vorgenommen zu besuchen.

Das trifft sich ja ausgezeichnet, fiel der Wirth lebhaft ein. Sie sind dann unmittelbar am Beginn des Thales; Sie gehen dasselbe aufwärts, kommen an den Sauerbrunnen und von da in fünf Minuten in die Hölle...

Der Fremde lächelte. Was ist das für eine Hölle? fragte er.

Es sind vier oder fünf Häuser, die diesen Namen führen, darunter ein Wirthshaus; Sie können dort einkehren, wenn sie Durst haben.

Es soll mir nicht darauf ankommen, erwiederte der Fremde scherzhaft, gelegentlich einen Blick in die „Hölle" zu thun.

Sie ist in ihrer Art merkwürdig, entgegnete der Wirth.

O gewiß, versetzte der Fremde, — zumal da man in dieser Hölle nicht Durst zu leiden braucht.

Nein, man findet da ein gutes Seidlein Bayrisches, sagte der Wirth lachend. Uebrigens, fuhr er fort, ist diese Hölle noch in anderer Beziehung denkwürdig.

Wie so? —

Dort hat einmal der Papst den Teufel barbirt und ein Engel das Licht gehalten...

Was soll das heißen? fragte der Fremde.

Der Wirth machte eine Pause und rieb sich schmunzelnd die Hände, indem er seinen Gast schalkhaft anblinzelte. Sehen Sie, sagte er, wir hatten einmal einen Pfarrer Namens Teuffel, der saß dort eines Abends im Wirthshaus und ließ sich rasiren, der Bartscheerer aber hieß Pabst, und der Wirth Namens Engel hielt das Licht. So hat wirklich der Papst den Teuffel in der Hölle barbirt und ein Engel das Licht gehalten.

Der gute Mann wollte sich ausschütten vor Lachen über diese Geschichte, die ein alter, bekannter Volkswitz war; der Fremde hörte sie mit einem ruhigen Lächeln an.

Ich will, entgegnete er nach einigem Nachdenken, meinen Boten vorausschicken und den Weg allein machen.

Das geht ganz wohl, erwiederte der Wirth. Von der Hölle aus haben Sie noch ein halbes Stündchen, dann kommen Sie wieder auf die Landstraße. Allein..

Der Wirth hielt zögernd inne. Was haben Sie? fragte der Fremde.

Mein Herr, fuhr der Wirth bedenklich fort, wenn Sie Sich nicht fürchten?

Fürchten, weßhalb?

Es ist vor einigen Wochen ein gefährlicher Sträfling aus dem Zuchthaus entsprungen, und man sagt, er treibe sich hier in den Wäldern herum.

Der Fremde sann einen Augenblick nach. Meinetwegen, sagte er dann, ich gehe allein — dabei griff er nach seinem Reisesack, zog ein paar niedliche Terzerole heraus und steckte sie zu sich.

Noch eine Bitte — sagte der Wirth und brachte ein großes Buch sowie Feder und Tinte herbei und legte es dem Fremden vor.

Dieser ergriff die Feder, fuhr mit derselben rasch über das Papier, wandte sich dann um und reichte dem Wirthe die Hand. Dieser begleitete den Gast bis an das Thor, empfahl ihm mehrmals die nöthige Vorsicht und bat, wie gewöhnlich, um den Besuch des Fremden, wenn dieser einmal wieder in die Gegend komme. Schließlich kehrte er sich noch einmal um, nachdem Jener schon halb die

Straße hinab war. Glückliche Höllenfahrt, mein Herr! rief er ihm nach, glückliche Höllenfahrt! — zog sein Käppchen, schwenkte es und strich sich behaglich das volle Kinn.

In die Stube zurückgekehrt, ergriff der Wirth mit sichtlicher Begierde das Fremdenbuch, um endlich zu erfahren, wer denn sein Gast gewesen. Die Schriftzüge waren kaum trocken, aber es war eine Kunst, dieses Wirrwarr von Strichen, Haken und Häkchen zu entziffern. Nach einer Viertelstunde hatte der ehrliche Mann mit vieler Mühe im Schweiße seines Angesichtes endlich folgende Worte halb und halb errathen:

Dr. Pix, Privatgelehrter aus Berlin.

Ja, ja, murmelte er bei sich, docti male pingunt. Soviel Latein hatte er noch aus den Zeiten der Bürgerschule her behalten.

2. Das Schloß im Walde.

Ein hoher Haufen röthlich braunen Schuttes, der sich wohl dreißig Schritte lang ausdehnte, zeigte an, daß ein Bergwerk in der Nähe, und daß dieses ziemlich bedeutend war.

Der Reisende, den wir vorhin kennen gelernt haben, betrachtete genau die Steine, hob eine Menge derselben auf, zerschlug sie mit seinem Hammer und warf sie wieder weg; andere wickelte er sorgfältig in Papier und steckte sie in seine Ledertasche, worauf er seine Schreibtafel nahm und sich Bemerkungen machte. Er stieg die Halde hinan, suchte auch da und begann ein Gespräch mit einigen Bergleuten, als diese einen Wagen voll Steine ausgeschüttet hatten.

Mit diesen fuhr er dann in den Stollen, dessen schwarzgähnende Mündung sich am Fuße des Berges öffnete, und war in wenig Augenblicken verschwunden. Viertelstunde um Viertelstunde verging, Doctor Pix erschien nicht wieder. Finken und Rothkehlchen sangen draußen im Gebüsch ihr fröhliches Lied, munter rauschte das Bächlein vorüber, dessen silberglänzende Wellen über graue Steine, an bemoosten Felsen vorüber zur blumigen Wiese hinabschlüpften. Die Sonne neigte sich und warf bereits längere Schatten in den engen Thalgrund.

Wohl zwei Stunden mochten vergangen sein, und Herr Pix war immer noch nicht zurück. Wahrscheinlich war er bis an das Ende des Stollens vorgedrungen, der, wie die Bergleute versicherten, sich bereits über eine Stunde Länge ausdehnte. Endlich — da kommt eine dunkle Gestalt zum Vorschein, sie tritt aus dem finsteren Gange an's Tageslicht, sie sieht sich verwundert um. Es ist Doctor Pix. Aber wie hatte der gute Mann sich verändert! Auf seinem grauen Filzhute zeigten sich röthlich braune Flecken, die Kleider waren voll Erde, Schmutz und Wasser, selbst sein Gesicht sah bleich und theilweise geschwärzt. Was war da zu thun? — Doctor Pix betrachtete seinen Anzug, schüttelte den Kopf, trat an den Bach, nahm eine Hand voll klaren Wassers, reinigte Gesicht und Hände, schwenkte den Hut ein paar Male durch die Luft, rief ein lautes „Glück auf!" zum Abschied und wanderte mit vergnügter Miene weiter.

Bald kam er an eine Mühle, die halb versteckt unter hohen Erlen und Linden lag, und deren Rad sich lustig drehte; dann wurden die Berge so eng, daß der kleine Fluß kaum Raum hatte, sich hindurch zu zwängen. Zackige Felsen streckten ihre Spitzen hinauf in die blaue Luft, und dunkler Fichten- und Tannenwald zog sich herab bis an das Ufer des Flusses. Ja auf den Felsen, die in seinem Bette lagen, stand hie und da eine einzelne Tanne oder Erle; schäumend schoß das Wasser über das Gestein, wie Funken glitzerten die Tropfen durch das Gezweig, zersprühten zu Schaum und hingen sich wie Perlen an die moosigen Steine und die Gräser des Uferrandes. Immer wilder und einsamer gestaltete sich das Thal. Kein Laut war hörbar als das Brausen und Plätschern des

Waſſers, kein Vogelſang, kein Sonnenſtrahl drang in die düſtere Wildniß. Sie hatte wirklich etwas Schauerliches, Erhabenes, und unſer einſamer Wanderer fühlte ſich von der großartigen Stille und Oede tief ergriffen. Er kam ſich vor wie Einer, der an einer Stätte wandelt, die noch nie der Fuß eines Menſchen betreten, von der das Lebendige geflohen iſt, als fühle es ſich von der Nähe des Todes umfangen.

Und ſo ging es fort. Immer neue Biegungen des Thales, und doch dieſelbe Enge und Wildheit; dieſelben Felſen, wenn auch anders geſtaltet, dieſelben wie von furchtbarer Hand über einander geſtürzten Trümmer, hier den Bergabhang bedeckend, zwiſchen die Tannen und Fichten hineingeſchleudert, hier am ſchmalen Pfade ſich aufthürmend, dort in wilder Unordnung im ſchäumenden Flußbette zerſtreut. Nirgends die Spur von Menſchendaſein, von der Thätigkeit einer Menſchenhand. Wie verloren ſchritt der einſame Wanderer durch dieſe Oede, kein Ausgang ſchien ſich zu öffnen, als müſſe der, der einmal hier eingetreten, wandern fort und fort ohne Hoffnung der Rückkehr zum Leben.

Still, ſinnend ging Doctor Pix, ruhig ſteckte der Hammer im Gurt. Er blieb wohl ſtehen, aber er ſchlug an keinen Fels, um ihn zu unterſuchen; er hob keinen Stein auf, pflückte keine Blume. Endlich wurden die Berge etwas niedriger, die wilden Felſen traten zurück, Doctor Pix ſtand an der Quelle des Säuerlings. Die Steine ringsum waren ſchön roth gefärbt, er ſuchte und fand die Stelle, wo das heilige Waſſer heraufquoll, von Zeit zu Zeit ſprudelnd und weiße Bläschen aufwerfend. Er ſetzte ſich auf einen Stein, ſchlanke Fichten gaben ihm Schatten; er zog ſeinen ledernen Trinkbecher und ſchöpfte. Das Waſſer ſchmeckte köſtlich, Anfangs etwas herb ſäuerlich, aber das war bald überwunden. Träumend ſchaute er hinein in die plätſchernden Fluthen des vorüberrauſchenden Fluſſes, deſſen Waſſer ſich mit dem der unmittelbar daranliegenden Sauerquelle miſchten. Der Wind zog ſäuſelnd durch die Zweige der Tannen, der Himmel war ſo blau, die Ruhe erquickend; wie befreit athmete die Seele auf.

Nach einer Viertelſtunde hatte Doctor Pix die einzelnen Häuſer erreicht, welche ihm von dem Wirth bezeichnet worden waren, aber er hatte keine Luſt, in der „Hölle" einzukehren, deren Aeußeres auch wenig einladend war. Ueberdies hatte der Doctor mit Verwunderung bemerkt, daß die Sonne ſehr tief ſtand, und daß ihm gar keine Zeit übrig blieb, wenn er auf die Landſtraße und vor Einbruch der Nacht in die nächſte Stadt gelangen wollte. Er ſchritt daher rüſtig weiter, nachdem er ſich von einem Landmann genau den Weg hatte bezeichnen laſſen. Dieſer führte zunächſt in einen Wald, durch den ſich auch die Landſtraße zog.

Merkwürdig! dieſe hätte Doctor Pix nach ſeiner Berechnung nunmehr längſt erreicht haben müſſen. Es fing, namentlich unter den hohen Bäumen raſch an zu dunkeln, mehrere Wege kreuzten ſich, und unſer Wanderer wußte nicht mehr, ſollte er ſich rechts oder links halten. Er griff nach ſeiner Bruſttaſche, — die beiden Terzerole ſteckten noch richtig darin, er faßte den Stock feſter und ſchritt vorwärts, indem er bei ſich dachte, irgendwohin mußt du doch kommen.

Aber er kam nicht aus dem Walde heraus. Dieſer ſchien unendlich; zeigte ſich auch einmal eine Lichtung, ſo war dieſe doch wieder rings vom Walde umſchloſſen. Zuletzt ſpürte der Doctor weiches Moos unter den Füßen, bald ſtieß er an eine Wurzel, einen Stock, bald trat er in einen Sumpf; überall ſtanden ihm Bäume entgegen, und wie er ſich auch wenden mochte, es wurde nicht beſſer. Er hatte — den Weg verloren! jeden Weg, jede Richtung, er wußte nicht, wo er war, wohin er ſeinen Fuß lenken ſollte. Es begann dem Doctor einigermaßen unheimlich zu werden.

Er fuhr leiſe zuſammen, wenn er ein Geräuſch vernahm; ſeine eigenen Schritte hallten ſeltſam wieder. Bald glaubte er eine dunkle Geſtalt durch die

Bäume ſchleichen zu ſehen, bald war es ihm, als blickten ihn plötzlich aus der Dunkelheit zwei glühende Augen an. Er zog ſeine Terzerole, ſpannte die Hähne und nahm in jede Hand eines, während er den Stock feſt unter den Arm preßte. Da rauſchte Etwas hinter ihm, und im ſelben Augenblick wurde ihm der Hut vom Kopfe geriſſen. Den Doctor überlief es eiskalt — er drehte ſich um, und ein Schuß krachte. Er hatte in das Dunkel hinein gefeuert, ohne Etwas zu ſehen, ohne ſich zu beſinnen, ohne zu zielen. Laut hallte der Schuß durch den nächtlichen Wald, vielfach ſtärker und ſchwächer zurücktönend. Ringsum begann es zu ſchwirren, zu huſchen, zu ächzen, zu krächzen, zu flattern, zu ſchreien; der Doctor hatte durch ſeinen Schuß ein unheimliches Leben geweckt; erſchrocken legte er den Finger an den Hahn des andern Terzerols. Nach und nach wurde es wieder ruhig, und da ſich nichts Verdächtiges zeigte, ſo fing er an, ſich ſeiner Aufregung zu ſchämen. Alberne Furcht, murmelte er bei ſich, während er umhertaſtete, um ſeinen Hut zu ſuchen, — hätte mir der Menſch, der Wirth, nicht von dem entſprungenen Sträfling gefaſelt und ein ſo bedenkliches Geſicht dazu gemacht, ſo würde ich ſo ruhig durch dieſen Wald gehen, als machte ich einen Spaziergang im Thiergarten zu Berlin. Dabei nahm der Doctor eine entſchloſſene Miene an, die freilich Niemand in der Dunkelheit ſehen konnte, drückte den glücklich wiedergefundenen Hut feſt auf den Kopf und ſchritt muthig weiter.

Es ging bergauf, bergab, aber der Wald nahm kein Ende. Da zu des Doctors unausſprechlicher Freude ſchimmerte Etwas durch die Bäume wie ein fernes Licht. Ja, es war Licht! — er blieb ſtehen, er ſtrengte alle Sehkraft an; der Schimmer blieb ſich gleich, verrückte ſich nicht. Dort war eine menſchliche Wohnung, eine bewohnte Stätte, eine Herberge für die Nacht!

Doctor Pix wußte nun, wohin er ſeinen Schritt lenken ſollte; aber es war dennoch ein beſchwerlicher Weg, den er antreten mußte. Zu jenem Lichte konnte er nur gelangen, indem er einen ſteilen Berghang hinabkletterte, über Gerölle, das unter ſeinen Füßen wegglitt, über Felſenſpitzen und abſchüſſige, glatte, mit Fichtennadeln bedeckte Stellen. Die Zweige peitſchten ihm in's Geſicht, und einen ziemlichen Theil ſeines Weges legte er nicht gehend, ſondern fahrend zurück, wozu er merkwürdiger Weiſe keines anderen Fahrzeuges bedurfte als ſeiner Hinterbeinkleider. Doch, was hatte das auf ſich! — es war ja Nacht, und Niemand ſah die arge Verwüſtung, welche dem Anzuge des Privatgelehrten wiederfuhr.

Dieſer dankte Gott, als er endlich unten angelangt war. Aber, o Himmel! — hatte ſich denn heute Alles gegen ihn verſchworen! Jetzt konnte er ſich das ſeltſame Rauſchen erklären, welches er ſchon mehrmals vernommen hatte; jetzt war es ganz in ſeiner Nähe, er ſtand an dem Ufer eines ziemlich breiten Fluſſes — drüben glänzte das Licht und winkte einladend herüber.

Rathlos ſtand Herr Pix da; nirgends eine Brücke, ein Steg, ein Fahrzeug. Er ſchritt das Ufer entlang aufwärts, abwärts, er wollte ſich endlich in das Waſſer ſtürzen und den Fluß durchſchwimmen. Allein — — Nein, das war wirklich zu arg! Warum hatte er ſich denn verleiten laſſen, von ſeinem geraden Wege abzugehen? Hätte der Wirth nicht beſſer das Maul halten und den Fremden ſeines Weges ziehen laſſen ſollen, ſtatt ihn durch ſein Geſchwätz zu einem ſo mißlichen Unternehmen zu bereden? — Herr Pix rief, ſo laut er konnte, er hörte nur den Wiederhall ſeiner eigenen Stimme; nirgends zeigte ſich ein lebendes Weſen, das ihm hülfreich beigeſtanden hätte. Was nun thun? —

In höchſt verdrießlicher Stimmung beſchloß er auf Gradewohl dem Ufer des Fluſſes nachzugehen, bis er vielleicht irgendwo eine menſchliche Wohnung erreichte. Gedacht, gethan. Nach ungefähr zehn Minuten bei einer Biegung des Thales gewahrte Herr Pix ganz nahe ein Haus, aus deſſen Fenſtern ein trübes Licht herüber ſchimmerte, herüber — denn unglücklicher Weiſe lag das Haus jenſeits des Fluſſes; abermals trennte ihn dieſer von dem erſehnten Ziele. Doch,

es war möglich, die Bewohner der Hütte drüben durch Rufen aufmerksam zu machen. Und siehe, das gelang! Ein Mann erschien mit einer Laterne, setzte ein Floß in Bewegung, und nach wenig Minuten stand Doctor Pix am jenseitigen Ufer.

Kann ich irgendwo in der Nähe ein Unterkommen finden? fragte er den Fährmann.

Dieser hob seine Laterne etwas, betrachtete den Fremden forschend wie einen verdächtigen Menschen, lächelte eigenthümlich, als er den Plaid bemerkte, in den sich Herr Pix gehüllt hatte, und antwortete mürrisch und kopfschüttelnd: weiß nicht.

Herr Pix hatte unterdeß seine starkgefüllte Börse gezogen und dem Fährmann ein blankes Silberstück in die Hand gedrückt, indem er sagte: das müßt Ihr aber wissen . . .

Es ist ringsumher kein Gasthaus, erwiederte der Fährmann etwas freundlicher; wir leben da oben im Walde.

Ich habe mich verirrt, fuhr Herr Pix fort, und sah vorhin ein Licht droben auf dem Berge, von dem mich aber der Fluß trennte.

Das ist das Schloß Schwarzenstein, entgegnete der Fahrmann.

Wolltet Ihr mir wohl den Weg dahin zeigen?

Gehen Sie nur diesen Weg da hinauf, sagte der Fährmann, da können Sie nicht fehlen; er führt gerade in's Schloß.

Herr Pix schlug einen schmalen Fahrweg ein, der ziemlich steil den Berg hinaufging, und auf dem es sehr dunkel war, da auf beiden Seiten Wald stand. Dieser lichtete sich jetzt, und in einiger Entfernung lagen vor dem Wanderer die Umrisse eines großen, alterthümlichen, weitläufigen Gebäudes. Am Hauptbau ragte ein Thurm in den dunkeln Himmel, und dort zeigte sich das einzige Licht, dasselbe, durch dessen erstes Erblicken Herr Pix in so freudige Stimmung versetzt worden war, und welches er endlich nach so viel Umweg und Mühe glücklich erreichen sollte. — Erreicht hatte er es aber noch nicht!

3. Die Räuber.

Herr Pix schritt weiter und kam in eine Allee, die von hohen, dicht belaubten Bäumen gebildet wurde. Die Allee führte nach dem Schlosse und zwar zunächst an ein großes Thor, durch welches die Einfahrt in den Schloßhof ging, der rings von Wirthschaftsgebäuden umgeben war. Herr Pix versuchte das Thor zu öffnen, dieses aber wich und wankte nicht; es war bereits geschlossen und zwar so fest, als sei es das Thor einer Festung.

Da stand unser armer Freund. Er pochte, aber seine Stimme verhallte wirkungslos; Niemand hörte ihn, Nichts regte sich, nicht einmal ein Hund schlug an. Doctor Pix schritt an dem Thore auf und ab wie eine Schildwache; schon hatte er einmal den Gedanken, seinen Hammer aus dem Gurte zu nehmen und damit auf das Thor loszuarbeiten, aber er besann sich, daß das einen unschicklichen Lärm verursachen und die Bewohner des Schlosses vielleicht erschrecken würde. Während er nun so gedankenvoll auf und abging, drang ein Ton an sein Ohr, der ihm sonderbar klang und seine Aufmerksamkeit erregte. Er lauschte, er spannte — ja, jetzt ließ es sich wieder hören. Was war das? Herr Pix konnte sich unmöglich erklären, wie und von was dieser Ton hervorgebracht wurde. Er kam von der Allee her und klang bald wie ein Scharren, bald wie ein Stampfen oder Kratzen oder Trappeln. Sehen konnte man Nichts; der Ton kam nicht näher, er entfernte sich nicht. Herr Pix würde der auffallenden Erscheinung weiter nachgeforscht haben, wenn er jetzt nicht Anderes zu thun gehabt hätte. Er konnte unmöglich die Nacht über vor dem Thorwege bleiben, und da es nicht unwahrscheinlich war, daß sich irgendwo noch ein anderer Eingang

in das Schloß befand, so machte er sich auf und begann nach diesem Eingange zu suchen.

Doctor Pix wandte sich zunächst rechts; er entdeckte auch bald einen Fußpfad. Der Himmel war bewölkt, aber zuweilen leuchtete ferner ein Blitz, und bei dem matten Scheine desselben war es ihm möglich, den schmalen Pfad zu verfolgen, den er betreten. Dieser Pfad führte immer längs einer hohen Mauer hin und war nicht ohne Gefahr; denn während rechts die Mauer emporstieg, gähnte links tiefer Abgrund. Drunten rauschte es ganz vernehmlich, ein dumpfes, schwüles Brausen; über Felszacken und die Wipfel der Bäume hinab sah man zuweilen einen fahlen Schein, den Wasserspiegel des unten hinrauschenden Stromes. Ein Fehltritt, und der Untergang war unvermeidlich. Herr Pix dachte schon daran, ob es nicht besser sei, umzukehren, als er beim Aufleuchten eines Blitzes Etwas entdeckte, das ihm einen gelinden Schauder durch die Glieder jagte.

Es war nur ein Augenblick — aber er hatte Alles deutlich erkannt! Ungefähr zwanzig Schritte von ihm standen an der Mauer zwei Personen. Die eine, in einen grauen Mantel gehüllt und einen spitzen Hut auf dem Kopfe, kehrte ihm den Rücken zu, die andere mit Rock und Mütze bekleidet, war eben im Begriff, eine Leiter an die Mauer zu lehnen. Nach dem Aufleuchten des Blitzes herrschte völlige Dunkelheit, und so sehr Herr Pix sein Auge anstrengte, so vermochte er doch nicht das Mindeste zu erkennen. Vorsichtig trat er hinter einen Felsvorsprung, der ihn völlig verdeckte, während er ungehindert das Thun jener Beiden beobachten konnte. Alles war still, doch glaubte Herr Pix deutlich zu vernehmen, wie die beiden Männer mit gedämpfter Stimme sprachen, und es war ihm, als hörte er den Einen sagen: „Wir sind sicher — Alles gut —", worauf der Andere erwiederte: „Ganz sicher; Niemand ahnt Etwas". — „Vorwärts", rief der Erstere. „Sie ist mein! — rühre Dich nicht von der Stelle!" —

Kein Zweifel, dachte Herr Pix, es sind Räuber, die in das Schloß einbrechen wollen; sie fühlen sich sicher, sie gehen mit Zuversicht an die Ausführung ihres Verbrechens. Liegt denn Alles im Schlosse schon in Schlaf? — es ist ja doch höchstens zehn Uhr, und dort im Thurme sehe ich noch Licht! — Herr Pix schüttelte den Kopf. Da zuckte wieder ein Blitz — der Mann im Mantel stand oben auf der Leiter und sprang von da über die Mauer hinab; unter seinem Mantel funkelte Etwas wie eine helle Waffe. Sollte denn der Wirth recht haben? sprach Herr Pix bei sich, — ist das jener gefährliche Sträfling, der aus dem Zuchthause entsprungen ist und sich hier in den Wäldern herumtreibt? Das einsame, abgelegene Schloß wäre gerade der passende Ort, um ein Verbrechen auszuführen; und kühn war der Mensch, kühn! das sah man an seinem entschlossenen, raschen Wesen . . .

Es war dem reisenden Privatgelehrten peinlich, der stumme und unthätige Zuschauer dieser Vorgänge sein zu müssen; aber was sollte, was konnte er thun? — Zwar griff er nach den Terzerolen in der Brusttasche; nur das eine war geladen. Sollte er mit diesem auf den Kerl losstürzen, ihn niederschießen oder wenigstens in die Luft feuern, um die Bewohner des Schloßes zu alarmiren? Allein — Herr Pix hatte sich noch nie in einem ähnlichen Kampf versucht; gewiß war jener Mensch ebenfalls bewaffnet, und hätte er ihn dennoch überwunden und unschädlich gemacht, wer stand dafür, daß diese Schurken nicht ihre Helfershelfer hatten? daß nicht hier und dort Einer lauerte? daß man ihm den Weg abschnitt, ihn todtstach oder von dem schmalen Pfade in den Abgrund hinabstürzte, wo er unrettbar verloren war? Das Alles überlegte Herr Pix, zog die Hand von seinem Terzerole zurück und ließ den Fuß sinken, den er schon erhoben hatte, um auf den Räuber dort an der Leiter loszugehen.

Minute um Minute verging; auch jetzt regte sich Nichts im Schlosse. Dunkel

lag es da mit seinen grauen Mauern, seinen hohen, spitzen Dächern, den unregelmäßigen, nirgends erhellten Fenstern, dem alten, runden Thurm, Alles kaum erkennbar und nur zuweilen einen röthlichen Schimmer eines Blitzes auftauchend, um im nächsten Augenblicke wieder in's Dunkel zu versinken.

Während Herr Pix so hinüberstarrte auf das alte Schloß, versetzte er sich in Gedanken in das Innere desselben, indem er sich vergegenwärtigte, was jetzt dort vorgehen mochte. Er sah den Räuber, wie er um das Gebäude herumschlich, endlich eine Thür öffnete oder ein Fenster, durch dasselbe verschwand, wie er dann an den Wänden tappte, die dunkle Treppe hinaufstieg und geräuschlos ein Zimmer öffnete. Dort lag ein Greis sanft schlummernd auf seinem Lager, eine Lampe erhellte matt das hohe Gemach. Der Räuber warf einen forschenden Blick auf den Schlafenden, dann öffnete er einen Sekretär, durchwühlte denselben, endlich fand er das Gesuchte, gierig streckte seine Hand sich aus — da hörte er ein Geräusch, er wendet sich rasch um. Der Greis ist erwacht, hebt das Haupt. Aber schon hat der Räuber die blitzende Waffe erfaßt, und der kalte Stahl dringt in die Brust des unglücklichen Greises; mit einem erstickten Schrei sinkt er auf sein Lager zurück! Der Mörder ergreift mit blutiger Hand den Raub und stürzt fort.

Herr Pix war in der That aufgeregt; sein Athem ging schwer und stockend, er fuhr mehrmals mit der Hand über die Stirne, wie um die Gedanken und Bilder zu verscheuchen, die seine erhitzte Einbildungskraft beschäftigten. Es ist ja möglich, sagte er zu sich, daß der Herr des Schlosses ruhig fortschlummert, daß dieser gar nicht bis in jenes Zimmer kommt, daß man aufmerksam wird, ihn entdeckt und festnimmt und so sein Verbrechen vereitelt.

Während Herr Pix noch mit diesen Gedanken beschäftigt war, hörte er ein Geräusch wie von sich nähernden Fußtritten. Er lauschte, ein Blitz funkelte — und wer beschreibt sein Erstaunen! Auf der Leiter stand der Räuber, sein Arm hielt ein junges Mädchen umschlungen, welches das Gesicht verhüllt hatte und zu weinen schien. Ihr weißes Kleid schimmerte durch das Dunkel und zeichnete in leichten Umrissen ihre zarte Gestalt. Sie schien ungern, gezwungen zu folgen; man hörte ihr Seufzen, ihr Schluchzen.

Jetzt mochten die Herabsteigenden den Boden erreicht haben; ihre Schritte näherten sich. „Ach, welch ein Weg!" flüsterte das junge Mädchen mit erstickender Stimme. „Still," entgegnete der Mann im Mantel, der dicht an ihrer Seite ging, „noch sind wir nicht aus dem Bereiche des Schlosses!" Dabei zog er die Widerstrebende halb mit Gewalt fort. „O meine Eltern!" schluchzte die Arme. Ihr Begleiter suchte sie zu beruhigen; mit gedämpfter Stimme flüsterte er ihr einige Worte ins Ohr, worauf sie schwieg und freiwillig folgte. Herr Pix drückte sich hinter den Felsen, eben gingen sie vorüber; er hörte das leise Weinen des Mädchens, er hörte das Rauschen ihres Gewandes, den leichten Schritt, womit die schlanke Gestalt an ihm vorüber huschte.

Warum folgt sie diesem Manne, dachte Herr Pix bei sich; warum erhebt sie keinen Hilferuf? — und in dem er seine Frage selbst als eine sehr alberne erkannte, fuhr er fort: Unsinn, Nichts ist klarer als das; Furcht schließt ihren Mund: Wer weiß, was er ihr vorhin in's Ohr flüsterte, worauf sie still wurde und ihm willig gehorchte. Vielleicht hat er ihr bei dem ersten Zeichen des Widerstandes den Tod gedroht, sie sah den blitzenden Stahl, den er hervorzog, und — solche Menschen drohen nicht umsonst.

Unterdeß waren die beiden Männer mit dem Mädchen längs der Mauer fortgegangen. Herr Pix war rasch entschlossen, ihnen zu folgen, um zu sehen, was sich weiter begeben werde. Vorsichtig trat er aus seinem Versteck hervor und schritt in angemessener Entfernung den Vorangegangenen nach. Er kam an das Schloßthor, er trat in die Allee, welche den Berg hinab führte; ja dort

ſchimmerte wieder das weiße Kleid zwiſchen den dunklen Bäumen, einige Augenblicke darauf hörte er Hufſchlag,-und im Galopp ging es fort.

Richtig, murmelte Herr Pix ſich beſinnend, — das war es. Dies Scharren, Trappeln und Kratzen, das ich vorhin hörte, iſt nun vollkommen erklärt. Dort ſtanden die Pferde angebunden, bereit, die ſchöne Beute fortzutragen. Ihr Elenden! fuhr er zornig fort; es iſt euch gelungen, ihr bringt euer armes Opfer in Sicherheit, es kann euch nicht mehr entrinnen! — Dabei ballte der Privatgelehrte die Fauſt, und ſtreckte ſie drohend den Davoneilenden nach. Jetzt bereute er, daß er nicht doch auf irgend eine Weiſe das ſchändliche Unternehmen verhindert, und hätte es auch Gefahr gebracht, ja ſein eigenes Leben gegolten. Gewiß war die junge Dame die Tochter des Schloßherrn; ja, jung mußte ſie ſein, das zeigte ihre ſchlanke Geſtalt, und vielleicht war ſie auch ſchön, ſehr ſchön! — Herr Pix hielt ſinnend inne, und vor ſeiner Seele ſtand das Bild des lieblichſten Mädchens, blühend in friſcher Jugend, voll Huld und Anmuth. Und das Alles entweiht von der rohen Hand eines Räubers. — Alle Geſchichten fielen ihm ein, die er früher geleſen, Geſchichten, wo der blutige Räuber, der Unmenſch, ſein unglückliches Opfer in den Wald geſchleppt, es in einer ſchauerlichen Höhle gefangen hielt, wo die Blicke der Spießgeſellen an der zarten Geſtalt hingen, wo endlich der Freche, da alle ſeine Liebeswerbungen umſonſt waren, die Arme furchtbar mißhandelte und unſägliches Elend ihr bereitete. —

Doch, unterbrach ſich Herr Pix, jetzt iſt keine Zeit, zu ſinnen und zu träumen; es gilt zu handeln! Raſch ging er den ſchmalen Pfad zurück, ſchritt an der Mauer entlang und kam an die Stelle, wo die Leiter angelehnt war, die ſich noch ganz in der nämlichen Stellung befand wie vorher, ein Zeichen, daß Niemand im Schloſſe den Raub bemerkt hatte.

4. Der Gefangene.

Herr Pix blieb einen Augenblick nachdenklich ſtehen; er hatte einen Fuß auf die Leiter geſetzt, zog dieſen aber wieder unſchlüſſig zurück. Es war eine eigenthümliche Lage, in der er ſich befand. Zu nächtlicher Zeit in ein fremdes Eigenthum eindringen, und noch dazu auf einem Wege, der eben zur Ausführung einer verbrecheriſchen That gedient hatte, war das nicht höchſt verdächtig? Freilich war die Abſicht des Doctors die beſte und unverfänglichſte, er wollte die Bewohner des Schloſſes von dem, was geſchehen, in Kenntniß ſetzen, und er hatte dazu den einzigen Weg gewählt, der ihm verſtattete, in das Schloß zu gelangen; konnte man nicht dennoch dieſe ſeine Abſicht mißdeuten, ihn unfreundlich empfangen? Allein — das Eine ſtand feſt, Herr Pix war nicht geſonnen, unter freiem Himmel zu übernachten oder ſeine Wanderung von neuem anzutreten. Alſo. —

Er ſtieg die Leiter hinan, ſprang über die Mauer und befand ſich in einem Garten Der Kies unter ſeinen Füßen knirſchte, indem er auf einem breiten Wege, zwiſchen Geſträuch und Bäumen dahinſchritt. Nach einer Weile gelang es ihm, den Eingang in den Schloßhof zu entdecken. Er gewahrte Licht; auf einer Seite des Schloſſes, die er bisher nicht hatte ſehen können, waren zwei Fenſter erleuchtet; auch kam es ihm vor, als ſehe er den Schatten einer Perſon, die vor dem Fenſter auf und abging.

Er hatte ſich nicht getäuſcht. Es war ein Herr von außerordentlich langer und hagerer Geſtalt, der durch das hohe, alterthümliche Gemach ſchritt. Er hatte ſich in einen rothen Schlafrock gehüllt, trug eine weiße Nachtmütze und ſtrich zuweilen den langen Schnurrbart, indem er eifrig mit einer Dame ſprach, welche an dem Tiſche ſaß, den Kopf ſenkte und ſtill, faſt bekümmert vor ſich hinblickte, während ihr freundliches Geſicht von den gedämpften Scheine einer Schirmlampe matt beleuchtet wurde.

Und ich ſage Dir, — fuhr der Herr mit dem langen, rothen Schnurrbarte

fort, der Lieutenant bekommt meine Tochter nicht! Es wird Nichts daraus, ein für allemal nicht! . . .

Ich will nicht mit Dir ſtreiten, erwiederte die Dame ſanft; doch dachte ich, Eugenie wäre alt genug, um ſich zu verheirathen.

Ich habe ſie zu lieb, fiel der lange Herr ein, um ſie dieſem Raulino zu geben. Da kommt ein ſolcher Windbeutel, ſein Geld iſt da und dort, wer weiß wohin geflogen, und um ſeine Lage wieder in's Gleichgewicht zu bringen, macht er — eine Partie!

Der Herr mit dem rothen Schnurrbart lachte bei dieſen Worten laut auf, indem er das eine Auge halb zudrückte; über dem andern trug er eine ſchwarze Binde. Dieſe Binde, die ſein Geſicht ziemlich entſtellte, dazu das faſt höhniſche Lachen, gaben den Mienen des langen Mannes im rothen Schlafrock einen keineswegs angenehmen Ausdruck.

Die Dame ſchwieg einen Augenblick. Das iſt eben Deine Grille, fuhr ſie ruhig fort; Du glaubſt und argwöhnſt von Jedem, der ſich um Eine Deiner Töchter bewirbt, daß er eigennützige Abſichten hat, daß er Dein Geld will.

Der lange Herr fuhr über ſeinen fuchsrothen Schnurrbart. Mein Geld, — verſetzte er mißlaunig; das iſt's, Du haſt recht!

Willſt Du denn Deine Töchter zeitlebens bei Dir behalten?

Der lange Herr legte die Hände auf den Rücken, ſtellte ſich vor die Dame hin und ſah ſie unbeweglich an.

Sollen ſie hier verblühen, verwelken? — fuhr dieſe etwas erregt fort. Willſt Du ſie zeitlebens einſperren?

Einſperren? —

Ja, das thuſt Du! Man weiß es in der ganzen Gegend; man lacht, man ſpottet darüber . . .

Gleichviel, man ſage, was man will — entgegnete der lange Herr barſch und gleichgültig.

Du hältſt ſie förmlich gefangen, verſetzte die Dame mit weicher Stimme. Wie die armen Kinder mich dauern! —

Der Kukuk auch! — brummte der lange Herr. Wer mag das aushalten, fuhr er zu ſich ſelbſtſprechend fort; Freier — ſchöne Wirthſchaft, da kommt Einer, dort Einer, legt ſich in's Quartier, läßt ſichs wohl ſein, ſetzt ſich zu Tiſche, geht ſpazieren, ſeufzt, verdreht die Augen, klimpert auf einem alten Leierkaſten und ſingt unausſtehlich ſchwermüthige Lieder. Küche und Keller müſſen herhalten — fort mit dem Narrenvolk, das mich langweilt und mich obendrein die Zeche bezahlen läßt!

Während der lange Herr im Schlafrock das ſprach und dabei ſeine weiße Nachtmütze von dem einen Ohre auf das andere ſchob, traten zwei junge Männer ein. Nun, iſt's nicht ſo, wie ich ſagte? wandte ſich ihnen der Schloßherr entgegen.

Sie haben nicht ganz Unrecht, Herr Major, verſetzte der Eine, eine kleine, dicke Geſtalt, in ſehr eleganter Kleidung, indem derſelbe ſich verbeugend den Hut abnahm und freundlich lächelte.

Die Krankheit iſt erlogen, fuhr der Herr mit dem rothen Schnurrbart fort; Herr von Raulino täuſcht mich nicht.

Als wir an das Zimmer des Herrn Lieutenants kamen, entgegnete der kleine Dicke, fanden wir es feſt verſchloſſen. Wir klopften, Niemand antwortete.

Und darauf gingen Sie in den Garten? . . .

Allerdings, Herr Major.

Da fanden Sie den jungen Herrn, wie er durch das Gebüſch ſchlich oder auf einer Moosbank ſaß und zu dem alten Thurme hinaufſtarrte, nicht ohne eine Menge Seufzer auszuſtoßen.

Das nicht, verſetzte der kleine Dicke, wir fanden auch im Garten Niemanden.

Nun zum Henker, wo iſt denn der Lieutenant? rief der lange Mann im rothen Schlafrock und ſchüttelte den Kopf.

Wir wiſſen es nicht.

Sie wiſſen es nicht, Herr von Ziegenſpeck? das iſt ſonderbar.

Allerdings ſonderbar, erwiederte der kleine Herr, ja ſonderbar. Herr von Raulino fiel mir ſchon am Morgen auf; ſein Weſen hatte etwas Eigenes, er war ſehr unruhig, ſprach haſtig und blickte dann wieder eine halbe Stunde lang ſchweigend vor ſich hin. Sehr ſonderbar —

Das habe ich auch bemerkt, entgegnete der Major und ſtrich den rothen Schnurrbart; mit dem Herrn Lieutenant iſt's nicht ganz richtig, es hat da Etwas —

Die Dame, welche dem Geſpräch bis jetzt ſchweigend, doch nicht ohne eine gewiſſe Unruhe zugehört hatte, warf einen beſorgten, faſt ängſtlichen Blick auf den jungen Mann, der mit Herrn von Ziegenſpeck in's Zimmer getreten war.

Es hat da Etwas, fuhr Herr von Ziegenſpeck fort, indem er mit ſeiner goldenen Uhrkette ſpielte, — ich meine das nicht von Ungefähr, ſondern weil wir eine Entdeckung im Garten machten, eine Entdeckung, Herr Major —

Was iſt's? rief der Schloßherr geſpannt und riß das eine Auge weit auf, während die ſchwarze Binde das andere verdeckte.

An der Gartenmauer lehnte eine Leiter...

Eine Leiter! rief der Major überraſcht.

Ja eine Leiter. Sie war an die Mauer gelehnt, da wo der ſchmale Fußpfad um den Schloßberg führt, links die ſchauerliche Tiefe.

In den Mienen der Dame, die noch wie vorhin am Tiſche ſaß, zuckte es wie ein Schrecken. Dem Begleiter des Herrn von Ziegenſpeck war dies nicht entgangen; er näherte ſich und flüſterte der Dame in das Ohr.

Meinen Sie? — erwiederte dieſe leiſe.

Ja, gnädige Frau; ich glaube, ſie haben nunmehr Schloß Berneck erreicht.

Ach wenn das wäre! — fuhr die Dame fort. Herr von Bergen, ich habe gezittert bei dem Gedanken an dieſe nächtliche Flucht. O, daß wir zu einem ſolchen Mittel unſere Zuflucht nehmen mußten. Arme Eugenie!...

Gnädige Frau, erwiederte Herr von Bergen lächelnd, man hätte die Sache allerdings mit etwas weniger Abenteuerlichkeit ausführen können.

Sie haben Recht.

Ich glaube, Herr von Raulino hätte recht wohl mit Fräulein Eugenie bei Tage dieſes Schloß verlaſſen können...

Mein Gott, ſehen Sie! — unterbrach die Dame den jungen Herrn, indem ſie ängſtlich auf ihren Gemahl deutete.

Der Major ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Er hatte die Lippen zuſammengebiſſen, ſein Auge glühte, und er ſtrich heftig mit beiden Händen den langen, rothen Schnurrbart. Die Leiter — murmelte er, die Leiter! am Garten eine Leiter!...

Er muß es doch einmal erfahren, flüſterte Herr von Bergen der Dame zu.

Aber ſehen Sie nur, erwiederte dieſe, wie es ihn aufregt; es wird einen Sturm geben.

Der Major hielt plötzlich an, richtete ſein Auge ſcharf auf die Anweſenden und ſagte mit ſtoßweiſer Heftigkeit: Es hat Etwas; Herr von Raulino kam mir heute ganz ſonderbar vor; er kommt nicht zu Tiſche und läßt ſich mit Unwohlſein entſchuldigen. Sein Zimmer iſt verſchloſſen und — drunten die Leiter, eine Leiter an der Gartenmauer. Ich glaube gar —

Der Major hielt inne; drunten im Schloßhofe ließ ſich ein ziemlicher Lärm vernehmen.

Was glauben Sie? — bemerkte Herr von Ziegenſpeck und zupfte an ſeinen Vatermördern, während ſeine kleinen Augen ſeltſam zwinkerten.

Ich glaube faſt, fuhr der Major mit dumpfer Stimme fort, Herr von Raulino hat es gewagt, ſich auf irgend eine Weiſe, eine zweideutige Weiſe, auf eine unerlaubte, gewaltſame Weiſe in den Beſitz Eugeniens zu ſetzen.

Entführt? — murmelte Herr von Ziegenſpeck, als getraue er ſich das Wort kaum auszuſprechen.

Entführt! alle Wetter, ja! ſchrie der Major und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Lampe klirrte.

Der Lärm im Schloßhofe dauerte fort; auf der Treppe hörte man Schritte, die ſich eilig dem Zimmer näherten.

Was gibt's da drunten? murmelte der Major, der jetzt aufmerkſam wurde.

Die Thür ging auf, ein ältlicher Mann trat mit einer tiefen Verbeugung ein und blieb ehrerbietig am Eingange ſtehen.

Was gibt's, was iſt los? fragte der Major.

Wir haben, gnädiger Herr, erwiederte der Mann, einen Menſchen aufgegriffen, der eben in's Schloß kam.

Einen Menſchen, Herr Inſpector? was für einen Menſchen...

Der ziemlich verdächtig ſcheint.

Wie ſo?

Er kam durch den Garten in den Schloßhof; ein Knecht wurde ihn gewahr und packte ihn. Als man ihn unterſuchte, fand man dieſe Gegenſtände bei ihm. Dabei überreichte der Inſpector dem Major einen ledernen Gurt, in welchem zwei Hämmer ſteckten, ein Tuch und ein Paar Terzerole.

Man betrachtete die Sachen.

Sehen Sie, ſagte Herr von Ziegenſpeck, indem er einen der Hämmer aus dem Gurte nahm, — Diebeswerkzeuge!

Herr von Bergen lächelte.

Haben Sie noch nicht davon gehört, fuhr der kleine Dicke fort, was man mit dieſen Hämmern macht?...

Herr von Bergen nickte mit dem Kopfe.

Das iſt eine gefährliche Waffe! rief Herr von Ziegenſpeck. Damit ſchlägt der Dieb ſein Opfer; er zerſchlägt ihm den Schädel. Das macht kein Geräuſch, der Getroffene ſinkt lautlos zuſammen. Ich weiß eine ſolche Geſchichte, wo der Dieb einem alten Manne die Hirnſchale einſchlug und dann das Geld nahm. Und da die Terzerole; ſehen Sie, dieſer Spitzbube hat ſich gut vorgeſehen!

Wie ſieht der Menſch aus? fragte der Major.

Verdächtig, wie ſchon bemerkt, entgegnete der Inſpector. Seine Kleidung iſt unſauber und theilweiſe beſchädigt; er hatte ſich in dieſes Tuch gewickelt, das wahrſcheinlich ein geſtohlenes iſt.

Warum ein geſtohlenes? fragte die Majorin.

Gnädige Frau, gab der Inſpector zur Antwort, dieſes Tuch fiel mir auf, weil es nicht einem Manne, ſondern einem Frauenzimmer gehört.

Die Majorin lächelte. Ich halte es für einen Plaid, meine Herren, wendete ſie ſich zu den Umſtehenden.

Und es iſt ſonderbar, fiel Herr von Bergen ein, daß dieſer angebliche Spitzbube einen Plaid trägt.

Sie erinnern ſich, entgegnete der Inſpector, daß ſich ein entlaufener Sträfling, ein gefährlicher Menſch, in dieſen Wäldern herumtreiben ſoll. Gewiß iſt es wenigſtens, daß derſelbe nicht weit von hier einen Bauer ermordete, der ihn feſtnehmen und an das Gericht ausliefern wollte.

Das ist so, bemerkte Herr von Bergen; ob aber Ihr Gefangener und dieser Mörder ein und dieselbe Person sind, das ist noch nicht bewiesen.

Erlauben Sie, versetzte der Inspector, an der Gartenmauer lehnt eine Leiter, und ein ehrlicher Mensch steigt nicht des Nachts auf einer Leiter in ein fremdes Haus.

Was hat der Mensch für Aussagen gemacht? fragte der Major.

Er gibt sich für einen Reisenden aus, der sich verirrt hat...

Das kann Jeder sagen, fiel Herr von Ziegenspeck ein. Aber die Leiter! — Sehen Sie, Herr Major, wir hatten einen ganz falschen Verdacht; nun wissen wir, wie die Leiter an die Mauer kommt. Der Spitzbube hat sie angelegt, aber er kam zu früh; er hätte warten sollen, bis wir Alle im tiefen Schlafe lagen.

Befehlen Ew. Gnaden, wendete der Inspector sich an den Schloßherrn, was mit dem Menschen werden soll.

Ich rathe Ihnen, rief Herr von Ziegenspeck, setzen Sie ihn hinter Schloß und Riegel, verwahren Sie ihn gut.

Bringen Sie ihn auf den Thurm, entgegnete der Major.

Je sicherer, desto besser, fuhr der kleine Dicke geschwätzig fort; lassen Sie ihn schließen; wollen Sie nicht? ich rathe Ihnen. Werfen Sie ihn in das tiefste Verließ.

Nein, bedeutete der Major den Inspector, Sie schaffen ihn in das oberste Thurmzimmer; er müßte Flügel haben, wollte er uns dort entwischen.

Wollen Sie nicht, wendete sich Herr von Bergen an den Major, ehe Sie den Mann in den Thurm stecken, sich seine Person ansehen?

Wozu?

Damit nicht vielleicht ein Irrthum vorgeht.

Pah, morgen früh werde ich den Menschen in's Verhör nehmen.

Ich bitte, lassen Sie uns Zeugen dieses Verhörs sein...

Recht gern, erwiederte der Major; da Sie Jurist sind, Herr von Bergen, so können Sie das Verhör selbst leiten; ich glaube wir haben wirklich ein gefährliches Subject in die Hände bekommen.

Herr von Bergen schwieg und lächelte etwas ungläubig, während der Schloßherr durch eine Handbewegung seine Untergebenen bedeutete, der erhaltenen Weisung nachzukommen.

Der Inspector schritt die Treppe hinab und trat unten in ein großes, vom Rauch geschwärztes Zimmer, in dem sich eine ziemliche Anzahl Leute versammelt hatten, die unter lebhaften Worten und mit neugierigen Blicken sich um einen Mann drängten, der, von zwei handfesten Knechten bewacht, mit gesenktem Haupte auf einer sicheren Bank saß. Es war der Privatgelehrte, Herr Doctor Pix aus Berlin, jetzt Gefangener des Schloßherrn von Schwarzenstein. Herr Pix erhob das Haupt ein wenig, als der Inspector erschien; dessen gestrenge Miene verkündigte ihm, daß er wenig Gutes zu erwarten habe. Und so war es denn auch. Trotz aller Bitten, Vorstellungen, Protestationen, trotz des dringendsten Ersuchens, den Schloßherrn nur auf einen Augenblick sprechen zu dürfen, mußte Herr Pix den Weg zum Thurme antreten.

Man führte ihn über den Hof und durch einen langen, finsteren Gang, den ein Thorweg schloß. Durch diesen trat man in's Freie; der Thurm hing zwar mit dem Hauptgebäude zusammen, hatte aber seinen besonderen Eingang. Die schwere Thür drehte sich knarrend in den Angeln, dann ging es eine schmale Wendeltreppe hinauf; Herrn Pix schwindelte es fast, da die Treppe steil und in unaufhörlicher Windung emporstieg. Eine Fackel warf ihr flatterndes Licht auf die dunklen Wände; einmal kam man an einer kleinen Thür vorüber, welche durch die Mauer gebrochen war und vielleicht in ein Gemach führte. Nach einer

Weile gelangte man an eine zweite Thür; hier hörte die Treppe auf, man mußte in einer bedeutenden Höhe sein.

Herr Pix wurde durch die Thür geschoben und befand sich in einem kleinen, völlig leerem und dunklem Gemache. Hinter ihm schlug das Schloß zu, der Riegel schob sich vor, und Herr Pix war allein. Das Zimmer hatte ein einziges Fenster, der Doctor trat an dasselbe und sah hinaus. Der Himmel war von dunkeln Wolken bedeckt, die Luft schwül und dumpf; das Gewitter schien sich verzogen zu haben, nur zuweilen zuckte fern herauf ein matter Schein und gestattete dem Auge einen Blick hinab in die Tiefe auf Felsen, Wald und auf das Thal mit dem Flusse. Herrn Pix erschien es wie ein gähnender Abgrund. Er durchmaß sein kleines Zimmer, tappte an den Wänden umher und fand Nichts als einen Haufen altes, fauliges Stroh, wie es ihm schien. Diese Behandlung empörte ihn, ein so elendes Gemach ihm anzuweisen! — Und doch, wer war Schuld als er selbst, daß er jetzt fast wie eine Art von Verbrecher behandelt wurde? Herr Pix ging nach der Thür, er machte alle erdenklichen Versuche, sie zu öffnen; umsonst, er war ein Gefangener, und es blieb ihm Nichts übrig, als sich in sein Schicksal zu fügen. Allmälig wich die Aufregung und Spannung, in der er sich befunden, er fühlte sich todtmüde. Mit einiger Ueberwindung ließ er sich auf das alte Stroh nieder, aber es kam ihm kein Schlummer. Die Ereignisse des Tages zogen vor seiner Seele vorüber, allerhand Bilder umgaukelten ihn.

Da stand der behäbig schmunzelnde Wirth im Thorwege, sich das volle Kinn streichelnd und mit der anderen Hand das Käppchen schwenkend, und es klang Herrn Pix fast wie Hohn, als derselbe ihm lächelnd „glückliche Höllenfahrt“ wünschte. Er wünschte den Wirth jetzt dafür selbst zur Hölle. Dann war es dem Doctor, als dehne sich vor ihm ein unendlicher, finsterer Gang, an den Wänden blitzte es wie Gold und Demant aus dem feuchten flimmernden Gestein; aus Felsritzen und Schluchten schlüpften kleine Gestalten, grinzten ihn an und verschwanden mit neckischem Gelächter, bis er ganz allein dastand im Finstern, eingeschlossen in die Tiefe, nirgends ein Ausgang. Doch fernher schimmert ein lichter Strahl, wird größer, heller, und siehe, mit einem Male umglänzt ihn die Sonne, wölbt sich über ihm der weite, blaue Himmel, durch die Wipfel der Bäume rauscht der Wind, und plätschernd rieselt das Wasser und glitzernd am moosigen Gestein vorüber. Herr Pix schritt weiter in das grüne Waldthal, und enger wurde es und enger, das Wasser brauste und schäumte, die Felsen thürmten sich, schwankten, drohten zu stürzen. Aus dem Moose krochen kleine, grüne Eidechsen, der Strahl der Sonne erlosch, und aus dem Dunkel hinter den Bäumen lugten Larven mit glühenden Augen hervor. Nirgends war ein Weg, ein Steg. Da braust Etwas und schnaubt, ein Reiter sprengt vorüber, eine weiße Frauengestalt in den Armen, die sich ihm zu entwinden sucht. Der Doctor zog sein Terzerol und drückte los, aber in diesem Augenblicke ächzte, schwirrte und krächzte es um ihn, von allen Seiten huschten scheußliche Gestalten herzu, umringten ihn, packten ihn. Sie tragen Alle blitzende Waffen, die sich nach seiner Brust senken, der Athem vergeht ihm, wie Centnerlast drückt es ihn zu Boden — da erschallt ein gellender Laut, ein furchtbares Tosen und Schrillen! Herr Pix fährt auf, er ist völlig wach — gerade über seinem Kopfe ist das unheimliche, schreckliche Geräusch.

Er springt in die Höhe ...

Da hebt die Thurmuhr aus und verkündet mit langsamen Schlägen die zwölfte Stunde. Herr Pix athmete schwer auf. Ein leises Zittern geht durch alle seine Glieder, unwillkürlich hat er beide Hände wie zur Abwehr von sich gestreckt. Wie thöricht! murmelte er in sich hinein, du erschrickst vor einem Nichts. Und langsam streckte er sich auf sein Strohlager nieder, schloß die Augen und versuchte zu schlafen.

5. Der rothe Ritter.

Ob oder wie lange er geſchlummert hatte, Herr Pix wußte es nicht. Er ſah mit einem Male Himmel und Erde voll Feuer, ein furchtbarer Schlag dröhnte, der Thurm zitterte. — Zugleich vernahm er ein eigenthümliches Geräuſch an der Thür; es war, als ob Jemand den Riegel zurückſchiebe und das Schloß zu öffnen verſuche. Wer konnte jetzt in der Mitternachtsſtunde auf das einſame Thurmgemach kommen? Wer mochte das ſein, was konnte man hier wollen?

Das Gewitter war in vollem Anzuge, der Sturm brauſte und flog heulend um die Zinnen des Thurmes; waren es die Geiſter des Sturmes, die an der morſchen Thür rüttelten? Oder war es ein menſchliches Weſen da draußen? Jetzt hörte Herr Pix das Schloß wieder knarren, die Thür ging auf, und langſam trat eine Geſtalt herein — Welch ein Anblick! Da ſtand, in eine alte Decke gehüllt, während grelle Blitze das Gemach durchzuckten, ein Mann mit langem, weißem Barte, einem Gerippe ähnlicher als einem Menſchen, zitternd, bleich, mit unheimlich glänzenden, großen, ſtarren Augen. Herr Pix wußte nicht, war es ein Weſen von Fleiſch oder Blut, das er vor ſich ſah, oder war es ein Geſpenſt. Er war einige Schritte zurückgetreten. Wer biſt Du? fragte er mit einer Stimme, die unwillkürlich zitterte.

Bete! — ächzte es mit hohlem, heiſerem Tone.

Herr Pix ſchauerte; er zog ſich in eine Ecke zurück, die Geſtalt folgte. Was willſt Du? — ſchrie er.

Huhu! — ſtöhnte das ſeltſame Weſen. Hörſt Du die böſen Geiſter? Sie heulen in der Luft, ſie fahren auf Flammen daher, ihr Odem glüht, ihre Stimmen hallen grauſig durch's Thal. Bete, bete, ſie kommen!

Aha, dachte Herr Pix, wer ſich vor Geiſtern fürchtet, der iſt kein Geiſt. Es wurde ihm etwas leichter um das Herz. Warum, rief er laut, nächtlicher Unhold! warum ſtörſt Du mich?

Still! — murmelte die Geſtalt, indem ſie leiſe wimmernd zu Boden ſank. Ein Blitz erfüllte das Gemach mit blendender Helle, der Donner dröhnte, der Sturm heulte und riß wüthend das Fenſter auf, daß die Scherben klirrend umherflogen. Das Gewitter entlud ſich mit einer Macht, wie es Herr Pix noch nie erlebt, und wie es nur in den Bergen zuweilen vorkommt. Es war, als ob die finſteren Wolken zwiſchen den Bergen förmlich eingekeilt wären; die Luft glich einem Feuermeere, unaufhörlich rollte der Donner, der Regen ſchlug praſſelnd gegen die Wände. Das Gewitter ſchien feſtzuſtehen, um hier ſeine ganze furchtbare Gewalt auszutoben.

Mein Gott! — flüſterte der Alte zitternd, haſt Du das ſchon erlebt? Heute kommen ſie, heute holen ſie ihn; die Rache kommt, das Maß ſeiner Sünden iſt voll!

Wen meinſt Du? fragte Herr Pix.

Den unnatürlichen Sohn.

Wer iſt das?

Mein Sohn — murmelte der Alte ſich furchtſam in einer Ecke kauernd; der rothe Ritter, kennſt Du ihn?

Dieſe Reden klangen ſo ſeltſam und verworren, das ganze Benehmen des Greiſes war ſo merkwürdig, daß Herrn Pix ein leiſes Grauen überſchlich, mit dieſem Menſchen jetzt in dieſer Stunde allein zuſammen zu ſein.

Alter, hob er an, hier iſt kein Platz für Euch; geht und ſucht Eurer Lager.

Mein Lager, flüſterte der Greis mit hohler Stimme, iſt bei Unken und Molchen tief unten. Da krabbelt's und ſchleicht's und hüpft's; die alte Ratte kommt und nagt an meinen Knochen.

Wo haltet Ihr Euch auf? fragte Herr Pix ſchaudernd und mitleidig.

Unten im Thurm.

Da lebt Ihr?

Im tiefſten, finſterſten Verließ.

Wer hat Euch dahin gebracht?

Der Greis zögerte und ſah ſich ſcheu um. Der rothe Ritter, murmelte er kaum hörbar, ja ja, der Rothe, oh!...

Wer iſt das?

Still! — ſagte der Greis und hob drohend den Finger, er könnte es hören. Die Wände haben Ohren, und die Sünde läßt nicht ſchlafen. O die Sünde! mich alten Mann in den Thurm zu ſperren zu Ratten und Molchen...

Iſt es denn wirklich ſo, wie Ihr ſagt?

Bin ich der Erſte, dem das geſchieht? verſetzte die Geſtalt faſt höhniſch. So machen es verruchte Söhne den Vätern.

Wer iſt denn eigentlich Euer Sohn?

Seht ihn nur an, rief der Alte, er iſt kenntlich am rothen Bart!

Weßhalb hat er Euch hier eingeſperrt?

Der Greis trat langſam auf Herrn Pix zu und flüſterte ihm in das Ohr: Aus dem Schloſſe wollte ich ihn jagen, weil er eine Kröte heirathete und Baſtarde zeugte.

So wäre der Schloßherr Euer Sohn? fragte Herr Pix eigenthümlich überraſcht.

Geweſen! rief der Alte, und es zuckte in ſeinem Auge. Er iſt nicht mein Blut, Zwerge haben den Wechſelbalg gebracht.

Ihr wart demnach einſt Beſitzer des Schloſſes?

Ein Ritter, ſagte der Alte ſtolz ſich aufrichtend. Gold ſtrahlte von meiner Rüſtung, mein Roß wieherte, und mein Schwert hätte ich nicht um das gute Schwert Ritter Rolands vertauſcht. Edelknaben bedienten mich, und ſchöne Jungfrauen ſangen vor mir zur Laute. O, damals war es herrlich!

Herr Pix war nunmehr völlig überzeugt, daß er es mit einem Geiſteskranken zu thun hatte, deſſen Ausſagen kein Glauben beizumeſſen war. Und doch, was hatte dieſen Mann zum Wahnſinn geführt? was war das? — Da ſtand die Jammergeſtalt; war es zweifelhaft, daß ſie Mißhandlungen wirklich erlitten? Dieſes bleiche, abgezehrte Geſicht, dieſer lange, verworrene Bart, dieſe zitternden Glieder ſprachen ſie nicht deutlicher als Worte von der ſchauerlichen Kerkerhaft, die der Arme erduldet? Dieſe hatte endlich ſeinen Geiſt in die Nacht des Wahnſinnes geſtürzt. Allein — war der Alte wirklich der Vater des Schloßherrn, hatte aus irgend einem Grunde der unnatürliche Sohn wirklich den alten Mann bei Seite geſchafft? Nein, ſo Etwas war in unſerem Jahrhundert nicht möglich, ein ſolches Verbrechen hätte nicht verborgen bleiben können. Immerhin jedoch mochte hier irgend ein dunkles Geheimniß obwalten.

Wie lange ſitzt Ihr im Thurm? fragte Herr Pix.

Wohl zwanzig Jahren, ſeufzte der Greis; o, es iſt eine lange, lange Zeit!

Weiß die Frau des Schloßherrn von Eurer Lage?

Ja. Und ſie ſind Beide geſtraft; ſie haben keinen Erben, ſechs Töchter und keinen Sohn. Das iſt der Grimm des Rothen.

Der Alte lächelte boshaft.

Sie haben es an mir verdient, fuhr er fort. Komm' und ſieh den Ort, wohin ſie mich ſperrten.

Her Pix überlegte, ob er dem Greiſe folgen ſolle oder nicht. Manches war ihm noch unerklärlich. Wußtet Ihr, wendete er ſich an den Alten, daß ich hier war?

Jener nickte.

Woher wußtet Ihr's?

Ich hörte die Tritte und den Lärm, als man Dich heraufschaffte.

Aber wie kamt Ihr aus Eurem Gefängniß?

Das will ich Dir gleich zeigen, komm! erwiederte der Greis.

Herr Pix folgte; er mußte sich jedenfalls überzeugen, was eigentlich an den Angaben des Alten Wahres sei. Sie stiegen die enge Wendeltreppe hinab, der Greis voran; sein Schritt war bedächtig, zögernd, aber ziemlich sicher. Als man an die kleine Thür kam, welche Herr Pix schon beim Heraufsteigen bemerkt hatte, blieb der Alte stehen.

Da wohnen sie, sagte er.

Wer? fragte Herr Pix.

Die sechs Töchter des rothen Ritters; hier hält er sie eingesperrt.

Der Alte ging weiter; auf Augenblicke verschwand seine Gestalt, dann tauchte sie wieder unheimlich aus dem Dunkel auf, so wie ein Blitz mit seinem bläulichen Feuer die Treppe erhellte. Als man unten am Thurm angekommen war, wendete der Greis sich links. Es war hier völlig finster.

Hier hast Du meine Hand, sagte der Greis. Durch diese Thür kommen wir in ein rundes Gemach; da sind wir.

Der Alte tastete umher und schien Etwas zu suchen; endlich gab der Boden einen eigenthümlich hohlen Klang, der Greis blieb stehen. Hier ist die Fallthür, murmelte er.

Er öffnete diese, und es ging eine Treppe mit steinernen Stufen hinab. Die Wände waren feucht und kühl, eine dumpfige Luft kam entgegen. Endlich fand der Fuß ebenen Boden, die Schritte hallten wieder wie in einem hohlen, gewölbten Raume.

Hier ist meine Behausung, sagte der Greis.

Zu erkennen war Nichts; die Finsterniß war so undurchdringlich, daß nicht der geringste Schein eines Blitzes hereindrang, und nur dumpf vernahm man das Rollen des Donners.

Wollen schon Rath schaffen, murmelte der Alte; nach einigem Suchen fand er sein Feuerzeug und machte Licht.

Herr Pix schaute sich um. Hilf Himmel! wo war er? Bei dem trüben Scheine der Lampe, die der Greis in der zitternden Hand hielt, sah er einen Ort, der weit schauerlicher war, als er sich's vorgestellt hatte. Die Wände waren größtentheils aus dem Felsen gehauen, Wasser tropfte herab, trübe Lachen standen am Boden. Wahrhaftig! da funkelten die grün schillernden Augen einer Kröte unter einem Steine hervor. Nie war ein Strahl der Sonne in diesen schrecklichen Raum gedrungen, nirgends zeigte sich ein Fenster oder eine sonstige Oeffnung, durch welche ein reiner Luftzug hätte einziehen können. An der gewölbten Decke hing weißer Moder; in einer Höhlung der Wand lagen Stroh und alte Lumpen, das Lager des Greises. Außerdem war Nichts zu sehen.

Herr Pix griff mit der Hand an die Stirne, wie um sich zu überzeugen, daß er wache. Es wehte ihn unheimlich an wie der modernde Hauch einer todten, längst vergangenen Zeit. In die düstersten Tage des Mittelalters fühlte er sich schaudernd zurückversetzt, wo der Ritter auf seiner Felsenburg ungestraft Recht und Gesetz verhöhnen durfte. Aber war das, was sich hier zeigte, nicht Wirklichkeit? War es möglich, daß auch unser Jahrhundert solche Gräuel verbarg, daß ein Verbrechen, in undurchdringliches Dunkel gehüllt, sich dem Auge der Gerechtigkeit entzog? War es möglich, daß auch jetzt der Schuldige ungestraft Freude, Glück und Leben genoß, das er schnöde einem Andern geraubt? Nein, sagte Herr Pix, das kann in unseren Tagen nicht mehr geschehen; und doch, setzte er zweifelnd hinzu, auf einem einsamen Waldschlosse ist Manches möglich, Manches, wovon sich die Welt Nichts träumen läßt.

Gefällt Dir's hier? unterbrach der Greis das lange Schweigen seines Begleiters.

Das ist kein Aufenthalt für ein menschliches Wesen, versetzte Herr Pix! warum verlaßt Ihr diesen Ort des Grausens nicht?

Ich könnte es, erwiederte der Alte, nahm die Lampe und führte Herrn Pix zu der Stelle seines Kerkers. Sieh hier, sagte er. Nahe am Schlosse war mit großer Geschicklichkeit eine Oeffnung herausgesägt, durch welche man eine Hand stecken konnte. Setzte man das ausgesägte Stück wieder ein, so war nicht das Mindeste zu bemerken. Hierauf holte der Greis einen Bund Nachschlüssel. Auf diese Weise, sagte er, öffne ich alle Thüren; es hat mich viele Mühe gekostet, bis ich das Alles zu Stande gebracht.

Und warum benutzt Ihr es nicht zu Eurer Befreiung? fragte Herr Pix erstaunt.

Würde ich auch fliehen, entgegnete der Greis schmerzlich, wohin soll ich gehen, ich alter Mann? Wer nimmt mich auf, wo finde ich Schutz vor ihm, dem rothen Ritter?

Noch gibt es Recht und Gesetz, erwiederte Herr Pix eifrig. Geht vor den Richter, enthüllt ihm Alles, und man wird Euch Genugthuung verschaffen.

Der Greis schüttelte ungläubig den Kopf. Nein, sagte er kurz, es hilft Nichts; man wird mich abweisen.

Gewiß nicht! rief Herr Pix. Ruft Euer Recht an, man wird sich Eurer erbarmen.

Der Greis murmelte einige unverständliche Worte und sah traurig zu Boden. Herr Pix hatte im Eifer seiner Theilnahme vergessen, daß er es mit einem Irrsinnigen zu thun hatte. Ein Gedanke aber ging ihm plötzlich durch den Kopf, konnte dieser Irrsinnige die Thüren öffnen, so gelang es Herrn Pix wahrscheinlich, dieses Schloß zu verlassen.

Ihr kamt vorhin zu mir, redete er den Greis wieder an; was wolltet Ihr bei mir?

Sehen, wer Du bist?

Ich bin hier gefangen.

Dachte mir's; kannst mir nun Gesellschaft leisten, es ist so einsam hier.

Dazu hatte nun Herr Pix freilich keine Lust. Ich bin, erwiederte er, sehr unschuldig hierher gekommen.

Ich auch, murmelte der Greis.

Durch einen Irrthum, eine Art Mißverständniß . . .

Oh, der Rothe kümmert sich nicht um Mißverständnisse.

Wolltet Ihr mir wohl zu meiner Befreiung behülflich sein? Ihr könnt es, wenn Ihr wollt.

Ja, ja, rief plötzlich der Greis, wie von einem Gedanken erfaßt, und rieb sich vergnügt die Hände. Ich will Dir die Thüren öffnen! Haha, fuhr er lachend fort, wie wird der Rothe sich ärgern, wenn ihm der Vogel entschlüpft ist. Komm', komm! . . .

Mit diesen Worten drängte der Greis Herrn Pix nach der Thür. Sie stiegen die Treppe hinauf und befanden sich bald oben am Eingange des Thurmes. Der Greis betrachtete aufmerksam die Thür, indem er zugleich mit der Hand tastend über dieselbe dahinfuhr. Hier — murmelte er. Ein Druck, und es zeigte sich eine Oeffnung.

In diesem Augenblicke ließ sich ein seltsamer, winselnder, klagender Ton vernehmen; von einem menschlichen Wesen konnte er nicht herrühren. Der Alte ließ sich nicht stören. Er nahm den Schlüsselbund, fuhr mit der Hand durch die Oeffnung und probirte. Mit einem Male hielt er inne — auch er hatte

den sonderbaren Ton gehört. Dieser klang jetzt näher, aber auch schauerlicher; es war bald ein Stöhnen, bald ein Wimmern oder Heulen.

Was ist das? fragte der Greis lauschend.

Ich weiß es nicht, erwiederte Herr Pix.

Das bedeutet nichts Gutes . . .

Setzen wir in Gottes Namen unser Werk fort, versetzte Herr Pix, den Alten ermuthigend.

Dieser zögerte. Einen Augenblick noch, und Herr Pix war frei; wenn die Furcht Herr wurde über den Greis, so war und blieb der Doctor ein Gefangener. Es ist Nichts, ich bitte Euch um Alles; laßt Euch nicht stören! fuhr dieser dringender fort.

Der Alte setzte wieder an, der Riegel schob sich, fuhr zurück, endlich schnappt es. Die Thür geht auf. Zugleich ertönt jener unheimliche, durchdringende, heulende, geheimnißvolle Laut unmittelbar vor der Thür. Der Greis erfaßte diese hastig, reißt sie herum, und sie schlägt zu, ehe Herr Pix es noch hindern konnte.

Gott sei bei uns, stammelte der Greis entsetzt.

Was ist denn? rief ärgerlich Herr Pix.

Saht Ihr's nicht? erwiederte der Greis. Eine schwarze Gestalt mit glühenden Augen, rother, lechzender Zunge, mit dampfendem Athem . . .

Herr Pix hatte in der That auch etwas Aehnliches gesehen; dennoch versicherte er den Greis, diese Erscheinung sei durchaus nichts Uebernatürliches gewesen. Der Alte aber war vor Entsetzen wie gelähmt. Endlich schrie er: der Satan ist's, heute holt er ihn. O mein armer Sohn! . . .

Herr Pix suchte dem Greis diesen Gedanken auszureden. Fort! rief dieser plötzlich; ich habe Nichts mit dir zu schaffen, fort, fort!

Er nahm sein Lämpchen und wankte zitternd die Treppe hinab in seinen Kerker. Herr Pix wollte ihm folgen, sich wenigstens die Schlüssel verschaffen, da schlug die Fallthür zu, und rings herrschte die dichteste Finsterniß Alle Anstrengungen des Doctors, die Fallthür zu öffnen, waren umsonst; er sah sich endlich genöthigt, in sein Thurmgemach zurückzukehren.

Verdrießlich über das neue Mißgeschick stieg er langsam die Wendeltreppe hinan. Dies war um Vieles schwieriger, da ihn völliges Dunkel umgab; nur einmal leuchtete ein Blitz auf, matt und düster. —

Barmherziger Gott! was war das? . . .

Herr Pix hatte es ganz deutlich gesehen, das lange, weiße Gewand, das weiße Antlitz, das starre, kalte Auge. Er hörte keinen Schritt, lautlos schwebte sie näher, dicht vor ihm stand sie, die weiße Gestalt. Er war wie gebannt, unfähig ein Glied zu regen; mit stummen Entsetzen drückte er sich an die kalte Mauer. Da huscht sie vorüber. Er hört das Rauschen des Gewandes, er fühlt einen kalten Hauch; das Blut erstarrte ihm fast.

Sie ist vorüber! — —

Herr Pix raffte sich auf, stürzte die Treppe hinauf und trat in sein Zimmer. Er zitterte heftig; er war im höchsten Grade aufgeregt. Er glaubte nicht an Gespenster — aber, das was er gesehen hatte, war keine Täuschung gewesen. Er schritt hastig auf und ab, er trat an das Fenster. Durch die fliehenden Wolken blinkte das Mondlicht, weit hinaus in die dämmernde Nacht schaute das Auge über Berge, Wälder und schweigende Thäler. Dieser Anblick besänftigte die geängstete Seele des Doctors; er suchte sein Lager, befahl Gott sein Geschick und streckte sich nieder, entschlossen, es komme, was da wolle, sich nicht stören zu lassen. So schlief er nach einer Weile ein.

6. Das Verhör.

Es ist ein Trost, daß viele Dinge sich am Tage anders ausnehmen als bei Nacht. Das sollte auch Herr Pix erfahren.

Die Sonne schien hell in das kleine Gemach, als er erwachte; wie wohl that ihm das liebe Himmelslicht, das seinen Glanz über Berg und Thal bereitete. Er konnte doch nun sehen, wo er eigentlich war. Er steckte den Kopf durch das Fenster; zwitschernd flogen die Schwalben um den Thurm, die Wipfel der Bäume rauschten leise im Morgenwind, und auf den grünen Blättern perlte der Thau. Im Thale blinkte der Fluß wie ein heller Silberstreifen; duftig schimmernd lag die weite Gegend da.

Herr Pix athmete freier; die Nacht mit ihrem Graus und Wirrwarr lag hinter ihm, und er sah mit Ruhe dem entgegen, was kommen würde. Zunächst setzte er, so gut es gehen wollte, seine Kleidung in Stand, die allerdings bedeutend gelitten hatte. Dann beschäftigte sich seine Einbildungskraft mit der Erwartung des Kommenden; er malte sich ein ungefähres Bild des Schloßherrn, von dessen Ueberraschung beim Empfange, Aufklärung des Irrthums und höflicher Entschuldigung des begangenen Versehens. Während Herr Pix noch mit diesen Gedanken beschäftigt war, erschien der Inspector, gefolgt von zwei Knechten, und kündigte dem Gefangenen an, daß er Befehl habe, ihn zum Schloßherrn zu bringen.

— In dem Zimmer des Schlosses, welches wir am vorigen Abend haben kennen gelernt, saßen dieselben Personen beim Frühstück. Der Major trug einen rothen Schlafrock wie gestern, die weiße Nachtmütze fehlte ebenfalls nicht; die Füße hatte er in große Filzpantoffeln gesteckt. Er schien vergnügt, rieb die Hände, sein Auge glänzte, während über dem andern die schwarze Binde lag.

Sie haben also eine schlechte Nacht gehabt? wendete er sich an den kleinen, dicken Herrn von Ziegenspeck, der auf das sorgfältigste gekleidet ihm zunächst saß.

Es ist, wie Sie sagen, erwiederte der Angeredete; ich werde diese heillose Nacht nie vergessen.

Aber das ist doch nicht Ihr erstes Gewitter, das sie erlebt? fiel der Major lachend ein.

Allerdings nicht, versetzte der kleine Dicke; allein es war ein furchtbares Gewitter . . .

Gewiß, bemerkte der Major.

Zu Hause hätte ich mir weniger daraus gemacht, fuhr Herr von Ziegenspeck fort. Hier jedoch, ich gestehe es, hier wurde es mir fast unheimlich.

Bleibt sich denn das nicht gleich, entgegnete der Major, ob Ihr Schloß oder mein Schloß?

Doch nicht, versetzte Herr von Ziegenspeck, hier ist's nicht zum Aushalten . . .

Nun, so sagen sie in des Kukuks Namen, rief der Major, was ist Ihnen denn eigentlich passirt?

Herr von Ziegenspeck machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung. Nein, nein! flüsterte er; schweigen wir.

Vielleicht kann Herr von Bergen, sagte die Majorin lächelnd, uns Auskunft geben.

Ich bitte Sie, wendete sich Herr von Ziegenspeck gegen diesen, still, still . . .

Es hat sich allerdings etwas Sonderbares zugetragen, erwiederte Herr von Bergen.

Den kleinen Dicken ſchien ein Fröſteln zu überfallen. Laſſen Sie die Geſchichte! Schweigen Sie! rief er.

Um Alles nicht! fiel der Major ein. Nein, heraus damit!

Herr von Bergen zuckte die Achſeln. Sie wiſſen, ſagte er, daß geſtern Abend das Zimmer des Herrn von Raulino verſchloſſen war. —

Er hat Ihnen nicht einmal geöffnet, bemerkte der Major.

Nun weiß ich allerdings nicht, fuhr Herr von Bergen fort, war er dort oder nicht; es iſt jedenfalls ſonderbar —

Was denn?

Heute Nacht, es mochte in der zwölften Stunde ſein, wurde ich von Herrn von Ziegenſpeck geweckt. Er ſaß aufrecht im Bette. „Hören Sie Nichts?“ — flüſterte er mir ängſtlich zu. Halt, halt! ſagte der kleine Dicke und machte eine unwillige Geberde.

Herr von Ziegenſpeck, fuhr Herr Bergen fort, hatte mich aus dem köſtlichſten Schlummer geweckt. Ich begriff nicht, warum er ſeine Frage in einem ſo ängſtlichen Tone an mich richtete —

Nein, nicht ängſtlich; nur die Wahrheit! — fiel Herr Ziegenſpeck ein. —

„Es blitzt und donnert,“ ſagte ich, „was iſt das weiter?“ „Nein, dahier im Nebenzimmer, rief Herr von Ziegenſpeck, dieſer ſeltſame Ton!“ . . . Auch ich hörte ihn jetzt. Es klang wie ein Schurfen, Kratzen, Winſeln; wer war in dem Zimmer drüben? Es war das Zimmer des Herr von Raulino, aber dieſer konnte unmöglich ſolche Töne von ſich geben. Da dieſes Poltern, Kratzen, Scharren nicht nachließ, da es ſich allmälig ſteigerte und in die ſeltſamſten Laute überging die man bald für ein Stöhnen oder Winſeln oder Heulen nehmen konnte, und da es ferner unmöglich war, bei einem ſolchen Lärmen wieder einzuſchlafen, ſo kam ich auf den Gedanken, die Sache zu unterſuchen. Ich machte Herrn von Ziegenſpeck den Vorſchlag, mir Geſellſchaft zu leiſten, wozu er nach einigen Einwendungen ſich entſchloß, und da keine andere Waffe bei der Hand war, ſich mit einem Polſterſeſſel ausrüſtete. Beim Leuchten des Blitzes, denn wir hatten die Zündhölzchen nicht gefunden und kein Licht angezündet, tappten wir auf den Corridor hinaus. Da erſt fiel es uns ein, daß die Thür des Lieutenants verſchloſſen war; auf gut Glück zog ich den Schlüſſel von unſerem Zimmer ab und ſiehe — er paßte. Die Thür ging auf. In demſelben Augenblicke entſtand ein furchtbares Gepolter, in das ſich die klägliche Stimme meines Begleiters miſchte . . .

Ah, unterbrach Herr von Ziegenſpeck den Erzähler, Sie hatten ſich Ihren Vortheil gut erſehen und beim Oeffnen der Thür Sich hinter dieſelbe geſteckt, während ich in gerader Richtung davor ſtand.

Alles Zufall — bemerkte Herr von Bergen lächelnd.

Woher kam das Gepolter? fragte der Major.

Das konnte ich mir Anfangs nicht erklären, gab Herr von Bergen zur Antwort. Hernach ſagte mir mein Unglücksgefährte, daß, als ich die Thür geöffnet, mit wilden Sätzen ein großes, ſchwarzes Thier herausgeſprungen und mit aller Gewalt gegen ihn angerannt ſei, ſo daß er das Gleichgewicht verloren und ſammt dem Polſterſeſſel zu Boden geſchlagen ſei.

O bitte, übertreiben Sie nicht, ſtammelte Herr von Ziegenſpeck, indem es ihn wie ein Schauer überlief.

Keineswegs, lieber Baron, entgegnete Herr von Bergen. Sie haben mich ſelbſt verſichert, daß es Ihnen nicht anders geweſen ſei, als wenn der leibhaftige Satan auf Sie losſtürzte.

Das große, ſchwarze Thier, was war es? fiel der Major ein; er rieb ſich die Hände und lachte.

Es hatte, verſetzte Herr von Bergen, wie ich ſelbſt bemerkt, die Geſtalt

eines Hundes; doch Herr von Ziegenſpeck iſt noch nicht völlig überzeugt, daß es ein ſolcher wirklich war.

Der Hund des Herrn Lieutenants, ſagte der Major; aber wo war der Lieutenant ſelbſt? haben Sie ſein Zimmer durchſucht?

Es war Nichts von ihm zu ſehen, keine Spur! erwiederte Herr von Bergen.

Sonderbar allerdings — murmelte der Major, und ſeine Miene wurde ernſt. Doch, doch, fuhr er heftiger fort, wie ich mir gedacht, ſo iſt's! Herr von Raulino iſt ſeit geſtern fort.

Gott verzeihe mir's, entgegnete Herr von Bergen auf den kleinen, dicken Herrn zeigend, mein ehrenwerther Freund da iſt anderer Meinung; er fürchtet, daß der Lieutenant auf eine eigenthümliche Weiſe verſchwunden iſt, auf keine gute Art — mit einem Worte, daß ihn der Gottſeibeiuns geholt hat!...

Der Major brach in ein lautes Gelächter aus.

Nicht doch, wandte Herr von Ziegenſpeck ein; das habe ich nicht geſagt. Immerhin aber, mit rechten Dingen geht es hier nicht zu; ich habe dieſe Nacht kein Auge geſchloſſen.

Mit dieſen Worten erhob ſich Herr von Ziegenſpeck und trat vor den Schloßherrn, nachdem er die Handſchuhe angezogen, einen Ueberrock umgeworfen und den Hut genommen hatte.

Was ſoll das? fragte der Major, indem er fragend aufblickte.

Ich erlaube mir, erwiederte Herr von Ziegenſpeck mit einer Verbeugung, Sie daran zu erinnern, daß ich Ihnen ſchon geſtern mittheilte, daß Geſchäfte zu Hauſe meine Anweſenheit fordern.

Sie wollen fort? verſetzte der Major zwar überraſcht, doch nicht unangenehm.

Ich will nicht glauben, bemerkte Herr von Bergen, daß die Furcht Sie vertreibt?

Furcht — verſetzte Herr von Ziegenſpeck achſelzuckend, die kenne ich nicht. Damit verabſchiedete er ſich, bei ſich feſt entſchloſſen, aller Einladungen des Majors ungeachtet dieſes Schloß nie wieder zu betreten und ſomit auf alle Hoffnungen, Schwiegerſohn des Majors zu werden, ein für alle Mal zu verzichten.

Nun zu unſerem Gefangenen, ſagte der Major, nachdem Herr von Ziegenſpeck in ſeiner eleganten Equipage zum Schloßthor hinausgerollt war. Der Major gab Befehl, den Arreſtanten vorzuführen.

Die Majorin hatte ſich in ein Fenſter geſetzt; für ſie war das, was jetzt vorgenommen werden ſollte, ziemlich gleichgültig. Herr von Bergen blätterte in einem Buche; nur der Major ging unruhig auf und ab und ſah mit einer gewiſſen Erwartung dem Einſchreiten des Gefangenen entgegen.

Da öffnete ſich die Thür, und Doctor Pix trat mit einer leichten Verbeugung ein. Der Major ſah ihn ſcharf an; er war offenbar überraſcht, ſo hatte er ſich den nächtlichen Eindringling nicht vorgeſtellt. Auch die Majorin wandte ſich um und warf einen Blick nach der Thür, nur einen halben, dann ſah ſie wieder zum Fenſter hinaus. Als aber Herr von Bergen ſein Buch haſtig weglegte, aufſtand, ſeine Arme ausbreitete und mit den Worten: Was! beim Himmel, alter Freund? — den Fremden überraſcht und freudig an ſein Herz drückte, da waren Beide, ſowohl der Major als die Majorin ſehr, ſehr erfreut.

Nachdem die erſte Freude des Wiederſehens ihr Recht erhalten hatte, nahm Herr von Bergen den Fremden am Arm und näherte ſich den beiden Andern.

Mein alter Univerſitätsfreund, Herr Doctor Pix aus Berlin — mit dieſen Worten ſtellte er ihn vor.

Der Major machte eine angemeſſene Verbeugung, ſeine Gemahlin ging dem Gaſt freundlich entgegen und hieß ihn willkommen, indem ſie zugleich, nicht ohne einige Verlegenheit, ſich wegen des Empfanges von geſtern zu entſchuldigen ſuchte.

O laſſen Sie das gut ſein, ſagte freundlich Herr Pix; wenn irgend Jemand eine Schuld trägt, ſo bin ich es ſelbſt, indem ich in ſo ganz ungewöhnlicher Weiſe mich bei Ihnen einführte.

Aber, wo in aller Welt kommſt Du her? rief Herr von Bergen.

Ich hatte mich, erwiederte Herr Pix, im Walde verirrt...

Aha, gewiß wieder einmal Steine geklopft oder in ein altes Bergwerk gekrochen?

Du haſt nicht ganz Unrecht, verſetzte Herr Pix; ich habe eine ordentliche Höllenfahrt gehalten.

Gut, daß Du wieder da biſt, rief Herr von Bergen lachend; es kommt ſelten Einer aus der Hölle zurück.

Ganz heil bin ich auch nicht davon gekommen, gab Herr Pix zur Antwort. Doch, mag es ſein — Entſchuldigen Sie nur, wendete er ſich gegen die Majorin, daß ich in dieſem Aufzuge vor Ihnen erſcheine.

Sie haben gewiß eine recht mühſelige Irrfahrt gehabt, entgegnete die Majorin; es iſt ſchrecklich, bei Nacht ſo allein im Walde umher zu irren.

Allerdings; ich war froh, als ich endlich dieſes Schloß erreichte, erwiederte Herr Pix.

In dem Sie, fiel der Major ein, gewiß einen beſſeren Empfang erwartet hatten. Der Teufel auch, warum kamen Sie nicht auf dem gewöhnlichen Wege durch's Schloßthor herein?

Einfach, weil ich es verſchloſſen fand...

Ja, ſo, ſagte der Major ſich hinter dem Ohre kratzend; punkt neun Uhr wird das Thor geſperrt.

Ich fand, fuhr Herr Pix fort, einen ſchmalen Fußpfad, der längs der Mauer hinführte, und hoffte, daß da irgendwo ein Eingang ſein werde. Nachdem ich eine Strecke gegangen war, ſah ich bei dem Leuchten eines Blitzes zwei Männer, welche eine Leiter an die Mauer gelehnt hatten. Der Eine ſtieg hinauf —

Wie ſah er aus? fiel der Major haſtig ein.

Soviel ich bemerkte, erwiederte Herr Pix, trug er einen ſpitzen Hut und einen leichten, grauen Mantel, ähnlich der Kleidung eines Jägers.

Gut, fahren Sie fort! rief der Major geſpannt; was geſchah weiter?

Nach einiger Zeit kehrte der Mann im Mantel in Begleitung einer jungen Dame zurück...

Haben Sie das genau geſehen? unterbrach der Major heftig den Erzähler, — Sie ſagen einer Dame?...

So iſt's. Sie folgte ihm widerſtrebend, ich hörte ihr Weinen —

Ha! rief der Major mit einem gellen Lachen, Sie haben ſich getäuſcht, ſie folgte ſehr gern. Das Weinen war nur Verſtellung, wahrhaftig nur Komödie!

Der Major blickte grimmig mit dem einen Auge vor ſich hin, eine dunkle Röthe überlief ſein Geſicht. Plötzlich ſprang er auf und lief ſchnaubend durch das Zimmer. Raulino! — rief er. Dieſer Schuft von einem Lieutenant, er hat meine Tochter entführt! Der Henker ſoll ihn holen!...

Mit dieſen Worten riß der Major eine Reitpeitſche von der Wand und ſtürzte aus dem Zimmer, ſeine Gemahlin und die beiden Herren in nicht geringer Beſtürzung zurücklaſſend.

Wie ich geahnt, ein Sturm — ſagte die Majorin ängſtlich.

Die, denen er gilt, entgegnete Herr von Bergen, ſind unter ſicherem Obdach.

Was wird mein Mann in ſeinem Zorne thun! verſetzte die Majorin unruhig. O bitte, ſehen Sie ihm nach...

Herr von Bergen entfernte ſich.

Als er in den Schloßhof kam, ſah er den Major heftig die Reitpeitſche ſchwingen und nach allen Seiten Befehle austheilen. Heda! ſchrie er dem In-

ſpector zu, in die Ställe, rufen Sie alle Leute zuſammen! Die Knechte ſollen die Pferde ſatteln, aufſitzen — bringen Sie mir meinen Braunen! Dann wendete er ſich an ſeinen Bedienten. Holla! Waffen, raſch! — Alles, was Du findeſt, Flinten, Säbel, Piſtolen —

Aber, in aller Welt, was ſoll das? fragte Herr von Bergen lächelnd, indem er ſich dem Major näherte.

Raſch! entgegnete der Major. Ohne Säumen, wenn Sie mit wollen!

Wohin? —

Das fragen Sie? Den Entführer meiner Tochter will ich züchtigen; ich will dem Schurken über den Hals kommen, ehe er's denkt. Ich mache ſein Schloß dem Boden gleich, ich zünde ihm das Neſt über dem Kopfe an, ich haue ihn in Stücke!

Das iſt nicht Ihr Ernſt, bemerkte Herr von Bergen.

Der Major warf dieſem einen finſteren Blick zu. Wird ſich zeigen, fuhr er fort, ob Ernſt oder Scherz. — Iſt das ritterlich, ein Mädchen entführen, gewaltſam bei Nacht? Dem Herrn Lieutenant ſoll's ſchlecht bekommen!

Der Reitknecht brachte das Pferd des Majors. Dieſer ergriff die Zügel und ſchwang ſich leicht in den Sattel. Meine Piſtolen, rief er, meinen Säbel! — raſch, macht daß Ihr Alle zu Pferde kommt.

In dieſem Aufzuge? — ſagte Herr von Bergen.

Was wollen Sie! rief der Major. Laſſen Sie mich, wenn Sie mich nicht begleiten mögen.

Recht gern, erwiederte Herr von Bergen; aber betrachten Sie erſt Ihren Anzug. —

Der Major ſchien ſich zu beſinnen; er warf einen Blick auf ſeinen langen, rothen Schlafrock, auf ſeine dicken Filzſchuhe, er griff auf den Kopf, riß ſeine weiße Nachtmütze herab und ſprang mit einem Satze vom Pferde. Ich will mich umkleiden, meine Uniform! — rief er dem Bedienten zu. Dann nahm er Herrn von Bergen am Arme und ging mit ihm in's Schloß. Auf ſeinem Zimmer angekommen, ſchleuderte der Major die Filzſchuhe von ſeinen Füßen, zog ein Paar Stiefeln mit langen Reitſporen an und begann ſich in ſeine Uniform zu werfen. Alle Verſuche, die Herr von Bergen machte, ihn davon abzuhalten, waren vergeblich.

7. Der Jungfernthurm.

Während dies vorging, hatte ſich die Majorin mit Herrn Pix unterhalten, nicht ohne daß ſie zuweilen beſorgte Blicke hinab in den Schloßhof warf; als ſie ſah, daß ihr Gemahl vom Pferde ſtieg und am Arme Bergens in das Schloß zurückkehrte, fühlte ſie ſich um Vieles erleichtert. Als aber jetzt Herr von Bergen im Zimmer erſchien und erklärte, daß der Major auf ſeinem Vorſatz beſtehe, an dem Entführer ſeiner Tochter Rache zu nehmen, da erbleichte die Dame.

So gibt es ein Geſpött für die ganze Umgegend, — ſagte ſie beſtürzt.

Ich fürchte ſelbſt, erwiederte Herr von Bergen, es wird ſchwer ſein, ihn zurück zu halten.

In ſeinem Zorne gibt er kein Gehör, verſetzte die Majorin; alle Vorſtellungen ſind umſonſt — doch ſetzte ſie ſinnend hinzu, eine Liſt, das ginge vielleicht . . .

Ich bin ſehr begierig.

Sie haben uns Ihren Freund als Herrn Doctor Pix vorgeſtellt. —

Doctor der Philoſophie, bemerkte Herr von Bergen.

Könnte er nicht einmal heute als Doctor der Medicin gelten? fragte die Majorin lächelnd, indem ſie zugleich Herrn Pix einen bittenden Blick zuwarf.

Gnädige Frau, erwiederte dieſer zuvorkommend, ich ſtehe ganz zu Ihrem Befehl.

Sie ſehen ſelbſt, fuhr die Majorin etwas verlegen fort, daß mein Mann im Begriffe iſt, eine Thorheit zu begehen. In ſeiner Heftigkeit kennt er keine Gränzen, er iſt taub gegen alle Vorſtellungen und Bitten. Wir müſſen ein anderes Mittel anwenden, wollen Sie mir dazu behülflich ſein?

Sagen Sie mir nur, was ich thun ſoll?

Als Arzt erklären Sie meinem Manne, daß alle Anzeichen einer gefährlichen Krankheit vorhanden ſind. Sie fühlen ſeinen Puls, beſehen die Zunge, ſchütteln bedenklich den Kopf und verſchreiben ein Recept.

Allein, wird er mir glauben? verſetzte Herr Pix zweifelnd.

Je zuverſichtlicher Sie den Arzt ſpielen, deſto leichter, erwiederte die Majorin. Mein Mann iſt in dieſer Beziehung ſehr ängſtlich; es iſt eine Eigenheit von ihm. Sagt ihm Jemand, er ſehe blaß, ſo glaubt er ſich ſchon ziemlich krank — außerdem kennt er keine Furcht. Er hat dies im Dienſte gezeigt und ſich während ſeiner Feldzüge durch manche Tollkühnheit ausgezeichnet.

Das iſt eigenthümlich, bemerkte Herr Pix.

Und doch wieder erklärlich, entgegnete Herr von Bergen. Der alte Soldat ſieht dem Tode keck in's Auge, wenn dieſer ihm gleichſam leibhaftig gegenüber ſteht; der unſichtbar ſchleichende Feind aber, die Krankheit, die ſich nirgends faſſen und packen läßt, erregt ihm ein unheimliches Gefühl.

So iſt's, beſtätigte die Majorin. Wollen Sie nun, Herr Doctor, die Güte haben und mir folgen?

Ich bin bereit, ſagte Herr Pix, ſich verbindlich verbeugend. —

Der Major war mit ſeiner Uniform ſo weit fertig, daß er nur noch den langen Schleppſäbel umzuſchnallen brauchte, als ſeine Gemahlin mit Herrn Pix und Bergen eintrat. Er warf den Ankommenden einen verdächtigen, mißmuthigen Blick zu.

Ich erfahre ſo eben durch Herrn von Bergen, begann die Majorin, daß Du Eugenie zurückholen willſt.

Das will ich, verſetzte der Major kurz.

Was brauchſt Du aber Waffen dazu und Leute? fuhr die Majorin fort.

Für den Fall, daß der Räuber ſeine Beute nicht freiwillig herausgibt, entgegnete der Major. Uebrigens, ſetzte er hinzu, ſchadet ihm eine Züchtigung Nichts.

Aber Du biſt ſehr aufgeregt, fiel die Majorin ein.

Kein Wunder.

Du ſiehſt blaß, außerordentlich angegriffen ...

Der Major trat an einen Spiegel. Ich ſehe wie gewöhnlich, ſagte er; vielleicht etwas röther.

Das iſt's eben, erwiederte die Majorin; Du ſiehſt bald roth, bald blaß; Du biſt krank.

Laßt mich! rief der Major zornig; ich habe jetzt keine Zeit zum Krankſein.

Aber Du thuſt Dir Schaden; o Gott, ſchone Dich! ...

Morgen! Heute muß ich fort! verſetzte der Major ungeduldig.

Meinetwegen, entgegnete die Majorin achſelzuckend; — wenn Dir's der Herr Doctor geſtattet, dann habe ich Nichts dagegen.

Mit Eurem Doctor! ich brauche keinen Doctor.

Hier iſt Herr Doctor Pix.

Was, Sie ſind Doctor! fragte der Major überraſcht; ich hielt Sie für einen Gelehrten oder dergleichen.

Das iſt er, bemerkte Herr von Bergen; deßhalb trägt er ſeinen Titel nicht umſonſt.

Haben Sie die Güte, nahm die Majorin das Wort, und sagen Sie mir, ob meinem Manne wirklich Nichts fehlt, ob er vollkommen gesund ist?

Bitte, Ihre Hand, — wendete sich Herr Pix an den Major.

Ihre Zunge —

Da ist sie, murmelte der Major.

So, schon gut — — —

Es entstand eine kleine Pause. Herr Pix wiegte den Kopf und blickte nachdenklich vor sich hin. Der Major schien mit einer gewissen Unruhe dessen Ausspruch zu erwarten. Nun, sagte er endlich, Alles in Ordnung?...

Doctor Pix schüttelte.

Wo fehlt's?

Herr Major, Ihr Puls geht hart, ein Hundert und dreizehn Schläge in der Minute; Ihre Zunge ist stark belegt und geröthet, die Haut trocken. So ist's.

Der Major war betroffen. Was ist mit mir? fragte er unruhig.

Es ist ein starkes Fieber im Anzuge, versetzte Doctor Pix. Sie müssen in's Bett, sich warm halten, eine Tasse Fliederthee trinken; unterdeß schreibe ich ein Recept, und ein Bote reitet zur Apotheke.

Wirklich, murmelte der Major, ein Fieber? Dabei lief ein leises Frösteln über seinen Körper, er schnallte den Säbel ab, warf sich auf einen Sessel und ließ den Kopf hängen.

In einer Stunde sehe ich wieder nach, sagte Herr Pix sich verbeugend.

Ja, kommen Sie wieder, entgegnete der Major mit einem Seufzer und griff mit der Hand an die Stirne, welche heiß brannte.

Zehn Minuten später hing die Uniform an der Wand, und der Major steckte tief eingehüllt in seinem Bette; Nichts sah aus den Kissen hervor als die weiße Nachtmütze, die Augen, von denen das eine halb geschlossen, das andere von der schwarzen Binde bedeckt war, und die eine Seite des langen, fuchsrothen Bartes. Auf der Stirne standen dicke Tropfen perlenden Schweißes.

— Du hast Deine Sache vortrefflich gemacht, sagte Herr von Bergen lachend zu seinem Freunde, während Beide in den schattigen Gängen des Gartens auf und abwandelten.

Ich begreife nicht, erwiederte Herr Pix, dieser Major, was ist das für ein sonderbarer Mann?

Du hast Genugthuung für das, was er Dir angethan, versetzte Herr von Bergen; Du lässest ihn tüchtig dafür schwitzen.

Der Major, erwiederte Herr Pix achselzuckend, scheint mir wirklich krank.

Dahier — sagte Bergen, indem er mit dem Finger nach der Stirne zeigte; das meinst Du, nicht wahr?

Herr Pix nickte mit dem Kopfe.

Nein, fuhr Herr von Bergen fort, darin irrst Du. Der Major hat Eigenheiten, große Eigenheiten, ist aber sonst ein verständiger und ehrenwerther Mann.

Ehrenwerth sagst Du?...

Ist Dir das Gegentheil bekannt? fragte Bergen verwundert.

Fahre nur fort, erwiederte Herr Pix; ich werde Dir nachher Einiges mittheilen.

Das Aeußere des Majors, versetzte Herr von Bergen, ist allerdings nicht sehr einnehmend; er ist jedoch, wenn er will, ein vortrefflicher und heiterer Gesellschafter. Aber die Einsamkeit, in der er hier lebt, macht ihn oft grillig und ist wohl zumeist die Ursache seiner Sonderbarkeiten.

Sonderbarkeiten, erwiederte Herr Pix; steckt nicht vielleicht etwas Anderes dahinter?

Auf was zielst Du? fragte Herr von Bergen, dem diese Aeußerungen auffielen.

Laſſen wir das, entgegnete Herr Pix. Sprechen wir zunächſt von dem, was uns angeht; wir haben uns lange nicht geſehen.

Gut, nehmen wir Platz auf dieſer Bank, ſagte Herr von Bergen; es iſt hier ſehr angenehm.

Erlaube mir, erwiederte Herr Pix ſich niederſetzend, eine Frage. Ich hatte nicht erwartet, Dich hier auf dieſem Schloſſe zu treffen, wiewohl es ein Glück für mich war; denn wer weiß, was der Major ſonſt mit mir angefangen hätte. Sage mir nun, wie kommſt Du hierher?

Sehr einfach, ich bin hier zum Beſuch.

Biſt Du mit dem Major verwandt?

Nein.

Nun, was führt Dich dann in dieſe Gegend?

Ah ſo, rief Herr von Bergen, ich muß wegen meiner Läſſigkeit um Entſchuldigung bitten; es iſt vielleicht ein Jahr, ſeit ich Dir das letzte Mal ſchrieb. Unterdeß bin ich als Gerichtsdirector in die benachbarte Kreisſtadt verſetzt worden.

Gut; biſt Du verheirathet?

Herr von Bergen verneinte; er ſchien zerſtreut, ſo daß es ſeinem Freunde auffiel. Sein Blick war nach dem alten Thurme gerichtet, den man von dem Sitze der Beiden aus vollkommen überſehen konnte. Herr Pix glaubte dort an einem Fenſter eine weibliche Geſtalt zu erblicken.

Was iſt das? wendete er ſich fragend an ſeinen Freund; wohnt dort Jemand?

Die Töchter des Major's.

Sonſt Niemand?

Nein, ſagte Herr von Bergen. Ausnahmsweiſe haſt Du heute Nacht die Bewohner des „Jungfernthurms" um eine Perſon vermehrt.

Dieſen eigenthümlichen Namen führt der Thurm? fragte Herr Pix verwundert.

Allerdings.

Und wie kommt er zu dieſem Namen?

Das iſt auch von einer Grille des Majors, verſetzte Herr von Bergen, und zwar von einer der ſonderbarſten und unangenehmſten. Der Major hat ſechs heirathsfähige Töchter und bildet ſich ein, Jeder, der ſich um die Hand eines der Fräulein bewirbt, habe es eigentlich und im Grunde auf das Geld des Majors abgeſehen. Er iſt nicht zu bewegen, ſein Jawort zu geben. Vielmehr ſchafft er die Mädchen, ſobald ein Freier kommt, in Sicherheit; das heißt, er ſperrt ſie in den Thurm. Davon hat dieſer den Namen des Jungfernthurms erhalten.

Herr Pix ſchlug erſtaunt die Hände zuſammen. Er erinnerte ſich, was ihm der irrſinnige Greis geſagt.

Nun hat, fuhr Herr von Bergen fort, ein benachbarter Gutsbeſitzer, Lieutenant von Raulino, ſich ſchon lange um Eine der Töchter bewerben. Es blieb ihm endlich kein Mittel, ſich in den Beſitz Eugeniens zu ſetzen, als das Mädchen mit Wiſſen der Mutter zu entführen. Freilich hätte die Sache mit weniger Abenteuerlichkeit auch bei Tage abgemacht werden können.

Freilich, erwiederte Herr Pix, dann hätte ich auch nicht im Jungfernthurm übernachten müſſen. Es war ein unheimlicher Aufenthalt.

Mag ſein, entgegnete Herr von Bergen. Sieh, da oben iſt das kleine Fenſter Deines Gefangenenzimmers; jetzt muß es hübſch da droben ſein.

Aber die Nacht — ſagte Herr Pix mit einem leichten Schauer.

Iſt Dir denn Etwas paſſirt? fragte neugierig Herr von Bergen.

Allerdings, und ich weiß nicht, was ich von der Sache denken ſoll, gab Herr Pix zur Antwort. Du nennſt den Schloßherrn einen ehrenwerthen Mann und

ſiehſt in ſeinem Benehmen nur Sonderbarkeiten; Du behaupteſt, der Thurm ſei außer den Töchtern des Majors von Niemanden bewohnt. —

Von keiner Seele ſonſt, entgegnete Herr von Bergen, das weiß ich gewiß.

Ich weiß es beſſer, verſetzte Herr Pix ſehr beſtimmt.

Du ſprichſt in Räthſeln! rief Herr von Bergen erſtaunt.

Ja, ja, lieber Gerichtsdirector, fuhr Herr Pix fort, ich muß Dir eine wunderbare Geſchichte mittheilen, die mir heute Nacht paſſirt iſt. Es mochte in der zwölften Stunde ſein —

Aha, wieder eine Geiſtergeſchichte? rief Herr von Bergen lachend.

Nein, ſagte Herr Pix und fuhr dann wie ſich beſinnend fort: Wie ſteht es mit dem Vater des Major's?

Wie meinſt Du das?

Lebt er noch oder iſt er todt? —

Schon längſt, ſo viel ich weiß.

Du weißt es alſo nicht gewiß?

Nein — doch was ſollen dieſe ſonderbaren Fragen?

Ich habe Dich noch Sonderbareres zu fragen; kennſt Du den Kerker in dem Erdgeſchoſſe des Thurmes?

Ich weiß Nichts von einem ſolchen.

So weißt Du alſo auch nicht, ob Jemand in dieſem Kerker iſt oder nicht. Es iſt aber Jemand dort, fuhr Herr Pix mit ſteigender Lebhaftigkeit fort; ich habe den Unglücklichen geſehen in dieſer Nacht; ich habe mit ihm geſprochen, bin mit ihm in die ſchauerliche Höhle hinabgeſtiegen, die er bewohnt.

Du fabelſt! rief Herr von Bergen ungläubig.

Nein, ich rede die volle Wahrheit, betheuerte Herr Pix. Es iſt ein Greis, der ſchon lange Jahre in jener Grabeshöhle ſchmachtet, ein Bild des Elends und des Jammers.

Dir ſtecken Geſpenſter im Kopf, ſagte Herr von Bergen; geſtehe, Du haſt das Alles geträumt?

Komm', rief Herr Pix, wenn Du Dich überzeugen willſt. —

Die beiden Herren erhoben ſich. Da war es dem Doctor, als winke Jemand aus dem Zimmer, in welchem ſich die Töchter des Major's befanden, und richtig — Herr von Bergen erwiederte das Zeichen.

Ei, ſagte Herr Pix, Ihr gebt einander Zeichen?

Wo? was haſt Du geſehen? verſetzte Herr von Bergen ſich verſtellend.

Schon gut, entgegnete Herr Pix; ich merke, daß Du auch als Freier da biſt.

Zur Unterhaltung für die jungen Damen, erwiederte Herr von Bergen, es iſt das ein Scherz, Nichts weiter.

Dem ſei, wie ihm wolle, ſagte Herr Pix, wenn wir nur den Schlüſſel zum Thurme hätten.

Den gibt uns der Inſpector.

Dann komm'! rief Herr Pix, und ſtrafe mich Lügen, wenn Du kannſt.

Unter dem Siegel der Verſchwiegenheit lieferte der Inſpector den Schlüſſel aus. Man kam an die Thurmpforte, Herr Pix ſchloß auf, zündete eine kleine Laterne an, die man vorſichtiger Weiſe mitgenommen, ſchritt voran, öffnete die Fallthür und führte den Freund die düſtere Treppe hinab in den unterirdiſchen Raum. Auch auf Herrn von Bergen machte der Ort einen unheimlichen Eindruck! Alles war wie geſtern, nur —

Ich ſehe ja Niemanden, ſagte Herr von Bergen.

Herr Pix leuchtete überall hin, es war keine Spur von einem menſchlichen Weſen zu entdecken; ringsum war Alles leer. So ſtieg man endlich wieder hinauf. Oben angekommen, faßte Herr von Bergen ſeinen Freund am Arme, ſah

ihm scharf in's Gesicht und rief: Nun, hast Du mir nicht ein Mährchen aufgebunden mit diesem ganzen geheimnißvollen Kram?

Nein, entgegnete Herr Pix, der nicht wußte, was er denken sollte.

Alles war eine Täuschung Deiner aufgeregten Sinne...

Nimmermehr! rief Herr Pix. Zwar bin ich außer Stande zu sagen, wie es sich mit dem Erscheinen und Verschwinden des Greises verhält, doch gebe ich Dir ein für alle Mal die Versicherung, daß Alles so ist, wie ich Dir sagte.

Es scheint demnach, entgegnete Herr von Bergen etwas spöttisch, daß es auf diesem alten, einsamen Schlosse wirklich nicht ganz richtig ist.

Denke, was Du willst, versetzte Herr Pix kurz.

Ich denke, lieber Doctor, sagte Herr von Bergen gelassen, wir zerbrechen uns jetzt den Kopf nicht. Es ist Mittag, man wird uns zu Tische erwarten.

Die beiden Freunde kehrten in das Schloß zurück.

8. Eine Gestalt der Nacht.

Die Tafel war gedeckt, und die Majorin lud ihre Gäste ein, Platz zu nehmen. Der Bediente trug die Suppe auf.

So eben, sagte die Majorin, erhielt ich einen Brief, der mich sehr freute.

Von Fräulein Eugenie? fragte Bergen.

Ja. Sie schreibt mir, daß sie glücklich angekommen ist, sie ist aber in Sorge wegen ihres Vaters.

Ich denke, das Schlimmste ist vorüber, sagte Herr von Bergen.

Wir wollen es hoffen, entgegnete die Majorin; doch plötzlich wurde sie unruhig, und ihr Auge richtete sich betroffen nach der Thür.

Durch diese war der Major eingetreten; er schien so eben aus dem Bette gekommen zu sein und hatte sich nicht die Mühe gegeben, Schlafrock und Nachtmütze abzulegen. Ihr haltet mich wohl, sagte er den langen Schnurrbart streichend, für todtkrank? Haha, es fehlt mir Nichts, nur Hunger; und wenn Sie erlauben, so werde ich Ihnen Gesellschaft leisten.

Der Bediente brachte ein Gedeck für den Major.

Es freut mich, bemerkte Herr von Bergen, daß die Cur meines Freundes so gut angeschlagen hat.

Pah, erwiederte der Major, Kranke wie ich sterben nicht.

Er schien überhaupt gut gelaunt. Bald kam er auf die frühere Zeit und auf seine Kriegserlebnisse zu sprechen. Er flocht manche ergötzliche Anekdote ein und war unerschöpflich an Erzählungen ernsten und heitern Inhalts. Nach der Schlacht bei Leipzig, sagte er unter Anderen, lag ich des Nachts im freien Felde. Der mörderische Kampf war vorüber und Ruhe das ersehnteste Ziel. Ich hüllte mich in meinen Mantel, die Nacht war kalt, der Boden feucht. Mitten im Schlafe erwache ich; es war mir, als hätte mich eine kalte Hand berührt. Ich tastete umher, fand aber Nichts und schlief wieder ein. Nach weniger Zeit hatte ich dasselbe Gefühl, nicht anders, als griffe mir Jemand eiskalt in's Gesicht. Auch diesmal konnte ich ebenso wenig wie vorhin die Ursache entdecken. Als ich jedoch am Morgen erwachte und mich umsah, fand sich sogleich die Erklärung; ich lag auf einem frischen Grabe, aus dem die Hand eines Todten hervorragte. Herr von Ziegenspeck, setzte der Major hinzu, würde wohl unter diesen Umständen einen kleinen Schauer verspürt haben.

Auch wohl jeder Andere, bemerkte Herr Pix.

Da lobe ich mir doch den Lieutenant von Raulino, fuhr der Major fort; er hat zum wenigsten Muth. Ohne Strafe kommt er aber nicht weg, wahrlich nicht!

Was wollen Sie thun? entgegnete Bergen.

Ich hatte wohl meine Gedanken, fuhr der Major fort, allein Ihr habt mich

in's Bett gesteckt. Und was hilft's auch, setzte er verdrießlich hinzu; in unseren Tagen macht man solche Dinge lediglich durch einen Proceß aus.

Ihnen scheint noch Etwas von mittelalterlicher Fehdelust in den Adern zu stecken, sagte lächelnd Herr von Bergen.

Pah, entgegnete der Major, Sie sind bei der Feder aufgewachsen, ich beim Degen.

Diesen werden Sie aber nicht gegen den Lieutenant in Anwendung bringen?

Nein, fiel die Majorin ein, zu geschehenen Dingen muß man das Beste reden.

Ist das der Weg zum Vaterherzen? rief der Major. Zum Kukuk, es ist das keine Kleinigkeit, ein unbescholtenes Mädchen auf diese Weise um ihre Ehre zu bringen!

Das Beste ist, entgegnete die Majorin, Du gibst nun Deine Einwilligung.

Einwilligung — brummte der Major und blickte grimmig um sich. Du hast um die Sache gewußt; nun gedenkst Du mich zu beschwatzen, ich soll geduldig Ja sagen. Nimmermehr!

Besser, bemerkte Herr von Bergen, Sie hätten zuvor Ja gesagt.

Ah, ich kenne das! rief der Major. Die ganze Speculation ist falsch; ich werde den Herrn Lieutenant gerade an der empfindlichsten Seite treffen. So lange ich lebe, erhält er keine Mitgift von Eugenien; seine Frau mag sie werden.

Das steht bei Ihnen, sagte Bergen, Mitgift oder nicht.

Ja wohl, mein Herr, entgegnete der Major und sah den Gerichtsdirector scharf an; alle dergleichen Speculationen sind umsonst. Auch wird mir kein Mädchen mehr entführt.

Meinerseits, erwiederte Herr von Bergen, wird so Etwas nicht geschehen; und wäre ich an der Stelle des Lieutenants gewesen, so würde ich doch nur offen und am hellen Tage das Schloß verlassen haben.

Dawider habe ich Nichts, versetzte der Major lachend. Ueberdies fügte er hinzu, werde ich Sie heute ein Stück begleiten.

Sehr angenehm für mich, erwiederte Bergen ruhig.

— Die Mahlzeit war eben beendigt und die kleine Gesellschaft im Begriff, sich vom Tische zu erheben. Ich werde mich ankleiden und mir das Pferd satteln lassen, bemerkte der Major. Ich begleite Sie.

Sie entschuldigen, entgegnete Bergen; ich habe den Wagen bereits vorausgeschickt und gehe mit meinem Freunde zu Fuße.

So, wozu das? sagte der Major.

Der Tag ist sehr angenehm, versetzte Bergen, und mein Freund wünscht die Gegend anzusehen.

Gut, erwiederte der Major, dann begleite ich Sie eine Strecke zu Fuß. —

Indem er das sagte, erhob sich draußen im Vorzimmer Lärm, Stimmen wurden laut, ein Wortwechsel entspann sich. Gleich darauf wurde die Thür ziemlich heftig geöffnet, und herein trat der Alte aus dem Thurme. Herr Pix, auf's höchste erstaunt, traute seinen Augen kaum. Auch Bergen betrachtete verwundert die Erscheinung. Ist er das? flüsterte er dem Freunde zu. Ja, entgegnete dieser und warf einen beobachtenden Blick auf den Major.

Die Stirne des Schloßherrn runzelte sich, er blickte den Greis zornig an, der jetzt stehen blieb, sich im Zimmer umschaute und dann sein Auge unverwandt auf dem Major ruhen ließ.

Was willst Du? fragte dieser barsch.

Wie! Deine Diener wagen es und wehren mir den Eintritt? sagte der Greis ruhig. Ist dies Schloß nicht mein?

Fort! rief der Major; auf der Stelle fort!

Während Du hier, erwiederte der Greis, an einer vollen Tafel ſitzeſt, muß ich hungern; iſt das recht?

Der Major fuhr heftig auf.

Kaſimir, fiel die Herrin des Hauſes bittend ein, — er iſt ja ſeiner Sinne nicht mächtig.

Was ſtört er uns? verſetzte der Major zornig.

Hüte Dich! ſagte der Greis leiſe und hob warnend den Finger, hüte Dich, daß es Dir nicht geht wie mir. Ich hatte einen Sohn —

Es entging Herrn Pix nicht, daß es in dem Major kochte, das eine Auge deſſelben rollte unheimlich drohend, er that ſich Gewalt an. Meine Herren, ſagte er, den rothen Schnurrbart heftig ſtreichelnd, dieſer Alte iſt ein Narr —

Er iſt Herr dieſes Schloſſes, fiel der Greis ein; Du aber haſt ihn in den Thurm geſperrt zu Molchen und Kröten, damit er dort verfaule.

Sie hören — ſagte der Major zwiſchen Verdruß und Lachen.

Warum bleibſt Du nicht zu Hauſe? wendete ſich die Majorin an den Greis; Deine Frau wird Dich ausſchelten.

Mag ſie es, erwiederte der Greis ſeufzend — Herr Pix horchte auf!

Sie muß das, verſetzte die Majorin, wenn Du ſo tolles Zeug treibſt.

Bah, murmelte der Alte, ſie lacht, wenn ich ihr ſage, daß ich der Schloßherr bin.

Verſtehſt Du nun? — flüſterte Bergen lächelnd ſeinem Freunde zu, der verlegen das Auge ſenkte.

Gehe nach Hauſe, fuhr die Majorin fort. Doch iß erſt, gehe hinab in die Küche.

Der Alte zögerte. In die Küche, murmelte er, in die Küche? Nein! rief er plötzlich und kehrte ſich raſch um, an die Tafel gehöre ich, dahin wo Ihr eßt. In die Küche? nein, mein Recht will ich!

Nun iſt's genug! rief der Major ungeduldig; mache, daß Du fortkommſt!

Ich will mein Recht, ſagte der Alte trotzig; Du ſperrſt mich nicht wieder in den Thurm.

Der Major rief nach dem Bedienten.

Mein Recht muß mir werden, fuhr der Alte fort. Dieſe Nacht hat mir's Einer geſagt, ein guter Herr, der Mitleid mit mir hatte. Du haſt ihn auch eingeſperrt, den guten Mann, der ſo unſchuldig war. Ha! — rief plötzlich der Greis und in ſeinen Mienen leuchtete es auf, ich ſehe ihn! dort ſitzt er; er iſt's . . .

Der Alte deutete auf Herrn Pix und näherte ſich ihm einige Schritte.

Dies war ein verhängnißvoller Augenblick. Aller Augen richteten ſich auf den Privatgelehrten, der bald roth bald blaß wurde, und dem es ſchien, als müſſe in dieſer Minute die Welt über ihm zuſammenſtürzen. Er ſtreckte die Hand raſch wie abwehrend dem Alten entgegen, als wolle er ihn beſchwören, ſtillzuſchweigen. Herr von Bergen war aufgeſtanden und an's Fenſter getreten, die Majorin räuſperte ſich in ihr Taſchentuch, ihr Gemahl trommelte auf dem Teller, bohrte ſein eines Auge auf den Doctor, dann fuhr er wie von einer Natter geſtochen vom Stuhle auf — er konnte nicht länger an ſich halten — und brach in ein erſchütterndes, nicht endendes Gelächter aus.

Der Major lachte mit Recht! Dem Alten aber ſchien dieſes fürchterliche Lachen nicht geheuer, er ſchlich leiſe fort.

Kennen Sie den Greis? wendete ſich die Majorin vollkommen gleichmüthig an Herrn Pix.

Dieſer wollte ſprechen, aber jeder Laut erſtickte in ſeiner gepreßten Bruſt.

Die Beiden haben, fiel Bergen ein, heute Nacht im Thurme Bekanntſchaft

gemacht; es mag allerdings meinem werthen Freunde dieſes ſonderbare Zuſammentreffen nicht recht geheuer vorgekommen ſein.

Aha, fuhr die Majorin fort, da hat denn der Alte ſeine ſeltſamen Geſchichten erzählt . . .

Allerdings, ſtammelte Herr Pix; ſeltſame Geſchichten. —

Und er hat's geglaubt! er hat's geglaubt! — rief der Major, indem er beide Arme in die Seiten ſtemmte und ſo heftig lachte, daß ihm zuletzt der Athem ausging, und er mühſam nach Luft ſchnappte.

Sahen Sie nicht, bemerkte die Majorin, daß der Alte irrſinnig iſt?

Gewiß, entgegnete Herr Pix. Allein, aufgeregt, wie ich war, meine Umgebungen, die ſchauerliche Nacht —

Ich verſtehe wohl, entgegnete die Majorin.

Was hat es eigentlich, fiel Herr von Bergen ein, mit dieſem Alten für eine Bewandtniß? wer iſt er?

Er war früher Voigt auf dem Vorwerk, erklärte die Majorin, und ein braver, fleißiger Mann. Eine Neigung, die bei ihm zur Leidenſchaft ausartete, ſtürzte ihn in's Unglück. Er las gern. Sobald des Abends ſeine Arbeiten beendigt waren, griff er nach einem Buche und ſaß oft die ganze Nacht über demſelben.

Hätte er nur etwas Vernünftiges geleſen, fiel Bergen ein.

Da hängt's! rief der Major. Schauerliche Ritter- Räuber- und Geiſtergeſchichten waren ihm das Liebſte; je grauſiger, deſto beſſer. Dieſe heilloſen Bücher haben ihn um ſeinen Verſtand gebracht.

Leider, verſetzte die Majorin. Er fing an, die Arbeit zu vernachläſſigen, er wurde ſtill, einſilbig, verſchloſſen, und endlich zeigte ſich's, daß ſein Geiſt geſtört war. Er hielt die Geſchichten, die er las, für Wahrheit, und das, was darin erzählt wurde, erfüllte bald ſeine Einbildungskraft derart, daß er an Nichts mehr dachte, von Nichts mehr ſprach als von Schlöſſern, Burgen, Rittern und Geiſtern. Endlich ging ſeine Verwirrung ſo weit, daß er ſich ſelbſt für einen jener alten Ritter hielt und überall Geſpenſter ſah. Jetzt bildet er ſich ein, daß ihm dieſes Schloß gehört, daß er aber unrechtmäßiger Weiſe durch einen unnatürlichen Sohn deſſelben beraubt wurde.

Ganz ſo, erwiederte Bergen, wie es in jenen albernen Büchern ſteht.

Zuweilen, fuhr die Majorin fort, merkt man wenig von ſeiner Narrheit, zuweilen aber tritt ſie heftiger auf. Dann irrt er in den Wäldern, bringt Tage lang in einer Höhle oder in der verlaſſenen Hütte eines Köhlers zu, oder er kommt auf's Schloß, ſetzt ſich in den Thurm oder an ſonſt einen verborgenen Ort und ſpielt da den gefangenen unglücklichen Vater . . .

Und zerſägt mir alle Thüren, fügte der Major bei, weil er einmal geleſen hat, daß ſich ein gefangener Ritter auf dieſe Weiſe befreite. Sonſt iſt der Mann harmlos und unſchädlich.

So wäre denn dieſes dunkle Geheimniß aufgeklärt, ſagte Bergen lächelnd.

Und Sie, wertheſter Herr, wendete ſich der Major gegen den Privatgelehrten, werden hoffentlich den Verdacht aufgeben, daß Sie hier in ein mittelalterliches Raubſchloß gerathen ſind.

Eine ſeltſame Verkettung der Umſtände führte mich hierher, entgegnete Herr Pix, und dies veranlaßte beiderſeits bei Ihnen, Herr Major und bei mir einigen Irrthum.

Doch ſcheiden wir, fiel Bergen ein, gegenſeitig verſöhnt.

Ja wohl, rief der Major und reichte Herrn Pix freundlich die Hand. Es thut mir nur leid, fügte er hinzu, daß Sie uns ſchon verlaſſen wollen.

Ich kann doch nun hoffentlich, verſetzte Herr Pix ſcherzend, dieſes Schloß verlaſſen, ohne daß Sie mir einen Steckbrief nachſenden. Auch bitte ich mir die

verdächtigen Gegenstände auszuliefern, die man mir bei meiner Verhaftung abnahm, meine Steine, meine Hämmer, meine Terzerole und meinen Plaid.

Lachend ließ der Major dieses Alles herbeibringen, und Herr Pix verabschiedete sich von der Herrin des Schlosses.

Auf einem Waldpfade, der an der Bergwand sich hinzog, stiegen die Männer langsam das Thal hinab. Da, wo der Fußweg in die Fahrstraße einlenkte, hielt der Wagen des Gerichtsdirectors.

Die paar Schritte, sagte der Major, gebe ich Ihnen noch das Geleite; dann steigen Sie in Ihren Wagen, und ich kehre wieder in mein Spuk- und Raubschloß zurück.

Froh, erwiederte Bergen, daß Sie nun wieder allein und ungestört dort hausen können. — Dabei warf der Gerichtsdiener einen fast ängstlichen Blick nach dem Wagen; zugleich gab er dem Kutscher ein Zeichen, weiter zu fahren.

Was soll das? fragte der Major verwundert.

Bloß, um Ihre angenehme Begleitung länger zu genießen, versetzte Bergen rasch.

Der Major murmelte Etwas und sah Bergen scharf von der Seite an. Hätte er seinen Blick auf den Boden gerichtet, so würde er dort Etwas bemerkt haben, was seine Aufmerksamkeit gewiß nicht wenig in Anspruch genommen hätte. So aber schritt er unachtsam darüber hinweg. Herr Pix dagegen, der zuletzt ging, gewahrte kaum das Verlorene, als er es aufhob und in dem weißen Gegenstande mit Verwunderung ein feines Battisttuch erkannte, das offenbar einer Dame angehörte. Er steckte es vorsichtiger Weise rasch zu sich.

Der Major war unterdeß stehen geblieben. Ich habe genug, sagte er; es ist heiß, und ich will umkehren. Damit empfahl er sich kurz.

Da habe ich Etwas gefunden, sagte Herr Pix im Weitergehen und zog das Battisttaschentuch hervor.

Still! — raunte ihm Bergen zu, dieses Teufelsding hätte mich um ein Haar verrathen.

Verrathen? — sagte Herr Pix erstaunt; was heißt das?

Du wirst's erfahren, entgegnete Bergen kurz und machte eine abwehrende Bewegung. Dann schritt er rasch vorwärts, und als er dem Wagen nahe genug war, rief er dem Kutscher zu, zu halten. Dies geschah, und Bergen stieg ein. Als Herr Pix den Fuß auf den Wagentritt setzte, um gleichfalls Platz zu nehmen, fuhr er betroffen zurück. Neben dem Gerichtsdirector saß eine junge Dame von wunderbarer Schönheit.

Nur herein! rief Bergen, es ist Platz genug.

Die junge Dame hatte rasch ihre Hand aus der ihres Begleiters zurückgezogen und erröthend den Kopf abgewandt, den sie vorher sanft an Bergen's Schulter angelehnt. Fräulein Arabella von Salis, sagte dieser, — meine Braut.

Herr Pix machte eine Verbeugung, indem sein Auge über die herrliche Gestalt des jungen Mädchens glitt, deren Mund still lächelte, deren Wangen rosig blühten. Wahrhaftig, dachte er bei sich, es wäre Sünde, dieses anmuthige, liebliche Wesen zeitlebens in dem alten Waldschlosse gefangen zu halten. Bergen hat recht gethan!

Dieser Herr, Arabella, wendete sich der Gerichtsdirector an seine Braut, ist mein Freund, Herr Dr. Pix aus Berlin. Er ist ein großer Gelehrter und hat die Leidenschaft, Steine zu klopfen und in alte Berglöcher zu kriechen. Da er völlig unabhängig ist und ein anständiges Vermögen besitzt, so kann er nach Gefallen seiner Neigung leben, diese hat ihn gestern in sonderbarer Weise nach Schwarzenstein geführt. Doch, davon später ausführlich —

Gewiß, ſagte Arabella mit einem bezaubernden Lächeln, Sie erzählen mir das ſelbſt.

Sehr gerne, erwiederte Herr Pix.

Wenn ich nicht irre, fuhr Fräulein Arabella fort, ſo kennen wir uns ſchon. Sie haben mich ziemlich erſchreckt . . .

Wie! fragte Herr Pix überraſcht, ſo waren Sie die weiße Geſtalt, die mir auf der Thurmtreppe begegnete?

Allerdings.

Und was machteſt Du auf der Treppe? fragte Bergen.

Neugier war's, entgegnete Arabella. Wir hörten draußen auf und abgehen; ich wollte ſehen, was das bedeute, nahm ein Licht und trat heraus, aber gleich darauf löſchte ein Luftzug das Licht aus.

So iſt auch dies erklärt, erwiederte Herr Pix. Ich erlaube mir nun, Ihnen einen Gegenſtand zu überreichen, der leicht zum Verräther Ihrer Flucht hätte werden können. Er zog das Battiſttaſchentuch hervor und händigte es dem Fräulein ein.

Du ſprichſt von Flucht, entgegnete Herr von Bergen; habe ich nicht mein Wort gehalten und frei und offen am hellen Tage meine Braut von Schwarzenſtein abgeholt?

Und faſt wäre Dir das mißlungen, verſetzte Herr Pix.

Ei ſieh, rief Herr von Bergen luſtig, ob viel oder wenig fehlte, es iſt doch gelungen!

Dabei neigte er ſich zu ſeiner ſchönen Nachbarin und blickte ihr tief in das leuchtende Auge — Herr Pix wußte nichts Beſſeres zu thun, als zum Wagen hinaus zu ſehen. Dort oben auf dem Berge lag das alte Schloß mit ſeinen grauen Mauern und den dunklen Schieferdächern. Um den Jungfernthurm flogen die Schwalben, und der alte, einſame Geſelle ſtreckte behaglich ſein ſpitzes Haupt in die blauen, ſonnigen Lüfte. Eine Biegung des Weges und — Alles war verſchwunden.

Als Freund und aufmerkſamer Beobachter der Natur ließ es ſich Herr Pix angelegen ſein, während der Fahrt die Gegend zu betrachten, wobei er, was wir nicht unerwähnt laſſen dürfen, von ſeinen beiden Begleitern nicht im mindeſten geſtört wurde.

Die Erlebniſſe auf Schloß Schwarzenſtein mit ſeinen Rittern, Räubern und Geiſtern blieben dem Privatgelehrten ſtets eine heitere Erinnerung und bildeten den Glanzpunkt ſeiner Reiſeabenteuer. Er hatte ſogar eine Zeit lang den Gedanken, ſelbſt eine der Töchter des Majors zu entführen, was er jedoch ſpäter wieder aufgab.

Die Raubvögel.

Von F. H. Snell.

Mit Abbildung.

Wenn man ſich bloß an das Wort unſerer Ueberſchrift halten und daſſelbe im ſtrengſten Sinne nehmen wollte, ſo müßte man bei weitem die meiſten Vögel als zur Ordnung der Raubvögel gehörig anſehen. Denn z. B. unſere meiſten Singvögel, — wovon anders leben ſie als vom Raube, von Inſecten und Würmern, welche von ihnen unabläſſig verfolgt und gemordet werden? Allein unter den Raubvögeln verſteht man nur ſolche Vögel, deren Hauptnahrung in Wirbelthieren (Säugethieren, Vögeln, Amphibien und Fiſchen) beſteht. Indeſſen die von der Nahrung allein hergenommenen Merkmale reichen hier überhaupt nicht aus; ſonſt müßte man auch viele fiſchfreſſende Schwimmvögel, ferner die Kolkraben (Corvus corax), den großen Würger (Lanius excubitor) u. ſ. w. zu dieſer Ordnung der Vögel rechnen, wie denn auch wirklich z. B. die beiden letztgenannten Vögel im gemeinen Leben oft Raubvögel genannt werden.

Man muß daher, um diese Vögel genau zu unterscheiden, den Blick auf ihre Organisation (Körperbildung) richten, diese macht aber auch ihre Unterscheidung so leicht, wie bei keiner andern Vogelordnung. Die hauptsächlichsten Unterscheidungsmerkmale bilden die Füße und der Schnabel, welche Organe eben zum Rauben eingerichtet sind. Ihre Füße sind nämlich sogenannte „Fänge," d. h. sie sind mit ungewöhnlich starken Muskeln und mit langen, starken, außerordentlich scharfen und krummen, mehr oder weniger zurückziehbaren Krallen versehen. Der Schnabel aber ist hakenförmig abwärts gekrümmt und an seiner Wurzel mit einer Wachshaut versehen.

Um die Bestimmung dieser unterscheidenden Organe genauer zu verstehen, möge der geehrte Leser einmal mit uns betrachten, wie der Raubvogel bei'm „Rauben" verfährt.

Wenn ein Raubvogel ein lebendes Thier ereilt hat, d. h. wenn er so nahe an dasselbe herangekommen ist, daß er dasselbe ergreifen zu können denkt, so führt er mit Einem oder mit beiden Fängen einen Schlag nach demselben, wobei er die Zehen weit aussperrt. Die Krallen der drei vordern Zehen dringen dabei in den Körper des Thieres ein. Diese und die hintere (vierte) Zehe, die mit einer besonders langen Kralle bewaffnet ist, werden in diesem Augenblicke gegen einander zusammen gekrümmt, wobei alle vier Krallen tief in das Fleisch des Thieres eindringen und zugleich mit ihren Spitzen zusammentreffen, so daß das gefangene Thier nicht mehr loskommen kann. Ja, wenn die Krallen zwischen festen Knochen eindringen, so kann sogar der Raubvogel selbst bisweilen nicht mehr loskommen und muß so nolens volens (er mag wollen oder nicht) die gemachte Beute stückweise von seinen Fängen abfressen, um diese wieder frei zu machen.

Hat ein Raubvogel auf diese Weise ein Thier, wie die Jäger sich ausdrücken, „geschlagen," so trägt er dasselbe durch die Luft fort an einen sichern Ort, oder wenn es dazu zu schwer ist, so beginnt er am Fangorte selbst seine Mahlzeit. Jetzt erst gebraucht er seinen Schnabel, aber auch auf eigenthümliche Weise, nämlich nicht zum Beißen, sondern zum Reißen (wie die Raubsäugethiere ihre s. g. Reißzähne), d. h. er haut den Haken des Schnabels in das Fleisch seiner Beute und reißt dann ein Stück ab, welches er zugleich mit dem Unterschnabel aufnimmt und ganz in den Kropf hinunterwürgt, — eine Operation, bei welcher die Beute immerfort mit den Krallen festgehalten wird.

Daraus ersieht der Leser, weßhalb der Raubvogel einen Hakenschnabel, weßhalb er so starke Muskeln an den Beinen und so scharfe Krallen an den Füßen hat. Wir haben also hier wieder Vögel, deren Füße nicht zum Gehen bestimmt sind. Wie die Füße mancher Schwimmvögel Nichts als Ruder sind, so diejenigen der Raubvögel Nichts als Waffen, „Fänge!" sie können mit denselben wegen der langen, gekrümmten Krallen nicht gehen, sie machen höchstens, wenn sie auf dem Boden sitzen, und an einen andern Platz wollen, einen großen Sprung, sonst bedienen sie sich zur Fortbewegung der Flügel.

Das Flugvermögen ist bei den Raubvögeln außerordentlich entwickelt, sowohl was die Schnelligkeit, als die Ausdauer, als auch die Höhe des Flugs betrifft. Der Wanderfalk (Falco peregrinus), der heute im deutschen Tannenwald übernachtet, ruht morgen auf den Palmen Afrika's, — er vermag dies wenigstens, wenn ihn auch Niemand auf dieser Reise begleitet hat. Der Lerchenfalk (Falco subbuteo) ereilt die schnelle Schwalbe (Hirundo rustica und urbica) im Fluge. Den Kondor*) (Vultur Gryphus) sah Alexander von Humboldt, da er selbst auf den Kordilleren sich 15,000 Fuß über dem Meere befand, noch hoch über sich in der äußerst verdünnten Luft schweben. Und der Adler fliegt der Sonne zu. Er wurde freilich doch überlistet! — von dem kleinen Zaunschlüpferchen

(Troglodytes parvulus) welches bei jenem bekannten Wettfluge der Vögel um die Königswürde sich unter dem Flügel des Adlers verbarg und nun, als dieser alle seine Kräfte erschöpft hatte, hervorschlüpfte und mit frischer Kraft noch etwas höher flog als jener. Deßhalb ist ja das schlechte Vögelchen, welches eine so geringe Flugkraft besitzt, daß es sich, wenn man es auf freiem Felde jagt, in ein Mausloch verkriecht, Zaunkönig geheißen. Indessen ist es doch nur ein Titularkönig; dem Adler konnte es die Königswürde durch seine List doch nicht nehmen: er heißt und ist der Königsadler (Aquila imperialis).

Ja es sind herrliche Vögel, diese wilden Räuber der Lüfte, — nicht zwar wegen der Pracht ihrer Farben, die sehr einfach sind (braun, grau, schwarz, weiß), als vielmehr wegen ihrer Kraft und Gewandtheit, Kühnheit und Klugheit. Z. B. die großen hochnordischen Edelfalken, deren man 3 Arten kennt, und von welchen nur eine Art, und auch diese sehr selten nach Deutschland kommt, ferner unser Wanderfalk und Lerchenfalk, unser Sperber und Taubenhabicht (Falco nisus et palumbarius), und die schon erwähnten Adler **), wie bringen sie alle, wenn man sie im Freien beobachtet, den Eindruck der Kraft und Kühnheit hervor! Und der Herrscher der Nacht, der mächtige Uhu hat doch das tobende Gelärm, welches man hört, wenn mehrere zusammen jagen, zu der Sage von dem wilden Jäger und der wilden Jagd die Veranlassung gegeben!

Ja sie sind schön, aber es sind schöne Bösewichte! Sie sind es, abgesehen von den Raubsäugethieren, die den Frieden der Natur stören, die überall Angst und Schrecken, Schmerz und Qual hervorbringen, — auch „wo der Mensch nicht hinkommt, mit seiner Qual!“ Wie manchmal bin ich dem Taubenhabicht (oder vielmehr den auf das Feld fliegenden Tauben, die ihn wie ein Magnet anziehen, wenn nur einer in der Gegend ist) nachgegangen, um ihn in allen Situationen (auf allen seinen Schlichen) zu studiren ***)! Aber die Angst jener harmlosen Geschöpfe, die Grausamkeit und Mordlust des Habichts, das Verstümmeln der gefangenen Vögel hat oft einen peinlichen Eindruck auf mich gemacht, und es bedurfte für mich öfters einiger Anstrengung, um den Geist wieder zu befreien von diesem deprimirenden Gefühl und auf etwas Besseres, die Erkenntniß der Natur hinzulenken.

Wir sehen zwar auch in der niedern Thierwelt, und da noch viel mehr, Angst und Qual und den Tod in tausendfacher Gestalt; aber der Wurm, der sich vor dem Laufkäfer, welcher ihn bei lebendigem Leibe auffrißt, windet und krümmt, steht uns zu ferne. Tieferes Mitgefühl empfinden wir nur gegen diejenigen Geschöpfe, in welchen wir mehr oder weniger unser eigenes Wesen wieder erblicken.

Von den Vögeln gilts freilich:

„Husch, husch mit leichtem Sinn
„Geh ich durch's Leben hin;“

sie vergessen bald wieder, was sie ausgestanden haben. Aber es ist dies doch nicht immer der Fall. So befreite ich einst eine Taube aus den Klauen des Habichts, und sie flog unversehrt in ihren Schlag. Als ich nach Verlauf von 10 Minuten auf den Schlag kam, um sie zu untersuchen, saß sie in einer Ecke und zitterte noch heftig, obgleich sie ganz unversehrt war!

Und wie oft kommt es vor, daß sich eine Lerche vor dem sie verfolgenden Sperber zu den Landleuten auf dem Felde flüchtet! — Und selbst die Schwal-

*) Er nimmt unter der wilden Gesellschaft unseres Bildes die oberste Stelle ein, — leicht kenntlich an dem Kamm und Halskragen. Man hat übrigens noch eine zweite Art von Kandor in Californien entdeckt (V. oder Sarcoramphus californicus).

**) Diese Abtheilung der Raubvögel erblickt der Leser in der Mitte unseres Bildes.

***) Eine ausführliche Schilderung dieses Raubvogels und seines Lebens in der Vogelwelt habe ich gegeben in den Jahrbüchern des Vereins für Naturkunde, Heft 12, S. 342—357.

ben, die ſchnellen Segler der Lüfte, die ſonſt jeden Raubvogel mit der größten Unerſchrockenheit und mit unermüdlichem Geſchrei und ſelbſt, wie zum Hohne, mit Geſang verfolgen (dies thut nämlich die Rauchſchwalbe,) — ſie ſind doch, ſollte man meinen, frei von dieſer Angſt und Qual? Aber es iſt doch nicht ſo, das will ich dem geneigten Leſer durch folgende Begebenheit klar machen. An einem ſchönen Julitage des letzten Sommers (1861) ſaß ich des Nachmittags im Schatten der Burg meines Wohnorts, als plötzlich die ganze Schwalbenſippſchaft von Hohenſtein unter Ausſtoßung ängſtlicher Töne über mich hinflog. Ich erhob mich, um nach dem Lerchenfalken zu ſpähen, der als ihr einziger Feind nur allein es ſein konnte, vor dem ſie flohen. Plötzlich aber erblickte ich drei dieſer ſchnellſten aller Falken, die — wahrſcheinlich eine Familie — ſich etwas vertheilt hatten, um ſo gemeinſchaftlich auf die Schwalben Jagd zu machen. Dieſer dreifache Feind auf einmal ſetzte die armen Schwälbchen ſo in Schrecken, daß ſie ſich ſämmtlich in das nahe Waldgebüſch niederſtürzten und da verkrochen!

Wie oft aber gelingt's ihnen nicht, bei Zeiten zu entrinnen! Sie werden die Beute der unbarmherzigen Räuber, und mit Einem getödteten Sänger wird oft eine ganze Familie vernichtet! Denn der Raubvogel fragt nicht darnach, ob er die Mutter von den kleinen Jungen, die noch der beſtändigen Erwärmung bedürfen, wegraubt, und daß auch dieſe dadurch elendiglich zu Grunde gehen. Wenn die jungen Vögel ſchon größer ſind und nicht mehr der Erwärmung bedürfen, dann nehmen ſich freilich oft andere ihrer eigenen oder ſelbſt einer andern Art der Waiſen als Pflegeltern an; aber bei ganz kleinen geht dies nicht.

Doch unſer Zorn gegen die grauſamen Friedensſtörer mag wieder einigermaßen entwaffnet werden, wenn wir beobachten, welche Liebe ſie zu ihren Jungen haben und wie ſie ihre Kraft und ihren Muth zur Vertheidigung derſelben mit eigner Lebensgefahr anwenden. Man hat Beiſpiele genug, daß ſie ſelbſt gegen Menſchen ihre Jungen vertheidigten. Ich ſelbſt habe ſolche erlebt. So beſtieg ich z. B. einmal das auf einer hohen Buche ſtehende Neſt eines Sperbers. Erſt als ich dicht an demſelben war, flog die Mutter von den kleinen Jungen. In dem Augenblick aber, als ich die Hand nach denſelben ausſtreckte, kehrte ſie um und ſtürzte ſich ohne Weiteres auf mich, ſo daß ich ſie mit leichter Mühe bei den Flügeln ergreifen konnte, mit der Schnur eines Tabaksbeutels, den ich in der Taſche hatte, band und ſo lebendig vom Baum herabtransportirte.

Ebenſo wurde hier im Frühjahr 1860 ein Uhu — ebenfalls das Weibchen — auf ſeinen zwei kleinen Jungen mit der Hand ergriffen, da derſelbe ſich nicht entſchließen konnte, dieſelben in der Noth zu verlaſſen.

Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſichs auch recht deutlich, welche Anhänglichkeit die Ehegatten an einander haben. Denn das verwittwete Uhumännchen war untröſtlich; ſein Suchen, Klagen und Rufen durch das Felſenthal wollte kein Ende nehmen und erneuerte ſich in dem folgenden Frühjahre, ſodaß es allen Leuten auffiel. Selbſt bis in das Dorf und auf die Burg Hohenſtein, wohin er ſonſt nie kommt, dehnte der Vogel ſeine Nachforſchungen aus und ſtörte mit ſeinem ſchauerlich durch die Nacht hallenden Rufe die Leute im Schlafe. Ein Neſt aber hat man im letzten Frühjahr nicht gefunden: das Uhumännchen iſt alſo im Wittwerſtande verblieben.

So ſehen wir, dieſe grauſamen Friedensſtörer der Natur haben auch ſehr noble Eigenſchaften! Und bringt uns ihre Kraft, Grauſamkeit und Mordſucht nicht den größten Nutzen? Wer ſollte das uns ſo ſchädliche Mäuſe- und Rattengeſchlecht im Zaum halten, wenn es nicht die Eulen, Mäuſebuſſarde, Thurmfalken und andere Raubvögel thäten? Wer würde in den heißen Ländern das die Luft verpeſtende Aas wegſchaffen, wenn nicht die dort ſo zahlreichen Geier dieſem Geſchäft oblägen?

Wir müssen also unterscheiden zwischen nützlichen und schädlichen Raubvögeln, die einen hegen, die andern verfolgen. Ich will hier nicht näher angeben, welche Arten zu der einen und welche zu der andern Abtheilung gehören, da ich diesen Gegenstand schon früher in diesen Blättern eingehend besprochen habe, worauf ich hier verweisen muß *). Ich will vielmehr den Leser mit einigen andern Merkwürdigkeiten aus ihrem Leben unterhalten, soweit es der Raum dieser Blätter gestattet.

Man theilt bekanntlich unsere Vogelordnung in Tag- und Nachtraubvögel **) (Eulen) ein. Erstere zerfallen wieder in die Geier und die Falken. Die Geier gehören den südlicheren Ländern an, und in Deutschland kommen sie selten vor. Dagegen brütet in unserem Vaterland eine ziemliche Anzahl von Falken wie auch von Eulen.

Sie machen ihre Nester auf Bäumen, Felsen, Mauern und Thürmen, die meisten Eulen in Baumhöhlen; auch der Thurmfalke wählt bisweilen weite Höhlen; einmal fand ich auch das Nest eines Lerchenfalken in einer solchen. Auf dem Boden nisten nur wenige, wie sämmtliche Weihen (Circus), die Sumpfohreule (Otus brachyotus) und oft auch der Uhu, der letztere jedoch meistens nur zwischen Felsen. Die Raubvögel sind schlechte Baumeister, weßhalb ihre Nester auf Bäumen, wenn sie dieselben selbst bauen, sehr unförmlich groß und flach ausfallen. Sie benutzen daher ihr Nest oder ihren Horst oft viele Jahre hinter einander oder eignen sich ein Rabennest zu. Auf dem Boden, in Baum-, Mauer- und Felslöchern machen sie gar keines, sondern legen ihre Eier gerade in die Vertiefung oder Höhlung. Die auf Bäumen frei nistenden Falken haben die Gewohnheit, ihren Horst mit grünen Maien oder Nadelholzzweigen auszulegen, die sie denn immer erneuern, vielleicht um sich oder den Jungen in der heißen Jahreszeit damit Kühlung zu verschaffen. Der Gabelweih (Milan, Falco milvus) schleppt altes Papier, Hutfilz, Lumpen und dergleichen in seinen Horst, weßhalb man ihn den Lumpensammler genannt hat. Ob ein Horst bewohnt ist, das kann man an dem von den genossenen Knochen kreideweißen Kothe unter demselben erkennen.

Das brütende oder die kleinen Jungen besitzende Weibchen wird von dem Männchen, die Jungen werden von beiden Eltern reichlich mit Nahrung versorgt, weßhalb man in dem Horste immer einen Vorrath antrifft, der in der heißen Jahreszeit einen nicht sehr angenehmen Geruch verbreitet. Das bei meinem Wohnorte seit langen Zeiten befindliche Uhunest wurde daher von dem Finder oft in der Weise ausgebeutet, daß sich derselbe den während der Nacht herbeigeschafften Vorrath von Hasen an jedem Morgen holte.

Wenn die Vögel durch Auflauern und Beschießen in Angst gejagt sind und sich deßhalb nicht mehr zu ihren Jungen wagen, sobald sie den Jäger im Hinterhalte wittern, so wissen sie sich oft dadurch zu helfen, daß sie hoch aus der Luft herab den Fraß senkrecht auf den Horst fallen lassen, wo ihn denn die hungrigen Jungen in Empfang nehmen und verspeisen. Denn die jungen Raubvögel bedürfen nicht des Einstopfens, sondern nehmen die vorgelegte Nahrung selbst mit dem Schnabel auf.

Jung ausgenommene Raubvögel sind sehr leicht aufzuziehen; selbst die ganz kleinen, eben ausgeschlüpften Jungen kann man aufbringen, wenn sie nur die erforderliche Wärme, besonders des Nachts, haben. Diese ihnen zu verschaffen, hat aber freilich oft einige Schwierigkeiten, da die Raubvögel sehr frühe hecken. Ich habe gesehen, daß ein hiesiger Einwohner ein ganz kleines Uhuchen, welches er

*) Maje. Jahrgang 1860 I. Heft.
**) Sie stehen im Vordergrund unserer Abbildung, rechts die größte Eule, der Uhu.

Anfangs Mai bei rauher Witterung ausgenommen, des Nachts zu ſich ins Bett ſteckte und ſo glücklich aufbrachte. Gelehrtere Leute ſetzen einen Topf über eine Spirituslampe und in den Topf das Neſt mit den Vögeln.

Die Raubvögel werden meiſt im dritten Jahre d. h. wenn ſie zwei volle Lebensjahre zählen und ihr Jugendkleid, welches bei den meiſten verſchieden iſt, vollſtändig abgelegt haben, fortpflanzungsfähig. Sie niſten nur einmal des Jahrs. Wenn ihnen die Eier frühzeitig geraubt werden, legen ſie bisweilen auch zum zweitenmale. Sonſt haben ſie mit dem Füttern und Unterweiſen der ausgeflogenen Jungen noch lange — oft bis in den Auguſt, zu thun. Man ſieht dann oft eins oder ein paar Junge einem der beiden Eltern nachfliegen, immer hungrig und nach Nahrung ſchreiend. Ein herrliches Schauſpiel gewährt es, wenn die Alten ihre flugfähigen Jungen im Rauben unterrichten. Sie laſſen nämlich einen Vogel hoch aus der Luft herunterfallen, bis ihn die Jungen im Fallen aufzufangen lernen.

Unſere wilden Kameraden ſind, das muß man ihnen laſſen, treue Ehegatten. Sie leben in Einweibigkeit (Monogamie). Die beiden Ehegatten ſind bei einigen Arten das ganze Jahr über und ſo auch auf ihrem Zuge beiſammen, ſie verlieren einander wenigſtens nicht aus dem Geſichte, wenn auch jeder beſonders jagt. Wenn man z. B. einen Lerchenfalken ſieht, ſo iſt, wofern es ein alter, gepaarter Vogel iſt, gewiß auch ſein Ehegatte nicht weit. Selbſt die wilden Taubenhabichte, wenn man ſie auch außer der Heckzeit niemals beiſammen ſieht, halten ſich doch immer in einem und demſelben Reviere mit ihren Ehegatten auf, was ich aus drei verſchiedenen Fällen ſchließe, in welchen jedesmal in einem Umkreiſe von zwei Stunden und in kurzem Zwiſchenraume ein Paar alter, ausgefärbter Vögel geſchoſſen wurde. Da Männchen und Weibchen in der Größe verſchieden ſind, ſo kann man das auch ſonſt nicht unſchwer beobachten. So war z. B. im letzten Spätherbſte und Winter ſtets ein paar Tage ein Männchen und ein paar Tage ein Weibchen abwechſelnd hinter den Tauben und Hühnern meines Wohnorts, welches ohne Zweifel zuſammen gehörende Ehegatten waren. Es geht aus dieſer Beobachtung auch noch weiter hervor, daß ſich ein ſolches Paar förmlich das Revier eintheilt, ſo daß nie gleichzeitig die beiden Gatten in dem nämlichen Diſtricte jagen.

Zu förmlichen Heerden vereinigen ſich die Raubvögel nur auf dem Zuge und auch da nur diejenigen Arten, welche in ihrer Nahrung nicht wähleriſch ſind. So habe ich z. B. einmal in die 80 Mäuſebuſſarde (Falco Buteo) gezählt, welche aber doch ſehr weitläuftig über ein großes Feld vertheilt gen Weſtſüdweſt zogen. Kleine Heerden (etwa ein Dutzend) von Gabelweihen (Milanen) ſieht man häufig im Herbſte ſüdwärts ziehen, — im letzten Herbſt (1861) an meinem Wohnorte noch am 11. und 20. November. Zu ſehr großen Heerden vereinigen ſich nur die in Oſteuropa einheimiſchen Abend- oder Rothfußfalken (Falco vespertinus), welche aber auch faſt ausſchließlich von Inſecten leben. Die Schaaren derſelben berühren ſelten Deutſchland, aber häufig die Schweiz. Ein Reiſender in Rußland (Dr. H. Koch,) beobachtete im September bei Odeſſa eine Heerde dieſer kleinen, zierlichen Vögel, welche er auf „viele Hunderttauſende" ſchätzte *).

Die meiſten Raubvögel ſind Zugvögel, da im Winter bei uns Inſecten, Amphibien und bei Schneewetter auch Mäuſe nicht zu haben ſind, und die ihnen

---

*) Allgemeine naturhiſtoriſche Zeitung. Dresden, Jahrgang 1856, S. 297 f. (Der Beobachter hielt den Vogel für Falco tinnunculus [Thurmfalke], es kann aber für den Ornithologen nicht dem mindeſten Zweifel unterliegen, daß es der Rothfußfalke war, vielleicht gemiſcht mit dem Röthelfalken Falco cenchris).

zur Nahrung dienenden Vögel auch zum größten Theile wegziehen. Die schnellfliegenden unter den Raubvögeln folgen daher den übrigen Vögeln nach. Es ist wahrscheinlich, daß zu der Zeit, wo Deutschland noch nicht stark bevölkert war, und wo Tauben und Hühner noch nicht überall gezähmt waren, auch solche Raubvögel, welche jetzt meist Standvögel sind, im Herbste wegzogen. Der Taubenhabicht z. B. nährt sich im Winter bei uns hauptsächlich von zahmen Tauben und Hühnern, und der Wanderfalk schlägt sein Winterquartier oft mitten in einer Stadt auf, wo ihn die Tauben ernähren müssen. Der Mensch und die Cultur haben gewiß in viel höherem Grade, als man gewöhnlich denkt, den ursprünglichen Zustand der Natur umgeändert.

Doch eilen wir zum Ende! Ja das Ende der Raubvögel, wie wird es sich damit verhalten? Sie haben außer dem Menschen keine Feinde, sondern sind nur selbst die Feinde der übrigen Thiere; sollte man da nicht meinen, sie müßten ungeachtet ihrer schwachen Vermehrung immer mehr anwachsen, zumal da sie ein außerordentlich hohes Alter erreichen? Sehen wir zu, wie sich's damit verhält. Im Allgemeinen ist es richtig, die Raubvögel haben keine Feinde, auch sie selbst unter einander lassen sich in der Regel unangefochten, selbst die mordsüchtigsten jagen, wenn sie einander begegnen, nur einer den andern fort. So habe ich gesehen, daß ein Taubenhabicht einen andern aus seinem Revier trieb, und daß ein Sperber einen Taubenhabicht verjagte, ohne daß sich der letztere zur Wehr setzte.

Indessen es gibt auch Ausnahmen von dieser Regel. So hat man z. B. in dem Magen eines Uhu's den Fuß eines Waldkauzes (Strix aluco), *) in demjenigen eines Taubenhabichts Reste eines Sperbers gefunden. Einen gleichen Fall erzählt der Jagdschriftsteller Diezel, indem er berichtet **): „Ein Sperber hatte einen Krammetsvogel geschlagen" (d. h. gefangen) „und fortgetragen, als plötzlich ein Stockfalke (Taubenhabicht) durch die Luft herbeigesaust kam und an dem Sperber das Vergeltungsrecht ausübte. Mit dieser doppelten Beute gerieth er nun an einen Bach. Hier machte sich der Krammetsvogel los und entkam glücklich; der Stockfalke aber strich mit dem Finkenhabicht (Sperber) in den nahe gelegenen Wald, wo er vermuthlich ohne alle verwandtschaftliche Rücksichten seinen Amtsbruder verzehrt haben wird."

Es war in dem letzt erwähnten Falle freilich nur die Begierde nach dem leckern Krammetsvogel, welche den Taubenhabicht reizte, den Sperber zu fangen, der sich überdies in dieser Lage nicht wehren konnte. Sonst greifen sich die Raubthiere unter einander selbst nur an, wenn ein ungewöhnlicher Hunger sie treibt. Denn das Fleisch dieser Thiere enthält eigenthümliche Extractivstoffe von widerlichem Geruch und Geschmack, weßhalb es selbst von einem Raubthier, welches kein Kostverächter ist, nicht gern gefressen wird. Wenn man jedoch zwei Raubvögel z. B. Taubenhabichte in einen Käfig zusammensperrt, so währt es gar nicht lange, daß der stärkere den schwächeren erwürgt und auffrißt, selbst wenn es jung aus dem Nest genommene Geschwister sind.

Aber auch den Fleischfressern unter den Säugethieren werden die Raubvögel bisweilen zur Beute, wovon wir später einige merkwürdige Beispiele anführen werden.

Der Hunger, der im Winter oder bei winterlicher Witterung im Frühling vielen Vögeln so gefährlich wird, tödtet auch manchen Raubvogel, obgleich diese ihn sehr lange ertragen können. So sah ich Mäusebussarde, von welchen immer

*) Leop. Martin in Cabanis' „Journal für Ornithologie." Jahrg. IV. (1856). Heft VI. S. 504.

**) Baldamus' „Naumannia." VI. Jahrgang (1856). S. 401.

viele bei uns überwintern, in dem kalten und schneereichen Winter $18^{37}/_{38}$, die so ermattet waren, daß sie, wenn man mit Steinen nach ihnen warf, sitzen blieben. Bei dem hohen Schnee des außerordentlich kalten Februars 1855 kam einer in meinen Hausgarten und fraß vor meinen Fenstern von dem aus dem Schnee hervorragenden — Winterkohl. Einen andern sah ich unbehilflich in einer Dornhecke hangen und die Schlehen und Hagebutten abpflücken! Wie leicht könnte man in solchen Zeiten, wo die Mäuse unter dem Schnee verborgen sind, jene nützlichen Feinde derselben durch Fleischabfälle, Eingeweide, Aas vor dem Hungertode schützen.

Und sogar — sollte man es für möglich halten? — der schnelle Wanderfalk wurde schon oft im Winter in einem äußerst abgemagerten Zustande geschossen. Aber freilich frißt derselbe nur lebendig gefangene Vögel, und diese kann er nicht im Sitzen, sondern nur im Flug (oder auf dem Wasser) fangen, und endlich hat er die sonderbare Gewohnheit oder, will man es lieber so nennen, den sonderbaren Stolz, daß er seinen Raub jedem andern Raubvogel, der sich bei seiner Mahlzeit einfindet, sogleich willig überläßt. So sah einmal Dr. A. Brehm*) in Aegypten, daß ein Wanderfalk in Zeit von einer Viertelstunde auf einem See 4 Enten hinter einander fing, die ihm immer sogleich von den Schmarotzermilanen (Milvus parasiticus) abgenommen wurden bis auf die vierte, welche er fraß.

Es geht daraus (beiläufig zu bemerken) auch hervor, wie außerordentlich schädlich der Wanderfalk ist, indem er nicht nur für sich selbst eine Masse von Vögeln vertilgt, sondern auch noch die trägsten und schwerfälligsten Raubvögel, die sonst mit Mäusen, Fröschen und Kröten vorlieb nehmen müssen, sehr oft mit den kostbarsten Braten versorgt. Von dem, was er vertilgt, könnte eine ganze Familie von Menschen herrlich leben! Gut ists aber, daß er die Enten nicht häufig in so seichtem Wasser antrifft, wie in dem von A. Brehm berichteten Falle, und daß sich dieselben, wo sie tiefes Wasser haben, durch unaufhörliches Tauchen und Umherspritzen von Wasser und Schaum gegen seine Angriffe zu schützen wissen!

Aber auch das wilde Ungestüm und die heftige Leidenschaft, welche den Raubvögeln eigen ist, bringt manchem den Untergang. Die Edelfalken mit schmalen, spitzen Flügeln vermögen, wenn sie im Schusse sind, sich nicht plötzlich einzuhalten, weßhalb sie, wie so eben schon bei dem Wanderfalken bemerkt worden, auf sitzende Thiere nicht stoßen aus Furcht, sie möchten sich verletzen. Allein auch der Taubenhabicht und Sperber, obgleich im Stande, mit ihren breiteren Flügeln sich im Stoße einzuhalten, verletzen sich doch oft, indem sie gegen Fensterscheiben oder sonstige vorher von ihnen nicht wahrgenommene Gegenstände anrennen. So stieß sich einmal ein Sperber, welcher einen Sperling in einen Stall verfolgte, an einem Balken den Kopf ein, weil er denselben in der erforderlichen Entfernung nicht hatte wahrnehmen können. Und wie oft können solche Raubvögel in der Hitze der Verfolgung aus Häusern und Ställen den Rückweg nicht mehr sogleich finden und werden von den Menschen gefangen. Ueberall und sehr häufig kommen solche Fälle vor. An meinem früheren Wohnorte schoß einmal ein Taubenhabicht in die Küche meines Hauses hinein und flatterte dann lange am Fenster umher, bis er die Hausthür, welche das allein zu Hause anwesende Dienstmädchen in der Angst vor dem gräulichen Thiere zu schließen versäumte, endlich wieder fand und entrann.

Ferner kommt es bisweilen vor, daß sich die Raubvögel in ihre Beute so fest einkrallen, daß sie nicht mehr schnell loskommen können und dadurch ins Ver-

*) Baldamus' Naumannia. Jahrg. VI. S. 211.

derben gerathen. So wurde hier ein Gabelweih (Milan) auf einem schweren Huhn, in welchem er festhing, mit den Händen ergriffen.

Einen gleichen Fall erzählt der Naturforscher Kjärbölling, indem er berichtet: „Einen unedlen Tod fand neulich ein Männchen des Wanderfalken, das auf einem Bauernhofe seine Fänge in den Rücken einer Hausente geschlagen hatte, und da es den schweren Vogel weder fortbringen, noch seine Fänge losmachen konnte, von den herbeieilenden wüthenden Putern todtgebissen wurde" *). Und der gewaltige Räuber der Gewässer, der weißschwänzige Fischadler (Aquila albicilla), — wer sollte es denken, daß er bisweilen einen ähnlichen Tod findet! Er schlägt nämlich manchmal seine Fänge in einen Fisch, den er nicht zu heben vermag, und wird von diesem in die Tiefe hinabgezogen! Hat man doch schon schwere Hechte gefangen, welche die Fänge dieses Adlers in ihrem Rücken trugen, während der übrige Körper desselben abgefault oder von andern Fischen abgefressen war.

Ein Leben voll Mord und Blutvergießen ist überhaupt nicht ohne Gefahr. Die Taube freilich kann sich nicht wehren, wenn sie in den Krallen des Habichts ist. Aber diejenigen Thiere, welche andere Waffen haben als die Werkzeuge der Flucht, thun es, wenn sie können. Man hat schon Raubvögel, die eine giftige Schlange in den Krallen forttrugen, plötzlich todt aus der Luft herabstürzen sehen. Die Schlange war mit ihren Zähnen an deren Hals gekommen und hatte eingebissen. Ein gleiches erzählte mir ein Freund von einem Wiesel, welches von einem Bussard gepackt und in die Höhe gehoben worden war, in den Lüften aber das Blättchen herumwendete und dem Vogel die Kehle durchbiß, so daß er todt herabstürzte. Ein andermal war, wie derselbe Beobachter mir mittheilte, das Wiesel der angreifende Theil: dasselbe sprang aus seinem Versteck, neben welchem ein Taubenhabicht mit einem geraubten Vogel sich niedergelassen hatte, muthig auf den Räuber und biß ihm den Hals durch, ehe er seine Krallen frei machen konnte, so daß er todt auf der Stelle liegen blieb.

Auch von Schmarotzerthieren werden die Raubvögel bisweilen ums Leben gebracht. In der Nähe meines Wohnorts fand man einen Gabelweih, der auf einer Wiese umherflatterte und nicht mehr aufkommen konnte. Und was war die Ursache seines Untergangs? Als man ihn ergriff, war der Kopf und Hals dicht mit so genannten Heckenböcken (Holzböcken, Vogelzecken) besetzt, die durch ihr Blutsaugen eine solche Geschwulst erzeugt hatten, daß dem Vogel das Athmen unmöglich gemacht wurde. — Es wird ferner in der „Allgemeinen naturhistorischen Zeitung" **) Folgendes berichtet, was ohne Zweifel auch hierher gehört: Ein Baumfalk (Falco subbuteo), der jung aufgezogen worden war, sei plötzlich gestorben. Derselbe „habe ein großes Loch im Kopfe (soll wohl heißen: Kropfe) gehabt, das ganz voll Maden gewesen sei. Der Vogel habe madiges Fleisch gefressen gehabt, und die Maden hätten den Kopf (Kropf?) durchbohrt. Herr Conservator Caroli in Dresden, (dem dies mitgetheilt wurde) habe bei andern Raubvögeln dieselbe Erfahrung gemacht." — Ein ähnlicher Todesfall kam einmal bei einem (gezähmten) Uhu vor, indem demselben ebenfalls, wie der Beobachter sich ausdrückte, „Maden" aus dem Halse kamen.

Da aber nun s. g. „Maden" d. h. die Larven der Schmeißfliegen ohne Luft, also auch im Innern der lebendigen Thiere schwerlich leben können, so muß ohne Zweifel angenommen werden, daß es irgend eine Art von Eingeweidewürmern war, welche durch ihr Ueberhandnehmen den Tod dieser Vögel herbeigeführt hat. Wird doch in demselben Bande der „naturhistorischen Zeitung" ein Fall berichtet,

*) Baldamus' Naumannia. Jahrg. V. S. 215.

**) Jahrg. 1856. S. 119.

daß eine Taube an Eingeweidewürmern, welche das ganze Innere derſelben anfüllten, verendet ſei! Die Tauben freſſen aber bekanntlich kein Fleiſch, alſo auch kein „madiges!“ Es iſt aber auch bekannt, daß die Raubvögel ſehr an Eingeweidewürmern, ſelbſt an Bandwürmern, leiden.

Der Leſer erſieht alſo, weßhalb die Raubvögel, obgleich ſie, wie man Beiſpiele hat, an und für ſich ein Alter von 100 Jahren und darüber erreichen, dennoch ſich nicht ſo ſtark vermehren, daß das Gleichgewicht der Natur geſtört würde. Es iſt auch hier dafür geſorgt, daß „die Bäume nicht in den Himmel wachſen.“

Es geht aber auch aus unſerer Unterſuchung über das Ende dieſer Vögel hervor, daß, wenn man auch vielleicht endlich aufhören wird, die nützlichen unter denſelben zu verfolgen und für das Einliefern ihrer Fänge Schußgeld zu bezahlen, der Schaden, welchen die menſchliche Unwiſſenheit angerichtet hat, nicht ſogleich wieder gut gemacht ſein wird. Aber ſoviel Einſicht ſollte man denn doch haben, den Schaden nicht immer noch zu vergrößern, wie das leider im vorigen Jahre (1861) durch das allgemeine Auslegen von Mäuſegift und der Mitvergiftung der mäuſefreſſenden Raubvögel wieder geſchehen iſt.

Wir haben die Raubvögel bis an ihr Ende verfolgt; werfen wir nun noch einen Blick auf ihre beſondern Eigenſchaften.

Die Sinne dieſer Vögel ſind ſehr ſcharf. Eine Eule hört das Pfeifen einer Maus aus großer Entfernung. Das „Falkenauge“ aber iſt ſprüchwörtlich geworden. Wenn ein gefallenes Stück Vieh in den heißen Ländern unter freiem Himmel liegt, ſo findet ſich bald ein Geier ein. Iſt aber einmal einer da, ſo kommen ſie bald von allen Seiten hoch aus den Lüften herab, wenn man auch vorher weit und breit keinen wahrnahm, ſo daß das Volk dort ſagt, ſie würden „aus einem Loch im Himmel herabgegoſſen!“ A. Brehm hat es aber auf ſeinen Nilreiſen als das Wahrſcheinlichſte beobachtet, daß nicht der Geruch, ſondern nur ihr unglaublich ſcharfes Geſicht die Geier herbeiführt. Darum alſo „ſammeln ſich die Adler (d. i. Geier), wo ein Aas iſt.“

Die Stimme der Raubvögel iſt ſehr einförmig, daher bei vielen Arten ſo ähnlich, daß man ſie ſchwer unterſcheiden kann. Sie laſſen ſich auch ſelten hören, manche nur zur Zeit der Fortpflanzung am Horſte und in Todesgefahr. Es gibt nur einen ſingenden Raubvogel, der aber nicht in Europa wohnt, — Singſperber (Falco musicus).

Unſere Vogelordnung enthält die klügſten unter den Vögeln. Die meiſten werden in der Gefangenſchaft ſehr zahm. Ein an meinem Wohnorte jung aufgezogener Uhu war ſo zahm, daß er von dem Holzſtoße aus, auf welchem er den Tag über frei ſaß, Abends ſich erhob, auf die Dächer und dann ins Feld flog, um Haſen zu jagen und des Morgens ſtets wieder auf ſeinem Platze war. Ein Engländer hat ſogar ein Uhupaar dahin gebracht, daß es in der Gefangenſchaft niſtete und mehrmals Junge aufbrachte.

Bekannt iſt es, daß man in früheren Zeiten allgemein die ſchnell fliegenden unter den Raubvögeln zur Jagd abrichtete. Es wurden hierzu beſonders die Edelfalken und unter dieſen am liebſten die nordiſchen (die isländiſchen) gebraucht. Wer das Nibelungenlied kennt (und kein gebildeter Deutſcher ſollte es ungeleſen laſſen), der erinnert ſich an den ahnungsvollen Traum der Chrimhilde von dem „Falken, den ihr zween Aare erwürgten,“ womit das tragiſche Ende Siegfrieds vorbedeutet war. Das Schießgewehr hat dieſe Art von Jagd zu einer bloßen Liebhaberei einzelner großer Herren herabgebracht. Aber bei einigen Völkern Aſiens iſt ſie noch allgemein üblich.

Der Cacaobaum und die Chokolade.

Von Dippel.

Weit geringer als die der beiden vorhergehenden Getränke, sind Verbrauch und Verbreitung der Chokolade, welche sich namentlich in den südlichen Ländern Amerikas und Europas in der Art eingebürgert hat, daß sie nur bei einzelnen Völkerstämmen, so in Europa vorzüglich bei Spaniern und Italienern zum Nationalgetränk geworden ist.

Die Chokolade wird aus den Samen (Bohnen) der Cacaobäume bereitet, von denen in den Staaten Süd- und Mittelamerikas, namentlich in Mexiko, Guatemala, Nicaragua, Caracas, sowie auf den Antillen mehrere Arten heimisch sind. Soweit bekannt, benutzt man bisjetzt die Bohnen von echten, (Theobroma cacao) schönen, (Th. speciosum) weißblättriger, (Th. subincenum) zweifarbiger, (Th. bicolor) und Waldcacaobaum, (Th. silvestris), welche zu der Familie Butterim, einer den Malven nahe verwandten natürlichen Familie aus der Ordnung der Säulenfrüchtigen gehören. Angebaut wird von den genannten Baumarten indessen nur der echte Cacaobaum (Theobroma cacao). Derselbe erwächst zu einem 15, hier und da wohl auch 30—40 Fuß hohen Baum von Schenkeldicke, der mit einer zimmtbraunen Rinde bekleidet ist und schlanke Aeste treibt. Die ganzrandigen, länglich zugespitzten, glatten Blätter werden etwa 10 Zoll lang und 3 Zoll breit. Sie sitzen auf dicken, zolllangen Stielen und hängen etwas nach abwärts. Die zu den Zeiten der Sonnenwenden hervorbrechenden Blüthen stehen in kleinen Büscheln längs der Aeste und Zweige. Der fünftheilige Kelch ist außen blaßgrün, innen röthlich, die tiefblätterige Blumenkrone gelblich oder blaßrosa mit 15 rosenrothen Staubfäden, von denen 5 taub sind und zwischen den Blumenblätter stehen. Die Frucht hat große Aehnlichkeit mit unserer Gurke, ist 6—8 Zoll lang, 2 Zoll dick, mit einer lederartigen bis holzigen, 10furchigen etwas rauhen Schale bekleidet, welche reif dunkelroth gefärbt und mit gelben Punkten bedeckt erscheint. Dieselbe enthält 25—40 von einem weißen, angenehm säuerlichen, Durst löschenden Brei umhüllt, eiförmig, etwas platt gedrückt, mandelgroße Samen mit einer dünnen, brüchigen, aber ziemlich fest anschließenden röthlich braunen oder violetten Haut, welche den braunen bis röthlichbraunen, trocken fettglänzenden, leicht in kleine eckige Stückchen zerbrechenden Kern einschließt, der einen gewürzhaften Geruch und angenehm öligen, bittren Geschmack besitzt.

Der echte Cacaobaum kann zwischen den Wendekreisen überall da, wo er nicht wild wächst, angebaut werden und liebt vorzugsweise einen etwas sandigen, aber guten, wasserreichen, doch nicht nassen, lockern Boden. Man pflanzt ihn entweder mittelst Samen an, die man gleich in 10—12 Fuß von einander abstehenden, einige Zoll tiefe Löcher einsteckt, oder vermehrt ihn durch 2—3 Fuß hohe Setzlinge. In der Regel hält man die Bäume in den Pflanzungen ziemlich niedrig, weil ihnen die starken Winde leicht schaden. Die aus Samen erzogenen Pflanzen blühen nach 2 Jahren, die aus Setzlingen erwachsenen dagegen schon nach 10 Monaten und dann fast ununterbrochen das ganze Jahr hindurch. Die Frucht reift etwa 4 Monate nach der Blüthe.

Sobald die Frucht reif geworden ist, wird sie abgepflückt und geöffnet, dann die Samen von der Marksubstanz gereinigt und an der Sonne getrocknet oder gerottet. Die letztere Operation besteht darin, daß man die Samen entweder in große Haufen zusammensetzt, in Fässer einträgt und beschwert, oder auch in die Erde gräbt, um sie so eine wenige 4—5 Tage dauernde Gährung durchlaufen zu lassen, worauf sie dann erst an der Sonne getrocknet werden. Durch diese Behandlung verlieren die Bohnen einen Theil ihrer natürlichen Bitterkeit und Schärfe, werden fester und lassen sich leicht schälen, da die Oberhaut zerstört wird.

Je nach den klimatiſchen und Bodenverhältniſſen, nach der Sorgfalt, mit welchen die Cultur betrieben und die weitere Behandlung der Samen vorgenommen wird, geſtaltet ſich die Zeit der Cacaobohne verſchieden und unterſcheidet man die in den Handel gebrachten mit den Namen: Mexikaniſchen Cacao, Guatemala, Cacao, Caragua, Surinam Cacao, Para Cacao, Marencho Cacao, Cayenne Cacao, Jamaika Cacao u. ſ. w. Am meiſten werden die Cacaoſorten geſchätzt, welche aus dem Feſtlande von Mittelamerika kommen und ſoll namentlich Mexico die feinſte Sorte, die ſogenannte Soconuzco liefern, welche indeſſen ſelten auf den europäiſchen Markt kommt.

In Mexiko iſt die Chokolade als Lieblingsgetränk ſchon ſeit urdenklichen Zeiten in Gebrauch. Denn als die Spanier zuerſt dahin kamen, fanden ſie dieſelben ſchon überall verbreitet, und die Ureinwohner, welche das Getränk Chocollatl nannten, behaupteten, daß es ſchon ſeit den früheſten Zeiten bei ihnen einheimiſch ſei. Durch die Spanier wurde die Chokolade etwa im erſten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts in Europa bekannt und kam ſeitdem faſt in allen civiliſirten Ländern in Gebrauch. Wo Thee und Kaffee ihren Sitz aufgeſchlagen haben, da hat dieſelbe indeſſen eine weit geringere Verbreitung erlangt als in den Ländern, wo man ſich weniger an den Genuß gewöhnt hatte, wie z. B. in Spanien, Italien, das ſüdliche Frankreich u. ſ. w. Indeſſen auch der Nordländer liebt zu Zeiten ſeine Taſſe Chokolade, und wie ſehr dieſelbe bei einigen Perſönlichkeiten geſchätzt wird, davon gibt uns der große Linné ein Beiſpiel, der ſie ſo ſehr liebte, daß er ihr den Namen Theobroma beilegte, der auch auf die Mutterpflanze übertragen wurde.

Der deutſche Zollverein verbraucht an Cacao etwa 15 Millionen Pfund, eine Gewichtsmenge, die lange noch nicht den Verbrauch an Cichorienwurzel erreicht und dem des Kaffees gegenüber faſt verſchwindet.

Zum Gebrauch werden die Cacaobohnen gerade wie die Kaffeebohnen zubereitet. Sie werden langſam ſo lange geröſtet, bis ſich ihr Aroma vollſtändig entwickelt hat. Dieſelben ſind dadurch etwas heller von Farbe, aber zugleich auch ſpröder geworden und haben wiederum von ihrer auch nach der Gährung noch zurückgebliebenen natürlichen Bitterkeit und Herbe verloren. Für den Verbrauch werden ſie nun erſt weiter verarbeitet und zwar unterſcheidet man dabei drei Verfahrungsweiſen.

Erſtlich werden die geröſteten Bohnen geſchält und dann nur in kleine Stücke zerſtoßen. Dies ſind die ſo genannten Cacaoſpitzen, welche die reinſte Form des Cacao bilden, wie er gewöhnlich im Kleinhandel vorkömmt.

Zweitens zerſtößt man die ganzen Bohnen in einem heißen Mörſer oder zermahlt ſie zwiſchen heißen eiſernen Walzen zu einem Teig, den man noch mit Stärke, Zucker und dergl. in verſchiedenen Verhältniſſen vermiſcht. Wir haben hierin den körnigen, feſten Cacao, wie er namentlich in den Seeſtädten häufig verkauft wird, ſeltener ſchon zu uns kömmt.

Drittens wird die größeſte Bohne zwiſchen heißen Walzen zu einem körnigen Teig zermahlen, der mit gutem Zucker verſetzt und mit Vanille, Zimmt oder andern Gewürzen gewürzt und dann in blecherne Formen gegoſſen und erkalten gelaſſen wird. Dieſe Tafeln bilden unſere gewöhnliche Chokolade, wie ſie in der Regel im Handel vorkommt.

So verſchieden wie die Zubereitungsweiſe iſt auch die Art und Weiſe, wie man die Chokolade genießt. Bekannt ſind ja überall die aus dem Teige geformte Täfelchen, Bonbons und Figürchen, die man ähnlich wie anderes Zuckerwerk in feſtem Zuſtande genießt. Vernünftiger wie das gewöhnliche Zuckerwerk naſchen iſt dieſe Genußweiſe ohne Zweifel, da die Chokolade in dieſem Zuſtande eine große Nährkraft und Stärkungsfähigkeit beſitzt. Außerdem wird die Chokolade

zu Pulver zerrieben und mit heißem Wasser oder kochender Milch angebrüht. In diesem Zustande bildet sie mehr einen Brei als ein eigentliches Aufgußgetränk, besitzt aber neben ihrer Nahrhaftigkeit einen angenehmen Geschmack und erfrischt und belebt das Gemüth.

Eine weitere Form von Getränke geben die reinen Cacaospitzen. Dieselben werden zu dem Ende mit Wasser gekocht und liefern mit demselben eine dunkelbraune Flüssigkeit, welche von den unlöslichen Theilen der Bohne abgegossen und dann mit Zucker und Milch versetzt wird. Auf diese Weise erhält man nicht nur ein höchst angenehmes und wohlschmeckendes, sondern auch ein solches Getränke, welches den Verdauungsorganen weit zuträglicher ist als das aus der ganzen Bohne bereitete.

Endlich gewinnt man auch aus den bei der Bereitung der Cacaospitzen abfallenden Schalen ein gesundes, wohlfeiles und dabei ganz angenehmes Getränke, was schon hier und da namentlich in Irland bei den ärmeren Classen der Bevölkerung Eingang gefunden hat, und was auch unseren deutschen Armen an Stelle des Cichorientrinkens auf das angelegentlichste zu empfehlen wäre. Diese Schalen, welche sich überall in den Chokoladefabriken in großen Massen ansammeln, bilden jetzt schon einen bedeutenden Handelsartikel, welcher namentlich von Triest und andern italienischen Häfen her ausgeführt wird und um einen verhältnißmäßig billigen Preis zu erlangen ist. Selbst da, wo man sich ihrer nicht im reinen Zustande bedienen will, können sie mit den billigen Cacaosorten vermischt zu einem recht angenehmen und zuträglich gesunden Getränke verwendet werden.

Die Wirkungen auf das Körper- und Geistesleben des Menschen theilt die Chokolade mit Kaffee und Thee, und es machte sich dieselben namentlich durch ihren erfrischenden und erhaltenden Einfluß geltend. Außerdem besitzt dieselbe eine nicht unbedeutende Nährkraft, wodurch sie sich vor jenen noch besonders auszeichnet. Diese Wirkungen verdankt die Chokolade den im Cacao enthaltenen chemischen Verbindungen, von denen sich namentlich die folgenden als wirksam erwiesen haben.

Die eigenthümliche organische Base, welche aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Sauerstoff besteht und den in dem Thee und Kaffee enthaltenen Thein nahe kommt, wurde nach dem Gattungsnamen des Baumes Theobromin genannt. Sie bildet wie das Thein für sich rein dargestellt eine weiße, krystallisirte Substanz von schwach bittrem Geschmack und höherem Stickstoffgehalt als dieses selbst. Seine Wirkung auf Körper und Geist darf wohl als ähnlich der des Theins angesehen werden und sind ihm wohl zunächst die erheiternden, beruhigenden und hungerstillenden Eigenschaften der Chokolade zuzuschreiben. Da der Theobromin sich indessen nicht nur in dem Samenkern, sondern auch in der Samenschale findet, so ist leicht einzusehen, wie auch die Abkochung der bloßen Schalen nicht ohne günstige Wirkung sein kann. Inwieweit der Stickstoffgehalt dieser Substanz auf den Ernährungsproceß einwirkt, läßt sich aus dem wohlthätigen Einfluß erschließen, den alle an Stickstoff reichen Körper, insoweit sie nicht narkotisch wirken, auf den Lebensproceß ausüben.

Das flüchtige Oel, welches dem Cacao sein Aroma ertheilt und wie bei Kaffee und Thee erst durch das Rösten erzeugt wird, ist seiner Menge nach noch nicht genauer bestimmt. Dieselbe dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach nur höchst gering sein. Seine Wirkung ist aber sicher derjenigen gleich, welchen das flüchtige Oel des Kaffees und Thees hervorruft.

Vor Kaffee und Thee zeichnet sich der Cacao namentlich durch seinen bedeutenden Gehalt an Fett aus, welches durch Auspressen oder Auskochen der Samenkerne erhalten werden kann und unter dem Namen der Cacaobutter bekannt ist und namentlich in der Heilkunde gebraucht wird. Von diesem Fett enthält die

geschälte Bohne mehr als die Hälfte ihres Gewichtes. Die Cacao bildet sonach rein für sich gebraucht ein außerordentlich fettreiches Nahrungsmittel, welches gerade aus diesem Grunde nicht selten bei längerem Genuß widersteht. Deßhalb und um das Uebermaß an Fett mehr ins Gleichgewicht mit andern nährenden Substanzen zu bringen, setzt man bei der Chokoladefabrikation des Cacao Zucker, Stärkemehl und dergl. in gewissen Verhältnissen zu, diese dürfen aber nicht über ein gewisses Maß gesteigert werden, wenn sie nicht den Werth statt ihn zu ersetzen vermindern sollen.

Außer den genannten hauptsächlich wirksamen und für den Ernährungsproceß nutzbringenden Substanzen enthält der Cacao auch nicht unbeträchtliche Mengen von Stärkemehl, Kleber und anderen Stoffen, welche als nothwendige Bestandtheile unserer Nahrung bekannt sind.

Untersucht man die getrockneten, wasserfreien Cacaobohnen, so stellt sich auf 100 Gewichtstheile folgendes Verhältniß der in ihnen enthaltenen Stoffe heraus:

Mineralbestandtheile	4
Stärke, Zucker und dergl. . .	22
Fett	51
Pflanzenkäsestoff oder Kleber .	21
Theobromin	2

Es kommen dieselben somit ihrer chemischen Zusammensetzung nach unter den menschlichen Nahrungsmitteln der Milch am nächsten, von der sie sich nur durch ihren größeren Fettgehalt unterscheiden, weßhalb Cacao in reinem Zustande auch nie in so ausgedehntem Maßstabe verwendet werden kann wie diese. Wird derselbe indessen mit Wasser vermischt genossen, so kömmt er der Milch sehr nahe und ist in dieser Beziehung allen andern Aufgußgetränken vorzuziehen, da er mit den ihm eigenthümlichen Wirkungen die ernährenden Eigenschaften anderer Substanzen in so hohem Grade vereinigt.

Was nun die Art und Weise angeht, in der wir die Chokolade in der Regel zum Gebrauch vorbereitet im Handel erhalten, und wie wir dieselben am häufigsten genießen, so lehrt ein Blick auf die chemische Zusammensetzung des reinen Cacao, daß wir in jenen zweckdienenden Beimengungen eine Verbesserung des reinen Productes zu erblicken haben. Was in dem ersten Falle die Beimengung von Zucker, Mehl, Stärke und dergl. zu der Teigmasse betrifft, so ist schon vorhin darauf hingewiesen, daß dieselbe bei dem enormen Fettgehalt der gerösteten Samenkerne nur dazu dienen kann, den Werth des Cacao als Nahrungsmittel zu erhöhen und denselben für die Verdauungsorgane zuträglicher zu machen. Freilich müssen diese Zusätze zu der Cacaomasse in einem gewissen Verhältnisse stehen und dürfen nicht im Uebermaß vorhanden sein, wenn sie nicht als eine Verfälschung, die nur durch Gewinnsucht dictirt wurde, zu betrachten sein sollen. Die Vermischung der Abkochung — denn einen Aufguß von Kaffee und Thee bildet die Chokolade durchaus nicht — mit Milch ist gleichfalls durch die chemische Constitution beider Stoffe gerechtfertigt. Während der Cacao eine reiche Menge an Fett enthält, bringen wir in der Milch den fehlenden thierischen Käsestoff hinzu und erzielen dadurch eine Ergänzung und Vermengung von verschiedenen organischen Substanzen, die längst als von der höchsten Bedeutung für den menschlichen Ernährungsproceß erkannt sind.

In Brasilien hat man seit langer Zeit ein ganz treffliches Ersatzmittel für den Cacao im Gebrauch, was von den Reisenden gewöhnlich unrichtiger Weise als eine Kaffeeart beschrieben wird und unter dem Namen brasilianischer Cacao oder Guarana bekannt ist.

Nach den Mittheilungen des bekannten Reisenden Herrn von Martius stammt die Guarana von einer strauchartigen brasilianischen Schlingpflanze, der erfri-

schenden Paullinie (Paullinia sarbilis), aus der tropischen Familie der Sapindaceen mit zweiparig gefiederten Blättchen, unscheinbaren, in langen Trauben stehenden Blüthen und birnförmiger, dreikantiger zottiger Kapselfrucht, welche innerhalb einer weichen, weißen Marksubstanz die glänzend schwarzen Samen enthält. Diese letzteren werden wie die des Cacaobaumes gesammelt, geröstet, zermahlen und dann mit Wasser zu Teig zusammen geknetet und zu Kugeln oder Kuchen geformt, welche getrocknet unter dem Namen Guaranapasta oder Guaranabrod bekannt sind, eine dunkelbraune Farbe besitzen, bitter und zusammenziehend schmecken und ähnlich wie saures Brod riechen. Zum Gebrauch werden diese Kuchen eben so wie unsere Chokoladetafeln zerkleinert, mit Wasser zubereitet und dann mit Zucker versüßt getrunken. In welcher Ausdehnung dieses Getränk in Brasilien bereitet und genossen wird, ist nicht hinreichend bekannt. Seine Wirkungen werden indessen als höchst erfrischend und stärkend geschildert. Auch sollen die Samen Thein oder einen diesem ähnlichen Stoff enthalten, so daß das Getränk wohl berechtigt sein dürfte, neben den bisher genannten einen Platz einzunehmen, wenn man bei dessen Genuß mit der gehörigen Vorsicht verfährt. Es ist diese Vorsicht nämlich durchaus nothwendig, weil die Pflanze eine nahe Verwandte südamerikanischer Giftpflanzen ist, und auch deren Samen selbst im rohen Zustande genossen höchst narkotisch wirken; ja sagar die Past soll in größerer Menge genossen nicht ohne Nachtheil für den Organismus sein.

Als Surrogat für den Cacao sowohl als für die brasilianische Guarana sind nur wenige Pflanzenstoffe bekannt, da dieselbe neben einer aromatischen Substanz auch einen hinreichenden Fettgehalt enthalten müssen, was aber selten zusammentrifft. Man hat bis jetzt nur oelhaltige Samen dazu benutzt. So gebraucht man z. B. in Spanien und dem Süden von Nordamerika zu diesem Zwecke die unter der Erde reifenden Samen einer Hilsenfrucht, der Erdnuß (Arachis hypogaea), die man in ganz ähnlicher Weise zubereitet und verwendet wie die Chokolade. In ersterem Land verwendet man außerdem auch noch die Knollen eines Halbgrases, die sogenannten Erdkastanien oder Erdnuß (Cyperus esculenta) in gleicher Weise. Zu der echten Chokolade verhalten sich die aus diesen Pflanzen bereiteten Getränke ähnlich, wie unsere Cichorien- und Gelberübenbrühe zum Kaffee, indem ihnen ein dem Thein oder dem Theobromin ähnlicher Bitterstoff ganz und gar abgeht.

Von solchen Stoffen, welche von Chokoladefabrikanten aus betrügerischer Absicht dem Cacao zugesetzt werden, sind außer einem Uebermaß namentlich von Stärkemehl die Schalen der Cacaobohnen, verschiedene Wurzelmehle sowie die Ocker zu nennen. Namentlich werden die verschiedenen Chokoladesorten des Gewichtes wegen nicht selten mit dem letztgenannten Minerale in fein gepulvertem Zustande versetzt, was man indessen leicht erkennen kann, wenn man eine kleine Chokoladeprobe an der Luft verbrennt. Die rückständige Asche erscheint bei einem derart verfälschten Producte immer roth gefärbt, während sie sonst das bekannte graue Ansehen hat.

Dies und Das.

Drachen aus Papier in die Luft steigen zu lassen, wenn ein mäßiger Wind wehte, besonders im Frühlinge und Herbste, war gewiß in unsern Knabenjahren eine ebenso große Lust, als sie es nun unsern Kindern ist. Daß dies Spiel aber nicht deutschen oder überhaupt europäischen Ursprungs ist, dürfte nur Wenigen bekannt sein. Es stammt aus China und weit aus dem Osten Asiens, weit über das Weltmeer haben es die Holländer heimgebracht in ihr Land, und von Holland aus hat es sich nach und nach über ganz Europa verbreitet.

Der Köhler-Lorenz.

Novelle, nach einer Sage bearbeitet. Von Paul Stein.

Der siebenjährige Krieg trieb schon mehrere Jahre sein unholdes Wesen in den deutschen Gauen und schreckte selbst entlegene, friedliche Gegenden aus ihrer Ruhe auf. Auch da, wo gleichsam die Natur einen schützenden Wall von Wäldern und Bergen um sie gezogen, vernahm man mitunter das wilde Kriegsgetöse. So drang es auch in den Odenwald ein. Die Franzosen streiften hier herum und wurden von dem tapfern Herzog Ferdinand von Braunschweig verfolgt, der seine muthigen Schaaren, dem Feinde nach, auch in die dichtesten Wälder und finstersten Schlupfwinkel entsandte. Manches Scharmützel wurde zwischen den hohen Bäumen des Odenwaldes geliefert, mancher Franzose in seinen tiefen Schluchten für immer gebettet, und mancher junge deutsche Krieger erfocht sich hier ein Lorbeerblatt. Den Landleuten aber, die ihre Hütten in den lieblichen Thälern dieses Gebirges und an seinen sonnigen Bergabhängen aufgeschlagen hatten, war es mit dem Einen wie dem Andern nicht sonderlich gedient; sie hätten viel lieber ihre Felder in Ruhe gepflügt, ihre Heerden hinausgetrieben auf die grüne Weide und das Holz gefällt für die großen Kohlenbrennerstätten, die damals viel verbreiteter und wichtiger noch waren als heut zu Tage. Bei den nahen Kriegsthaten mußte ihr Rauch häufig gedämpft werden, um nicht dem Feinde ein Wegweiser zu sein. — Eine ängstliche Spannung herrschte selbst da, wohin der Schall der Kriegstrompete bis jetzt nur wie eine Mähre gedrungen war. Manches Dörfchen lag so waldumschlossen und so gar idyllisch in den Bergen drinnen, daß es unmöglich erschien, der Lärm des Krieges könne auch bis hieher dringen.

Diese Orte, die wie Lichtpunkte in der dunkeln Waldesnacht glänzten, wie hingeworfen an den sonnenbeglänzten Abhang eines Berges, vom hellen Grün der Obstbäume, von Gärten und Feldern umgeben, liegen heute fast noch ganz so da wie vor hundert Jahren, scheinbar so friedlich, so glücklich, einer lieblichen Idylle gleich, die zwischen diesen schützenden Wäldern eine bleibende Stätte gefunden. Und doch herrschen auch hier böse Mächte wie allenthalben in der Welt: Friede ist nur, wo der Mensch in der eigenen Brust ihn findet, und wo er menschenfreundlich diesen besten Schatz seines Lebens zum Gemeingut seiner Umgebung zu machen sucht.

In dem lieblichsten und verborgensten jener idyllischen Dörfchen erzählte man sich nun wie von einer schauerlichen Sage von den Kriegsereignissen, die sich weiter vorn, näher der Bergstraße zutrugen, doch wagte man sich nicht mehr recht, einige Stunden Weges zu gehen, und wanderte Sonntags auch nur in gedrängter Masse nach dem zwei Stunden entfernten Pfarrdorfe, um die Kirche zu besuchen.

Selbst ängstlich betrat man den schmalen Pfad, der zu der Kohlenbrennerstätte führte, die in der Tiefe des nahe gelegenen Waldes lag, und doch wußte der Köhler Lorenz am meisten von den Helden- und Schauerthaten dieses Krieges zu erzählen und verstand mehr davon als alle Andern, warum man Krieg führte, und konnte überhaupt über Manches Belehrung geben, was gar so unverständlich erschien; und wurden die Meisten auch nicht recht klug daraus, horchten sie doch gerne des Köhlers Reden, und Einer und der Andere ging denn doch etwas weiser noch Hause, als er gekommen war.

Lorenz war aber auch ein erfahrener Mann, mehr als fünfzehn Jahre hatte er sich in der Fremde herumgetrieben. Als ein wilder Bub', dem das Vaterhaus zu eng wurde, verließ er die Heimat und achtete der Mutter Thränen nicht, die das einzige Kind nicht von sich lassen wollte.

Eines Morgens war er fort, und Niemand hörte mehr von Lorenz, bis er

nach etwa fünfzehn Jahren wieder kam — arm, wie er fortgewandert, ein Schmiedegeselle; — nur Etwas brachte er mit: ein Kind von drei Jahren, zart und fein, wie man im Dorfe noch keines gesehen. Man kannte den Lorenz nicht mehr, als er mit dem kleinen Mädchen an der Hand seinem Elternhause zuging, und als er dort anklopfte, öffnete eine fremde Hand die Thür und eine fremde Stimme fragte ihn: „Was suchst Du hier?“ —

Seine Eltern waren in Armuth gestorben; die kräftige Hand fehlte dem Geschäft des Vaters wie dem Haushalt der Mutter seit des Sohnes Weggang, und jede Lust am Leben und somit auch an der Arbeit, die ihrer wenigen Habe unumgänglich nöthig war, sollte sie nicht ganz dahingehen, war den alten Leuten entschwunden mit dem Anblick des einzigen Kindes. Die arme Mutter kränkelte und starb nach wenigen Jahren; der Vater schleppte sich noch eine Weile durch, und als auch er endlich zu Grabe getragen wurde, war Nichts mehr übrig als das verschuldete Haus mit der kleinen Werkstätte, und Beides fiel somit in fremde Hände. —

Lorenz, als er dies Alles erfahren, führte das Kind, des er mitgebracht, in den Wald hinaus und sagte zu ihm: „da wollen wir uns eine Hütte bauen,“ und das Kind lachte dazu, schlug freudig in die kleinen Hände und rief: „Hier ist's schön, Vater, nicht so hell wie draußen, aber horch, wie die Vögel singen, und Blumen wachsen hier, und wenn wir ein Haus haben, bringst Du mir meine Tauben wieder, und dann kommt auch die Mutter wieder und —“

Das Kind hielt inne — war es der finstere Blick seines Vaters, der es erschreckte, oder tauchte seinem kindlichen Sinn eine schreckhafte Erinnerung auf: — es umklammerte plötzlich mit heftigem Erzittern Lorenzens Kniee und weinte. Da hob er die Kleine rasch auf seinen Arm, küßte sie und tröstete:

„Ich baue uns hier ein Haus, und Du sollst Deine Tauben wieder haben, und Blumen und Beeren findest Du im Wald genug, und für eine Ziege, die Dir Milch gibt, armes Kind, wird's auch noch reichen.“

Nach kurzer Zeit hatte Lorenz eine Hütte im Wald unfern der Kohlenbrennerstätte aufgeschlagen, und der einstige Schmiedegeselle wurde ein Köhler und stellte dabei einen Ambos vor seinem kleinen Hause auf und baute einen Feuerherd daneben. Man konnte hier durch die Lichtung der Bäume hinaussehen auf den Weg, der sich durch das schmale Thal schlängelte, an dessen jenseitigem Abhang die Häuser des kleinen Dorfes zerstreut umherlagen. In den Stunden, in denen der Köhler zu Hause war, nagelte er den Ackerpferden manchen Huf auf, und zwar mit einer Geschicklichkeit wie kein Schmied weit und breit, und man verwunderte sich Anfangs, daß der Lorenz nicht zu seinem Handwerk zurückgekehrt sei und sich im Dorf niedergelassen habe.

„Ich bin am liebsten im Wald draußen“, sagte er, wenn man ihn darum befragte, und bald war es, als ob's nicht anders habe sein können, als daß der heimgekehrte Schmiedegeselle ein Köhler geworden.

Was sein früheres Leben betraf, sprach er wenig von sich selbst, mehr von allgemeineren Dingen, die er in der Fremde kennen gelernt; nur daß er ein Weib gehabt, erzählte er, und als sie ihm gestorben, habe ihn Heimweh erfaßt, und er habe Alles aufgegeben, um mit seinem Kind hieher zu wandern. — Auch der kleinen Marie konnte man Nichts entlocken; sie war noch zu jung, und dann auch hütete sie Lorenz so viel als möglich vor jeder Berührung mit den neugierigen Dorfbewohnern. Er nahm eine arme, alte Verwandte zu sich zur Warte des Kindes, doch auch sie durfte nur ins Dorf gehen, wenn es durchaus nöthig war. Auch sandte er Marie nicht in die Schule, die ohnehin noch im Argen lag, und wohin das Kind hätte zwei Stunden Weges gehen müssen. Er unterrichtete die Kleine selbst, und dann ging sie nur an seiner Hand des Sonntags in die Kirche; nachher führte er sie zu dem Seelsorger des Orts, der ihr den nöthigen Religions-

unterricht ertheilte. Sonst lebte Marie ganz einsam im Wald, und als auch, wie sie kaum zwölf Jahre alt war, die alte Base starb, blieb sie allein in der Hütte, bei ihrer Ziege, ihren Tauben, und sie unterhielt sich mit ihnen in kindlicher Weise; dann spann und strickte sie, was die Base sie gelehrt, und bereitete das einfache Mahl für sich und ihren Vater. Kam er nicht heim, trug sie es auf die Kohlenstätte und sah dann wohl auch so lange den schwarzen Gesellen zu, bis ihre derben Späße sie verscheuchten. Am liebsten saß sie an der Quelle, die den Waldesgründen entströmend, abwärts über Moos und Gestein in das schmale Thal sich wand. Hier konnte sie oft stundenlang weilen und über die dunkeln Waldungen hinweg in die blaue Ferne sehen, die hinter ihnen wie ein geheimnißvolles Land, das mit dem Himmel zusammenhing, den Horizont begrenzte.

Da wurden auch ihre frühsten Kindererinnerungen wieder lebendiger, und es war ihr, sie müsse in jenem blauen, dem Himmel nahen Land schon geweilt haben. Sie mochte ihren Vater nicht viel darum befragen; denn so oft sie es noch gethan, war er stets finster geworden und hatte ihr doch weiter Nichts mitgetheilt, als was sie schon wußte: daß sie aus dem Land hätten fliehen müssen, wo sie geboren worden, und auf dieser Flucht Mutter und Bruder ihr gestorben seien. — Eine geheime Sehnsucht nach diesem Land wuchs mit ihr auf, obgleich sie Nichts weiter davon in der Erinnerung trug, als daß es dort recht sonnig hell gewesen sei, und wenn sie so recht lang und tief in die blaue Ferne hineinsah, kam es wie Heimweh über sie, und dann mußte sie weinen, und was sie besaß und liebte, wollte nicht ausreichen, diese Thränen zu trocknen, nicht die Liebkosungen ihres Vaters, nicht das Täubchen, das kosend auf ihrer Achsel saß, nicht die Vögel, die sie singend umflatterten, und nicht die Sterne, die so wunderbar schön durch die Wipfel der Bäume auf sie herabsahen. — Wohl wusch sie die Augen an der Quelle wieder hell, damit der Vater keine Thränenspur bemerke, allein das Herz, das diese Verräther in die Augen entsandt, trauerte doch noch immer eine Weile fort, wenn sie auch schon wieder hell strahlten.

So erlebte Marie ihr sechzehntes Jahr. Das zarte Kind, von der stärkenden Waldesluft gekräftigt, erblühte frisch und gesund und schön wie die Blumen auf dem saftigen Boden um sie her. Ihre Wange, gerundet und sammtartig, trug das Inkarnat eines an der Sonne gereiften Pfirsichs, ihr Auge, dunkel wie die Nacht, strahlte wie ihr schönster Stern, und ihr Mund, roth wie die Beeren am Gebüsche, das ihre Hütte umgab, war wie zum Kuß der Liebe geschaffen.

Mit dem frühsten Morgen stand auch Marie schon vor der Thür ihres kleinen Hauses und lauschte dem erwachenden Gesang der Vögel und sang mit ihnen ein Danklied zum Himmel auf. Dann nahm sie das Spinnrad zur Hand und spann, bis der Vater kam zum Morgentrank, welchen die Ziege lieferte. Ging er dann zur Kohlenstätte zurück, so lief sie an den Bach, Gesicht, Hände und Füße darin zu baden und bei dem Spiegel des Wassers sich Haar und Anzug zu ordnen.

Eines Morgens, als sie schon mit seinem ersten röthlichen Scheine an der Hütte lehnte, lauschend auf das neu sich regende Tagesleben, nahte ein schlanker Bursche der Wohnung des Köhlers; sein Gang war etwas zögernd, forschend sah er von Zeit zu Zeit zurück, als fürchte er, auf diesem Wege entdeckt zu werden, und doch trug sein Gesicht einen so offenen und gutherzigen Ausdruck, daß man ihm unmöglich eine schlimme Absicht zutrauen konnte.

Als er so nahe gekommen, daß er Marie sehen konnte, blieb er stehen und betrachtete sie erst neugierig, dann mit steigender Bewunderung. Er hatte wohl schon von der Köhler-Marie gehört, sie auch schon aus der Ferne in der Kirche gesehen, doch ohne viel auf sie zu achten. Er mochte sich nicht mit ihr befassen

da der Aberglaube ſich an das einſame Waldkind gehängt, und nur Wenige daran glaubten, daß Marie wirklich des Köhler-Lorenz Tochter ſei. Verſchiedene Vermuthungen liefen deßhalb um, und die Jugend, die beſonders gern an das Wunderbare glaubt, legte ihr geradezu eine übernatürliche Abſtammung bei, mit der böſe Mächte ihr Spiel getrieben.

Darum hielt auch eine gewiſſe Scheu von jedem neugierigen Eindringen in die Köhlerhütte ab, und der Burſche, der ſich ihr eben nahte, wurde durch einen ganz beſondern Grund dazu verleitet, welcher Nichts mit der Neugierde gemein hatte, am wenigſten mit dem dämoniſchen jungen Mädchen, deſſen Schönheit ihn eben in ſo hohem Grade überraſchte, daß er regungslos in ſtummem Anſchauen vor ihr ſtehen blieb.

Sie, die durch die Bäume nach der röthlichen Lichtung des Himmels blickte und ihr Ohr den erwachenden Morgentönen zuneigte, bemerkte ihn nicht. Als die Vögel ihr fröhliches Gejauchze begannen, ſang auch ſie mit friſcher Stimme dem Tag und ſeinem gütigen Schöpfer entgegen, und unwillkürlich faltete der Horcher ſeine Hände wie zum Gebet.

Der Waldeshain wurde ihm gleichſam zum Tempel des Herrn, des Mädchens frommes Lied, der Vögel Geſang, das Summen der Käfer, das Liſpeln der Blätter und das Wehen der Halme ſein Loblied darin. So empfand es unwillkürlich der junge Burſche, ohne jedoch darüber zu denken; es war ihm nun plötzlich zu Sinn, die Köhler-Marie ſei ein heilig Weſen und nimmermehr böſen Mächten entſtammt.

Da endete ihr Geſang, und ſie ſah ſich um und erblickte den jungen Mann, wie er daſtand mit gefalteten Händen und gar andächtig zu ihr herblickte. Doch kaum hatte ihr Auge ihn getroffen, als ein dunkles Roth ſein ganzes Geſicht bedeckte und er ihr ſtotternd einen „Gutenmorgen“ wünſchte.

„Wer biſt Du und was willſt Du?“ fragte ſie ihn, während auch ihre Wange ſich höher färbte.

„Ich bin des Waldners Frieder und wohne da drüben im Dorf und möchte gern den Köhler-Lorenz ſprechen,“ gab er ihr näher tretend zur Antwort.

„Er wird gleich da ſein zum Morgentrank,“ erwiederte ſie freundlich und hieß ihn auf die Bank vor der Hütte niederſitzen.

Dann ging ſie, die Geiſe zu melken und die Tauben zu füttern, und er ſah ihr nach, und all ihr Thun kam ihm ganz anders vor als das Treiben der Mädchen im Dorfe drüben, und wunderbar regte es ſich in ſeinem Herzen, als ob es eben auch darin tagen wolle wie am Himmel. Er ſprach Nichts mehr mit dem Mädchen, obgleich ſie ab- und zuging und ihn zwiſchendurch freundlich anſah. — Was in ihm vorging, war zu neu, zu überraſchend, um Worte dafür zu finden, und zu überwältigend, um von etwas Anderem reden zu können.

Da ſtand auf einmal der Köhler-Lorenz vor dem Burſchen und ſah ihn finſter an, und ſein mißtrauiſcher Blick ſuchte Marie. Sie kam mit der irdenen Schüſſel voll friſchgemolkener Milch und einem Stück Schwarzbrod und reichte ihm Beides mit freundlichem Morgengruß hin. Der Burſche brachte indeſſen ſein Anliegen vor, mit dem Köhler Etwas im Vertrauen zu reden, und dieſer ging mit ihm in die Hütte. Marie warf noch einen Blick hinein, dann ſchritt ſie wie jeden Morgen der Quelle zu, nur heute etwas langſamer als ſonſt.

Lorenz kannte des Waldners Frieder als einen braven Burſchen, doch hatte er noch nie mit ihm verkehrt. Er kam ſelten ins Dorf, und Frieder führte ſein Weg noch ſeltener an der Kohlenſtätte vorbei, doch wußte er wie Alle im Dorf von dem vielerfahrenen Köhler, und am vergangenen Sonntag hatte er ihm im „goldenen Löwen“ zugehört, wie er von den Heldenthaten des Preußenkönigs er-

zählte und von den schwarzen Husaren unter Ferdinand von Braunschweigs Fahne, die vornen im Odenwald der Franzosen Schrecken seien, und da auf einmal war ihm ein Licht aufgegangen, wie er am besten seiner Noth ein Ende machen könne; denn der Bursche, so jung er noch war, trug doch schon eine schwere Lebensqual, welcher zu entgehen es ihn gar sehr verlangte.

Sein Vater, seit mehreren Jahren Wittwer, hatte nämlich die junge Magd im Hause gefreit, und das wollte Frieders Kopf und Herz nicht vertragen. Er selbst war schon heirathsfähig, und seine Schwestern waren es bald auch, und sie sollten nun Mutter sagen zu der Magd, die fast in gleichem Alter mit ihnen stand. Frieder brachte für sie diesen heiligen Namen nicht über seine Lippen, und obgleich er dem Vater bei dieser Angelegenheit weder Verdruß zu machen gesucht noch Trotz an den Tag gelegt hatte, fand er eben doch keine frohe Stunde mehr in dem Hause, wo er an der Stelle der lieben Mutter eine Fremde walten sah, die so ganz seinem Sinn entgegen war.

Es trieb ihn fort, und doch wußte er nicht, wohin er sich wenden sollte; denn es wollte ihm doch auch nicht behagen, sich als Knecht in ein ander Dorf zu verdingen, wo er im eigenen Hause Arbeit vollauf hatte und als Sohn ein Recht an seinen künftigen Besitz; allein je länger die junge Frau darin waltete, desto peinlicher wurde ihm der Aufenthalt an dem sonst so lieben häuslichen Herd. Er mußte fort, es wollte ihn nicht länger zu Hause dulden, und Lorenz Erzählungen vom Kriegsschauplatz reiften den Plan in ihm, in des großen Preußenkönigs Heer sich einzureihen. War ihm auch nicht recht klar, um was gekämpft wurde, so erweckte der Heldenruhm Friedrichs und seiner Schaaren ein kriegerisches Gefühl in ihm, das ihm den Abschied von der Heimat erleichterte. Er wollte Lorenz noch um Rath fragen, wo und wie er am besten seinen Zweck erreiche, und fuhr deßhalb schon am frühsten Morgen mit seinem Pflug hinaus ins Feld, das drüben am Rand des Waldes sich hinzog, in dem des Köhlers kleines Haus lag. Den Rappen band er einstweilen an einem Baume fest und ging — und fand zuerst des Köhlers schönes Kind und damit einen Schatz der Heimat, der diese ihm wieder werther machen wollte. Allein das Köhlerkind durfte ihn nicht halten, — sie, das halbverfehmte Mädchen konnte er ja doch niemals seine Liebste nennen — und hätte er es dennoch gewagt, um ihre Gunst zu werben, — das hätte ihm das Daheimsein nur noch mehr erschwert. Doch er dachte gar nicht soviel darüber nach, nur ganz flüchtig durchzog seine Gedanken Aehnliches, als er mit Lorenz in die Hütte trat.

Der Köhler rieth ihm, wenn es wirklich sein Ernst sei, Soldat zu werden, geradenwegs zum Heere zu gehen; junge, starke Leute wie er seien willkommen. Der große König brauche Soldaten; er solle seinen Rappen satteln und frisch drauf los reiten. Darauf bezeichnete er ihm noch die Orte, an denen er Leute von des Braunschweigers Heer finden werde, und er versprach ihm auch, wenn er noch einige Tage zuwarten wolle, eine Geleitschaft in einem Zigeuner, der aller Wege kundig sei und zuweilen zu ihm komme und ihm Kunde aus der Welt bringe. Frieder ging auf diesen Vorschlag ein; es war ihm jedoch weniger um die sichere Geleitschaft zu thun als darum, noch einigemale zu dem Köhler in seine Hütte zu schleichen, um Nachfrage zu halten. Dabei hoffte er Marie wieder zu sehen.

Der Köhler versprach ihm Schweigen gegen Jedermann über die Sache, und Frieder versprach eifrig, morgen wieder zu kommen, allein Lorenz beschied ihn kurz an die Kohlenstätte, indem er hier nicht mehr mit ihm zusammentreffen wolle. —

„Ich komme doch noch einmal, dachte Frieder, als sie aus der Hütte traten, und sah sich dabei nach Marie um, doch sie war nirgends zu entdecken. Auch Lorenz warf einen scharfen Blick umher, dann schieden sie; der Köhler verschwand

in dem Dunkel des Waldes, Frieder wollte zu seiner Feldarbeit zurückkehren, war aber so zerstreut, daß er eine Meile eben so unter den Bäumen hinschlenderte und erst, als er das Murmeln der Quelle vernahm, einsah, daß er nicht den rechten Weg eingeschlagen habe. Wie er seitwärts einbiegen wollte, um hinaus ins Freie zu kommen, siehe, da erblickte er Marie auf einem Felsenstück an dem Bache sitzen, mit den Füßen in seinen Wellchen spielend, das Angesicht darüber gebeugt, gleichsam ihr schwankendes Bild in dem Wasser zu haschen. Ihre langen, dunkeln Haare hingen aufgelöst über Brust und Nacken, und deren Spitzen fielen bis in das Wasser hinab. — Was mochte wohl das schöne Kind denken, daß es so lang und so tief in das Bächlein hineinschaute? Hatte Marie ein Verständniß für sein Murmeln? — Wohl gar einem Orakelspruch in seinen hüpfenden Wellen nachzuspüren? — Frieder empfand eine mächtige Lust in sich, sie darum zu befragen, aber es war ihm wirklich bange, sie mit einem Laut zu erschrecken; denn sie hing sich so gefährlich weit über das Wasser hin, sie saß so leicht auf dem glatten Steine, — ein Ruck — und sie lag unten. War nun auch ein solcher Fall grade nicht gefährlich, so konnte das Mädchen sich doch verletzen, wenn sie hinabstürzte, und der Bursche, der sonst schon viel derbere Späße mit jungen Mädchen gemacht, wagte nicht einen Laut, hielt das heiße Verlangen zurück, nur um nicht Marien ein mögliches Leid zuzufügen.

Da wurde plötzlich von einer Ecke des Waldes her Pferdegetrappel hörbar, und ein Trupp schwarzer Reiter sprengte wie ein nächtlicher Spuk von der andern Seite gegen den Bach zu.

Marie, die bei dem ersten Geräusch aufgesprungen war, blieb, den Fuß schon zur Flucht gehoben, bei dem Anblick der Schaar stehen und starrte staunend auf sie hin. — Die Reiter mußten wohl das junge Mädchen sehen, denn sie lenkten lachend ihre Pferde hierher zum Trank aus der Quelle, und kaum hatte der junge Führer der Schaar Marie näher ins Auge gefaßt, als er seinem Rappen die Sporen gab und keck über den Bach setzte. Das Pferd bäumte sich gerade vor Marien auf, die jetzt mit allen Zeichen des Schreckens davonlaufen wollte. Doch schon war der Reiter vom Pferd gesprungen und das scheue Thier mit der einen Hand bändigend, faßte er mit der andern das Mädchen und rief: „Ach, so schnell entkommst Du meinem Kriegerschwarm nicht, hübsche Dirne; du mußt Dich erst loskaufen."

„Mit was, Herr?" stammelte das Mädchen, einen flehenden Blick auf ihn werfend.

„Mit einem Dutzend Küsse, schönes Kind!" antwortete er lustig und wollte gleich mit dem ersten beginnen; da aber sprang Frieder pfeilschnell herzu, entriß Marie dem kecken Officier und wollte mit ihr entfliehen; allein schneller, als das geschehen konnte, waren sie von den Reitern umringt, die bei des Bauern kühner That alle über den Bach setzten, um sie zu bestrafen und sie mit Zärtlichkeiten an dem schönen Mädchen zu rächen. Marie, die erst gezittert und gebebt, heftete jetzt ihr großes Auge auf den Führer, und vor ihn hintretend und ihn fest ansehend, sagte sie:

„Noch habe ich Niemand geküßt als meinen Vater, meine Ziege und meine Tauben, doch will ich Euch küssen, Herr, aber jene nicht, eher will ich sterben." —

„Du sollst auch diesen nicht küssen, eiferte Frieder, und sich neben sie stellend, legte er wie zum Schutze seine Hand auf sie und rief: „Ich will sie loskaufen, hört mich an!"

„Willst Du uns etwa statt ihrer küssen!" höhnte es um ihn her, und Einer griff keck nach Marien. Doch der Officier wehrte: „Laßt uns erst des Burschen Gebot anhören, ich bin neugierig, was er für Lösegeld biete. Und Frieder auf die Schulter klopfend, fuhr er fort:

„Es gelüstet mich zu erfahren, wie viel des Mädchens Küsse Dir werth sind." —

„Mein Leben," gab Frieder schnell zur Antwort.

„Das läßt sich hören;" erwiederte der junge Führer der schwarzen Husaren, und der Ausdruck seiner Züge stimmte jetzt mehr zu dem ernsten Sinnbild, das er wie seine Gefährten an der Stirne trug: dem Todenkopf, der recht schauerlich zu der schwarzen Kleidung stand. Dann mit seiner Lanze den Burschen berührend sprach er weiter: „Wenn Du Dein Leben dem König schenken willst und uns folgen zu Sieg oder Tod — dann — in des Himmelsnamen — sei die Dirne frei und" — sein Gesicht wurde jetzt wieder heiter, fast leichtsinnig — „und Du magst sie, wenn Du einst als Held wiederkehrst, das Küssen lehren, hat es sie bis dahin nicht längst ein Anderer gelehrt. — Doch" — er wurde wieder ernster — „sprich, ists wirklich Dein Entschluß, willst Du Soldat werden?"

„Ich wills, will Euch gleich folgen! dort am Rand des Waldes steht mein Rappe angebunden, er gleicht dem Euren wie ein Auge dem andern. Ich schwinge mich drauf, Ihr nehmt mich in Eure Mitte; ich möchte am liebsten wie Ihr ein schwarzer Husar werden."

„Hurrah, der Kerl hat Courage, er soll leben! Auf, wir nehmen ihn mit und behalten ihn bei unserm Trupp!"

So riefen die schwarzen Reiter jubelnd.

Doch Marie erbleichte, und Friedens Hand fassend flehte sie:

„Bleibe hier, ich muß weinen, wenn ich Dich nicht wiedersehe."

„Bete für die schwarzen Husaren, Mädchen, Dein Schatz ist auch dabei!" sagte der Officier und sah theilnehmend auf das schöne Kind, das sein erbleichtes Gesicht Friedern zuneigte.

„Gib ihr den Abschiedskuß, junger Husar, und schwöre: sie nur als ein tapferer Krieger wieder zu sehen!" rief die ganze Schaar.

Und Frieder drückte einen heißen Kuß auf Mariens Mund, dann hob er hoch die Hand empor und schwur:

„Nur als ein tapferer Soldat oder nie seh ich sie wieder!"

„Bleib ihm treu, Mädel!" — mahnte die schwarze Schaar und nahm dann Frieder in ihre Mitte.

Der Officier drückte zum Abschied Mariens Hand und sagte:

„Sei muthig, Dirne, habe Vertrauen und bete für uns!"

Dann schwang er sich auf sein Pferd, und mit lautem Hurrah gings fort über den Bach, hinaus ins freie Feld.

Marie stand einige Minuten regungslos — dann aber, wie von einem mächtigen Gefühl getrieben, erkletterte sie im Nu einen der höchsten Bäume, von wo sie weit hinaus über das Feld schauen konnte; und sie erblickte Frieder auf seinem Rappen sitzend inmitten der schwarzen Schaar, und sie zogen dem jenseitigen Walde zu, in dessen tiefen Schatten sie bald ihrem Auge entschwanden.

Noch lange starrte sie auf den Punkt hin, wo sie Frieder an der Seite des jungen Officiers zuletzt gesehen, dann wandte sich ihr thränenschweres Auge nach den duftigen, blauen Bergumrissen, dem Land ihrer geheimen Sehnsucht, und sie hätte wie die Vögellein, die sie umflatterten, Flügel haben mögen, über die dunkeln Waldungen hinzufliegen, immer über der schwarzen Schaar hin bis in jenes gelobte Land, um dort von Friedens Arm umschlungen zu leben und zu sterben.

Aber Dein Wunsch, armes Mädchen, war umsonst! —

Die Sonne stieg höher und brannte heiß auf Mariens Scheitel. Langsam stieg sie von dem Baume hernieder und wandelte träumerisch ihrer kleinen Wohnung zu. — War sie denn in den wenigen Stunden um Jahre älter geworden? — Sie kam sich wie verwandelt vor, und Alles um sie her auch anders als gestern noch. — Die Waldblumen, deren heitere Farbenpracht sie sonst erfreut, sahen sie jetzt wehmüthig an: sie sprachen ihr von des jungen Burschen Abschied — sie erzählten ihr von den Gefahren, denen er entgegen ging, und die Vögel-

die am Morgen noch so hell gezwitschert, sangen sie nicht trauernde Töne? — Und wenn ihre Täublein mit einander kosten, brannte sein heißer Kuß wieder auf ihren Lippen, und Sehnsucht durchzog ihr Herz. Sonst schlug es so ruhig und jetzt pochte es bald bang bald ungestüm. Auch des jungen Officiers mußte sie denken, der erst so dreist und dann so theilnehmend war. Sie wollte ihm eigentlich zürnen, daß er Frieder mitgenommen, doch sie vermochte es nicht; immer sah sie ihn, wie er ihr zurief: Bete für die schwarzen Husaren, Dein Schatz ist auch dabei! — Und beim Abschied sprach er Aehnliches mit so warmem und herzlichem Ton; sie konnte ihm nicht böse sein; und wenn sie für Frieder und die schwarzen Husaren betete, — was alltäglich geschah — stand eigentlich vor ihrem inneren Auge nur der eine Krieger — der schöne Husarenofficier neben Friedern. — Er repräsentirte ihr gleichsam die ganze Schaar, ja das ganze Heer Friedrichs des Preußenkönigs.

Sonst hatte sie ihren Vater wenig um das, was draußen in der Welt vorging, gefragt, jetzt lauschte sie begierig seinen Worten von den Kriegerthaten, von Sieg und Niederlagen.

Er merkte wohl, daß Etwas in ihrem jungen Herzen vorgegangen sei, und sie erzählte ihm auch, daß sie den Trupp der schwarzen Husaren gesehen, und sie beschrieb ihm den jungen, schönen Führer derselben, doch von Friedern sprach sie ihm gar nicht, und er wußte nicht, ob sie den Burschen nur gesehen hatte, den die Husaren mit fortgeführt; — mit roher Gewalt, — wie man im Dorfe erzählte. — Er freilich dachte es sich, daß Frieder schnell entschlossen sein Vorhaben ihnen entdeckt, und sie ihn dann mitgenommen hätten; doch schwieg er darüber, um bei einer etwaigen Wiederkehr des Burschen ihm in den Augen seiner Familie nicht zu schaden.

Marie fragte er nur einmal, ob sie denn nicht gesehen, wie die schwarzen Reiter einen Burschen aus dem Dorfe gewaltsam mit fortgeschleppt hätten. Sie schüttelte zu dieser Frage das Haupt, und als ob sie dieselbe gar nicht interessire, lief sie aus der Hütte und beschäftigte sich mit ihren Tauben. — Sie vermochte es nicht, von Friedern zu sprechen — selbst nicht mit ihrem Vater — es war ihr, noch müsse sie dieses Geheimniß ihres Herzens wie ein Heiligthum verschließen und könnte nur mit dem Vater im Himmel darüber reden, der ohne Worte verstehe — was Worte ja doch nicht recht auszudrücken vermöchten. Lorenz neigte sich deßhalb mehr der Ansicht zu, der schöne Husarenofficier habe Auge und Herz seines Kindes geblendet, und um einen solchen Eindruck wieder zu verwischen, beschäftigte er sich mehr mit Marien, als er von immerher gethan. Er verschaffte sich Bücher theils von dem Geistlichen der Gemeinde, theils auch brachte ihm ein befreundeter Zigeuner, mit dem er in stetem Verkehr stand, welche mit, und in den Ruhestunden las er mit Marien und gab sich auch mehr Mühe, sie richtig schreiben zu lehren. Er hatte diese Künste gründlich in der Fremde gelernt, doch bis jetzt nur nothdürftig seine Tochter darin unterwiesen. Marie bekam immer mehr Freude daran, und immer eifriger las sie die mitgebrachten Bücher, und was ihr besonders wohlgefiel, schrieb sie ab oder lernte es auswendig. Der Zigeuner kam jetzt auch öfter in die Hütte, was früher Lorenz zu vermeiden gesucht, und er erzählte dem aufmerksamen Mädchen allerlei Neuigkeiten, brachte ihr Spielereien mit und lehrte sie kleine Künste. So war sie bald befreundet mit ihm, und wurde unter den neuen Beschäftigungen auch wieder heiterer. Lorenz sah erreicht, was er beabsichtigte: er glaubte sie wieder befreit von einer Leidenschaft, die nur ihr Leben trüben konnte. — Die heilige Liebe, die sie tief in ihrem Herzen bewahrte, ahnte er nicht, und er hoffte, sie mit der Zeit passend verheirathen zu können. Er hatte darüber so seine eigenen Pläne, doch hielt er sie geheim, nur Nazi, der Zigeuner, wußte darum, allein schlauer als sein Freund, kam diesem, seit er Marie näher kennen lernte, Lorenzens Plan nicht recht geeignet

für das Mädchen vor, und eines Tages, als er bei dem Köhler, der die Nachtwache hatte, neben dem glimmenden Kohlenhaufen saß, sagte er zu ihm:

„Es wäre an der Zeit, Lorenz, Du sprächst mit Marien auch einmal von der Vergangenheit."

„Was soll ihr diese?" entgegnete der Köhler. —

Mit ihrem Tod und seinem Raub war das Glück dieser Zeit unwiederbringlich dahin, drum wanderte ich mit ihr hierher, damit sie in Einfalt und Unwissenheit zu einem zufriedenen Leben in diesen Wäldern heranblühen solle. Das nur will ich ihr schaffen. — Im Dorfe drüben lebt eine arme Wittwe, sie hat einen einzigen Sohn — ich habe ihn seit Jahren beobachtet — es ist ein treu Gemüth, ehrlich und fleißig. Er ernährt und pflegt mit Liebe und Sanftmuth seine Mutter, er wird ein Weib, das ihm Glück bringt, auf den Händen tragen. Ihn will ich mit Marien verloben, ihm dann ein freundliches Haus bauen und ein hübsches Ackerland dazu kaufen. Dazu wird das Schmuckstück ihrer Mutter, das der Zufall oder vielmehr ein höherer Wille mir ließ, als ich Alles hingeben mußte — ausreichen, — und Marie wird ein ruhiges und zufriedenes Leben haben, frei von allen Leidenschaften und allem Weh des Lebens. Was nützen Jahre eines höhern Glücks, wenn dieses der Sturm wieder grausam zerstört? Du, Nazi, hast mich in meinem größten Jammer gesehen und warst mit mir einverstanden, daß ich in die Heimath zurückkehren sollte, mein wundes Gemüth zu heilen und mein Kind, mein einziges, noch vor Gefahren zu schützen. Zu was soll ich Marien das Leid vergangener Tage enthüllen? Ihrem Gedächtniß ist jene Nacht des Grauens entschwunden, ja ich glaube, sie denkt kaum noch daran, daß sie nicht immer hier im Walde gelebt." —

„Da irrst Du Dich, Lorenz. — Sie trägt Sehnsucht in sich nach der Ferne. Ein schönes Land schwebt ihr als Heimath vor, und ihr Sinn steht nach Anderem, als das Weib eines Bauern zu werden."

„Wie? — Wer sollte ihr andere Dinge in Kopf und Herz gesetzt haben?" —

„Ich weiß es nicht; aber ich erkenne, daß Anderes in ihr lebt, als Du mit ihr beschlossen, und wenn sie dennoch Deinem Willen sich fügt, wird sie zeitlebens sich unglücklich fühlen."

„Aber was soll mit ihr geschehen? Ich muß sie treuen Händen anvertrauen, so lange ich noch lebe, so lange es also in meiner Macht steht. — Bin ich nicht mehr, was sollte mit Marien werden?" —

Lorenz senkte sein Haupt. Der Zweifel Nazis an seinem Glücksplan für Marien erfüllte ihn plötzlich mit namenloser Angst um sie. Seit Jahren, ja seit er in seine Heimath zurückgekehrt war, beschäftigte er sich mit dem Gedanken, für sein Kind in höchster Einfachheit und Abgeschlossenheit von der Welt ein zufriedenes Leben zu gründen. —

Er hatte auf seiner Wanderschaft ein rasches aber gefährliches Glück gefunden, das ein trauriges Ende genommen, und er sagte sich dabei: der Segen der Eltern habe ihm gefehlt; darum sei es wohl so gekommen, und als er gebrochen in die Heimath zurückkehrte, um sich dies verscherzte Gut nachzuerflehen — fand er nur — der Eltern Grab, und aus ihm rief gleichsam eine Stimme ihm zu: Du hast Dein Unglück verdient! Da beschloß er fortan in der Stille des Waldes zu leben und in harter Arbeit sein Brod zu verdienen. Den Schatz, den er noch besaß, verbarg er sorgfältig; er sollte einst dazu dienen, seines Kindes Leben zu einem zufriedenen und sorgenfreien zu machen. — Nun wollten sich Zweifel und Bedenken einstellen.

Er kannte Nazis klugen Blick und hatte auch sein Herz als ein wohlwollendes erkennen gelernt. Der Zigeuner war als junger Mensch häufig zu ihm gekommen, als er mit seinem Weib und seinen zwei Kindern an der Grenze Oberitaliens lebte, damals hatte er ihm Manches geschenkt und ihm überhaupt viele

Freundlichkeiten erzeigt, und Nazi bewies ihm seither eine seltene Anhänglichkeit und suchte ihn auch in Deutschland, in den Wäldern seiner Heimath wieder auf. Doch kam er hierher stets ohne seine Horde, die, wie er sagte, sich jetzt am Rhein und in den Niederlanden herumtreibe. — Es war ein eigenthümlicher Mensch dieser Nazi, er hatte einen offenen gutmüthigen Blick, wie Wenige seines Stammes, dabei aber ein viel scheueres Wesen als jene, — man hätte es fast als den Ausdruck eines bösen Gewissens nehmen können, wenn sein Auge und der treue Sinn, den er Lorenz zeigte, dem nicht widersprochen; es war, als könne er von dem Köhler nicht mehr lassen, und ginge nur darauf aus, sein düsteres Leben in diesen Wäldern mit allerlei Erzählungen aus der Welt zu erhellen oder doch seine Gedanken damit zu zerstreuen und sie von der Vergangenheit, mehr auf die Gegenwart zu lenken. — Mit Marien hatte Nazi sich nie abgegeben, Lorenz schien das nicht zu wünschen, und auch Nazi eine gewisse Scheu vor dem Kind seines Freundes zu haben. Erst als es diesem etwas bange bei dem Gedanken wurde, Mariens Herz sei bei dem Anblick des schönen Husarenofficiers in Unruhe gerathen, führte er Nazi zu ihr in der Absicht, daß er mit seiner Unterhaltungsgabe sie zerstreuen möge. Dies schien auch zu gelingen, und Lorenz schon ganz beruhigt darüber, gedachte nun möglichst schnell seinen Plan ins Werk zu setzen — da äußerte Nazi Zweifel und verlangte gar, er sollte das Mädchen mit der Vergangenheit bekannt machen, was er doch für räthlich hielt, ganz der Vergangenheit anheim zu geben. —

Nazi erklärte geradezu, daß er nicht glaube, Marie gehe auf des Vaters Wünsche ein, und thue sie es je, so sei es ihr Unglück.

Er beschloß sein Kind zu prüfen, das junge Herz einer Neigung zu erschließen, die ihm in diesen Jahren ja ein Bedürfniß sein mußte; denn die Liebe ist wie eine Frühlingsblüthe; ist ihre Zeit da, so lockt sie der erste warme Sonnenstrahl hervor.

Der Bursche, den er ihr zum Manne bestimmt, war nicht nur brav, er war auch ein hübscher Bursche mit freundlichen blauen Augen, braunem lockigem Haar und schlanker Natur. Er war von schönerem Aussehen als Frieder und hätte sich wohl keck bei einer Bewerbung neben ihn stellen können, wenn er wie dieser eines vermögenden Mannes Sohn gewesen wäre, aber Konrad war ja nur einer armen Wittwe Kind und darum auch höchst bescheiden; er richtete sein Auge auf Keines der reichen Mädchen des Dorfes, doch auch an die arme Köhler-Marie dachte er so wenig, als einst Frieder an sie gedacht hatte. Sie stand gleichsam abgesondert von der Jugend des Dorfes, ein apartes Wesen, das man nicht mit gar freundlicher Stirne ansah.

Als Nazi wieder von Lorenz schied, bat er ihn, nichts Bestimmtes zu beschließen und es bei einleitenden Schritten bewenden zu lassen, bis er wiederkehre, dann wollten sie noch weiter über die Sache berathen.

Lorenz gedachte nun, vorerst Marie mit Konrad bekannt zu machen und die jungen Leute einander näher zu bringen. Er besuchte deßhalb Konrads Mutter, und da er an ihr wirklich die ruhige und verständige Frau fand, für die er sie hielt, theilte er ihr ziemlich unverholen seine Absicht mit und gab ihr auch zu verstehen, daß er sich so viel gespart, um ein nettes Hauswesen dem jungen Paare errichten zu können. Die Wittwe, obwohl auch Etwas von dem Vorurtheil gegen das Köhlerkind befangen, war doch zu verständig, um so geradezu der Leute Geschwätz zu glauben. Auch hatte die Armuth sie gelehrt, daß man der niedern Hütte gern Unrecht that, und sie beschloß, den recht einleuchtenden Vorschlag zu prüfen, und versprach dem Köhler, nächsten Sonntag wie zufällig mit ihrem Sohn bei seiner Hütte im Wald vorbei zu kommen.

So geschah es denn auch, und Lorenz saß mit Marie auf der Bank vor der Hütte und knüpfte mit der Wittwe, die freundlich grüßte, ein Gespräch an, lud

sie ein, ein wenig auszuruhen, und Marie mußte Milch, Käse und Brod herbeibringen, auch ein Tischlein dazu, das ihr Konrad aus der Hütte heraustragen half.

Konrad ging es fast wie Friedern; ganz erstaunt betrachtete er das schöne Mädchen. Sie war freundlich mit ihm, doch plauderte sie wenig, obgleich sie kein Arg ob dieses unerwarteten Besuches hatte. Es erstaunte sie wohl, daß ihr Vater mit dem fremden Weib so freundlich that, denn das war seine Art sonst nicht, allein daß eine Absicht dabei obwalte, kam ihr gar nicht zu Sinn. Konrad erregte ihr keine Theilnahme, doch auch kein Mißfallen; wie er jedoch mit seiner Mutter wieder hinweg gegangen war, und ihr Vater ihr erzählte, wie brav er sei, wie er seine arme Mutter in Ehren halte und für sie lebe und arbeite, gewann der Bursche einiges Interesse für sie, und als sie ihm bald darauf im Walde begegnete, blieb sie, statt wie sie sonst that, gleich einem scheuen Reh davonzulaufen, bei ihm stehen, und sprach mit ihm, fragte nach seiner Mutter und bat ihn, er solle sie bald einmal wieder zu ihnen bringen. —

Der Bursche, dem seine Mutter nach dem Sonntagsgang in den Wald, wo sie Marie kennen gelernt, nicht verschweigen konnte, welche Absicht sie zu Lorenzens Hütte geführt, hatte trotz Mariens Schönheit nicht gleich ein Wohlgefallen an der Sache. Das Vorurtheil gegen das Köhlerkind wirkte bei ihm noch mehr als bei seiner Mutter, und es bedurfte ihres Zuredens, um ihn zu bestimmen, darauf einzugehen. Der gewichtige Punkt, daß Marie nicht so arm war, als man sie allgemein hielt, verfehlte auch bei Konrad seine Wirkung nicht, dessen Verhältnisse ihm seither noch gar keinen Gedanken an eine Heirath erlaubt, und der, wenn er je sein Auge verlangender nach einem Mädchen richtete, es nur gewagt hatte, in einer der ärmsten Hütten des Dorfes nach einer Liebsten zu spähen.

Nun wurde ihm die Aussicht, durch eine Heirath vom Taglöhner zum Besitzer eines kleinen Gütchens emporzusteigen. Welches größere Glück konnte ihm begegnen? Dazu bekam er ein junges und schönes Weib. — Alle diese Vortheile brachten die Stimme, welche in ihm gegen die Köhler-Marie sprach, bald zum Schweigen. Er suchte ihr auf Anrathen seiner Mutter im Walde zu begegnen, und wie sie so freundlich mit ihm sprach, wurde es ihm gar wonnig zu Muth, und als er heim kam, sagte er zu seiner Mutter:

„Mach nur die Sache mit dem Köhler-Lorenz richtig, daß, sobald der Winter um ist, Hochzeit sein kann."

„S' könnt' schon vor Winter vielleicht sein, Konrad," versetzte die klügere Mutter; „kommt ein Glück, so kann man nicht schnell genug zugreifen. Wirds bekannt, daß die Köhler-Marie nicht mit leeren Händen dasteht, so ist wohl Mancher, dem das saubere Mädchen ins Auge sticht."

„Vor dem Winter ist doch kein Haus mehr auszubauen," widersprach Konrad, „apart in jetziger Zeit; und die Frucht wird eben eingethan — soll man Stoppelfelder kaufen? Im Frühling, wenns grünt und blüht, fängt man besser ein Hauswesen an."

„Da hast Du wohl recht — auch heißt's, der Hochzeitsgang beim Frühlingssonnenschein ist ein besserer als der beim Herbstwind, doch denk' ich so: der Winter ist lang, und in schlimmen Kriegszeiten weiß man nicht, was die nächste Stunde bringt, und am sichersten ist's drum, man sitzt so fest als möglich am eigenen Herd, und da der Lorenz Dir einen bauen will, sobald der Verspruch statt findet, und sie das Jawort von sich gibt, so thät ich an Deiner Statt die Sach nicht in die Länge ziehen."

Der Bursch wußte gegen diese Gründe keinen Einwand, auch war er ein zu guter Sohn, um seiner Mutter zu widersprechen; dennoch wäre ihm die Hochzeit im Frühjahr lieber gewesen als im Herbst; er wäre den Winter gerne noch ledig geblieben. Warum, wußte er selbst nicht so recht; denn das Vergnügen, das

ſeine Kameraden bei der Werbung um ein Mädchen hatten: ſie da und dorthin zu begleiten, und des Winters jeden Abend hinterm Tiſch oder Ofen in der Stube bei der Liebſten behaglich zuzubringen, konnte ihm ja doch in der Waldeshütte nicht werden, zu der oft Wochen lang durch den Schnee kein Weg zu bahnen war;' und dann auch konnte er Marien nicht zum Kirchweihmädchen noch zu ſonſtigen Freuden im Dorf haben, denn dafür war er zu arm und ſie zu fremdartig. Das Alles fiel ihm ein — es hätte Grund zu einer ſchnellen Verbindung ſein ſollen, und ſonderbar, es wollte ihn davon abhalten. Allein die Gründe ſeiner Mutter waren überwiegend, und er gab es zu, daß ſie mit dem Köhler darüber rede und die Sache feſt abmache.

„Thue Du's einſtweilen bei dem Mädel," mahnte die kluge Mutter; allein Konrad war es, er wüßte gar nicht, wie er das bei Marien anfangen ſollte. Doch ging er, wenn es nicht zu ſpät war, am Feierabend in den Wald hinaus, und traf er ſie, ſo ſprach er auch wohl mit ihr und fragte ſie, was ihre Ziege mache und ihre Tauben, und ob ſie fleißig ſpinne und was ſie ſonſt ſchaffe, ob ſie die Feldarbeit verſtehe und dergleichen mehr. Sie gab ihm freundlich auf Alles Beſcheid, und er zweifelte nicht, daß ſie bald Hochzeitstag halten könnten. Das ſagte er auch ſeiner Mutter, und ſie gab es Lorenz zu verſtehen, daß es jetzt wohl an der Zeit wäre, die Sache in Richtigkeit zu bringen.

Der Köhler, obgleich in Betreff Mariens nicht ſo ganz ſicher, glaubte doch, ſie würde bei einiger Ueberlegung in ſeinen Vorſchlag das Glück erkennen, das dieſer in ſich ſchließe, und das er nun einmal als das Beſte für ſie annahm. Doch hätte er gern des Nazis Rückkehr abgewartet, weil er ihm verſprochen, früher nichts Feſtes zu beſtimmen. Doch die arme Wittwe drängte, und Lorenz dachte: Nazi muß ſich ja freuen, wenn er ſieht, daß ſeine Zweifel nicht am Platze waren; und als er eines Morgens beim Trank Milch neben Marien in der Hütte ſaß, ſprach er ihr von Konrad und ſeinem Wunſch, ſie mit ihm zu verheirathen, pries des jungen Mannes Tugenden, ſeine hübſche Perſönlichkeit und ſagte ihr auch, daß er ſoviel beſitze, um ihr an ſeiner Seite ein ſorgenfreies Leben zu ſchaffen, und daß er ſie gern froh und zufrieden in der eigenen Häuslichkeit ſehen möchte, ehe er das Auge für immer ſchließe.

Sie hörte ihm aufmerkſam zu, dann ſeine Hand faſſend, erwiederte ſie mit thränenfeuchten Augen:

„Du meinſt es gut, Vater, und ich ſage Dir Dank für Deine Liebe und Sorge, doch ich kann nicht in das Dorf hinüber ziehen, in ein fremdes Haus, und nennteſt Du es auch mein eigen. Ewig fremd würde es mir bleiben an Konrads Seite. Er iſt ein braver Burſche, ich glaub' es, und ich bin ihm auch von Herzen gut um der Liebe zu ſeiner Mutter willen, aber ſein Weib mag ich drum doch nicht werden. Ich will bei Dir bleiben, Vater; Gott wird Dich mir noch lange laſſen, und ſollteſt Du einſt vor mir ſterben, bleibe ich lieber in der kleinen Hütte hier einſam wohnen oder" — ſie ſtockte.

„Oder was ſonſt?" fragte Lorenz.

„Oder zöge dann mit Nazi fort, hinaus in die blaue Welt, dort hinter den Wäldern."

„Und was dort Marie, was dort?" —

„Dort — ja, Vater, das weiß ich ſelbſt nicht ſo recht — aber ſieh, dort iſt der Himmel ſo nah, und da muß es ja gut wohnen ſein. Drum hab' keine Sorge um mich — laß mich bei Dir, wie's auch kommen mag."

„Ich will mit Dir ins Dorf ziehen, wenn es nur das iſt, daß ich bei Dir bleibe," ſagte Lorenz nach einer Pauſe ſtillen Denkens.

„Es iſt das nicht allein," gab ſie etwas erröthend zur Antwort.

„Nun, was iſt's denn ſonſt noch? Wenn Du, wie Du ſagſt, dem Konrad von Herzen gut biſt, ſo wirſt Du ihn bald noch mehr lieb haben. Werde nur wohlgemuth

sein Weib, und ich schwöre drauf, Du wirst ein zufrieden Leben dabei finden, und ich werde einst ruhig sterben können."

Sie schüttelte ihren Kopf und lächelte vor sich hin, als wolle sie sagen: das verstehe ich besser als Du, Vater; er aber fuhr zuredend fort:

„Glaub' meinen Erfahrungen: besser ist's, man heirathet mit Ueberlegung; das Glück hat mehr Dauer, wenn man ruhig darnach greift, als wenn man blind — gar mit Leidenschaft es faßte. Ich habe seit Jahren überlegt, was wohl am besten für Deine Zukunft frommt; drum folge meinem Rath und gib Konrad Deine Hand — er hat Dich lieb, er wird Dich ehren, wird Dich auf den Händen tragen."

Sie schüttelte abermals mit dem Kopfe; er bemerkte es und rief eifrig:

„Gewiß, er hat Dich lieb und wird Dich hoch in Ehren halten als sein Weib!"

Da sah sie ihn mit klugen Blicken an und sagte:

„Wenn er mich lieb hätte, so wie es sein muß, wenn man für ewig beisammen bleiben möchte, dann hätte er es mir wohl schon eher gesagt als Du."

„Er ist dafür zu bescheiden und schüchtern."

„Die Liebe ist mächtiger als Alles, Vater!"

„Wer lehrte Dich das?"

„Mein eigen Herz," erwiederte sie mit tiefem Erröthen, und ihr Angesicht halb an des Vaters Brust beugend, löste sich das heilige Geheimniß ihres Herzens von ihren Lippen.

Unbemerkt von ihnen war während dessen Nazi an das Gebüsch getreten, das von drei Seiten die Hütte umgab, und erlauschte, was er geahnt, daß Marie ihr Herz verschenkt, doch hatte auch er wie ihr Vater geglaubt, der schöne Husarenofficier habe es ihr geraubt; nun war es aber nur ein Sohn des Dorfes, und wäre er nicht fort in die Ferne gezogen, so hätten sich Mariens Herzenswünsche mit denen ihres Vaters wohl vereinbaren lassen. — Wer aber konnte jetzt sagen, ob und wann Frieder wiederkehre, und ob er ihr treu bleiben werde.

Sie erzählte nun auch Alles, was sich am Bache zugetragen, und erfuhr freilich jetzt von ihrem Vater, daß Frieder nicht allein ihretwegen mit den Husaren fortgezogen sei, sondern schon vorher sein Entschluß gereift war, Soldat zu werden.

Das störte einigermaßen ihre Gefühle für ihn, doch als sie es ruhiger überdachte, fand sie es ganz begreiflich, daß er seinen Vorsatz zu ihrer Rettung benutzte, und bald war sie wieder fest überzeugt, daß er auch ohne den schon gefaßten Entschluß sein Leben für ihre Ehre eingesetzt hätte.

Nazi hatte viel von den muthigen Thaten der schwarzen Husaren gehört, aber auch, daß stets Viele von ihnen auf dem Kampfplatz geblieben, und er fand Lorenzens Furcht nur zu begründet, Frieder werde wohl schwerlich je wieder in seine Heimath zurückkehren.

Der Krieg entbrannte immer heftiger, doch hatte er sich in fernere Gegenden gezogen, und was im Odenwald durch ihn zerstört worden, fing bereits wieder an neu zu erstehen.

Lorenz brach trotz Mariens Geständnisse die eingeleitete Verbindung nicht ab, die ein Lieblingsgedanke von ihm geworden war; er schützte bei Konrads Mutter des Mädchens große Jugend vor und sprach davon, die Sache noch ein paar Jährlein ruhen zu lassen.

Die arme Wittwe, der gar viel daran lag, spürte nach, ob nicht vielleicht ein anderer Freier im Wege sei, und da sie sich überzeugte, daß dem nicht so war, gab sie sich zufrieden, doch sonderbar, Konrad, dem es erst gar nicht pressirt hatte, ärgerte sich über den Aufschub; Verdruß und Eifersucht quälten

ihn, und es verging faſt kein Tag, an dem er nicht in den Wald hinauslief, und wenn er auch nicht Mariens ſelbſt, nur ihrer Hütte anſichtig wurde.

Den Sonntag Nachmittag kam er regelmäßig zum Beſuch in die Köhlerhütte, und lag auch der Schnee noch ſo hoch und brauſte der Sturm noch ſo gewaltig um den Wald. Im Dorfe hieß es: die Köhler-Marie hat's dem Konrad angethan, ſie hat ihm ein Liebestränklein beigebracht, er kann nicht mehr von ihr laſſen. Da er jedoch ein armer Burſche war, ſo gönnte man ihm den Schatz im Walde; die Mädchen ſpotteten darob bis auf Eine, die im Stillen ſich grämte — doch Niemand achtete ihrer; denn ſie war eines armen Taglöhners Kind. Die Burſche zuckten die Achſeln, und Alle meinten, beſſer Konrad ſei behext, als Einer von ihnen. Denn daß der Köhler-Lorenz, wie das Gerücht leiſe ging, Schätze beſitze, die Mariens Heirathsgut werden ſollten, daran glaubte man nicht; zu was auch hätte er dann nöthig gehabt, mit dem ruſſigen Geſchäft ſich Tag und Nacht zu plagen und nun ſchon ſo viele Jahre lang. Lorenz häufiger Verkehr mit dem Zigeuner fiel den Leuten auch jetzt mehr auf als früher, da Nazi nicht nur an die Kohlenſtätte kam, ſondern ſich meiſtens in Lorenzens Hütte aufhielt. Man traf ihn auch zuweilen mit Marien an der Quelle ſitzen, eifrig mit ihr redend oder wohl auch eine Art Flöte blaſend, und ſie ſang Lieder dazu, die Niemand verſtand. —

So gingen mehrere Jahre hin, Konrad war wie gebannt in den Wald, und ſeine Mutter ließ nicht ab, an Lorenz zu mahnen, doch die Sache endlich zu beenden; ihr Sohn ſieche noch hin in Liebeskummer, all ſein Sinnen und Trachten ſei nur auf das Mädchen gerichtet; er vernachläſſige ſeine Arbeit, und ſein froher Sinn ſei dahin.

Von Friedern zeigte ſich indeſſen keine Spur mehr, was war wahrſcheinlicher, als daß er längſt unter die Gefallenen zählte. Auch Mariens Herz durchſchlich es oft wie eine Todesahnung. Nazi brachte die Nachricht, daß baldiger Friede in Ausſicht ſtehe, doch er brachte auch die Kunde, daß er unter den ſchwarzen Huſaren vergebens nach Friedrich Waldner geforſcht, und daß es kaum anders denkbar, als daß er gleich Anfangs gefallen ſei.

Zu Mariens Schmerz um den Geliebten kam jetzt auch noch Kummer wegen ihres Vaters hinzu, der mit einemmale hinfällig wurde und ſichtlich dem Grabe zuwankte. Er lag zwar nicht darnieder, doch ſchleppte er ſich nur mühſam herum und mußte ſeine Geſchäfte an der Kohlenſtätte aufgeben.

Der Bader, den Marie um ärztlichen Rath anging, meinte, er ſolle in's Dorf hinüberziehen, es ſei zu ſchattig und kalt im Wald — er werde keinen Winter mehr darin herumbringen. — Lorenz wollte es thun, doch nur, wenn Marie dem treuen Konrad die Hand reiche. Jetzt, wo er das Grab vor ſich geöffnet ſah, ergriff ihn auf's neue große Sorge um ſeines Kindes Zukunft. Marie verſprach Alles, wenn er nur wieder geſund werden wolle, und gelobte ihm, zu Oſtern den Konrad zu heirathen, wenn bis dahin Nichts von Frieder verlaute.

So verließen ſie, ehe die Herbſtſtürme kamen, die Waldeshütte, die ſie einem armen Köhler übergaben. Lorenz hatte ein freundliches Bauerngütchen im Dorfe gekauft, es ſollte Mariens Heirathsgut werden, und er ließ das Haus ſo hübſch herrichten, wie kein zweites mehr im Dorfe zu ſehen war. So beſtätigte es ſich doch, der Köhler-Lorenz hatte Geld. Mancher Burſche blickte jetzt etwas neidiſch auf Konrad, den Erwählten für Marie, deren Schönheit man nun auch zugeſtand. „Hexengeld iſt's, was ſie hat;" murmelten freilich Einige, allein die Meiſten davon hätten es doch damit riskirt und auch noch obendrein mit der hübſchen Hexe ſelbſt.

Doch Marie war nun einmal dem Konrad von ihrem Vater beſtimmt ſchon ſeit Jahren, das war eine bekannte Sache, die ſeine Mutter möglichſt verbreitet hatte, und man war freundlich gegen den künftigen Bauer, der nun nicht mehr

nöthig hatte, im Taglohn zu arbeiten, sondern schon jetzt sein künftiges Eigenthum besorgte, als wäre er bereits der Herr desselben. Er selbst zweifelte auch nicht mehr daran, es zu Ostern zu werden, bis dahin hatte ihm Lorenz den Hochzeitstag versprochen. Marie nahm es stillschweigend hin, und nur bei Nazi, der sich auf ihre Bitten für den Winter ganz bei ihnen niedergelassen hatte, klagte und weinte sie zuweilen. — Doch er hatte wenig Trost für sie; denn auch er glaubte nicht mehr an Friedens Leben, und da war es doch am Ende gut, wenn sie ihrem Vater nachgab und Konrads Weib wurde; denn starb er, so stand sie ja ganz allein in der Welt, und das Vorurtheil, das sich an sie knüpfte, konnte nur dadurch besiegt werden, daß sie sich als das Weib eines braven Mannes ganz im Dorfe einbürgerte. Freilich wohl sah der Zigeuner ein, daß sie nicht zur Bauersfrau so recht geschaffen war, in ihrem Wesen lag gar viel, was ihn an vergangene Tage, wo er sie als Kind gesehen, erinnerte, doch jene Zeit war ja mit Allem unwiederbringlich dahin, Marie hatte nur noch eine Heimat in der Heimat ihres Vaters. Er konnte Nichts für sie thun, Nichts daran ändern, so gern er es auch gemacht hätte. War er doch selbst der Sohn eines wandernden, heimatlosen Stammes, der noch dazu ihn nicht mehr anerkennen wollte, ihn für einen Treulosen erklärte, weil er, um ein Verbrechen zu sühnen, an einen Mann sich hing, an dem es mittelbar durch seine Schuld begangen worden.

Dieser Mann war Lorenz, der, ein Schmiedegeselle, einst die Heimath verlassen hatte und nach einigen abenteuerlichen Jahren nach Italien gekommen war, wo er in einer der größeren Städte eine gute Stelle als Obergeselle in einer großen Werkstätte fand. — Aber es wurde zum Unglück seines Lebens. Die schöne Tochter seines Herrn berückte sein Herz und seine Sinne. Sie aber, die eben so reich als schön war, wurde von ihrem Vater, einem hochmüthigen Manne, mit einem alten, vornehmen Herrn verlobt. Jeder Widerspruch von ihrer Seite war vergeblich — der Hochzeitstag wurde bestimmt, und die Braut auf das kostbarste ausgestattet. Auch der Bräutigam versäumte Nichts, in ihre Gunst sich einzuschmeicheln, und den Tag vor der Hochzeit übersandte er ihr einen Juwelenschmuck, wie nur die Frauen der Nobili ihn trugen, ja so reich, daß wohl kein ähnlicher mehr in der Stadt zu finden war.

Doch am Morgen, als man die Braut zum Hochzeitsgang schmücken wollte, war sie verschwunden, und auch Lorenz, der deutsche Geselle, fehlte. Daß die Beiden sich liebten, war kein Geheimniß im Hause, uno Niemand zweifelte, daß sie mit einander entflohen seien. Die Braut hatte alle Kostbarkeiten mitgenommen, auch einen Theil des Heirathsgutes, das ihr Vater in Silber und Gold bereit liegen hatte.

Man spürte den Flüchtigen nach, doch vergebens, sie blieben verschwunden.

Lorenz hatte Alles gut vorbereitet, und da es ihnen an den nöthigen Mitteln nicht gebrach, fehlte es ihnen auch nicht an thätiger und verschwiegener Hilfe, und sie erreichten glücklich die italienische Grenze, wo sie sich am Eingange in die Schweiz niederließen und sechs Jahre glücklich und unangefochten mit einander lebten. Ein Knabe und ein Mädchen waren die Pfänder ihrer Liebe. In diese Zeit ihres Glücks fielen die Besuche des Zigeuners, der damals mit seiner Horde Italien durchzog.

Der Zufall oder das Geschick — wie man es nennen will, brachte ihn auch in das Haus von dem Vater der Entflohenen. Er sah dort ihr Bildniß und wurde unwillkürlich ihr Verräther. — Man wußte ihn zu täuschen, und er zeigte den Weg zu ihrer versteckten Wohnung, die von Orangen und Mandelbäumen umgeben in einem abgelegenen Thale lag.

Die Rache des betrogenen Bräutigams und des Vaters sollte an Lorenz sich schrecklich erfüllen. Mit der Heißblütigkeit des Italieners beschlossen sie seine Ermordung, und gedungene Banditen überfielen die Sorglosen. Jetzt erst er-

kannte Nazi, was er gethan, und schlug sich auf die Seite der Angegriffenen. Doch der Kampf war zu ungleich, er wurde verwundet und gebunden. Lorenz wehrte sich auch mit Riesenkraft, da stürzte sein Weib herzu und hielt mit ihrer Brust den Dolch ab, der ihn treffen sollte. Todt stürzte sie zwischen dem Mörder und ihm nieder. In diesem Augenblick kam Hilfe, durch einen entflohenen Diener herbeigeholt, und die Banditen eilten von hinnen.

Lorenz, als er sich von seiner ersten Verzweiflung etwas erholt hatte, rief nach seinen Kindern, doch nur die kleine Marie wurde gefunden, Karl, sein Sohn, war mit den Mördern verschwunden.

Nazi wurde von den Seinen fortgebracht, und Lorenz mußte die Flucht ergreifen, wollte er nicht, angeklagt von dem Vater seines Weibes wegen Raub und Entführung, vielleicht für immer ins Gefängniß wandern. — Nazi brachte ihm diese Kunde. Die Banditen standen mit seiner Horde in geheimer Verbindung, und er erlauschte die Gefahr, die Lorenz bedrohte, doch von seinem Sohn wußte er ihm Nichts zu sagen, erst später, als er in Deutschland ihn wieder aufsuchte, theilte er ihm mit, daß er glaube, das Kind sei zu seinem Großvater gebracht worden und werde dort gut erzogen.

Der Zigeuner, der sich für die Ursache von Lorenzens Unglück ansah, suchte durch treue Anhänglichkeit an ihn dies möglichst zu sühnen. Er gestand ihm zwar nicht, in wie fern er es verschuldet, sagte nur, daß man durch ihn den Weg zu ihm entdeckt habe, und ihm dies ein steter Kummer bleiben werde. — Auch die Zeit verwischte, wie wir sahen, dieses Gefühl in dem Zigeuner nicht, und es erwachte in verstärktem Grade, als er für Mariens Zukunft fürchtete, die ihr Vater in seiner trübsinnigen Stimmung zu einseitig aufgefaßt hatte. Nazi ging zuweilen mit dem Gedanken um, wenn Lorenz sterben sollte, das Mädchen nach Italien zu ihrem Großvater zu führen. Aber er wußte nicht einmal, ob dieser noch lebe, und wußte auch nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob Mariens Bruder wirklich dort hingekommen sei. Es war mehr nur eine Vermuthung von ihm gewesen, die er Lorenz zum Troste gesagt hatte, weil dieser in so großer Angst und Sorge um den Knaben war.

Welchen Schicksalen konnte er nicht Marie preisgeben, wenn er, der Zigeuner, mit ihr durch die Welt zog? Und er fing auch zu glauben an, daß sie hier in den einfachen Verhältnissen, in denen sie aufgewachsen, wohl noch mehr Wahrscheinlichkeit für ein dauerndes Glück finde.

Der Winter ging zu Ende. Lorenz drängte zur Hochzeit. Er fühlte, seine Tage seien gezählt, und er wollte vorher Marie noch unter dem Schutze eines liebenden Mannes wissen. Daß Konrad sie liebe, war kein Zweifel, er hing wie ein Sklave an ihren Blicken, ihren Worten, und sie selbst schien zuweilen gerührt davon zu sein. Dann auch mochte sie dem leidenden Vater nicht mehr widersprechen, ihm nicht die letzte Lebensfreude grausam zerstören. Auf Frieders Rückkehr hoffte sie nicht mehr, und so fügte sie sich mit Ergebung in die Wünsche des Sterbenden.

Alle Vorbereitungen zur Hochzeit wurden getroffen. Lorenz hielt sich mit äußerster Anstrengung aufrecht; diesen Tag wollte er noch erleben, wollte seiner sich noch erfreuen, dann sollte ihn Gott rufen, sobald er wolle.

Aber der Allweise hatte es anders beschlossen. Acht Tage vor Mariens Hochzeit machte ein Blutsturz Lorenzens Leben ein Ende.

Nach einigen Wochen der Trauer bat Konrad die Braut um eine stille Einsegnung, da alle Verhältnisse in Haus und Feld zu einer ehelichen Verbindung hindrängten, was auch seine Mutter und Andere, selbst Nazi bestätigte.

„Ich will mir's überlegen," gab sie zur Antwort. Dann sagte sie zu Nazi, er solle heute Nacht um zwölf Uhr sich auf ihres Vaters Grab einfinden, solle aber zuvor unbemerkt sein Bündel schnüren; er müsse fortwandern und ihr einen

großen, großen Gefallen thun. — Damit verließ sie ihn und schloß sich in eine Kammer ein. Als sie am Abend herunter kam, hatte sie ein großes Schreiben in der Hand, das gab sie ihrer Magd und sagte:

„Ich gehe morgen in aller Frühe in das Pfarrdorf, ich habe dort noch Allerlei zu ordnen bei dem Amt. Gib, wenn der Konrad vom Feld heim kommt, ihm das Schreiben und sag ihm, er solle am Nachmittag nur nachkommen und den Brief beim Amtmann aufmachen lassen, es sei von wegen unserer Heirath.

Das Mädchen versprach es zu besorgen, legte sich dann zur Ruhe, und am andern Tage that sie, wie ihr geheißen worden.

Konrad konnte sich nicht erklären, was das zu bedeuten habe, doch machte er sich ohne Verzug auf den Weg, halb in der Hoffnung, in einigen Tagen eine stille Hochzeit zu halten.

Er fragte, in dem Pfarrdorfe angekommen, nach seiner Braut, doch Niemand hatte sie gesehen. Vielleicht ist sie beim Herrn Pfarrer, dachte er und ging dorthin, allein auch hier war sie nicht. Er erzählte dem würdigen Manne den Vorfall und zeigte ihm das Schreiben und bat ihn, zum Amtmann zu gehen, um es dort zu eröffnen und zu lesen.

Der Pfarrer willfahrte ihm, und Mariens Brief wurde im Beisein Beider eröffnet.

Er enthielt einige Abschiedsworte an Konrad und die Bitte, ihr zu verzeihen; sie könne nicht anders handeln. Es dulde sie nicht mehr im Dorfe, nur ihr Vater habe sie bis jetzt gehalten, und auch nur um seinetwillen hätte sie ihn geheirathet; nun er aber todt sei, vermöge sie es nicht. — Haus und Gut trete sie als Entschädigung hiermit feierlich an ihn ab, er solle sich ein braves Weib suchen und recht glücklich sein; nur eine Bedingung knüpfte sie an diese Schenkung, nämlich, daß er ein armes Mädchen freie; und sie nannte ihm des armen Taglöhners Tochter, die sich um ihn gegrämt, als er sich ihr zugewandt habe, und ihn wohl von Herzen lieben müsse, da sie ihm ihr Herz schon geschenkt, als er noch ein armer Taglöhner gewesen. — Wohin sie gegangen und was sie vorhabe, davon schrieb Marie Nichts; ihr Lebewohl klang wie ein Lebewohl für immer.

Konrad fühlte sich im Anfang tief gekränkt, doch die Schenkung, die Marie ihm gemacht, tröstete ihn nach und nach über ihren Verlust, und das um so mehr, da er sich nach kurzer Zeit in's Gedächtniß und dann auch in sein Herz zurückrief, daß die Taglöhners-Liese doch eigentlich seine rechte Liebe gewesen sei, und nur Mariens Widerstand eine Liebesleidenschaft für sie in ihm entflammt habe. Er überlegte dies dann auch mit seiner Mutter, und obgleich dieser eine reiche Schwiegertochter erwünschter gewesen wäre, sagte sie sich doch, daß es für sie vielleicht besser sei, wenn Konrad eine Arme glücklich mache; und noch ehe die Erntegeschäfte begannen, bei denen die Thätigkeit einer jungen Bäuerin so nöthig ist, wurde Konrads Hochzeit mit der Taglöhners-Liese gefeiert, die ihr Glück kaum fassen konnte und zum Dank dafür Mann und Schwiegermutter bis in den Himmel erhob.

Der siebenjährige Krieg war beendet, das Wort: „Friede" schallte wie ein Gotteswort durch die deutschen Gauen. Friedrichs Schaaren zogen sich ruhmbedeckt von den Schlachtfeldern zurück; Mancher mit heißer Sehnsucht dem frohen Augenblick entgegenharrend, in dem er seine Heimat wieder begrüßen durfte.

Zwei Officiere, mit Wunden und Ehrenzeichen bedeckt, hatten eben einen Urlaub auf mehrere Monate erhalten, und sie wollten am andern Morgen in verschiedener Richtung ihrer Heimat zueilen. Obgleich sie nicht in demselben Regiment gedient, waren sie doch Freunde und hatten sich in den Gefahren der Schlacht oft nahe gestanden.

Der Eine trug die Uniform der schwarzen Husaren, der Andere die der

Dragoner. Beide waren von auffallend hübschem Aeußern und Beide noch in jugendlichem Mannesalter.

„Du willst also wirklich, ehe Du auf Urlaub gehst, noch Dein Abschiedsgesuch einreichen?“ — fragte der Husar den Dragoner.

„Ja, Freund, und wir werden uns wohl lange nicht mehr sehen. Erhalte ich, wie ich nicht zweifle, meinen Abschied, so bin ich gesonnen, wieder Bauer zu werden und für immer in meiner Heimat zu bleiben.“

„Wenn Du aber Deine Liebste nicht mehr oder untreu findest —“

„Das wird nicht sein — Gott wird so großes Unglück nicht über einen heimkehrenden Krieger verhängen, der als Gemeiner so tapfer gefochten hat, daß sein großer König ihm auf die Schulter klopfte und sagte: das war brav, mein Officier!“ —

„Ja, ja, und Du bist bis zum Hauptmann avanciert, aber eben deßhalb solltest Du Deinen Abschied nicht fordern; und Du wirst sehen, auch selbst mit dem schönsten Weib im Arm gefällt Dir's nicht mehr in dem kleinen Dorfe.“

„Wird sie mein Weib, so finde ich dort ein Paradies!“

Der Husaren-Oberst brach bei dieser Bemerkung in ein Lachen aus, doch wie er sah, daß seines Freundes Miene empfindlich wurde, lenkte er sogleich ein, indem er sagte:

„Vergib meine Heiterkeit, Friedrich, aber sieh, wenn ich Dich mir als paradiesischen Bauer denke, hinter dem Pflug einhergehend, Dich, den Tapfersten aller Dragoneroffiziere — nein, das ist zum Todtlachen — oder zum Todtärgern. — Daß Du sie liebst, das hübsche Kind, und ihr auch so unmenschlich treu gewesen bist, wer sollte Dich darum tadeln, ich am allerwenigsten, den es einst selbst darnach verlangte, ihren frischen Mund zu küssen. — Nimm sie Dir in Gottesnamen denn zum Weib, wenn sie Dir treu geblieben ist, Du hast ganz recht; aber mußt Du denn deßhalb wieder ein Bauer werden, nachdem Du Dir durch Deine Tapferkeit Lorbeeren im Heere Deines großen Namensvetters erworben hast?“ —

„Was soll das einfache Kind, das in einer Köhlerhütte erblühte, in der Welt?“ — wandte Friedrich ein.

„Freilich wohl, doch probiere es erst einmal; die Frauen sind viel schmiegsamer und gelehriger, als wir glauben, sie findet sich vielleicht als Officiersfrau zurecht, und geht's durchaus nicht damit, dann läßt sich wohl ein anderer und passenderer Ort für Dein stilles, häusliches Glück finden als das idyllische Dörfchen Deiner Heimat, das recht reizend, wie ich mich noch erinnere, zwischen Bergen und Wäldern liegt, aber sich sicher nicht mehr zu einem Aufenthalt für Dich eignet. Daß Du Soldat werden wolltest, noch ehe Du Dich für den Kuß Deiner Schönen uns anschlossest, ist ein Beweis, daß von jeher ein höheres Streben in Dir lag, und wahrlich, Du hast es durch Deine Thaten hinreichend bewiesen, und nur Eines ärgert mich, daß Du nicht bei unsrer schwarzen Schaar bleiben durftest, daß der Braunschweiger Dich den Dragonern einreihte. Nun Du aber Dragoner-Hauptmann geworden bist, ist's doch rein unmöglich, Dich noch mit einer bäuerlichen Idylle zu begnügen, und wäre Deine Zukünftige auch ein leibhafter Engel.“ —

Friedrich wurde etwas nachdenklich, doch blieb er dabei, sein Abschiedsgesuch einzureichen, versprach aber dem Freund, wenn er sich in seinen Erwartungen von der Heimat getäuscht sehe, ihm zu schreiben und Ort und Zeit zu bestimmen, wo er wieder mit ihm zusammentreffen wolle, allein oder mit Marien, seinem Weib.

Der Husaren-Oberst reiste nach Italien, um eine reiche Erbschaft, die ihm zugefallen, in Besitz zu nehmen, und gedachte ein halbes Jahr dort zu verweilen. — Friedrich Waldner eilte zu Pferd, begleitet von einem Diener, den fernen Bergen des Odenwaldes zu, um dem armen Köhlerkind Herz und Hand anzubieten und in dem Glück ihres Besitzes, dem Glück der Liebe, den ganzen Ehrgeiz des Kriegers zu vergessen.

Aber er fand die Geliebte nicht. Sie war entflohen mit einem Zigeuner, kurz vor ihrer bestimmten Hochzeit mit einem Andern, dessen Verlobte sie lange Zeit gewesen war.

Diese Nachrichten machten Friedrich die Heimat zu einem dunkeln Grab, in das man alle seine Lebensfreuden gesenkt hatte. — Sein heftiger Schmerz erlaubte ihm nicht, näher nach allen Verhältnissen des Köhlers und seiner Tochter zu forschen.

Was er hörte, war ein Verdammungsspruch Mariens, und unaufhaltsam trieb es ihn wieder fort von dem Orte, wo es über sie gefällt wurde.

Am Waldesrand, nahe der Quelle stieg er vom Pferde, dessen Zügel dem Diener zuwerfend. Noch einmal wollte er die Stelle betreten, auf der er den ersten und letzten Kuß ihr gegeben — und auch die Hütte wollte er noch einmal sehen, in der ihr Leben erblühte. — Und der starke Mann, der nicht geweint bei den Jammertönen des Krieges, der sein Herz gestählt unter Schmerzgestöhne und Todesröcheln, er sank zusammen auf dem Felsenstück an der Quelle und weinte heiße Thränen hinab in ihr klares Wasser, in dem sich Mariens holdes Bild gespiegelt. Es waren Thränen bittern Schmerzes. Doch wie er die Hütte wieder erschaute, vor der er sie zum erstenmal gesehen, wie sie ihr frommes Danklied mit den gefiederten Sängern gen Himmel sandte, wurde es ihm wieder leichter um's Herz, und er konnte nicht mehr glauben, daß sie so treulos und so leichtsinnig sei, wie ihr Thun bezeugen wollte.

Vertrauen zu ihr kehrte ihm wieder, und dem Gedanken, sie zu suchen, mischte sich alsogleich die freudige Hoffnung bei, sie auch wiederzufinden, seiner würdig.

Er sprengte davon, mit erneuter Lebenslust. —

Doch wohin? — Diese Frage drängte sich ihm auf, als er die sonnige Ebene wieder erreicht hatte; und besonnen ging er jetzt zu Werke. — Ueberall wo er hinkam, zog er Erkundigungen ein nach dem herumziehenden braunen Volke. Er traf allenthalben Zigeunerhorden, doch nirgends fand er Mariens Spur. Endlich erfuhr er von einer Zigeunerin, daß einer ihres Stammes mit einem jungen Mädchen dem Süden zugewandert sei. Sie seien ihr begegnet nahe der Schweizergrenze, und er habe ihr gesagt, seine Begleiterin sei Eine von den Ihren und gehöre zu einer Horde, die eben Oberitalien durchziehe, und sei durch allerlei Schicksale von ihr getrennt worden. Sie habe das jedoch nicht recht geglaubt, trotz dem dunkeln Haar und Auge und der braunen Haut des Mädchens, habe jedoch weder Zeit noch Lust gehabt, der Sache nachzuspüren und dem Zigeuner noch mehr zu schaden, der ohne dieses schon übel bei den Seinen angeschrieben stehe.

Friedrich beschenkte die Zigeunerin reichlich, und obgleich auch ihre Kunde nur eine höchst unsichere war, schlug er den von ihr bezeichneten Weg ein, der ihn ja auch seinem Freund wieder näher brachte. Er wollte, wenn er Marie nicht fand, zu ihm eilen, Trost und Rath bei ihm suchen.

Schon hatte er die italienische Grenze erreicht, und die abenteuerliche Hoffnung, Marie auf dieser Fahrt zu finden, fing an zu schwinden, mit ihr ging auch sein früherer Muth wieder dahin.

Er nahm sich vor, nun keine ferneren Umwege zu machen, zunächst den Freund aufzusuchen und dann wieder nach Deutschland zurückzukehren, wo am Ende Mariens Spur vielleicht noch eher zu finden war.

Er war erschöpft von der Reise; die vielen Kreuz- und Querwege, die er zu Pferde gemacht, wie anstrengende Fußtouren, um die Schlupfwinkel der Zigeuner aufzuspüren, ermüdeten endlich auch seine an Strapatzen gewöhnte Natur, hauptsächlich aber wohl nur deßhalb, weil die Hoffnung, Marie zu finden, ihn anfing zu verlassen.

Er machte Raſt in einem Thale, deſſen Anmuth ihn feſſelte. Es ſchien nur wenig bewohnt, einzelne Häuſer nur lagen zerſtreut im Schatten der Mandel- und Olivenbäume.

Er klopfte an das anſehnlichſte davon an und bat um ein Nachtquartier.

Man ſah ihn erſt mißtrauiſch an, doch gewährte man ſeine Bitte und wies ſeinem Diener und ſeinen Pferden Platz in einem Nebengebäude an. Das Haus ſelbſt lag mitten in einem blumigen Garten und war einfach, doch in hübſchem Stil erbaut. Allein es ſah etwas verwahrloſt aus, wie auch die Anpflanzungen, die dazu zu gehören ſchienen.

Der Beſitzer des Hauſes, ein ſchon ältlicher Mann, drängte ſich an Friedrich und forſchte ihn aus, ob er vielleicht von einem Käufer geſandt ſei, und als dieſer es verneinte, wurde er noch geſprächiger und ſagte ihm, daß man ihm von allen Seiten Anerbietungen mache für Ankauf dieſes Beſitzthums, er erwarte eben einen reichen Herrn, der darauf reflectire, doch er gebe es nur für guten Preis. Es ſchien beinahe, als ob er Friedrich im Einverſtändniß mit jenem Käufer und für beauftragt halte, ſo unter der Hand den Werth dieſes Beſitzthums zu ſchätzen.

Friedrich, den das zudringliche Geplauder des Mannes genirte, brach, ſich plötzlich erhebend, das Geſpräch ab und erging ſich trotz ſeiner Müdigkeit in den nahen Bergen. Am jenſeitigen Abhang zogen ſich Waldungen hin; er verlor ſich in ihre Schatten und gedachte der Heimat und jener Stunde, in der er Marie im Waldesdunkel gefunden.

Namenloſe Sehnſucht nach dem ſchönen Kind erfüllte ihn. Was hatte er nicht Alles erlebt in den Jahren, die er im Kriege zugebracht. Er war in vielen, ja den meiſten Beziehungen ein Anderer geworden und erkannte auch, was ſein Freund ihm geſagt, daß ſein Weſen nicht mehr zu dem des abgelegenen Dörfchens paſſe; er ſagte ſich ſelbſt zuweilen, daß wohl auch das einfache Köhlerkind ihm dadurch ferner gerückt ſei, aber dennoch, dennoch blieb Marie ihm gleich theuer — glaubte er, niemals ein anderes Weſen mit ſolcher Liebe lieben zu können, ſtand es unauslöſchlich in ihm mit tief eingegrabener Schrift: ſein Lebensglück ſei ohne ſie dahin für immer.

Was hätte er darum gegeben, ſie einmal, nur einmal noch ſo zu küſſen wie an der kleinen Quelle ihrer Heimat, noch einmal ihr Auge ſo auf ſich gerichtet zu ſehen, ihre friſche Stimme zu hören ſo voll holden Klanges. — Er lauſchte in den Wald hinein, als müſſe, müſſe er endlich ein Zeichen von ihr vernehmen, da drang eine liebliche Stimme aus dem grünen Dunkel zu ihm her, die ein Lied ſingend, immer näher und näher kam.

War es denn möglich? Mariens Stimme war es, er täuſchte ſich nicht, und mit dem jubelnden Ausruf: Marie! meine Marie! ſprang er auf. Sie war es, ſie mußte es ſein — es war ja ihre liebe Stimme; das Gebüſch zertheilend, das von der Sängerin ihn ſchied, ſtand er vor ihr, und ein braunes Zigeunerkind hing an ſeinem Halſe und ſchluchzte. — „Frieder, biſt Du es denn wirklich?“ —

Nazi zog ſich hinter das Gebüſch zurück, die Glücklichen ihrem Glücke überlaſſend.

Erſt nach langen ſeligen Minuten kam es zu einigen Erörterungen zwiſchen ihnen, die jedoch von erneuten Zärtlichkeiten ſtets wieder unterbrochen wurden, bis Nazi endlich aus ſeinem Verſteck hervortrat und nun Alles ſeine Erklärung fand. —

Nazi erzählte nun auch, daß er mit Marie hieher gezogen, um ihr das Haus zu zeigen, in dem ihre Eltern einſt glückliche Tage verlebt. Er hatte ihr die ganze Vergangenheit enthüllt, und ſie war entſchloſſen geweſen, nach den Verwandten ihrer Mutter zu forſchen, doch erſt nur in ihrer Verkleidung als Zigeunerin. Wurde ihr die Freude, theilnehmende Herzen in ihnen zu erkennen, ſo ſollte Nazi allein nach Deutſchland zurückkehren, um noch einmal nach Frieder zu for-

ſchen, andernfalls wollte ſie wieder mit ihm ziehen und, lebte der Geliebte nicht mehr, fortan mit ihm die Welt als Zigeunerin durchwandern, bis der Schmerz ihr das Grab geöffnet, das auch ihn umfing.

Wie namenlos glücklich war Friedrich jetzt, ſein ganzes Leben, all ſein Thun und Denken ſollte von nun an nur ihr, ihr allein gehören ihr, in der er nicht nur das einfache Köhlerkind wieder fand, auch ein Weſen voll anmuthigen Geiſtes, voll klaren Verſtandes und wunderbar lieblichen Manieren.

Der Abend kam heran, ſie wußten nicht, wohin die glücklichen Stunden ſo ſchnell gekommen. — Friedrich bat Marie, ſein beſtelltes Nachtquartier zu beziehen, er wolle mit Nazi ein anderes ſuchen, wenn er ſie dahin begleitet habe.

Sie gingen dem Thale zu, und als ſie das Haus in dem blumigen Garten erblickten, ſagte der Zigeuner: „Da wohnten einſt ihre Eltern.“

Marie blieb ſtehen und Thränen füllten ihre Augen.

„Vater und Mutter ſind todt!“ ſprach ſie wehmüthig, „und den Bruder, werde ich den wohl wiederfinden? Und wenn ich ihn finde, wird er die Schweſter lieben?“

Friedrich ſchlang den Arm um ſie, und unter Thränen lächelnd blickte ſie zu ihm auf, und wie ein Freudenlaut kam es aus ihrer Bruſt:

„Du liebſt mich ja, was bedarf ich mehr!“

Sie ſchritten hinab in das Thal dem Hauſe zu; da kam ihnen eilends eine Dienerin entgegen und bedeutete ſie, daß der Käufer des Hauſes gekommen ſei und hier übernachten werde, es ſei für Niemand weiter Platz, und der Herr müſſe ſich anderwärts ein Unterkommen ſuchen.

„Nimmermehr!“ widerſprach in dieſem Augenblick eine Stimme aus einer Laube neben ihnen — und Karl, der Huſaren-Oberſt, umarmte den Freund, und Frage an Frage drängte ſich.

„Aber wie kommſt Du hieher?“ fragte Friedrich, als er dem Freund ſeine und Mariens Schickſale erzählt hatte, der den forſchenden Blick auf das braune Mädchen gerichtet hielt, in dem er nur undeutlich noch die Schöne am Bache wiedererkannte. Marie hatte die künſtliche braune Farbe noch nicht abgewiſcht, jetzt fiel es ihr ein, und ſie eilte in das Haus, es zu thun.

„Wie kommſt Du hieher?“ fragte Friedrich den Freund abermals, welcher mit ſeiner Antwort zögerte.

Auch jetzt wandte er ſich ſtatt deſſen an den Zigeuner mit der Frage:

„Erkennſt Du mich nicht mehr, Nazi? Denn Du biſt es wohl, der hier einſt aus und einging, damals, als ich noch, ein kleiner Knabe, hier ſpielte. —“

„Wie — Carlo!“ rief der Zigeuner.

„Ja, Carlo oder Karl, wie Du willſt, und Marie, die Du hierherführteſt — jenes Mädchen iſt — o ſprich, iſt ſie wirklich Carlo's Schweſter? —“

„Sie iſt es, Herr.“

„Und mein Vater — Nazi — lebte er als Köhler in ſeiner Heimat — in jenen Wäldern — die auch ich geſehen, als ich ihn, Friedrich, mit fortnahm?“

„Alles verhält ſich ſo.“

„Und er iſt todt, ich kann ihn nicht mehr ſehen, ihn nicht mehr an mein Herz drücken — und ich, ich war ihm ſo nahe und ahnte es nicht, daß Vater und Schweſter nur ein paar Schritte entfernt ſeien!“

Marie trat eben wieder zu ihnen mit hellem Angeſicht und holdem, halb verſchämtem Lächeln, wohl ob der eigenen Schönheit.

Der Huſaren-Oberſt umarmte ſie ſtürmiſch und bedeckte ihr Geſicht mit Küſſen und Thränen, und Friedrich ſah dieſen Zärtlichkeiten mit ſichtlicher Freude zu. — Marie blickte ängſtlich nach ihm hin und wollte ſich dem Freund des Geliebten entreißen, doch er hielt ſie nur um ſo feſter und nannte ſie ſeine Schweſter, und Alles wurde ihr nun klar.

„Zu viel Glück in einer Stunde, den Bruder und den Geliebten zu finden!“ stammelte sie und neigte sich bald dem Einen bald dem Andern liebend zu.

Karl war gekommen, das Besitzthum zu kaufen, das einst seinen Eltern gehört hatte. Er besaß noch eine ziemlich lebhafte Erinnerung von jener Zeit, doch blieb ihm lange Jahre die Ermordung seiner Mutter unbekannt. Er wurde bei seinem Großvater erzogen, der sich, als er das schreckliche Ende seines einzigen Kindes vernahm, des Enkels erbarmte.

Sein Geschäft hatte sich in eine Fabrik umgewandelt, und verschiedene zusammentreffende Glücksfälle machten ihn zu einem enorm reichen Mann. Er wollte den Enkel zum Geschäftsmann erziehen, doch dessen ganzes Naturell sträubte sich dagegen, weßhalb er, als er älter wurde, in stetem Kampf mit seinem Großvater lebte. Es kam öfter zu heftigen Scenen zwischen ihnen, und in einer solchen warf ihm der alte hochmüthige Mann das Herkommen seines Vaters und all das Unglück vor, das dieser über seine Tochter und über ihn gebracht habe.

Karl fühlte sich nach diesem Auftritt nicht mehr heimisch in des Großvaters Haus und entfloh nach Deutschland, dem Vaterland seines Erzeugers. Von ihm selbst wußte er nicht einmal mit Bestimmtheit, ob er jener schrecklichen Nacht entkommen sei. Er glaubte ihn längst todt wie die Mutter, auch von der Schwester deren er sich nur noch dunkel erinnerte, wurde ihm keine Kunde, und er gab sie wie die Eltern verloren. Sein heiterer Sinn und seine frische Lebensluft brachten ihn über diese trüben Erinnerungen hinweg, und er war ein ebenso fröhlicher als tapferer Soldat. Er hatte sich, sobald er nach Deutschland gekommen, unter Friedrichs Fahnen einreihen lassen und zeichnete sich bald als einer der verwegensten der schwarzen Husaren aus.

Der Tod seines Großvaters, der vor einigen Jahren erfolgt war, machte ihn zum reichen Erben; doch erst wollte er den begonnenen Kampf mit ausfechten helfen, ehe er nach dem Glückslooss griff, das ihm gefallen.

Bei seiner Rückkehr nach Italien zog er nähere Erkundigungen über das Schicksal seiner Eltern ein und erfuhr so auch den Ort, an dem er in seiner frühsten Kindheit mit ihnen gelebt. — Das Haus und Alles, was einst ihnen gehörte, zu seinem Eigenthum zu machen, wurde sofort sein Entschluß. Er ließ deßhalb Unterhandlungen mit dem jetzigen Besitzer einleiten und war eben gekommen, den Kauf selbst abzuschließen und die Stätte wiederzusehen, wo seine Eltern so glücklich gewesen und so unglücklich geworden waren, und das Schicksal oder vielmehr Gottes Wille, führte ihn hier mit der Schwester zusammen.

Nazi geleitete sie auf das Grab der ermordeten Mutter, das er mit einigen seltenen Gewächsen, die er in den Bergschluchten geholt und darauf gepflanzt, bezeichnet hatte.

Karl und Marie umarmten sich unter Thränen an diesem heiligen Orte, und Beide umschlossen dann Friedrich. Er gehörte ja fortan ganz zu ihnen.

Gemeinschaftlich knieten sie hier nieder und flehten um des Himmels und der Eltern Segen zu dem Bunde ihrer Herzen.

Kurze Zeit nachher, als Friedrich eine ehrenvolle Entlassung aus dem Kriegsdienst erhalten hatte, wurde er mit Marien am Altare für immer verbunden. — Sie lebten von da an in dem Landhaus in dem anmuthigen Thale, und kein böses Geschick trübte je das Glück ihres Lebens. — Nazi blieb bei ihnen als treuster Diener und kehrte nicht mehr zu seinen Stammgenossen zurück. Karl aber blieb in des großen Preußenkönigs Heer als Einer der angesehensten Officiere.

Er verheirathete sich später mit einem schönen Fräulein aus einem altadligen Hause und zählte zu den angesehensten Familien der Königsstadt.

Wenn er von den Freuden und Zerstreuungen seines Lebens ein wenig ausruhen wollte, so besuchte er Friedrich und Marie, deren stilles, doch seltenes häusliches Glück stets den wohlthuendsten Eindruck auf sein Gemüth machte.

Fürstenberg

Dieſer war ein zu unruhiger Kopf und hatte einen zu lebensluſtigen Sinn, um ſich für immer ſolche einfache Freuden zu wünſchen. Seine Frau ſtimmte darin mit ihm überein, und ſie lebten ſo glücklich zuſammen, als es ein bewegtes Leben in der großen Welt mit ſich brachte.

Sie ſtarben ohne Nachkommen, und Mariens Kinder kamen dadurch in den Beſitz eines großen Erbes.

Als die größerwerdende Familie in dem einfachen Landhauſe keinen Platz mehr fand, ſich immer mehr verzweigte und in der Welt vertheilte, — kam auch ein Enkel des Köhler-Lorenz in jene Gegend, wo einſt deſſen kleine Hütte geſtanden, und da ſich inzwiſchen der Wald umher gelichtet hatte, war es ein gar hübſcher Punkt mit einer ſchönen Fernſicht.

Er baute ſich an dieſer Stelle ein freundliches Haus, kaufte Wald und Ländereien dazu und ließ ſich für immer hier nieder.

Friedrich und Marie blieben bis an das Ende ihres Lebens in dem anmuthigen Thal, und das Haus, in dem Lorenz und ſein Weib kein dauerndes Glück finden konnten, weil ihm der Segen der Eltern gefehlt, wurde durch ſie eine Stätte der höchſten Erdenfreuden: ein Tempel häuslichen Friedens und Glücks, ſo wie es Gott und Menſchen wohlgefällig war.

Die Burg Fürſtenberg bei Rhein-Diebach.

Von W. O. von Horn.

Mit einer Abbildung.

Dem langhingeſtreckten Städtchen Lorch (auf dem rechten Ufer des Stromes) faſt gegenüber liegt auf dem linken Ufer das Dörfchen Rheindiebach, deſſen Rheinſeite beinahe von der Eiſenbahn verdeckt iſt. Der feſte Thurm an der ſüdöſtlichen Ecke des Dörfchens und die ungemein dicke Mauer auf der Rheinſeite ſind die Reſte mittelalterlicher Befeſtigungen, wie ſie jedes Dorf am Rheine beſaß. Die Mauer verſchloß das Dörfchen ringsum. Es hatte am anderen Ende der Rheinſeite einen ebenſolchen Thurm und oben auf der Höhe gegen Weſten einen dritten. Die zwei letzten ſind theils noch in kurpfälziſcher Zeit theils unter der Fremdherrſchaft mit den ſie verbindenden Mauern niedergelegt worden und ſpurlos verſchwunden. Richtet man den Blick zur nordweſtlichen Höhe, ſo löſt ſich theilweiſe das Räthſel der Befeſtigung des kleinen Dörfleins; denn da oben thront ſtolz, noch in ihren Trümmern ſtolz, die Burg Fürſtenberg, eine der mächtigſten Ruinen am Ufer des Rheines, deren hoher und ſtarker „Frit“ oder Hauptthurm allen Sprengungsverſuchen der Franzoſen im Orleans'ſchen Kriege widerſtanden hat.

Ehe wir jedoch die geſchichtlichen Erinnerungen der Burg ſelbſt an unſerem innern Auge vorübergehen laſſen, müſſen wir einen Blick auf die Verfaſſung und die Verhältniſſe eines kleinen Staatsverbandes werfen, der nur wenig gekannt iſt, obgleich J. Möſer ihn einer genaueren Beachtung und Darſtellung werth hielt — es iſt der Verband „der vier Thäler.“ — „Thal“ nannte man im Mittelalter die rheiniſchen Orte, gleichviel ob Dorf, ob Stadt, welche im Schooße der Bergthäler lagen. So hießen denn die Orte: Bacharach, Steeg, Manubach und Ober- (incluſive Rheindiebach) Diebach ſchlechthin die vier Thäler. Schon in früher Zeit waren ſie in enger, ja engſter Verbindung mit der mächtigen Burg Staleck über Bacharach, und die beiden Thäler, in und an deren Mündung in's Rheinthal die Orte lagen, hatten ihren beſonderen Schutz, wie gegen Weſten hin das Steeger Thal die Burg Stalberg, ſo gegen Süden hin die Burg Fürſtenberg, welche das Thal deckte, in deſſen Schooße Mannbach und Oberdiebach

liegen. Alle drei Dörfer, Steeg, Manubach und Oberdiebach, waren wie Rheindiebach wehrhaft durch gewaltige Mauern, Gräben und Thürme, und in den Dörfern Manubach und Oberdiebach bildeten die Kirchen, die hoch und sicher liegen, noch besondere Festungen, eigentliche „Cidatellen", die wieder mit mächtigen Mauern umschlossen waren und durch Gräben, die Kirche von Manubach von einem theilweise in den Schieferfels eingemeißelten Wassergraben, umgeben waren. Zu beachten ist dabei, daß die kleine Burg Stalberg den Grenzschutz gegen Kurtrier bildete und mit Staleck theilte, während Fürstenberg dem hier grenzenden Kurstaate von Mainz die Zähne wies. Das kleine Gebiet, dessen Insassen „freie Bürger" waren und eine eigene Wehrverfassung unter sich hatten (treffliche Schützen sind sie meist heute noch) war seines köstlichen Weinbaus wegen von großer Wichtigkeit, und der rheinische Adel hatte „Freihöfe" und selbst burgartige Baue in ihren Mauern nebst ansehnlichem Weingute. Bacharach war das Haupt der „vier Thäler", und hier fanden die „Weingabelungen" des ganzen Rheingaus Statt, auf den Tag des heiligen Martinus, eine Art Probe der heimathlichen Weine des Jahres, wobei die Werthbestimmung Statt fand und die Weinmesse, das heißt, die Messe, wobei die Kaufliebhaber sich einfanden, und die Weine abgesetzt, das heißt, verkauft wurden. Unter dem von den Geschworenen, den sogenannten „Zechherrn", bestimmten Preise für ein Fuder (plaustrum) durfte nicht verkauft werden, doch war eine Steigerung des Preises zugelassen. Außerdem aber hatten diese Thäler die Bereitung des „deutschen Malvasiers" und des „Alantweines" als Recht, und sonst nirgends finden wir diese Bereitung. Deutschen Malvasier nannte man im Mittelalter den „Feuerwein der vier Thäler." Dieser Feuerwein, (bekanntlich liebte ihn der gekrönte „Schoppenstecher Wenzel" über die Maßen und besann sich nicht, große Rechte zu verleihen für jährlich zwei Fuder dieses köstlichen Getränkes) wurde im Fasse, in eigens dazu erbauten „Feuergewölben" gekocht, sobald der Most von der Kelter geflossen war. Er blieb süß und entwickelte eine außerordentliche Stärke. Je und dann wurde er selbst in späteren Zeiten noch bereitet, und Schreiber dieser Zeilen sah den letzten kochen im Jahre 1806. David Griebel in Oberdiebach kochte dieses Fuder Feuerwein für die damalige sehr angesehene Weinhandlung Kilp in Caub. Seitdem geschah es nicht wieder, und dürfte die Kunst, denn das war das Verfahren wirklich, verloren gegangen sein. Alantwein war ein im Mittelalter außerordentlich beliebter „Bitterwein", der dadurch erzeugt wurde, daß der Most über Wurzeln und Kräutern abgohr, unter denen die Alantwurzel eine besondere Rolle spielte.

Jedes der vier Thäler hatte einen wählbaren „Rath", bestehend aus vier „Rathsbürgermeistern", die im eigenen „Rathhause" tagten, richteten und schlichteten in bürgerlichen Streitigkeiten. Alle „Rathsbürgermeister der vier Thäler" bildeten den „Vierthäler-Rath", der in Bacharach im „Saalbaue" tagte und, was besonders eigenthümlich war, die „zweite Kammer" unseres modernen konstitutionellen Staates bildete, während der „seßhafte Adel" das Oberhaus, die erste Kammer darstellte. Ersterer hieß: „die Vierthälerrathsstube", Letzterer, „die Ritterstube". Beide mußten übereinstimmen, wenn ein Gesetz für die vier Thäler Kraft haben sollte. Dazu übrigens war es noch überdies erforderlich, daß der „kurkölnische Saalschultheiß" und der „kurpfälzische Amtsschultheiß" zustimmten und es bestätigten. Sie waren die Vertreter der Staatshoheit, obgleich sonst ihr Einfluß nicht sehr bedeutend war, und in den Zunftstreitigkeiten, auch wenn sich das Volk auflehnte (was nicht selten war), gar sehr ohnmächtig erschienen, es sei denn, daß die Burggrafen auf Staleck sich zu ihnen schlugen. Diese Vierthälerrathsstube und Ritterstube übten auch gemeinsam den Blutbann aus, und leider kamen die Hexenprocesse auch hier beklagenswerth häufig vor. Gar eifersüchtig wachten diese beide „Stuben" (neuerdings sind es „Kammern" geworden!) auf ihre Vorrechte, und bei den häufigen streitigen Berührungspunkten kam es nicht

ſelten vor, daß das Veto der Ritterſtube zu Nichte wurde, weil hinter der Rathsſtube das Volk der vier Thäler mit kräftigen Armen ganz in der Nähe ſtand, wobei denn die Burggrafen auf Stalek und die Burgmannen auf Fürſtenberg und Stalberg mitunter es für geeignet hielten, gute Miene zum böſen Spiele zu machen und die ſtammverwandte „Ritterſtube" im Stich zu laſſen oder ihr Nachgeben mit großer Entſchiedenheit zu fordern.

Galt es Schutz und Trutz, dann mußten ſie freilich einig ſein und waren es auch meiſt, da es ihre gemeinſamen Rechte, Freiheiten und Wohlſtand anging. In ſolchen Zeiten lag allerdings der Schwerpunkt in den drei Burgen, obgleich die thurm- und mauerfeſten Dörfer nebſt der „Stadt Bacharach" nicht unbedeutend in's Gewicht fielen, zumal das Volk wacker und tapfer war.

Aus dem mit wenigen Zügen Angedeuteten, ergibt ſich, daß, als das Gebiet an die Pfalz kam, die Burg Fürſtenberg eine nicht geringe Bedeutung hatte. Ueber ihren Urſprung herrſcht das Dunkel, welches meiſt über den Burgen ruht; allein die Vermuthung liegt nahe, daß er in die Zeit fällt, in welcher Kurköln in Verbindung mit Kurpfalz das kleine, ſelbſtſtändige, werthvolle Reich der vier Thäler ſchützen mußte. Die Grenze des Kurſtaats Mainz, beziehungsweiſe des Rheingaus, lag unmittelbar näher an Rheindiebach als an Niederheimbach; denn der Hof Petersacker oberhalb Rheindiebach, welcher dem Stift Sanct Peter in Mainz gehörte, lag ja noch auf Mainzer Grund und Boden, und am nördlichen Ende von Heimbach hatte Kurmainz die Burg Hohenſtein, gemeiniglich Heimburg genannt, erbaut. Da galt es, das Pfälzer Gebiet der vier Thäler zu ſchützen, das 1243 als Kölniſches Lehen an die Pfalz gekommen war.

Die Burg ſelbſt war bei weitem größer, ſtattlicher und wehrhafter als die Burg in Heimbach. Nach Weſten hin ſchützte ſie ein in den Felſen gehauener, tiefer Graben. Dort, wo man freilich Steinkugeln in die Burg ſchleudern konnte, auch wohl Pfeile von der Höhe des Berges herab ins Innere dringen mochten, waren die Mauern ſo hoch und ſtark, daß dieſe Geſchoſſe wenig Unheil anrichten konnten, und gerade da ſetzte der „Frit" oder Hauptthurm ſeine felſenfeſte Bruſt dem Feinde entgegen, der kaum gegen ihn Etwas zu erringen im Stande war Gegen den Rhein hin und gegen das Diebacher Thal ſchützten ſie Felſen und Abhang genugſam, und auf die Mauern in dieſer Richtung war die nöthige Sorgfalt in reichſtem Maße verwendet. Dorthin ſtanden die Wohngebäude und Nutzräume der Burg, deren Eingang gegen Südweſten noch erkennbar iſt. Wie feſt ſie war, zeigt noch heute ihr Mauerwerk, das in einer bedeutenden Maſſe noch vorhanden iſt; das zeigt aber auch der kecke Trotz und die Anmaßungen ihrer Burgmänner. Als der Kaiſer Adolph von Naſſau in Aachen gekrönt worden war und rheinaufwärts zog, weigerte er für ſich und ſein Gefolge den Zoll, der bei Fürſtenberg erhoben wurde, zu zahlen. Der Burgmann des Pfalzgrafen auf Fürſtenberg, Ulrich vom Steine (ſpäter der Rheingrafenſtein bei Kreuznach genannt) verſtand keinen Spaß und hielt auf die Rechte ſeines Herrn. Er griff mit ſeinen Mannen den Zug des Kaiſers an und tödtete einen ſeiner Begleiter, worauf dann der — geldarme — Kaiſer ſich herbeiließ, den Zoll zu bezahlen. Mögen auch Parteigehäſſigkeiten dabei eine Rolle geſpielt haben, dennoch zeigt dieſer Vorfall (freilich mit vielen andern), wie ſehr das Anſehen der kaiſerlichen Majeſtät geſunken war, und wenn der Erzbiſchof von Mainz ungeſcheut ſagen konnte: „er könne noch mehr denn einen Kaiſer aus dem Aermel ſchütteln", ſo war das im Grunde nur das Vorſpiel, zu dem der Ritter vom Steine ein Nachſpielchen lieferte. Daß er ungeſtraft blieb, verſtand ſich übrigens einfach von ſelbſt; denn es gebrach vor Allem an der Macht des Vollziehens.

Ob der H. von Fürſtenberg in der Urkunde von Ruprecht I., datirt vom Sonntage nach Remigius 1273, durch welche er dem Erzbiſchof von Trier 1555 Mark als Erſatz für deſſen Auslagen bei der Kaiſerwahl zuſichert, dieſer Burg

angehört, ist sehr zweifelhaft. Er dürfte dem am Niederrhein noch blühenden, nunmehrigen Grafengeschlechte zuzurechnen sein, zumal er dort als Bürge handelt.

Die Abtei Grafschaft besaß in der Mark von Rheindiebach bedeutende Weinberge, Haus, Kelterhaus, Keller und dergleichen (die Stätte heißt heute noch Grafschaft). Dieser Abtei verspricht der Pfalzgraf Ludwig im Jahre 1360 auf der Burg Fürstenberg seinen Schutz, und sein Sohn, Pfalzgraf Rudolph, ebenfalls auf der Burg anwesend, bestätigt diesen Schutzbrief im November 1295. Dies beweist, daß die Burg einestheils durch ihre Sicherheit, anderntheils aber auch durch ihre Geräumigkeit und die Schönheit ihrer Lage schon in früher Zeit ein Lieblingsaufenthalt der Pfalzgrafen gewesen ist. Sie blieb es, und ihre Bedeutung erhellt auch aus dem Umstande, daß sie dem blinden König Johann von Böhmen von Ludwig IV. als Unterpfand für 15000 Mark verpfändet wurde. Sie konnte ihm aber nicht überliefert werden aus Gründen, deren die Urkunde nicht gedenkt, vielleicht und wahrscheinlich, weil sie in feindlichen Händen war, namentlich in denen des Gegenkaisers. Der Pfandbrief wurde offenbar ausgestellt, als Ludwig eben Kaiser geworden. Darauf belagerte er die Burg, ohne sie indessen erobern zu können. Erzbischof Balduin von Trier erstand nun die Pfandschaft, indem er dem König von Böhmen eine andre abtrat, und Ludwig verspricht dem Kurfürsten und Erzbischof durch eine in Bingen ausgestellte Urkunde, Fürstenberg oder Caub oder Diebach zu verpfänden. Balduin war zu schlau und eigennützig, um nicht zu wissen, daß die verheißene Pfandschaft werthvoller wäre als die an König Johann abgetretene. Als später die Burg in den Besitz des Kaisers kam, hielt er sich längere Zeit daselbst auf, namentlich stellte er unter dem 23. März 1324 eine Legitimationsurkunde hier aus und ertheilte durch eine andere ein Lehen dem Ritter Wenemar von Gemmenich über eine halbe Mark Goldes auf das Kloster Nevel. Am Tage darauf befreite er durch eine Urkunde die Stadt Caub und das Dorf Weisel gleich der Stadt Boppard. Die Burg hatte für Kaiser Ludwig eine solche Bedeutung, daß er Fürstenberg und das Schloß Gutenfels bei Caub seiner Gemahlin Margaretha von Holland als Wittum bestimmte und sich verpflichtete, beide Schlösser nicht zu verpfänden, außer in ganz dringenden Fällen, und dann nur an seinen Schwiegervater, den Grafen Wilhelm von Holland. Er beurkundete ferner (4. Juni 1326), daß seine Burgmänner (Castellani) zu Fürstenberg und Caub seinem Schwiegervater Wilhelm von Holland den Eid der Treue geleistet und beschworen hatten, nach seinem allenfallsigen Tode seiner Gemahlin Margaretha von Holland das auf diese Vesten zugesicherte „Leibgedinge" getreulich zu bewahren. Zugleich verspricht er, auf diese beiden Burgen keine andere Burgmänner zu setzen, als welche zuvor den gleichen Eid geleistet. In spätern Zeiten scheint die Burg weniger von hohen Herren besucht worden zu sein, wenigstens sind die Urkunden selten oder fehlen ganz, die darauf hinwiesen; doch blieb sie immer bei der Pfalz und wird ihrer in den Erbtheilungen des pfälzischen Hauses gedacht. Wie alle Burgen nach der Anwendung des Pulvers im Kriege unendlich an Werth verloren, so mußte es auch Fürstenberg erfahren. Dennoch legte Marquis Spinola 1620 eine Besatzung hinein und warf die evangelischen Pfarrer von Bacharach und Oberdiebach und mehrere vom Hundsrücken in ihre Verließe, wo die unglücklichen Männer schwere Tage erduldeten, bis 1632 Gustav Adolph von Schweden nach der Eroberung von Kreuznach vor Fürstenberg rückte und die Kugeln seiner „Feldschlangen" gegen die Burg spielen ließ. Zwar antworteten die Spanier, allein sie erkannten daß, wenn sie sich nicht ergäben, und der „König in Schweden" eine Belagerung begänne, sie sich unter den Trümmern der Burg müßten begraben lassen; daher besannen sie sich eines Bessern und räumten die Burg, wodurch das Märtyrerthum der unglücklichen Diener am Worte des Herrn endete.

Die Burg theilte von nun an die wechselnden Geschicke der Burg Staleck

und Bacharachs, bis 1689 auch ihre Stunde schlug, indem der Befehlshaber auf Montroyal an der Mosel, der Conte de Montal, seine „Soldateska“ entsandte, die mit Hülfe der hierzu gepreßten Bewohner des Thales die Burg zerstörten und ausbrannten. Viele Mühe gaben sie sich, den prächtigen Thurm zu sprengen, aber er widerstand und steht noch heute, wie sie ihn damals verließen.

Um die Burg kümmerte sich nun Niemand mehr, bis sie im Anfang unseres Jahrhunderts als Nationalgut von den Franzosen versteigert wurde. So kam sie in den Besitz des in Rheindiebach wohnenden Weinhändlers Kurz, welcher einige Anlagen auf der Burg machte, ohne indessen sonst Etwas zu ihrer Erhaltung zu thun.

Von der Familie desselben erkaufte sie der Prinz Friedrich der Niederlande. Als die Zeitrichtung sich darin gefiel, die Burgruinen am Rheine aufzubauen, glaubte man, der Prinz würde auch diese Burg aufbauen, allein das geschah nicht.

Der gegen Süden gerichtete Berg, der, als der Weinhändler Kurz die Burg mit ihrer Umgebung kaufte, mit Niederwald und Gestrüppe bewachsen war, erschien dem kundigen Auge dieses unternehmenden Mannes als eine zu günstige Weinbergslage, um sich nicht bewogen zu finden, ihn rotten zu lassen. Der Weinberg gerieth und lieferte, als die Reben fruchtbar geworden waren, einen ausgezeichneten Wein. Auch dieser Weinberg ist im Besitz des Prinzen.

Nicht weit hinter der Burg senkt sich eine enge Schlucht zum Rheine, welche sich dem Ufer nahe ansehnlich erweitert. In dieser Schlucht rieselt ein krystallhelles Bächlein, das einst die Mauern eines kleinen Klosters und einer Kirche bespühlte. Es war das Wilhelmitenkloster Fürstenthal. Das Kloster war unter dem wuchtigen Schlage der Reformation gefallen, dann im Laufe der Zeit völlig zerfallen und mit seinen Gründen und Mauern in Privathände übergegangen. Seine Stätte kennt fast Niemand mehr, da jede Spur davon vertilgt ist, nur die Gegend heißt noch im Munde des Volkes: das alte Kloster. 1822 standen die Mauern noch, besonders die der nicht ganz kleinen, in gothischem Stil erbauten Kirche.

Fürstenberg droben auf seiner stolzen Höhe übte die Schirmvogtei über das Kloster. Sein Ursprung ist derselbe, welchen die herrliche Ruine der dreichörigen Kapelle Sanct Werner über Bacharach hat. Ludwig der Strenge erbaute es zur Sühne seines Gewissens, nachdem er unschuldig seine schöne Gemahlin hatte enthaupten lassen. Zunächst aber liegt die Veranlassung in einer Legende jener finstern Tage, in denen man lüstern war nach den Schätzen der Juden, deren Viele an den Ufern des Rheines eine Zuflucht im Kronlande der Kaiser gefunden, und denen man die Schuld gab, zum Osterfeste ein Christenkind mit Nadelstichen zu morden, um seines Blutes sich zu ihrer Osterfeier zu bedienen. — Wenn Habsucht und stockblinder Glaubenshaß dasselbe ruchlose Ziel verfolgen, dann ist jede Waffe recht, und die schändlichste Lüge, die zu ersinnen ist, muß dem Zwecke dienen. So war es auch hier, und die Mönche boten williglich Mühe und Handreichung zum Judenmorde, der zur Schande der Menschheit mehr denn einmal am Ufer des Rheines vollbracht wurde, auch damals.

In Walmerod, so erzählt die Legende, lebte ein überaus frommer Knabe Namens Werner. Der begab sich, um die heiligen Osterfesttage zu begehen, nach Oberwesel, (auch Boppard wird wohl als Ort bezeichnet) wo viele Juden wohnten. Der fromme Knabe kam nach dem Orte, als es schon dunkelte, und gerieth eine Herberge suchend, in das Haus eines Juden daselbst, wo man ihn heimlich festhielt und in der Nacht durch Nadelstiche am ganzen Leibe auf schauderhafte Weise langsam hinmordete. Den Leichnam warfen sie in den Rhein; aber statt unterzusinken, schwamm der Leichnam des heiligen Knaben an der Oberfläche des Wassers, und statt mit dem zur Frühlingszeit raschfluthenden Strome abwärts zu schwimmen, schwamm er aufwärts. Das wurde schnell vom Volke bemerkt,

der Geistlichkeit angezeigt, und diese zog mit unermeßlichen Schaaren gläubigen Volkes dem heiligen Leichnam nach, um die Stätte wahrzunehmen, wo er am Ufer landen würde, weil der Heilige dadurch kund gäbe, wo er wolle begraben sein.

An der Thalschlucht des sogenannten „alten Klosters" landete wirklich der Leichnam. Geweihete Hände hoben ihn aus der seichten Uferfluth, und nun erst sah man, wie der ganze Leib mit Nadeln gestochen war, aus deren kleinen Wunden fort und fort das heilige Blut rann, obgleich der Knabe Werner todt war. Alle Welt erkannte das Mirakel, und Ludwig der Strenge, der in den Mauern Stalecks trauerte, seit ihn Donaueschingen an die theure, hingemordete, reine Gattin immer aufs schrecklichste mahnte, legte sogleich den Grundstein zu einem Kloster an der Stelle, wo der Leichnam geländet und einstweilen begraben worden war. Das Kloster und seine Kirche wurde erbaut, geweiht, von Wilhelmitenmönchen bezogen, aber der Leib des heiligen Werner wurde nach Bacharach gebracht und fand später seine Grabstätte unter dem Hochaltar der Sankt Wernerskapelle, die erbaut wurde dem Heiligen zu Ehren.

Eine grausame Judenverfolgung durch das Rheinthal war die Folge dieser gräulichen erdichteten Mähr. Nur der Kaiser, dessen eigener Säckel höchst empfindlich darunter litt, konnte ihr Einhalt thun.

Fürstenthal ist verschwunden — aber die herrliche Ruine der Wernerskapelle in Bacharach erhält das Andenken an diese grauenhaften Ereignisse.

Die Banditti in Neapel. Luigi Guasparini.

Schilderungen nach dem Leben von E. Heusinger.

Seit undenklichen Zeiten sind die Genossenschaften der Banditti als eine sehr lästige Zugabe zu den Naturschönheiten betrachtet, womit die südlichen Landstriche der herrlichen Italia so reich vom Himmel gesegnet sind. Schon der Bericht eines Carabiniers oder eines Posthalters über einen in der Nähe der cumina real von diesen verwegenen Raubrittern ausgeführten Handstreich ist gar oft hinreichend gewesen, furchtsamen Touristen das Weiterreisen zu Land zu verleiden, im Augenblick, als sie das Paradies von Neapel aus der Ferne in der bezaubernden Einrahmung des schillernden Golfs erblickten. Der stolze britische Lord ließ seinen schwer bepackten Reisewagen halten, sobald das gefährliche Revier bei Terracina erreicht war, und setzte die Reise nicht fort, bevor nicht das von der nächsten Station für schweres Geld zur Escorte requirirte Reiterpiquet angelangt war. Bei etwas physiognomischer Kenntniß hält es mitunter nicht schwer, aus den scharf geschnittenen Zügen und den funkelnden Augen des Brigadiers zu erkennen, daß er unlängst selbst noch den kühnen Gebirgsjägern angehört hatte. Doch jetzt war er treu wie Gold und wehrte sich wie ein Löwe bei einem etwaigen Angriff gegen die Bande, durch deren Verrath er das silberne Porte-épée und die Medaille sich erworben.

Es hat zu keiner Zeit an Schilderungen gefehlt über das Treiben dieser gefährlichen Söhne der südlichen wilden Schluchten. Dennoch vermag man bei uns im ehrlichen Deutschland nicht, sich einen richtigen Begriff von der großen Raub- und Mordgenossenschaft zu machen, die, wenn an einem Orte geschlagen und scheinbar vertilgt, über Nacht an einem andern wie Pilze aus der Erde schießen, um grausige Rache an ihren Feinden zu üben. Die neapolitanischen Banditti bilden, durch das ganze Königreich verzweigt, eine furchbare Verbrüderung, die, wie sie es schon so oft in frühern Zeiten gethan, auch eben jetzt wieder in den neapolitanisch-sicilischen Angelegenheiten eine so bedeutsame Rolle spielt.

Weß Geistes Kinder diese noch nie ganz bezwungenen Freischützen sind? davon wissen von unseren Landsleuten die noch Lebenden zu berichten, die im ersten

Jahrzehnt unſers Jahrhunderts in Folge der politiſchen Verhältniſſe Jahre lang, namentlich mit den calabreſiſchen Banditti in Frieden und guter Kameradſchaft gelebt haben.

Es war zur Zeit, als die britiſche Regierung kein Mittel unverſucht laſſend, die napoleoniſche Dynaſtie und ihre Anhänger aller Orten zu vertilgen, es für unbedenklich hielt, ſich der Mithülfe von des berüchtigten Fra Diavolos Banden zur Erreichung ihrer Zwecke zu bedienen. Damals war es, als 900 jener Genoſſenſchaft unter dem Namen „Calabreſiſches Freicorps“ in einem Regiment vereinigt, ſich als die gefährlichſten Feinde der Franzoſen, und dabei als die treuſten Freunde der engliſchen und deutſchen Truppen erwieſen. So traten aus der Leibgarde des nicht minder berüchtigten Cardinals Ruffo, die aus der Elite der Banditti beſtand, 2800 Mann in zwei Bataillons formirt, unter dem Namen „Italian- Levy,“ in den engliſchen Dienſt. Man konnte nichts Ausdrucksvolleres ſehen als dieſe Geſichter. Jeder Zug erzählte ein Stück ihrer früheren Lebensgeſchichte, und die Augen ſprühten das Feuer aus, was in ihrem Innern fortwährend glimmte. Vier Jahre hindurch haben ſie mit den Braunſchweigern und Hannoveranern im engliſchen Heere die Franzoſenjagd mitgemacht in der pyrenäiſchen Halbinſel und diesſeits Faro. Aber niemals hat etwas darüber verlautet, daß von den Calabreſen weder gegen einander noch gegen einen fremden Kameraden ein Dolch oder das Meſſer aus der Scheide gefahren. Die Zeit war lang genug, um über die Calabreſen das Urtheil zu begründen, daß ſie viel treuere Kameraden als die Sicilianer und bei energiſcher Führung und Zucht viel anſtelligere und tapferere Soldaten ſind als die von der Inſel, welche im franzöſiſchen Kriege ein Garderegiment, Reale grenadieri, das Regiment Eſtero und ein Dragonerregiment zur engliſchen Armee geſtellt hatten, von denen ſpottweiſe geſagt wurde, daß ſie lieber einem Topf mit Macaroni ohne Deckel als dem Feind ins Geſicht ſähen.

Die ſüditalieniſchen Banditti, ein ganz aparter Menſchenſchlag, wie er in keinem anderen chriſtlichen Lande zu finden, haben ſich mit der Zeit einen Platz in der Geſellſchaft errungen, den ſie behaupten werden, ſo lange die ſocialen Verhältniſſe Italiens nicht von Grund aus gebeſſert ſind. Ihre halbmilitäriſche Kleidung, obgleich ſie faſt öffentlich die Art ihres Gewerbes zur Schau trägt, iſt darauf berechnet, den Schein der Geſetzloſigkeit ihres Handwerks zu mildern, in den Augen des Volks eine gewiſſe Autorität zu erlangen, und durch äußeren Glanz auf die Phantaſie der jungen Landleute oder der verlorenen Stadtſöhne einzuwirken, aus denen ſie ſich nach erlittenen Verluſten zu ergänzen pflegen.

Der ebenſo reiche als maleriſche Anzug beſteht gewöhnlich in einer runden Jacke und Kniehoſe von dunkeler Farbe, die ſcharlachrothe Weſte mit zahlreichen durchbrochenen Silberknöpfchen geſchmückt. Auf der Bruſt glänzen eine Menge Medaillen und Heiligenbilder. Der breitkrämpige, ſpitz zulaufende Hut iſt wie bei den Tyrolern mit Federn und buntfarbigen Bändern geziert, und das volle Haar darunter wird durch ein ſeidenes Netz feſtgehalten. Die Füße ſind mit Sandalen von Espartogeflecht, auch wohl von ſtarkem Leder bekleidet, die vermittelſt elaſtiſcher Riemen ſo am Beine befeſtigt ſind, daß ſie dem ſchnellen Erklimmen der Felſen nicht hinderlich werden. Ein breiter Ledergürtel, oder eine um die Taille geſchlungene blutrothe ſeidene Schärpe dient zur Aufnahme von Dolchen und Piſtolen; letztere ſind gewöhnlich von vorzüglicher Güte, da ſie ein Hauptaugenmerk bei jedem Raubunternehmen ſind. Ueber der linken Schulter hängt ein gezogener Carabiner; über der rechten im maleriſchen Faltenwurfe ein weiter Mantel von wollenem, waſſerdichten Zeuge, der ihnen zum Schutz gegen das Wetter und in ihren nächtlichen Bivouaks im Gebirge zum Lager und zur Decke dient.

Von einem derartig ausgeſtatteten Banditen iſt jeder Zoll in den Augen des Volks ein Stück von einem Helden. Es gibt aber auch in Wahrheit unter dieſen wilden Söhnen der Gebirge prächtig klaſſiſche Geſtalten, die jeder gute

Maler noch heute, wie einst Salvator Rosa, sich glücklich preisen würde, zum Modell vor sich zu haben.

Manche von ihnen haben eine so wohlklingende Stimme, daß die in schönen Nächten in Begleitung der Mandoline von ihnen vorgetragenen Romanzen selten des Eindrucks auf die leichtempfänglichen Landschönen verfehlen. In seinen Tänzen entwickelt der Bandit in zunehmender Steigerung die ihm inwohnende Gluth. Das Auge des Räubers schießt pfeilartige Blitze, als suche er nach einem verborgenen Feinde, dann irrt es wieder wie ein Wandelstern im Kreise der ihn umringenden Mädchen nach einem Idole umher, dem er für eine Zeit lang seine ausschließliche Huldigung zu widmen entschlossen ist.

Man kann sich leicht denken, welche Rolle diese Gesellen in der kleidsamen englischen Jägeruniform spielten, in den Tagen, als sie das von der Regierung gezahlte hohe Handgeld unter Sang und Klang in den Kaffeehäusern zu Messina verjubelten. Mit allen Nationalitäten waren sie gut Freund, nur mochten sie die sicilianischen Soldaten nicht leiden, von denen manche wie sie selbst, nur mit ungleich weniger Ausdauer und Erfolg das Banditenhandwerk bis zu Ankunft der Engländer betrieben hatten. Mit den Griechen und Albanesen, von denen 2100 Mann auf Corfu geworben in drei Bataillons eine Brigade im englischen Heere bildeten, lebten sie dagegen in größter Eintracht. Diese konnten ihnen fast von noch größeren, in ihren heimathlichen Bergen an den Türken verübten Heldenthaten, resp. Raubzügen erzählen als die, welche von den Calabresen an den Franzosen während deren Herrschaft unternommen waren. Für den Nordländer war es ein seltener Genuß, das Augenblitzen, die charakteristische Beweglichkeit dieser stammverwandten Völkerschaften in der Nähe zu beobachten. Sie sprechen zu einander von ihren Thaten mit so überzeugender Rechtfertigung, daß man am Ende nur mit Bedauern die Geschicke dieser Nationalitäten verfolgen könnte, die mit so großen angebornen Fähigkeiten seit Jahrhunderten nicht viel Besseres als Leibeigene in den schönsten Ländern von Europa gewesen waren.

Die Banditti sind in zahlreichen Banden über den ganzen Landstrich längs der Kette der Apenninen, vom päbstlichen Gebiet bis nach Calabrien verbreitet. Sie kennen sich unter einander durch Emissäre; aber sie kennen auch die schwierigsten Gebirgspässe in den Abruzzen, jeden zu einem schnellen Rückzuge geeigneten Richtweg eben so genau als die unzugänglichen Waldickungen im Gebirge, wohin keine bewaffnete Macht ihnen zu folgen vermag. Dabei sind sie des guten Willens der Gebirgsbewohner immer versichert. Diese sind ein armes, halbwildes Volk, das nie von ihnen beunruhigt, wohl aber mit reichen Gaben überhäuft wird. In den größeren Dörfern und in den kleinen Grenzstädten, wo sie die Niederlagen der geraubten Güter halten und durch Unterhändler zum Verkauf stellen lassen, werden sie als Helden betrachtet, die zeitweilig außer dem Gesetz stehen. In dieser Weise geachtet und geschützt und in ihren festen Gebirgspässen gegen die Angriffe regulärer Truppen gedeckt, spotteten die Räuber der vergeblichen Anstrengungen, welche von den ohnmächtigen bisherigen italienischen Regierungen gegen sie gemacht wurden.

Vergebens wurden von Zeit zu Zeit die Namen und Personenbeschreibungen der verrufensten Banditenhäuptlinge an die Kirchenthüren geheftet und hohe Preise auf ihre Köpfe gesetzt. Die Bewohner der kleinen Orte wurden aus Furcht vor ihrer Rache oder, weil sie den Räubern zu Dank verpflichtet waren, vom Verrath abgehalten.

Allerdings hat es sich auch in früheren Zeiten wohl ereignet, daß die „freien Söhne der Berge", wie sie sich am liebsten genannt hören, wenn sie sich zu weit hinaus auf die große Heerstraße wagten, gleich wilden Thieren von den Carabiniers gehetzt und niedergeschossen wurden, daß man die Köpfe Einzelner auf Pfähle an den Heerwegen aufgesteckt und die Körper zum Bleichen in die Nähe des Schau-

platzes der von ihnen verübten Thaten in den Kronen der Bäume aufgehängt hat. Aber der schauererregende Anblick diente mehr dazu, die verhängnißvollen Wegstrecken noch schauervoller und unheimlicher erscheinen zu lassen und die Reisenden mit bösen Vorahnungen zu erfüllen, als den Banditen selbst zum abschreckenden Beispiele zu dienen, die, wenn sie sich zuletzt nicht mehr zu schützen wissen, in der neapolitanischen Gensd'armerie Dienste nehmen.

Die Hirten im Gebirge sind die vertrauten Boten der Banditen, wenn sie wegen Ranzionirung der von ihnen gemachten Gefangenen oder wegen Zufuhr von Lebensmitteln Gänge in das flache Land zu thun haben.

Das Aeußere der Schäfer in den Abruzzen ist das treue Spiegelbild der wilden Schluchten, welche sie mit ihren Heerden nomadisirend durchziehen. Ihr Anzug ist deßhalb nicht so malerisch als der, womit die Räuber so gern koquettiren. Er besteht aus einer nur sehr oberflächlich gegerbten Hülle von braunen oder schwarzen Schaffellen. Der spitzige, breitkrämpige Hut und roh gearbeitete Sandalen von Filz oder Esparto mit geschmeidigen, zum Bergsteigen geeigneten Riemen vollenden die wenig kostspielige Bekleidung. Sie führen lange, lanzenartige Stäbe, die außer einer Spitze mit einem Haken, letzterer zum Einfangen widerspenstiger Thiere versehen sind. Von dem starken Wolfshunde, seinem treuen Gefährten, begleitet, gewährt der einsam in der weiten Landschaft dastehende Hirt einen höchst pittoresken Gegenstand für den Kunstfreund. Die Hirten sind ein neugieriger Menschenschlag, stets erfreut, wenn die Einförmigkeit ihrer trostlosen Verlassenheit durch die Unterhaltung eines Vorübergehenden auf kurze Zeit unterbrochen wird. Selbst der Hund scheint dann der Unterhaltung ein aufmerksames Ohr zu leihen, indem er fortwährend gleich seinem Herrn einen schlauen, forschenden Blick auf den Fremden gerichtet hält.

Ganz so wie die Banditen sind auch die Hirten sich gleich in ihren Sitten und Gebräuchen, von den jenseitigen Abruzzen bis zur Capitanata und von da ab bis etwa in die Mitte von Calabrien, wo von den hohen, rauhen Gebirgskämmen die Aeste sich allmälig in die fruchtbaren Gegenden zum Adriatischen und zum Mittelländischen Meere verlaufen, deren Bewohner denn auch einen äußerlich mehr gesitteten Anstrich annehmen.

Die genannten Landstriche sind besonders in politisch aufgeregten Zeiten die eigentlichen Hauptquartiere der Banditti. Junge Männer von guter Familie sind unter ihnen keine seltene Erscheinung. Hört man von einem verwegenen Spieler, der sein Letztes verloren, von einem fidelen Studenten, dem die Bänke des Seminars im fruchtlosen Studium zu hart geworden, oder von einem Renommisten, der — wie es dort zu Lande heißt — das Unglück gehabt, seinem Gegner im heftigen Wortwechsel den Dolch einen Zoll zu tief in die Rippen zu stoßen, *daß er in das Gebirge gegangen* — so heißt das so viel als — er ist zu den Räubern, wie man in alten Zeiten in Deutschland sagte, — er ist zu den Werbern gegangen. Gelegentlich besuchen sie dann ihren Heimathsort. Dort tanzen, spielen und zechen sie mit ihren früheren Cumpanen ohne Furcht vor Verrath; denn ein Theil der Bande ist immer noch zur Hand, und von den Einwohnern stehen immer Einige auf Posten.

Zum öftern sind mir im calabresischen Freicorps vormalige Banditen als wahre Prachtexemplare schöner, kräftiger Männergestalten vorgekommen, die in ihrer Haltung und leidenschaftlichen Ausdrucksweise an die Roller und Consorten in Schillers vielfach bewunderten und noch öfter getadelten „*Räubern*" mich lebhaft erinnerten. Räuber, wie unser großer Dichter sie in seinem Drama uns vorführt, hat es in Deutschland oder in Böhmen wohl nie welche gegeben. Daß aber dergleichen enfants perdus nicht bloß in der hoch erregten Phantasie des

Dichters lebten, daß sie vorhanden waren und noch jetzt im südlichen Italien in vielen Exemplaren in den Abruzzen hausen, — davon

Ein Beispiel für viele!

Das calabresische Freicorps gehörte eine Zeit lang mit unserem Reiterregiment zu derjenigen englischen Brigade, welche unter dem Befehl des Colonel Sir John Adams an der Grenze der reizenden Provinz Murcia, gegenüber der französischen Stellung am Xucar, die äußersten Vorposten in der Stadt Biar besetzt hielt. Mit einem Offizier der Calabresen und dem Sergeant-Major Ferretti hatte ich in demselben Hause mein Quartier.

Signor Luigi Guasparini war ein schöner Mann, schlank gewachsen wie eine Tanne. Seine Augen, schwarz wie sein Haar, leuchteten wie zwei Sterne, wenn er freundlich blickte. Dem Feinde gegenüber sprühten sie Flammen. Der Lieutenant war ein guter Kamerad und ein angenehmer Gesellschafter. Stellte er sich als Improvisator vor, so konnte man ihm stundenlang zuhören, ohne zu ermüden. Wenn er mit seiner eben so lieblichen als volltönenden Stimme die Guitarre begleitete, versammelte sich eine zahlreiche Zuhörerschaft unter dem mit Blumen geschmückten Balcon unseres Hauses. Spielte er zum Tanz auf, rührten sich bald die zarten Füßchen unserer reizenden Nachbarinnen zum Fandango, und Signor Luigi ließ als fixer Tänzer nicht lange auf sich warten, wenn die fröhlichen chicas die ersten Klänge der Castagnetten ertönen ließen.

So fröhlich und gut gelaunt sich Guasparini in der Regel erwies, besonders an Tagen, wo es draußen im Felde da zum Tanze ging, wo der große Violon die Grundtöne angab und das lustige Knattern der Büchsen die Begleitung spielte — so hatte er doch auch seine sehr ernsten, selbst trübe Stunden. Schon zum öftern hatte ich ihn Nachts auf seinem Lager schwer seufzen hören, und durch die Ritze der dünnen Bretterwand, welches sein Zimmer von dem meinigen trennte, den Namen „Rosita“ deutlich vernommen. Es mußte meinen Kriegsgefährten Etwas schwer bedrücken. Was es war, mochte ich von Andern nicht erfahren, und ihn selbst darum zu befragen, scheute ich mich, obgleich das tägliche Zusammensein eine Gelegenheit dazu wohl herbeigeführt haben könnte.

Eines Tages wollte es der Zufall, daß ein von mir angeführtes Reiterpiquet, welches regelmäßig in einer Stunde Entfernung von der Stadt in der Nähe von zwei sich kreuzenden Hauptstraßen aufgestellt wurde, durch eine von Lieutenant Guasparini befehligte Abtheilung Calabresen verstärkt wurde.

Nachdem wir beiderseits unsre Vedetten ausgestellt hatten, begaben wir uns zum Haupttrupp zurück. Diese lagerten in der Nähe einer verfallenen Capelle, von wo man über einen großen Theil der paradiesischen Umgegend die volle Aussicht hatte. Sobald ich mein Pferd abgegeben, stieg ich zu meinem Kameraden hinauf, der es sich bereits neben dem Gotteshause bequem gemacht hatte. Dem herrlichen Blick gegenüber in die blühende Landschaft machten die umherliegenden bemoosten Leichensteine einen eigenthümlichen Contrast. Indessen ließen sich unsre dienstbaren Geister nicht dadurch abhalten; auf der Platte, deren Inschrift die Grabdecke eines müden Erdenpilgers bezeichnete, trugen sie die zum Frühstück mitgebrachten kalten Fleischspeisen auf und stellten eine mit ächtem Alicante gefüllte, aus einem Calabasse gedrechselte umfangreiche Feldflasche daneben. Bei frischem Appetit hatten wir mit den substantiellen Beständen des Breakfast bald aufgeräumt. Dagegen tranken wir mit Bedacht von dem edeln Feuerweine. Er mundete uns; und gegen seine sonstige Gewohnheit trank Guasparini heute mit Lust, so daß ihm das Herz mehr und mehr aufging, in der Art, wie ich es schon längst, aber immer vergebens gewünscht hatte, um hinter das ihn pressende Geheimniß zu kommen.

„S' ist schön hier,“ — rief er in schwärmerischer Stimmung; die Sonne glüht, aber die Lüfte fächeln mild und kühl, und die Landschaft lächelt mich heute

an wie der Garten vom verlornen Paradieſe. Per Bacco! man möchte immer auf dieſem Platze weilen, und wäre es auch einen Tag um den andern im blutrothen Kampfe mit den Franzoſen! — — Und doch, Kamerad! ich ſchwöre es bei der Jungfrau, zieht es mich auch wieder wie mit unſichtbaren Banden hinüber in das rauhe Gebirge um Fondi und weiter nach Calabrien, deſſen wilde Natur weiche Gefühle nicht leicht aufkommen läßt.

„Iſt Fondi Euer Geburtsort, — wer wollte es Euch denn verübeln, von Zeit zu Zeit Sehnſucht nach dem Ort zu haben, wo Eure Wiege ſtand, Luigi? Seht, ich gehöre einem Landestheile von Deutſchland an, der ſich gegenüber dieſer von Gott ſo geſegneten huerta wie der Winter zum Sommer verhält, und dennoch — geht mir mein deutſches Vaterland über die ganze ſüdliche Pracht."

„Kamerad! es iſt nicht bloß die Liebe zum Vaterlande, es iſt ein tiefer, entſetzlicher, nie endender Schmerz hier in der Bruſt, der mir die Gegend von Fondi und Arezzo ſo oft ganz nahe vor das innere Auge kehrt — entgegnete Guasparini, legte mir die Hand auf die Schulter und heftete ſein glühendes Auge feſt auf das meinige. — Dieſer Jammer erfaßt mich zu Zeiten des Nachts, daß ich nicht ruhen, nicht ſchlafen kann. Seht mich nicht ſo ungläubig an, ſprecht es aus, Ihr habt mich mehr als einmal einen Namen rufen hören, Roſita! Iſt's nicht ſo?"

Auf mein ſtummes Bejahen faßte Guasparini meine Hand. Sein ſonſt ſo ſtrahlendes Auge war glanzlos geworden, als er mit den Worten: „Iſt's Euch nicht läſtig, Kamerad — will ich Euch heute die Geſchichte meines Lebens erzählen" — fragend zu mir aufſah.

„Ihr werdet einen aufmerkſamen Zuhörer an mir haben, Luigi, und wer weiß, ob nicht Mittheilung Euer Herz erleichtert. Ihr habt bisher wohl keine Gelegenheit dazu gehabt; die Theilnahme eines Freundes hilft auch das ſchwerſte Leid leichter ertragen."

„Wohl! Doch zuvor laßt uns nach den Poſten ſehen und eine Patrouille ſchicken," — entgegnete der Calabreſe im Bewußtſein der ihm obliegenden Dienſtpflicht. „Die Franzoſen, Ihr wißts — haben ſcharfe Augen. Sie ſehen dem Feinde die Schwächen ab und fallen wie die Stoßvögel darüber her, wo ſie Fehler bei ihnen erkannt haben! Wären ſie nicht immer auf dem alerto geweſen, per Bacco, Signor, ſie hätten außer den Tauſenden, die wir ihnen in Calabrien kalt gemacht, das Doppelte in unſeren finſteren Schluchten verloren; aber guardate bene heißt es bei den Franzoſen, ſie paſſen auf den Dienſt und — auf die militäriſche Ehre!"

Es war lange nach Mittag, als wir von der Inſpection zurückkamen. Die Sonne war im Neigen begriffen, und ein belebender Oſtwind ſandte ein Meer der köſtlichſten Blüthenwohlgerüche zu uns herüber.

„Jetzt laßt uns hier niederſitzen, auf dem alten Grabſteine, unter dem vielleicht ein armer, gleich mir ſelbſt gehetzter Erdenpilger die Erlöſung von den Stürmen des Lebens gefunden. Mir wäre es wohl, wenn ich ſelbſt darunter läge; — Wer weiß, was am beſten für mich iſt! —" So ſprach Guasparini und that einen langen Zug aus unſerem zweiten gemeinſchaftlichen Calabaſſo — „das ſoll mir Kraft geben, in meiner Erzählung Nichts von der Wahrheit zu verhehlen. Urtheilt dann nach Eurem Ermeſſen über den Kameraden — nur ſprecht ihm das Herz nicht ab, es war die alleinige Urſache meiner Schuld, wenn Ihr nach Euren Anſichten die von mir begangene That mit dem Namen einer Sündenſchuld glaubt belaſten zu müſſen."

„Die kleine Stadt Fondi am Barazo am Fuß der Abruzzen iſt mein Geburtsort. Mein Vater, ein bemittelter Kaufmann, gab mir eine gute Erziehung, weil er mich nach einem meiner frühgeſtorbenen Mutter gegebenen Verſprechen für eine höhere geiſtliche Würde beſtimmt hatte. Geſchäftsreiſen hielten ihn oft

längere Zeit von Haus entfernt; auf die Ermahnungen einer gutmüthigen Tante, deren Liebling ich war, gab ich nicht viel mehr, als um mich in ihrer Gunst zu erhalten. Mir selbst überlassen, sah ich täglich zu viel von lustiger Gesellschaft, als daß ich für den Priesterrock hätte besondere Liebe hegen können. So wuchs ich heran wie ein großer Theil meiner Landsleute, ohne mir um die Zukunft Sorgen zu machen. Mit einem guten Theil Leichtsinn begabt, war ich zwar händelsüchtig bei vorkommenden Gelegenheiten, im Ganzen aber von gutmüthiger Natur. Mein Leben verlief in Lust und Freude, ohne besonderes Ereigniß, bis die Liebe ins Spiel kam.

In unserer Stadt wohnte der Intendant des herzoglichen Grundbesitzers. Seine sechzehnjährige Tochter Rosita zeichnete sich durch Schönheit und Anstand vor allen übrigen Bürgerstöchtern aus; sie wurde die Perle genannt, aber auch von ihrem Vater als sein höchstes Kleinod sorgsam überwacht. Nur selten sah man sie außer dem Hause; indessen führte mich eine kirchliche Feier eines Tages in ihre Nähe. Rosita war so zart, so blühend, so ganz verschieden von den sonnenverbrannten Frauen meiner bisherigen Bekanntschaft, daß ich kaum begreifen konnte, wie ich ihnen bis dahin besondere Aufmerksamkeit hatte beweisen können. Von jenem Tage fühlte ich, daß ich keiner anderen als der Tochter des Intendanten meine ausschließliche Liebe widmen könnte.

Mein Vater ließ es mir nicht an Geld fehlen, so konnte ich auch auf meine Garderobe Etwas verwenden, und ich versäumte keine Gelegenheit, mich der Auserwählten im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen. Von jetzt an begegnete ich Rosita zum öftern in der Kirche. Ihre Blicke gaben mir Hoffnung, und ich wagte es zuweilen in schönen Nächten, durch einige leise Accorde der Guitarre der Geliebten meine Nähe zu verkündigen. Als es mir nach längerer Zeit geglückt war, eine Zusammenkunft im Garten mit Rosita zu erlangen, glaubte ich zu bemerken, daß ich ihr doch nicht ganz gleichgültig war, obgleich sie bei ihrer zarten Jugend nur schüchtern wie eine junge Taube meinen Worten horchte.

Dem scharfen Auge des wachsamen Vaters konnte das zwischen uns sich anspinnende Verhältniß nicht lange verborgen bleiben. Seine Entrüstung bei der gemachten Entdeckung war um so größer, da er, abgesehen von der über mich gehegten ungünstigen Meinung, bereits früher einen nach seiner Meinung besseren Schwiegersohn erkoren hatte.

Der für Rosita bestimmte Gemahl war ein reicher Hauptpächter des Herzogs von Medina Celi, mit dem der Intendant im Geschäftsverkehr stand. Der Mann war mir nicht unbekannt, aber stets zuwider gewesen, weil er sich auf seinen Fleiß und den rechtlichen Erwerb seines auffallend sich mehrenden Vermögens bei jeder Gelegenheit viel zu gut that, während man doch wußte, daß er seine Unterpächter drückte wie ein Tyrann.

„Rosita blieb für mich unsichtbar. Da hörte ich eines Tages, daß der Hochzeitstag mit dem mir verhaßten Nebenbuhler anberaumt, und die dazu getroffenen Vorbereitungen, welche die halbe Stadt in Bewegung brachte, setzten die Nachricht außer Zweifel. Zwei Tage vorher erhaschte ich im Vorübergehen an des Intendanten Hause einen Blick von meiner geliebten Rosita. Es kam mir vor, als ob ihr Auge schmerzvoll auf mir verweilte. Dieser Blick aber genügte, die Verbindung mit José Rebolla um jeden Preis zu verhindern. Noch am selbigen Tage verschaffte ich mir Zutritt bei dem Intendanten; er empfing mich kalt und ohne mir einen Stuhl zu bieten, fragte er nach meinem Begehr. — Mit mühsam errungener Fassung, ob der ersten Beleidigung nicht aufzufahren, beschwor ich ihn, das Glück seines Kindes nicht durch eine Heirath auf's Spiel zu setzen. — „Um sie Euch zu opfern, dem anerkannten Wüstling, ist das Eure Meinung, Signor?" „Ich will Euer Wort überhört haben, Herr Intendant!" — rief ich, den aufwallenden Zorn noch mühsam in mir erstickend — „Rosita liebt mich; fragt sie selbst und

dann urtheilt, ob ich im Besitz eines solchen Kleinods, wäre ich auch bisher gewesen, was Ihr mich nennt, nicht ein ganz Anderer werden würde, von diesem Tage bis in die späteste Zeit."

„Verlaßt mein Haus und betretet dessen Schwelle nicht wieder, wenn Ihr nicht Unangenehmeres erfahren wollt als den Rath, den ich Euch auf den Weg gebe, ein Mensch zu werden, der seinem Vater nicht mehr zur Unehre gereicht." So rief der Intendant und zeigte auf die Thür.

„Ist das Euer letztes Wort, Herr Intendant? entgegnete ich mit aufsiedendem Blute und trat dicht vor ihn hin.

„Mein letztes, behaltet es wohl in dem Sinn!"

„Wohlan, Signor, ich gehe, aber denkt auch an mein Wort, bei allen Heiligen ist's geschworen, daß kein Anderer als Schwiegersohn je Eure Schwelle betritt." —

Ich wußte, daß mein Nebenbuhler noch an demselben Tage zur Stadt kommen würde. Am Abend begegnete ich ihm auf seinem Wege zum Intendanten. Unfähig, meine Leidenschaft zu zügeln, redete ich ihn an. Heftige Worte fielen von meiner Seite; der Verlobte nannte mich einen Birbante, und ich, — stieß ihm den Dolch in's Herz. — Die nächste Kirche verhieß mir ein vorläufiges Asyl; aber das Gotteshaus zu verlassen, durfte ich nicht wagen.

Es war um die Zeit, als ein bekannter Wüstling, der Sohn eines Advokaten, eben eine Bande bildete. Er hatte mich von Jugend auf gekannt, und Nutzen aus meiner Lage ziehend, kam er in einer dunkeln Nacht, mir seine guten Dienste anzubieten. Die mir gemachten Offerten waren verlockend; um die entbehrte Freiheit wieder zu erlangen, zögerte ich nicht lange, die mir zur Rettung gebotene Hand zu ergreifen. Schon früher hatte ich in einer verzweifelten Lage einmal daran gedacht, diese Lebensweise zu wählen, nachdem ich einige kühne Bursche aus den Bergen kennen gelernt hatte, welche ganz öffentlich ihr Geld mit uns im Spiel und in lustigen Gelagen vergeudeten.

Noch in derselben Nacht verließ ich mit dem Capitano meinen bisherigen Zufluchtsort. Mein Vater war abwesend. Nach einer Stunde hatten wir den Ort erreicht, wo die Bande versammelt war. Als im Thale die Glocken zum „Ave" läuteten, leistete ich den vorgeschriebenen entsetzlichen Eid. Die aufgehende Sonne begrüßte den Sohn des unbescholtenen Kaufmannes Guasparini als Mitglied einer der gefürchtetsten Räuberbanden in den Abruzzen.

Wir trieben uns geraume Zeit in einem abgelegenen Gebirgstheile umher. Das wilde, abenteuerliche Leben fing an, meiner glühenden Phantasie zu behagen, und zog zeitweilig meine Gedanken ab von Allem, was ich verloren hatte. Endlich aber trat die Erinnerung an die liebliche Rosita mit doppelter Heftigkeit vor meine Seele. Die Einsamkeit der Landschaft, der ich mich so oft als thunlich hingab, zauberte mir ihr reizendes Bild vor den in die Ferne schauenden Blick, und oft, wenn ich über das in den Gebirgsschluchten schlafende Lager die Wache hielt, steigerte sich dieses Gefühl bis zum Fieberwahnsinn."

Hier seufzte Guasparini tief auf, erst nach einer Pause fuhr er in seiner Erzählung fort:

„Einige Wochen später verließen wir unseren bisherigen Aufenthalt, um uns der Verbindungsstraße mit Neapel mehr zu nähern. Im Verfolg dieser Expedition rasteten wir einige Tage in dem Waldgebirge über Fondi.

Es ist mir nicht möglich, die mich bewegenden Gefühle zu schildern, als ich von den Höhen wieder auf meine Heimath niederblickte, die ja auch Rositas Wohnort war. Ich war entschlossen, eine Zusammenkunft mit ihr zu haben, ohne die Folgen zu bedenken. Wie konnte ich aber erwarten, daß sie das Vaterhaus verlassen würde, um ein gefahrvolles Leben in den Bergen mit mir zu theilen? Dafür war sie zu zart erzogen. Und wenn ich der Frauen gedachte, die Einigen

von der Bande gefolgt waren, schauderte ich vor dem Gedanken, den Engel zur Gefährtin der Verworfenen zu machen. Die Rückkehr zu meinen früheren Verhältnissen war gleichfalls unmöglich. Der Herzog, dessen Generalpächter der von mir Getödtete gewesen war, hatte seinen ganzen Einfluß dahin verwandt, daß ein Preis auf meinen Kopf gesetzt ward. Und dennoch sehnte ich mich danach, Rosita noch einmal zu sehen, aus ihrem Munde das Wort „Verzeihung" zu hören. Ebenso mächtig wie das Gewagte des Unternehmens trieb mich dessen Hoffnungslosigkeit, es zu versuchen.

Einige Wochen später veranlaßte ich den Hauptmann, mehr in die Nähe von Fondi zu ziehen, indem ich die Hoffnung in ihm erweckte, Einige der bedeutenderen Einwohner zu Gefangenen zu machen und ein hohes Lösegeld von ihnen zu erpressen. Wir lagen gegen Abend in einem Versteck, nicht weit entfernt von einem Rositas Vater zugehörigen Weingarten. Ich entfernte mich unbemerkt von der Bande und umschlich den Ort, von dem ich wußte, daß er früher fast täglich von ihr besucht wurde. Madre de Dio! Mutter Gottes. Wie schlug mein Herz, als ich nach langem vergeblichen Harren den Schimmer eines weißen Gewandes zwischen dem Gebüsch entdeckte. Jetzt wußte ich mit Gewißheit, daß es Rosita war, da bisher noch keine andere Frau des Orts als sie in Weiß sich gekleidet hatte. Langsam und geräuschlos schlich ich heran, bis ich, nur wenige Schritte von ihr entfernt, das letzte mich verbergende Gesträuch zurückbog und mit einem Sprunge vor ihr stand.

Rosita stieß bei meinem plötzlichen Erscheinen einen leisen Schrei aus. Ich aber schlang meinen Arm um ihren Nacken und legte meine Hand auf die süßen Lippen, indem ich sie bei allen Heiligen beschwor, mich ruhig anzuhören. Dann schilderte ich mit glühenden Worten, wie ich es zuvor noch niemals gethan, meine heißeste Liebe, erbot, mich meiner bisherigen Lebensweise zu entsagen und mit ihr an einen verborgenen Ort zu fliehen, wo Niemand es wagen sollte, unser Glück zu stören. Aber vergebens waren meine Worte, mein Bitten, mit denen ich zu ihren Füßen sie beschwor, unverweilt uns zu folgen. — Statt wie ich es erwartet hatte — Liebe zu finden, hatte Schreck und Abscheu ihr Inneres erfüllt. Nach einem vergeblichen Versuch, sich meinem Arme zu entwinden, rief Rosita laut um Hülfe.

Im nächsten Augenblick sahen wir uns vom Hauptmann und Einigen der Bande umringt. Mein Leben hätte ich jetzt darum gegeben, wenn ich die Arme sicher im Hause ihres Vaters gewußt hätte. Doch zu spät! Der Hauptmann bestimmte das Lösegeld und befahl, das Mädchen ins Gebirge abzuführen. Vergebens stellte ich ihm vor, daß die Beute mein Eigenthum, daß ich wegen meiner Liebe zu Rosita das erste Recht an sie hätte.

Unter einem höhnischen Lächeln gab er zur Antwort, daß die Mitglieder der Bande für sich allein mit städtischen Liebesaffairen Nichts zu thun haben dürften, und daß über derartige Beute laut den Gesetzen der Bande nur das Loos über das Eigenthumsrecht die Entscheidung abgäbe.

Wie heftig auch von Liebe und von grimmiger Eifersucht mein Herz in diesem Augenblick bestürmt war, so blieb mir doch keine andere Wahl als zwischen Tod und Gehorsam. Zähneknirschend übergab ich Rosita dem Capitano, und wir zogen wieder höher in das Gebirge hinauf.

Der Schrecken hatte Rosita überwältigt. Ihr Schritt wurde immer schwankender, so daß sie der Unterstützung bedurfte. Zitternd bei dem Gedanken, daß Einer meiner Genossen sie berühren möchte, bat ich mit erheuchelter Ruhe, daß man mir als einem alten Bekannten der Dame ihre Führung anvertrauen möchte. Nachdem des Hauptmanns stechender Blick, den ich, ohne zu blinken, ertrug, einige Augenblicke auf mir verweilt hatte, willigte er ein. Ihr schöner Kopf ruhte

jetzt an meiner Schulter; ich fühlte ihren Athem an meiner Wange. Großer Gott! ich hielt den Schatz, um den ich so lange gerungen, in meinen Armen, und — dennoch sollte er mir nicht gehören!

Wir hatten den Fuß einer zweiten Felsenreihe erreicht. Das Steigen mit Rosita an meinem Arme fiel mir schwer, besonders an den Stellen, wo der Unterwald dichter wurde. Aber um keinen Preis wollte ich jetzt meine kostbare Bürde verlassen. Mit schwer verhaltenem Ingrimm dachte ich daran, wie bald die Zeit dafür gekommen sein würde! Wahnsinn ergriff mich bei dem Gedanken, sie einem der wilden Raubgenossen überlassen zu müssen. In manchem Augenblick fühlte ich mich versucht, mir mit dem Dolch in der Hand einen Weg zu bahnen und Rosita im Triumph davon zu führen. Kaum hatte ich jedoch solchen Gedanken gefaßt, als ich im nächsten Moment mich von dessen Unausführbarkeit überzeugte. Aber mein Gehirn fieberte, so oft ich daran dachte, daß Rosita einem Andern als mir zu Theil werden sollte. Allerletzt versuchte ich, meinen Gefährten durch Schnelligkeit voranzukommen, um einen Vorsprung für den Fall zu gewinnen, daß sich an irgend einer passenden Stelle die Gelegenheit zum Entfliehen darbieten möchte.

Vergebliche Anstrengung. Aus des Hauptmanns Munde ertönte plötzlich ein donnerndes „Halt!“ Ich bebte, aber es blieb mir Nichts übrig, als dem Befehle Folge zu leisten.

Die unglückliche Rosita öffnete für einen Moment die schweren Augenlider, schloß sie aber gleich wieder und blieb wie bisher regungslos. Als ich selbst erschöpft sie sanft auf das Moos niederließ, warf mir der Hauptmann einen fürchterlichen Blick des Argwohns zu — dann befahl er, mich sofort mit einigen der Bande in die offene Waldgegend zu begeben und nach einem Hirten auszusehen, der als Bote an Rositas Vater wegen des Lösegeldes gebraucht werden könne.

Erst jetzt erkannte ich die über der Geliebten schwebende Gefahr. Von Liebe und Verzweiflung getrieben, erinnerte ich den Hauptmann, daß ich das Mädchen als meine frühere Liebe geraubt, und daß sie deßhalb meinen Kameraden heilig sein müsse. Ich bestand darauf, daß der Hauptmann sein Wort für Rositas Sicherheit bis zu meiner Rückkunft verpfände, widrigenfalls ich mich nicht ferner gehalten fühle, seinen Befehlen Gehorsam zu leisten.

Seine Antwort war der Griff nach einer seiner Pistolen, deren Hahn er spannte. Es war das Signal, daß die ganze Bande ein Gleiches that. Was blieb mir übrig? Widerstand wäre Wahnsinn gewesen; die Genossen drängten mich, ihnen zu folgen: Rosita blieb im fast bewußtlosen Zustande allein mit dem fürchterlichen Häuptling zurück.

Von seinen Gefühlen überwältigt, mußte Guasparini wiederum hier einige Minuten seine Erzählung unterbrechen. Große Schweißtropfen traten auf seine Stirn; er athmete schwer; seine breite Brust hob und senkte sich gleich den Wogen eines vom Sturmwind bewegten Meeres. Nachdem er ruhiger geworden, fuhr er fort:

„Es dauerte nicht lange, als ich den Andern voran auf einer der mir bekannten Weideſtellen einen Hirten, wie er vom Capitano verlangt war, aufgefunden hatte. Ich erzählte ihm in Hast, um was es sich handelte, und beschwor ihn bei seinem Seelenheil, mündlich Alles aufzubieten, um Rosita's Vater zur schleunigen Bezahlung der geforderten Summe zu bewegen. Im Fluge eilte ich zurück. Als ich mich dem Platze näherte, wo ich den Hauptmann verlassen, saß er neben Rosita, die gleich einer Leiche auf dem Mooſe gebettet lag. Mit selbstgenügsamen Blick mischte er eine Hand voll Loose, die über das fernere Schicksal des durch mich in die Gewalt der Bande gefallenen Opfers entscheiden sollten. Noch

heute — seufzte Guasparini, kann ich nicht begreifen, wie es mir damals möglich geworden, der mich bestürmenden Gefühle Herr zu werden.

Nur mit großer Mühe konnte man Rosita, indem ihre Hand geführt wurde, zur Namensunterschrift des Briefes veranlassen, worin der Vater aufgefordert wurde, tausend Scudi als Lösegeld zu erlegen. Das Schreiben wurde durch den Boten befördert.

Sobald er sich entfernt und die Bande sich in verschiedenen Richtungen zerstreut hatte, um nach ihrem Mahle zu sehen, wandte sich der Capitano mit strengem Blick zu mir. „Luigi, Du hast heute ein Beispiel von Meuterei und Eigenwilligkeit gegeben, welches, wenn ich Nachsicht geübt, verderblich auf unsere Truppe würde eingewirkt haben. Hätte ich aber die Strenge unserer Bundesgesetze gegen Dich in Anwendung gebracht, so wäre eine Kugel Dein wohlverdientes Loos gewesen. Da Du zu meinen ältesten Bekannten gehörst, so habe ich für dieses Mal ein Auge geschlossen wegen Deiner thörichten Leidenschaft. Ich habe Dich gegen Deine eigenen Gefühle geschützt, welche Dich bei vorkommender Gelegenheit zum Feigling gemacht haben würden. Was das Mädchen betrifft, so müssen unsere Gesetze ihren Lauf haben!"

Bei diesen Worten stockte Guasparini abermals in seiner Erzählung. Sein kochender Athem', die funkelnden Augen glichen denen eines wilden Thieres, im Begriff, sich auf seine Beute zu stürzen. Er war jetzt, wie er neben mir saß, der ächte Rache brütende Calabrese, wie es ihrer Tausende jederzeit in seinem Vaterlande gegeben hat und ferner geben wird.

„Die Hölle rastete in meiner Brust" — fuhr Guasparini fort, und sein Auge funkelte in dem wilden Feuer italienischer Gluth. — „In Verzweiflung stürzte ich fort, warf mich in einem Dickicht auf den Boden, raufte das Moos aus der Erde und schlug mir die Brust, bis sie blutete. Im Fieberfrost schlugen mir die Zähne zusammen; hätte dieser Zustand länger gedauert, die Dämonen der Hölle wären mit meinem Verstande durchgegangen. So aber raffte ich mich auf, bekämpfte mit übermenschlicher Gewalt die in mir tobenden Gefühle.

Als ich zurückkehrte, fand ich die Unglückliche auf demselben Platze, wo ich sie verlassen. Sanft hob ich sie vom Boden, trug sie zu einem entfernten Baume, und nachdem ich ihr todtmüdes Haupt an dessen Stamm gelehnt hatte, versuchte ich, ihr einige Tropfen Wein aus meiner Feldflasche einzuflößen.

In tiefer Zerknirschung weilte ich eine Zeitlang auf dem bleichen Marmorbilde zu meinen Füßen; dann betrachtete ich mit geheimem Schauder die in der Nähe uns beobachtenden Genossen. Erst jetzt fühlte ich bei dem Gedanken, Einer der Ihrigen zu sein, meine eigene Nichtswürdigkeit in ihrer ganzen Größe. Mit verschränkten Armen schritt der Hauptmann an unserem Platze auf und nieder; seinem Scharfblick konnten die mich bewegenden Gefühle nicht entgangen sein; mit gedämpfter Stimme rief er mir zu, am Saume des Waldes die Rückkehr des Boten zu erwarten.

Als ich den Abhang des Gebirges erreicht hatte, war Alles weit hin stumm und ruhig; es zeigte sich in der Ebene keine Spur von einem Menschen. Nach einer halben Stunde aber erkannte ich den mit raschen Schritten heraneilenden Hirten. Ich ging ihm entgegen, aber — er brachte kein Lösegeld. Er hatte den Vater Rosita's in tiefster Verzweiflung gefunden. Mit bebenden Händen — erzählte der Bote — nahm er den Brief; er las ihn mit steigender Bewegung bis zu Ende; dann sank der Arm auf sein Knie herab, und eine Thräne trat in das Auge des alten Mannes. Doch plötzlich sich ermannend, sprach er mit fester Stimme: „Meine Tochter ist entehrt durch die Berührung des Verbrechers Guasparini; kann sie ohne Lösegeld zurückkehren, um ihr Leben in einem Kloster zu beschließen, dann mag sie kommen, wo nicht, mag sie sterben, wo sie ist!"

Kalter Schauder überlief mich bei dieser Antwort. Nur zu gut wußte ich,

daß Rosita nach den Gesetzen der Bande jetzt dem Tod verfallen war. Aber ich fühlte auch, wie der entsetzliche Muth in mir erwachte, selbst ihr Mörder zu werden, nachdem das Gesetz mir nicht gestattete, sie als die Meinige zu betrachten.

Während Guasparini krampfhaft meine Hand ergriff, um seine innere Aufregung zu stillen, erkannte ich mit Entsetzen bei seinen letzten Worten, wohin das Uebermaß von Leidenschaft zu führen vermag, wenn der moralische Halt einmal verloren ist.

Es lag in Guasparinis verhängnißvollem Lebenslaufe eine von jenen fürchterlichen Wahrheiten, wie sie Dante in den tragischen Darstellungen aus der Geschichte seines Vaterlandes mit so ergreifenden Worten gezeichnet hat.

„Wir sind gleich zu Ende; der entscheidende Augenblick naht; noch wenige Minuten, und meine Geschichte ist aus", nahm Guasparini wieder das Wort:

„Ich führte den Hirten in das Lager, wo der Hauptmann aus dem Munde des Boten die Weigerung des Vaters entnahm.

Auf seinen Wink folgten wir dem Hauptmann; in kurzer Entfernung von dem unglücklichen Schlachtopfer sprach er ohne die geringste Aenderung in seinen Gesichtszügen das Todesurtheil aus.

Einige der Bande erboten sich sogleich, den grausigen Spruch zu vollziehen; ich trat dazwischen. „Wie dem Gesetz, Kameraden, so sollt Ihr heute auch dem Mitleiden Rechnung tragen. Muß das Opfer fallen, so möge es ohne Grausamkeit geschehen! Bald tritt die Nacht ein — die Unglückliche wird endlich in Schlaf versinken — das laßt auch die Zeit ihres Todes sein! Alles, was ich zuletzt noch auf Grund meiner früheren Liebe zu dem Mädchen fordere, ist — die Erlaubniß, daß meine Hand ihr den Todesstoß gibt. Ich werde ihn mit sicherer Hand führen, aber in meiner treuen Liebe zu ihr milder als irgend ein Anderer.

Einige der Bande sprachen sich entschieden dagegen aus. Aber der Hauptmann gebot Ruhe. Nach kurzem Sinnen befahl er mir, Rosita in ein abgelegenes Gebüsch zu führen und zu mir beliebiger Zeit, aber noch im Laufe der Nacht als würdiges Mitglied der Bande das von mir gegebene Wort zu lösen.

Ich eilte, die süße Bürde so schnell als möglich in die Dickung des Waldes zu tragen. Sie blieb auch hier in demselben früheren bewußtlosen Zustande. Ich dankte es meinem Schutzheiligen, daß sie mich nicht erkannte. Hätte sie nur einmal meinen Namen geflüstert, es wäre mit meinem Entschluß vorbei gewesen. Um Mitternacht war sie eingeschlafen. Aber mein Herz war zum Stein erstarrt durch das ungeheure Leid, was ich in so kurzer Zeit erfahren hatte; außerdem befürchtete ich, daß ein Anderer der Bande, durch mein längeres Zögern gereizt, zur Ausübung der grausigen That herbeikommen würde. Schon eine geraume Zeit hatte Rosita's Schlummer gedauert, da zog ich meinen Dolch und — — — — Ein leiser Seufzer, kein Zucken, bezeichnete das schreckliche, aber rasche Ende des geliebten Lebens."

„Kamerad!" — stöhnte Guasparini — „Ihr kennt jetzt das Gespenst, das mich zur nächtlichen Zeit, das mich am Tage verfolgt, wenn ich mit mir allein bin."

Diese Worte des calabresischen Officiers klangen hohl aus seiner Brust herauf wie die eines Sterbenden.

„Als ich dem Häuptling die blutbenetzte Waffe überreichte, zuckte es wie ein Zeichen der Zufriedenheit über sein Gesicht. Er erhob sich, zündete eine Fackel an und begab sich von der Bande begleitet an den Ort der schaurigen That. Da Bravo, Bravo! rief Einer der wildesten Gesellen und ließ das aufgehobene Tuch, womit ich die Todte bedeckt, wieder niedergleiten. Nur Ferretti, mein gegenwärtiger Sergeant-Major, beugte sich nieder und machte das Zeichen des

Kreuzes über die im Tode schlummernde Rosita. Er ist seitdem in allen späteren Stürmen meines Lebens mein treuer Freund und Begleiter gewesen. Mehr als einmal hat er mich aus augenscheinlicher Lebensgefahr gerettet, während ich vergebens auf die feindliche Kugel gehofft hatte, um mir Erlösung zu bringen von meiner Qual und Versöhnung mit Rosita."

Wie Fieberfrost durchrieselte es mich, als Guasparini's Erzählung sich dem gräßlichen Ende nahte. Zurückgelehnt an den Grabstein in meinem Rücken, hatte ich beide Hände über die Augen gelegt, als könnte ich mich dadurch gegen das schreckliche Bild schützen, welches Guasparini in den letzten Augenblicken seiner Erzählung wie in lebendiger Wirklichkeit vor mich hingestellt hatte. Ich vermochte nicht, den Blick gleich wieder zu ihm zu erheben, und als er geendigt hatte, bemerkte ich auch nicht eher, was mit ihm oder um mich her vorging, bis ich die Stimme des Brigade-Adjutanten vernahm, welcher die neuen Piquets an den Bestimmungsort begleitet hatte.

„Die Herren da oben scheinen in eine ganz besonders interessante Unterhaltung verwickelt, daß sie nicht einmal wahrnahmen, wie wir um die Ecke kamen" — rief der Commandirende, ein Rittmeister von dem 20. Dragonerregiment, der stets bei guter Laune war.

Im Augenblick stand Lieutenant Guasparini in dienstlicher Haltung vor seinem Trupp und ließ das Gewehr aufnehmen. Nicht minder rasch war ich zu Pferde. Sobald die üblichen Formalitäten beobachtet waren, räumten wir der Ablösung den von uns besetzt gehaltenen Posten und kehrten nach Biar in unsere Quartiere zurück.

Ich sah den calabresischen Officier an dem Tage nicht wieder. Es war eine gewisse natürliche Scheu, die mich ihn vermeiden ließ, während ein Guasparini ehrendes Gefühl bei ihm die Veranlassung sein mochte, daß er mich an diesem Abend nicht aufsuchte, wie es seine Gewohnheit war, wenn ich mich zu Hause befand. Der Sergeant-Major Ferretti aber brachte mir nach dem Abendapell des Lieutenants Nachtgruß.

Am nächsten Morgen schon mit Tagesanbruch gab es Alarm bei den Vorposten. Der Feind — hieß es — habe mit bedeutenden Streitkräften den Xucar überschritten und sei über St. Felippe gegen Onul und Villena im Anmarsch. Die Calabresen mußten hinaus in die Berge. Das 27. englische Linienregiment wurde beordert, ihnen den Rücken zu decken. Unser deutsches Husarenregiment besetzte in Verbindung mit dem 20. englischen Dragonerregiment und einer fliegenden Batterie die zum Engpasse von Biar führende Landstraße.

Guasparinis Auge glänzte im hohen Feuer des Kampfesmuthes, als er mir auf dem Sammelplatze vor der Front seiner Compagnie den Morgengruß winkte. Die Signalhörner gaben jetzt das Zeichen, und im Schnellschritt eilten die Calabresen die steile, in den Felsen gehauene Straße unterhalb des Thores hinab, um sich dem Feinde im Gebirge entgegenzuwerfen, während eine Reiterabtheilung im Trabe auf der Heerstraße avancirte.

Bald war der Kampf allgemein geworden. Nach allen Seiten knatterten die Gewehrsalven. Auf der Straße donnerten die schweren Geschütze. Das 27. Regiment warf eine Colonne stürmender feindlicher Grenadiere, die es versucht hatten, sich der Höhen auf unserer Linken zu bemächtigen, ins Thal hinab. Die Calabresen, angefeuert durch den vaterländischen Kampfruf ihrer Officiere, verrichteten Wunder der Tapferkeit. Aber die Franzosen führten immer größere Massen in den Kampf; man sah, daß es ihnen um mehr als um ein siegreiches Vorpostengefecht zu thun war. Vergebens setzte sich Colonel Sir John Adams persönlich an die Spitze der den Paß vertheidigenden Truppen. Sie mußten nach einem hartnäckigen Widerstande der Uebermacht weichen. Der tapfere Anführer sank schwer verwundet vom Pferd; neben ihm stürzten zwei seiner Adjutanten. Es

war Abend geworden, als ein Rückzug befohlen wurde bis unter die Redouten, welche die jenseitige Mündung des Engpaßes deckten. Die Calabresen bildeten unter anhaltend heftigem Feuern die Arrieregarde; manch braver Bursche fiel in der Lösung der ehrenvollen Aufgabe. Endlich gelang es, durch eine letzte Cavalleriecharge den Feind vom weiteren Vordringen abzuhalten, und die Brigade konnte ungestört während der Nacht ein Bivouak an der Straße nach Castella beziehen.

Unser Regiment war links, dicht neben der Straße abgesessen. Der Mond schien so hell, daß man in weiter Entfernung die Gegenstände ziemlich deutlich erkennen konnte. Es gewährte einen rührenden Anblick, wie die Mannschaften der verschiedenen Truppenabtheilungen ihre Verwundeten in möglichst schonender Weise zu den Ambulancen leiteten. Unter ihnen zeichneten sich besonders die Calabresen aus. Diesen wilden romantischen Gebirgssöhnen genügte es nicht, nur die Verwundeten in Sicherheit zu wissen. Auch den Todten war ihre Aufmerksamkeit gewidmet. In Voraussicht des mit dem kommenden Tage zuerst auf der Heerstraße wieder beginnenden Kampfes trugen sie die von ihnen aufgefundenen Leichen in ein nahes Olivengehölz, wo sie ihnen eine stille Ruhestätte bereiteten. *)

Schon eine geraume Zeit hatte ich die von den Calabresen ihren gefallenen Landsleuten erwiesene fromme Dienstleistung beobachtet, als eine größere Abtheilung der tapferen Schützen heranschritt, die langsam auf ihren Gewehrläufen einen anscheinend Todten über den Weg trugen.

Unofficiale? — Ein Officier — fragte ich von einer traurigen Ahnung durchzuckt, als ich die goldene Stickerei an der Uniform erkannte und den Sergeant Major Ferretti erblickte, welcher neben der Bahre schritt und die Hand des Todten in der seinigen hielt.

Si Signore! il brave Tenente Luigi Guasparini 'sta morte. Il Leone e andanto avante il giorno. Ja, Herr! Der tapfere Lieutenant Luigi Guasparini. Der Löwe ist vor der eigentlichen Entscheidung gefallen.

Erloschen starrte das am Morgen noch so feurig strahlende Auge. Das Gesicht aber war nicht vom Todeskampfe entstellt. Die Goldschnüren der Uniform waren auf der Brust von Blut überströmt. Eine lang von ihm ersehnte Kugel hatte Guasparinis Herz getroffen und diesem den Frieden gegeben, den der vormalige Räuber seit Jahren vergebens gesucht hatte.

Noch manches italienische Herz wird verbluten, ehe dem so schönen und so unglücklichen Lande der lang ersehnte Frieden zu Theil wird, ehe aus den kühnen italienischen Banditti gute Staatsbürger werden, wozu es ihnen an guten natürlichen Anlagen nicht gebricht!

Von einigen neuen Handelsartikeln.

Jute. — Aloëfasern. — Piassava. — Erdöl.

Von Dr. Geo. Hartwig.

Noch nie ist der Völkerverkehr so lebhaft gewesen als in unsern Zeiten; noch nie haben Handel und Industrie eine solche Ausdehnung erlangt. Im ganzen westlichen Europa sehen wir überall die Städte sich vergrößern, neue Fabriken entstehen, neue Flotten erbaut werden, um die stets wachsenden Massen der Colonialwaaren in unsere Häfen einzuführen oder die Producte unserer Fluren auf den fremden Markt zu bringen. Kaffee, Zucker, Indigo, Seide, alle Erzeugnisse der Welt fließen uns in immer größeren Mengen zu, um unsern steigenden Bedürfnissen zu entsprechen, und die rastlose Thätigkeit unserer Kaufleute sieht sich in den fernsten Ländern nach neuen Absatzquellen für die vielfältigen Gegenstände unsers Gewerbfleißes um.

Aber nicht nur die Producte, die schon seit langer Zeit im Gebrauch sind,

*) Das Avantgardengefecht bei Biar war das blutige Vorspiel der am 13. April bei Castella von den Engländern gewonnenen Schlacht.

erfreuen sich eines immer zunehmenden Absatzes — auch ganz neue Handelsartikel, von denen man noch vor einigen Jahren Nichts wußte, tauchen auf unsern Märkten auf und erringen in überraschend kurzer Zeit eine bedeutende Rolle.

Vor dem Krimkriege war gewiß das bengalische „Jute" den europäischen Fabrikanten völlig unbekannt und wäre es vielleicht noch lange geblieben, wenn nicht die Sperrung der russischen Häfen und die daraus entstehende große Vertheuerung des Hanfes den Handel gezwungen hätte, sich nach Produkten umzusehen, die allenfalls dessen Stelle einnehmen könnten. Durch diesen Umstand wurde man auf ein Gewächs aufmerksam gemacht, dessen Fasern schon lange in Indien zur Verfertigung von Stricken dienten.

Der Corchorus olitorius, eine krautartige Pflanze, die in manchen Theilen des Landes wild wächst, in Bengalen aber cultivirt wird, erreicht eine Höhe von drei bis vier Fuß mit vielen Seitenzweigen, welche das Lösen der unter dem Namen „Jute" bekannten Fasern von den holzigen Theilen erschweren. Die Blätter und zarten Sprößlinge werden als Gemüse gegessen, und hauptsächlich ihretwegen findet man die Pflanze bei den Hütten der bengalischen Bauern in kleinen Beeten angebaut.

Es wurde also ein Versuch mit dem „Jute" gemacht, und dieser gelang so vollkommen, daß jetzt selten in England eine Woche vergeht, wo nicht 5000 bis 9000 Ballen à 300 Pfund öffentlich versteigert werden. Die jährliche Einfuhr beläuft sich auf mehr als eine Million Centner und ist noch immer im Wachsen. Der Streit um den „kranken Mann" hat die unvorhergesehene Folge gehabt, den Verkehr zwischen Indien und Europa durch einen neuen, ganz bedeutenden Handelsartikel zu erweitern. Namentlich beschäftigt sich die Stadt Dundee in Schottland mit der Fabrikation des Jute.

Man benutzt es zur Verfertigung von grober Sackleinwand, von Tauwerk, von Fußteppichen, die sehr dauerhaft sind und eine schöne Farbe annehmen, und vermischt es mit Flachs oder Baumwolle zu den verschiedenartigsten Geweben.

Obgleich Jutefabrikate schon vielfach bei uns gebraucht werden, so hat doch die Verarbeitung des werthvollen Rohstoffs kaum noch in Deutschland begonnen. Denn im Jahre 1860 wurden in Bremen nur 700 Ballen von England importirt, die für eine Manufaktur im Herzogthum Braunschweig bestimmt waren.

Es wäre auch für die deutsche Rhederei höchst wünschenswerth, daß unsere Fabrikanten dem Jute eine größere Aufmerksamkeit schenkten als bisher. Schon jetzt ist der deutsche Verkehr mit Indien von großer Bedeutung, und er würde gewiß sich ansehnlich vermehren, wenn unsere Schiffe außer Reis und Zucker auch noch mit dem voluminösen, leicht wiegenden Jute beladen werden könnten. Die Frachten würden alsdann billiger und daher auch als Folge der größeren Wohlfeilheit der Absatz und Verbrauch aller anderen indischen Waaren zunehmen; denn man findet jedesmal, daß die Einführung eines neuen Artikels auf den Markt auch eine Menge Nebenvortheile mit sich bringt und in weiten Kreisen befruchtend wirkt.

In der französischen Industrie ist die Benutzung des Jute schon so bedeutend geworden, daß Frankreich im Handelsvertrag mit Preußen sich billigere Eingangszölle für Gewebe, die mit diesem Robstoff vermischt sind, ausbedungen hat.

Auch Amerika liefert uns gegenwärtig ein hanfartiges Produkt, welches ebenfalls sehr bedeutend zu werden verspricht. Die Fasern der amerikanischen Agave sind schon längst in Mexico und sogar in Sicilien und Calabrien, wo die Pflanze eine kaum minder riesige Größe als in ihrer Urheimath erreicht und fünf bis acht Fuß lange Blätter treibt, zur Verfertigung von Stricken und Matten benutzt worden, doch waren sie noch vor wenigen Jahren auf dem europäischen Waarenmarkt unbekannt.

Jetzt werden sie bei Schiffsladungen aus dem mexicanischen Hafen Tampico

nach England, besonders nach Liverpool ausgeführt, und hoffentlich werden wir sie bald auch in Hamburg und Bremen ankommen sehen.

Die brasilianische Piassava-Palme trägt Früchte, deren Hüllen wie die der Cocospalme aus groben, zähen Fasern bestehen. Früher wurden sie nur von den Indianern zu Flechtwerken benutzt, jetzt kommen jährlich große Mengen von Bahia nach England, wo sie und zum Theil auch in Hamburg zur Fabrikation von Bürsten, feinen Besen und feinen Geflechten verwendet werden.

In einigen Ländern quillt bekanntlich Erdöl in beträchtlicher Menge aus dem Boden hervor. Die Naphtha- oder Petroleumquellen oder -Brunnen bei Baku am caspischen Meere sind schon längst bekannt und benutzt, doch hatte das Erdöl noch vor Kurzem keine Handelsbedeutung. Doch vor drei Jahren etwa sind in Pennsilvanien und Canada so enorme Vorräthe entdeckt worden, daß mehrere tausend Brunnen über große Landstrecken verbreitet, schon jetzt über eine Million Fässer hervorbringen, und diese Quantität sich noch bedeutend steigern muß, da die Anzahl der Speculanten sich täglich mehrt und immer neue Brunnen erfolgreich gegraben werden.

Erst vor Kurzem ist dieser neue Handelsartikel in einer Ladung von 600 Fässern in Bremen eingeführt worden, wo er zur Fabrication von Paraffinkerzen benutzt werden soll.

Das Gas, welches aus diesem Erdöl gewonnen wird, soll von ganz vorzüglicher Reinheit sein, und viele amerikanische Städte, unter anderen Montreal, werden schon jetzt damit beleuchtet.

Bei der Billigkeit und der unerschöpflichen Menge des Products läßt sich erwarten, daß die Ausfuhr nach Europa sich in kurzer Zeit enorm steigern wird, und das englische Weltblatt, „Die Times", meint sogar, daß es eine complete Revolution im Oelhandel hervorbringen und unter andern den Walfischfang bedeutend einschränken wird. Gute Aussichten für die Leviathane des Oceans!

Blicken wir nur dreißig Jahre zurück, so finden wir, daß damals noch eine Menge anderer Artikel unbekannt oder noch höchst unbedeutend waren, die jetzt von der größten Wichtigkeit sind. Zu jener Zeit wußte der europäische Landmann noch Nichts vom peruanischen Guano, von dem er jetzt über eine halbe Million Tonnen verbraucht, und eben so wenig vom bolivischen Cubussalpeter (salpetersaures Natron) den er jetzt ebenfalls zum Düngen seiner Felder in zahlreichen Ladungen aus Iquique erhält.

Damals kannte man das Gutta-Percha noch nicht, und das Kautschuck fing erst an, zur Verfertigung wasserdichter Stoffe im Großen angewandt zu werden.

Das afrikanische Palmöl und das ceylenische Cocosöl waren noch Fremdlinge auf dem europäischen Markte, wo sie jetzt für viele Millionen Thaler Absatz finden.

Welche neuen Handelsartikel noch vor Schluß des laufenden Jahrhunderts aus der Dunkelheit hervortauchen mögen, ist natürlich unbekannt, doch bei den regen Strömungen der Handelsthätigkeit, welche die ganze Welt durchfließen und überall das Stockende in Bewegung bringen, läßt sich nicht zweifeln, daß, wenn wir Beide, lieber Leser, noch bis 1900 leben sollten, wir noch manche Rohstoffe und Producte werden kennen lernen, die uns jetzt nicht einmal im Traume einfallen.

Es ist doch etwas Erfreuliches, in einer Zeit zu leben, wo der Handel und die Industrie sich so gewaltig ausbreiten, wo der Völkerverkehr immer neue Sprossen und Blüthen treibt.

Denn nicht nur in materieller Hinsicht gewinnt dadurch der Mensch, sondern auch geistiger Fortschritt, Bildung, Unabhängigkeit, Freiheit, Selbstgefühl werden durch die wachsende commercielle Thätigkeit und den dadurch erhöhten Wohlstand gefördert.

Die Nahrungsmittel des Menschen.

Die Milch *).

Von August Vogel.

Wenn wir von der Milch als allgemeinem Nahrungsmittel sprechen, so meinen wir natürlich zunächst nur die Milch gezähmter kräuterfressender Thiere, namentlich der Kühe, Ziegen und Schafe; weniger allgemein gebräuchlich als Nahrungsmittel ist die Milch des Kameels und Drommedar's, vorzüglich nur bei den Arabern, Syriern und Aegyptiern, in den nördlichen Ländern die Milch des Rennthiers, ferner die Milch der Stute und Eselin, endlich in Südamerika die Milch der Lama's. Alle Milchsorten stimmen indeß in ihrer Zusammensetzung sehr nahe überein und unterscheiden sich von einander eigentlich nur durch die verschiedenen Mengenverhältnisse ihrer einzelnen Bestandtheile.

Die Milch enthält von allen Klassen der Nahrungsstoffe einzelne Vertreter theils gelöst theils schwebend; die sogenannten blutbildenden Nahrungsstoffe enthält die Milch in Form von Käsestoff, die Fette als Butter in den Käsehüllen eingeschlossen, als Respirationsmittel den Milchzucker und endlich eine große Menge mineralischer Salze, wie phosphorsauren Kalk, Alkalien u. s. w. Alle diese Stoffe sind wie gesagt in einer reichlichen Menge Wassers gelöst oder schwebend enthalten, und wir erkennen daraus, daß die Milch als ein Nahrungsmittel von großer Bedeutung im Haushalte des Menschen zu betrachten ist, indem sie nicht nur allen Anforderungen einer leicht verdaulichen festen Speise, sondern auch eines nahrhaften Getränkes entspricht.

„Ich will Euch ein Land zum Erbe geben, darinnen Milch und Honig fließet." Aus dieser den Kindern Israels zu Theil gewordenen Verheißung können wir entnehmen, daß schon zu Moses Zeit die Milch als ein wichtiges Nahrungsmittel und ein Land, welches daran Ueberfluß hatte, als ein glückliches, fruchtbares Land angesehen wurde. Auch der Prophet Joel sagt bei Beschreibung des gesegneten Zustandes des Volkes Gottes: „die Berge werden mit süßem Weine triefen und die Hügel mit Milch fließen." So erscheint denn schon in den ältesten Zeiten namentlich des einfachen Wanderhirtenlebens die Milch als ein Hauptnahrungs- und Stärkungsmittel; in der Fülle von Milch zeigte sich von jeher der Reichthum eines Heerdenbesitzers. Man bewahrte die Milch in Töpfen oder Schläuchen, genoß sie süß und dünnflüssig, oder dick und sauer als gestandene Milch (Chaema).

Daß Milch ausschließlich genossen ohne weitere Zuthaten eine völlig ausreichende Nahrung gewährt, ersehen wir nicht nur aus der ersten Ernährung des Säuglings, welchem ja keine Nahrung besser entspricht als die Muttermilch, sondern auch aus der Thatsache, daß in Gebirgsländern sich Erwachsene Jahre lang nur von Milch und dem daraus gewonnenen Käse ernähren.

Setzt man der Milch etwas Essig oder überhaupt einen sauren Stoff hinzu, so tritt bekanntlich Gerinnung ein, d. h. es bilden sich zwei Schichten, eine Flüssigkeit, welche den Milchzucker und die Salze enthält, die Molke und ein fester Kuchen, welcher aus dem Käsestoff und der Butter besteht. Diese Veränderung erfolgt aber, wie man weiß, auch ohne absichtlichen Zusatz einer Säure durch Stehenlassen der Milch, indem der Milchzucker theilweise in Milchsäure übergeht, und diese das Gerinnen bedingt. Besonders geneigt zum Sauerwerden ist die Milch bei Gewittern; ob dies mit der elektrischen Spannung in der Luft zusammenhängt, mag unentschieden bleiben. Freilich wird das Gerinnen durch Vermischen der Milch mit Wasser vermindert, und so kommt es denn, daß gerade eine unverfälschte Milch auch bei größter Reinlichkeit der Aufbewahrungs- und

*) Siehe V. Band 4. Heft pag. 204.

Transportgefäße leichter sauer wird, als wenn sie von weniger gewissenhaften Producenten bezogen ist.

Kocht man die Milch auf, so wird dadurch die Luft aus derselben ausgetrieben und somit die Möglichkeit einer Zersetzung des Milchzuckers verringert. Nach einigem Stehen nimmt die Milch aber bald wieder so viel Luft auf, daß abermals ein Sauerwerden eintreten kann. Hierauf beruht das Verfahren, die Milch durch öfteres Aufkochen, jeden Tag einmal, längere Zeit aufzubewahren. Es ist auch der Vorschlag gemacht worden, der Milch Zucker zuzusetzen, um sie zu conserviren. Diese Vorschläge mögen sehr annehmbar sein im Nothfalle, wie z. B. bei längeren Seereisen; zum täglichen Hausgebrauche möchten wir aber doch immer frischer Milch ohne Zuckerzusatz und nur einmal aufgekocht vor allen künstlichen Produkten den Vorzug geben. Uebrigens mögen wir uns auch bei aller ängstlichen Besorgniß für den ungestörten Verdauungsverlauf nicht so sehr beunruhigen, wenn wir hin und wieder einmal mit etwas säuerlicher Milch zum Kaffee oder Thee traktirt werden, es ist wenn auch gerade nicht wohlschmeckend, doch nicht so gar gefährlich, als man gewöhnlich meint; wissen wir ja, daß auch die frischeste Milch, sobald sie getrunken ist, doch augenblicklich durch die Säure des Magens gerinnt, und es daher beinahe gleichgültig erscheint, ob dieser geronnene Zustand etwas früher oder später eintritt.

Nicht selten wird die Milch betrügerischer Weise besonders in großen Städten mit Wasser verdünnt, und es wäre sehr wichtig, durch einfache Mittel diese Verfälschung entdecken zu können. Die chemische Untersuchung der Milch gibt allerdings hierüber sichern Aufschluß; sie ist aber leider nicht zu den einfachsten Mitteln zu zählen und erfordert einerseits eine zu große Vorrichtung, andererseits einen zu hohen Grad von Geschicklichkeit, als daß sie von Nichtsachverständigen mit Sicherheit ausgeführt werden könnte. Die Bestimmung des specifischen Gewichtes, welche bei anderen Flüssigkeiten des täglichen Nahrungsverkehres, beim Branntwein z. B. ein zuverlässiges Mittel, um eine Verdünnung mit Wasser zu erkennen, an die Hand gibt und sehr leicht ausgeführt werden kann, ist leider gerade bei der Milch nicht entscheidend anwendbar. Die Zusammensetzung der Milch ist nämlich zu veränderlich, und sie enthält meist Stoffe, welche, wie der Milchzucker, die Salze u. s. w., ihr specifisches Gewicht erhöhen, theils solche, welche, wie die Butter, dasselbe erniedrigen. Es könnte somit eine unverfälschte Milch vermöge ihres größeren Fettgehaltes specifisch leichter sein als eine mit vielem Wasser versetzte. Die an einigen Orten im Gebrauche stehende sogenannte Stahlprobe, bei der man aus der Art, wie Milch von einem blanken hineingetauchten Stahl abläuft, auf ihre Unverfälschtheit oder Verdünnung mit Wasser schließt, ist füglich eine sehr leichte und von Jedem, auch dem Ungeübtesten, auszuführende Probe, ob sie aber ganz zuverlässig ist, mag dahin gestellt bleiben. Es ist leicht begreiflich, daß eine Milchsorte um so durchsichtiger sein wird, je weniger sie Milchkügelchen, d. i. Butter in Käsestoffhüllen, und je mehr sie Wasser enthält. Hierauf ist ein sogenannter Milchgütemesser gegründet, mit welchem man durch eine Milchschichte hindurch auf eine Lampenflamme von bestimmter Stärke hinblickt. Je durchsichtiger nun die Milch ist, d. h. je mehr die Milchschichte verkürzt werden muß, um das Licht durch dieselbe wahrnehmen zu können, um so verdünnter ist die Milch. Da zur Verdünnung der Milch gewöhnlich nicht kaltes, sondern warmes Wasser angewendet wird, besonders wenn es sich darum handelt, ihr den häufig gewünschten frisch gemolkenen Zustand, (kuhwarm), zu verleihen, so kann man bisweilen diese Verdünnung schon durch das Gefühl oder noch besser mittelst des Thermometers nachweisen. Es ist uns selbst schon während der Wintermonate käufliche Milch vorgekommen, welche durch das naive Mischen mit zu vielem heißen Wasser weit wärmer war, als sie unmittelbar nach dem Melken hätte sein können, ja daß man sogar den Finger nicht ungestraft hinein-

halten konnte. Wir erwähnen dieſer Thatſache hier nur, um die ehrſame Zunft der induſtriellen Milchverkäufer und Verkäuferinnen von einem derartig übertriebenen Zuſatz zu heißen Waſſers freundlichſt zu warnen, da ein ſolcher doch gar zu leicht erkennbar iſt.

Die Milch wird jedoch nicht nur mit Waſſer verdünnt oder, wie man zu ſagen pflegt, geſtreckt, ſondern der Spekulationsgeiſt der Lieferanten iſt auch auf das Gegentheil verfallen, nämlich ſie durch Zuſätze zu verdicken. Hierher gehört die Vermiſchung mit Hafergrützenbrühe, Reisſchleim und dünnem Mehlbrei oder Stärkekleiſter. Dieſe Verfälſchungen ſind für den Chemiker ſehr leicht nachzuweiſen, indem die aufgekochte Milch in dieſem Falle durch Jodlöſung ſogleich tiefindigoblau gefärbt wird. Sehr täuſchend ſoll endlich durch Zuſatz von Kalbs- oder Hammelshirn eine ſchlechte Milch in ſcheinbar fette, rahmreiche verwandelt werden können; beſagte jedenfalls etwas ekelhafte Verfälſchung ſcheint ſich zum Glück aber bis jetzt nur auf das erfinderiſche Paris und London zu erſtrecken.

Bekanntlich iſt die Art der Fütterung der Kühe nicht nur auf den Milchertrag, ſondern auch auf die Natur der Milch von Einfluß. So weiß man, daß die Milch von Kühen, welche auf den ſonnigen Alpenweiden viel duftige Kräuter und Blumen gefreſſen, beſonders wohlſchmeckend iſt; haben dagegen die Kühe Laucharten oder gewiſſe Doldenarten verzehrt, ſo hat die Milch auch den Geruch und Geſchmack jener Pflanzen. Zu viel Kohl- und Rübenfutter verräth ſich gleichfalls ſehr deutlich am gerade nicht angenehmen Geſchmack der Milch. Da Arzneimittel, welche man den Kühen eingibt, in die Milch übergehen, ſo hat man unverbürgten Vernehmen nach bereits angefangen, dieſe armen Thiere mit Produkten aus der Apotheke zu füttern und die darauf von ihnen gelieferte Milch für Kranke zu verwenden. Vielleicht erleben wir es noch, daß der ganze Arzneiſchatz den Kranken durch die Familie der Grasfreſſer vermittelt wird, ſo daß wir wärm- oder kropftreibende Mittel ſtatt aus der Apotheke zukünftig aus dem Kuhſtall zu holen haben. — (Schluß folgt).

Dies und Das.

Die Erziehung der nordamerikaniſchen Mädchen iſt eine Art völligen Wildaufwachſenlaſſens vom früheſten Kindheitsalter bis zum 10. oder 12. Jahre. Das Kind darf machen, was es will, ſich geberden, wie es will, ſich im Kothe wälzen nach Belieben, ſchreien, beißen, kratzen, treten — in Summa, jede Ungezogenheit und Rohheit treiben, Bosheit und Rache ausüben, wie und ſoviel es will, Mama ſtraft es nicht. Ein Wörtlein etwa, wenn der volle Topf überſprudelt, aber ja zart, ſanft! So iſt die kleine Brennneſſel fertig und höchſt erbaulich ausgebildet, bis ſie in die Bildungsſchule kommt. Vom Lernen in dieſer Zeit iſt nicht die Rede, von Stricken, Nähen, Pflanzen, in der Küche helfen, überhaupt Andern gefällig ſein — von ſich ſelbſt ankleiden und dergleichen altmodiſchen Dingen noch weniger. Jetzt, wo ſie 10 Jahre alt iſt und eigenſinnig nach großem Maßſtabe, geht das Lernen an. Privatlehrer in allem Möglichen in Kunſt, Wiſſenſchaft, Sprachen, Geſchichte, Erdbeſchreibung, kurz in Allem, was das Kind nicht begreift, werden gehalten. Das ungezogene eigenſinnige wilde Ding mit Lernen quälen, hieße es dahin bringen, daß der Lehrer fortgeſchickt würde, alſo iſt er fein mild, verfährt ſäuberlich mit dem Mägdlein und ſtutzt es ein Bischen zu. Das iſt ein dünner Firniß oben drüber, der die hohle Leerheit kümmerlich verdeckt. Wenn ſie keine Stunde haben will, geht ohnedies der Lehrer demüthig von dannen. — Nebenbei wird ſie aber doch Nähen, Stricken, Sticken, Bügeln, Kochen und dergleichen lernen? So fragt Ihr, liebe Leſerinnen und leider antworte ich Nein! Das iſt für die Dienerinnen oder Sklavinnen, je nachdem es kommt nach Landesart. Das braucht eine Amerikanerin nicht. Der Mann, der auf den Markt geht und Fleiſch, Gemüſe, Eier, Butter und was die Küche braucht, einkauft, muß das Geld dazu herbeiſchaffen. Iſt das Mädchen 16—18 Jahre alt, ſo kommt ſie in die Bildungsanſtalt oder Akademie. Dort ſoll ſie denn in noch höhere Gebiete des Wiſſens, ſelbſt in die der Weltweisheit, Naturwiſſenſchaften, Scheidekunſt, Staatskunſt, Staatswiſſenſchaft, Geſetzeskunde und — Gott weiß was noch, eingeführt werden, aber ſie macht, was ſie will, geht in die Vorleſungen, wenn ſie Luſt hat — es wird ja dafür bezahlt! Mittlerweile bekommt ſie Beſuche von jungen Herren, fährt aus mit ihnen; reitet aus mit ihnen; fährt mit ihnen in's Theater; geht mit ihnen aufs Land — und ſtudirt zugleich alle Wiſſenſchaften

und einiges Andere. Nach zwei Jahren ist die Dame fertig. Sie kehrt heim, verheirathet sich und — wie steht's denn um die Haushaltung? hör' ich fragen. Ja, das ist eine altmodische Frage! Dafür muß der Mann sorgen! Sie putzt sich nur und lebt ihrem Vergnügen. Aber wozu Haushaltung? das hat man wohlfeiler, nämlich man geht in's Wirthshaus, miethet sich soviel Zimmer, als man braucht, und ißt an der Wirthstafel. Das ist das häusliche Leben in Amerika. Und das Geld dazu? Muß der Mann herbeischaffen. Dazu ist er da. Aber wenns schief geht? — So macht man Bankrott! ꝛc.

Seltsame Volksgebräuche gabs in Deutschland hin und wieder in frühern Zeiten. Dazu möchten auch einer aus der Geschichte der Stadt Sanct Goar am Rheine zu zählen sein. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß in der Eifel und im Aarthal die Sitte besteht, daß im Mai die Mädchen an die Burschen versteigert werden, und daß die Angesteigerte die Tänzerin ihres Ansteigerers für das ganze Jahr bleibt. Das aus der Versteigerung erzielte Geld fließt in die Burschen-Kasse und wird vertanzt und vertrunken. Dieser Brauch heißt: das Mailehen, und das ersteigerte Mädchen ist auch des Burschen: Mailehen. In Sanct Goar aber herrschte der seltsame Brauch, daß am Ostermontage die Mädchen als Tänzerinnen für das Jahr vom Rathe der Stadt versteigert wurden, und die Steiggelder in die städtische Kasse flossen. So weit der Brauch reicht, ist dies der einzige Fall der Art.

Was würden heutzutage unsere jungen Dämchen zu solchem Brauche sagen?

Vulkane oder Feuerberge gibt es, soweit wir sie in diesem Augenblicke kennen, (nach Humboldt) und welche noch thätig sind auf dem Erdboden, eine große Zahl. Es kommen auf Afrika 3, auf das asiatische Festland 25 und davon auf das hoch im Norden liegende Kamtschatka allein 14; auf Europa 7; auf die ostasiatischen Inseln, besonders Japan 69; auf die südasiatischen 120; auf die Inseln der Südsee 9; auf Chili 24; auf Peru und Bolivia 14; auf Quito und Neugranada 18; auf Centralamerika 29; auf die Antillen 5; auf Mexico 6; auf das nördliche Amerika, jenseits des Rio Chila 24. Merkwürdig ist dabei, daß hoch am Nordpol auf der kleinen Jan Majen-Insel ein brennender Vulkan ist, und im ewigen Eise des Südpols der von Capitän Roß 1841 entdeckte Vulkan Erebus sich zu einer Höhe von 11,633 Pariser Fuß erhebt. Seine röthlichen Flammen konnte der genannte Seefahrer am hellen Tage sehen.

Sind wir denn blind? So möchte Unsereiner fragen, wenn die Nadeln der Aachener Fabriken nach England gehen zu Millionen von Dutzenden und Hunderten, um — dort englisch verpackt und gestempelt, als „englische Nadeln" zurückzukommen und um doppelten Preis gekauft zu werden — oder wenn die sogenannten Faber-Bleistifte, die der Fabrikant Stein in Nürnberg fabricirt, ohne Namen und Zeichen nach England gehen, dann mit englischem Wappen und Namen eingepreßt, zurück zu uns kommen, um — statt für 2 Sgr., mindestens mit 5 bezahlt zu werden. — Aber so sind wir Deutsche blind für unser eigenes Gut, gilt uns nur das, was fremd ist, scheint und weither kommt. Gehts etwa mit den Pfälzer Cigarren anders, die nach Havanna geschickt werden und von dort zurückkommen, um als ächte Havannah-Cigarren von uns um's Doppelte theurer bezahlt zu werden? —

Wann werden uns einmal die Augen geöffnet? Man erzählt sich, daß zur Zeit der Weltausstellung in England, als die Herren Fabrikanten des Ausschusses der Königin vorgestellt wurden, diese ein wunderschönes Kästchen triumphirend einem deutschen Fabrikanten ähnlicher Arbeitskästchen gezeigt und gesagt habe, so etwas vollendet Schönes könne doch nur England hervorbringen, der Deutsche es sich ausgebeten, es geöffnet und auf eine verborgene Feder gedrückt habe. Hierauf sei ein feiner Deckel in die Höhe gesprungen und — das Zeichen seiner eigenen Fabrik sei zum Vorschein gekommen; er habe dann lächelnd es der Königin gezeigt.

Ist's wahr? Ich weiß es nicht; aber möglich ist es gewiß! Was soll man dazu sagen?

Leibeigene in Rußland rechnete der Bericht des Ministeriums des Innern, also die lauterste Quelle, 11,800,000. Da hat der wohlwollende Kaiser, der ihre Freiheit bewirken will, noch eine schöne Arbeit vor sich, zumal die „Herren dieser Seelen" nicht recht dran wollen, sich dem Willen ihres Kaisers zu fügen um ihre Bauern frei zu machen im Wege eines geordneten Vertrags. Mit Fremden aber sei es gesagt, daß es unter dem Adel edle Männer gibt, zu denen der edle Fürst Schirinsky-Schichmatow zuvörderst gehört, welche bereitwillig die Leibeigenen frei geben. Dieser edle Fürst schenkte nicht bloß den Bauern des ihm gehörenden Dorfes die Freiheit, sondern trat ihnen gegen ein geringes Jahrgeld sein ganzes Erbgut als Eigenthum ab und behielt sich bloß einen kleinen Acker, den er mit Taglöhnern für sich bestellte. Eine einzige Bedingung stellte er den Bauern — die, daß sie in dem Dorfe eine Schule gründeten. Ja noch mehr: er selbst wurde freiwillig Lehrer an dieser Schule und unterrichtete die Kinder derer, die ihm einst leibeigen waren! — Da sag' ich den Hut ab!

Es gibt in Sitte und Brauch seltsame Gegensätze in der lieben Welt unter dem Monde! Besonders ist dies auffallend, wenn man China mit Europa vergleicht. Beim Begrüßen nehmen wir den Hut ab, der Chinese läßt ihn sitzen. Wir reichen uns die Hände und schütteln sie, der Chinese macht beide Hände zur Faust und schüttelt sie, ohne die des Freundes zu berühren. Beim Mahl beginnen wir mit Fischen und Suppe, bei den Chinesen beschließen diese das Mahl. Die Bräute in

China sind farbig bekleidet, und statt der Brautjungfrauen begleiten sie uralte Weiber. Wir trauern schwarz, der Chinese weiß. Wir bekleiden unsre Verstorbenen schwarz, die Chinesen hüllen sie in die buntesten Farben. Eine Unterhaltung der alten Leute ist es, Drachen in die Luft steigen zu lassen, wie es bei uns die Knaben thun. Beim Ballspiel wird der Ball nicht mit der Hand, sondern mit der Ferse geworfen, was eine ganz besondre Kunstübung voraussetzt. Beim hellsten Mondscheine trägt der Chinese eine Laterne oder läßt sie sich vortragen. Der Reiter steigt von rechts auf's Pferd. — Der Schüler, welcher dem Lehrer seine Aufgabe hersagt — kehrt ihm den Rücken zu. In Gesellschaft trägt man nicht leichte Schuhe, sondern ungemein dicksohlige, die man auch nicht schwärzt, sondern mit Bleiweißfarbe weiß anstreicht.

Unter den Lesern sind Wenige, welche nicht das köstliche Getränke kennen, das wir Chokolade oder Schocolade nennen. Ein Haupterforderniß dazu ist die Cacaobohne. Der Cacao (Theobroma cacao) bildet in Venezuela, wo er vorzugsweise zu Hause ist, niedrige, 7 bis 8 Ellen hohe Bäumen mit großen, breiten Blättern und Blüthen und Früchten zugleich. Erstere sowohl wie letztere kommen nicht an den Spitzen der Zweige zum Vorschein, sondern unmittelbar aus den Aesten, häufig sogar aus dem Stamme, und, was das Wunderbarste ist, aus den zu Tage liegenden Wurzeln. Die Blüthen sind klein, haben nur fünf Blättchen und sind rosaroth. Die Früchte haben die Gestalt der Gurken und sind 6 bis 8 Zoll lang. Unreif sind sie grün, reif aber haben sie eine dunkelrothe Farbe. Im Innern bergen sie dicht zusammengedrängt 30 bis 40 Cacaobohnen, welche ursprünglich schneeweiß sind, sich aber später dunkler färben. Der Baum liebt einen schattigen Stand unter größeren Bäumen, die dicht belaubt sind. Wo er angebaut wird, muß dies besonders beachtet werden.

Die ungeheure Pluderhosen, zu denen man eine an's Unglaubliche reichende Menge von Tuch verwendete, und die eine ungeheure Ausgabe verursachten, waren um das Jahr 1561 recht in der Mode, und ihre Weite und ihr ausgestopfter Umfang möchten als ein Gegenstück der heutigen Frauenreifröcke anzusehen sein. Endlich wurde es, namentlich in Berlin, so arg damit, daß der Kurfürst sie verbot. Trotz des Verbotes trieben es drei junge, reiche Berliner über alles Maß und höhnten das kurfürstliche Verbot der Art, daß sie Musikanten nahmen, die vor ihnen hergingen und „fiedelten" (geigten), wie die Chronik sagt, und die nun in ihren unermeßlichen Pluderhosen dahinter herschritten. Der Kurfürst aber verstand keinen Spaß und ließ die drei kecken, aberwitzigen ächten Berliner Windbeutel greifen und vier und zwanzig Stunden „in's Narrenhäuslein" einsperren, und ihnen „vorfiedeln" und sie zwingen, daß sie diese vierundzwanzig Stunden in Einem Zuge, ohne Ruhe, tanzen mußten.

Denen mag das Pluderhosentragen vergangen sein? So übel wäre das Mittelchen nicht, [illegible] allzuverrückte Modenarrheiten zu züchtigen. Aber wenn man Reifrockträgerinnen so aufspielte?

Eine merkwürdige Taubenart findet sich auf Neuguinea, die sogenannte Krontaube. Sie hält sich gerne am Meeresufer auf, ist gefärbt wie unsere blaugrauen Feldschwingen und trägt auf ihrem Kopfe einen Busch — oder Krone von bedeutendem Umfange, was ihr ein äußerst schönes Ansehen gibt. Was aber bedeutender ist — und den englischen Magen gewiß leicht zur Einführung in Europa reizen wird, ist ihre Größe und ihr wohlschmeckendes Fleisch; denn sie hat vollkommen die Größe unserer Gans und wird leicht sehr fett.

Vagabunden sind überall eine Plage, aber am gefährlichsten sind sie zur See, und auf dem Gebiete des Atlantischen Meeres kommen sie sogar sehr häufig vor. Es sind nämlich die — Eisberge, welche im Sommer im Norden dieses Meeres umhergetrieben werden. Sie entstehen hoch oben an der Westküste Grönlands, wo sich die Süßwassergletscher bilden. Wenn sie wie alle Gletscher vorrücken gegen das Meer, so kommt nothwendig der Augenblick, wo sie durch eigene Schwere abbrechen oder von der Macht der sturmbewegten See abgebrochen werden. Ihre Macht ist so groß, daß sie Eisfelder von gewaltiger Dicke und Ausdehnung zerbrechen, daß sie ungehemmt gegen den Wind schwimmen. Dies wird durch die unterseeischen Strömungen bewirkt, in die sie durch ihre Größe und Schwere hinabbrechen, die man aber an der Oberfläche des Meeres nicht wahrnimmt. Wehe dem Schiffe, dem bei Nacht oder im Nebel ein solcher Vagabunde des Meeres entgegen rennt! Es zerschellt an ihm wie eine Nußschale, und ihn bewegt es kaum. Wahrscheinlich ist an solch einem Eisberge das große amerikanische Postschiff, der Präsident genannt, welches spurlos vor einigen Jahren mit allen seinen Reisenden, seiner Mannschaft und seinen Gütern verschwand, gescheitert. Gegen solche Vagabunden hilft keine Polizei. Sie haben keine Pässe, wie ihre menschlichen Genossen; gehen ihre heimlichen Wege und können nicht auf dem Schub in ihre Heimath zurückgebracht werden. Es müßte ein gehöriger „Schub" sein, der das bewirken sollte. Behüte Gott alle Seefahrer vor ihrem Begegnen in Nacht und Nebel!

Zur Berichtigung.

Im 7ten Hefte pag. 350 sind 2 Briefe irrig als von Philipp dem Großmüthigen mitgetheilt. Beide sind jedoch von Philipp von Hessen-Rheinfels, 3tem Sohne Philipp des Großmüthigen.

Durch Nacht zum Lichte.

Ein Künſtlerleben, von M. Gärtner.

In dem entlegenſten Theile einer mächtigen Seeſtadt, wohin das lebendige Geräuſch des großen Verkehrs nur ſelten dringt, befinden wir uns in einer engen Straße, die nach dem Strande führt. Hier liegt ein alterthümliches Haus, halb verfallen, und blickt mit ſeinen erblindeten Scheiben ſchwermüthig in die Welt, wie ein von Sorgen müder, alter Menſch, deſſen Augen trüber geworden ſind. Dem Hauſe gegenüber iſt die Mauer eines kleinen Gartens, in dem eben jetzt, zur Frühlingszeit, einige alte Bäume die erſten Blüthen treiben. Der Blick in jenen von dunkeln Gebäuden eingeſchloſſenen Garten iſt die einzige Luft des alterthümlichen Hauſes, — denn da entwickelt ſich ein Stückchen Lenz mit ſeinen Blüthen, da ruft der Sommer einige Roſen hervor, und der Herbſt findet in günſtigen Jahren ſogar reife Früchte an den alten, verwilderten Bäumen. Den Winter ſieht man da gerade genug von einem winterlichen Bilde, um im Gegenſatz dazu ſelbſt die einfachſte Kammer traulich zu finden. — Aber das alte Haus mit ſeiner grasbewachſenen hohen Steintreppe, ſeinem zackigen Giebel und ſchmalen Fenſtern ſieht immer traurig aus, wie ja ein Haus auch ſein Gepräge haben kann wie ein Menſchengeſicht, — ſelbſt die ſtrahlende Sonne und der milde Mond ſahen, wenn ſie durch die kleinen, runden Scheiben blickten, ſelten ein frohes Bild. Da ſaß immerfort am Fenſter die blinde Frau mit dem verſchloſſenen, kummervollen Geſicht und ſtrickte oder ſpann emſig für Geld, — und am andern Fenſter da ſaß die Mutter derſelben, deren Augen für die Tochter mitſehen mußten, — ein freundliches Geſicht, ſchon ſcharf gezeichnet und tief gefurcht durch das Alter, die nähte noch oder klöppelte feine Spitzen, womit ſich die lebensfrohen Menſchen ſchmücken. Die Kleidung Beider war ärmlich, aber ſo rein und verhältnißmäßig geſchmackvoll, als ob die Beiden einſt einem viel beſſeren Stande angehört hätten. Und von den dunkeln Wänden blickte gar ein Oelgemälde herab, einen ſchönen Mann in den beſten Jahren vorſtellend, das ſchaute ſich um wie in einer ihm fremden Welt, und Jeder wunderte ſich, wie es dahin gekommen. Das Geſicht der blinden Frau ſchien ſehr ſchön geweſen zu ſein, ſo fein war es noch, und nur der Kummer hatte es ſo verſtört. Traurig wandte ſie den Kopf nach der Seite, als die Mutter ſie anſprach und aus dunkeln Träumen weckte. „Chriſtiane," ſprach dieſe — „*fühlſt* Du nicht, wie warm die Sonne ſcheint, *hörſt* Du nicht, wie da eben ein Vogel gegen das Fenſter flog, als wollte er uns grüßen? Freue Dich auch, es wird wärmer, bald brauchen wir nicht mehr zu heizen, und dann brauchſt Du nicht mehr ſo raſtlos zu ſpinnen des Geldes wegen. Der *Himmel* gibt endlich Sonnenſchein, Licht und Wärme, o Kind, laß Licht und Wärme Dir wieder ins *Herz* dringen, *hoffe* wieder!" — „Was ſoll *ich* hoffen," ſprach die Blinde bitter und wandte den Kopf wie mechaniſch nach dem Bilde an der Wand hin, — „*meine* Hoffnung iſt todt, — oder irrt, Gott weiß wo, umher." „Chriſtiane," ſprach ſtrafend die Andere, „ſündige nicht, *eine* Hoffnung iſt Dir geblieben, — eine ſchöne, belebende Hoffnung, — Dein Kind!" Und als ſollten die Worte der ehrwürdigen Matrone beſtätigt werden, ſo ſtürmte es herein ins dunkelnde Zimmer, ein ſchöner, lockiger Knabe fiel der blinden Frau (ſeiner Mutter) um den Hals, herzte und küßte ſie und eilte dann auf die liebe, alte Großmutter zu, ſie noch ſtürmiſcher zu liebkoſen.

Paul, mein guter Junge, rief dieſe in weichem Tone, s'iſt gut, daß Du kommſt, ſetz' Dich zu uns, und erzähle, wo Du warſt. Theil' uns Etwas mit aus der großen Welt da draußen, denn hier iſt's ſo ſtill und traurig! Ja, ich will erzählen, — rief da der kleine Mann, hört nur, welche Freude ich hatte, und Du, Mutter, höre zu und freue Dich einmal. — Ich lief wie gewöhnlich aus der Armenſchule direct nach dem Hafen und ſuchte mir ein ſtilles Plätzchen aus vor einem der

großen Waarenlager, wo die mächtigen Ballen aufgestapelt liegen und mir von fremden Ländern erzählen. Wißt Ihr, sie haben den eignen Geruch, der sie als ausländische Waare kenntlich macht. Wenn ich mich nun darauf setze, dann stütze ich den Kopf in die Hände und höre auf das Brausen des Meeres und sehe dahinten das Leben auf den Schiffen, wie sich Alles da tummelt, und mir schon Bekannte absegeln und Fremde ankommen. Dann summt das Leben herüber in verworrenen Tönen, das Wasser braust dazu, und das Alles verschmilzt in eine Musik! — O Mutter, Du willst nicht, daß ich von Musik erzähle, Du wirst dann immer so traurig, und das kann ich nicht begreifen! O Du weißt nicht, welche Töne ich da höre, wie es in mir klingt und singt, wie ich lauschen möchte voll Lust und dann wieder weinen! Mutter, Mutter, könnte ich doch Musik lernen, daß ich spielen könnte, was ich oft höre! Ergriffen hatte der Knabe seine Hände gefaltet und den schwärmerischen Blick zum Himmel erhoben. Dann sah er das Gesicht der Mutter abgewandt, das der Großmutter aber blickte voll Liebe auf ihn. Da rückte er leise ein Fußbänkchen zu dieser hin, nahm darauf Platz und erzählte weiter.

Ganz nah am Hafen wohnt ein großer Musiker, glaub' ich, der spielt oft Violine, und wie spielt er! Gedämpft klingts freilich herüber, und nur wenn's still um mich ist, dann kann ich's hören. O das ist ein Instrument, — es dringt in die Seele und ruft da tausend Gedanken wach! Das paßt in meine Träume und klingt den ganzen Tag in mir nach, und komme ich dann wieder in die Schule, dann vergesse ich oft Alles um mich her und denke an meine Musik. Dann heißt's, aus mir würde Nichts, ich wäre ein Träumer! Heute war's mal wieder still am Hafen, — ich saß eben da, wieder hörte ich die Geige wunderbarer als je spielen, sie schien mich rufen zu wollen, ein unstillbares Verlangen ergriff mich, und die Thränen stürzten mir aus den Augen. — Ich wandte den Kopf nach der Seite, woher die Wundertöne drangen, das Meer rauschte dazu, und mir war's, als träumte ich einen wunderbaren Traum von einer andern Welt. Da plötzlich legte sich eine Hand auf meine Schulter, erschrocken sah ich auf und in das Gesicht eines älteren Herrn, „Junge, warum weinst Du?" fragte er liebreich. Da schämt' ich mich, was sollte ich einem Fremden sagen? Jetzt aber fing die Geige, die eben ein wenig geruht, wieder an in langsamen, klaren Tönen. Statt aller Antwort nickte ich nun dem Herrn zu und sagte nur: Hören Sie das! Ist's das, mein Junge, sprach er sehr freundlich, sieh, ich hab' Dich schon lange beobachtet, wenn ich am Hafen auf und abging, — der kleine Träumer interessirte mich, und nun freut's mich, daß ich weiß, was Dir so viel Freude macht. Wart', ich nehme Dich mit, Du sollst den Wundermann kennen lernen, sollst ihn in der Nähe spielen hören. Da sprang ich auf, ergriff seine Hand, und rief, indem ich ihn fortzog: O ja, kommen Sie! Nun gingen wir hinein in die Stadt, eine kurze Strecke, dann standen wir vor einem hohen, alten Hause, stiegen eine lange Treppe hinauf, immer höher, dann klopften wir an eine Thür, und nachdem Jemand „Herein" gerufen, traten wir ein. Da saß ein kleiner Herr mit grauen Haaren, doch einem jugendlichen Gesicht, der hatte noch die Violine in den Händen. Verwundert sah er uns Beide an, dann sprang er auf und sagte lebhaft: Ei guten Abend, mein lieber Freund, wen bringen Sie mir da? „Einen kleinen Musikfreund, der gerne Sie in der Nähe hören und von Ihnen lernen will!" Nach diesen Worten erzählte mein neuer Freund dem alten Musiker, wie er mich kennen gelernt, und theilnehmend sah der mich an von Kopf bis zu Fuß. „Warte mein Kind, sagte er dann, Du sollst mich hören, setz' Dich dahin und pass' auf!" Ich sah verwundert den Mann an und konnte kaum begreifen, wie ein gewöhnlicher Mensch so spielen könne. Mit ein paar kräftigen Strichen fing er an, und nun kamen die Töne wie Gesang von den Saiten, so voll und mächtig, daß es mir war, als trügen sie mich in den Himmel, dann wurde

es weich und wehmüthig, daß mir das Weinen nah war, bis es wieder überging in eine heitre, rasche Weise. Verzeiht mir, da hatte ich Euch und die ganze Welt vergessen, — ich saß da mit offenem Munde und Augen und fühlte, wie ich bald blaß und bald roth wurde.

Die beiden Herren sahen mich lächelnd an, dann fragte der, der so schön gespielt hatte: „Möchtest Du das auch können?“ Und als ich nickte, weil ich nicht sprechen konnte, da sagte er freundlich: Nun dann komm alle Abend ein Stündchen her, das Weitere werden wir sehen. — „Und ich gebe Dir die Violine, kleiner Freund“ — sprach der Andere, „doch sag' mir zuvor, wie Du heißt.“ Und als ich den Namen nannte, da — Mutter, — wurde der gute Herr ganz blaß, er frug noch einmal danach, dann nach Dir, wie es Dir ginge, wo Du wohntest, ob die liebe, vortreffliche Großmutter noch lebte. Und dann warfen sie sich Beide eigene Blicke zu, und der Eine sagte leise zum Andern, also ihr Kind, und der Andre erwiederte in demselben Tone — und sein Talent! Und mein erster Freund vom Hafen her nahm meine beiden Hände, sah mich lange so an und küßte mich auf die Stirne, dann verabschiedete er sich von dem Musiker, dem ich die Hand küßte, und begleitete mich bis in die Nähe des Hauses.

War das nicht viel erlebt? Und freut Ihr Euch nicht mit mir? Der Knabe hatte in solcher Aufregung gesprochen, daß seine Wangen glühten: „O, Mutter, Mutter, warum liebst Du die Musik nicht, ach Du kennst sie wohl nicht diese Himmelsgewalt; denn die Töne bringen Licht, das bis ins Herz dringt!

„Gerade Du solltest sie lieben!“ Er war aufgesprungen und zur Mutter geeilt, aber erschreckt blieb er stehen. Alle Farbe war aus dem lichtlosen Gesicht gewichen, ein Ausdruck bitteren Kummers, ja wahrer Seelenpein lag darin, — sie verhüllte es mit beiden Händen und stöhnte tief und schmerzlich. Weinen konnte die arme Blinde ja nicht mehr, die Thränen, dieser Trost der Unglücklichen, der das Starre des Schmerzes löst, fehlten ihr längst. — Plötzlich ermannte sie sich und rief: „Kind, sprich Nichts mehr; o wenn Du mich lieb hast, dann sag nie mehr, daß Du das lernen willst, was mich so namenlos unglücklich gemacht hat. Die Töne haben auch mein Herz verlockt und ins Elend geführt.“ Dann faltete sie die Hände und sprach dumpf: „Herr, führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel, rette, bewahre dies Kind!“ Verwirrt stand Paul da, — die Großmutter trat herzu, ergriff liebreich die Hand der unglücklichen Frau und sprach weich: „Ruhig, Christiane, wirf dein Unglück nicht auf die ganze Kunst, der Herr kann seine schönsten Gaben auch schwachen Naturen geben, die die Größe ihres Talentes selbst nicht zu tragen vermögen. Sie vergessen den Himmel dabei, und wo sein Licht fehlt, da wird ihr Genie zum Dämon, der sie auf Irrwege treibt. Aber Göttliches liegt in jeder Kunst, unbewußt führt sie den Irrenden auch wieder zurück und läßt ihn selten ganz sinken. — Hoffe Du nur, es ist noch nicht aller Tage Abend.“ — „Abend!“ wiederholte die arme Mutter, „in mir, und um mich ist's Nacht! O würde es in mir Licht!“ Komm, geh zu Bett, mein armes Kind, geh hinauf in Deine Kammer, ich bleibe mit Paul noch auf, der hilft mir die Nadeln einfädeln, was ich so schlecht sehen kann, und dann geht die Arbeit so rasch und wird sobald fertig! Schlaf du nur, der Himmel gebe Dir schöne Träume. Da erhob sich die Blinde: „Mutter, Du bist mein guter Engel, — ja ich will gehen, — bete du für mich, — ich kann's nicht mehr!“ Mit vorgestreckten Händen ging sie nach der Thür. Als sie allein waren, schaute eben der Mond neugierig durch die Scheiben und sah die ehrwürdige Frau ihr Lämpchen anzünden, sah, wie sie sich zu dem Knaben setzte, ihn an ihre Brust zog, ihn küßte und lange weinte. Dann richtete sie Paul auf und bat schmeichelnd: „Liebe, gute Großmutter, o jetzt erzähle mir einmal von der Mutter und vom Vater, von dem ich nie sprechen darf.“ „Ja, Kind,“ sprach

ſeine alte Freundin, „Du biſt klug genug, Du ſollſt Deine Eltern kennen und wiſſen, warum die Mutter ſo unglücklich und blind wurde.“ Und indem ſie die Arbeit zur Hand nahm, fing ſie an zu erzählen.

Deine Mutter war die Tochter eines wohlhabenden Mannes, wir bewohnten ein ſchönes Haus vor der Stadt, mit der Ausſicht aufs Meer. Wir waren glücklich, ſie wurde erzogen wie das Kind reicher Eltern, unterrichtet in Allem, was das Leben hebt und verſchönert. Sie war ein lebendiges Kind, klug, ſchön und liebenswürdig. Aber ſie mußte immer ihren Willen haben, wir konnten ihr Nichts abſchlagen. Mit den Jahren wuchs ihre Leidenſchaft für die Muſik, die ihr über Alles ging, und dabei übertrug ſie die Liebe für dieſe ſchöne Kunſt faſt immer auf die Perſonen, die ſich darin auszeichneten. Schon dem kleinen Kinde war ein Künſtler ein höherer Menſch, dem ſie folgte wie einem Magnet. Sie wuchs heran und war eine ſchöne Roſe geworden, die gar Manchen anzog. — In dieſer Zeit kam täglich ein junger Freund in die Familie, ein lieber, ehrenwerther Menſch, nur viel älter als Chriſtiane. Dieſer liebte ſie ſchon lange im Geheim, auch ſie liebte ihn, den ſie ſeit den Kinderjahren kannte wie einen theuren Bruder. Die Verbindung zwiſchen Beiden war der liebſte Wunſch meines Mannes, — Deine Mutter war nicht dagegen, und ſo wurde ſie, kaum erwachſen, ſeine Braut. Aber dies Glück währte nicht lange. Als ſie einſt mit ihm und uns einem herrlichen Concerte beiwohnte, das ein junger, berühmter Violin-Virtuoſe gab, ſah ſie dieſen, und ihr Friede war hin. Es war auch eine intereſſante Erſcheinung, die wohl ein ſo junges Mädchen feſſeln und bezaubern konnte, aber ſeine dunklen Augen hatten einen ſo ſeltſamen Ausdruck wie ſeine Muſik, die etwas Dämoniſches hatte. Es wurde mir eher unheimlich in ſeiner Gegenwart, und ich konnte ihn nicht lieben. Ihre Begeiſterung aber verrieth das unerfahrne Kind, das ſich nie verſtellen konnte, nur zu ſichtbar, ihre Schönheit allein mußte ihm auffallen, ſchon während des Spiels ſuchten ſeine Augen nur die ihren. Sie ſuchten ſich Beide, fanden ſich und wurden bekannt, — er ſuchte uns auf, wußte ſie ohne unſer Wiſſen öfters zu ſehen und ſtahl ihr Herz. — Kurz vor der beabſichtigten Trauung mit dem Verlobten war ſie verſchwunden.

Erſt ſpäter fanden wir ihre Spur, ſie hatte ſich heimlich mit dem Künſtler trauen laſſen, und ein Schiff hatte Beide ſchnell nach dem Süden geführt. Mein armer Mann, Dein nie gekannter Großvater, war durch den Kummer und den Schimpf vor der Welt wie zerrüttet, er vernachläſſigte ſeine Geſchäfte, während ſeine Geſundheit hinwelkte. Ein Unglück kommt ſelten allein, es kam ein Schlag nach dem andern, wir wurden arm, ganz troſtlos arm, Dein Großvater ſtarb, — und ich ſaß da als troſtloſe Wittwe. Da klopfte es eines Tages an meine Thür, — eine verhüllte Frauengeſtalt ſtand vor mir, ein Kind auf dem Arme. Als ich ſie nach ihrem Begehr frug, ſchlug ſie ſtatt aller Antwort den Schleier zurück, und das geiſterbleiche Antlitz Deiner Mutter ſah mich an. Mit einem Schrei: „Mutter, Mutter,“ ſank ſie vor mir nieder. Da hatt' ich mein Kind wieder, arm, verlaſſen, krank und elend! Ihr Mann hatte ſie im zweiten Jahre ihrer Ehe verlaſſen und war wieder frei in alle Welt gegangen. Da vereinten wir beiden Armen uns, ich vertraute dem Himmel, verkaufte alles Ueberflüſſige und zog mit Deiner Mutter und Dir in dieſe ſtille, entlegene Vorſtadt. Auf dem Gemüthe Deiner Mutter aber lag's wie ein dunkler Schleier, ſie wurde nie wieder froh, immer erwartete ſie die Rückkehr des ungetreuen Gatten, weinte Tag und Nacht und wurde dadurch blind. In unſerer gänzlichen Armuth konnten wir nicht zeitig Hülfe verſchaffen, — die Mittel fehlten, und wir waren noch zu ſcheu und ungewohnt, das Mitleid in Anſpruch zu nehmen. Auch Du warſt lange krank in dieſer Unglückszeit, und da umnachtete ſich das Herz Deiner Mutter immer mehr, — ich fürchtete für ihren Verſtand. — Aus ihren Träumen war ſie in eine furchtbar ernſte Wirklichkeit geſtoßen worden.

Sieh, Paul, — das iſt das Schickſal Deiner Mutter. Der Mann, der ſie wahrhaft geliebt, ihr erſter Verlobter, der in ihr ſein Höchſtes geſehen, blieb unverheirathet, er konnte ſie nie vergeſſen. Später erfuhr ich, er ſei ein reicher Schifferheber geworden und wohne hier in der Stadt. Deiner Mutter aber ſagte ich nie, wie nah ihr der Mann wohne, den ſie ſo ſehr verletzt, und deſſen edle Geſinnung ſie erſt im Stillen würdigen lernte, als es zu ſpät war.

Nun bitte ich Dich, — laß ſie in Frieden, lerne getroſt die herrliche Himmelskunſt, die Muſik, wenn ein edler Mann ſich Deiner annehmen will, — lerne ſie, und wenn ihre Töne Dich hinreißen, dann richte Deine Gedanken nach oben, wo die höchſte Vollendung ihr Ziel findet, — und von dort aus wird Licht, Fülle und Klarheit in Deine Seele und aus ihr in Deine Saiten ſtrömen, Du wirſt ein Gott geweihter Künſtler. Aber hüte Dich vor den wilden Melodieen und Gedanken, die die Seele auf Abwege führen! Es gibt eine dämoniſche Muſik, die auch ſchön *klingt*, aber im Herzen weckt ſie alles Weh, — da verſcheucht ſie den Frieden, da weckt ſie wilde Kämpfe, daß die Seele ringen möchte mit dem Himmel und mit der Welt, und der Künſtler, der auf dieſen Weg geräth, fällt böſen Geiſtern anheim. Habe ich Dir nicht oft beim Spinnen erzählt von großen Dichtern und Künſtlern, die unglücklich und zuletzt wahnſinnig wurden? Sie hatten Gott vergeſſen, ohne den ihr Streben und Leben haltlos wurde. Denke an den armen Friedemann Bach, — des großen Sebaſtian Bach unglücklichen Sohn, — von dem ich Dir neulich erzählte!

Mit wahrer Andacht hatte der kleine Paul zugehört. Thränen glänzten in ſeinen Augen, und leiſe ſagte er: Arme, arme Mutter, — ich will Dir wieder Ehre machen! Jetzt will ich ſchweigen, aber ſpäter, wenn ich erſt ein großer Muſiker bin, dann will ich Dich *heilen* mit meinen Tönen, dann führen ſie Dich zum lieben Gott! Die Töne ſollen Dir Licht bringen! — O Großmutter, könnteſt Du hören, wie es jetzt wieder in mir klingt und ſingt, — Du haſt mich traurig gemacht mit Deiner Erzählung, — und doch danke ich Dir! O bin ich erſt groß, dann ſuche ich auch den Vater! — Gerührt zog die alte Frau den Knaben an ihre Bruſt und ſagte leiſe: Ja, Du ſollſt unſer Aller Troſt werden, — Du wirſt es! Und dann ſuchten ſie Beide ihr Lager auf, und die Mondſtrahlen küßten ihre Stirn, als ſie ſich ſchönen Träumen überließen.

II.

Der ſchöne Tag war vorüber, — der Mai, der ſo ſelten ein rechter Wonnemonat iſt, obgleich er ſo heißt, war auch diesmal mehr trüb als heiter, wie es ja auch im Frühlingsleben des Menſchen ſo wenige Frühlings- und Wonnemonate gibt. Im einſamen Garten da drüben fielen leis die verregneten Blüthen von den Bäumen, ſie hatten nicht Zeit gehabt, ſich zur Frucht zu bilden; denn häufige Stürme, froſtige Nächte und kalte Tage machten ihre Herzen krank. Großmutter ſaß wieder am Fenſter an einem ſolchen trüben Tage und arbeitete emſig am Spitzenkiſſen, oft traurig hinaus blickend.

Die blinde Frau hatte ſich in den Hintergrund zurückgezogen und ſpann, — das Schnurren des Spinnrades und das leiſe Rieſeln des Regens vermiſchten ſich zu einer eintönigen Muſik, beide Frauen folgten ihren Gedanken, die trüb waren wie der Tag. Da hob die Blinde den Kopf und frug: „Wo bleibt Paul? Die Freiſchule muß längſt aus ſein, — warum kommt er nicht?“ Da flog ein wehmüthiges Lächeln über die Züge der Großmutter: „Laß ihn, Chriſtiane,“ ſprach ſie, „er wird mit ſeinem Freunde zuſammen ſein!“ Die gute alte Frau wußte, wo er war, — daß er jede freie Stunde entweder am Hafen bei dem neuen Freunde oder in der Stadt bei dem Muſiker zubrachte, daß die Muſik bereits ſeine junge Seele fortriß auf höhere Bahnen. — Mutter, Mutter, ſprach die Blinde und ließ das Rädchen ruhen: O laß ihn nie zu Menſchen

gehen, die ihn in ſeinen Neigungen beſtärken, es iſt ſein Unglück! Doch eh' die Mutter antworten konnte, — da klang plötzlich ein ſeltener, friſcher Ton in die ernſte Stille, ein Kanarienvogel fing leiſe flötend an, verſuchte, ſetzte wieder an, und ging dann in einen ſchmetternden Geſang über. Die Großmutter hatte leiſe das verhüllende Tuch vom Bauer gezogen und hielt daſſelbe noch lächelnd in den Händen. Erſchrocken und erſtaunt hatte die Blinde den Kopf erhoben: „Wo kommt der Vogel her?“ „Eine kleine Ueberraſchung,“ ſprach lächelnd die Großmutter, „der Paul hat ihn von ſeinem neuen Freunde, der läßt Dich grüßen! Seit geſtern Abend iſt der Vogel da, Du ſollteſt Nichts merken, bis der kleine Sänger ſich zu rechter Zeit meldete.“ — „Wer iſt der Freund, ſprach ſinnend die Frau, — wer nimmt an dem Kinde der armen Blinden ſo regen Antheil?“ Sie ſtützte das Kinn auf die Hand und verſank in Nachdenken. Aber es war, als ob die heiteren Töne freundlich in ihr Herz drängen, ſie hatte ſo lange das Haus nicht verlaſſen, ſo lange keinen Vogel gehört, der ſo ſang; nur arme Spatzen zwitſcherten zuweilen drüben im Garten, oder ein anderer beſcheidener deutſcher Sänger ſang dort ſeine ſchlichten Weiſen. — Als ſie ſo da ſaß, da kamen die freundlicheren Erinnerungen früherer Jahre und wachten im dunklen Herzen auf.

Der Geſang des Vogels erinnerte ſie an die blühende Natur, an die kleinen Sänger auf den grünen Bäumen, — an Blumen und Blüthen und den blauen Himmel. „Mutter,“ ſprach ſie, — „wie lange iſt's her, daß ich keine Blumen mehr ſah? Ich wollte, ich hätte wieder welche zu pflegen, könnte ihren Duft wenigſtens genießen! Du weißt ja, wie ich ſie liebte als Kind und als Mädchen!“ — „Du ſollſt ſie haben“, ſprach die Andere mit freudigem Tone. „Gott ſei Dank, daß Du Etwas wünſcheſt!“

Ihr kleiner Vertranter, Paul, hatte bald den Wunſch erfahren und überbrachte ihn dem Freunde, der ihn täglich im Hafen aufſuchte und mit ſeltſamer Theilnahme nach der Mutter frug. Und ſiehe da, als dieſe eines Tages aufwachte und in die Stube trat, da begrüßte ſie der herrliche Duft vieler Blumen. An den Fenſtern ſtanden ſie und leuchteten hinein ins ſchmuckloſe Zimmer und ſchauten fragend hinaus in die enge Gaſſe und nach dem kümmerlichen Garten, als wüßten ſie nicht, wie ſie in die beſcheidene Umgebung gerathen. „Von einem alten Freunde“ ſtand auf einem Zettel, der am Zweige einer ſeltenen Monatsroſe hing. — Welcher Zauberer verſchönerte ſo wunderbar das ſtille Haus? Der leiſe Zauber drang in das Gemüth der Blinden, mit einem ſeltnen, lange nicht geſehenen Lächeln ſtand ſie vor den Blumen, athmete ſie ihre Düfte ein, befühlte ſie Blätter und Blüthen, — und dann pflegte ſie die fremden Gäſte mit einem Intereſſe, das ſeit vielen Jahren aus ihrem Innern gewichen war. Und die Pflege der lieben Freunde ihrer Jugend erfreute ſie, es waren ihrer ſo viele, ſie hatte für ſo Viele zu ſorgen und zu denken, und das zerſtreute ſie. Saß ſie am Fenſter, dann vernahmen die Frauen oft einen in langſamem Schritt Vorübergehenden, dann ſtand Jemand oft ſtill und ſah mit inniger, trauriger Theilnahme in das lichtloſe, bleiche Geſicht. Und ſah dieſer Jemand das Geſicht wieder ſo düſter und hoffnungslos, dann frug er das Kind der Blinden nach all ihren Wünſchen, forſchte nach ihren Sorgen, — und eine reiche Hand ſuchte jedem Nothſtande abzuhelfen.

Und als der trübe Mai ſich zu ſeinem Ende neigte, als in das düſtere Herz der blinden Frau ein Strahl neuen Lichtes fiel, und die alte Mutter oft Abends die Hände faltete und ein Gebet zum Vater des Lichtes emporſandte mit den Worten: „O Herr, laß es gelingen,“ — da klopfte es eines Abends leiſe an die Thür. Auf das „Herein“ der Frauen trat zögernd ein Herr ins Zimmer, ſchaute ſich fragend um in dem ſo freundlich gewordenen Raum, wo die Blumen leuchteten und dufteten, — warf einen Blick des Einverſtändniſſes auf die Großmutter und trat dann auf die Blinde zu. „Guten Abend, liebe Frau, — ich komme,

um die Mutter meines kleinen Freundes kennen zu lernen und ihr zu diesem Kinde Glück zu wünschen."

Aufmerksam lauschte die Frau auf die tiefe Männerstimme, die diese Worte sprach, in ihren Zügen verrieth sich bald eine heftige Bewegung, sie fuhr mit der Hand über die Augen und seufzte tief, dann sagte sie: „Unser Freund? O erklären Sie mir, wer sind Sie, welche Theilnahme führt Sie zu den Blinden und Verlassenen?"

Da sprach der Mann nur ein Wort: „Christiane" mit einem seltsamen Ausdruck, — und sie zuckte zusammen. Sie barg das Gesicht in den Händen und schrie fast auf: „Hermann!" — O Gott, Du rufst mich, das Gericht beginnt; denn die Sünden meiner Jugend treten vor mich hin! — Kannst Du vergeben, kannst Du vergessen?" rief sie wild, „verachtest Du die Unglückliche nicht mehr? — O sieh, Du bist gerächt, sieh, sieh," und sie deutete auf ihre Augen: „Ich habe Dich verlassen, und mich hat Gott verlassen!"

Erschüttert stand er vor ihr, dann legte er beide Hände auf ihre Schultern und sagte weich: „Ich komme, um Dir zu sagen, daß ich Dir verzeihe, längst verziehen habe, arme Dulderin, Du hast gelitten und gebüßt, und Friede thut Dir Noth, öffne Dein Herz diesem Segen, und Du wirst Dein Unglück und Deine Blindheit minder schwer empfinden. Die Blinden haben ja so oft ein Gepräge des Friedens, den ihre stille, abgeschlossene Welt ihnen bewahrt, — wie der da draußen umhergejagte müde Mensch ihn selten empfindet. Alles Störende, Widerwärtige des Außenlebens berührt sie nicht, in ihren Herzen lebt die schönere Vergangenheit ungestörter fort, da klingen alle lieben Töne länger nach, und die Hoffnung auf ein lichtes Jenseits durchleuchtet ihre innere Welt. Verstehst Du mich, Christiane?" Die arme Blinde bebte von Kopf bis zu den Füßen bei diesen milden Worten, ein halb ersticktes Schluchzen hob ihre Brust, dann faltete sie die Hände und sagte: „Gott sei Dank und Dir, Du guter, edler Mensch, — o hätt' ich Dich früher verstanden und gewürdigt wie jetzt, — ach, damals standest Du, der viel ältere Mann, so ernst und würdig vor dem raschen, halb kindischen Mädchen, — ich wußte noch nicht, welcher Edelstein mein sein konnte, und griff nach dem schimmernden Fremden, das blendend auf meine Phantasie wirkte, dessen Glanz erlosch, als ich es nah und in Händen hatte. Aber sprich, womit kann ich Dich versöhnen, was kann die mit der Welt zerfallene Blinde thun?" — „Du kannst viel thun, Christiane, erwiederte er, laß mir Dein Kind, dem der Himmel eine seltene Gabe verlieh, ich habe Keins, wofür ich sorgen könnte, — ich will es heranzubilden suchen, daß sein Talent zur hellen Leuchte wird, die ihn zum Himmel führt und nicht wie das des Vaters wie eine ungezügelte Flamme das Heiligste in ihm verzehrt und Andern Gefahr bringt. Mein alter musikalischer Freund, der ein tüchtiger Meister ist, wird die Ausbildung dieser Anlage übernehmen, schon hat er damit angefangen, — ich sorge für das Uebrige.

Und Sie, liebe, verehrte Frau, wandte er sich an die Großmutter, — Sie werden auch ferner wie ein milder Geist hier walten, — das Gesunkene aufrichten und einem höheren Lichte Einlaß verschaffen." Die Angeredete hatte schon lange mit andächtigem Gesicht im Lehnstuhl gesessen, — jetzt stand sie auf und ergriff die Hand des alten Freundes und dankte mehr mit den Blicken als mit Worten; denn die verlassen uns gerade da am ersten, wo das Herz überströmt; die Ueberfülle läßt uns schweigen.

Noch eine gute Weile blieben die drei Menschen beisammen, dann nahm der Freund Abschied. Doch zuvor sprach er im Scheiden noch eine Bitte aus:

„Versprecht mir, daß Paul seine Kunst offen treiben darf, — sie ist zu edel, um wie etwas Verbotenes verheimlicht werden zu dürfen. Als erstes Zeichen Deiner Heilung versprich Du, Christiane, mir, daß seine ersten Versuche ein geduldiges Ohr bei Dir finden dürfen, das Ueben eines Kindes kann nichts Ueberwäl-

tigendes für Dich haben, — bei den mittelmäßigen Tönen gewöhnst Du Dich wieder an die Musik, die also mehr in der Gestalt ruhiger Prosa bei Dir eintritt, — indem er sich vervollkommnt, wirst Du allgemach das alte, schöne Interesse wiederfinden.

Nach einem herzlichen Händedruck verließ er die Frauen. — Wer beschreibt den Jubel des kleinen Paul, als er am Abend zurückkehrte und von dem Besuche seines alten Freundes hörte. Es war ein Sonnenstrahl der Freude in das stille, dunkle Haus gefallen. In den folgenden Tagen sah man die Frauen öfters in gemüthlicher Unterhaltung, die Blinde beschäftigte sich ruhiger auf ihre Weise, — Paul saß zuweilen bei ihnen, und versuchte eine liebe, bekannte Volksweise auf seiner kleinen Geige, und die blinde Mutter, der der erste Ton schmerzlich durch die Seele zuckte, hatte sich ein wenig gewöhnt und horchte unwillkürlich auf die schon merkwürdig klaren Striche ihres Kindes. — Wie die Natur langsam, aber in allen Pulsen klopfend sich allmälig der Frühlingsluft erschließt, so öffneten sich diese Herzen dem Glücke. Aber der Winter scheidet schwer, einzelne Frostnächte und Schneetage fallen hemmend in das neue Leben. Auch hier mahnte der alte Ernst wieder, — er klopfte an die Thür in Gestalt der Sorge. Das geringe Verdienst der Frauen und die Theuerung der Lebensmittel ließ wenig übrig, die Miethe konnte nicht völlig bezahlt werden. Mit rastlosem Fleiße spann die Mutter, klöppelte die Großmutter. Beide wollten ein feines Werk noch vor dem Termine vollenden und verwerthen. Die letzten Aufregungen hatten zerstreut, und wenn man viel denkt, kann man wenig beschicken.

Es war nur noch ein Tag vor dem Termine; die Mutter hatte wieder ihr düsteres Gesicht, die Großmutter ließ schwere Thränen auf ihre Spitzen fallen. Draußen goß der Regen in Strömen und zerstörte die Rosen, eh' sie geblüht hatten, da trat Paul ein. Sein Gesicht glühte vor Begeisterung, und als er die ernsten Gesichter sah, flog ein Schatten darüber hin, und in einem fast vorwurfsvollen Tone frug er: Was habt Ihr, warum seid Ihr so traurig? — Es war so viel schöner bei uns geworden, und nun komm ich voll Freude, Euch zu erzählen, was ich erlebt, und finde Euch so?

Großmutter, sprich Du! Schmeichelnd legte er beide Hände um ihren Nacken und sah dicht und zärtlich in das liebe Gesicht. — „Uns fehlt Geld, Paul, — wir können die Miethe nicht bezahlen, sprach die sanfte Matrone in leise zögerndem Tone, — Du weißt, wir sind arm, — aber still, — das darfst Du Niemand sagen, wie knapp es uns geht, — der Herr wird helfen, wie er schon oft gethan. Lerne Du fleißig, dann kannst Du uns helfen, wenn Du ein großer Mann bist. — Ja, Euch helfen, — das will ich, traut mir nur, sagte der kleine Mann mit entschiedenem Tone. Doch hört erst mein Glück! — Rathet einmal, wo ich war. Nun, Großmutter, sieh mich an, bin ich nicht anders geworden in der kurzen Zeit? Denn ich hab' viel erlebt, eine ganze Welt; ein Herz und ein Kopf sind fast zu klein, das Alles zu fassen und zu bewahren. Nun, so sag' doch, wo Du warst, frug jetzt ungeduldig und mit einem Anfluge weiblicher Neugier selbst die Blinde, Du thust ja gewaltig groß! „In einem Concert war ich," sprach da Paul in frommer Begeisterung, „in einem Oratorium! O Ihr Beiden habt gewiß solche Musik, solchen Gesang noch nicht gehört, das waren meine Töne! — Jetzt hab' ich den Weg gefunden, auf dem ich gehen werde, der Weg führt zum Himmel. O wie kämpften und klopften da die gewaltigen Chöre, wie jubelten und beteten die vielen Stimmen da vereint, wie wunderbar tauchten dann die Solostimmen in ihrer Klarheit aus dem Tönemeer auf; es waren Engelstimmen, oder sie stellten die großen Helden und Propheten der Bibel dar. Und all die Instrumente, Alles folgte einem Geiste, und der Dirigent, der so hoch da stand, kam mir wie ein gewaltiger König vor! Ich saß in einer Fensternische, wohin mich unser neuer Freund und mein Lehrer ge-

bracht hatten, sie sahen mich oft so freundlich an, — ich aber wußte kaum mehr, wo ich war, und glaubte, so gings gerade in den Himmel hinein." — So sprach Paul, seine Backen glühten, Thränen glänzten in seinen Augen. — Ach verzeiht mir, rief er ungestüm, heute halt' ich's nicht im engen Zimmer aus, ich muß ins Freie; denn mein Herz ist zu voll, — seht, der Mond scheint so hell, sorgt nicht um mich, ich bin bald zurück. Mit diesen Worten huschte er aus dem dunkeln Zimmer und eilte zum Freunde.

* * *

Am anderen Morgen kam ein seltener Gast in Haus, ein Brief! Und was für einer? — Ein Geldbrief! Stolz leuchteten die fünf Siegel darauf, — mit ängstlichem Zögern erbrach ihn die Großmutter und las noch verwunderter den Inhalt vor, den wir kurz mittheilen. Ein Kaufmann, dessen Namen sie oberflächlich aus den Geschäftsverbindungen ihres Mannes kannte, zeigte ihr an, daß er jetzt erst ihren Aufenthalt erfahren, und daß ihn sein Herz längst drängte, ein Kapital, das der verstorbene Rhedereibesitzer ihm vorgeschossen, ohne in seiner Großmuth mit der Zurückzahlung zu drängen, — erst jetzt sammt den bis dahin aufgelaufenen Zinsen zurücksenden könne und sich nun doppelt freue, der Wittwe seines verehrten Geschäftsfreundes die alte Schuld abtragen zu dürfen.

Halb erschrocken vor Ueberraschung ließ die Großmutter den Brief fallen, — nun war ja aller Noth mit einem Male abgeholfen, „der Himmel segnet uns sichtbar, sprach sie mit gefalteten Händen, und leise setzte die Blinde hinzu: „durch seine Hand." Durch ihn, den edlen Freund war ja das erste Licht in ihre Finsterniß gedrungen, er mußte in irgend einer Weise mit Allem in Verbindung stehen, das als Glück und Freude in das Haus der sonst Verlassenen einkehrte.

So zog das Glück langsam ein ins ernste Haus, zögernd kam es, als fürchte es noch immer, von dem finstern Bruder zurückgehalten zu werden. Aber trotz des neuen Wohlstandes konnte die Familie sich nicht entschließen, die stille, entlegene Wohnung zu verlassen, die so lange ein verstörtes Gemüth der Welt verborgen. Was wußte die Blinde auch davon? Die andern Beiden waren so glücklich, und das Glück schmückt mit seinen Bildern und Gedanken jeden Raum, erhellt und vergoldet wie der Sonnenstrahl. Wohl dem, der es warm im Herzen empfinden kann!

So lebten sie in den veränderten Verhältnissen dennoch fast ganz in alter, genügsamer Weise, — nur daß die beiden Frauen nicht mehr so eifrig arbeiten mußten. Gute Bücher erschienen wieder im Hause, Großmutter las vor, und Paul fesselte schon jeden Vorübergehenden durch sein immer besser werdendes Spiel: Zuweilen kam Abends Freund Hermann, und dann war jedesmal Sonnenschein im Hause!

Zweiter Theil.

Am Meere.

Ein herrlicher Herbsttag begrüßte das Meer und die Küsten, die Sonne blitzte in den Fenstern der ungeheuren Häuserreihe, die die Aussicht auf die alte Seestadt eröffnete, und beleuchtete den hohen Mastenwald mit all seinen Wimpeln und Flaggen. Ein unendlich reges Leben herrschte im Hafen. Schiffe kamen und gingen, eben näherte sich ein mächtiger Amerikaner mit wehender Flagge, die Passagiere auf dem Verdeck grüßten schon die Stadt und ihre Ufer. Viele betraten in Gedanken den heimischen Boden mit Gefühlen des Dankes, Wenige, die Nichts mehr bewegt, — schauten gleichgültig hinüber. Das Schiff warf Anker, ein furchtbares Gedränge entstand am Uferquai, und bald zogen die Neuangekommenen in buntem Wirrwarr mit Gepäck und Waaren ans Land.

Unter den Zuschauern war auch Paul. Da sah er bald unter Gesichtern jeder Farbe, unter Negern und Passagieren geringerer Klasse auch einen Mann, der in hohem Grade seine Theilnahme fesselte. — Es war eine lange, abgemagerte Gestalt, schlecht bekleidet, ein eingefallenes, gebräuntes Gesicht mit langem, phantastischem Haar und großen, dunklen Augen. Nur ein kleines, schlechtes Bündel und ein alter Kasten, der offenbar ein Instrument enthielt, schienen sein einziges Gepäck zu sein. Er sah sich scheu um und drückte den breitrandigen, brasilianischen Palmhut tief ins Gesicht, als wolle er nicht erkannt sein. Doch der drängende Menschenstrom riß ihn bald mit sich fort. Mancher unfreundliche Stoß, manch barsches „Aus dem Weg" ward dem Armen zu Theil, dessen bettelhafte Erscheinung keinen Respekt einflößen konnte.

Seine Augen wurden naß, — er preßte die Lippen zusammen wie ein Mensch, der den bittersten Schmerz zurückdrängen muß. Er sah ermattet, krank und elend aus und schien nicht zu wissen, wohin er zuerst seine Schritte lenken sollte. Dann folgte er mechanisch dem größeren Strome, der in die Hauptstraße der Stadt hineindrängte.

Dadurch verlor ihn Paul aus den Augen. „Das war ein armer Musiker, der mag viel gelitten haben, und die Mutter dürfte ihn nicht sehen, wenn sie's könnte." So sprach er vor sich hin und schlug dann auch den Weg nach Hause ein.

* * *

Es war Nacht geworden. Der Vollmond war schon glänzend am Himmel aufgestiegen, und seine Strahlen blitzten auf dem Meere und der ungeheuren Stadt, die friedlich dalag, während so viele tausend Herzen Leid und Freud im Schlummer vergaßen. Nur hier und da zog noch ein verspäteter Wanderer durch die stillen Straßen, — ein Liebender spähte nach dem Fenster der Geliebten, — ein Armer suchte vergeblich ein Freiquartier, oder ein rastloser Glücksjäger ein Spiellokal auf, seine Ruhe und seinen Frieden zu verspielen. Die Schritte solcher Fußgänger hallten noch lange nach in der stillen Nacht, dann klangen hier und dort rauhe Töne aus niedrigen Schenken und Matrosenkneipen hervor, wo Mancher seine Freude über die glückliche Fahrt durch Trinken feierte. In ein solches Gebäude, in dem zugleich Menschen aus der ärmsten Classe billig Logis fanden, treten wir ein. In einem dunstigen Raume sehen wir ein wirres Gedräng. Es ist eine Matrosenkneipe. In diesem Augenblicke ging es wild her, die wettergebräunten Gesichter glühten von reichlich genossenen Getränken, die Gegenwart mehrerer Mädchen und der eben begonnene Tanz erhöhten die Aufregung. Und wer spielte auf? — Da saß in der Ecke, umwölkt von Tabaksqualm, der arme Musikant, ein Schattenbild des Elends. Seine Augen schlossen sich oft wie im Traum, während sein Bogen rastlos über die Geige hinflog mit einer Wildheit, die die wilden Tänzer entzückte, während sie einen ruhigen Beobachter entsetzt haben würde. Wie bewußtlos rauschte die Tanzmusik von den Saiten, die wohl eine edlere Bestimmung gekannt zu haben schienen.

So mußte ein Künstler sich das Abendbrod verdienen; denn er litt Hunger seit langer Zeit.

Endlich ruhten die Tänzer, ein Streit ward allgemein, rohe Flüche und derbe Püffe brachten Alle zum Stehen. — Da fing der Spieler wieder an, aber das war kein Tanz, — befremdet lauschten Alle, und bald wurde es lautlos still. — Da rangen sich Töne von den Saiten so tief, so klagend, daß Alle ein Grauen überkam, es war ein Kampf in den Tönen; der Musiker hatte die Augen wie im Traum geschlossen, und als die arme Seele sich beruhigt und im eignen Reiche heimisch gefühlt, da wirbelten die Klänge hinauf, eine wilde Phantasie sprach von allem Schmerz, der ein Menschenherz durchtoben kann; — dann tauchten endlich aus dem Kämpfen und Ringen alte Melodieen auf, bekannte kleine Lieder schwe-

ten wehmüthig leiſe vorüber und ſanken wieder hinab und wurden zur tiefen Klage, die mit den Tönen verhallte.

Da war der Kopf des Spielers in ſeine Hand geſunken, die Geige ruhte auf den Knieen, und Alle um ihn her waren ſtill geworden und ernſt, Thränen blitzten aus manchem Auge.

Da trat der Wirth auf den Muſikanten zu. „Spielmann", ſagte er freundlich, „wer ſeid Ihr? Wer hat Euch ſo ſpielen gelehrt? Ich hab' nur einmal vor vielen Jahren einen feinen Herrn gehört, der ſpielte ſo wie Ihr! Es war das einzige Mal, das ich in einem Concert war, wie's die Vornehmen nennen, ich ſtand an der Thür und erwartete einen Herrn, in deſſen Dienſt ich war, — Alles lauſchte athemlos, man vergaß wahrhaftig, wo man war, und wurde bang um ſeine Seele bei ſolchem Spiele. Als er aufhörte, da brach ein wahrer Sturm los, ſo riefen und klatſchten ſie Beifall. Der hat gute Geſchäfte gemacht, aber leider Gottes, der Kerl war doch ein Schuft, — ging kurz darauf mit einem ſchönen Mädchen durch, dem er den Kopf verrückt hatte, und die war noch obendrein ſchon eine Braut! Ich hörte damals viel davon ſprechen."

Der Muſiker ſaß da und athmete ſchwer, er hielt beide Hände vor's Geſicht. Der Wirth aber fuhr fort: „Nun, alter Griesgram, ſeht doch mal auf! Auch Ihr könnt gute Geſchäfte machen, — laßt uns in Compagnie treten, hier iſt meine Hand, ſchlagt ein und nennt Euren Namen" — Da griff der Spieler plötzlich nach ſeinem Hut, — ſprang auf und mit den Worten: „Platz da, laßt mich hinaus, ich muß Luft haben, Luft, Luft!" — ſtieß er den verblüfften Wirth faſt über den Haufen und ſtürzte aus der Schenke ins Freie. Es lag eine ſolche wahnſinnige Wildheit in ſeinen Augen, daß Keiner Luſt hatte ihm zu folgen. Welch ein Tag war dieſer für den Armen geweſen!

Nachdem er die Trümmer ſeines Glückes aus Amerika gebracht, hatte er den ganzen Tag geforſcht, gefragt, — nur nach einem Ziele, nach einer Familie, die einſt hier angeſehen und bekannt, nun verſchwunden und verſchollen war. Dann hatte er eine Spur gefunden und nun, als die Nacht ihn ſchützte, machte er ſich wieder auf den Weg. Endlich hatte er ſein Ziel gefunden und ſtand vor dem uns bekannten Hauſe. Seine Augen brannten düſter, ſeine Lippen zuckten. Er war ſo ſchwach und bewegt, daß er ſich mit dem Rücken gegen die gegenüberliegende Mauer ſtützen mußte. — „Alſo da wohnt ſie, deren Glück ich zerſtört? — murmelte er vor ſich hin, — da wohnt ſie, unglücklich und blind, — durch Deine Schuld! Und ich ſtehe hier als Bettler, elender als ſie! — Arme Betrogene, ein verzweifeltes Gemüth ſucht Dich wieder! — Doch ich will Dich nicht aufs neu' ins Elend reißen, nur in Deinen Träumen nah' ich Dir, grüße Dich in bekannter Weiſe."

Und ſiehe da, er nimmt die Violine hervor, die er verborgen gehalten, und wie ein Träumender ſtreicht er über die Saiten. Ganz leiſe flüſtern die Töne, als ſollten ſie Niemand wecken, ein altes Schlummerliedchen tönt leiſe hinüber, aber der Spielende verliert ſich in ſein Reich, ein wilder Schmerz durchzuckt ſeine Seele, ſeine Töne werden lauter, ſchneidend und klagend ſteigen und fallen ſie in unheimlicher Weiſe. Und drinnen im alten Hauſe haben ſie eine Blinde geweckt, die ſie träumend ſelbſt für den Traum gehalten, da wird ſie wach, — mit einem Angſtruf richtet ſie ſich im Bett auf und wendet den Kopf nach dem Fenſter. Da reißt dem wilden Spieler eine Seite, — ſein Spiel iſt zerriſſen, — er läßt die Geige ſinken und hört nur noch, wie droben ein Fenſter geöffnet wird, — einen wilden Blick wirft er hinauf, dann eilt er wie verſtört mit fieberhaft brennendem Kopfe um eine Ecke der Straße.

Von dieſer Stunde an war der eben gewonnene Friede der Blinden zerſtört, — die Großmutter, die eben wach geworden, hörte ihre Tochter dumpf ſtöhnen: „Mutter, er iſt hier, ich hab' ihn erkannt!" Vergeblich ſchaute die alte Frau

aus dem Fenſter, — die Straße war leer und ſtill, ſie würde Alles für einen Traum gehalten haben, wenn nicht raſche Tritte in einiger Entfernung den Davoneilenden verrathen hätten. — Vergeblich forſchten ſie zuſammen am andern Tage; — die Großmutter ließ es ſich angelegen ſein, dem nächtlichen Spieler jede Bedeutung zu nehmen, aber vergeblich! Die arme Blinde fand die Ruhe nicht wieder.

So ging der Herbſt vorüber. Schon fielen die Blätter von den Bäumen; im Garten drüben ſah es trübſelig aus, die Herbſtſonne ſank eben am Horizont nieder und vergoldete noch einmal die Fenſter der Häuſer, ein rauher Wind fuhr zuweilen ſtoßweiſe auf und wirbelte die welken Blätter in die Höhe, — er brachte Grüße vom Winter. Und die Menſchen, die das ſahen, wurden ernſt und dachten öfter ans Sterben.

Es war ungewöhnlich ſtill in dieſem Theile der Stadt; denn Alles war nach dem Strande geſtrömt, wo ein ſchönes Feſt, die Einweihung eines neuen Schiffes, gefeiert wurde. Dann und wann hallte ein Kanonenſchuß vom Meere herüber, und der Wind trug einzelne Klänge der Feſtmuſik dahin, das war Alles, was ſie merkten. Im Zimmer unten ſaß die kleine Gruppe ernſt und ſtill beiſammen.

Da kam der Freund. Mit Kummer hatte er bemerkt, wie das Gemüth der Blinden nur einer Richtung folgte, wie jeder Schein von Freude ihr Herz verlaſſen, und ſelbſt die freundliche Umgebung nicht mehr auf ſie einwirkte. Es wurde dunkler, das ſonſt ſo trauliche Dämmerſtündchen kam, aber keine trauliche Stimmung mit ihm.

Da bat Hermann, wie wir ihn einfach nennen wollen, daß Paul ſpielen dürfe, und die Großmutter unterſtützte ihn eifrig.

Geh, Paul, hol' Deine Geige, ſpiel' uns etwas Heiteres. Und freudig beeilte ſich Paul, dieſem Wunſche nachzukommen. Schon war ſein Spiel nicht mehr ſchülerhaft, eine ſeltene Klarheit und Ruhe lag darin, der vierzehnjährige Knabe war ja längſt ſeinen Jahren vorausgeeilt, er liebte die ernſte Muſik, und nie hörte man von ihm andere Weiſen.

So trug er auch jetzt ein ſo ſanftes Adagio vor, die innigen, ſeelenvollen Töne ſchienen die Herzen empor zu heben aus allem Leid, es war etwas wunderbar Beſänftigendes darin. Allmälig ging er in ein heiteres Scherzo über, freundlich und ſpielend kehrten die Melodieen des ernſten Adagios wieder und tändelten durch kunſtvolle Tonverbindungen hindurch, mit einem freudigen Aufſchwunge endigte das Ganze. Noch lauſchte der Kreis den im Herzen nachklingenden Tönen, da auf einmal antwortete eine andere Geige von draußen. Ueberraſcht horchte Jeder. Es waren wieder dieſelben wunderbaren, dämoniſchen Klänge, die wie der Aufſchrei eines ruheloſen, kämpfenden Herzens waren. Es war dunkel geworden, und Niemand draußen zu kennen. Wie gebannt hörten ſie Alle zu, die Blinde mit gefalteten Händen und auf die Bruſt geſenktem Haupte, Paul mit leuchtenden Augen und einem Geſicht voll unendlicher Spannung. Der Freund hatte ſich leiſe der Thür genähert, die Klinke in der Hand, auf das Ende des Spiels wartend. Nun wurden die Töne da draußen langſamer, müder, eine feierliche Weiſe ſchwebte in tiefen Tönen über die Saiten und ging zuletzt in ein altes Lied über, das aber in ſeiner müden, hinſterbenden Weiſe eher einem Sterbelied glich. Da vernahmen die Lauſchenden einen leiſen Schrei und einen klirrenden Fall, die Mutter ſtieß einen Schrei aus, Hermann und Paul ſtürzten aus dem Zimmer und waren bald bei dem geheimnißvollen Manne. Halb ohnmächtig war dieſer an der Mauer hingeſunken, die Geige, ſein letztes Hab und Gut, war ihm aus den Händen auf den Boden gefallen, — Hunger, Noth und Kummer hatten ihn zu Fall gebracht.

Mit der Hülfe eines benachbarten Bürgers wurde er ins Haus gebracht und

behutsam auf dem alten Sopha niedergelegt. Seine Augen waren geschlossen, — er sah aus wie ein Sterbender.

Der kleine Kreis drängte sich in tiefster Bestürzung um ihn. Die Blinde aber sank mit einem herzzerreißenden Schrei vor ihm nieder, betastete sein Gesicht und ergriff seine Hände. Die Liebe war noch nicht todt, obgleich Schande, Kummer und Elend sie fast zertreten. — Ihre Augen waren starr geöffnet, sie schien zu sehen! Und mit einem Male rief sie erschüttert: „Ich sehe Dich, ich sehe!“ Der Himmel schien ihr noch einmal für kurze Zeit das Licht der Augen leihen zu wollen, — die fürchterliche Erregung hatte die dichte Decke über ihren Augen zerrissen, sie sah wirklich. Aber mit einem ans Irre glänzenden Blick sah sie nur ihn an, den zerlumpten, elenden Bettler, die Züge, die einst so schön gewesen, jetzt so versunken, so elend waren. Da umfaßte die alte Mutter sie mit inniger Liebe und zog sie sanft bei Seite. Komm, komm mein unglücklich' Kind, sei ruhig, der Himmel hat ihn nicht umsonst gesandt, komm, er wird wieder aufleben und vielleicht wird Alles, Alles gut!

Mit sanfter Gewalt zog sie die Arme zurück, deren noch halb umflorte Augen jetzt den edlen Freund und den eignen Sohn fanden. Die Blicke irrten von Einem zum Andern mit einem so bewegten Ausdruck, daß es Jedem durch's Herz schnitt. Ihre Kraft verließ sie, — sie sank ohnmächtig zusammen. Da wurde sie still in ihre Kammer gebracht, und nachdem sie dort zu sich gekommen, sagte ihr die alte Mutter, sie habe nur wieder so bös geträumt und solle nun schlafen. Die tiefe Erschöpfung ließ sie auch bald den Schlaf finden. — Während dessen wurden mit dem armen Leidenden da unten Wiederbelebungsversuche angestellt, die lange erfolglos blieben. Der herbeigerufene Arzt untersuchte ihn sorgfältig und erklärte, daß eine schwere Krankheit im Anzug sei, die vielleicht dem zerrütteten Leben des Armen ein baldiges Ziel setzte.

Schluß.

„Ist es noch immer Nacht? frug am anderen Morgen Pauls Mutter, als sie aus unruhigem Schlummer erwachte. Hab' ich geträumt oder ists wahr, daß ich sehen konnte? Ich sah Eure Gesichter alle, sogar sein's, das ich nie mehr zu sehen glaubte. Aber jetzt will's gar nicht hell werden, s'ist immer die lange Nacht, die ewige Dunkelheit!“ Die Großmutter war zu ihr ans Bett geeilt: „Siehst Du wirklich Nichts, Christiane?“ Und forschend sah sie in die weitgeöffneten, dunklen Augen, die wieder glanzlos waren. Die alte Blindheit war wieder da, nur momentan war der Schleier zerrissen.

Der kranke Musiker aber lag in wilden Phantasieen, er kannte Niemand, aus seinen Irrreden konnte man die trostlose Geschichte seines Lebens erfahren. Mit Gott und der Welt zerfallen, verzweifelt, lag er hier wie das Schattenbild eines Menschen, dessen innere Welt ausgebrannt und leer ist. Mehrere Tage lag er so da, die Großmutter pflegte ihn mit rührender Treue, selbst die blinde Tochter hatte die eigene Kraft wiedergefunden und konnte ruhig in der Nähe des Kranken weilen. Es war wunderbar, wie gerade das erschütternde Ereigniß ihrem verstörten Gemüth größere Kraft und Klarheit gab. Es ist ja so oft im Leben, daß *ein* jäher Schlag die edlere Natur des Menschen weckt und hebt, statt sie zu beugen, — während geringe, sich oft wiederholende Schicksale und Widerwärtigkeiten an seinem Frieden fortwährend rütteln und ihn zuletzt ganz verscheuchen. — In die Seele der Frau kam eine stille, ernste Ruhe, sogar im Hinblick auf das zerrissene, wilde Leben des einst geliebten Mannes lag ein *Trost* für sie. War es nicht ein Glück für sie gewesen, daß der Himmel sie *trennte*, anstatt sie ein solches Leben *theilen* zu lassen?

So hatte Paul seinen Vater kennen gelernt. Der schon frühreife Knabe sah

mit Theilnahme und Scheu zugleich den Mann, der so viel Leid über seine Mutter gebracht, von dem er aber das wunderbare Talent geerbt, das einen Menschen beseligen kann. Da eines Tages wachte der Kranke aus seinen wilden Träumen auf, — richtete sich im Bett empor und sah sich mit einem scheuen Blicke um. Er schien noch Nichts von der Gegenwart zu begreifen, die allernächsten Erlebnisse waren durch einen Schleier verhüllt, und nur die elende Vergangenheit, sein unstätes Leben standen klar vor seiner Seele. Auf einmal schien er Etwas zu suchen, das er gewohnt war, an der Wand zu finden, und jetzt dort vermißte, fuhr mit der Hand darüber hin und rief wild: „Meine Geige, wo ist meine Geige? Wollt Ihr mir mein letztes Gut nehmen, meine Seele? — O laßt sie mir, mich könnt ihr ja wie einen sterbenden Hund hinauswerfen, nur gebt sie mir wieder!"

Bei diesen Worten entfernte Paul sich eilig und brachte das ersehnte Instrument herbei. Er hatte es wie ein Heiligthum bewahrt und reichte es dem Vater. Da verklärte sich das abgemagerte Gesicht, mit Zärtlichkeit drückte er die Violine an sich und fing unwillkürlich an zu versuchen und zu stimmen. Es war verstimmt, eine Saite riß bei den zitternden Bewegungen des Kranken, er sank kraftlos zurück in die Kissen. — „Laß mich sie stimmen," bat Paul sanft und nahm sie ihm ab. Verwundert sah der Vater den schönen Knaben an, der wie ein gewandter Musiker das Instrument handhabte. Und als die Töne voll und klar klangen, da leuchteten seine Augen. „Gib!" rief er, streckte beide Hände danach aus und richtete sich wieder auf. Da fand er sein Leben, seine Kraft wieder, — er phantasirte in Tönen, die voll Gluth und Leidenschaft über die Saiten glitten. Es lag ein unendliches Weh in diesen Melodieen, die ja aus einem zerrissenen Herzen klangen, das Fieber, das noch dem Kranken die trügerische Spannkraft verliehen, pulsirte und glühte in den Tönen, die hinauf wirbelten zur höchsten Höhe und hinabsanken in tiefen, baßartigen Tönen, die auf der Geige so selten klar gelingen. Erschöpft ruhte er aus und sah sinnend den schönen Knaben an. „Kind, wer bist Du?" frug er mit seltener Bewegung. Da kniete Paul vor ihm nieder und sagte zitternd: „Vater, kennst Du mich immer noch nicht? Dein Kind?" — „Mein Kind?" rief der Kranke wie verstört, „Ha wo bin ich? Wo ist Deine Mutter?"

Da war auch die Blinde ans Bett getreten, legte leise die Hand auf die heiße Stirne des Kranken und sagte weich: „Hier bin ich, nun sei ruhig und schlaf, Du träumst ja nur!"

Sie ließ die Hand auf seine Augen gleiten, als wollte sie die eigene, traurige Erscheinung vor ihm verbergen. Und der arme, erschöpfte Kranke glaubte wirklich zu träumen, die Töne klangen noch in ihm nach, die Worte und der Klang der Stimme riefen längst vergangene Zeiten in ihm zurück, er sann und sann und schlief endlich ein. Aber es kamen wieder klare Stunden, und in einer solchen konnte ihm Nichts länger verborgen bleiben, der ganze Zusammenhang wurde ihm klar. Da kam es über ihn wie unendliche Demuth, — als er die Frau ansah, die ihm aus reiner Liebe gefolgt, die ihre damals so schönen Augen ausgeweint seinetwegen, als er den schönen Knaben ansah, den er auch so herzlos verlassen. Und welcher Stolz blitzte da in seinem Auge, als Paul zum ersten Male vor ihm spielte, als der herabgekommene Musiker die echte Genialität im eignen Kinde erkannte. Da wurde das verwilderte Herz immer weicher, der Glaube an eine allmächtige Fürsorge wachte auf, und Friede, der kaum gekannte Himmelsgast zog ein in sein Herz! — So löste sich allmälig die Spannung in Allen, im Herzen der Blinden war es Licht geworden. Der Kranke stand nicht wieder auf, sein Körper war zerrüttet, und in wenigen Wochen endete sein Leben sanft und friedlich. Sein Tod hatte für Keinen den Stachel der Bitterkeit, er fühlte, daß ihm Himmel und Erde verzieben, daß im Himmel Freude ist über

einen Sünder, der Buße thut, und ein großer Versöhner die Reuigen liebreich aufnimmt. Vertrauter mit der Welt da oben, versöhnt mit der hier unten betete die Familie mit ihm in der letzten Stunde, während die Sonne strahlend im letzten Abendglühen durchs Fenster grüßte. — Und als man ihn aus dem alten Hause hinausgetragen, da wars, als sei der düst're Gram mit hinausgebracht, als habe der tiefste Schmerz sich ausgetobt und Ruhe gefunden. Aus dem Herzen der Blinden war die beängstigende Unruhe gewichen, sie wußte jetzt, wo er war.

So war auch in diesen Kreis durch die Nacht des tiefsten Leidens ein Strahl himmlischen Lichtes gedrungen, so wurden zwei umnachtete Herzen dem lichten Leben gewonnen, und ein schönes Talent war aus tiefstem Schatten hervorgedrungen, um die rechte Bahn zu finden.

Wie ein milder, guter Geist waltete die Großmutter getreu in diesem Kreise, die Herzen zusammenhaltend durch ihre Liebe, und erreichte ein hohes Alter. Ihr Liebling Paul aber trat schon früh als Künstler auf, und erntete ungeheuren Beifall. Doch war sein Herz gebildet, um Alles in der rechten Weise zu sehen und zu erkennen, auf der richtigen Bahn führte ihn eine höhere Hand und ließ ihn nicht wanken, bis er die höchste künstlerische Vollendung erreicht hatte. Aus Armuth und Verachtung führte also dasselbe Talent, das alles Leid über dies Haus gebracht hatte. Der Freund blieb allen immer nah, er war der Schutz und Vormund Aller, wo es Noth that. Jetzt erst lernte Christiane den Frieden kennen, der in so hohem Grade nur den Blinden eigen ist. Das Außenleben drängt in solche Gemüther nur noch seine edelsten Erscheinungen, kein äußerer Anblick stört die stille Ruhe in ihrer begränzten Welt, der Ton wird für sie das Licht, in dem Alles ihnen erscheint, die Musik zur lebendigen Sprache, die Bilder und Empfindungen der besseren Art ins Gemüth hineinträgt. So drangen sie Alle durch Nacht zum Licht und segneten zuletzt die eine dunkle Nacht, die Alles zur Entscheidung und zur Ruh' gebracht. Dies ist die Geschichte des alten Hauses in der entlegenen Straße. Es ist wunderbar, wie ein solches Haus mit seinen Fenstern so finster in die Welt schauen und auch wieder ebenso freundlich hinein lächeln kann, wenn das Glück darin wohnt. Die Töne, die nun da hinausdrangen, lockten Viele in seine Nähe, und noch nach langen Jahren zeigten die Bürger der Stadt es als die Heimath eines großen Künstlers, der ihnen zur Ehre gereichte.

Seelenstärke.

Erzählung von Heinrich Hensler.

Im Jahr 1787 wurde bekanntlich von England aus in einer abgelegenen und isolirten Gegend Australiens eine Kolonie zur Aufnahme und Bestrafung von schweren Verbrechern gegründet, — in einem Lande, das man damals noch nicht einmal seinen Umrissen nach kannte. Der Name des Ortes „Botany-Bay" erinnert noch immer an das Vergnügen, welches die wissenschaftlichen Begleiter des Kapitän Cook empfanden, als sie zum erstenmale die fremdartigen und interessanten Formen der australischen Vegetation kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Allein dieser wissenschaftliche Enthusiasmus gab Anlaß, daß die ungünstige Lage des Hafens und die Unfruchtbarkeit der Nachbarschaft unberücksichtigt blieb, so daß man bald genöthigt wurde, die erste Ansiedlung wieder zu verlassen und die neue Kolonie einige Meilen weiter nordwärts zu verlegen, wo die spätere Stadt Sidney an einer viel geeigneteren Stelle — an der südlichen Küste der kleinen Bucht Port Jackson — angelegt wurde.

Den Kern dieser ersten australischen Kolonie bildeten 717 Verbrecher, etwa 200 Soldaten und ungefähr 100 andere Personen, im Ganzen 1030 Menschen

beiderlei Geschlechts. Zugleich wurde der Anfang zu einer zukünftigen Viehzucht mitgebracht, nämlich 7 Pferde und 6 Stück Rindvieh, aber lange Zeit blieb die von der Regierung so dringend gewünschte freiwillige Einwanderung sehr schwach und durchaus ungenügend, so daß die Kolonie sich nur durch bedeutende Hilfsmittel von außen auf eine künstliche Weise erhalten konnte, während im Innern die beständig zunehmende Anhäufung von Verbrechern jeglicher Art ein übles moralisches Contagium für den kleinen Kreis der dort lebenden freien Ansiedler abgab.

Die Regierung sah bald die Nothwendigkeit ein, die neue Kolonie — wohin immer wieder eine Menge Verbrecher geschickt wurden — kräftiger unterstützen zu müssen, wenn nicht die ganze Unternehmung in sehr kurzer Zeit zu Grunde gerichtet werden sollte. Im Mai 1789 wurden abermals drei Schiffe nach Botany-Bay abgeschickt, — dabei war das Fregattenschiff the Guardian unter den Befehlen des Lieutenant Rion, von welchem ich hier erzählen will, — die beiden andern Schiffe waren von geringer Bedeutung.

Der Guardian hatte eine Besatzung von 96 Mann, seine Ladung bestand aus einer großen Anzahl von lebendigem Vieh aller Gattung, darunter 58 Kühe und 6 Pferde, ferner viele Bäume und Pflanzen, um Acclimatisationsversuche zu machen, — eine große Menge Lebensmittel sowie viele Bedürfnisse zur Kleidung und selbst für die Wohnungen der unglücklichen Verbannten. Der Werth dieser Gegenstände war zu 70,000 Pfd. Sterling angegeben. Außerdem war die Bagage vieler mit andern Schiffen abgegangenen Officiere an Bord, endlich eine große Anzahl Geschenke an zum Leben nothwendigen und nützlichen Gegenständen, welche theils Verwandte und Freunde, theils wohlthätige Leute den von Allem entblößten Kolonisten schickten oder mitgaben.

Das Verdeck glich einem Garten, die Pflanzen blühten, und die Thiere waren so gesund und munter, wie nur immer auf ihrem heimathlichen Boden.

Das Wohl und Weh von Tausenden, ja gewissermaßen die Existenz der Ansiedelung beruhte auf der glücklichen Ankunft dieses Schiffes, dessen Schätze man, statt sie kluger Weise auf mehrere Schiffe zu vertheilen, hier sehr unüberlegt aus einer falschen Oeconomie zusammengehäuft hatte. Man glaubte Alles gethan zu haben, indem man das Kommando einem der tüchtigsten Offfciere der gesammten Marine anvertraute.

Glücklich und ohne irgend einen Unfall hatte der Guardian das Vorgebirg der guten Hoffnung erreicht, und nach einigem Aufenthalt daselbst die Weiterfahrt am 12. Dezember 1789 angetreten. Am 22. Dezember befand sich das Schiff unter dem 44. Grade südlicher Breite und dem 22. Grade östlicher Länge auf dem offenen Weltmeere, als sie sich plötzlich in einem dichten Nebel befanden, und als dieser sich endlich verzogen hatte, sah man in geringer Entfernung große Eisberge.

Zwischen diesen segelten sie mit aller Vorsicht weiter — doch sahen sie sich am zweiten Tage von einer großen Anzahl beweglicher Eisfelder von unübersehbarer Ausdehnung umgeben — ein Ereigniß, von welchem man in einer so großen Entfernung von irgend einem bekannten Lande früher keine Ahnung hatte.

Bald lag wieder ein undurchdringlicher Nebel auf der Gegend und vermehrte mit jedem Augenblick die Gefahr, — man konnte nicht von einem Ende des Schiffes zum andern sehen!

Niemand zweifelte mehr an dem baldigen Untergang des Schiffes, — überall hörte man lautes, stets zunehmendes Jammern und Wehklagen, — man würde es für ein Glück gehalten haben, von einem Felsen zertümmert zu werden und in die Tiefe des Meeres hinabzusinken — wenn man an das fürchterliche Schicksal dachte, dem man entgegen ging, wenn das Schiff an einem der umherschwimmenden Eisfelder scheitern sollte.

Riou hatte die übrigen Officiere um sich versammelt, um ihre Meinung zu hören, — da rief ihn ein entsetzliches Jammergeschrei an den Vordertheil des Schiffes, — ein schwimmender, den höchsten Mast des Schiffes weit überragender Eisberg zeigte sich in einer Entfernung von wenigen Klaftern. Der Lieutenant befahl eine rasche Wendung des Guardian, und die Gefahr war beseitigt, aber nur auf ganz kurze Zeit! Das Schiff stieß auf einen Eisfelsen, der unter dem Wasser mit einem großen Eisberge zusammenhing — es stürzte auf die Seite und wurde so eine Strecke weit fortgeschleift, bis überströmende Sturzwellen es in die Höhe hoben. Dadurch wurde aber die Gefahr vermehrt; denn das Schiff wurde mit solcher Gewalt auf die hervorstehende Ecke eines Eisberges geschleudert, daß das Steuerruder zerbrach und drei der untersten Schiffsplanken aus ihren Fugen gezwängt und bis auf das obere Verdeck emporgetrieben wurden.

Die einzige Hoffnung, welche die verzweifelnde Mannschaft noch hatte, sich vielleicht aus dieser fürchterlichen Lage noch retten zu können, war mit diesem einen Schlag vernichtet, und man sah jeden Augenblick der völligen Zertrümmerung des Schiffes entgegen, und dieses um so mehr, weil das Wrack in dem Eise fest eingeklammert war und einem andern ihm entgegen getriebenen Eisberge nicht mehr ausweichen zu können allen Anschein hatte.

Ungehört, wenigstens unbefolgt verhallten die ertheilten Befehle des Lieutenants in dem unausgesetzten Heulen und Jammern der Mannschaft, — Niemand wollte Hand anlegen; denn man glaubte überzeugt zu sein, daß Nichts mehr zu helfen im Stande sei. Alles Zureden, alles Ermahnen war fruchtlos, selbst Drohungen machten nicht den geringsten Eindruck, und doch durfte nicht eine Minute länger gezögert werden. Rasch ergriff Riou das Sprachrohr, welches der Hochbootsmann, selbst vor Schrecken starr, in der Hand hielt, und rief mit einer allen Lärm überwindenden Stimme: „Achtung, Ihr Leute! Wer nicht augenblicklich meine Befehle befolgt, den steche ich nieder, bei Gott und bei meiner Ehre! Ihr kennt mich und wißt, daß ich Wort halte!“ Zugleich zog er seinen Degen aus der Scheide und ging auf die ihm zunächst stehenden Leute raschen Schrittes zu.

Das wirkte, die Mannschaft, welche den Tod vor Augen sah, wollte doch ihn nicht in dieser Weise erleiden, — sie griffen tüchtig an, die Officiere halfen dabei, indem sie selbst Hand mit anlegten, die Segel der hinteren Mastbäume wurden mit vieler Mühe abgenommen und am Bugspriet so befestigt, daß der heftig wehende Wind sie fassen konnte, — und siehe da, das beabsichtigte Manöver war vollkommen gelungen, — das Schiff wurde wie ein Schlitten auf dem Eise fortbewegt und endlich von der Eisfläche hinab in das Meer geschleudert. Der Wind blies immer stärker in die Segel, und ehe eine halbe Stunde verging, war weit und breit kein Eis mehr zu sehen.

Es war am ersten Christtag Vormittags 8 Uhr, — die Mannschaft überließ sich der Freude über die so unverhoffte Rettung, — Viele von ihnen knieten nieder und wollten Gott danken, — Riou aber sagte: „das kann später geschehen, Ihr Leute, wir sind aber noch lange nicht gerettet, — wir müssen vor Allem sehen, ob wir das verlorne Steuerruder durch ein neues ersetzen können, — zuerst aber steigen Sie hinab in den Raum, Jenkins, und sehen Sie zu, ob Nichts daselbst Noth gelitten hat, — es sollte mich dieses wundern!“

Jenkins, der Schiffszimmermann, stieg sogleich hinab, kam aber schon nach einigen Minuten wieder herauf und brachte die fürchterliche Nachricht, das Schiff habe jedenfalls einen Leck erhalten, das Wasser dringe mit Macht ein und stehe bereits zwei Fuß hoch!

Nun stürzte Alles zu den Pumpen, der Kommandant, die übrigen Officiere, die Soldaten, die Matrosen, die Kolonisten, kurz Alle, die auf dem Schiffe waren, lösten sich bei dieser schweren Arbeit in angemessenen Zwischenräumen ab, — es

ſchien aber jede Anſtrengung vergebens zu ſein; denn ſo oft nach dem Stande des Waſſers geſehen wurde, war es um einen oder anderthalb Fuß geſtiegen.

Es blieb keine Wahl, — man mußte das Schiff möglichſt zu erleichtern ſuchen. Zuerſt warf man die Vorrathsanker und die Kanonen über Bord, dann das ſchöne, auf dem Verdeck ſtehende Vieh und das für dasſelbe beſtimmte Futter, die in Kübeln ſtehenden Pflanzen, die Bäume, die auf dem Kap eingenommenen Säcke mit Mehl und die Gemüſe aller Art, dann die Fäſſer mit Waſſer und Lebensmittel, endlich die noch übrig gelaſſenen Fäſſer mit Zwieback und das bis dahin verſchonte Privateigenthum, die den armen Koloniſten gehörigen Kiſtens Kaſten und Packete!

Alles war vergeblich, das Waſſer ſtieg immer höher in dem Schiffe — endlich zerbrach an einer Pumpe die Kette und eine andere wurde auf ſonſtige Weiſe ſchadhaft.

Die Nacht brach ein und ging vorüber — eine Nacht voll Schrecken und Entſetzen, voll Jammer und Verzweiflung! Die ermatteten Leute konnten nicht mehr arbeiten, die Arbeit half auch nicht mehr, das Waſſer ſtieg immer fort, und man ſah endlich dem Augenblick entgegen, wo das Schiff ſinken müſſe!

Bei dem erſten hellen Schimmer, den der heranbrechende Tag verbreitete, trat Riou mit den übrigen Officieren zu einer Berathſchlagung zuſammen, nach deren Beendigung der Commandant alle an Bord befindlichen Leute zuſammen rief und ihnen ſagte: „Das Schiff kann nicht mehr gehalten werden, die Minute iſt nicht mehr ferne, in der es aller Berechnung zufolge ſinken wird. Es iſt alſo der Zeitpunkt da, wo ich erlauben kann, daß ein Theil von Euch den Verſuch macht, ſich durch die Boote zu retten. Mir verbietet es die Pflicht, das mir anvertraute Schiff zu verlaſſen, — dieſelbe Pflicht haben die übrigen Herrn Officiere nicht, — ſollte ein Zweifel deßhalb entſtehen, ſo entbinde ich Sie Kraft meiner Befugniß als Commandant des Schiffes und als Ihr Vorgeſetzter, dem ſie unbedingt gehorchen müſſen, dieſer Pflicht. Die Boote, welche vorhanden ſind, können nur einen Theil von Euch aufnehmen. — Ihr werdet Euch darüber in Güte vereinigen, wer mitgeht und wer bei mir bleibt. Die Boote werden viele Gefahren zu beſtehen haben, und wer ſich ihnen anvertraut, iſt noch lange nicht gerettet — auch die auf dem Wrack des Guardian Zurückbleibenden ſind noch nicht verloren; — ich rathe deßhalb Niemanden und laſſe Jedem ſeinen freien Willen.“

Die Officiere hatten ſich die größte Mühe gegeben, ihren Commandanten dazu zu bereden, ſich mit ihnen der großen Schaluppe anzuvertrauen, — er wies dieſes mit aller Entſchiedenheit zurück. „Ich ſehe es ſo gut ein als Sie“, ſagte er, „daß das Wrack unmöglich länger als höchſtens noch ein paar Stunden halten kann, — ich durfte aber den Leuten gegenüber nicht alle Hoffnung aufgeben, ſonſt hätte es ohne Zweifel einen heftigen Streit darüber gegeben, wer den Rettungsverſuch durch die Boote machen dürfe, die wir vor Ueberfüllung bewahren müſſen. Was mich betrifft, ſo iſt es wohl nicht Ihr Ernſt, wenn Sie mir Verletzung meiner Pflicht anrathen — jedes Wort deßhalb iſt vergebens!“

Deſſen ungeachtet drangen die Officiere noch längere Zeit in ihren Vorgeſetzten, ſich mit ihnen zu retten, indem ſie ihm vorſtellten, das Schiff ſei jetzt ſchon, wovon ſie ja Alle überzeugt ſeien, als verloren anzuſehen, und für ein verlorenes Schiff könne er unmöglich noch Pflichten haben, — doch ſchnitt man alle weitere Discuſſion damit ab, daß er ſagte: „Meine Dienſtpflicht läßt nur eine Deutung zu, — ich darf mein Schiff in der Gefahr nicht verlaſſen. Ich gebe Ihnen hiermit mein Ehrenwort, daß dieſes mein feſter, unwiderruflicher Entſchluß iſt. Laſſen Sie die Boote hinab, — befrachten Sie dieſelben mit allem Nöthigen, — vereinigen Sie Sich über die Perſonen, welche mitgehen, — ich werde Ihnen un-

terdessen ein Zeugniß ausfertigen, womit Sie Sich bei der Admiralität legitimiren können.

Rion — ein Zögling des großen Weltumseglers Cook, ging hierauf in seine Cajüte und schrieb in dieser furchtbaren Stunde mit fester Hand folgendes Schreiben an den damaligen Secretär der Admiralität, Mr. Stephans, ganz in den zu solchen dienstlichen Ausfertigungen vorgeschriebenen Formen:

Sire!

Sollten Einige der Officiere oder andere Leute von der Schiffsbesatzung des Guardian den Untergang desselben überleben und glücklich nach Hause kommen, so muß ich sagen, daß ihr Betragen nach dem unglücklichen Wurfe an die Eisinsel in Allem, was ihre Pflicht erforderte, preiswürdig und bewundernswerth gewesen ist und das größte Lob verdient, und zwar in jeder Hinsicht, ich mag sie als Privatpersonen oder als im Dienste stehende Menschen betrachten.

Was mich betrifft, so scheint es keine Möglichkeit zu sein, daß ich noch viele Stunden in dieser Welt bleiben werde; erlauben Sie mir daher, daß ich dem Wohlwollen der Admiralität eine verwittwete Mutter und eine Schwester empfehlen darf, die nur mit meiner Unterstützung seither ihr Leben zu fristen vermochten, und für die ich, wenn meine Dienste irgend ein Andenken verdienen sollten, eine Gunstbezeugung erbitte. Ich bin ꝛc.

Mittlerweile waren die Boote, so viel in der Eile möglich war, ausgerüstet worden, — man hatte sie mit Kompaß, mit Segeln und dergleichen so wie mit Lebensmitteln aller Art reichlich versehen. Der Obersteuermann Clemens, der Hochbootsmann Jenkins und die übrigen Officiere nebst einer Anzahl auserwählter Matrosen, im Ganzen fünfzehn Personen, bestiegen die Schaluppe, — eine gleiche Anzahl die beiden kleineren Boote zusammen, — Rion übergab Clemens das Schreiben und nahm mit unerschütterlicher Ruhe von den Davonsegelnden Abschied, während er ihnen die Hände schüttelte und ihnen Grüße in die Heimath auftrug. So lange sie in Sicht waren, winkte er ihnen mit einem weißen Tuche zu, dann wendete er sich an seine Leidensgefährten, die mit ihm auf den Trümmern des Guardian zurückgeblieben waren, und von denen ein Theil in dumpfem, starrem Hinbrüten verharrte, während die Anderen durch herzzereißendes Jammergeschrei oder durch entsetzliche Flüche und Verwünschungen ihre Gefühle aussprachen, und nur Wenige so viel Besinnung hatten, im Angesichte eines nahen und wie es schien, unvermeidlichen Todes durch ein inbrünstiges Gebet sich zu der ihnen bevorstehenden Reise in das unbekannte Jenseits vorzubereiten.

Wer erstaunt nicht über die Seelengröße und den Heroismus dieses jungen Mannes, der in diesem fürchterlichen Augenblicke den gewissen Tod der sich ihm darbietenden Rettung vorzog — nur um seine Pflicht zu erfüllen? Und wie rührend ist die einzige Sorge, die noch im letzten Augenblick, in dem er gleichsam von dem Leben Abschied nimmt, seine edle Seele bewegt, — die Sorge für eine geliebte Mutter und Schwester, die in ihrer Hilflosigkeit die Unterstützung des Sohnes, des Bruders nicht entbehren könnten! Wir erzählen so gerne unserer Jugend Beispiele von solchen Männern aus dem grauen Alterthume, namentlich von Griechen und Römern, und verschmähen häufig das uns so nahe Liegende. Ich kann nicht glauben, daß der Nimbus, den eine mehr als tausendjährige Vergangenheit zu verleihen mag, nöthig ist, um in kräftiger Weise auf den Verstand und das Herz unserer Kinder einzuwirken und sie zur Nacheiferung anzuregen, vielmehr glaube ich, daß eben das Naheliegende jedenfalls von größerer und nachhaltigerer Wirkung ist, wie Jeder, der darauf achten will, sich durch seine eigenen Gefühle und Gedanken so wie durch sorgfältige Beobachtung und geeignete Prüfung seiner Kinder leicht überzeugen kann.

Wir wenden uns wieder zu den armen Schiffbrüchigen.

Der Obersteuermann Clemens richtete seinen Lauf nach der Prinz Eduardinsel, von der er glaubte, daß sie am ersten zu erreichen sein möchte, — es erhob sich ein günstiger Wind, und die drei Boote, welche sich bis dahin in geringer Entfernung von einander gehalten hatten, spannten ihre Segel auf, um den Wind benutzen zu können. Leider war er für die kleinen Fahrzeuge zu heftig, — das kleinste wurde schon nach wenig Minuten sammt seiner Besatzung von den Wellen verschlungen, die beiden anderen wurden von einander getrennt und kamen einander nicht wieder zu Gesicht.

Die Mannschaft in der Schaluppe setzte ihre Reise fort; — jetzt, nach dreißigstündigem Fasten hielten sie die erste Mahlzeit, sie kochten eine Gans, den Rest des Federviehs und theilten sie in fünfzehn gleiche Stücke; — zu ihrem Schrecken sahen sie jetzt, daß sie eines der Hauptbedürfnisse, den Durst, der quälender als Hunger ist, nicht befriedigen konnten, — sie hatten zu wenig Wasser und war schon vom ersten Tage an die Person auf ein halbes Nösel beschränkt. Man stelle sich die Lage dieser armen Leute vor, — ihr Blut war theils durch die anstrengende Arbeit, theils durch die beständige Aufregung, endlich durch den außerordentlichen, von Stunde zu Stunde quälender werdenden Durst so erhitzt, daß sie sämmtlich sich in einem fieberhaften Zustande befanden. Zwar fiel einigemal Regen, dessen Wasser sie mit dem Munde aufzufangen suchten, was aber ein sehr unbedeutendes und ganz ungenügendes Hilfsmittel war. Zwieback und Rum wurde ebenfalls nach Portionen vertheilt, aber nicht so spärlich als das Wasser, — dagegen konnte Jeder nach Belieben Butter, Käse, Schinken und Pökelfleisch essen, aber aus Furcht, den Durst noch zu vermehren, wurden diese Speisen fast nicht berührt.

Am sechsten Tage ihrer Irrfahrt, — es war der letzte Tag im Jahre — nahm die Verzweiflung der halbtodten Menschen so überhand, daß die Matrosen jede Dienstleistung, da doch Alles vergebens sei, verweigerten und sich offen den Befehlen der Officiere widersetzten. Allein die Entschlossenheit und Energie eines Officiers, des Mr. Samerville, der die Widerspenstigen gerade so züchtigte, als wenn das Schiff in irgend einem Hafen ruhig vor Anker liege, zwang sie zu unbedingtem Gehorsam.

In der folgenden Nacht vermehrte ein unerwartet mit Blitz und Donner eintretender Sturm die Gefahren, — die Wellen thürmten sich haushoch auf und drohten jeden Augenblick das kleine, auf allen Seiten offene Fahrzeug in den Abgrund des Meeres zu schleudern, — der Sturm währte fort bis zum 3. Januar, — da waren aber Alle so entkräftet, daß Keiner mehr arbeiten konnte. Die Schaluppe war nun führerlos dem Spiele der Winde und Wellen preisgegeben, und die ganze Besatzung erwartete in jedem Augenblicke den Untergang. Da endeckten sie zu ihrer unaussprechlichen Freude ein großes Schiff, — man hatte die Unglücklichen bemerkt, und bald waren sie glücklich an Bord genommen. Es war ein französisches Schiff, das Soldaten von Isle de France nach Europa brachte und jetzt, um Wasser und Proviant einzunehmen, nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung segelte.

Die ganze Besatzung dieses Schiffes — Seeleute sowohl als Soldaten — wetteiferten in dem Bestreben, die Geretteten nach so schwerem Leiden auf's beste zu verpflegen, und die Officiere gaben selbst ihre Betten zur Bequemlichkeit der so entkräfteten Kameraden her, die sich unter solcher Pflege bald wieder erholt hatten.

Am 19. Januar kamen sie glücklich auf dem Kap an.

Von dem anderen kleinen Boote und seiner Besatzung wurde nie wieder Etwas gehört, — es wurde ohne Zweifel ebenfalls von den Wellen verschlungen.

Der Held dieser kleinen Erzählung wurde glücklicherweise gerettet.

Nachdem die absegelnden drei Boote seinen Blicken entschwunden waren, eilte

er hinab in den Raum des Schiffes, um zu sehen, welche Fortschritte das eindringende Wasser gemacht habe, — wie freudig überrascht war er, als er da bemerkte, daß seit Einstellung des Pumpens, also seit mehr als zwei Stunden, das Wasser nur sehr unmerklich gestiegen war. Er zweifelte keinen Augenblick, daß das Ablösen der drei Boote, das Anfüllen derselben mit Lebensmitteln, endlich die Erleichterung des Guardian um fast den dritten Theil seiner Besatzung dieses freudige Ereigniß bewirkt habe. Er rief Einige von den zurückgebliebenen Männern, denen er die meiste Einsicht zutraute, hinab, zeigte ihnen, was er entdeckt hatte, und theilte ihnen die Hoffnung mit, welche er darauf baue für den Fall, daß die Leute zu bewegen wären, mit dem Pumpen fortzufahren. Alle eilten nun hinauf auf das Verdeck, — wenige Worte genügten, eine freudige Aufregung zu bewirken; — man eilte zu den Pumpen und arbeitete mit aller Kraft, und siehe da — nach einer Stunde schon hatte das Wasser bemerkbar abgenommen!

Leider mußte man sich darauf beschränken, das elende Wrack flott zu erhalten; denn der Schiffszimmermann war in der Schaluppe mit davongefahren, und somit konnte das fehlende Steuerruder nicht wieder ersetzt werden. So wurde das halbzertrümmerte Schiff von dem Winde immer in der Nähe der Eisfelder herumgeschleudert. Am fünften Tage endlich stieß es auf ein holländisches aus Batavia kommendes Postschiff, das ihm die erforderliche Hilfe leistete, es in das Schlepptau nahm und — zum Erstaunen aller Seeleute, die nicht begreifen konnten, wie diese Trümmermasse nicht nur zusammen gehalten hatte, sondern auf einem ungestümen Elemente gelenkt werden konnte, — glücklich nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung brachte.

Fünf Tage vorher waren die andern Geretteten schon nach England abgereist.

Riou benutzte die erste Gelegenheit, sich ebenfalls nach England einzuschiffen. Er kam dort glücklich an und überzeugte sich, daß Clemens seinen Bericht an die Admiralität richtig überbracht hatte. Seiner Mutter war sogleich ein lebenslänglicher Jahrgehalt von 500 Pfund Sterling zugesichert worden, — seine Schwester hatte sich mit einem jungen Manne verlobt, dessen Einkommen aber zur Ernährung einer Familie noch nicht genügte. Er wurde sogleich befördert und damit in den Stand gesetzt, nunmehr heirathen zu können.

Riou wurde nach einem halben Jahre zum Schiffskapitain ernannt!

John Howard. Lebensskizze eines Menschenfreundes.

Von Dr. G. Hartwig.

Der Name Howard glänzt hoch unter den vornehmsten Adelsgeschlechtern Englands; denn er wird vom Herzog von Norfolk, dem Ersten im Range unter den großbritannischen Pairs, geführt. Große Staatsbürger und Helden sind aus diesem uralten Geschlechte hervorgegangen, und der berühmte Dichter Surrey, den der blutige Tyrann Heinrich der Achte unter den nichtigsten Vorwänden 1547 enthaupten ließ, war ein Howard. Doch nicht von Einem dieser adligen Howard's will ich den Lesern der Maje erzählen, sondern von einem schlichten Bürger desselben Namens, der unter den Wohlthätern der leidenden Menschheit eine hervorragende Stelle einnimmt und zu den Männern gehört, die sich durch ihre Thaten einen weit höhern Adel verschaffen als den, welche die Gunst eines Königs ertheilen kann.

Wer jemals London besucht hat, wird sich gewiß der Straße erinnern, die mit einer einzigen Häuserreihe auf die prächtige St. Paulskirche, den größten protestantischen Tempel auf Erden, blickt. St. Paul's Church-yard, — so heißt sie — macht den Eindruck einer Oase in der Wüste, oder vielmehr eines ruhigen

Hafens nach einer Fahrt auf stürmischer See. Denn das furchtbare Wagengerassel, der fast undurchdringliche Menschenstrom, der sich durch die angrenzende weltbekannte Cheapside-Straße wälzt und bei welchem Einem Hören und Sehen vergehen möchte, hört hier plötzlich auf zu fluthen und zu toben — und nachdem man an der Ecke, wo vier belebte Straßen sich durchkreuzen, vielleicht fünf Minuten gestanden, ehe man es wagte, in schnellem Lauf den Fahrweg zu überschreiten, gewährt es ein recht angenehmes Gefühl der Ruhe und der körperlichen Sicherheit, wenn man die stille Straße erreicht, die nur von Fußgängern betreten werden darf, da ein Schlagbaum am Eingang jedem Wagen den Zugang verbietet.

In diesem gemüthlichen St. Paul's Church-yard ward John Howard im Jahre 1726 geboren. Sein Vater starb, als dieser einzige Sohn noch ein Kind war, und hinterließ ihm ein bedeutendes Vermögen, so daß er weiter kein Geschäft zu betreiben brauchte.

Ich übergehe seine Jünglingsjahre, die weiter nichts Bemerkenswerthes darbieten, bis zum Zeitpunkte, wo er zur Stärkung seiner geschwächten Gesundheit in Stoke Newington, einem seiner gesunden Lage wegen berühmten Orte in der Grafschaft Middlesex, eine Wohnung bei einer Wittwe, Mistress Sarah Lardeau, einer trefflichen, verständigen, aber kränklichen Frau bezog. Hier wurde er mit solcher Aufmerksamkeit und Liebe gepflegt, daß er aus Dankbarkeit seine gutherzige Wirthin zu heirathen beschloß. Vergebens stellte sie ihm vor, wie lächerlich eine solche Verbindung sei, da er nur 26 Jahr alt, sie aber bereits ein Alter von 51 Jahren erreicht habe und durch ihre Kränklichkeit eigentlich noch viel älter sei; Nichts konnte seinen Entschluß zum Wanken bringen — und die Heirath fand im Jahre 1752 statt. Trotz der großen Verschiedenheit des Alters lebten sie glücklich — wie es nur bei so herzensguten Menschen möglich war — und als im Jahre 1755 Mistreß Howard — deren kleines Vermögen der Wittwer ihrer Schwester schon gleich nach der Hochzeit geschenkt hatte — starb, ward sie von ihrem Gatten aufrichtig betrauert. Im darauf folgenden Jahre unternahm Howard eine Reise nach Portugal: das Packetboot, auf welchem er sich befand, ward aber von einem französischen Caper — es war eben Krieg zwischen dem englischen Leoparden und dem gallischen Hahn — genommen, und der große Menschenfreund mußte nun in der Gefangenschaft einige der Leiden kennen lernen, deren Abhülfe er den größten Theil seines späteren Lebens widmete.

„Ehe wir Brest erreichten" (so schreibt er in seinem Werke: „Ueber Gefängnisse" 1784) „hatte ich alle Qualen des Durstes auszustehen, da ich über 40 Stunden lang keinen Tropfen Wasser und fast keinen Bissen Speise zu genießen bekam. Im Schloß zu Brest lag ich sechs Nächte auf Stroh, und da ich sowohl hier als in Morlaix, wohin ich später gebracht wurde, vollauf Gelegenheit hatte, die grausame Behandlung zu beobachten, welche meinen armen Landsleuten widerfuhr, so unterhielt ich während der zwei Monate, die ich noch in Calais auf Parole zubrachte, einen Briefwechsel mit den englischen Gefangenen in Brest, Morlaix und Dinant und sammelte die Beweise, daß in Folge der barbarischen Behandlung Hunderte gestorben waren, und man in Dinant an einem Tage 36 ihrer Leichen in einer Grube verscharrt habe.

Als ich nach England zurückkehrte, theilte ich der Regierung diese Thatsachen mit. Es wurden dem französischen Hofe Vorstellungen gemacht: den Beschwerden unserer Matrosen ward abgeholfen, und die ersten Cartelschiffe führten die in den drei erwähnten Gefängnissen Eingekerkerten wieder in die Heimath zurück. Was ich selbst bei dieser Gelegenheit erduldete, mag vielleicht mein Mitgefühl mit den Unglücklichen vermehrt haben, welche den Gegenstand dieses Buches bilden."

Im Jahre 1758 heirathete Howard zum zweiten Mal, doch starb

seine Gemahlin im siebenten Jahre ihrer Ehe und hinterließ ihm einen einzigen Sohn, der leider irrsinnig wurde.

Nach ihrem Tode führte er noch einige Jahre ein ruhiges Landleben, wegen seiner Wohlthätigkeit, die nur die Grenzen der Vorsicht kannte, allgemein beliebt, doch die Zeit war nun gekommen, wo er die engen Schranken, in denen er sich bis jetzt bewegt hatte, durchbrechen und einen weiteren Wirkungskreis für die Ausübung seiner ausgezeichneten Menschenliebe finden sollte.

Im Jahr 1773 nämlich ward er zum Sheriff der Grafschaft Bedfordshire ernannt, ein Ehrenamt, welches ihn mit den Leiden der Gefangenen in nähere Berührung brachte. Sein reges Pflichtgefühl bewog ihn, das Grafschaftsgefängniß zu besuchen, wo er Mißbräuche vorfand und Scenen des Elends beobachtete, von denen er früher keine Ahnung hatte. Sofort bestrebte er sich, gründliche Reformen einzuführen, und besuchte zu diesem Zweck auch die Gefängnisse der benachbarten Grafschaften, um sich zu überzeugen, ob es dort vielleicht nicht besser herginge. Doch auch hier dieselben Gründe zur Klage und zum Mitleiden findend, beschloß er seine Untersuchungen auf ganz England auszudehnen. Je weiter er in die schauderhaften Mysterien des Gefängnißwesens eindrang, desto schrecklicher waren die Abgründe des Jammers und die Mißbräuche der Verwaltung, die sich vor ihm offenbarten — und nun widmete er sich mit allem Eifer dem ruhmwürdigen Unternehmen, eine allgemeine gründliche Verbesserung der Zuchthäuser, jener Höhlen der düstern Verzweiflung, herbeizuführen, die er als eine Sache von der höchsten Wichtigkeit nicht nur für die elenden Gegenstände seiner menschenfreundlichen Bemühungen betrachtete, sondern für den Staat überhaupt.

Im März 1774 ward er vom Parlament zu Rath gezogen und erhielt die Ehre eines öffentlichen Dankes. Hierdurch ermuthigt dehnte er im Jahre 1775 seine Untersuchungen über Wales, Schottland und Irland aus und fand überall denselben trostlosen Zustand, dieselbe Nothwendigkeit einer gründlichen Verbesserung.

Ein Hauptzweck seiner Bemühungen war, jener furchtbaren Krankheit, dem Kerkerfieber, Schranken zu setzen, einer Krankheit ansteckender Art, die in manchen Gefängnissen so schrecklich wüthete, daß sie sogar deren Besuch gefährlich machte, weit mehr Opfer als der Henker hinraffte und sogar jenseits der Kerkermauern nicht selten in den Gerichtssälen sich den Richtern und Zuhörern und in den Wohnungen der entlassenen Verbrecher und Schuldner (denn diese Armen wurden damals noch mit den Verbrechern in denselben Kerker eingesperrt!) sich deren Familien und noch weiteren Kreisen mittheilte. Ferner bestrebte er sich, die augenblickliche Entlassung der Gefangenen zu bewirken, die häufig, weil sie die üblichen Sporteln nicht bezahlen konnten, noch lange ungerechter Weise in Haft gehalten wurden, und vielen andern absurden und grausamen Gebräuchen ein Ende zu machen.

Vor Allem aber bemühte er sich, eine durchgreifende Verbesserung im moralischen Zustande der Gefängnisse einzuführen, die damals als wahre Schulen des Lasters ihren eigentlichen Zweck, der doch vernünftiger Weise kein anderer sein kann, als Besserungsanstalten zu sein, aufs schmählichste verfehlten.

Um diesen edlen Zweck zu erlangen, sparte der menschenfreundliche Howard weder Mühe und Kosten, unterwarf sich willig vielen persönlichen Unbequemlichkeiten und Gefahren und setzte sich ohne Scheu der Ansteckung des bösartigen Kerkerfiebers aus, an welchem er Manche in den scheußlichsten Löchern sterben sah, in die Niemand, der nicht dazu gezwungen war, außer ihm sich wagen mochte. „Man hat mich oft gefragt," erzählt er in seiner treuherzigen Weise, „welche Vorsicht ich brauchte, um mich vor der Ansteckung zu schützen in den Gefängnissen und Hospitälern, die ich besuchte. Meine Antwort ist, daß nächst der freien Güte und Gnade meines Schöpfers Mäßigkeit und Reinlichkeit meine Schutzmit-

tel sind. Der göttlichen Vorsehung trauend und mich auf dem Wege glaubend, den die Pflicht mir vorschreibt, besuche ich die dunstigsten Zellen, und auf diese Weise beschäftigt, fürchte ich Nichts. Niemals betrete ich ein Gefängniß oder ein Hospital vor dem Frühstück, und in einem übelriechenden Kerker vermeide ich tief zu athmen."

Howard hatte das Glück, seinen lobenswerthen Eifer in manchen Fällen erfolgreich zu sehen, besonders in Betreff der Gesundheit der Gefängnisse, deren mehrere unter seiner Aufsicht neu erbaut wurden. Durch seine Fürsprache bewirkte er auch, daß etwas besser für die moralische Erziehung der Gefangenen durch die Verbreitung von Bibeln und andern frommen Büchern in ihren Zellen sowie durch den häufigern Besuch von Geistlichen gesorgt wurde. Freilich blieb trotz aller seiner Bestrebungen noch Manches zu verbessern übrig, was erst in diesem aufgeklärten Jahrhundert durch die edle Selbstaufopferung einer Elisabeth Fry und anderer Menschenfreunde bewirkt wurde.

Unterdessen war Howard's Eifer mit jedem Jahr gewachsen, und weit über die Grenzen seines Vaterlandes dehnte er nun seine Forschungen aus, in der Hoffnung, Erfahrungen in der Fremde zu sammeln, die in der Heimath nützlich angewendet werden könnten. Mit dieser Absicht besuchte er zu wiederholten Malen Frankreich, die Niederlande, Deutschland, die Schweiz, die Hauptstädte von Dänemark, Schweden, Rußland und Polen nebst einigen Städten in Portugal und Spanien — und das Alles — merke dir's, Leser — zu einer Zeit, wo es noch keine Eisenbahnen und Dampfschiffe gab — und das Reisen ungleich kostspieliger, ermüdender und gefährlicher war als jetzt.

Dabei versagte er sich die gewöhnlichen Vergnügungen der Reisenden und lehnte alle Einladungen und Ehren ab, die ihm überall von den Vornehmsten zu Theil wurden — um sich ganz und gar seinem einzigen großen Zwecke zu widmen. Für ihn war die Besichtigung eines Kerkers oder eines Hospitals ein größerer Genuß als die Festlichkeiten eines Palastes. Mit welchem Staunen und mit welcher Dankbarkeit wurde er in jenen Wohnungen des Jammers empfangen, in welche sonst kein Wort des Mitleids eindrang; denn während er beobachtete, suchte er zugleich auch zu helfen, wo er nur konnte, und sein weites Herz betrachtete alle Menschen als Brüder! Den Vornehmen und Mächtigen theilte er freimüthig seinen Rath mit, wie das Elend ihrer Landsleute erleichtert werden könnte, und erlaubte sich sogar Vorwürfe, wo sie ihm durch Nachlässigkeit verdient schienen. So wie er die Gunst keines Menschen suchte, so fürchtete er auch keines Menschen Zorn, sondern sagte sogar gekrönten Häuptern (unter Andern Kaiser Joseph II.) Wahrheiten, die sie sonst nicht zu hören gewohnt waren, die aber, von einem so uneigennützigen Manne herrührend, nur die Achtung erhöhten, die man für ihn hatte, und in mehr als einem Falle den erwünschten Zweck — die Hülfe der Elenden und Unterdrückten — erreichten.

Die auf seinen Reisen gesammelten Erfahrungen legte er in dem bereits erwähnten Werke: „Ueber den Zustand der Gefängnisse in England und Wales nebst einer Beschreibung einiger ausländischen Gefängnisse" nieder, welches in wiederholten und vermehrten Auflagen in 1777, 1780 und 1784 erschien. Auch gab er einen interessanten Bericht über die Bastille heraus, jene schändliche Zwingburg des Despotismus, die glücklicher Weise jetzt von der Erde verschwunden ist.

Seine Bemühungen und Reisen waren aber hiermit noch nicht zu Ende; denn noch einmal sehen wir ihn seine Heimath verlassen, um durch den Besuch der hauptsächlichsten Lazarethe in Frankreich und Italien die besten Methoden kennen zu lernen, wie der Verbreitung der Pest und anderer ansteckenden Krankheiten vorgebeugt werden könnte. Da er hier jedoch die erwünschte Auskunft nicht erlangte, beschloß er, seine Reise auf den Orient auszudehnen, und verfügte sich nach Smyrna und Konstantinopel, wo die mörderische Seuche

gerade damals herrſchte, ſich über den Gedanken freuend, nicht nur von den Einwohnern jener fremden Länder Etwas lernen, ſondern auch ſeinerſeits ihnen vielleicht etwas Wiſſenswerthes mittheilen zu können. Bei der Befolgung dieſes Zweckes, obgleich er große Gefahren lief und ſogar von der Peſt angeſteckt wurde, „ſo gefiel es doch des Allmächtigen Güte, die ihn ſo oft beſchützt hatte, ihn noch einmal zu beſchützen und ihm die Rückkehr ins Vaterland zu erlauben.“

Raſtlos und unermüdlich reiſte er nun nach Irland und Schottland, um — die proteſtantiſchen Schulen — Protestant Charter Schools — genau zu unterſuchen, in welchen er ſchon früher ſchreiende Mißbräuche entdeckt hatte, und die durch ſeine Bemühungen abgeſchafft wurden.

Auf dieſer Reiſe beeiferten ſich verſchiedene Städte und Körperſchaften, ihm Beweiſe ihrer Ehrfurcht zu bezeigen. In Dublin ward er von der Univerſität zum Doctor der Rechte ernannt, und Glasgow und Liverpool ehrten ſich ſelbſt, indem ſie ihn zum Ehrenbürger machten. Nach ſeiner Rückkehr gab er ſeine „Beſchreibung der hauptſächlichſten Lazarethe in Europa mit Bemerkungen über die Peſt“ heraus und verkündigte am Ende dieſer Schrift ſeine Abſicht, noch einmal den fernen Orient zu beſuchen, da er über manchen wichtigen Punkt ſich noch belehren müſſe. „Ich erkenne,“ ſo ſchreibt er, „die Gefahren, die mit einer ſolchen Reiſe verknüpft ſind. Doch dem Schutze der gütigen Vorſehung vertrauend, die mich ſtets beſchirmte, erwarte ich ruhig und heiter die Beſchlüſſe der untrüglichen Weisheit. Sollte es Gott belieben, den Faden meines Lebens bei der Verfolgung meines Zweckes abzuſchneiden, ſo möge man mein Unternehmen nicht der Schwärmerei oder dem Leichtſinn zuſchreiben, ſondern der ernſten Ueberzeugung, daß ich dabei den Weg der Pflicht verfolge und den aufrichtigen Wunſch, das Werkzeug einer ausgedehnteren Nützlichkeit für meine Mitmenſchen zu werden, als es in dem engen Kreiſe eines zurückgezogenen Lebens möglich iſt.“

Im Sommer 1789 machte ſich alſo der ſchon vierundſechzigjährige Howard auf ſeine gefahrvolle Reiſe, deren Hauptzweck es war, ein damals in England gegen bösartige Fieber hochgeprieſenes und auch jetzt noch vielfach gebrauchtes Mittel (James' Powder) gegen die Peſt anzuwenden, in der feſten Ueberzeugung, daß es auch hier ſich heilſam erweiſen würde.

Doch auf dieſer zweiten orientaliſchen Reiſe beliebte es Gott, ihn zu ſich zu berufen; denn in Cherſon, einer ſüdruſſiſchen Stadt am Ausfluß der Dnieper in das ſchwarze Meer, ward er nach dem Beſuch des Hospitals von einem bösartigen Fieber befallen, dem er nach zwölftägiger Krankheit am 20. Januar 1790 erlag. Schon während ſeiner erſten türkiſchen Reiſe hatte ſeine rege Menſchenfreundlichkeit ihm eine ſo allgemeine Anerkennung verſchafft, daß der Vorſchlag gemacht wurde, eine Bildſäule zu ſeinen Ehren zu errichten und binnen kurzer Zeit 1500 Pfund Sterling zu dieſem Zweck unterzeichnet wurden. Aber diejenigen, die den edlen Howard am beſten kannten, zogen ſich von allem Antheil daran zurück, da ſie wohl wußten, daß er niemals ſeine Zuſtimmung dazu geben würde, und in Folge eines Briefes, den er an die Subſcribenten richtete, ward auch das Project zurückgezogen. Doch nach ſeinem Tode ward ſein Standbild in der Paulskirche errichtet, und wahrlich von allen Denkmälern, die jemals die öffentliche Dankbarkeit ausgezeichneten Männern ſetzte, ward nie eins einem würdigeren Andenken gewidmet, als dem des Menſchenfreundes, der Zeit, Kräfte, Vermögen und endlich ſelbſt das Leben ſeinen leidenden Brüdern opferte, der ganz Europa und den Orient beſuchte, nicht um die Pracht der Paläſte und die Großartigkeit der Tempel zu bewundern, nicht um die Ruinen der Vergangenheit oder die Wunder der neuern Kunſt anzuſtaunen, nicht um Manuſcripte zu vergleichen oder Schaumünzen zu ſammeln, ſondern um in die tiefſten Kerkerverließe zu

tauchen, sich der Vergessenen zu erinnern, der Verlassenen sich anzunehmen, den Freundlosen ein Freund zu sein, und Trost und Hoffnung in die düstren Wohnungen der Verzweiflung, des Elends und der Verachtung zu tragen.

Fleischfresser.

Von F. H. Snell.

Mit einer Abbildung.

Nachdem wir unsere Leser bisher mit den Vögeln unterhalten haben, wollen wir sie zur Abwechselung jetzt einmal unter die Säugetiere führen, — doch nur in Gedanken! Denn wenn wir es in der That und Wahrheit thun wollten, so würden sie uns, denen auf unserm Bilde so viele aufgesperrte Rachen und gräuliche Gestalten entgegen treten, trotz ihrer Wißbegierde schwerlich gutwillig folgen. Denn

„Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
„Verderblich ist des Tigers Zahn."

Doch neben diesen grausigen Gesellen erblicken wir auch eine Anzahl von ganz harmlosen und sogar nützlichen Thieren; denn unser Bild faßt Alles zusammen, was man im weitesten Sinne unter den Fleischfressern oder Raubthieren versteht, — also nicht bloß diejenigen Säugetiere, die sich von Wirbelthieren nähren, sondern auch solche, welche Insekten und Weichthiere fressen. Diese letzteren sind wegen der Kleinheit ihrer Nahrungsthiere selbst klein und schon deßhalb ganz ungefährlich, das heißt, für uns, für die Insekten und Würmer aber sind sie Gottlob sehr gefährlich und die vortrefflichsten Bundesgenossen unserer andern Freunde, der Ungeziefer-vertilgenden Vögel.

Doch ehe wir näher darauf eingehen, wollen wir uns auf einen allgemeineren, höheren Standpunkt stellen und einmal fragen: wozu sind die Fleischfresser überhaupt da? welche Bestimmung haben sie in dem großen Ganzen der Schöpfung? Die Antwort kann keine andere sein als die: sie haben die Aufgabe, die übermäßige Vermehrung derjenigen Thiere, welche aus dem Pflanzenreich ihre Nahrung nehmen, zu verhüten. Denken wir uns einmal die Erde zu einer Zeit, wo der Mensch sich noch nicht über alle Länder verbreitet hatte, und denken wir uns dabei große Heerden von Elephanten, Rindern, Pferden und andern Pflanzenfressern: was würde aus der Erde geworden sein *ohne* die Raubthiere? Würden jene großen Pflanzenfresser sich nicht so vermehrt haben, daß sie zuletzt alles Grün von dem Erdboden vertilgt hätten? Welch' nützliche Thiere waren also damals die Löwen und Tiger, die solches Unglück von unserer „grünen Erde" abwehrten! Sie erhielten das Gleichgewicht in der Schöpfung, solange der Mensch noch „unmündig" war und seine Herrschaft, wozu er geboren ist, noch nicht antreten konnte.

Nachdem aber der Mensch (wenigstens die weiße Rasse) mündig geworden und seinen Herrscherberuf ausübt, mag er solche Bundesgenossen nicht mehr, die neben den Rindern und Pferden auch ihn selbst auffressen. Der Löwe, der noch zur Zeit des griechischen Weltweisen Aristoteles in Europa gefunden wurde, ist daraus vertilgt. Und das Rind, welches damals und noch viel später in Europa wild war, haben wir gezähmt und halten es in unsern Ställen, ohne die mindeste Lust, es mit dem Löwen zu theilen! Ja selbst, um unsere Hasen und Rehe in Schranken zu halten, bedürfen wir nicht mehr der Beihilfe des Fuchses; wir können das schon selbst vermittelst des Feuergewehrs und können diese Braten uns selbst zuwenden, anstatt den Meister Reineke sich daran lustiren zu lassen.

Wir nennen daher alle diese Raubthiere, deren Beihilfe wir entbehren kön-

FLEISCHFRESSER.

Digitized by Google

nen, schädlich. Viele aber können wir nicht entbehren und werden es nie können, und diese nennen wir vorzugsweise nützliche Thiere.

Von Uranfang an haben also die fleischfressenden Thiere den Beruf, das Gleichgewicht in der Schöpfung zu erhalten. Seinen Beruf erfüllt man aber nur dann recht, wenn man ihn mit Lust und Liebe, mit Eifer und ganzer Betheiligung des Gemüths betreibt. So ist's auch bei den Fleischfressern. Sie überlegen nicht ruhig, wie viel Nahrung sie bedürfen, um sich dann das erforderliche Maß zu erbeuten. Nein, das Morden ist ihre Lust; sie tödten deßhalb bei Gelegenheit viel mehr Thiere, als sie mit ihrem Appetit bewältigen können.

Hierzu ist denn auch ihr Körperbau eingerichtet. Sie haben einen weit sich öffnenden Rachen zum Erfassen ihrer Beute. Derselbe ist mit sehr langen und spitzen, oft gekrümmten Vorder-, Eck- und Reißzähnen bewaffnet, mit welchen sie die Thiere theils festhalten, theils durch Reißen (daher „Reißzähne") tödten. Bei denjenigen, deren Rachen sich nicht so weit öffnet, kommen noch scharfe, gekrümmte, zum Festhalten geeignete Krallen hinzu. Die Muskelkraft, Gewandtheit und Schnelligkeit dieser Thiere ist erstaunlich und wird von früher Jugend an durch die merkwürdigsten Turnübungen mit Beihilfe der Eltern ausgebildet, weßhalb auch alle Fleischfresser, selbst die größten, viele Junge werfen, damit dieselben durch gemeinschaftliches Spielen und Turnen sich auszubilden Gelegenheit haben. Denn ohne Uebung bleibt Mensch und Thier ein Kaspar Hauser!

Nur so wird es möglich, daß in einem so schlanken und zierlichen Körper neben der Gewandtheit zugleich eine so erstaunliche Kraft wohnt.

Will man jedoch die Eigenschaften und den Körperbau der fleischfressenden Thiere näher kennen lernen, so muß man dieselben scheiden. Sie zerfallen nämlich in drei große Abtheilungen: 1) Raubthiere im engeren Sinne, 2) Insektenfresser, 3) Fledermäuse.

Die eigentlichen Raubthiere, auch reißende Thiere genannt, unterscheiden sich durch ihr Gebiß, was der geneigte Leser, dem es darum zu thun ist, mit einer Naturgeschichte*) in der Hand an Skeletten oder lebenden Thieren studiren muß. Hierher gehören alle größeren Thiere, die sich von Wirbelthieren nähren, z. B. unsere Hunde und Katzen. Die größten und zahlreichsten Arten leben in der heißen Zone. Aber auch die kalte Zone ist nicht arm daran und hat sogar den gewaltigen Eisbären aufzuweisen, den unsere Abbildung im Hintergrunde auf einem Eisberge stehend dem Leser zeigt.

In der heißen Zone ist besonders das Katzengeschlecht (Felis) durch zahlreiche und sehr furchtbare Arten vertreten. Zu dieser Gattung gehören die gefährlichsten aller Raubthiere, der Leopard (Felis pardus *L.*), der Tiger (Felis tigris *L.*) und der König der Thiere, der Löwe (Felis leo *L.*) und noch viele andere. Einige führt unsere Abbildung vor, viele hat der Leser schon in Thiersammlungen oder Menagerieen gesehen. Ueber ihre Lebensweise ist noch Vieles zu erforschen, und wenn man manche Naturgeschichte liest, so weiß man nach Abzug der Fabeln nicht viel mehr, als was uns auch die Menageriehalter zu sagen pflegen, nämlich daß es „grimmige Thiere" sind!

Sie weichen vor dem Menschen und seinem Feuergewehr immer mehr in die Wildnisse zurück. Wie viele Löwen hat der eine Gerard, der „Löwentödter", in Algerien mit seinem Gewehr erlegt, wie der geehrte Leser s. Z. in den Zeitungen gelesen haben wird, wenn auch eine schöne Zahl von Windbeuteleien in Abzug zu bringen sein dürfte. In Ostindien aber werden noch jedes Jahr Hunderte von Menschen durch die Tiger zerrissen, die so begierig nach Menschenfleisch sein sollen, wie unter den Menschen selbst die Kannibalen oder „Menschenfresser",

*) Das beste Werk dieser Art ist: Blasius, Naturgeschichte der Säugethiere Deutschlands. Braunschweig. Vieweg. 1857.

an denen Australien reich war und ist, wenn auch christlicher Einfluß sehr bessernd eingewirkt hat.

Am meisten zog von jeher der Löwe, der „König der Thiere", die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich. Und wie die Bewohner Algeriens den Löwentödter Gerard als ihren Wohlthäter betrachteten: so wußten schon die alten Israeliten von ihrem Nationalhelden Simson zu erzählen, daß er einen Löwen getödtet und dies zu dem bekannten Räthsel („Süßigkeit vom Starken") *) benutzt habe. Nicht minder priesen es die Griechen, daß ihr Herkules den Nemeischen Löwen erlegte und die Löwenhaut als Siegstrophäe trug.

In unsern zoologischen Gärten hat man jetzt Gelegenheit, die Fleischfresser der heißen Länder zu sehen, und es lassen sich da bessere Beobachtungen über dieselben anstellen als in den Menagerieen, indem es bei einigen derselben schon vielfach gelungen ist, sie zur Fortpflanzung zu bringen.

Wie die heiße Zone, so hat auch der hohe Norden seine eigenen Raubthiere, wenn auch nur viel wenigere Arten. Außer dem schon erwähnten Eisbären finden sich dort einige Arten von Füchsen, welche nach den Berichten von Reisenden so frech sind, daß sie den Schlafenden die Lebensmittel unter dem Kopfe wegstehlen und mit Knitteln todt geschlagen werden können; ferner der Vielfraß (Gulo borealis *L.*), der Luchs (Felis lynx *L.*) und auch manche Thiere, die zugleich dem gemäßigten Europa angehören.

Zu diesen, den Bewohnern unseres Vaterlandes, wenden wir uns nun. Deutschland hatte in früheren Zeiten viel mehr Raubthiere als heute. Die beiden vorhin genannten, Vielfraß und Luchs, welche auf Baumästen dem Wild auflauern und von da auf dasselbe herabspringen, waren ehemals in Deutschland bekannt, der Luchs sogar häufig. Bären (Ursus arctos *L.*) und Wölfe (Canis lupus *L.*) fanden sich in allen Wäldern, sind aber jetzt, zumal die erstgenannten, auf einzelne große Waldungen, z. B. die Ardennen, aus welchen zeitweise Auswanderer die Waldgebiete des Rheinlandes besuchen, denen jedoch die Kugel des Jägers das Niederlassungsrecht zeitig in Abrede stellt, zumal die Regierungen noch besonders den glücklichen Schützen belohnen, und auf die Alpen zurückgedrängt, was Niemand bedauert. Denn diese Räuber sind nicht nur unsern Viehheerden, sondern, wenigstens im Hunger und gereizt, auch uns selbst gefährlich. Die Wölfe sind noch in der Eifel als Auswanderer aus den Ardennen, wie bemerkt, nur zeitweise anwesend, aber in Frankreich und Belgien einheimisch und machen, wenn der Rhein mit Eis zugeht, ihre winterlichen Spaziergänge herüber, wo aber dann Alles hinter ihnen her ist, sodaß nicht viele dieser Spaziergänger ihre Heimath wiedersehen.

Wo die Wölfe noch zahlreich sind, schlagen sie sich im Winter zur Zeit der Noth in ganze Rudel zusammen, um besser jagen zu können, und fallen dann auch Menschen an. Sie sind in ihrer Verfolgung so ausdauernd, daß sie selbst einen zu Pferde sitzenden Mann einholen, und schon oft Roß und Reiter dem heulenden Chor zum Opfer gefallen ist. Dieser Fall kommt jedoch nur in den waldreichen und geringe bevölkerten Gegenden von Polen und im europäischen Rußland vor. Sie sind so gierig, daß sie selbst einen Kameraden, sobald er verwundet ist, und sie dessen Blut erblicken und wittern, zerreißen und auffressen.

Wenn wir aber nun auch den „Isegrim" in Deutschland so ziemlich los sind, so ist Meister Reineke noch überall um so zahlreicher vorhanden, was wir ebenfalls unsern Jägern nicht zum Lob anrechnen. Sie haben freilich in dieser

*) S. Buch d. Richter, Kap. 14.

Beziehung mit der Volksmeinung zu kämpfen, was in Beziehung auf den Wolf nicht der Fall ist. Aber die „Volksstimme“ ist nicht immer „Gottes Stimme“, die öffentliche Meinung kann auch irren. Und sie thuts in diesem Falle. Das wollen wir beweisen.

Was ist's denn eigentlich, was den Fuchs in der Volksmeinung, besonders bei den Landleuten, in den Geruch eines nützlichen Thiers gebracht hat? Daß er uns die Hühner, Gänse und Enten stiehlt, kann's nicht sein; — daß er sich die Trauben (wenn sie ihm nicht „zu sauer“ sind), wohl schmecken läßt, auch nicht; — daß er bisweilen gleich der Hyäne auf den Todtenhöfen die Gräber aufscharrt und die Leichen benagt (was noch vor Kurzem auf einem Todtenhofe in meiner Nachbarschaft vorgekommen ist), ebenso wenig.

Doch wir wollen den Landmann, der uns unwillig unterbricht, getrost zum Worte kommen lassen und hören, was er von dem Fuchse zu rühmen hat. Hast du denn noch nicht gesehen, ruft er uns entgegen, wie der Fuchs im Winter sogar bei hellem Tage auf den beschneiten Feldern umherschleicht, um zu mausen? Und wie im Winter, so ist er auch im Sommer hinter den Mäusen her. Hat man doch in dem letzten großen Mäusejahr (1861) 24 Mäuse in dem Magen eines einzigen Fuchses gefunden!

Nun, das ist uns sehr wohl bekannt! Reineke ist ein Mäusefänger, ja er frißt sehr viele Mäuse, — wenn er nichts Besseres hat. Sobald dies aber der Fall ist, sobald er einen Hasen, ein junges Reh, ein Rephuhn, Birk-, Hasel-, Auerhuhn, oder ein zahmes Geflügel wittert, kümmert er sich blutswenig um die Mäuse. Wir haben noch dieses Frühjahr zwei Fuchsbäue, in welchen Junge waren, besucht und fanden vor jedem von beiden die Federn von Haushühnern und die Wolle von vielen Hasen.

Kurz der Fuchs ist von der Natur nicht auf die Mäuse, sondern auf größere Thiere angewiesen; erstere sollen ihm sogar, in Menge genossen, nach der Behauptung der Jäger übel bekommen, ihn krank machen.

Nein, das sind ganz andere Raubthiere, die von der Natur auf die Mäuse als ihre Hauptnahrung angewiesen sind. Es sind kleinere Fleischfresser, nämlich der Iltiß, das kleine Wiesel und das große Wiesel (Hermelin), welche der Leser auch auf unserem Bilde sieht, und auf deren Tugenden wir zurückkommen werden. Hier haben wir zuvörderst nach dem Verhältniß des Fuchses zu diesen zu fragen. Dieses Verhältniß ist aber durchaus kein freundnachbarliches. Der geehrte Leser sehe doch einmal nach diesem rothen Spitzbuben, der da oben an uns vorbeispringt, was hat er im Rachen? — Wahrhaftig, ein kleines Wiesel, das er seinen Jungen zuträgt! — Weiter bemühe sich der Leser einmal mit uns auf diese schneebedeckte Fläche und untersuche diese Fährte. Doch es sind deren zwei. Der Eine hat den Andern verfolgt. Hier, und dort wieder, hat sich der Eine gegen den Andern gestellt, und hier ist der Verfolgte glücklich in einen hohlen Baumstamm entwischt. Und nun betrachten wir die Fährten! Es ist diejenige des Fuchses und die des Iltisses. Das sind wirkliche Beobachtungen.

Der Fuchs ist also ein Feind der wichtigsten Mäusefeinde unter den kleinen Raubthieren. Und wenn er dieselben, weil sie sich zur Wehr setzen, und weil ihr Fleisch ihm nicht so mundet wie Hasenbraten, auch nur selten und nur in der Noth angeht, so ist doch damit sein Ruhm als Mäusevertilger unwiederbringlich dahin. Denn gesetzt, er tödte im Jahr auch nur ein einziges Wiesel, so hat er damit gewiß ebenso vielen Mäusen das Leben gerettet, als er selbst deren im Jahre frißt.

Außer diesen kleinen Raubthierchen wird ihm aber auch der Igel, ebenfalls ein wichtiger Mäusefeind, sehr oft zur Beute, indem er ihm auflauert und plötzlich bei der Schnauze faßt, ehe derselbe Zeit hat sich zusammenzukugeln. (Nach

der Aussage von Jägern soll er auch den zusammengerollten durch eine übelriechende Begießung zum Laufen zwingen und so bemeistern).

Selbst unsern Hauskatzen stellt der Fuchs nach. Es sind mir allein aus den letzten Jahren aus unserm Lande drei Fälle bekannt, daß ein Fuchs in den Dörfern des Nachts förmliche Jagd auf die Katzen machte und in jedem der drei Fälle nach und nach eine größere Anzahl derselben fing, bis der Räuber geschossen wurde. Diejenigen Katzen, welche in das Feld gehen, werden ihm ohnehin oft zur Beute.

Der Fuchs trägt also Nichts zur Verminderung, sondern eher noch zur Vermehrung der Mäuse bei.

Ferner fällt ihm zur Last, daß er Maulwürfe und Spitzmäuse, die zu den nützlichen Thieren gehören, wegfängt. Nicht minder nützlich sind die ebenfalls von ihm unabässig verfolgten Rebhühner, weil sie hauptsächlich von Insekten, Schnekken und Unkrautsämereien sich nähren.

Das Geschäft der Hasen-Verminderung resp. -Verspeisung, können wir aber, wie schon erwähnt, selbst besorgen.

Endlich ist noch das eine schlimme Seite des Fuchses, daß die Tollwuth spontan (von selbst) bei ihm entsteht und durch ihn, vielleicht öfter als man denkt, auf Hunde übertragen wird. Ich erinnere mich noch lebhaft aus meiner Kindheit, wie die ganze Bauernschaft meines Wohnorts mit Heugabeln und alten Gewehren einen eingedrungenen tollen Fuchs verfolgte und erlegte. Ein anderer (im Herbst 1846) biß in meinem Wohnorte mehrere Hunde, die getödtet werden mußten.

Daß der Fuchs ein nützliches Thier sei, ist also — das meinen wir unwiderleglich bewiesen zu haben — ein Vorurtheil, er ist ein schädliches Thier, und es ist unsern Jägern zu verargen, daß sie nicht mehr auf dessen Verminderung bedacht sind.

Ebenso schädlich sind die beiden Marder, der Stein- und der Baummarder (Mustela Foina und M. Martes *L.*). Denn obgleich sie auch Mäuse und Ratten fressen, so besteht doch ihre Hauptnahrung in Vögeln, kleinen und großen, bis zum Mäusebussard und Auerhahn. Es sind die gewandtesten Kletterer, die kein Vogelnest in den Wäldern aufkommen lassen und an meinem Wohnorte sogar einmal die jungen Schwalben aus den Nestern holten. Sie morden ganze Taubenschläge und Hühnerställe voll Geflügel und saugen dann nur das Blut aus, wovon sie, wie man sagt, bluttrunken werden. Wenn dies auch keine wirkliche Trunkenheit ist, so scheint mir doch etwas Wahres an der Sache zu sein. Es sind mir wenigstens zwei Fälle bekannt, daß ein Marder nach Anrichtung einer solchen Freveltat, das einemal auf einem Heuboden, das anderemal in einem Garten wie schlaftrunken da liegend gefunden und in dem letzten Falle von einem Knaben mit einem Steine getödtet wurde. Es ist das vielleicht ein ähnlicher Zustand, wie bei den Schlangen, die sich nach Einnahme einer reichlichen Mahlzeit nicht regen können.

Wo die Marder häufig sind, thun sie auch an dem Steinobste Schaden, indem sie oft ganze Kirsch- und Mirabellenbäume ihrer Früchte berauben.

Der einzige Nutzen, den der Baummarder bringt, besteht darin, daß er ein Hauptfeind der sehr schädlichen Eichhörnchen ist, welche er wie im Fluge durch die Wipfel der Bäume verfolgt und, da er schneller ist, meistens einholt.

Die Marder haben keinen Feind als den Fuchs, der bisweilen, wiewohl selten, einen erwischt.

Um so bittrere Feindschaft wollen wir ihm schwören — schon um der armen Singvögel willen, die er so erbarmungslos verfolgt. Man fängt ihn in Fallen, muß ihn jedoch vorher lange z. B. mit einem Ei ködern, weil er sonst den Schnupfen merkt und aller List spottet. Oder man stellt die Falle auf seinem

„Wechsel“ da auf, wo er von der Höhe, z. B. von einer Mauer, herabzuspringen pflegt.

Wenn man im Wald einen Edelmarder in einem hohlen Baum oder alten Eichhornsneste, worin er oft seine Tagruhe hält, aufgespürt hat, so darf man nur ein Kleidungsstück auf einen Stock hängen, und kann dann ruhig nach Hause gehen, um das Gewehr oder einen Jäger zu holen. Er starrt die aufgepflanzte Scheuche an und geht nicht aus seinem Versteck hervor, bis man wiederkommt.

Zu den schädlichen Raubthieren gehört auch noch die Fischotter (Lutra vulgaris); denn sie nährt sich fast ausschließlich von Fischen und vermag ganze Teiche zu entvölkern. Sie kann lange unter Wasser aushalten und fischt im Winter unter dem Eise, indem sie sich den Eingang merkt und immer wieder dahin zurückkehrt, um Athem zu schöpfen. Sie findet sich in allen deutschen Flüssen und Bächen. Man sollte auf ihre Verminderung bedacht sein, ehe man von der „künstlichen Fischzucht“ redet.

Wir haben unter unsern einheimischen Raubthieren vier schädliche, den Fuchs, den Stein- und Edelmarder und die Otter kennen gelernt. Es gibt aber auch ebenso viele nützliche unter denselben, wie schon oben bei unserer Würdigung des Fuchses darauf hingedeutet worden ist. Es sind dies vorerst folgende 3, Einer Gattung angehörige Thiere: der Iltiß (Foetorius Putorius), des Hermelin (F. Erminea) und das kleine Wiesel (F. vulgaris). Nützlich sind sie uns, weil ihre Nahrung hauptsächlich in Mäusen und Ratten besteht. Der Iltiß, auch Ratz oder Stinkratz genannt, schlägt seine Wohnung da, wo viele Ratten sind, gerne unter einem Holzstoß auf, und wenn man das Holz wegräumt, findet man darunter ganze Haufen von Ueberresten jener Thiere. Klettern aber kann der Iltiß nicht; er gelangt deßwegen nur selten zu einem Hühnerstall oder Taubenschlage, und selbst in diesem Falle begnügt er sich mit Einem Stück des Geflügels, während der Marder so lange mordet, als sich noch etwas Lebendiges regt.

Das Hermelin oder große Wiesel, welches im Sommer braunroth, im Winter weiß mit schwarzer Schwanzspitze aussieht, ist ein ebenso eifriger Verfolger der Ratten und Mäuse, geht aber auch in manchen Gegenden an die Hasen. Am Hausgeflügel thut es selten Schaden, wiewohl es besser klettert als der Iltiß.

Das kleine Wiesel, (Heermännchen) ist mit seinem langgestreckten, schlanken Körper und dünnen Köpfchen wie dazu gemacht, um in die Mausböhlen zu schlüpfen, in welchen es Alt und Jung mit unersättlicher Mordgier tödtet. Einige alte Völker hielten das Thierchen gezähmt, wie wir die Katzen, zur Bekämpfung der Mäuse und Ratten.

Wer sich einen Begriff davon machen will, wozu diese kleinen Raubthiere bestimmt sind, der setze einmal eines derselben in eine Scheune und beobachte, wie alsbald unter den Mäusen und Ratten eine wilde Flucht entsteht, sodaß dieselben auf die Balken hinauf und zu den „Eulenlöchern“ hinausspringen.

Leider ists bei diesen nützlichen Raubthieren umgekehrt, wie bei dem Fuchse. Das Vorurtheil ist gegen sie, weil sie ihr Wesen mehr im Verborgenen und selbst unter der Erde treiben, und ihnen deßwegen nur der kleine Schaden, den sie bisweilen an Eiern und jungen Hühnchen anrichten, angerechnet wird. Wir könnten zu ihrem Lobe ganze Bogen voll schreiben, müssen aber weiter eilen, um noch ein anderes, ebenfalls nützliches, wiewohl einer ganz andern Gattung angehöriges Raubthier hier anzureihen.

Es ist dies der Dachs (Meles Taxus), ein großes, plumpes Thier, welches in seiner Gestalt wie auch in seiner Lebens- und Ernährungsweise eine gewisse Aehnlichkeit mit den Insektenfressern, namentlich mit dem Igel und den Spitzmäusen hat. Seine Nahrung, die er des Nachts sucht, besteht nämlich in Mäusen, Eidechsen, Fröschen, Schlangen, Insekten aller Art, Regenwürmern, Schnecken, ferner Obst und Haselnüssen. Die giftigen Schlangen frißt er gleich dem Igel

mit Begierde, ohne daß er von ihrem Biſſe Schaden nimmt. Von Schnecken frißt er auch die großen, rothen, nackten (Arion empiricorum), die außer ihm und dem Igel kein Thier berührt. Er iſt ferner ein Hauptfeind der ſo überaus ſchädlichen Engerlinge und Erdraupen (Noctua segetum). Er „ſticht" nach dieſen, wie der Waidmann ſich ausdrückt, d. h. er bohrt mit ſeiner ſpitzen Schnauze runde Löcher in den Boden, beſonders in die Wieſen, um ſie herauszuholen. Deßhalb iſt denn die Anklage gegen dieſes nützliche Thier erhoben worden, daß es Wurzeln freſſe!

Unſer naſſauiſcher Oberförſter Bayer (früher auf dem Windhofe bei Weilburg), der den Dachs viele Jahre lang ſtudirt und einmal bei Gelegenheit einer Verſammlung unſeres naturhiſtoriſchen Vereins einen höchſt intereſſanten Vortrag über denſelben gehalten hat, hat über 20 Dachsmägen unterſucht, aber niemals eine Rübe oder ſonſtige Wurzel darin gefunden! Auch hierin ſtimmt der Dachs mit dem Igel genau überein. Der einzige Vorwurf, den man dem Thiere machen kann, iſt der, daß er in den Weinbergen bisweilen Trauben naſcht.

Und dennoch wird dieſes nützliche Thier überall verfolgt. Ja während ſonſt doch jeder Jäger ſein Jagdrevier ſchont und „pfleglich behandelt", iſt der Dachs gleichſam vogelfrei. Sogar unſere Bauern ſind in einigen Gegenden unſeres Landes unbarmherzig hinter dieſem ihrem beſten Freunde her, indem ſie ihn des Nachts mit großen Dachshunden aufſpüren, packen laſſen und dann mit Gabeln ſtechen.

Da die Dächſe ſo ſehr vermindert ſind, ſo ſollte man auf lange Zeit hin die Jagd auf dieſelben gänzlich verbieten.

Es ſind uns noch zwei Raubthiere, die wir zu Hausthieren gemacht haben, zu betrachten übrig.

Es iſt dies die Hauskatze (Felis domestica Briss) und der Hund (Canis familiaris *L.*) Beide ſind ſeit uralten Zeiten die Gefährten des Menſchen, und es iſt ſogar, wie bei vielen Hausthieren, ihre Abſtammung zweifelhaft. Wir haben zwar in Deutſchland auch eine wilde Katze, die wir bei dieſer Gelegenheit auch noch als ein ſehr ſchädliches Raubthier, welches in den Jagden und unter den Vögeln ſchreckliche Verheerungen anrichtet, erwähnen wollen; dieſe iſt aber nicht die Stammmutter unſerer Hauskatze. Die letztere ſtammt vielmehr wahrſcheinlich aus Aegypten, wo man ſie auch als Mumie (einbalſamirt) häufig gefunden hat. Ihre Lebensweiſe iſt allgemein bekannt. Wenn man Katzen hält, ſo muß man ſich mit ihnen beſchäftigen, namentlich in der frühſten Jugend ſie ganz zahm und kirre machen; ſonſt werden ſie manchmal bösartig und bei kleinen Kindern gefährlich. Junge Katzen, die man an abgelegenen Orten, z. B. in einer Scheune, ganz ſich ſelbſt überläßt, gewöhnen ſich nicht leicht an die Menſchen, ſondern begeben ſich, wie ſie heranwachſen, in den Wald, um nie mehr wiederzukehren, wie ich mehrere Beiſpiele erlebt habe. Ueberhaupt muß man die Katzen vor der Feld- und Waldgängerei zu bewahren ſuchen, weil ſie ſonſt eine Menge von Vögeln vertilgen und an der Jagd großen Schaden thun. Ich hatte eine, die beſtändig halbwüchſige Haſen und Rephühner ihren Jungen zuſchleppte, weßhalb ich ſie todt ſchießen ließ.

Die dreifarbigen Katzen ſind faſt alle weiblich, doch wurde auf einer Naturforſcherverſammlung auch ein ſolcher Kater vorgezeigt.

Der beſtändige Widerſacher der Katze iſt der Hund. Da er nicht wild, ſondern nur verwildert vorkommt, ſo nehmen viele Naturforſcher an, daß er von dem Schakal abſtamme und im Laufe der Jahrtauſende ſich ſo verändert habe, wie wir ihn jetzt in zahlloſen Spielarten haben. *).

*) Dies iſt jedoch mehr als zweifelhaft, da wir in den Höhlen und ſtellenweiſe in der Erde die Knochen eines wirklichen Hundes finden, welche ſich weſentlich von denen des Schakals unterſcheiden. Auch ſprechen überwiegende Gründe anderer Art entſchieden gegen dieſe Annahme. Anm. d. Red.

Zu seinem Lobe brauchen wir Nichts zu sagen; er ist den Menschen unentbehrlich. Der große Naturforscher Linné nennt ihn in seiner unübertrefflichen Charakteristik »fidissimus omnium« (das treuste aller Thiere). Er zeigt einen hohen Grad von Verstand und Ueberlegung. Was würden wir mit dem Pferd ausrichten können, wenn es den Verstand des Hundes hätte! Aber auch der Hund ist trotz seiner weit geringeren Körperkraft dem Menschen unentbehrlich. Die meisten werden freilich nur zum Vergnügen gehalten. Es sollte aber Niemand dieses edle Thier halten, der es nicht auch ordentlich pflegt. Zu seiner Pflege gehört aber erstlich ordentliche Nahrung (wobei nothwendig Knochen sein müssen), zweitens ein warmes, geschütztes Lager und drittens viel Bewegung. Wenn es hieran fehlt, so entartet der Hund und hört auf, ein edles Thier zu sein, verfällt auch leicht in Krankheiten. Wie viel hat man in diesem Jahre (1862) wieder von tollen Hunden gehört! Wie oft ist es vorgekommen, daß Menschen von solchen gebissen wurden, bei welchen hier und dort diese schreckliche Krankheit zum Ausbruch kam und die Unglücklichen unter den furchtbarsten Qualen tödtete!

Eine Erhöhung der Hundesteuer ist daher gerechtfertigt. Noch zweckmäßiger dürfte es aber sein, nur die männlichen Hunde zu besteuern, um dem Mißverhältniß in der Individuenzahl der beiden Geschlechter entgegenzuarbeiten. Denn grade in diesem Mißverhältniß erblicken viele Aerzte mit eine Ursache der Tollwuth. Das Hundefleisch wird von manchen Völkern gegessen, hat aber, wie dasjenige aller Raubthiere, einen widrigen Beigeschmack. Dagegen kann man das Haar der langhärigen Hunde abscheeren, spinnen und zu Strümpfen verwenden, welche sehr warm halten.

Wir kommen nun zu einer andern Abtheilung der fleischfressenden Thiere, nämlich den Insektenfressern. Sie umfaßt nur wenige einheimische Familien, die Igel, Spitzmäuse und Maulwürfe, welche unser Bild links unten in der Ecke zusammengestellt hat.

Ueber den Igel — denn nur Eine Art lebt in Deutschland — haben wir schon besonders in diesen Blättern geredet und durch Mittheilung vielfacher Fütterungsversuche nachgewiesen, daß er ein durchaus nützliches Thier ist, welches alle Schonung und Pflege verdient.

Die Spitzmäuse sind mit Ausnahme einer einzigen Art ebenfalls nützlich. Dieselben zerfallen nämlich in drei einheimische Gattungen mit 7 Arten. Man kann sie von den Mäusen, mit welchen sie eigentlich außer der geringen Größe gar keine Aehnlichkeit haben, leicht an dem langen Rüssel und dann, wenn man sie genauer untersucht, an dem Gebisse unterscheiden.

Sie leben in Gärten, Hecken, Wiesen und Wäldern, meist an Orten, die etwas feucht sind, und nähren sich von Insekten und Würmern, wodurch sie eben so nützlich werden. Sie fressen wohl auch das Fleisch von warmblütigen Thieren, können dieselben aber nicht bewältigen, sie müßten denn einmal ein am Boden stehendes Vogelnest mit kleinen Jungen finden. Doch ist mir auch ein Fall bekannt, daß eine Spitzmaus im Zimmer mehrere kleine Stubenvögel, die auf dem Boden schliefen, des Nachts überfiel und tödtete. In den Wohnungen kann man sie überhaupt nicht wohl dulden, da sie leicht an das Fleisch und Fett gehen, auch durch ihr widerliches Quicken lästig werden. Sie haben überdies einen unangenehmen Bisamgeruch, welcher von der Ausscheidung einer eigenthümlichen Drüse herrührt. Deßhalb werden sie auch von vielen Raubthieren, z. B. von Hunden und Katzen, nicht gefressen, wiewohl die letzteren viele tödten, indem sie, zumal junge Katzen, so lange mit ihnen spielen, bis sie todt sind, was bei ihrem zarten Leben bald eintritt. Jedoch werden sie auch von manchen Thieren und

grade von ihren nächſten Anverwandten, dem Igel und Maulwurf, gefreſſen. Auch den Hühnerhabicht und Mäuſebuſſard habe ich ſie verzehren ſehen.

Die Spitzmäuſe graben zwar, aber ſchlecht, und leben daher meiſtens in alten Maus- oder Maulwurfslöchern. Einen Winterſchlaf, ſagt man, halten ſie nicht; mir iſt's jedoch wahrſcheinlich, daß ſie bei ſtrenger Kälte gleich dem Dachſe Wochen lang ohne Nahrung zubringen können.

Die ſchon erwähnte Waſſerſpitzmaus (Crossopus fodiens) frißt zwar auch Inſekten, aber meiſt Waſſerinſekten, die uns keinen Schaden bringen. Sie ſtellt aber außerdem begierig den Fiſchen und dem Fiſchlaiche (wie auch den Fröſchen) nach. Denn ſie lebt nur am Waſſer und ſchwimmt und taucht vortrefflich. Intereſſant iſt es zu beobachten, wie ſie im Waſſer den Fiſchen auflauert und ſie überwältigt. Auch mit den Fröſchen kämpft ſie höchſt poſſirlich ausſehende Kämpfe. Durch ihre ſchwarze Farbe unterſcheidet ſie ſich von allen andern Arten dieſer Familie, welche grau ſind.

Durch die ſchwarze Farbe ihres Oberkörpers erinnert dieſe Spitzmaus an den Maulwurf, den wir noch zu betrachten haben. Er vertilgt ungeheure Mengen von Regenwürmern, Engerlingen und Erdraupen und ſchont auch die Mäuſe nicht, die ſich in ſeine Gänge verirren. Schon der alte Hebel hat zu Anfang unſers Jahrhunderts für das verfolgte Thier das Wort ergriffen, indem er den Landleuten zuruft: „Wenn ihr den Maulwurf recht fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgt, ſo thut ihr euch ſelbſt den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können ſie alsdann ohne Gefahr eure Felder und Wieſen verwüſten, und im Frühjahr kommt alsdann der Maikäfer und frißt euch die Bäume kahl wie Beſenreis und bringt euch zur Vergeltung auch des Kukuks Dank und Lohn!"

In Frankreich iſt es vorgekommen, daß mehrere Gemeinden, welche die Maulwürfe ausgerottet hatten, ſich wieder ſolche holen und in ihre Wieſen ſetzen mußten, um dieſelben von dem Alles verheerenden Ungeziefer zu ſäubern. *)

Die franzöſiſchen Maulwürfe warfen zwar dem Mäher ihre Erdhaufen vor die Senſe ſo gut wie die deutſchen, aber die franzöſiſchen Bauern hielten es nach dieſer gemachten Erfahrung doch für weniger ſchlimm, wenn die Senſe einmal in einen Erdhaufen fährt, als wenn man gar Nichts zu mähen hat. Den größten Theil der Maulwurfshügel kann übrigens ein aufmerkſamer Landwirth verebnen, wodurch zugleich an die Wurzelſtöcke der Gräſer, die ſich nur allmälig heben, wieder Erde gebracht wird.

Hier hören wir zwar uns entgegnen: wir bedürfen dieſer läſtigen Mithelfer gegen das Ungeziefer nicht, wir wäſſern unſere Wieſen und erſäufen damit alle Würmer, Engerlinge und Erdraupen. — Gut! thut das nur recht fleißig, ihr werdet dann mit dem Ungeziefer auch die Maulwürfe los. Denn dieſe ſind keine ſolche Narren, daß ſie da wühlen, wo ſie Nichts finden. Sie ziehen ſich dann nach ſolchen Wieſen, die nicht bewäſſert werden, oder in die Wälder oder auf die Felder. Auf letzteren thun ſie aber keinen Schaden. Dies iſt nur auf ſolchen Gartenbeeten der Fall, welche friſch beſamt ſind. Von dieſen kann man ſie aber leicht abhalten durch übelriechende Dinge, die man in den Boden ſteckt; oder man fängt ſie und bringt ſie an Orte, wo man ihrer bedarf. Sie haſſen beſonders den Geruch des Hollunders, und das Einſtecken von Hollunderſtäbchen in ihre Gänge vertreibt ſie.

Die gewöhnliche Maulwurfsfängerei aber mit Drahtſchlingen, in welchen auch das ſo nützliche kleine Wieſel ſehr häufig gefangen wird, iſt ein gemeinſchädlicher Unfug. Die Gemeinden würden ſehr wohlthun, wenn ſie ſtatt deſſen ihr

*) Albrecht in dem naſſauiſchen „Landwirthſchaftlichen Wochenblatt," Jahrg. 1832. S. 396 ff.

Geld für den Mäusefang ausgäben und Mäusefänger für die Felder und Wiesen in Sold nähmen. Dabei würde sicherlich mehr herauskommen.

Es ist uns noch übrig, einen Blick auf die dritte Abtheilung der Fleischfresser, die Fledermäuse (Chiroptera) zu werfen, welche der Leser auf unserer Abbildung links oben in der Luft umherflattern sieht. Diese sonderbaren Geschöpfe haben den Körperbau der Säugethiere und fliegen wie die Vögel, weßhalb sie auch nach der Fabel bei jenem Kriege zwischen den Säugethieren und Vögeln sich bald für diese bald für jene ausgaben, zuletzt aber von beiden ausgestoßen und in das Reich der Nacht verwiesen wurden. Bei Tage dürfen sie sich seitdem nicht mehr sehen lassen; man hört da höchstens ihr Pfeifen und Zwitschern aus den dunkeln Schlupfwinkeln hervortönen, in welchen sie sich verstecken. Wie aber die Dämmerung anbricht, kommen sie hervor und fliegen nach Nahrung aus. Das Fliegen vollbringen sie vermittelst einer eigenen Flughaut, welche zwischen den Zehen der Vorderfüße, den Hinterfüßen und dem Schwanze ausgespannt ist. Zu dem Ende sind ihre Vorderbeine und besonders die vier untersten Zehen der Füße ungeheuer verlängert, so daß eine Zehe so lang ist wie der ganze Arm. Nur die Daumzehe ist kurz und frei und mit einem Nagel zum Anklammern versehen. Die Hinterfüße dagegen sind, wie bei andern Thieren, mit kleinen Zehen versehen.

Sie hängen sich, wenn sie ruhen, und besonders, wenn sie ihren Winterschlaf halten, meist an diesen ihren Hinterfüßen in großen Klumpen (um sich gegenseitig zu erwärmen) auf. In der warmen Jahreszeit aber fliegen sie des Nachts unabläßig nach Nahrung umher. Diese besteht in fliegenden Insekten, die sie mit großer Gewandtheit erhaschen und in unglaublicher Menge verzehren. Sie sind Hauptfeinde der Maikäfer, der Nachtschmetterlinge ꝛc. Sie gehören daher zu denjenigen Thieren, welche uns in keiner Beziehung schaden, sondern nur nützen. Der berühmte Fledermausforscher Kolenati hält zwar die Arten einer deutschen Gattung (nämlich der Gattung Hufeisennase, Rhinolophus) für Vampyre oder Blutsauger und meint, die Wunden, welche man oft an den (zahmen) Tauben finde, rührten von jenen her. Allein das ist ein Irrthum. Jene „kleinen mit Blut gefüllten Wunden mit aufgeworfenen Rändern" sind mir bei meinen langjährigen Beobachtungen über die Tauben auch sehr häufig vorgekommen, aber sie finden sich nur an jungen Tauben und rühren von Speckkäfern (Dermestes) und Stutzkäfern (Hister) her. Ich habe diese unzähligemal an jungen Tauben, die sie, wenn sie noch klein sind, sogar oft tödten, sitzen und saugen sehen, wie auch deren Larven. Dagegen scheint die neuere Entdeckung, daß die Hufeisennasen Fledermäuse anderer Arten ansaugen, begründet zu sein.

Die wirklichen Vampyre aber, welche große Thiere und Menschen ansaugen und dadurch entkräften, gehören der heißen Zone an.

Man meint ferner, die Fledermäuse fräßen den Speck an. Dieser Glaube ist so allgemein verbreitet, daß das Volk unseres Landes sie nur „Speckmäuse" nennt, während dasselbe unter „Fledermäusen" die Schmetterlinge versteht. Dieser Glaube ist daher entstanden, weil diese Thiere sich oft in Rauchfängen und Räucherkammern aufhalten. Die wahren Thäter aber sind die Mäuse, welche zu dem Speck zu gelangen wissen, wo man es fast für unmöglich halten sollte, und, wenn es nicht anders geht, sogar von der Seite oder von oben herab auf denselben springen.

Die Meinung aber, daß die Fledermäuse den Frauenzimmern nach dem Kopfe flögen und sich in den Haaren derselben verwickelten, beweist nur, wie wenig man es noch der Mühe werth hält, sich mit der Natur bekannt zu machen.

Die Fledermäuse werfen nur Ein Junges, welches sich an seiner Mutter festhält und so, selbst wenn es schon ziemlich groß ist, von derselben durch die Lüfte spazieren getragen wird.

Die Fledermäuse haben ebenfalls einen eigenthümlichen widrigen Geruch, aber dennoch ihre Feinde, unter welchen besonders die Eulen zu nennen sind. Sie können aber nur im Sitzen von diesen gefangen werden. Im Fluge sind sie viel zu gewandt und wissen dem Verfolger durch die geschicktesten Schwenkungen auszuweichen. Der schnellste und behendeste unserer Raubvögel ist der Lerchenfalk (Falco Subbuteo), und dennoch sah der schon genannte Kolenati, wie ein solcher eine Fledermaus vergeblich verfolgte.

Dagegen tragen sie in ihrem eignen Leibe ein Heer von Feinden mit sich, dem sie nicht entrinnen können. Sie sind nämlich in auffallender Weise mit allerlei Arten von Schmarotzerthieren gesegnet. Oder sind dies keine Feinde, sondern vielmehr Freunde? Dies behauptete wenigstens neulich *) unser nassauischer Fledermausforscher, Herr Hüttenbesitzer Koch von Dillenburg, welcher die Ansicht aufstellte, daß die Schmarotzer durch ihr Blutsaugen während des Winterschlafes der Fledermäuse den Blutlauf unterhielten und ihnen daher nothwendig seien! Auffallend ist es, daß auch der Igel an Flöhen so reich ist! — Also auch die Flöhe nützliche Thiere! Wer kann es wissen!

Einige Arten von Fledermäusen lassen sich in der Gefangenschaft mit Insecten erhalten und werden ganz zutraulich; mit andern, z. B. der langöhrigen (Plecotus auritus) habe ich's vergeblich versucht. Sie nahm keine Nahrung an, und ich mußte sie wieder fliegen lassen.

In Nassau sind bis jetzt 16 Arten entdeckt, in ganz Deutschland noch einige mehr. Neuerdings ist auch eine ganz schwarze, auf hohen Gebirgen lebende Art entdeckt worden.

Der Gewürznelkenbaum, der Muskatbaum und die Pfefferstaude.

Von G. W. Grube.

Der Gewürznelkenbaum (Caryophyllus aromaticus) gehört zur Familie der Myrten, zu der auch der in Südeuropa heimische Granatapfelbaum (Punica Granatum) und der Eucalyptus, der riesige Gummibaum Neuhollands gehört. Die Gewürz-Myrte (Myrtus pimenta), in Westindien und Südamerika heimisch und besonders auf der Insel Jamaika gebaut, liefert das milde, englische Gewürz oder Piment. Es sind die grünen, unreif gepflückten Beeren, die an der Sonne getrocknet werden.

Der Gewürznelkenbaum ist einer der schönsten des ganzen Pflanzenreichs. Auf seinem glatten Stamm, der die Höhe unserer Kirschbäume und wie diese eine glatte Rinde hat, wiegt sich eine volle üppige Krone. An den symmetrisch geordneten Zweigen prangt das schöne Laub der glänzenden, immergrünen, lanzettförmigen Blätter, welche denen des Lorbeers gleichen; in großen Doldenbüscheln rücken die Blumen stolz bis an die äußersten Spitzen der Zweige. Der fleischige mit dem Fruchtknoten zusammengewachsene Kelch ist dunkelroth, die vier Blumenblättlein, am Rande zusammengewachsen und gleichsam ein Käppchen bildend, sind rosa. Mit vollem Recht heißt der Baum „der aromatische"; denn alle seine Theile und vornehmlich die Blattstiele sind gewürzhaft. Ein solcher duftiger Myrtenhain in allem Glanze und Reichthum tropischen Lichtes und Lebens wirkt auf den empfänglichen Sinn des gebildeten Nordländers — wofern er nicht kommt, um zu berechnen, wie viel Pfund Näglein die nächste Ernte ergeben wird — wie berauschende Poesie. „Beim Heraustreten aus einer Schlucht (erzählt Hombron von einer Wanderung auf Amboina) fanden wir uns plötzlich in einen wahren Zaubergarten versetzt. Rechts und links von unserem Pfade erstreckten sich die Gewürznelkenpflanzungen über Ebenen und Hügel. Unbeschreiblich zierlich sind

*) Auf der diesjährigen Versammlung des nassauischen Vereins für Naturkunde zu Bad Ems.

dieſe grünen, ovalen Pyramiden mit ihren roſarothen, gipfelſtändigen Blüthentrauben. Das bewegliche Laub ſchwankt im leiſeſten Winde hin und her und gibt dem ganzen Bilde eine duftige Leichtigkeit von überraſchender Anmuth. Rings um dieſe feeenhaften Felder ziehen ſich hohe Hecken ſcharfſtacheliger Agaven, und überall tauchen die Kronen der Kokos „Areka" und Sagopalmen über das niedrigere Laubmeer hervor. In der Nähe der Hütten ſtanden zu maleriſchen Gruppen vereinigt der ſaftige Piſang, die köſtliche Mangoſtane und nebſt vielen anderen ſchönblättrigen Fruchtbäumen der amerikaniſche, nach dem entlegenen Orient verpflanzte Kakaobaum."

Die Frucht des Gewürznelkenbaumes iſt eine braunviolette Beere, in der Mitte bauchig, nach beiden Enden ſchmal zulaufend, mit einem ſchwarzen, glänzenden Kern. Dieſe Früchte haben bei weitem nicht mehr die gewürzige Kraft der Knospen, jedoch einen lieblichen Geſchmack und kommen im Handel unter dem Namen der Mutternelken (Antophylli) vor.

Die eigentlichen Gewürznelken oder Gewürznäglein (Caryophylli) ſind die Blüthenkelche mit ihrer geſchloſſenen Krone, die man mit krummen Stöcken von den Dolden abſchlägt oder auch mit den Händen abpflückt, bevor die Blüthe ſich zur Frucht zu entwickeln beginnt. Dieſe „Nelken" werden ſodann auf Matten ausgebreitet und bei ſchwachem Feuer geräuchert, wovon ſie die dunkelbraune Farbe erhalten; zuletzt bringt man ſie zum völligen Trocknen in die Sonne, wo ihre Farbe ſich noch mehr dunkelt. Sie ſind etwa einen halben Zoll lang, nach unten zugeſpitzt, nach oben zu einem vierſpaltigen Köpfchen ſich verdickend, auf zwei Seiten etwas platt gedrückt. Sie haben einen zugleich angenehmen und ſtarken Geruch und einen ſo ſcharfen aromatiſchen Geſchmack, daß es wie Feuer auf der Zunge brennt, wenn man ein ſolches Näglein kaut.

Die Gewürznäglein gehören zu den beliebteſten Gewürzen, die zum Einmachen von Früchten, zur Bereitung des Kirſchweins und verſchiedener Liqueure, zu Konfitüren und Fleiſchſpeiſen vielfach benutzt werden. Sie enthalten nebſt einem eigenthümlichen Harze eine große Menge ätheriſches Oel, das ihnen ihr brennendes Aroma verleiht.

Aus den Abfällen bei der Ernte, namentlich auch aus den Blumenſtücken, wie auch aus den Gewürznäglein ſelbſt wird das Nelkenöl (Oleum caryphyllorum), deſtillirt, das ſchwerer iſt als Waſſer, in friſchem Zuſtande hellgelblich, ſpäter dunkelgelb und bräunlich ausſieht, von ſtarkem Geruch und brennendem Geſchmack iſt und ſolche ätzende Schärfe hat, daß es die Haut ätzt und eben deßhalb (auf Baumwolle getröpfelt und in den Zahn geſteckt) auch zur Stillung der Zahnſchmerzen angewandt wird. Die Nelkentinktur (Tinctura caryophyllorum aromaticorum), von 5 Theilen Gewürznelken mit 24 Theilen Weingeiſt digerirt, wirkt als aufregendes Mittel in großer Abſpannung und Ermattung der Lebenskräfte.

Das Vaterland der Gewürznelken ſind die Molukken (Gewürzinſeln), wo er — gleich dem Zimmetbaum auf Ceylon — das beſte und kräftigſte Aroma entwickelt. Als dieſe Inſeln in die Gewalt der Holländer kamen, erklärte die holländiſche Compagnie den Baum zu ihrem ausſchließlichen Eigenthum, cultivirte ihn beſonders auf Amboina und Saparma und rottete ihn auf den entfernteren Inſeln aus. Da die Concurrenz wegfiel, konnte ſie den Preis willkührlich beſtimmen und in angemeſſener Höhe erhalten, ja ſie ließ (im Juni des Jahres 1760) als ſich im Lagerhauſe zu Amſterdam die Gewürze und Specereien zu ſehr angehäuft hatten, lieber den ganzen Vorrath verbrennen — aus dem Scheiterhaufen floſſen Ströme wohlriechenden Oeles, das Niemand ſchöpfen durfte — ehe ſie ſich herbeigelaſſen hätte, den Preis niedriger zu ſtellen. Im Jahr 1770 und 1772 wußten jedoch die Franzoſen trotz der von den Holländern darauf geſetzten Todesſtrafe ſich von der Inſel Gurby junge Bäume zu verſchaffen, die ſie

auf Isle de France, Insel Bourbon und den Seychellen anpflanzten, von wo sie auch nach Cayenne in Südamerika gebracht wurden. Seitdem theilen die Franzosen den Gewürznelkenhandel mit den Holländern, doch sind die französischen Näglein etwas kleiner und bläſſer. Amboina liefert noch immer die meisten und besten, jährlich etwa 800,000 Pfund.

Der Gewürznelkenbaum wächst sehr langsam und trägt erst im 12. oder 15. Jahre Früchte. Jüngere Bäume liefern nur 1 Pfund Näglein im Jahr, die stärksten höchstens 5 Pfund. Die Erntezeit dauert auf Amboina vom August bis December, da nicht alle Näglein an dem gleichen Baume zu gleicher Zeit reif werden. Das durchschnittliche Alter der Bäume ist 75 Jahr. Doch sind auch hundertjährige nicht selten.

Obwohl die Stadt Amboina vor einigen Jahren zu einem Freihafen erklärt wurde, hat man die Handelsfreiheit doch nicht auf die Gewürznelken ausgedehnt; holländische Dampfer holen das Gewürz ab und führen es vorerst nach der Insel Java, wo es der Handels-Maatschappy übergeben wird.

Die Amboinesen wissen sehr kunstreich aus den Näglein allerlei niedliche Sachen zusammen zu setzen: Körbchen, Kästchen, Cigarren-Etui und dgl., — aber sie müssen auch dazu die Gewürznäglein aus den Gouvernements-Magazinen holen und das Pfund mit einem Gulden bezahlen. Außerdem ist noch die Ausfuhr von solchem Spielzeug sehr hoch besteuert. Die eingeborenen Häuptlinge der Kampangs (Gurten) haben dafür zu sorgen, daß ihre Untergebenen durchaus keine Vorräthe in den Häusern oder Hütten aufbewahren, sondern das von ihnen Gesammelte regelmäßig zu Anfang jedes Monats in die Magazine der Regierung bringen. Für jedes Pfund der abgelieferten Näglein erhalten die Ortshäupter noch eine besondere Prämie, durch welche Maßregel ihr Dienst- und Aufsichtseifer nicht wenig erhöht wird. Die Arbeiter erhalten für jedes Pfund 20 Deut etwa 10 Kreuzer. Wer viel Bäume besitzt und anpflanzt, kann immerhin eine recht ansehnliche Einnahme sich verschaffen. Das leichtblütige Völkchen hält aber, wenn die Ernte vollbracht ist, so lange Erntefeste, bis das letzte Kupferstück aus dem Seckel verschwunden ist.

Der Muskatbaum.

Der Muskatnußbaum (Myristicha moschata) hat einen noch höheren und volleren Wuchs als die Gewürznelke, wird bis 50 Fuß hoch, hat große eiförmig zugespitzte, lederartige Blätter, kleine, weiße, maiglockenförmige Blüthen, die in Bündeln zusammensitzen und einsamige Steinfrüchte, welche die kostbare aromatische Nuß enthalten. Die Anfangs grüne, wie ein Pfirsich aussehende Frucht färbt sich mit der Reife gelbbraun, platzt dann in der Stille von selber und zeigt den runden Kern, welcher von einem karmoisinrothen, netzartigen Gewebe umsponnen ist. Dies ist die Samenhaut, eine Erweiterung des Samenstranges, die sogenannte „Maces" oder „Muscatblüthe," welche von der Nuß sorgfältig gelöst, im Schatten getrocknet und öfters mit Seewasser besprengt wird. Das saftige, aber von Geschmack herbe und widrige Fleisch wird fortgeworfen.

Die Nuß wird drei Tage lang an der Sonne getrocknet, dann drei Monate lang bei gelindem Feuer geräuchert — denn ihre Schale ist dicker und härter als diejenige der Haselnuß, und wollte man sie frisch aufbrechen, so würde man auch den Kern verletzen. Dieser zieht sich jedoch allmälig zusammen, bis er in der Schale rasselt, welche dann leicht geknackt werden kann. Die ausgelösten kugelförmigen Kerne werden mehrere Male in Salz- und Kalkwasser getaucht, in Haufen getrocknet und dann in trocknen ungelöschten Kalk eingepackt.

Wie der Gewürznelkenbaum ist auch der Muskatbaum auf den Molukken zu Hause und gedeiht hier am besten. Obwohl man ihn auch auf den östlichen Inseln des indischen Inselmeers, ja selbst an der Nordküste Neuhollands und in

Cochinchina wild gefunden hat, so ist doch der Bezirk, in welchem er gute Gewürznüsse liefert, fast eben so beschränkt wie bei dem Gewürznelkenbaum. Die Engländer verpflanzten den Baum nach Pute-Pinang (der früheren „Prinz-Wales-Insel") in der Straße von Malacka und nach Westindien, aber auf der Pitang-Insel gab er ein sehr mittelmäßiges Product und in Westindien kam er gar nicht fort. Auch die in Brasilien gemachten Versuche haben wenig Erfolg gehabt. Auf den Maskarenhas-Inseln scheint der Baum besser fortzukommen. Die englische Kolonie von Balambangane (Insel an der Nordostküste von Borneo), die französischen Pflanzungen auf Isle de France und Mahé liefern Muskatnüsse in den Handel. Doch das Haupterzeugniß ist noch immer in der Hand der Holländer und zwar auf der Insel Banda und die bei ihr liegenden Eilande beschränkt. Groß-Banda, Pulo (d. h. Insel) Ai und Neïra sind die ausgewählten Stätten für die Muskatbaum-Gärten, deren Erzeugniß die Regierung zu ihrem Monopol gemacht hat.

Die Arbeiter in diesen Pflanzungen oder „Parken," wie sie im Holländischen heißen, werden von der Regierung angestellt und bestehen aus Sklaven, „Bannelingen" (d. s. Züchtlingen) und „Frywerkers" oder freien Arbeitern. Die Sklaven bilden die eine Hälfte, die Bannelingen und Freien die andere Hälfte in sämmtlichen 36 Parken, von denen auf Groß-Banda 27 kommen, 3 auf Neïra und 6 auf Pulo-Ai sich finden. Die Parkeiners oder Parkbesitzer sind verpflichtet, vierteljährlich die in ihrer Pflanzung gewonnenen Nüsse in das Regierungsmagazin der kleinen Stadt Neïra zu bringen und empfangen nach Maßgabe der Güte der Nüsse wie auch der Entfernung von Neïra 18, 20, 22 oder 24 Deuts für das Pfund. Die „Frywerkers" erhalten 180 Deut monatlichen Lohn, die Parksklaven und Bannelinge 104 Deut; alle Arbeiter ohne Ausnahme 40 Pfund Reis monatlich. Die Bekleidung der Bannelinge besorgt die Regierung, den Sklaven und freien Arbeitern müssen aber die Parkbesitzer jährlich zweimal neue Kleider geben, wie sie auch die Regierung die den Bannelingen verabreichten Kleider bezahlen. Ebenso haben die Parkeiners für jeden freien Arbeiter (gleichviel ob männlich oder weiblich) der Regierung eine monatliche Kopfsteuer von 1 ½ Gulden zu leisten. Da die Besitzer der Parke meist ungebildete Lipptrapper (Mestizen) sind, welche ihren augenblicklichen Gewinn im Auge haben: so überladen sie nicht selten ihre Leute mit mancherlei Nebenarbeiten, als z. B. Kalkbrennen, Holzfällen, Fischen — und bedrücken sie auch dadurch, daß sie zu hohen Preisen ihnen die nothwendigen Lebensmittel verabreichen *). Der Druck von oben setzt sich an allen solchen Fällen nach unten fort.

Das Abklauben der so genannten Muskatblüthe wird den Sclavenkindern überlassen; sie muß monatlich abgeliefert werden, und der Parkeiner erhält für das Pfund 45 Deut.

Da der Muskatbaum das ganze Jahr hindurch zugleich Blüthen und Früchte trägt, setzt so sich auch die Ernte durch das ganze Jahr fort. Mit dem 9. Jahre beginnt der Baum zu tragen; er erreicht ein Alter von 75 Jahren. Die jährliche Ernte wird auf 500,000 Pfund Nüsse und 150,000 Pfund Muskatblüthen geschätzt.

Die Muskatnüsse müssen klein und rund, nicht wurmstichig und schwer sein, und, mit einer heißen Nadel durchstochen, ein gelbliches Oel ausschwitzen. Sie werden bekanntlich in der Küche auf Reibeisen gerieben, als beliebtes Gewürz namentlich in Suppen, auch medicinisch in Pulverform als reizendes und magenstärkendes Mittel gebraucht, sollen zu gleichen Theilen mit präparirter Kreide in

*) Julius Kögel „Das Gewürz-Monopol der Niederländer." Augsb. 1856, S. 875. Kögel erwähnt rühmend des Dr. Brandes aus Hildesheim, der den Park Rauang besitzt, seine Arbeiter freundlich und menschlich behandelt, ihren Lohn erhöht und so den Ertrag seiner Pflanzung binnen 3 Jahren verdoppelt hat.

Zucker genommen ſich gegen Magenkrampf heilſam erweiſen und werden auch als Zuſatz zu anderen Arzneien genommen.

Aus der Muskatblüthe preßt man den faſt blutrothen, ſehr koſtbaren und ſelten nach Europa kommenden Muskatbalſam, der auch aus Abfällen der Nüſſe, die in heißen Dämpfen erweicht werden, bereitet wird, gelbroth ausſieht und ſich talgartig verdickt. Man wendet ihn äußerlich als erwärmendes, nerven- und magenſtärkendes Mittel an und verdünnt ihn mit anderen fetten und ätheriſchen Oelen. Die Muscattinctur wird durch Ausziehung von 1 Theil Nüſſen und Blüthen und 6 bis 8 Theilen Weingeiſt gewonnen.

Für die Eingebornen der Molukken haben ſogar die großen Schalen Werth; man wirft ſie in Haufen zuſammen und läßt ſie vermodern, dann wächſt auf ihnen ein dunkelfarbiger Pilz, der als großer Leckerbiſſen verſpeiſt wird.

Die Pfefferſtaude.

Unter den Gewürzen des Pflanzenreichs iſt der Pfeffer das allerverbreiteſte und bekannteſte, faſt in jeder Hütte Europa's zu finden, bei den rohſten Völkern ſchnell ſich Eingang verſchaffend und gleich dem Salz, neben welchem es ſchon auf dem Tiſche als freundlicher Nachbar in einem Gefäßchen wohnt, zur Lebensnothwendigkeit geworden. Die größte Maſſe Pfeffer wird wohl von den Chineſen verbraucht, dann folgt Europa, das von den 50 Millionen Pfund, auf welche die Geſammtgewinnung des Pfeffers ſich belaufen ſoll, etwa den dritten Theil verzehrt.

Der Pfeffer hat nicht das feine und vornehme Aroma des Zimmets oder der Muskatnuß; es brennt nur herzhaft auf der Zunge und erwärmt kräftig den Magen, iſt aber für die Verdauung fetter, ſchleimiger Speiſen von unſchätzbarem Werthe.

Wir unterſcheiden weiße und ſchwarze Pfefferkörner; beide kommen von demſelben Gewächs, dem Piper nigrum *L.*, einer Kletterpflanze, die wie unſere Zaunwicke rankt, helle epheuartige Blätter hat und lange überhängende Blüthenähren treibt, die erbſengroße, hochrothe Beeren tragen, welche einen einzigen Samen enthalten.

Die grünen, noch nicht ganz reifen Beeren haben das meiſte Feuer; abgepflückt und getrocknet nehmen ſie eine ſchwarze Farbe und runzlige Oberfläche an. Je reifer die Beeren beim Abnehmen waren, deſto weniger runzelt ſich ihre Haut beim Trocknen. Durch kochendes Waſſer kann man dieſe Haut abſtreifen, ſo daß nur die kleine Beere fettartig und glatt erſcheint, aber auch an ihrer Kraft verloren hat.

Die reifen Beeren werden in Seewaſſer eingeweicht, dann durch Waſchen und Reiben von ihrer Haut befreit und getrocknet. Sie haben keine ganz glatte Oberfläche, ſind aber die feinere und theurere Sorte.

Die jungen Blätter der Pfefferpflanze ſind ſehr aromatiſch. Man kaut ſie, ſowohl um den Athem zu verbeſſern, als auch um dem Zahnfleiſch mehr Feſtigkeit zu geben; ſie haben etwas Erfriſchendes, wie die Blätter unſerer Krauſe- und Pfeffermünze.

Der Pfeffer gedeiht nur in heiß feuchter Luft und im Schatten anderer Pflanzen, an denen er ſich emporrankt. Sein Vaterland iſt die Küſte Malabar, von wo er auf die Küſte Koromandel, auf die Inſeln Borneo, Sumatra und Java, nach Singapore und Siam, auch in die neue Welt auf die weſtindiſchen Inſeln und nach Cayenne in Südamerika verpflanzt worden iſt. Der Malabar-Pfeffer behauptet jedoch den Vorzug, der meiſte Pfeffer aber wird auf Sumatra (gegen 30 Millionen engl. Pfund) gewonnen.

Da in der heiß feuchten Luft der Tropen das Unkraut überaus üppig wuchert, ſo erfordern auch die Pfefferpflanzungen, um ſie rein zu erhalten, viel Arbeit. Nur

während der heißen trocknen Jahreszeit läßt man ein langes Gras durchschießen, weil dieses den Boden feucht erhalten soll. Man vermehrt den Pfeffer durch Stecklinge, die leicht von dem knotigen Stengel abgebrochen werden können und alsbald Wurzel schlagen. Man zieht sie an Stangen und Pfählen oder an Bäumen, zwischen denen sie als Guirlanden hängen, wie die Reben zwischen den Ulmbäumen der Lombardei. In Malabar läßt man die Pfefferpflanze am Brodfruchtbaum (Artocarpus integrifolia) und Mangobaum emporranken, dessen untere Zweige man abhaut. Durch die Pfefferdünste werden dann aber die Früchte jener Bäume ungenießbar. Im indischen Archipel, namentlich auf Sumatra, wendet man den Dadap-Baum (Erythrina Corallodendron) hierzu an, indem man seine abgeschnittenen Zweige einige Monate früher, ehe man den Pfeffer pflanzt, in die Erde steckt, damit sie Wurzel treiben. Man gibt gewöhnlich einer Stütze zwei Pflanzen, in regelmäßigen Vierecken von 6 Fuß steht Ein Pfefferstock, der dann angemessenen Raum sich auszubreiten findet.

Ist der Pfeffer reif geworden, so schneidet man die 10 bis 12 Fuß hohe Staude bis auf 3 Fuß Länge ab, trennt sie sorgfältig von ihrem Stock und legt sie horizontal in Kreisform auf die Erde, so daß ihre Spitze wieder zur Wurzel kommt. Nun treibt sie von neuem und setzt eine Menge Blüthentrauben an. Auch läßt man wohl den mittelsten Schößling an seiner Stütze und schlägt bloß die Seitenschößlinge ein.

Jede Aehrentraube bringt 30 bis 50 Beeren; im 7. und 8. Jahre ist die Tragfähigkeit am größten (eine einzige Staude liefert dann 6 bis 7 Pfund im Jahr) dann dauert sie noch ein paar Jahre und nimmt plötzlich ab.

Der Pfeffer war zwar schon den Alten bekannt, aber noch ein seltener Gast in den Küchen der Reichen, denn — wie Plinius sich ausdrückt — man mußte ihn mit Gold und Silber aufwiegen. Wie hoch der Werth dieses Gewürzes noch im 5. Jahrhundert nach Christo geschätzt wurde, zeigt die Forderung Alarich's, welcher dem besiegten Rom neben Gold und anderen kostbaren Sachen auch 3000 Pfund Pfeffer abforderte. Unsere Kaufleute des Mittelalters waren stolz auf ihre Pfefferſäcke. Aus den Händen der Genuesen und Venetianer ging der Pfefferſack in die der Portugiesen, von diesen zu den Holländern über, und jetzt hält ihn John Bull, der in der Heimath des Pfeffers gebietet.

Der im Pfefferkorn enthaltene scharfe Gewürzstoff ist jedoch auch in manchen andern Pflanzenarten zu finden und wird auch vielfach benutzt. So z. B. gehört der Cayenne-Pfeffer (Capsicum baccatum) und der spanische Pfeffer (Capsicum annuum) in's Solanum- oder Kartoffelgeschlecht; aber beide haben höchst scharfe und beißende Beeren, die entweder mit Salz gepulvert (Cayenne-Pfeffer) oder auch mit Essig eingemacht, (spanischer oder Taschenpfeffer) als Pickles zu Fleischspeisen in den Handel kommen. Ohne Paprike — so heißt bei den Ungarn der spanische Pfeffer — möchte der Magyar schwerlich die Speckmassen verdauen, die er oft ohne Brod verschlingt.

Der Betel hingegen, dessen Blätter mit Arekanuß und Kalk gemischt den beliebten englischen Kautabak liefern, welcher die Zähne schwärzt und Gaumen und Zahnfleisch blutroth färbt, gehört wiederum zum Pfeffergeschlecht (Piper Betu.)

Noch von einer Pfefferart, dem Awapfeffer (Piper metistichum) wird auf den Gesellschafts-, Freundschafts- und Sandwichsinseln ein scharfes, berauschendes Getränk bereitet, indem man die gekaute Wurzel mit Wasser oder Kokosmilch aufgähren läßt.

Eine Nachricht aus dem Jahre 1220 besagt, daß, wenn am Tage Johannis des Täufers ein durchziehender Nürnberger Kaufmann der Obrigkeit von Worms 1 Pfund Pfeffer entrichtet, er für das ganze Jahr steuerfrei war. Königen und Fürsten ward bei ihrem festlichen Einzuge in den Städten außer dem Ehrenwein auch ein silberner Pokal mit Pfefferkörnern gefüllt überreicht und besonders ge-

ſchätzt. „Heilige“ erhielten außer der üblichen Wachskerze noch eine Tute Pfeffer. Ein Geſchenk von Pfeffer an Neujahrstagen oder Geburtsfeſten war ſehr willkommen.

Die Stadt Speier im Streit mit ihren Biſchöfen Friedrich von Bolanden und Sibotho von Lichtenberg.

Von H. W. Stoll.

Speier gehörte ſeit den Zeiten Heinrichs V. zu den freien Städten des deutſchen Reichs, deren überhaupt nur 7 waren: die Rheinſtädte Köln, Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Baſel und Regensburg. Sie waren keine Reichsſtädte, weil die Regierungsrechte nicht dem Kaiſer zuſtanden, und keine Landſtädte, weil ſie die Landesherrſchaft ihrer Biſchöfe nicht anerkannten. In Speier fügten ſich die Biſchöfe, welche früher als die Herren der Stadt gegolten hatten, willig in die von Heinrich V. geſchaffene Ordnung, und anderthalb Jahrhunderte hielten ſich die beiden Theile, Geiſtlichkeit und Bürgerſchaft, friedlich gegen einander in den ihnen angewieſenen Grenzen. Seit der verwirrten, herrenloſen Zeit des Interregnums aber, des Zwiſchenreiches, wo jeder ſich ſo viel Recht nahm, als er Macht hatte, begannen durch Rechtsverletzungen auf beiden Seiten allerlei Streitigkeiten zwiſchen dem Biſchof und der Bürgerſchaft, die ſich lange hinzogen und oft erneuerten, da das Reichsoberhaupt der folgenden Zeiten nicht die nöthige Macht hatte, den Wirren im Reiche zu ſteuern.

Die erſten Streitigkeiten der Art entbrannten in Speier ums Jahr 1264, als Heinrich, Graf von Leiningen, Biſchof war; doch ſind wir über den Verlauf nicht genau unterrichtet. Wir wiſſen nur, daß der Biſchof zuletzt nachgeben mußte. Sein Nachfolger, Friedrich von Bolanden (1272—1302), erneute den Streit mit der Stadt durch mancherlei Uebergriffe, ſo daß ihn im Jahre 1280 der Rath zwang, die Privilegien und Gerechtigkeiten der Stadt zu beſchwören und ihnen darüber eine Urkunde auszuſtellen. Im folgenden Jahre aber begann der Rath ſeine Angriffe gegen bisher beſtandene Rechte der Kleriſei. Dieſe hatte nämlich von Alters her die Frucht von ihren Pfründen in und außer der Stadt frei ein- und ausgeführt und in letzter Zeit den Getreidehandel faſt ganz an ſich gezogen. Sie kaufte auf dem Lande das Getreide auf, brachte es in die Stadt auf ihre Speicher und hielt ſo lange mit dem Verkaufe zurück, bis ſie eine Theuerung hervorgerufen; dann führte ſie zu Waſſer und zu Land das meiſte wieder aus, ſo daß die Stadt dadurch oft in die größte Noth gerieth. In ähnlicher Weiſe wucherte ſie mit dem Wein. Zu ihrem eignen Gewächs und dem Pfründwein kaufte ſie noch, ſo viel ſie konnte, auf dem Lande auf und führte ihn dann nicht bloß in großen Quantitäten wieder aus, ſondern trieben auch Zapfwirthſchaft für Fremde und Einheimiſche das ganze Jahr hindurch, ohne irgend eine Abgabe dafür an die Stadt zu entrichten. Zwar hatte Kaiſer Heinrich V. dem Rathe erlaubt, von dem Viehhandel ein Ungeld zu erheben, eine Weinſteuer als Beitrag zur Beſtreitung der vielfachen Ausgaben, welche die Befeſtigung und Vertheidigung der Stadt und die Sorge für Handel und Wandel erheiſchte; aber die Geiſtlichkeit hatte ſich faſt immer dieſer Abgabe zu entziehen gewußt. Die Bürger konnten daher im Weinhandel mit der Kleriſei nicht concurriren und hatte doch für die Erhaltung der Stadt, die auch der Kleriſei ihren Schutz bot, alle Laſten zu tragen, ſie mußte zu Bau und Beſſerung der Stadtthürme und Mauern, für Straßen und ſonſtige Bedürfniſſe Schoß und Steuer zahlen, „hüten, fröhnen, wachen und andere Dienſte und Beſchwerniß heben und legen helfen.“

Da ſuchte der Rath der Sache eine Aenderung zu geben. Er ſtellte öfter

und mit besonderem Nachdruck im Jahr 1281 der Klerisei vor, sie möchten die Beschwerniß der Bürger beherzigen und sie etwas erleichtern; da man doch in einer Ringmauer beisammen beschlossen sei, so möchten sie eine geziemlich Beisteuer auf sich nehmen und namentlich das Weinungeld, zu dem sie ohnehin verpflichtet sein, gleich den Bürgern entrichten. „Wenn die Glieder eines Leibes und einer Stadt, sprach der Rath, es treulich und gutherzig mit einander meinen und sich gegenseitig helfen, so leben sie in Fried und Wohlstand. Der Weisen Fabel sagt, daß ein hart beladener Ochs seinen Mitgesellen, ein Kameel, gebeten, doch einen Theil seiner Last auf sich zu nehmen, damit sie beide in einem Paß möchten neben einander gehen; das Kameel aber hat's verweigert, weßhalb der Ochs aus Ungeduld den Wagen umwarf, daß ein Theil der Ladung abfiel, den das Kameel hernach wider seinen Willen tragen mußte. Sie sollten die schweren, theuren Jahren erwägen. Denn Anno 1279 seien durch eingefallenen harten Winter alle Früchte verdorben, die Weingärten hätten kaum den zehnten Theil gegeben, so daß der Herbst für Nichts zu achten. So hätte in diesem Jahre 1281 der Schnee, so auf Mariä Lichtmeß gefallen und bis auf Ostern gelegen, unsäglichen Schaden gethan, daß ein Viertel Korn, das zuvor 4 Schillinge gegolten, auf 17 Schilling, und ein Schoppen Wein auf 9 Heller gekommen, da man zuvor die Ohm um 8 Heller gekauft."

Die Vorstellungen des Raths waren fruchtlos. Deßhalb beschloß er in treuer Sorge für der Bürgerschaft Wohl, daß Niemand bei der theuern Zeit Frucht aus der Stadt verkaufen dürfe, und traf Anstalt an den Thoren, daß Nichts hinauskommen konnte. Ferner befahl er, daß kein Bürger oder sonstiger Einwohner der Stadt bei der Geistlichkeit Wein holen lasse oder in die Trinkstube der Geistlichen gehe zum Weintrinken, und daß an den Thoren kein Wein der Geistlichkeit eingelassen werde, es sei denn erwiesen, daß derselbe auf eignem Gut und Erbe gewachsen sei oder von Gottesgaben herkomme. Auch wurde den Bürgern geboten, den kleinen Zehnten der Geistlichkeit nicht zu liefern. Die Geistlichen waren mit diesen Maßregeln natürlich höchst unzufrieden und sahen zugleich mit Furcht und großem Mißfallen, wie der Rath bei dem Münster in der Nähe der geistlichen Behausungen mehrere hohe Thürme zu erbauen begann, von denen aus man ihnen mit dem damaligen groben Geschütz der großen Bogen und Pfeile schlimm zusetzen konnte. Deßhalb baten sie ihre Freunde vom umwohnenden Adel um Beistand gegen die Stadt und richteten im Geheimen ein Bündniß mit ihnen auf, wonach diese ihnen zur Erhaltung ihrer bisherigen Rechte ihren Schutz versprachen. Der Bischof aber erließ an Rath und Bürgerschaft einen Befehl ergehen, daß man die gegen die Geistlichkeit erlassenen Gebote aufheben solle, da der Rath zu solcher Gewalt über die Klerisei kein Fug noch Recht habe; geschähe dies nicht innerhalb 8 Tagen, so würde aller Gottesdienst in der Stadt eingestellt werden.

Die nächste Folge dieses Zerwürfnisses war, daß es zwischen der Dienerschaft der Domherrn und der vornehmen adeligen Bürger fast täglich zu Schlägereien und allerlei Schädigung kam. Der Rath aber ließ sich durch die Drohungen des Bischofs und die feindselige Haltung der Geistlichkeit und des benachbarten Adels nicht schrecken. Wegen der allgemeinen Unsicherheit in dieser unruhigen Zeit hielt die Stadt eine gute Anzahl von Söldnern zu Roß und zu Fuß unter einem tüchtigen, tapfern Hauptmann, dem Ritter Johann von Lichtenstein, und zudem stand sie mit den Städten Worms und Mainz im Bündniß zu gegenseitiger Hilfe in jeder Bedrängniß. Er fuhr daher fort, sein Gebot in Betreff des Weins und der Getreideausfuhr aufs strengste zu handhaben, und beschleunigte nur noch die Arbeit an den Thürmen. Da befahl der Bischof der gesammten Klerisei, die Stadt zu verlassen, keine Messen mehr zu singen, Niemanden die Sacramente zu reichen, keine Kinder zu taufen, keine Todten zu begraben,

keine Kranken zu besuchen bei Verlust ihrer Pfründen und bei Strafe des Bannes. Die Geistlichkeit folgte und zog aus, nur zwei Priester ließen sich durch die Bürger bewegen zurückzubleiben und versprachen sich mit Hintansetzung des bischöflichen Bannes der Stadt zu Lieb und Leid, zu Glück und Unglück. Auch hatte der Bischof den Schultheißen, Vogt und Münzmeister ihrer Pflicht entbunden und ihnen verboten, Gericht zu halten; aber diese erklärten, daß sie Beamte der Stadt und nicht des Bischofs seien, und übten ihr Amt wie bisher.

Sobald der Bischof und die Klerisei Speier verlassen hatten, begann um die Stadt eine wüste Fehde, welche sich bis ins dritte Jahr hinzog. Der umwohnende Adel machte mit den Bischöflichen gemeinsame Sache, da die mächtige Stadt ihnen in den Zeiten des wuchernden Raubritterthums hart mitgespielt hatte. Sie litt keine Ritterburg auf drei Stunden Wegs von der Stadt und hatte neulich das Raubnest Lichtenstein zerbrochen, dagegen selbst die Burg Kropfsberg als Zufluchtsstätte und Schirmhaus für ihre Leute an sich gekauft. Die Bischöflichen überfielen die Dörfer und Güter der Stadt und der vornehmen Bürgerfamilien, plünderten und verbrannten sie, fahndeten auf die Bürger außerhalb den Mauern und machten alle Wege und Straßen unsicher. Dafür rächte sich das Volk in der Stadt, indem es die Häuser des Bischofs und des Klerus plünderte und zerbrach, Frucht und Wein und Hausrath wegnahm und unter sich vertheilte; oft auch machten sie unter ihrem tapferen Hauptmann von Lichtenstein Streifzüge in die Umgegend, suchten die Flecken und Dörfer des Stifts heim und überfielen die Rotten ihrer Feinde, wobei ihnen ihre Burg Kropfsberg von großem Nutzen war. Während dieser ganzen Zeit sorgte der Rath für eine bessere Befestigung der Stadt. Die angefangenen Thürme wurden vollendet, und da die Stadtmauer hinter dem Münster bei den Domstiftsbehausungen schlecht und niedrig war, so benutzte man die Abwesenheit des Klerus und erhöhte nicht bloß die Mauer, sondern zog auch diese Domherrnkurien zu der Stadtmauer hinzu.

Endlich, als beide Theile der verwüstenden Fehden, wobei Keiner gewann und Jeder verlor, müde waren, baten sie den König Rudolph von Habsburg bei seiner Anwesenheit zu Worms im Jahr 1284, daß er ihren Streit schlichten möchte. Der König zog den Bischof Heinrich von Basel und Bischof Gottfried von Passau als Schiedsmänner zu und verfügte, wie folgt: Der Bischof von Speier und die gesammte Klerisei kehren auf den nächsten Montag nach St. Ursula-Tag in die Stadt zurück, und der Rath versammelt durch das Zeichen der Glocken die Bürgerschaft und verkündet, daß sie nicht Macht gehabt, auf des Stiftes und der Pfaffheit Güter, Korn und Wein Verbot zu legen. Wenn Theuerung eintritt, so soll der Rath Solches dem Domdechanten berichten, damit er der Klerisei verbiete, Frucht aus der Stadt auszuführen; doch soll der Rath zuvor auch der Bürgerschaft die Ausfuhr verbieten. Wenn der Domdechant die Noth nicht für so groß hält, daß solche Maßregel gerechtfertigt sei, aber die Hälfte des Raths bei ihrem Eide erklärt, daß die Noth vorhanden, so soll der Dechant das Verbot erkennen; wenn jedoch der Rath den Bürgern erlaubt, ein bestimmtes Quantum Getreide den Rhein hinab auszuführen, so darf der Dechant der Klerisei die Ausfuhr eines gleichen Quantums gestatten. Den Nachbarn auf dem Lande dürfen beide Theile zu jeder Zeit ihr Getreide ohne Einschränkung verkaufen. In Betreff des Weinschanks soll der Bischof von Speier die Irrung innerhalb gewisser Zeit erörtern. Die geistlichen und weltlichen Gerichte sowie die Amtleute bleiben wie früher. Die Thürme und Befestigungen gehören der Stadt und bleiben, wie sie eben sind. Die Beleidigten der beiden Theile tragen ihren Schaden ohne allen Ersatz. Die Feindschaft zwischen dem Gesinde der Pfaffheit und der Bürger soll durch ein Schiedsgericht ausgeglichen werden. Die beiden in der Stadt zurückgebliebenen Priester werden von dem Banne des Bischofs gelöst und verbleiben in ihren

Stellen; überhaupt soll der Bischof jeglichen Bann aufheben und mit der Klerisei auf des Kaisers Bitt der Bürger Freund sein, und die Bürger sollen ihrerseits des Bischofs und der Pfaffheit Freund sein. Was an Zins und Gülten dem Klerus bei der Bürgerschaft rückständig ist, soll erlegt werden.

Die verschiedenen Punkte des Vertrags wurden ausgeführt, nur was dem Bischof auferlegt war, blieb ohne Erledigung, wie die Erörterung des Weinschanks, die Bestellung des geistlichen Gerichts, die völlige Aussöhnung der beiden in der Stadt gebliebenen Priester. Der böse Wille des Bischofs war allerdings hieran nicht allein schuld, sondern eine Unbesonnenheit zwang ihn bald nach Aufrichtung des Vertrags aus seinem Bischofssitze zu weichen. Als nämlich König Rudolph mit seiner Gemahlin, Agnes von Burgund, in demselben Jahre 1284 nach Speier kam, und der Bischof König und Königin empfing, erlaubte er sich, der jungen Frau beim Herabheben vom Wagen, hingerissen von ihrer hohen Schönheit, wider ihren Willen einen Kuß zu geben, worüber diese heftig erzürnt ward. Sie beschwerte sich bei dem König, und obgleich dieser die Sache nicht besonders übel genommen, da er, wie der Chronikschreiber sagt, selbst schöne Weiber und Jungfrauen zu küssen in Brauch gehabt, so mußte er doch, um Ruhe zu haben, dem Drängen seiner Gemahlin nachgeben und den Bischof mit seiner Ungnade bestrafen. Er ließ dem Bischof durch einen seiner Hofdiener vermelden, daß er in Zukunft sich enthalten möge, des Königs Gemahlin zu küssen, und wenn er je noch küssen wollte, so sollte er sich eine eigene Gemahlin schaffen. Darüber ist der Bischof so erschrocken und in Sorge gekommen, daß er den königlichen Hof und sein Bisthum verließ und sich in der Fremde hielt, bis der König Rudolph im Jahre 1291 starb.

Nach Rudolphs Tode kehrte der Bischof Friedrich wieder in sein Bisthum zurück, das inzwischen der Erzbischof von Mainz verwaltet hatte. Sobald er in die Stadt eingezogen war, ließ er, zumal da jetzt das Reich eines Oberhauptes ermangelte, seinem Hasse gegen die Bürger und seinen Herrschgelüsten freien Lauf. Er erklärte, die Stadt sei sein und des Stiftes Eigenthum, und verlangte, daß er nicht bloß die geistlichen, sondern auch die weltlichen Gerichte bestelle. Da der Rath solcher Anmaßung beharrlich widersprach, so weigerte sich der Bischof wieder den aufgerichteten Vertrag, das Gericht mit Schultheißen und Vogt zu besetzen, so daß wegen Schuldsachen und anderer Privathändel in der Stadt große Noth und Verlegenheit eintrat. Deßwegen ließ der Rath die Bürgerschaft durch die Glocke zusammenberufen und veranlaßte dieselbe zu dem Entschluß, daß sie ihre Händel wegen Schuldforderung vor den Bürgermeistern der Stadt ausmachen wollten. Der Bischof, durch solchen Ausweg noch mehr erzürnt, erlaubte sich jetzt noch mancherlei andere Eingriffe in die Rechte der Bürger, zog auf dem Lande die Leute der Stadt vor sein Gericht, erkannte die Freiheiten der Bürger nur in der Stadt an und forderte von ihren Gütern auf dem Lande Zins und Steuern und dergleichen mehr.

Zwei Jahre zogen sich diese Streitigkeiten ohne Lösung hin. Da ließ Bischof Friedrich im Jahr 1294 einen offenen Brief in den Kirchen verlesen, worin er dem Rath und der Bürgerschaft mit dem Banne drohte, wenn sie sich seinen Forderungen nicht fügten. Der Rath wandte sich dagegen mit einer Protestation und Appellation an den Papst zu Rom. Eine Entscheidung von Rom scheint nicht gekommen zu sein; da aber während der Uneinigkeit auf beiden Seiten viel Thätlichkeit und Beleidigung vorkam, die Unterthanen und Gemeinden in nicht geringen Schaden geriethen, so schlugen sich endlich mehrere friedliebende Leute ins Mittel und redeten dem Bischof zu, sich mit der Stadt zu vertragen, zumal da der größere Schaden und die größere Gefahr auf seiner Seite sei. Friedrich willigte ein und entsagte in einem neuen Vertrage allen bisherigen Forderungen.

Die Aussöhnung scheint nicht von Herzen gegangen zu sein, wenigstens blieb

auf beiden Seiten der alte Groll. Im Jahr 1296 entstand bei dem Unwesen der Fastnacht während der Nacht eine blutige Schlägerei zwischen dem Gesinde der Klerisei und etlichen Bürgern, wobei die letzteren übel zugerichtet wurden. Als die verletzten Bürger sich bei dem Rathe beschwerten und Bestrafung der Schuldigen verlangten, verweigerte der Dompropst die Auslieferung der Frevler, da sie als Gesinde der Geistlichkeit nicht vor ein weltliches Gericht gezogen werden könnten, wogegen der Rath geltend machte, daß die Frevler, wenn auch der Domherrn Hausgesinde, doch Laien seien und als solche dem obrigkeitlichen Amte des Rathes unterworfen; wenn der Dompropst auf seiner Weigerung beständе, so müßte der Rath nach Mittel suchen, sein Recht durchzusetzen. Und dies geschah. Die vom Rathe versammelten eine große Zahl ihrer Soldaten und Bürger und umstellten mit bewehrter Hand das Haus des Dompropstes, während die Hälfte der Rathsherrn sich zu ihm verfügte und ihn durch eindringliche Gründe schnell zu dem Handgelöbnisse zwang, daß er die Frevler dem weltlichen Gerichte ausliefern wolle; sie büßten in den Gefängnissen der Stadt ihre Schuld ab. Zu derselben Zeit entspann sich auch noch ein Streit wegen eines Gartens in der Stadt, den das Stift bisher im Besitze gehabt, der Rath aber als Eigenthum der Stadt an sich zog. So wurde die Erbitterung aufs neue angeregt, so daß die Geistlichkeit den Gesang in den Kirchen einstellte, und da der Rath sich dadurch nicht schrecken ließ, so machte der Bischof durch die Geistlichen von allen Kanzeln an drei Sonntagen hinter einander bekannt, wenn der Rath und die Bürgerschaft nicht von ihrer ungerechten Anmaßung abginge, so würde die Geistlichkeit in der Kirche zu Diedensheim Mittwoch nach Reminiscere zu Gericht sitzen und die Stadt in den Bann thun. Der Rath protestirte gegen ein solches einseitiges Vorgehen und trug durch seine Standhaftigkeit die Genugthuung davon, daß die Klerisei die Sache fallen ließ und ihren Frieden mit der Stadt suchen mußte. Von da an scheint Bischof Friedrich bis zu seinem 1302 erfolgten Tode Ruhe gehalten zu haben, wenigstens finden wir keine weiteren Irrungen in den alten Chroniken verzeichnet.

Der Nachfolger Friedrichs war Sibotho II. von Lichtenberg (1302—1314). Dieser wählte die ungünstigste Zeit, die Tage des Kampfes Königs Albrecht von Oestreich und der Reichsbürger gegen die rheinischen Kurfürsten, um die Händel seines Vorgängers aufzugreifen. Er verweigerte die in dem Vertrage von 1284 geforderte Erörterung in Betreff des Weinschanks, welche Bischof Friedrich beständig hinausgeschoben hatte, und verlangte ferner, daß die Stadt ihm als ihrem geistlichen Oberhaupte huldige, bevor er die Privilegien und Freiheiten der Stadt anerkannt hätte. Der Rath, das böse Spiel des Kirchenfürsten durchschauend, sann auf Mittel, wie er das Recht der Stadt aufrecht erhalten könnte. Er faßte den Beschluß, daß die Bürger bei der Geistlichkeit keinen Wein holen oder trinken, und daß die derselben schuldigen Gülten und Zinsen nicht an die Stifte, sondern an ihn entrichtet werden sollten, damit es bis zum Austrage der Sache die Gelder zur Werbung des nöthigen Kriegsvolkes verwenden könnte, und forderte dann von der zusammenberufenen Gemeinde eine Erklärung über diesen Beschluß. Nachdem die Zünfte die Sache in ihren Zunftstuben besprochen hatten, gaben sie dem Rathe die Erklärung ab, daß sie die Handlungsweise des Rathes für gut und der Stadt ersprießlich hielten, und versprachen zur Erhaltung ihrer Rechte Gut und Blut zu opfern; es sei billig, daß ein jeder Stand das treibe, was seinem Beruf und Amte zustehe, und die Pfaffheit dürfe die Bürgerschaft in ihrer Nahrung und Handthierung nicht hindern. Als die Klerisei vernommen, was zwischen Rath und Bürgerschaft beschlossen worden war, berieth sie, was zu thun, und verließ die Stadt. Die Predigermönche aber und zwei Priester blieben zurück und versahen den Gottesdienst.

Die Flucht des Klerus gab wieder das Zeichen zu einer verderblichen Fehde,

die 7 Monate lang dauerte und vielen Schaden auf beiden Seiten verursachte. Den größten Schaden litt jedoch der Bischof und die Geistlichkeit, da ihnen nicht bloß ihre Güter verwüstet, sondern auch allenthalben die Gefälle und Einkommen zurückgehalten wurden, so daß sie alle in Noth und Armuth und die gemeine Pfaffheit in großes Elend kam. Darum suchte der Bischof durch Unterhändler bei dem Rath um Versöhnung nach Da keine Partei sich der Treue der andern anzuvertrauen wagte, so hielt man den 6. September 1302 eine Tagfahrt auf freiem Felde vor dem Schieferstätter Walde und wählte von Seiten des Klerus die Ritter Eckebrecht von Dürckheim und Werner von Ruprechtsberg, von Seiten der Stadt zwei rittermäßige Rathsherrn von Mainz und von Worms zu Schiedsrichtern, deren Spruch folgendermaßen lautete: Die Geistlichen dürfen jährlich nur zwischen Ostern und Pfingsten ihren selbstgezogenen Wein innerhalb der Stadt verzapfen, den übrigen Theil des Jahres sollen sie ihren Wein selbst trinken; auch mögen sie zu jeder Zeit ihren eigenen Wein in ganzen Fässern verkaufen, fremden Wein dagegen dürfen sie nicht aufkaufen. Im Uebrigen sollen beide Theile ihren durch die Fehde verursachten Schaden tragen und die Gefangenen zurückgeben, den Priestern, welche der Stadt „in dieser Mißhelle gesungen," soll die kirchliche Strafe erlassen werden. Die städtischen Gebühren, welche bisher zurückgehalten wurden, werden der Geistlichkeit wieder gezahlt. Zehn Tage nachher gestatteten die Bürger dem Bischof den feierlichen Eintritt in die Stadt und die Empfangnahme der Huldigung, nachdem er das demüthige Gelöbniß abgelegt, daß er alle ihre Freiheiten schirmen, alle Zugeständnisse seines Vorgängers bestätigen und weder in Person noch durch seine geistlichen Richter irgend einen Bürger der Stadt bannen wolle, ohne daß derselbe im Wege Rechtens überwunden sei. So wurde es auch beständig in der Folge gehalten, daß der neue Bischof erst nach Bestätigung der Rechte der Bürgerschaft in die Stadt einziehen und die Huldigung entgegen nehmen durfte.

Mit diesem Vertrage gab sich ein Domherr von Speier, Matthias von Ettendorf, dessen Güter in dem Kriege besonders viel gelitten hatten, nicht zufrieden und klagte bei dem römischen Stuhle. Da er aber durch die Geistlichkeit von Speier nicht unterstützt wurde, so gab er den Proceß auf und „setzte seine Forderung auf die Faust." Im Bunde mit seinen Brüdern, den Rittern von Ettendorf, und anderem Adel steckte er die Dorfschaften, Höfe und Güter der Bürgerschaft in Brand, fing die Reisenden auf dem Lande auf, daß sie mit großem Lösegeld sich loskaufen mußten, und that der Stadt überhaupt alle mögliche Bedrängniß an. Die von Speier vergalten Gleiches mit Gleichem und setzten Ettendorf und seinen Helfern so zu, daß sie bald um einen gütlichen Vergleich nachsuchten. Die Schiedsrichter bestimmten, daß die Bürgerschaft die Pfründen und Gefälle Ettendorfs so lange nutzen und genießen sollte, bis sie sich ihres Schadens erholt hätte, und daß der Domherr mit 10 wohlgerüsteten Mann ein Jahr lang dem Rath und der Stadt gegen ihre Feinde zu dienen schuldig sei, doch ohne daß dieser Dienst ihn an seiner Ehre verletze. Dagegen sollte die Stadt denen von Ettendorf und ihren Helfern Sicherheit und Frieden halten, und wer gegen diesen Frieden handle, der solle mit Weib und Kind aus der Stadt geboten werden und nie wiederkehren. Mit dieser Rachtung waren wieder zwei vornehme reiche Bürger von Speier, Namens Srencket und Sidelmann, nicht einverstanden, da ihre Güter während der Fehde hart mitgenommen worden waren. Sie behielten sich eidlich vor, sich ihres Schadens auf dem Wege, auf dem sie ihr Gut verloren, wieder zu erholen, und siedelten mit Aufsagung ihres Bürgerrechtes nach Landau über.

Ungefähr 100 Jahre lebte seitdem die Stadt Speier mit ihrer Geistlichkeit in Frieden, bis im Anfang des folgenden Jahrhunderts Bischof Raban von Helmstadt (1396 — 1438) neue Zwietracht begann und durch erschlichene kaiserliche

Gnadenbriefe die Freiheiten der Stadt zu nichte zu machen suchte, was ihm auch bei dem Wankelmuth des Kaisers Sigismund nur zu gut gelang.

Dies und Das.

Das Bankerottmachen soll ein ganz gutes Spitzbubengeschäft sein für den, der es versteht, und mag leider auch oft genug in der Weise praktizirt werden, aber es ist doch nicht überall und immer. Die entsetzliche Handelsstockung in Amerika hatte in den Jahren 1857 und 1858 entsetzliches Unglück zur Folge.

Genaue Nachweisen haben herausgestellt, daß in den Vereinigten Staaten 1495 Bankerotte ausbrachen mit einem Verluste von 30,639,800 Pfund Sterling — ein Pfund Sterling zu 12 Gulden — und in dem englischen Amerika 45 Bankerotte, mit 1,094,000 Pfund Sterling, also in Summa in ganz Nordamerika 1540 Bankrotte mit 31,733,000 Pfund Sterling. Das ist ein Wort! Wie viel Familien mögen da Hab' und Gut eingebüßt haben, und welcher Jammer, welche Noth, wie viele Thränen mögen die Früchte gewesen sein? — Da hat denn auch mancher arme Deutsche sein im Schweiße seines Angesichts erworbenes Vermögen müssen hinschwinden sehen, und wie Mancher mag dabei gedacht haben: Wärst du im Vaterlande geblieben und hättest dich redlich ernährt? —

Das Meerwasser ist an vielen Stellen im Süden wie im hohen Norden ganz absonderlich gefärbt. An den Küsten von Grönland und weit hinein ins offene Meer erscheint es grünlich gefärbt, trüb und molkig. Genaue Untersuchungen haben erwiesen, daß diese Farbe und Trübung von Millionen lebender kleiner Thiere herrührt, die das bloße Auge nicht sieht, die man aber unter dem Vergrößerungsglase einzeln unterscheiden und in ihren Bewegungen beobachten kann. In der Nähe des Vorgebirges Pilares durchschiffte der Reisende Pöppig einen ungeheuer ausgebreiteten Streifen des Meeres, welcher eine starke rothe Färbung hatte; er war fünf deutsche Meilen lang und bestand aus zahllosen, winzig kleinen, roth gefärbten Thierchen. Das Leuchten des Meerwassers, das man unter fast allen Breitegraden, im Süden aber am meisten, an warmen, gewitterschwülen Abenden beobachten kann, kommt von unzähligen eben so kleinen Thieren, die an die Oberfläche des Meeres kommen und jenen mattgoldenen Schein verbreiten. Bisweilen färben auch kleine Pflanzen das Meer, die jedoch auch eine Art thierischen Lebens zu sein scheinen. So das Rothe Meer.

Man hat von den Grausamkeiten geredet, welche die Indier gegen die Engländer verübt und wenn sie nur halb wahr wären, so wären sie haarsträubend; aber höre man doch auch einmal den weltbekannten wahrheitsliebenden Russel, einen Engländer, der von einer englischen Zeitung (Times) nach Indien war geschickt worden, um aus Selbstanschauung über die Ereignisse des Krieges der Indier mit den Engländern getreu zu berichten. Er erzählt eine Begebenheit nach der Einnahme von Lucknow: „Bei der Rückkehr (aus der Stadt nämlich) in's Lager kamen Scenen (Auftritte, „Vorfälle) vor, welche England, die ganze Menschheit auf ewig schänden! Hier nur Eine! Als „die Füsiliere an's Stadtthor kamen, warf sich ein Kaschemirknabe, der einen alten, blinden „Mann führte, zu den Füßen **eines Offiziers** und flehte um Schutz. **Dieser Of-**„**fizier** zog seinen Revolver (Drehpistole) und drückt ihn gegen das Haupt des bittenden Kindes „ab! — Einige Soldaten schrieen: Shame! — das Zündhütchen hatte versagt. — Er zielte noch „einmal und drückte zum zweiten Male los. Das Zündhölzchen versagte. Zum dritten Male zielend „und losdrückend, — versagt das Zündhölzchen zum dritten Male. Zum vierten Male! — der „**tapfere Offizier** hatte drei Mahnungen zur Besinnung gehabt — war er glücklich; das „Lebensblut des bittenden Knaben floß zu seinen Füßen und zu denen des alten, blinden Großvaters!"

Das erzählt ein Engländer von einem Engländer und dazu von einem Offiziere, der ein „Vornehmer" ist, da nur solche die Offiziersstellen **kaufen** können, die in England eine — Waare sind. Da frage Einer nach den Quellen des Volkshasses! War der hochgestellte Engländer auch nur um ein Haar besser als die bluttriefenden Seapoys? —

Die Fundorte des Diamanten, welche theils in Gruben, theils in Wäschereien bestehen, befinden sich in Ostindien, Brasilien, im Uralgebirge Rußlands und an der westlichen Küste Afrikas und auf der Insel Borneo. Raolkonda in Indien ist unstreitig der reichste Fundort. Er liegt dort im Sande, den man mit spitzen Hacken aus den Spalten des Gesteins gräbt. Auf Borneo liegt er in einer zu Tage streichenden Lehmschichte, und hier muß man ihn aus dem Lehm herauswaschen. In den Gruben arbeiten meist Sklaven. Findet einer einen Diamanten von einem Gewichte über 15 Karat, so erhält er die Freiheit dafür. Die Ueberwachung der Sklaven bei dieser Arbeit ist unendlich schwierig, weil sie trotz aller Aufsicht und Vorsicht doch die werthvollsten Steine stehlen, indem sie dieselben — verschlucken, da ihre Bekleidung — sie gehen fast nackt — ein Verstecken unmöglich macht, es sei denn in ihrem wolligen Haare, das aber vorsichtig untersucht wird. —

Die Trauerkunde.

Eine Geſchichte von W. O. von Horn.

Mit einer Abbildung.

I.

Es ſind jetzt ſieben Jahre her, da hielt ich mich einige Wochen in Nürnberg auf. Die wunderſame, alte Stadt, dies Stück Mittelalter, das ſo gewaltig gegen unſere neuen Städte abſticht, feſſelte mich ungemein. Der Freund und Gaſtfreund, bei dem ich wohnte, machte mich überall auf das aufmerkſam, was mich anziehen konnte, da er meine Liebhabereien kannte. In ſeinem eigenen Hauſe war deſſen genug; denn dies alte, mit Erkern und Staffelmauern an den Giebeln, mit mancherlei bildlichen Darſtellungen an Thür- und Fenſtergewändern gezierte Gebäude gehörte zu den älteſten der alten Stadt, wie die Familie ſelbſt, die es ſeit Jahrhunderten in ihren abſteigenden Geſchlechtern bewohnte.

Wenn auch keine Familienchronik vorhanden war, an der etwa die Väter geſchrieben, um die Begebenheiten feſtzuhalten, ſo hatte die Familie ihre mündlichen Ueberlieferungen, welche gewiſſenhaft fortgepflanzt wurden von Geſchlecht zu Geſchlecht, und an gar manches Geräthe, Bild und dergleichen knüpften ſich ungemein anziehende Mittheilungen, von denen ſich Eine meinem Gedächtniſſe unauslöſchlich einprägte, die in dieſen Tagen durch das Bild, das die Maje zierte, wieder lebendig in meiner Seele wurde. Dieſes Bild hatte ich in dem lieben, gaſtfreien Hauſe in Nürnberg oft geſehen und mit der allerlebhafteſten Theilnahme betrachtet, weil es nicht bloß ein Meiſterſtück des Pinſels war, ſondern weil es faſt noch mehr durch den Gegenſtand allemal den Blick feſſelte, wenn ich in mein Gemach trat, deſſen Wand es zierte.

Wenn Nürnberg ein Stück Mittelalter iſt, ſo mußte dies Bild ein Stück Menſchenleben ſein, das drängte ſich dem Beſchauer alsbald auf. In einem Gemache, deſſen Fenſter aus ſeltſam geſchnittenen und gefaßten Glasſcheiben gebildet waren, deſſen Fußboden wieder aus eingelegtem Holzwerk in großen Blattmuſtern beſtand, an deſſen Seitenwand auf einem hohen Poſtamente die Büſte eines ſchönen Mannes, etwa am Ende der vierziger Jahre, ſtand, deſſen Kleidung darauf hinwies, daß er dem Kriegshandwerk nicht fremd geweſen, ſtellte ſich dem Auge eine rührende Gruppe dar. Von tiefem Schmerz bewegt, zeigte ſich eine dunkelgekleidete Frau auf einem Stuhle ſitzend und ihr noch ſchönes Haupt an das jugendliche der ſchönen Tochter lehnend, die wie ſie vom Leide ergriffen war. Ein etwa zwölfjähriger Knabe hielt mit gefalteten Händen den Arm der Mutter auf der rechten Seite und lehnte den ſchönen Kopf an dieſen Arm, der, ſo ſchien es, vorerſt ſeine einzige Stütze war. Daß die Jungfrau und der Knabe die Kinder der von Schmerz gebeugten Mutter waren, das hatte der Maler meiſterhaft in den Zügen ausgedrückt, wie es ſich denn auch noch in der vielfach verkleinerten Nachbildung des ſechſten Heftes dieſes Jahrgangs der Maje ausſpricht. Es waren lebenvolle Portraits, und da konnte das nicht wohl fehlen.

War es die Darſtellung einer Begebenheit, ſo mußte es eine niederſchmetternde Trauerkunde geweſen ſein, die auf Mutter und Kinder die Wirkung hervorbringen konnte, welche der alte Maler ſo ausdrucksvoll dargeſtellt hatte.

Einſt traf mich mein Freund, bei dem ich wohnte, wieder vor dieſem Bilde ſtehend.

Das Bild ſcheint Dich ſehr anzuziehen, ſagte er, und ich denke mir, daß es nicht bloß das Meiſterſtück des alten Malers in der Farbenzeichnung und Pinſelführung iſt, wie ausgezeichnet ſie auch an und für ſich iſt, ſondern auch der Gegenſtand, den ſein kunſtreicher Pinſel darſtellt.

Gewiß! Beides und das Letztere beſonders, erwiederte ich; denn die Bildniſſe

der drei dargestellten Personen sind offenbar Portraits, ja ich glaube, daß es die Darstellung einer wirklichen Begebenheit ist.

Wollte ich im Scherze und sprichwörtlich reden, erwiederte er lächelnd, so würde ich sagen: Du könntest Rathsherr von Nürnberg werden!

Also wirklich eine Begebenheit? rief ich lebhaft.

Freilich, und eine aus unserer Familie, entgegnete der Freund, die ich Dir erzählen will, wenn Du Geduld hast.

Statt aller Antwort zog ich ihn in einen jener mächtigen, mit gepreßtem Leder überzogenen Lehnstühle, unverwüstlicher Reste einer derben, ächten Vergangenheit, und setzte mich vor ihn.

Da erzählte er mir denn folgende einfache Geschichte.

Einer meiner Vorfahren, die sonst alle mit zahlreicher Nachkommenschaft gesegnet waren, hatte nur Einen Sohn, der sein Hoffen war; denn das blühende Handelsgeschäft, das über die Alpen hinüber zum fernen Genua und Venedig und den Rhein hinab bis zum fernen Amsterdam reichte, sollte in der Hand des edeln, kräftigen Sohnes noch höhern Schwung, noch weitere Ausdehnung gewinnen.

Wie oft alle, wenn auch noch so berechtigten Hoffnungen des Vaterherzens getäuscht werden, so ging's dem guten Herrn David, wie der Taufname meines Ahnherrn hieß. Sein Sohn, ein bildschöner, ungemein kräftiger und talentvoller Jüngling, der Wolfgang hieß, haßte so unergründlich tief Alles, was auf den Handel sich bezog, liebte dagegen Fechten, Reiten und Alles, was auf das Soldatenleben hinwies, mit solcher Macht, daß es Niemanden ein Räthsel blieb, daß es mit den zwei Augen des Vaters aus sei mit der Firma und ihrem Glanze, mit dem Handelsgeschäfte und seinem blühenden Aufschwunge. Wie konnte das ein eingefleischter Kaufmann leichtlich hinnehmen? —

Das beugte daher den Meister David unaussprechlich und die Mutter, weil es den Vater beugte; aber — was vermochten Bitten und Vorstellungen gegen eine tiefgewurzelte, aus dem innersten Wesen der Persönlichkeit des Sohnes hervorgewachsene Neigung?

Gezwungener Eid ist Gott leid, sagte Davids Bruder und Geschäftspartner. Laß ihn ziehen die blutige Bahn! Tödteten alle Kugeln und Schwerthiebe, so hörten Soldaten und Krieg auf. Finde Dich drein, Bruder David! Hat er die Hörner abgelaufen, so ist's noch gar nicht gesagt, daß er nicht vor dem Abendläuten noch in Deinem Stüblein am Hauptbuche sitzt und der Firma alle Ehre anthut — der liebe Gott führt die Menschen wunderbar.

Denkst Du nicht daran, wie unsres Vaters Brudersohn ein Maler werden wollte (und der hat dies Bild gemalt, schaltete der Freund ein, auf das Bild deutend), alle Vettern und Basen heillos eiferten und geiferten und es der Sippe als ein Brandmal anrechnen wollten, von Tünchern und Kleckſern redeten und alle Welt aufrührten, dem Jungen diesen Wurm aus der Nase zu ziehen? Was half's? Er ist ein Maler geworden und ein tüchtiger, bei meiner armen Seele! Der Vater blickte mit Stolz auf ihn, und wenn er die gelben Gesichter der alten Basen malte, lächelten sie gar wohlgefällig, daß er sie nicht zitronengelb, wie sie dreinschauten, nicht mit der geschrumpften Lederhaut, sondern lebensroth, lebensfrisch und lebenswarm malte und schalkig über seine Lüge lachte, nur die Leute ansah mit Augen, die sie nöthigten, auf und davon zu gehen, um nicht auszubrechen in ein wieherndes Gelächter, das sie und ihn um das reiche Erbe hätte bringen können.

Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ueber Einen Leisten werden nicht alle Schuhe gemacht. Laß ihn in Gottes Namen Soldat werden und denke, daß, wenn alle Leute Kaufleute wären, es auch schlecht an dem Markt für unsre Waaren stünde. Bei seinem entschiedenen Wesen traue ich ihm zu, daß er Dir

eines schönen Morgens durchgebrannt ist, und Du das bittere Nachsehen hast. Dann reißest Du allen Nürnberger Klatschschwestern erst recht das Maul auf; Deine Neider und Gegner lachen in die Faust, und — es ist so, wie es wird, wenn Du seinen Wunsch erfüllst. Wer von zwei Uebeln das kleinste wählt, ist eben ein Pfiffikus. Sei auch Einer, daß Du nicht der Geprellte wirst!

Der ehrliche Bruder war's nicht allein, der so redete, es gab noch andere Familienglieder, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck sitzen hatten und die auch für Wolfgang eintraten.

Es war ein schwerer Kampf in dem Handelsherrn David, aber der gesunde Verstand siegte am Ende, und Wolfgang trat als Kornet in ein Reiterregiment, und das rothe Wamms und der Federhut standen dem schönen Jungen prächtig, und er tummelte den stolzen Rappen, den ihm der Vater in Holstein kaufen ließ, daß es eine Lust und Freude war. Kurzum, er war Soldat, und Herr David gewöhnte sich an das Unvermeidliche, Unausweichliche und machte eine gute Miene zum bösen Spiele, wofür er die Geschichte in seinem Herzen erklärte, und der Wolfgang kam bald zu höhern Ehren, weil er muthig, tapfer und brav war.

II.

Als Tilly Magdeburg erobert hatte, fuhr der Freund fort, denn in jene Zeit fällt die Reihe der Begebenheiten, die ich Dir mitzutheilen habe, da wütheten, wie Du weißt, alle Gräuel des Krieges in der unglücklichen Stadt, und des Jammers war ein vollgerüttelt Maß. Brand, Mord, Raub, Gewaltthat — das bezeichnet die Thaten der Soldaten, denen jenes Wort Tilly's Thür und Thore öffnete: „Der Soldat muß auch seine Freude haben!"

Dies heillose, entsetzliche Treiben herrschte eben in voller Ausdehnung. Da ritt von einem Reitknechte begleitet ein Rittmeister durch eine der Straßen Magdeburgs. Ihm blutete das Herz, wenn er die Angst- und Nothrufe aus den Häusern und das rohe Brüllen der Soldaten vernahm. Mehrmals war er abgestiegen und eingetreten und hatte den Gräueln eine Grenze gesetzt; aber konnte er Allem wehren? — Lag es in seiner Macht, wie es in seinem Willen lag?

Rascher ritt er von dannen, um endlich aus dem Bereiche der unglücklichen Stadt zu kommen; denn er hatte einen Auftrag des Feldherrn zu erfüllen, der ihn aus der Stadt führte.

Plötzlich stutzte sein Pferd und bäumte sich; denn aus einem stattlichen Gebäude stürzte fliegenden Haares eine Jungfrau mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu und rief: Erbarmen, Herr, Erbarmen! Und vor den Hufen seines edlen Thiers stürzte sie ohnmächtig nieder; zugleich aber folgten ihr drei Reiter seines eigenen Regimentes, die sie ergreifen wollten.

Zurück! donnerte der Rittmeister, und sein Pallasch sauste durch die Luft.

Wie? rief Einer der vom Weine ihrer Sinne kaum mächtigen Reiter, wollet Ihr uns wehren, was uns der Feldherr erlaubt? und mit diesen Worten riß er ein Pistol aus seinem Gürtel und brannte es auf den Rittmeister los. Die Kugel flog, weil eine unsichere Hand sie gerichtet hatte, an des Rittmeisters Wange vorüber. Wüthend schwang dieser seinen Pallasch, und im nächsten Augenblick lag der Unhold mit gespaltenem Kopfe am Boden.

Wollet Ihr ihm folgen? rief er mit gewaltiger Stimme den Andern zu; aber dazu hatten sie keine Lust, sondern machten sich eiligst aus dem Staube, Alles Geraubte zurücklassend.

Der Rittmeister stieg ab, gebot dem Reitknecht, den Leichnam des Reiters auf die Seite zu schleifen, band sein Roß an einen Haken in der Wand und beugte sich zu dem ohnmächtigen Mädchen.

Leise ging ihr Athem noch. Er hob sie auf und trug die bildschöne Last in das Haus, aus dem sie herausgestürzt war. Dort legte er sie auf ein Ruhebett

und blickte nun in das liebreizende Gesicht, nachdem er die mächtigen Wellen des reichen, blonden Haares aus demselben gestrichen hatte. Mittlerweile war der Reitknecht ebenfalls eingetreten, der auf seines Herrn Befehl Wasser herbeiholte, um die Ohnmächtige zu besprützen. Sie erwachte, aber mit Todesschrecken sprang sie empor und wollte fliehen; denn sie meinte noch in der Gewalt der Soldaten zu sein.

Bleibt, edle Jungfrau, sprach Wolfgang, denn er war der Rittmeister. Seht in mir den, der Euch schützen und behüten wird!

Sie starrte ihn wie eine Irrsinnige an, und erst nach einiger Zeit verstand sie die beruhigenden Worte und erkannte in dem, der sie sprach, den Offizier, den sie um Rettung und Hülfe angefleht.

Es währte eine geraume Zeit, ehe sie völlig beruhigt war; dann aber stellte sie ihrem edelmüthigen Retter ihre Lage dar. Sie bewohnte mit einer alten Tante dies Haus. Diese Tante war vor einigen Tagen erst gestorben, und sie mit einer alten Dienerin war ganz allein gewesen, als die Unholde einbrachen, deren rohen Händen sie Wolfgang entrissen. Rührend flehte sie ihn an, sie nicht zu verlassen, weil sie sonst nirgends Schutz und Rettung zu finden wisse.

Des Rittmeisters Lage war eine höchst unangenehme. Zwar eilte die Botschaft nicht, die ihm Tilly aufgetragen, aber sie mußte doch noch an diesem Tage ausgeführt werden. Wie sollte er sie schützen in diesem entsetzlichen Zustande, wo die rohste und wildeste Gewalt in der unglücklichen Stadt herrschte? Konnten sich nicht in jedem Augenblicke die Zustände erneuern, denen sie durch seine Dazwischenkunft entronnen war? Wühlte nicht der grausige Brand in einem großen Theile der Stadt, und konnte er bei dem fesselosen Treiben der rohen Kriegsknechte nicht auch in dieser Stadtgegend jede Minute ausbrechen?

In keiner befreundeten Familie der Stadt fand sie Schutz, da jede ähnlichen Wechselfällen ausgesetzt war. Die allerverschiedensten Pläne durchkreuzten seinen Kopf, ohne daß Einer passen wollte. — Sie mußte mit ihm fort, darin lag allein die Hülfe, sie mußte in seiner Nähe bleiben, unmittelbar bei ihm, sonst war sie nicht sicher; aber als Mädchen? — Das hatte auch seine sorgenvollen Bedenken, und das größte lag ohne allen Zweifel in des Mädchens Seele selbst, wenn er den Vorschlag aussprach.

Der alte, treue Jacob, der seinem Herrn von Nürnberg aus gefolgt war, sah die Noth seines Herrn, erkannte die der Jungfrau, und in seinem Kopfe fand sich der einzig richtige Ausweg.

Er sagte leise Etwas zu seinem Herrn, und über dessen Züge flog ein freudiges Lächeln.

Das ist der einzige Ausweg! rief er aus. Dank Dir, Du alte, treue Seele! — Dann wandte er sich an die Jungfrau, ihr den Plan Jacobs eröffnend, der dahin ging, daß sie als Reitknecht den Rittmeister begleite, also männliche Kleidung anlege und ihr so schönes, weiches Haar zum Opfer bringen müsse, um unerkannt zu bleiben.

Daß in des Mädchens Seele ein Kampf entstand, das lag nahe; allein die Zeit und die Noth drängte, und ein andrer Ausweg bot sich nicht dar. Sie willigte endlich nothgedrungen ein. Jacob eilte fort. Es gelang ihm, Kleider zusammenzubringen. Er holte aus dem Quartiere seines Herrn ein Roß; unter der Scheere der alten Dienerin, die im Hause zurückbleiben mußte, fiel das schöne Haar, und als der Abend nahe war, folgte an Jacobs Seite ein wunderschöner Knabe in der Tracht eines Reitknechts dem Rittmeister zum Thore der Stadt hinaus, und die Thränen und Segenswünsche der alten Dienerin begleiteten sie.

III.

Die Nachrichten über die Ereignisse, welche diesem Tage zunächst folgten,

sind dürftig, fuhr der erzählende Fremde fort, aber soviel wissen wir, daß der kleine, schöne Reitknecht unangefochten durchkam, daß Wolfgang den Rest ihrer reichen Habe rettete, und daß sie einem altadeligen Geschlechte angehörte, dessen letzte Erbtochter sie war. Die Güter, welche ihr gehörten, blieben ihr unverkürzt.

Du weißt, daß in jenen Tagen der Winter allemal die Waffenruhe brachte und die Heere die Winterquartiere bezogen. Dem tapferen Rittmeister ward es gestattet, in seiner Vaterstadt die Ruhe des Winters zu genießen, und so stand denn der Einführung der schönen Geretteten in das Vaterhaus Nichts im Wege. Briefe hatten diesen Eintritt vorbereitet, und Jacob traf zuletzt selbst ein, um das Unebene noch vollständig zu ebenen und das noch etwa vorhandene Rauhe zu glätten.

Er war voll begeisterten Preises Angelika's, denn so hieß die Gerettete; sein Herz voll Liebe und Anhänglichkeit floß über, wenn er von ihrer Schönheit, ihrer Milde, Sanftmuth und Tugend sprach, und als endlich der Rittmeister mit ihr eintraf und der schöne, kleine Reitknecht in eine blühende, wunderholde Jungfrau umgewandelt worden war, da schlossen sie die Eltern Wolfgangs an ihre Brust und — bald in ihr Herz, so recht warm und tief ein.

Einem kundigen Auge konnte es nicht verborgen bleiben, daß in dem Herzen des kleinen Reitknechts eine tiefsinnige Liebe gegen den schönen und edeln Rittmeister entstanden war, und die Mutter sagte schon am Abend des zweiten Tages, seit Wolfgang und Angelika heimgekehrt waren, zu ihrem Eheherrn: David, ich meine, unser Wolfgang habe uns im Gewande seines kleinen Reitknechtes eine Schwiegertochter in's Haus gebracht. Es ist eine Kriegsbeute der edelsten Art. Was meinst Du, wenn wir die Geschichte zu einem freudigen Ende führten?

Ganz gegen seine Gewohnheit, Alles erst von allen möglichen Seiten zu beleuchten, ging er augenblicklich in die Anschauungsweise seiner Hausfrau ein und nickte lächelnd; doch sagte er: Ich und Du werden aber doch ihm nicht den Antrag stellen sollen? Ich denke, wir warten's ruhig ab. Wie mir der Handel zu stehen scheint, wird er bald genug herausrücken, und wir haben Zeit, das ruhig abzuwarten. Was Meister David gesagt, war richtig. Die Mutter war glückselig, daß er nicht hinten ausschlug, sondern so wunderbar schnell zustimmte. Das erklärte aber einfach Angelika's Wesen und Benehmen. War sie auf der einen Seite ein Muster züchtiger Jungfräulichkeit und weiblicher Sitte, so wußte sie auf der anderen durch ihre milde Art und Weise, durch die hingebende, ehrfurchtsvolle Liebe, welche sie Wolfgangs Eltern bewies, und durch die rastlose und geschickte Thätigkeit, womit sie die Mutter in der Führung des Haus- und Küchenwesens mitunterstützte, in dem Maße die elterlichen Herzen zu gewinnen, daß sie Tochter war, ehe sie durch des Geistlichen Segen das geheiligte Anrecht an diesen schönen Namen empfing. Ueberdies aber erschien sie durch das ihr gehörende Grundvermögen und durch die Abkunft von einer altadeligen Familie Sachsens in den Augen der Nürnberger Altbürger und namentlich in denen der Familie Wolfgangs als eine annehmbare und ebenbürtige Braut, und waren so schnell und mit gründlichem Nachdrucke alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, die sonst vielleicht sich riesengroß aufgethürmt hätten.

Wolfgangs Blicke mochten wohl auch den sichern Grund und Boden schnell geprüft und erkannt haben; denn an einem schönen Morgen trat er, die liebreizende Angelika an der Hand, zu dem freundlichen Alten und bat um ihren elterlichen Segen, der denn auch sogleich ertheilt wurde.

Wie glücklich war Angelika, und wie heiß und tiefgefühlt ihr Dank gegen den Herrn, der das Unglück so wunderbar gewendet, sie einen innig geliebten, edeln Gatten und sie mit Liebe umfassende Eltern hatte finden lassen! Freudenthränen, Thränen des wärmsten Dankes, glänzten fast immer in ihren schönen blauen Augen!

Ganz Nürnberg nahm Antheil, und einen recht aufrichtigen, an dem Glücke des Paares, und wenn auch Angelika gewünscht hatte, ihr Traufest in rechter stiller, einfacher Weise zu begehen, so verhinderten das die Familienverhältnisse und machten es zu einem glänzenden und großartigen, und als das Paar vor dem Altare der „Sebalderkirche" kniete und den Segen empfing, da meinten alle die zahllosen Theilnehmer an dieser Feier, die alle Räume der Kirche füllten, seit Jahren habe ein schöneres Paar nicht an diesem Altare gekniet.

Und darin, setzte der Freund hinzu, den Faden seiner Erzählung unterbrechend — hatten sie recht; denn wenn wir die Bilder drüben im Familiensaale betrachten, die uns der kunstvolle Vetter Maler überliefert hat, so müssen wir einstimmen in dies allgemeine Urtheil. Du kennst diese Bilder, schloß er seine Abschweifung, und ich konnte seine Ansicht aus vollem Herzen bestätigen.

Im harmlosesten Glücke flog der Herbst und Winter herum, und mit den Frühlingstagen erschallte die Trompete, welche den Rittmeister hinausrief auf die blutige Kriegsbahn. Da kehrte das Weh ein in Herz und Haus. Angelika wollte es sich nicht nehmen lassen, den theuern Mann zu begleiten.

Wer wird Dich pflegen? rief sie händeringend aus. Wer wird nach des Kampfes Mühen Dir eine Erquickung bereiten? Wer wird, — und bei dem Worte durchschauerte es ihr ganzes Wesen, — bei Dir sein und Deine Wunde verbinden, wenn — Dich ein solches Unglück treffen sollte? An Deiner Seite ist meine Stelle! O laß mich mit Dir ziehen! Ich kann dulden und ertragen, was mir droht. Ich habe es ja schon erduldet und ertragen, und es ist bei weitem so arg nicht, als man es sich vorstellt! Hier aber muß ich in Angst und Qual vergehen!

Da galt es ein Ringen mit der Liebe eines treuen Herzens, in dem Wolfgang oft nahe daran war, schwach zu werden und sich den Sieg entwinden zu lassen; aber Mutter und Vater traten an seine Seite in diesem Kampfe, und ihren vereinten Vorstellungen und Bitten gelang es endlich, den Sieg zu erringen, zumal das schönste Hoffen den Sieg auf ihre Seite neigen half.

Von dem Scheiden rede ich nicht, sprach der Freund, Du kannst es Dir denken, wie schwer es auf beiden Seiten war! Indessen hielt der, welcher gnadenreich Wolfgang und sein Weib bisher geleitet und geführt, seine schützende Hand über seinem Haupte, und wohlbehalten kehrte er als Obrister seines Regimentes in die Winterquartiere heim und drückte den Segenskuß auf die Stirne eines Töchterleins, das ihm freudestrahlend Angelika entgegenbrachte.

Nun war, als er im folgenden Jahre zum Regimente mußte, keine Rede mehr von Angelika's Begleitung; denn das theure Pfand ihrer Liebe forderte die ganze mütterliche Liebe und Pflege.

Und alle die Schwankungen des verheerenden Krieges, der dreißig Jahre lang unser schönes Vaterland verwüstete, gingen vorüber an dem Obristen, ohne daß er erheblichen Schaden genommen. Daheim aber war Vieles anders geworden. Die theuern Eltern waren zum Frieden eingegangen, und zu der wunderschön aufblühenden Tochter Adelheid kam ein Knabe, der nach des Vaters Willen den in der Familie erblich gewordenen Namen Wolfgang trug. Der edlen Mutter lag das Werk der Erziehung der Kinder ob, da der Vater nicht einmal immer in die Winterquartiere heimkehren konnte, wenn die Heeresstellung der Schweden es ihm versagte, ohne die größte Gefahr Nürnberg zu erreichen.

Meister David hatte, ehe er das Zeitliche gesegnet, seinen Bruder verpflichtet, die Firma zu erhalten; er hatte es so geordnet, daß sein Sohn Wolfgang, wenn er dem Kriegshandwerke entsagen würde, vollberechtigt als Partner eintreten konnte, ja in der Zeiten Ferne blickend, dessen Söhne, dem jüngeren Wolfgang, solches Recht gewahrt; aber er starb — und der Krieg brauste verheerend fort; seine Gattin folgte ihm nach, und der Friede lag in nebelgrauer Ferne; über

die beiden Gräber breitete sich eine feste Rasendecke, und sie sanken ein — aber immer noch loderte die Kriegsfackel über dem verwüsteten Deutschland, und immer noch führte Wolfgang das Schwert an der Spitze eines Regiments, das sich einen ehrenvollen Ruf in allen Schlachten erworben und bewahrt hatte, das seinen ergrauenden Obristen liebte und verehrte und blind ihm folgte, wohin er es führte.

Viel litt das treue Weib daheim im Nürnberger Vaterhause um den Gatten, den sie in so schweren Gefahren wußte. War eine der schweren, blutigen Schlachten geschlagen worden, dann zitterte und bebte sie, bis ein Zeichen des Lebens von dem geliebten Manne in ihren Händen war. Hätte der treue Jacob noch gelebt, sie wäre ruhiger gewesen; denn er hing mit voller Seele an seinem lieben Herrn; aber in einer Schlacht hatte eine Feindeskugel den Weg ins treue Herz gefunden, und seitdem war Angelika's Angst und Sorge größer und nagender. Sie bestürmte den Gatten mit ihren Bitten, dem Schwerte zu entsagen, aber immer blieb ihr Bitten umsonst, weil er hoffnungsvoll auf einen endlichen Frieden hinwies, der es ihm gestatten würde, ehrenvoll seiner kriegerischen Laufbahn eine Grenze zu setzen. Aber wo lag dieses unseligen Krieges Ende? — Wann durfte das zerrüttete Vaterland hoffen, im Frieden wieder aufzuathmen und zu genesen?

O, es ist schwer, eines Soldaten Weib zu sein, seufzte sie oft; denn das arme Herz wird nicht ledig der peinigenden Angst und Sorge und zittert der Botschaft entgegen, die es dennoch wieder mit Sehnsucht erwartet.

IV.

Der Krieg hatte sich mit seinen wunderbaren Schlangenwindungen wieder in das schwer heimgesuchte Herz Deutschlands gezogen, fern von Nürnberg donnerten die Feldschlangen und mähte das Schwert in den Reihen der Kämpfenden in einer blutigen, mörderischen Schlacht, die dennoch des Krieges Loos nicht endgiltig entschied. Furchtbar war die Niederlage auf der Seite der Besiegten, in deren Reihen der Obrist mit seinem Regimente focht. Die Schweden siegten, und die kaiserliche Armee floh, verfolgt von den siegenden Schweden. Vergebens war es, daß Wolfgang sein Regiment dem Feinde muthig entgegenstemmte; über die Hälfte der tapferen Reiter deckten die Wahlstatt; ein großer Theil wurde gefangen, und nur einem kleinen Reste gelang es, sich zu retten. Als sie sich in sicherer Ferne sammelten, fehlte der Obrist. Der Heerführer vermißte schwer den tapfern Reiterführer. Er ließ durch einen Parlamentär einen vollgültigen Austausch dem Könige Gustav Adolph für ihn anbieten; denn auch die Kaiserlichen hatten hohe schwedische Offiziere unter ihren, wenn auch wenigen Gefangenen; aber unter den Gefangenen der Schweden war er nicht. Da blieb kein Zweifel, daß er gefallen war. Zwar fand man seine Leiche auf dem Schlachtfelde nicht, aber wer konnte sie erkennen, da das Raubgesindel, welches dem Heere folgte, noch während des Schlachtendonners die Gefallenen plünderte und Manchem, in dessen Brust noch der schwache Funke des Lebens glimmte, den Gnadenstoß gab, um ihn desto gründlicher ausplündern zu können. Namentlich waren dies Schaaren jenes unheimlichen, heimathlosen Wandervolkes, der Zigeuner nämlich, die aus Ungarns und Böhmens Bergen und Wäldern wie gierige Wölfe in sicherer Ferne dem Heere folgten, Nachlese hielten in den geplünderten Städten und Dörfern und namentlich auf den Schlachtfeldern aufräumten und dann ebenso schnell wieder verschwanden mit ihrem Raube, als sie fast urplötzlich erschienen, wenn eine solche schreckliche Ernte einzuthun war. — Auch nach dieser Schlacht, als das schwedische Heer dem fliehenden Feinde auf dem Fuße folgte, bedeckten diese „Heerwölfe", wie sie die Soldaten jener Zeit in ihrem glühenden Hasse nannten, die einzelnen Stätten, wo hitzige Gefechte Statt gefunden und Leichenhaufen sich thürmten, die sie umwühlen konnten nach Offizieren, ehe sie

sich mit dem zu begnügen genöthigt waren, was die Leiche des gemeinen Söldners ihrer unersättlichen Raubgier darbot.

Die Soldaten trauerten um ihren tapfern Obristen; der Heerführer beklagte seinen Fall, denn es war ein herber Verlust für das Heer. Er entsandte eine Botschaft gen Nürnberg an das tapfere Weib und die Kinder — und der Krieg nahm seinen blutigen Weg weiter, und ein Anderer rückte in Wolfgangs Stelle ein, der seine Werber aussandte und nach und nach die Lücken des Regimentes wieder ausfüllte. Dem Gefallenen wurde ein ehrendes Andenken bewahrt, bis des Krieges Wechselfälle es verdrängten; aber als die Botschaft gegen Nürnberg kam, da fiel der Schmerz lähmend auf das treue, liebende Weib, auf die Kinder, die ja auch wußten, was sie in ihrem ruhmgekrönten und doch so guten Vater verloren hatten.

Den Augenblick des ersten überwältigenden Schmerzes erfaßte der kunstfertige Vetter, der Maler, und trug, selbst klagend um den Verlust eines Mannes, den er geliebt, die Gruppe der Trauernden treu und wahr auf die Leinwand, und so ist das Bild entstanden, das Dich so gewaltig anzieht, und das auch ich nie ansehen kann, ohne daß es meine Seele in ihrem Tiefinnersten ergreift.

Der Freund schwieg. — Unsere Blicke ruhten auf dem Bilde, und wir lasen in den kummervollen Zügen den unaussprechlichen Schmerz, der die Herzen in jenem erschütternden Augenblick erfüllte. So sehr war der Maler mit seiner Seele dabei, als er das Bild malte, daß er der Marmorbüste hinter der Gruppe die vollste Aehnlichkeit mit dem Gefallenen lieh, sagte der Freund, und wenn Du sie mit dem Bilde Wolfgangs drüben im Familiensaale vergleichst, wird Dir über die Person, die die Büste darstellt, nicht der geringste Zweifel bleiben.

Es war so, wie der Freund sagte.

Ist denn aber, fragte ich den Freund, nie den Trauernden eine Gewißheit über den Gefallenen zu Theil geworden?

Gewiß! sprach der Freund, und eine Gewißheit, die alles Hoffen und Erwarten übertraf, die aber auch zugleich die Prophezeihung des Oheims Wolfgangs vollständig wahr machte.

Du weißt es, Freund, fuhr der Erzähler fort, daß die Zeit des dreißigjährigen Kriegs eine entsetzliche war. Alle Bande bürgerlicher, geselliger und sittlicher Ordnung waren gelöst. Elend und Jammer herrschte überall. Pestartige Krankheiten, dem Hunger und dem Elend entwachsend, folgten dem Alles zertretenden Fuße des Krieges, und der Tod mähte schauerlich die Bevölkerung nieder, also, daß Städte und Dörfer völlig verlassen und verödet standen, und keine Hand da war, die den Acker pflügte, kein Zugthier, das den Pflug hätte ziehen können. Räuberbanden, gebildet aus verlaufenen Soldaten, Zigeunern und verzweifelten Bürgern und Bauern, durchzogen das Land und verübten Gräuel, wie sie dieselbe von den Soldaten gelernt, die als Freund oder Feind gleich schrecklich waren. Dieser Zustand war allgemein, und sonderlich waren es die Klöster, auf deren wirklichen oder scheinbaren Wohlstand solche Räuber es abgesehen. Nichts blieb dann den armen Mönchen übrig als schnelle Flucht in unwegsame Gegenden, auf die Gefahr hin, heute oder morgen entweder dem Hungertode oder der Mordlust einer Bande anheimzufallen.

Die Gegend, wo die Schlacht vorgefallen war, in der Obrist Wolfgang verschwand, war eine weitausgedehnte Haide, deren Oberfläche jedoch wellenförmige Erhebungen und Senkungen zeigte.

Schwergetroffen von einem Hiebe auf den Kopf, dessen Wucht der Federbut nicht brechen konnte, war Wolfgang vom Pferde gesunken. Das selbstverwundete Thier schleppte ihn eine Weile über die Haide hin, bis sein Fuß endlich den Bügel verlor, und er in einer Art von Mulde liegen blieb, worin ihn hohes Haidekraut deckte und zwar in dem Maße, daß nur ein Scharfsuchender ihn ent-

decken und finden konnte. Das Blut bedeckte sein Gesicht und rann wie eine Quelle, bis die Kälte der Nacht es stillte. Es war heller Tag, als er erwachte, geschüttelt von einem heftigen Froste und doch so ermattet, daß er kaum ein Glied zu rühren fähig war. Alle Vorstellungen von dem, was am gestrigen Tage geschehen war, was seine Lage herbeigeführt, schien in seinem erschütterten Gehirn ausgetilgt. Erst nach langsam wiedergewonnenem klaren Bewußtsein tagte allmälig die Erinnerung und die Bilder dessen, was er am Schlachttage erlebt. Wie er aber in diese Gegend gekommen und welche es sei, wo er sich befand, das blieben völlig ungelöste Räthsel. Von einer Schlacht hörte er nichts mehr, ja als er sich aufrichtete und mühsam aufstand, sah er Nichts, was ihn die Nähe einer solchen oder eines Schlachtfeldes hätte mögen erkennen lassen. Erst die Spuren des Geschleiftwordenseins an seinem Leibe und in der Haide ließ ihn eine Spur finden, das Räthselhafte aufzuklären. Das aber war nicht mehr rätselhaft für ihn, daß sein Pferd verloren sei und mit ihm Alles, was ihn einer großen Noth entheben konnte.

Er mußte sich wieder ins Haidekraut setzen, denn seine Kopfwunde schmerzte ihn heftig. Ein Schweißtuch, das er bei sich führte, wand er um den schmerzenden Theil, der keine Bedeckung mehr hatte als die natürliche des dichten, braunen Haares.

Mühsam stieg er auf eine der wellenförmigen niedern Bodenerhöhungen, um sich eine Rundschau zu erwerben; allein sie war trostlos. Ueberall die Haide, wohin er blickte; nur im Norden Wald, aber gewiß in der Entfernung einer Stunde. — Ueberlegend, was er beginnen solle, entschied er sich dafür, Alles aufzubieten, um den Wald zu erreichen, der die ansteigenden Höhen bedeckte. Hatte er auch nicht viel Hoffnung, Menschen zu finden, die er unter Umständen gar nicht finden mochte, so lag doch dort die Hoffnung näher, eine Quelle zu entdecken, die seinen Durst löschen, Wurzeln zu finden, mit denen er seinen nagenden Hunger stillen könnte.

Der Weg war weit, die Kraft gering, anhaltend zu gehen. So mußte er denn zusehen, wie er that. Oft streckte er sich, um auszuruhen, in das Haidekraut, und wenn er wieder einigermaßen Kraft gesammelt hatte, so schleppte er sich weiter, so gut es ging. Endlich war des Waldes Saum erreicht, und eine Stelle, wo das Grün des Grases und der Gesträuche üppiger und frischer war, verhieß eine Quelle. Unaussprechlich glücklich war er, als er sie fand. Erquickt durch den Labetrunk, suchte er Eicheln, Wurzeln, Schwämme und fachte sich von dürrem Holze ein Feuer an, um sie sich zu rösten.

Der aufsteichende Rauch mochte einem andern Unglücklichen ein Zeichen menschlicher Nähe gewesen sein; denn bald vernahm Wolfgang ein Rascheln im Gehölze. Er griff nach einer Pistole, die in seinem Gürtel steckte, und machte sie schußfertig, um, wenn es etwa „Heerwölfe" oder andere Räuber sein sollten, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Aufmerksam blickte er, soweit es die nahende Dämmerung litt, nach dem Orte, von wannen das Geräusch an sein Ohr geschlagen, und bald sah er eine dunkle, seltsame Gestalt daherschleichen, die er jedoch zum Glück noch zeitig genug für einen flüchtigen Mönch des Kapuzinerordens erkannte. Er rief den armen Kuttenträger, der halbverhungert daherwankte, an, und als sie sich gegenseitig von ihrer friedlichen Gesinnung überzeugt hatten, näherte sich der Kapuziner und sank mehr am Feuer nieder, als er sich setzte, und verschlang gierig diejenigen Wurzeln, Eicheln und dergleichen, die Wolfgang ihres unangenehmen Geschmackes wegen unbenutzt gelassen hatte.

Als der arme, ausgehungerte Klosterbruder seinen Hunger gestillt und aus dem Quell seinen Durst gelöscht hatte, begannen Beide sich zu verständigen und ihre Fährlichkeiten sich mitzutheilen. So stellte sich denn heraus, daß der Pater einem Kloster angehörte, das schon einige Zeit früher überfallen, geplündert und

zerstört worden war, und das etwa sieben Stunden von der Stelle, wo sie rasteten, entfernt sein mochte.

Der Kapuziner war für Wolfgang ein unschätzbarer Fund; denn nun konnte er sich zurechtfinden, erfuhr, wo er war, und konnte die Wege etwa entdecken, auf denen er gen Nürnberg gelangen konnte.

Ueberdies setzte die Regel des Ordens, dem der Mönch angehörte, seine Ordensglieder in den Stand, bis auf 10 bis 12 Stunden die Umgegend aufs genauste zu kennen, da es ein Bettlerorden war, und das sogenannte „Terminiren", wie die Kapuziner ihre Bettelgänge und Fahrten bezeichneten, die Ordensleute zum Umherwandern zwang. Der Laienbruder konnte zwar in der vom Kriege völlig ausgesogenen Gegend keine Aussicht auf einen Aufenthalt eröffnen, wo sie Beide sich erholen könnten, aber er besaß dennoch einige Kenntnisse von Heilkräutern, wie sie das Volk kennt und anwendet, und war dadurch und durch das Auswaschen der Kopfwunde und Entfernung des Haupthaares aus derselben im Stande, Wolfgang eine große Linderung seiner Schmerzen zu gewähren. Nachdem er die Wunde gereinigt und mit Heilkräutern verbunden hatte, gelobten Beide, sich nicht zu verlassen, und suchten sich im dichteren Walde eine Schlafstelle, welche sie durch Herbeitragen von Laub so behaglich als möglich zu machen suchten.

Schon nach einigen Tagen hatten sich beide Unglücksgenossen lieb gewonnen. Der Pater diente als Kundschafter, um feindliche Truppen zu vermeiden, als Bettler, der je und dann doch Etwas herbeitrug, was eine leidliche Nahrung darbot, und endlich als ein gewandter Aufsucher eßbarer Gegenstände in Wald und Flur. Erstern suchten sie, sich in der gradesten Richtung gen Nürnberg haltend, immer als Schutz festzuhalten, weil er mehr Sicherheit bot als das offene Land. Dadurch wurde freilich der Weg weiter, die Heimreise langsamer; aber die gewahrte Sicherheit fiel schwer in die Wagschale in einer Zeit, darin die größte Unsicherheit im Lande herrschte.

Zu ihrem Glücke hatten sich die kämpfenden Heere in eine Richtung gewendet, die der ihrigen gerade entgegengesetzt war, und sie hatten von dieser Seite her keiner Furcht Raum zu geben.

War der Kapuzinerpater Wolfgang unendlich viel werth, und trug er wesentlich dazu bei, daß er sich, wenn auch sehr langsam, doch gewiß der Heimath näherte, so war er durch das Heilen seiner Wunden ein noch größerer Segen für ihn. Dagegen fand der furchtsame Mensch in dem bewaffneten Soldaten wieder seine Sicherheit und seinen Halt. So ergänzten sie sich beiderseits, und ihre Wanderung fand, je mehr sie sich Gegenden näherten, wo die Wunden des verheerenden Krieges lange Zeit nicht aufs neue aufgerissen worden waren, immer weniger Hindernisse und immer bessere Förderung, obgleich der Obrist Alles verkauft oder vertauscht hatte, was ihn als Soldaten hätte kenntlich machen können. Daran trug der kluge Laienbruder große Schuld, aber der Obrist mußte seiner Klugheit huldigen und ihr alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Den Erlös theilte er treulich mit dem Gefährten, der seine Kutte ebenfalls mit alten Bauernkleidern vertauscht hatte. Sie konnten sich von dem Gelde je und dann Brod kaufen und andere Erquickungen bereiten, die um so höher anzuschlagen waren, je länger die armen Wanderer sie hatten entbehren müssen. Immer enger schlossen sich ihre Herzen aneinander; denn der Laienbruder des sächsischen oder vielmehr deutsch-böhmischen Klosters war eine unverdorbene, schlichte Natur, die den Obristen wie einen Vater liebte und wie ein Sohn für den Vater sorgte.

Endlich tauchten dunkelbewaldete Höhen am Gesichtskreise auf.

Was sind das für waldige Berge? fragte der Kapuziner.

Es ist der Spessart, versetzte der Obrist.

Hui! rief der Mönch, davon sind in unserm Kloster grausige Geschichten erzählt worden. Ihr müßt's ja wohl wissen, ob sie wahr sind?

Leider sind sie nicht alle erdichtet, erwiederte der Obrist; darum wollen wir ihn, so sehr es mich auch heimzieht, im weiten Bogen umgehen. Das geschah denn auch, wenn auch mit Widerstreben von Seiten des Obristen, der das Verlangen, die Seinigen wiederzusehen, kaum mehr bewältigen konnte.

Endlich erglänzten die Thürme Nürnbergs im Golde der Mittagssonne.

Wolfgang sank auf seine Kniee nieder und dankte dem Herrn, der ihn ungefährdet, wenn auch auf bittern Wegen, so weit dem Ziele seiner Wünsche und Hoffnungen zugeführt hatte. Ein Frachtfuhrmann, der nicht allzuschwer geladen, ließ die beiden bis zum Umsinken ermüdeten armen Wanderer bis zu den Thoren der Stadt auf seinem Wagen sitzen.

Ach, wie pochte Wolfgangs Herz!

Daß sie ihn dort für todt hielten, war unbezweifelbar; daß er also auch mit Vorsicht verfahren müsse, lehrte ihn sein Herz. Unbeachtet schritten sie durch die Gassen der Stadt bis zum Hause des Oheims Adam, der einst seinem Bruder David so eindringlich zugeredet, ihn Soldat werden zu lassen, und dann jenes prophetische Wort gesprochen, er werde das Schwert mit der Feder vertauschen und einst, wenn der Jugendmuth verbraust sein würde, am Hauptbuche sitzen und der Firma Ehre bereiten.

Wolfgang, der nie gezittert, wenn der Schlachtendonner die Luft und manches Herz erschütterte, bebte in dem Augenblick, als er über die Schwelle des bekannten Hauses trat.

Der Kaufherr trat ihm entgegen. Kaum aber hatte sein scharfer Blick eine einzige Secunde auf diesen männlich schönen Zügen geruht, so breitete er seine Arme mit dem Rufe ihm entgegen: Wolfgang, stehen die Todten auf?

Der Todtgeglaubte ruhte an des biedern Oheims Brust, und eine leise Frage rang sich ängstlich und sorgenvoll aus seinem Herzen: Lebt mein Weib und meine Kinder noch?

Sie leben, Wolfgang! erwiederte der tiefergriffene Mann; aber sie trauern um Dich, denn die Todesnachricht ist ihnen vom Heerführer gemeldet worden. Sie haben keine Hoffnung mehr!

Oheim Adam zog ihn in die Stube, wo sein Weib und seine Kinder den Vetter auf's wärmste begrüßten. — Hier wurden denn die Wege berathen, wie ohne Gefahr für die Theuern das Wiedersehen einzuleiten sei.

Da trat der verwandelte Kapuziner mit einem guten Vorschlage hervor. Er wollte bettelnd in das Haus Angelika's gehen und dort durch seine vorsichtigen Erzählungen die ersten Hoffnungsstrahlen in die gebeugten Herzen fallen lassen; dann sollte Oheim Adam mit bestimmterer Nachricht folgen und so endlich das Wiedersehen eingeleitet werden. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und der Kapuziner trat seinen Weg an. Es ging nach Wunsch. Er wußte die Aufmerksamkeit der Diener, durch diese die der Herrin auf sich zu lenken. Ihr theilte er Dinge mit, die einen tiefen und mächtigen Eindruck auf sie hervorbrachten. Dennoch wußte er seine Erzählungen so zu halten, daß die Hoffnung immer noch eine schwankende und schwebende blieb, aber doch einen Funken in die Seele warf, der gewaltig nachhaltig fortglimmte.

Er kam zurück mit dieser Nachricht, und Alle freuten sich des guten Werkes des ehrlichen Menschen.

Nach kurzer Weile folgte dann nun, wie zufällig, der Besuch des Oheims und — dann eilte Wolfgang zu Weib und Kindern.

O, daß der Vetter Maler uns nicht das Bild des Wiedersehens gemalt hat als Gegenstück zu diesem Bilde, rief ich aus, und der Freund sprach das gleiche Bedauern aus.

Da war denn Glück und Freude nach Weh und Leid wieder eingezogen in das Haus der tiefsten Trauer, fuhr der Freund fort; aber Wolfgang schied nicht mehr von seinen Lieben. Er war als Soldat todt, um als Familienvater, Bürger und Kaufmann neu aufzuleben, wie es einst der Oheim geweissagt hatte. Er trat in die Handelsgemeinschaft ein, und Klugheit und Erfahrung von seiner Seite hob den Glanz des Hauses in der kommenden Zeit zu höchster Entfaltung, zumal der bald folgende Westphälische Friede ein solches Aufblühen förderte.

Der treue Kapuziner, der keine Sehnsucht trug, in ein Ordenshaus zurückzukehren, wurde ein werthgehaltener Diener des Handelshauses und entwickelte dafür ebenso viel Sinn als Fähigkeiten. Er wurde Protestant und verheirathete sich in Nürnberg und lebte glücklich und zufrieden, wie sein Herr und Freund, in den neuen Verhältnissen.

Der Freund endete hier seine Erzählung.

Nun ruhten meine Blicke mit andern Gefühlen auf dem schönen Bilde, — denn, hinter dunkeln Wetterwolken leuchte, wenn auch unsichtbar auf dem Bilde, ein heller Sonnenstrahl hervor, der auf klaren Himmel hindeutete.

Johannes Falk, auch Johannes von der Ostsee genannt.

Ein Lebensbild von Emil Ohly.

I.

Danzig.

Schon mehr als einmal ist es mir vergönnt gewesen, verehrte Leser, in unsrer „Maje" das Lebensbild eines großen Mannes euch vor die Augen zu führen, und hab' ich recht gehört, so sind euch meine Erzählungen auch angenehm und lieb gewesen.

Setzt euch darum nieder und hört mir wieder zu; von einem großen Manne will ich euch erzählen.

Fragt ihr mich, was meinen Mann zu einem sogenannten „großen Manne" gemacht, ob vielleicht das, was er geleistet habe, auf dem Gebiete der Wissenschaft, so muß ich euch antworten, daß er wohl manches Buch geschrieben, daß es aber Schriftsteller gäbe, die größer seien als er. Wohl lebte er und entfaltete seine besondere Wirksamkeit in einer Zeit, da man von Kriegen hörte und von Kriegsgeschrei, wohl ist er auch mit dem Kriegsungethüm in mehr als eine und zwar nahe, unmittelbare Berührung gekommen, — doch ein Kriegsheld war er nicht. War er ein Künstler? In dem Sinne gewiß nicht, in dem die Welt gewöhnlich das Wort versteht, daß er nämlich trefflich gemalt, unübertrefflich musizirt und allerlei Kunst verstanden habe, aus Erz und Stein zu bilden. Eine Kunst aber, die Wenige verstehen, verstand er wohl, die Kunst nämlich, dem alten Gotte im Himmel zu vertrauen und zu seinem Thron heilige Hände betend aufzuheben. Er verstand dazu die andere Kunst, in der Liebe seines Heilandes sich selbst zu verläugnen und in derselben Liebe den Armen und Verlorenen nachzugehen, sie zu suchen und zu dem rechten Hirten hinzuführen. So ist er auch wohl, weil er mit den rechten Waffen geistlicher Ritterschaft angethan war, ein Kriegsmann gewesen, aber ein Streiter Jesu Christi und für seines Reiches Sach' und Ehre.

Und wie der Herr und Heiland, dem er diente, der treuste Freund seines Volkes und seines Vaterlandes war, so war mein Freund, von dem ich euch erzählen will, ein ächter deutscher Mann, ein Volksmann, an dem kein Falsch war, bereit, für seines Deutschlands Ehre und Freiheit Gut und Blut und Leib und Leben einzusetzen. Liebe Leser, wenn sonst gar Nichts wäre, um dieser einen Tugend willen müßte man ihn aus dem Grabe der Vergessenheit emporziehen, und ihn

manchem Bummler und Buben unserer Zeit als Exempel vorhalten, dem das deutsche Vaterland um einen billigeren Preis noch feil ist als um den Judaslohn von 30 Silberlingen.

Doch nun zur Sache! Von wem will ich euch erzählen? Mein Held heißt

Johann Daniel Falk

und ist, alles Andern vorläufig gar nicht zu gedenken, der Gründer des ersten Rettungshauses für eltern-, heimathlose und sittlich verwahrloste Kinder auf deutschem Boden, des „Luther-Hofes in Weimar", gewesen.

Die Wiege ist das Ufer, an dem eines Menschenkindes Schifflein abstößt vom Lande, um nach einer kürzern oder längern Fahrt bei heiterem Himmel und ruhiger See, dann aber auch bei Sturm und Wetter, endlich am Grabsteine ohne Rettung zu zerscheitern.

Im Norden des deutschen Landes, an der Ostsee fernem Strande, da wo Weichsel und Nogat ihre Fluthen mit denen dieser See vermischen, auf dem sogenannten „Weichsel-Delta" liegt die altehrwürdige, reiche See- und Handelsstadt Danzig. Dort, an der sogenannten „Lastadie", den Schiffswerften gegenüber, stand das Wohnhaus des Perückenmachers Falk, und in diesem Hause die Wiege, in welche man anno Christi 1768, am Tage Simonis Judä ein weinendes Knäblein legte, — unsern Freund Johann Daniel.

In dem Zeitalter der Atzeln und Zöpfe, — welches, wenn auch in anderer Weise, bei uns noch fortlebt, — blühte für einen Atzelfabrikanten und Zopfdreher, der seine Kunst verstand, ein schöner, goldner Waizen. Wohl hatte der alte Falk, auch ein schönes Einkommen von seiner ereln Kunst. Doch wenn der Tisch im Hause sich deckte, so saßen außer den Eltern noch acht, sage acht Kleinigkeiten um denselben mit hungernden Magen und bewundernswerthem Appetite, und da ist's denn erklärlich, wenn die Stücklein Brod ein wenig klein ausfielen, der bekannte „Schmalhans" meistens Küchenmeister war, und wenn die Falk'schen Eheleute ihrer Capitalien wegen keine allzugroßen Sorgen und keine schlaflosen Nächte hatten. Wenn übrigens auch kein Ueberfluß da war, so hatte man doch auf der andern Seite nicht über Mangel zu klagen. Das Oel im Kruge versiechte nicht und das Mehl im Kad ging nicht aus, und das hatte wieder seinen guten Grund. Der Perückenmacher war früh an der Arbeit, spät davon, hielt Ordnung und Zucht in seinem Hause, vor Allem aber ließ er Gottes Wort die Morgen- und Abendspeise in demselben sein und vergaß es nie, daß fleißig Beten die halbe Arbeit und jene mächtige Hand ist, die die Vorrathskammern des Herrn öffnet und seinen Segen in das Haus leitet. Seine Ehefrau war der Brüdergemeinde von Herzen zugethan, hielt wie der Vater auf gut Hausregiment, und wie sie selbst die Bibel, den Katechismus und das Gesangbuch hoch in Ehren hielt, so lehrte sie ihre Kinder diese Kleinodien frühzeitig schätzen. Hier habt ihr, liebe Leser, das rechte Recept zur Führung eines Hausstandes, und die Antwort, auf die Frage, warum in dem Perückenmachershause an der Lastadie zu Danzig nie Mangel war: „Bet' und arbeit', dann hilft Gott allzeit!" Von solchen Häusern gilt das Wort des seligen Spitta:

Ein Wohlstand ohne Gleichen
Ist eines Christen Stand,
Wie er bei keinem Reichen
Auf dieser Welt bekannt.
Den kann auch Niemand rauben,
Wie feindlich er gesinnt:
Ein Christ ist durch den Glauben
Des reichsten Vaters Kind.

Unter solch einer kernhaften christlichen Elternpflege und Zucht muß ein

Kind körperlich und geistig gesund sich entwickeln, wie eine Pflanze, die in kräftigem Boden, unter dem geeigneten Himmelsstriche steht, oder, wie die Schrift sich bezeichnend ausdrückt, „wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen.“ Frühe schon zeigten sich bei unserem Johannes vortreffliche Anlagen und eine sonderliche Lernbegier, unterstützt von einer scharfen Beobachtungs- und Auffassungsgabe und einer lebendigen, besonders für alle gewaltigen Eindrücke empfänglichen Einbildungskraft. Was ist geeigneter, einem solchen jugendlich lebendigen Geiste immer neue und reichere Bilder zuzuführen, als das Leben in einer großen Handelsstadt, noch dazu am Ufer der See, auf deren Wogen alltäglich Schiffe kommen und gehen und mit ihnen Menschen aus allen Ländern und Völkern! So hat der Eindruck, den in seinen Knabenjahren ein ungeheurer Sturm mit Schiffbruch und sonstigem Weh auf ihn machte, lange bis in sein Alter hinein in ihm gehaftet, und diesem Eindrucke verdanken wir denn gewiß eines der schönsten Lieder, die unser guter Falk gesungen:

Wenn mit grimm'gen Unverstand
Wellen sich bewegen,
Nirgends Rettung, nirgends Land
Vor den Sturmwindsschlägen:
Einer ist, der in der Nacht,
Einer ist, der für uns wacht;
Christ Kyrie!
Du wandelst auf der See.

Einst in meiner letzten Noth
Laß mich nicht versinken,
Soll ich auch im bittern Tod
Well' auf Welle trinken.
Reiche mir dann liebentbrannt,
Herr, Herr deine Gnadenhand
Christ Kyrie!
Komm zu uns auf die See.

Nach dem Sturme fahren wir
Sicher durch die Wellen,
Lassen, großer Schöpfer, dir
Unsern Dank erschallen.
Loben dich mit Herz und Mund,
Loben dich zu jeder Stund',
Christ Kyrie!
Ja dir gehorcht die See.

Das Sprichwort: „Jugend hat keine Tugend,“ d. h. keine Jugendzeit eines Menschenkindes ist ohne Thorheiten, Sünden und Verkehrtheiten, bewährte sich auch an unserem Johannes Falk. Der alte Falk aber führte ein christliches, strenges Regiment, verstand das Wort des Mannes Gottes: „wer sein Kind lieb hat, der züchtiget es, und die Kinder mußten den Stab „Wehe“ in „Betretungsfällen“ tüchtig fühlen. Solche „Vaterprügel“, bei denen der sittliche Unwille über der Kinder Sünden und Thorheiten und der heilige Ernst die Hand führt, bei denen aber doch die Liebe durchleuchtet, jene Liebe, die das Kind um Gotteswillen liebt, — solche „Vaterprügel“ sind Blüthen, die hienieden schon auf dieser Welt, dereinst aber gewiß in der Ewigkeit goldne Früchte tragen und mit Dankesthränen seliger Kinder belohnt werden. Schlüge mancher Vater manchen Buben in der Jugend, so brauchte später der Herr nicht so gewaltig zuzuschlagen, um die „eiserne Ader“ unter seinen Gehorsam zu beugen.

Wie sah es denn um die sogenannte „Schulbildung“ des kleinen Falk aus? So fragt ihr mich, verehrte Leser, und ich finde die Frage ganz an ihrem Orte. Der Vater Falk war ein „praktischer Mann“, und bei solchen practischen Leuten „flaut es“ gewöhnlich in jenem Artikel, den man Wissenschaft nennt. Zöpfe und Atzeln werden ja bekanntlich nicht nach wissenschaftlichen Grundsätzen zusammen-

geſetzt und gewickelt. Das Bischen von den Regeln der Schönheit aber, nach denen ſie allerdings gefertigt werden mußten, um der Danziger Rathsherren und Bürger ehrwürdige Häupter würdig zu zieren, das ließ durch die Uebung leicht ſich aneignen. So war denn Johannes kaum etwas über das 10. Jahr hinaus, als der Vater ſeinen Schulſack für gefüllt erklärte, den Lieben aus der Schule heraus und in ſeine Künſtlerwerkſtätte hineinnahm.

Das war denn wohl ein Leid für den lernbegierigen Johannes. Studieren, ſich ganz den Wiſſenſchaften widmen, ein gelehrter Mann werden, das war das Ideal, das ihm vorſchwebte, ach und wie gerne hätte er, um es zur Wahrheit zu machen, Tag und Nacht und Nacht und Tag hinter den Büchern geſeſſen. Statt des Bücher- und Schulſtaubes ſollte er aber nun Puderſtaub ſchlucken von Tages Anbruch an bis hinein in die ſinkende Nacht, und wenn er einmal vom Stuhle hinwegkam, ſo war's nur, um bei den Kunden umherzulaufen, oder dem Vater die Brenneiſen nachzutragen auf ſeinen Künſtlerwallfahrten. Jeden Kreuzer Trinkgeld jedoch, den ihm die Güte der Kunden ſpendete, verwendete er dazu, ſich aus einer Leihbibliothek Bücher zu entlehnen, deren Inhalt er in mondhellen Nächten in ſeinem Bette verſchlang, oder mit denen er ſich in den Schein einer Laterne Abends auf die Straßen oder die „Beiſchläge“ der Häuſer ſtellte, ſelbſt im ſtrengſten Winter, bis er vor Kälte ganz ſtarr und ſteif geworden war. Hätte doch dieſen Eifer mancher faule Junge in hohen und niedern Schulen, mancher, der dem lieben Gotte die Tage abſtiehlt, den Eltern Kummer und Sorge, den Lehrern aber vergebliche Mühe und Aerger bis zum Sterben verurſacht.

Einer Lieblingsneigung zu folgen verſagte ihm der ſtrenge Vater, und das war die Neigung zur Muſik. Dieſe Neigung war ſo groß, daß der Knabe oft Stunden lang vor dem „Bohon'ſchen“ Hauſe in Danzig wie eine Bildſäule ſtand, wenn drinnen Klavier- oder Quartett-Muſik gemacht ward und die Werken deutſcher und ausländiſcher Tonkünſtler aufgeführt wurden. Das Inſtrument, dem er ſich unter Leitung des Muſiklehrers Dominikus zuwandte, war die Geige, und auf derſelben brachte er es bald ſoweit, daß er bei der Kirchenmuſik in der „Schwarzmünchenkirche“ die zweite Geige zu ſpielen befähigt war. Bei Gelegenheit der muſikaliſchen Aufführungen erwarb er ſich durch ſein freundliches und offenes Weſen die Zuneigung des Pater Lambert. Eines Tages nahm ihn der Pater bei der Hand und führte ihn in ſeine Zelle. „Herr Johannes, ſprach er dort zu ihm, hätteſt du wohl Luſt und Lieb', zu firmen und katholiſch zu werden, ſo möchte es dich nicht gereuen.“ Johannes aber war feſt in ſeinem Glauben. „Herr Pater, antwortete er, ich danke euch. Ich bin getauft auf Jeſum Chriſtum und Calvinum, und gedenke in dieſem Glauben chriſtlich zu leben und ſelig zu verſterben.“ Der Pater ſchwieg und hat keinen Verſuch wieder gemacht, den Johannes Falk in den Schooß „der allein ſeligmachenden“ herüberzuziehen.

Der Mißmuth über ſeine Lage, inſonderheit über die Hinderniſſe, die ihm der Vater nachdrücklich und mitunter handgreiflich entgegenſetzte, wenn er daran dachte, ſeinen Wiſſensdurſt zu ſtillen und es zu etwas mehr als zum Haarkünſtler zu bringen, war in dieſer Zeit ſo gewaltig groß, daß er wirklich einmal ernſtlich daran dachte, ſeinen Eltern heimlich zu entweichen. Er wollte zur See gehen und als Seemann ſein Glück probiren in der Welt. Mehrere Tage irrte er unentſchloſſen und mit ſich ſelbſt kämpfend in den Waldungen bei Weichſelmünde umher und ſuchte endlich bei einem Schiffer Dienſt zu finden. Dieſer jedoch, der es ahnte, daß der Knabe den Eltern entlaufen, ſchlug es ihm unter dem Vorwande ab, daß er des Engliſchen nicht mächtig ſei, und ermahnte ihn heimzugehen und ſich dieſe Sprache anzueignen, worauf ſich denn ſpäter das Weitere finden werde.

Stundenlang ſaß unſer Falk damals oft am Strande der See, ſchaute hinein in die dunkle Fluth oder ſah mit thränenfeuchtem Auge den dahinfahrenden

Schiffen oder den fliegenden Völkern nach. Das ganze Leid und Wehe seines Herzens schüttete er aus in einem Liede, welches wir unsern Lesern doch nicht vorenthalten dürfen:

Vögelein!
Jahr aus, Jahr ein,
Seh ich an der Ostsee kommen;
Keines hat mich mitgenommen
In ein fremdes Land hinein;
Vögelein, Vögelein!

Vögelein!
Jahr aus, Jahr ein
Sitz ich hier, ich armer Knabe;
Auf der Welt ich Niemand habe,
Hier auf diesem harten Stein;
Vögelein, Vögelein!

Vögelein!
Jahr aus, Jahr ein
Sollt ihr kommen, sollt ihr fliegen.
Und ich werde schlafen liegen
Unter diesem harten Stein;
Vögelein, Vögelein!

Der Vorfall mit dem Schiffer ist übrigens zunächst die Veranlassung dazu gewesen, daß unser Johannes Falk auf die wissenschaftliche Laufbahn geführt wurde. Bekanntlich hatte ihm jener Schiffer an der Danziger Münde die Erlernung der englischen Sprache empfohlen und von der Erfüllung dieser Bedingung die spätere Aufnahme in seinen Dienst abhängig gemacht.

In Danzig lebte „ein englischer Informator", Drommert mit Namen, und an diesen Mann hatte Johannes sich eine Empfehlung verschafft, wirksam genug, um ihm den unentgeltlichen Zutritt zu dessen „Informationen" zu verschaffen. Diese waren meist von den Söhnen Danziger Rathsherren, Patricier und Geldfürsten besucht, und die jungen Herren rümpften die hochgetragenen Nasen nicht wenig, als der Perückenmachersſohn im weißen Röcklein in ihren vornehmen Kreis eingeführt wurde. Ja „einer derselben, ein sonderlich dicknasiger vor Allen, der in blauem Mantel, mit der Feder auf dem Hute und dem Degen an der Seite gar stolz einherschritt," bekam jedesmal einen Kopf so roth wie ein aufgeblasener Puterhahn und wandte sich verächtlich um, wenn der arme Bube von der Lastadie in seine vornehme Nähe zu kommen wagte. Die nöthigen Bücher sich anzuschaffen, dazu hatte Johannes Falk die Mittel nicht, in ihren Büchern mit einzulesen, das erlaubten ihm die vornehmen Commilitonen nicht, und so hätte er von dem ganzen Unterricht auch nicht den mindesten Nutzen gesammelt, wenn nicht Herr Drommert selbst ihm sein eignes Buch geliehen und ihm erlaubt hätte, sich zu Hause aus demselben die jedesmaligen Lectionen herauszuschreiben. Gerade dadurch nun wurde er bei seinem unermüdlichen Fleiße bald sehr „sattelfest" in der Sprache, und die jungen Herren, die ihn im Anfang nicht über die Achsel angesehen, bekamen nun einen gewaltigen Respect vor ihm. Denn das, woran sie die Köpfe sich oft halbe Tage lang zerbrechen mußten, das war für unsern Johannes so zu sagen nur ein Frühstück.

Um diese Zeit lenkte es denn auch der Herr, daß der strenge Vater auf andere Gedanken gebracht wurde über die künftige Laufbahn seines Sohnes. Drommert hatte schon lange den Fleiß und die Anlagen seines Schülers mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet, einst aber, als derselbe eine nach Dromnerts Ansicht „meisterhafte" Uebersetzung einer Stelle des englischen Dichters Ossian geliefert und alle seine Mitschüler weit übertroffen hatte, befestigte sich der Entschluß in des treuen Lehrers Seele, solche Gaben und Kräfte auf eine andere Bahn als auf die eines Haarkünstlers oder Matrosen hinüberzulenken. Sowohl

er selbst als auch seine Mutter, „die am grünen Thore saß mit der schwarzen Sammetkapuze auf dem Kopf, eine Wittwe einsam, aber treu und rechtschaffen vor Gott," empfahlen den Jungen dem Pastor an der St. Petrikirche, Herrn Samuel Majewsky, und dieser setzte es nach genauer Prüfung unseres Johannes und nach vielen vergeblichen Bitten bei dem strengen Vater endlich durch, daß er seine Einwilligung zum Betreten der wissenschaftlichen Laufbahn, d. h. zum Studiren, gab.

Im Jahre 1781 hatte Johannes folgende Worte an einen Vetter geschrieben, der sich seiner anzunehmen versprochen hatte:

„Künftiges Jahr, geliebt's Gott, bin ich nun 13 Jahre alt und wachs' alle Jahre einen Kopf höher, und wer mich sieht, freut sich daran, daß ich so groß bin; aber daß ich mich freuete, wenn ich das sage, das müßte ich lügen, — denn ich denke so: ist Mancher groß und ein Esel dazu, was hilft's mir, daß ich so groß bin, da ich nicht studiren kann? Wenn ich auch Einer würde, nämlich ein Student, ach Gott! Herr Vetter, das wäre meine Lust! Aber mein Vater, der hat kein Ohr dazu. Meine Mutter wohl, aber die kann nicht, wie sie will. Nun, was hilft's? Da heißt's, schick' dich in die Zeit, bet' und arbeit', das Uebrige Gott befohlen!"

Jetzt sollte aber mit Gottes Hilfe seine Sehnsucht „nach den Büchern" gestillt werden.

Es war vier Jahre später, Ostern des Jahres 1785, als Johannes Falk in die St. Petrischule geschickt wurde. Unter der Leitung des Rector Pagni machte er dort rasche Fortschritte auf der Bahn der Wissenschaften. Die Schwierigkeiten jedoch, mit denen seine Lernbegierde zu kämpfen hatte, waren noch immer nicht hinweggeräumt. Der Aufenthalt in der St. Petrischule war ein nicht wenig „kostspieliges Pflaster." Zum Beweise dafür will ich nur Eins anführen. Zu Johanni eines jeden Jahres mußten die Schüler der „Prima," — d. h. der ersten Gymnasialklasse — bei dem großen Examen die Stube mit rothem Tuche beschlagen lassen, und jeder derselben mußte sich noch außerdem einen blauen Mantel mit gesticktem Kragen und mit goldnen Litzen anschaffen. Auch die Bücher und Lehrmittel kosteten viel Geld. Um die allerunerläßlichsten Ausgaben bestreiten zu können, war Falk genöthigt, täglich fünf, sechs, ja sieben Stunden Privatunterricht zu geben und kleinere Kinder buchstabiren zu lehren. Einer seiner ersten Informationen erhielt er bei dem „Schöppenherrn Samuel, Gabriel Schumann in der Langgasse, nahe der Matzkau'schen Gassen." Der Tag ging auf diese Weise für seinen Privatfleiß verloren, und er mußte die Nächte durchwachen, um das Versäumte nachzuholen. Ueberfiel ihn der Schlummer, so nahm er zu künstlichen Mitteln seine Zuflucht, um sich munter zu erhalten.

„Da trinke ich Kaffee," — so schreibt er an seinen Vetter, — „und stelle, um wach zu bleiben, die Füße in kalt Wasser, und da muß ich sagen, daß das ein recht probat Mittel ist, um wach zu bleiben." Freilich, liebe Leser, den Schlaf scheucht dieses Mittel wohl von den müden Augenlidern, und in dieser Hinsicht mag's „probat" genannt werden können; allein ein gefährlich, ich will aus eigner Erfahrung sagen, „mörderisches Mittel" ist's, das Einen jählings dem Tode kann in die Arme liefern, und warnen will ich jeden jungen Mann ernstlich, es unserm Johannes nachzuthun. Wer weiß, ob nicht das Leiden, das seinem Tode vorausging, eine wenn auch spät eingetretene Folge dieser jugendlichen Unvorsichtigkeit gewesen. Denn so, die Füße im eisig kalten Wasser, saß Falk hinter seinen Büchern oft ganze Nächte lang.

So war er denn nach seinen Wünschen auf der gelehrten Schule, und anhalten-

der Fleiß und eine eiserne Beharrlichkeit setzten ihn bald in den Stand, in die zweite Classe des „akademischen Gymnasiums“ in Danzig aufgenommen zu werden. In den Sprachen und der Geschichte war er hurtig einer der Ersten und hätte sich auch auf die Philosophie gelegt, wenn ihm dieselbe nicht für's Erste zu schwer gedünkt, zumal er in Erfahrung gebracht, daß einem der Herren Professoren die Philosophie so bedenklich auf die Nerven gefallen, daß er im Ernste an „diesem Uebel verstorben sei. Nun wollte er zwar mit der Philosophie sich bis auf Weiteres gedulden, allein ein um so größeres Verlangen zog ihn nach der Dichtkunst, „in die schöne Wunderwelt des Liedes und der Gesänge.“ Bei einem gelehrten Professor der Dichtkunst und Beredtsamkeit wollte er die Dichtkunst treiben und ging, nachdem er die ganze Nacht vor hoffnungsvoller Erwartung nicht hatte schlafen können, Schlag 10 Uhr des Morgens mit Herzklopfen in sein Collegium. Kaum aber hatte er Platz genommen, als die Thür aufging, eine lange, dürre Jammergestalt in blauem Plüschrocke schlotterbeinig hereintrat und auf dem Lehrstuhle Platz nahm. Der Mann zog aus seiner Tasche ein altes, vergilbtes Heft, legte es vor sich, räusperte sich lange, spuckte dazwischen zum öftern und trug dann mit näselnder Stimme, beständig an seinem Stockknopfe saugend, den Schülern eine dünne Brühe vor, die nach Nichts weniger als nach Dichtkunst roch. Johannes war starr vor Entsetzen. Du sollst ein Professor der Dichtkunst sein, dachte er, o wehe, wehe, arme Dichtkunst, und wie mag's erst mit der Beredtsamkeit aussehen! „Die babylonische Gefangenschaft“, wie Bettina von Arnim die Lectiones ihres „Geschichtskerls“ nennt, hatte um 10 begonnen, und war Punkt 11 aus. Der Professor der Dichtkunst schlotterte nach Hause, und Johannes schlich ihm klopfenden Herzens nach, um ihm zu Hause in seinem Musentempel zu sagen, wie ihn nach der Dichtkunst heiligem Quelle in heißem Verlangen dürste. Höflich, aber höchst trocken empfing ihn der dürre Professor, und Johannes sagte ihm von der Freude, bei einem gelehrten Herrn die Dichtkunst lernen zu dürfen, die Hoffnung aussprechend, er werde sich unter seiner Leitung bald zu einem Dichter bilden. Doch was geschah? Der dürre Professor zog das Gesicht, das schon lang genug war, sichtlich geärgert nur noch länger und immer länger. Er sei, — so sagte er, — nun 18 Jahre Professor der Dichtkunst und Beredtsamkeit, habe aber, Gott sei Dank, in dieser langen Zeit nie weder ein Gedicht gemacht noch auch eine Rede gehalten, und der Herr möge ihn vor solcher Sünde auch in Gnaden hübsch bewahren. Auch warne er, fuhr er fort, stets seine Zuhörer ernstlich vor der Dichtkunst, indem gewöhnlich Dichter und dergleichen Leute Windbeutel und Taugenichtse seien. Da stand dann Johannes wie vom Blitz getroffen vor dem gelehrten Mann, auf den er seiner Hoffnungen schönste gebaut. „Sagen sie selbst, herzliebster Vetter“, — schreibt er, — „ob's nicht curios ist, ein Professor der Vernunftlehre, dem sich die Philosophie auf die Nerven wirft, und ein Professor der Dichtkunst, der seine Studenten vor der Dichtkunst warnt!“

Der 2. Weihnachtstag des Jahres 1785 hätte leicht Falks Todestag werden können. Johannes ging nämlich mit seinen jüngern Bruder Karl fröhlich auf's Eis, Schlittschuhe zu laufen, lief „durch die grüne Brücke durch, aus den spanischen Reitern hinaus und hinter dem Bleckhause; das Gatter stand offen, und der Wind trieb so stark hinterher, daß Johannes schnell dahin flog wie eine Möwe.“ Sein Bruder war hinter ihm. Wie Johannes nach demselben sich umsehen will, geräth er an eine sogenannte „Wuhne“ *), will halten, kann aber

*) „Wuhne“ heißt in Danzig eine solche Stelle der Weichsel, die aus besondern Gründen nicht frieren kann. Zu Sommerszeiten nämlich, wenn der Fischfang im Gang ist, werden oft ganze Schiffsladungen verfaulter Fische von Polizei wegen in die Weichsel geworfen. Von dem daraus sich entwickelnden Oel erhält das Wasser eine so thranige Beschaffenheit, daß es an solchen Stellen im Winter fast nie, wenigstens nie fest zufriert. Der Verfasser.

nicht und fährt so hinunter in den offenen grausigen Schlund der Weichsel. Da nun das Wasser ihm in die Ohren brauste, so daß ihm war, „als wenn alle Kanonen von den Danziger Wällen losgelassen würden," befahl er seine Seele dem allmächtigen Gott, und — wie er gleich nachher erzählt hat, — sein erster Gedanke war: „So sollst du kläglich sterben!" Und sein zweiter: „Ach meine Eltern, meine liebe Mutter und mein herzliebster Vater! Daß ich euch Beiden diese Betrübniß in euerm Alter nicht ersparen kann!" Dann dachte er an seinen Bruder und sprach: „HErr Jesu, dir sterb' ich, dein bin ich todt und lebendig, mach mich selig!" „Wie ich Amen sagen wollt, — erzählt uns Falk — „fühlte ich plötzlich eine Hand, die mich aus der Tiefe hervorzog. Und dies war mein jüngster Bruder Karl, der, als er das Unglück sah, eilig herbeilief und trotz aller Warnungen der Fischer sich nicht abhalten ließ, sondern bloß der Eingebung seines brüderlichen Herzens gefolgt und mir zu Hilfe gekommen ist. Und wie der Fluß mich wieder heraufbrachte, ergriff er meine Hand, daß ich die blauen Male davon noch viele Monden werde an meinem Leibe tragen, und ob er gleich halb im Wasser lag und das scharfe Eis ihm Gesicht und Arme zerschnitt, daß ihm das Blut warm aus den Kleidern drang: hielt er mich fest, schreiend, weinend und betend, da er selbst jeden Augenblick zu versinken drohte, bis endlich die Fischer mit Stangen und Haken uns Beide herauszogen."

Und wie sie nun glücklich daheim waren, der Gerettete und das treue Bruderherz, das ihn gerettet hatte, als sie sich Beide von der Angst und von dem namlosen Schrecken ganz wieder erholt hatten, da kamen alle Freunde und Bekannte des Falk'schen Hauses in der Stadt Danzig und wünschten den Eltern Glück zu der Rettung der Kinder. Da saß man dann jedesmal froh und seelenvergnügt zusammen und pries den Herrn aller Herrn, der des theuern Johannes Tod in den Fluthen der Weichsel nicht gewollt hatte. Frau Anna Martens aber, Johannes Muhme, ein Glied der Brüdergemeinde und eine fromme, treue Seele, „die in der Heiligen-Geist-Straße wohnte und mit seidenen Tüchern und englischen Waaren einen Handel trieb," legte dem Geretteten wie zum Segen die Hand auf's Haupt und sagte: „Johannes, Gott ist abermals mit Dir gewesen. Er wird Dich nicht verlassen und versäumen, so Du ihn nicht verlässest; denn ich weiß und bin dessen ganz gewiß in meinem Geiste, daß Dich der Herr zu seinem Dienste hat erkoren."

II.

Abreise von Danzig und Aufenthalt in Halle.

Johannes Falk setzte seine Studien auf dem akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt rüstig und mit besten Erfolge fort. Als das Jahr 1788 herankam, hatte er die zum Beginne seiner Universitätsstudien nöthige Vorbildung und Reife erlangt und sollte nun die Universität Halle „an der Saale Strand" beziehen.

Die trefflichen Danziger Rathsherren hatten ihm zur Fortsetzung seiner Studien „auf der hohen Schule eine Geldsumme aus öffentlichen Mitteln verwilligt und wollten ihn nun auch mit ihren Segenswünschen und Ermahnungen aus seiner Vaterstadt entlassen. Als Alles zur Abreise nach Halle gerüstet und fertig war, da wurde denn unser Johannes feierlich auf das Danziger Rathhaus geladen und sollte dort den Rath, den Bürgermeister an der Spitze, im großen Saale versammelt finden.

Hier saßen auf ihren Sesseln die Rathsherren der alten Stadt Danzig, Männer mit greisen Haaren, und vor ihnen stand der arme Jüngling, der Perückenmachersohn, den sie in das Herz geschlossen hatten, und an dem sie eben das Wort des Heilands wollten erfüllen; „was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan." Die ehrwürdigen Männer reichten, Einer nach dem Andern, dem Jüng-

linge, der gesenkten Blickes und mit Thränenperlen im Auge vor ihnen dastand, die Hand. Einer der Rathsherren aber hielt die Hand fest und sprach mit gehobener Stimme das wunderbare und prophetische Wort:

„Lieber Johannes Falk! So ziehe denn von dannen. Geh' mit Gott! Unser Schuldner bleibst du; denn wir haben deiner uns angenommen und als ein armes Kind dich gepflegt. Zahlen mußt du die Schuld. Wohin demnach der HErr dich auch führen mag, und was deines Lebens künftige Bestimmung auch sei: vergiß es nie, daß du ein armer Knabe warst. Und wenn dereinst über kurz oder lang ein armes Kind an deiner Thür klopft, so denke: wir sind's, die Todten, die alten, grauen Bürgermeister und Rathsherren von Danzig, die da anklopfen. Weise sie nicht weg von deiner Thür."

Johannes gelobte mit Thränen in die Hände der Edeln, der Mahnung eingedenk zu sein, und wie schön und treu er Wort gehalten, das beweist jene Samariterherberge am Strand der Ilme, die er für die armen Kinder gegründet, das beweist das erste Rettungshaus auf deutschen Boden, „der Lutherhof in Weimar."

Von heißen Segenswünschen begleitet, das Studentenränzel auf dem Rücken, wanderte Johannes Falk durch Danzigs Thore nach der Musenstadt am Strand der Saale und dem „Frühlingsvogelleben" eines Studenten zu. Bald war das Ziel seiner Wünsche und seines Sehnens, die Stadt Halle erreicht. Falk miethete in einer abgelegenen Gasse sich eine Wohnung. Sie war keine Stube, sondern ein kleines, enges Stüblein. Ein Tisch, ein Bett, zwei harte, hölzerne Stühle, das war die ganze „Garnitur" seines Stübleins. O, wie hätte da unserer feinen, verwöhnten und verhätschelten Studenten einer sich umsehen sollen in diesem Studentenstüblein. Denn die jungen Herren sind jetzt im ungünstigsten Falle ein weiches Sopha auf ihrem Zimmer gewöhnt, um auf seinen Kissen den vom Studiren angegriffenen Kopf ausruhen zu lassen, ach! und ist doch oft so gar wenig darin. Doch für das genügsame Herz unseres Johannes war das Stüblein groß und seine Einrichtung vollständig reich genug. Ihm war so wohlig, so leicht und froh ums Herz wie der Lerche, wenn sie am sonnigen Frühlingsmorgen singend sich in die Himmelslüfte schwingt.

Freilich mußte auch Falk erfahren, was Jeder, auch der Begabteste erfährt, daß die Bücher und Collegiensäle keine Rosenbetten sind, und daß zu den Höhen der Wissenschaft kein „königlicher Weg" führe. Auch gibt's auf Hochschulen allerlei Sümpfe und Pfühle, die man standhaft und männlich umgehen, und Irrlichter, die man mit festem Blicke ansehen muß, wenn man von ihnen nicht getäuscht und irre geleitet werden will. Zeiten der Anfechtung kamen auch über unsern jungen Freund, Zeiten, in denen er viel irrte und sündigte, Stunden, da die Wirklichkeit mit ihren harten Gestalten und das Dunkel in der eigenen Seele die Träume seiner Jugend vernichten wollte. Da saß er manchmal in seinem Stübchen, schaute auf die einsamen Gassen hinaus, und die Seele wollte nicht so froh wie einst, die Flügel regen.

„O Vetter," — so schrieb er am ersten Mai im Jahre 1788, — „o liebster Vetter, wie oft wünsche ich noch, ein Kind zu sein wie damals, als die Hinterthür an meiner Eltern Hause offen stand, und ich hinaussprang in das Feld und auf die Schiffswerfte, welche die Sonne bestrahlte, und mit andern Kindern Ball und Reife spielte! Glückliche Zeiten, als rings die weißen Segel der Ostsee, in alle Weltgegenden einladend, vor mir lagen und jede jugendliche Hoffnung einnahmen! Wie oft habe ich mich über den blauen Fluß gebogen, der in stolzer Abendröthe dahinzog, Stundenlang

zugehorcht, wenn Alles ringsum bis auf das Echo in den Speichern still war, und nur hier und da eine polnische Rohrpfeife tönte, oder über die Gewässer, die ihr plätschernd antworteten, eine litthauische Schalmei rief. — Ach, das Alles ist nun vorbei, vorbei! So geht die Jugend! Aber ich will doch jung bleiben, so Gott mir hilft!"

Für den Leserkreis, für welchen wir das Lebensbild Falks entwerfen, ist es von weniger Interesse, über den Gang etwas Weiteres zu hören, den seine Studien in Halle nahmen. Wir dürfen uns aus diesem Grunde gewiß kürzer fassen, um dem eigentlichen Schauplatz der Thätigkeit Falks mit raschen Schritten zuzueilen. Sein Plan war, sich dem geistlichen Stande zu widmen, und so hat er in Halle das Studium der Theologie oder Gottesgelehrtheit ergriffen und getrieben. Die angeborne Neigung zur Poesie oder Dichtkunst, ja wir müssen sagen, die vorherrschende und überwiegende, brachte ihn von dieser Bahn ab. Er hielt sich für besonders berufen zur „Satyre", d. h. auf Deutsch: „zum Spottgedichte", zu der Art von Dichtung, die es sich zur Aufgabe stellt, durch die Geißelung menschlicher Verkehrtheiten, Thorheiten und Sünden einen heilsamen und bessernden Einfluß auf die Menschheit auszuüben. Daß sich von entschieden christlichem Standpunkte aus Viel, ja sehr Viel gegen dieses vermeintliche Erziehungsmittel der Menschheit im Ganzen wie des Einzelnen einwenden läßt, wird Jeder unserer Leser gar leicht einsehen. Wo der Spott anfängt, da ist es mit der Liebe, unserer Ansicht nach, nicht weit her, und die Liebe allein bessert. Der Herr selbst hat nie durch Spott auf die Menschen eingewirkt, sondern ist in dienender, barmherziger Liebe ihnen nachgegangen in die Sündenwüste und hat die Verirrten sie einfach durch sein lebendiges, gotteskräftiges Wort herausgerufen.

Schon in Halle, während seiner Studienzeit, lag Falk der satyrischen Dichtkunst ob und legte seine Gedichte in einem von ihm herausgegebenen „Almanach", d. h. alljährlich erscheinenden Taschenbuche, nieder. Dieses Taschenbuch ließ er von 1799—1803 erscheinen, während freilich daneben auch Anderes, mitunter in Prosa, d. h. in „ungebundener Rede" gedruckt wurde. In besondere Unannehmlichkeiten gerieth er durch die Veröffentlichung eines Angriffs auf das große Berliner Krankenhaus „die Charité" genannt, von deren Zustande und Verwaltung er sich durch den Augenschein überzeugt hatte. Die Gefahr, in der er schwebte, war so groß, daß er drauf und dran war, vor Gericht gestellt und des Landes verwiesen zu werden. Später jedoch nahm man in Berlin sein Wort in nicht geahnter Weise zu Herzen und besserte an der „Charité", was tadelswerth und zu bessern war.

Falks Herz stand schon lange mit all seinem Sehnen und Wünschen nach jener Stadt im deutschen Vaterlande, in der ein kunstliebender Fürst, der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, die größten Dichter und Denker der deutschen Nation, einen Göthe, Schiller, Herder um seinen Thron versammelt hatte. Da, in Weimar, dachte er, in gesundem Boden Wurzel schlagen und die Kräfte seines Geistes freier und reicher entfalten zu können.

III.

Weimar.

So sehen wir denn den jungen Dichter und Schriftsteller, dem, um diesen Ausdruck hier zu gebrauchen, „der Himmel voller Baßgeigen hing", im Jahre 1797 in der Stadt Weimar an der Ilme, und nicht lange hernach finden wir an seiner Seite eine junge, frische und fröhliche Lebensgefährtin, Ca-

roline Elisabeth, eine geborne Rosenfeld aus Halle. Das war nun freilich eine Heirath auf Nichts, eine Heirath, wie sie nur der jugendliche Leichtsinn schließen kann, und bei der das Wort des Danziger Professors, „daß die Dichtkunst die Menschen leicht, lustig und leichtsinnig mache", in Etwas wenigstens Bestätigung findet. Denn nur der hat eigentlich Grund zum Gottvertrauen, zum festen Vertrauen auf den, der die Vögel unter dem Himmel ernährt und die Lilien des Feldes herrlicher als in Salomons Pracht kleidet, der in einem soliden Lebensberufe stehend, dorten das Beten, aber auch — das ernste Arbeiten nicht vergißt.

Zu bemerken ist hier, daß sich zu dieser Zeit bei Falk das nicht vollständig findet, was man festes, biblisches und gläubiges Christenthum nennt, obwohl ihm zu keiner Zeit seines Lebens nachgesagt werden kann, daß er sich ganz vom Evangelium abgewandt und das Gebet versäumt habe. Seine Anstalt mag auch wohl anfänglich, wie aus dem Aufrufe hervorgeht, auf einem Boden gegründet worden sein, auf dem die Grundsätze der „allgemeinen Menschenliebe" etwas stark hervorleuchten. Doch wer will, die Zeit bedenkend, deren Kind ein Falk gewesen, sich bücken, um den ersten Stein auf ihn zu werfen? Die Grabschrift, die er für sich verfaßt und die wir später mittheilen werden, dazu manches Andere beweist, daß ein Umschlag mit ihm vorgegangen ist. Wer die Führungen und Fügungen Gottes in seinem Weimar'schen Leben nachdenksam verfolgt, wird in denselben die Hand des Herrn sehr leicht erkennen, die durch Nacht zum Lichte, durch Sturm zum Hafen, durch Kampf zum Siege und zum Frieden führt.

Die großen Geister der deutschen Nation empfingen Falk mit zuvorkommender Aufmerksamkeit und Freundlichkeit. Wieland und Göthe, besonders der Letztere, hielten beständigen Umgang mit ihm. „Das Verhältniß zu Göthe", — so schreibt uns Fräulein Rosalie Falk, Johs. Falks einziges, in Weimar noch lebendes Kind, — „hat bestanden bis zu dem Augenblicke, wo mein Vater, alle geselligen Verhältnisse abbrechend, sich dem einen Zwecke der Seelenrettung verwahrloster Kinder mit Aufopferung seiner sämmtlichen Zeit, ja seiner Gesundheit widmete. Mein Vater, der Jüngere, brachte dem großen Dichter den wärmsten Tribut seiner Verehrung. Zeugen davon sind seine Notizen, die er nach einem jedesmaligen Besuche bei Göthe in seinem Tagebuche aufzeichnete. Aus diesen Aufzeichnungen ist meines Vaters bekanntes Buch entstanden: „Göthe, aus näherem persönlichem Umgange dargestellt. Leipzig, F. A. Brockhaus 1852."

Um diese Zeit brausten die Stürme der französischen Revolution mit wüthender Gewalt herein, und auch Deutschland zuckte an allen Ecken und Enden. Gottes Geißel, der erste Napoleon, trat mit einer wahren Wollust Deutschland in den Staub und drang unaufhaltsam weiter vorwärts. Die Schlacht vor Jena war verloren, und aus Dörfern und Städten im Weimar'schen Lande flüchtete Jung und Alt, Groß und Klein, um, wenn auch sonst nichts mehr zu retten wäre, das nackte Leben wenigstens in Sicherheit zu bringen. Liebe Leser, da halfen in solcher Trübsal keine Schiller'schen und Göthe'schen Gedichte, — da half nur Etwas, und das war, die Hände emporrecken zu dem, dessen Arm nicht verkürzet ist zum Helfen, zum Herrn Zebaoth, stark und mächtig im Streit. Und siehe in Weimar, der Stadt, im engen Gäßchen und kleinen Stüblein, da wohnte ein Mann, der konnte beten und daneben auch die Hände rühren zu rüstiger Hilfe. Dieser Mann war unser Johannes Falk, auch „Johannes von der Ostsee" geheißen. Als in der endlosen Verwirrung Alles Kopf und Muth verlor, da war er in Weimar ein Rather und ein Helfer, überall Ordnung schaffend, Zucht übend, und überall, unter Freund und Feind, mit Besonnenheit und seltenem Muthe dem Unrecht wehrend. Der Herzog von Weimar, für solche Dienstleistungen von Herzen dankbar, erhob Johannes Falk zu seinem Rathe und zierte seine Brust mit einem Orden.

Für Falk war das keine Zeit der Freude, sondern der Betrübniß und des tief erschütternden Ernstes. Denn er erkannte die Hand des Herrn, die ausgestreckt war über dem blutenden Vaterlande, das seiner so sehr vergessen; und in Falks Seele ward immer klarer das halb verklungene, halbvergessene Evangelium, das er einst in Danzig von seiner treuen Mutter und vom Herrn Pastor zu St. Peter gelernt: „daß Christus ist unser einiger Heiland und Retter.“ O das ist ein großes Wunder, wenn ein Menschenherz, das lange widerstanden, sich endlich demüthigt unter dem Kreuze, und über neu geheiligte Lippen zum erstenmale das Zöllnergebet geht: „Gott sei mir Sünder gnädig!“

Die große Völkerschlacht bei Leipzig war im Jahre 1813 geschlagen, nachdem des Herrn Hand Napoleon schon in Moskau und auf seiner Flucht gewaltig gezüchtigt. Sengende und brennende Schaaren italienischer und spanischer Völker unter dem Herzog von Ragusa und dem General Bertram fielen auf dem Raubmarsche verheerend in das Weimar'sche Land ein, das schon durch frühere Kriegsjahre arm geworden war. Der Jammer und das Elend ist nicht zu beschreiben. Was fliehen konnte, floh, was bleiben mußte, zitterte; Weiber und Kinder jammerten.

Mitten in diesem Tumulte wandelte ein Mann in einfachem, grauen Rocke auf den Stätten der Plünderung und der Verwüstung, in den brennenden Dörfern unter den zusammenstürzenden Häusern umher, rieth, wo er rathen, half, wo er helfen konnte, und hat mehr als einmal, ohne daß eine feindliche Kugel ihn traf oder ein feindlicher Säbel ihn verwundete, den Soldaten die Beute wieder aus den Händen gerissen, — und dieser Mann war der Herr Rath Falk aus Weimar.

Selbst die Feinde hatten Achtung vor ihm und wichen oft scheu, wo er erschien, von dem schon begonnenen Frevel zurück. Der General-Commandant von Conhorn vertraute Falk selbst eine Schaar Soldaten an, um mehrere Dörfer gegen die Soldaten sicher zu stellen, und hatte strengen Befehl ertheilt, den Anordnungen desselben sich unweigerlich zu fügen. Gerne würden wir hier noch mehr Scenen der Plünderungsgräuel hersetzen, wie sie uns Falk in seinem „Kriegsbüchlein“ aufbewahrt hat; allein der Raum ist uns knapp zugemessen, und darum müssen wir diejenigen unserer Leser, die sich weiter für den Mann und sein Wirken interessiren sollten, auf dieses überall noch zu findende Buch verweisen. Zum Zeugniß nur für den barbarischen Sinn, der diese Schaaren beseelte, und für ihre beispiellose Rohheit stehe ein Vers des Liedes hier, welches man damals von jedem Soldaten singen hörte, und dann einige wenige Scenen von den Kriegsgräueln. Zuerst das Lied:

Buvons,
Brulons,
Mettons le feu à toutes maisons
Venons à cinquant, cinq cents,
Chiens, brigands, paysans
Ouvrez donc la porte. Pank!

Auf deutsch möchte das Lied etwa so lauten:

Laßt uns essen,
Laßt uns trinken!
Laßt uns plündern!
Brecht dem Bürger, brecht dem Bauer,
Brecht den Schelmen in die Häuser!
Mordet, brennt und raubt und schändet. Pank!

Dabei wurde mit Kolben an die verschlossenen Thüren geschlagen, und wo man nicht öffnete, so lange gefeuert, bis daß sie aufsprangen.

„Ich sah einen Unhold,“ — so erzählt uns Falk, — „der eine Wittwe zu Nacht durch die Gassen des Dorfes schleppte an einem Stricke und sie nicht

eher los ließ, bis eine Schildwache so viel Ehrgefühl hatte, auf das Schreien der Wittwe Feuer auf den Unhold zu geben."

„Ich sah auch einmal", — so erzählt Falk ferner, — „die Soldaten förmlich eine Schafschur halten. Sie hatten einem Pächter in Blankenhain, der nicht anspannen wollte oder konnte, sein Eigenthum, eine ganze Heerde spanisch Wollenvieh, mitgenommen. An diesem verrichteten abwechselnd Spanier, Brabanter, Franzosen und Deutsche (!) die Schur. Sie saßen dabei am Wachtfeuer und verkauften das Pfund Wolle zu 18 Pfennigen."

„Der Aufgang der Morgensonne über das große Feldlager", — sagt Falk im „Kriegsbüchlein," — versetzte mich gleichsam weit von Weimar hinweg in eine andere Weltgegend und machte mich, so zu sagen, mit meiner eignen Heimath unbekannt. Die Zelte standen in unzähliger Menge; die größeren Hütten nahmen sich recht munter aus, die Feuer brannten lustig, die Soldaten saßen davor. Einige kochten, Andere spielten, Andere wuschen und putzten. Achtzig Ochsen zum Frühstück waren angekommen und wurden sofort geschlachtet und vertheilt. Der Talg, die abgezogenen und zu Bergen aufgethürmten Häute, bildeten einen eignen Handelsartikel. Weiterhin schmetterte die Trompete, und es übte sich bei ihrem Klange eine Abtheilung französischer Reiter. Im Hintergrunde sollte ein Verkauf von Beutepferden abgehalten werden, es fanden sich aber trotz der äußerst billigen Preise, — 2 Thaler für das Pferd, — wenig oder gar keine Käufer; denn die Bauern hatten keine Lust, auch nur 2 Thaler für ein Pferd zu zahlen, das man ihnen am andern Morgen wieder abnahm."

„Uebrigens wurde das Lager gegen Morgen noch viel unruhiger. Ein großes Kaffee-Bivouak, wozu die Fuhrleute von Leipzig, Frankfurt u. s. w. den Kaffee und Zucker geliefert hatten, war im vollen Gange. Mühlen und Kaffeetrommeln wurden aus allen Pfarr- und Schulwohnungen, 5 Meilen in die Runde, zusammengebracht. Die armen Bauern saßen da und schwitzten an den Mühlen und Trommeln, sie mußten die ganze Nacht hindurch Kaffee mahlen und brennen. Ich gestehe, daß es ein ganz besonderes Schauspiel war und einen Eindruck auf mich machte, daß mir die hellen Thränen in die Augen traten, als ich die armen, kleinen, rothen thüringischen Kühe, die bald geschlachtet werden sollten, so kläglich nach ihrem Stalle in der Mitte dieser wilden Soldaten brüllen hörte und zugleich die spanischen, flamändischen und französischen Marketenderinnen, kurz all das Raubgesindel sah, die, um die arme Thiere zu melken, so eben Hand anlegten, so daß also Frankfurt und Leipzig den Kaffee und Thüringen die Milch zu stellen hatte. Um bei solchem Auftritte unbewegt zu bleiben, müßte der Mensch anstatt des Herzens einen Stein in seinem Busen haben."

„Ich sah," — auch dies wollen wir unsern Freund Falk noch erzählen lassen, — „einen Soldaten, der ein lebendiges, schreiendes Schwein auf dem Buckel in's Lager trug, wovon ein anderer Kamerad mit seinem blanken Pallasch im Gehen den Hinterfuß nebst dem Schinken herunterhieb, die Borsten am Feuer absengte und sodann auf der Stelle diesen Antheil seiner Beute in der allgemeinen Soldatenküche mit Wohlgefallen briet und mit noch sichtbarerem Behagen zu verzehren anfing."

Doch es mag genug sein. Zwischen allen diesen Gräueln ging also unser Rath Falk aus Weimar umher als ein rettender und helfender Engel, tröstend auch, ein Bote des Friedens, dessen Füße lieblich sind, in der That und Wahrheit.

„Ich trug", — sagt er, — „in diesen Schreckenstagen und Nächten einen weiten Ueberrock, der die Zuflucht aller armen Bauern und Bäuerinnen zur Unterbringung ihrer Kleinodien, d. h. ihrer Geldbeutel, Uhren, Trauringe ꝛc. wurde, die sie mir mit tausend Thränen anvertraueten, und die ich ihnen auch wirklich

rettete, wiewohl meine Schatzkammer mir zuletzt so schwer wurde, daß sie mir vor die Füße herunterhing, und ich kaum zu gehen vermochte."

Gott, der Allmächtige, sah endlich darein, „die Waffen ruhten, des Krieges Stürme schwiegen."

Die Stadt Weimar selbst war von der Plünderung zwar verschont, aber doch förmlich ausgesogen, z. B. durch die Gastereien und Schlemmereien der Offiziere, die mit Anweisungen anstatt mit Geld bezahlten, mit Papieren, die noch weniger werth waren als wie Nichts."

„Das kleine Land Weimar zählte seit October 1813 bis Juli 1814 900,000 Mann Einquartierung, unter der sich 45,792 Offiziere, 500,000 Pferde befanden, die preußischen und kurhessischen Rückmärsche nicht mitgerechnet. Kosten für das Land 1,900,763 Thaler. Hierunter sind die Schäden an Privateigenthum, die sich auf einem Pachthofe an 9000 Thaler belaufen, Plünderung von Dörfern ꝛc. nicht mitgerechnet. Nach der Schlacht bei Jena nahmen die Franzosen unter dem Namen „Contribution" ½ Million Thaler, die geborgt werden mußten. Nach der Schlacht bei Leipzig forderten die Verbündeten unter dem Namen „Kriegsbeiträge" die Summe von ½ Millien Thaler.

„An diese erste Rubrik, — Kosten" schließt sich in Falks Erzählung eine zweite, die „Todtenlisten". „Es ist," — sagt er, — „eine pestartige, verheerende Seuche, die uns die Durchzüge freundlicher und feindlicher Heere in das Land gebracht. Zu Weimar und Jena war im vergangenen Winter (1814) nach der Angabe der Aerzte die Sterblichkeit größer, als sie damals war, da die Universität Jena der Pest wegen tiefer ins Land hinein verlegt werden mußte. In manchem Hause ist nicht eine Seele davongekommen. In einigen Dörfern hätte, wenn sich nicht der Nachbar erbarmt und das Vieh gefüttert hätte, auch das Vieh verhungern müssen. In Osmannstädt, 1½ Stunde von Weimar, lag eine Wittwe mit 5 kleinen Kindern an dieser Seuche nieder. Es war um Fastnacht. Die Kinder leckten in der Fieberhitze, — 5 Wochen lang lagen die Armen ohne Licht und Feuer, — die Eiszapfen, die über dem Sterbelager ihrer irre redenden Mutter herabhingen. Ein großes, halbverschimmeltes Gerstenbrod, das in einer Ecke des Zimmers lag, rettete sie von dem Hungertode. Bei der Genesung schlug die Mutter Nägel an die Wand, um sich daran fortzuhelfen. Kein Mensch getraute sich in die Wohnung. Die von der Seuche Ergriffenen wurden kohlrabenschwarz, bekamen Pestbeulen und starben oft in zwei bis drei Tagen. Dies geschah zu Weimar 1814. Fast kein Haus war ohne Trauerrock."

Auch in Falks Hause kehrte der Engel des Todes ein und hielt eine entsetzliche Ernte. „In der Zeit von einem Monat," — erzählt er, — „habe ich vier blühende Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, an der nämlichen mörderischen Seuche, in welche nun auch die gewöhnlichen Kinderkrankheiten, als Masern, Scharlach u. s. w. ausarteten, verloren und mit ihnen den besten Theil meiner selbst begraben. Als zuletzt meine eigene, stärkere Natur, von so vielen Leiden erschüttert, mit dem Stoffe der Ansteckung in Streit gerathen mußte, so wünschte ich sehnlich meine Auflösung. Ich habe Lust, sprach ich bei mir selbst, abzuscheiden, und bei Jesu zu sein, welches auch viel besser ist." Da die gewünschte Auflösung dennoch nach einem schweren Kampfe nicht erfolgte, und ich wieder zum Bewußtsein kam, sagte ich zu mir selber:

„Gott schenkt dir das Leben, weil er weiß, daß du ein Herz voll Liebe und Mitempfindung für deine Nebenmenschen hast, das sollst du nun den Kindern zuwenden, die ihre Eltern verloren haben und Waisen geworden sind."

So dachte und sprach unser Falk bei sich selbst, und es dauerte nicht lange, so erschien von ihm ein Aufruf zur Bildung eines Vereins, der denn auch wirklich unter dem Namen „der Gesellschaft der Freunde in der Noth" in

der nächsten Zeit zusammentrat. Die milden Gaben, die ihm von allen Seiten reichlich zuflossen, verwendete er zunächst in der Weise, daß er Vieh, Saatfrucht, Lebensmittel u. dgl. anschaffte, um durch diese Handreichung dem durch die Kriegesstürme fürchterlich heruntergekommenen und ins Elend gebrachten Landvolke aufzuhelfen. Wo die Mittel ausreichten, da baute der Verein die zerstörten Häuser und Oeconomiegebäude wieder auf oder gab zu deren Aufrichtung die nöthigen Zuschüsse. Ein Hauptaugenmerk aber richtete die Gesellschaft auf die Verpflegung der brod- und obdachlos gewordenen Wittwen und die Versorgung der durch die Wuth der Seuche elternlos gewordenen Kinder. Und dieser Kinder namentlich, dieser unglücklichen Kinder, war eine ungeheure Zahl im Weimar'schen und in den angrenzenden Ländern. Körperlich verkommen lagen sie größtentheils auch dem sittlichen Verderben schon in den Armen, und herzergreifend sind die Schilderungen, die der treue Falk von dem leiblichen und geistlichen Elend Einzelner macht. Sehr gerne würden wir manche dieser Schilderungen unserer Erzählung hier einflechten, müßten wir nicht fürchten, dadurch den Raum zu überschreiten, der uns für diese Mittheilungen aus dem Leben unseres Freundes verstattet ist.

Da sieh nun, lieber Leser, was der Glaube in einem Menschenkinde vermag und die Liebe zu dem, der da gesagt hat: „was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan" und weiter: „wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf." Die alten Danziger Rathsherren, die Männer, die den jungen Johannes von der Ostsee einst mit jener ernsten Mahnung aus Danzigs Thoren auf die Universität zu Halle an der Saale entlassen hatten, die standen, an diese Mahnung ihn erinnernd, in jedem Kinde vor der Thür „des guten Herrn Rath" zu Weimar, in jedem Kinde, das nackt und hungrig und am Schauerrande sittlichen Verderbensabgrundes seiner Thür sich nahte. Wie der, der gekommen war, nicht um ihm dienen zu lassen, sondern um zu dienen, die Lahmen und Krüppel, die Leute von den Zäunen und Wegen zu seinem Mahle zu laden heißt, so sprach auch Falk zu diesen Jammergestalten, zu diesen frierenden und halbverhungerten Kindern: „Kommt herein in mein Haus, und wenn's so voll wird, daß ich selbst kaum habe, wohin ich mein Haupt lege.

IV.

Die Samariter-Herberge.

Und hier, lieber Leser siehst du jetzt die Quelle von einem Liebeswerke, die zum Strome geworden ist in unserm Vaterlande, zu einem Segensstrome, der seine Arme ausbreitet in alle Länder und Gauen, hier siehst du die Quelle vom Werke der Rettung armer, sittlich verwahrloster Kinder, — — das erste Rettungshaus auf deutschem Boden.

Falk brauchte nicht dafür zu sorgen, „daß sein Haus voll werde." War es doch bald so voll, daß auch kein Plätzchen mehr übrig war. Weil aber der armen Kinder noch so viele waren, die da draußen standen und Aufnahme begehrten um Christi willen, weil die alten Danziger Ratheherren nicht ablassen wollten zu rufen: „Johannes Falk, gedenke daran, daß auch Du ein armes Kind warst!" so mußte dieser Johannes von der Ostsee auf eine Auskunft sinnen, daß Allen geholfen werde. Er besann sich nicht lange. Sein Haus bot wohl den Kindern eine Schule und eine Stätte der Zucht, nicht aber eine hinlängliche Beschäftigung außer der Schule. Die bösen Geister in den Lotterbuben waren bei weitem nicht durch A. B. C.-Bücher und Rechentafeln zu bannen; denn Lumpen, Gauner und Spitzbuben, die geschult sind und rechnen können, das sind die gefährlichsten Spitzbuben, das sind die rechten Sezlinge für

eine recht unheimliche Industrie-Ritterschaft und Höllenernte. Freilich ward unter Falks Dache auch das Beten nicht vergessen, aber: „Bete und arbeite! heißt's, und ohne das Letztere ist das Erstere ja nur ein Zungendreschen und ein eitles Lippenwerk.

Wie nun die Arbeit schaffen für seine Kinder? Die Frage hatte Falk zu lösen und siehe, er löste sie. Was nicht mehr Platz fand in seinem Hause, oder sich zur Aufnahme im Falk'schen Hause andrer Gründe wegen nicht eignete, das ward in der Stadt Weimar oder auf dem Lande in der Nähe, und zwar vorzugsweise bei ehrsamen christlichen Handwerksmeistern untergebracht. Die Verbindung mit dem Falk'schen Hause war durch diese Einrichtung nicht gelöst. Denn wenn der Werktage Last und Hitze getragen war an der Hobelbank, auf dem Schneidertische oder Schusterstuhle, und es kam dann der liebe Sonntag heran, dann war der Zuzug nach dem „Mutterhause" ganz gewaltig stark. War dann am Morgen Gottes Wort gehört in der Kirche und die Mittagssuppe, die höchst frugale freilich, gegessen, dann ward auch Schule gehalten, deren Anfang, Mittel und Ende aber immer der war, der auch ein armes Kind gewesen ist, um uns zum Mannesalter in ihm zu erheben. Weithin schallten dann die ernsten und heitern Lieder der Falk'schen Kinder, und wer den Sang und Klang hörte, der hatte seine Lust daran. Ein wahrer Jubel aber war allweihnachtlich zu hören um den Weihnachtsbaum, ein Jubel, über den sich jene Boten gewiß gefreut haben, die einst auf Bethlehems Flur gesungen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" Da, unter dem Tannenbaum mit seinem grünnen Wipfel, erklang vor Allem das wunderbar schöne Lied:

Urquell sel'ger Himmelsfreuden,
Jesus, dem mein Herz entbrennt,
Dich zu speisen, Dich zu kleiden,
Ist, mein Heiland, mir vergönnt.

Laßt in Noth und Tod uns schwören,
Jesu Christ, mit Dir vereint,
Abzutrocknen Menschenzähren,
Wo ein Bruderauge weint.

Heil'ges Herz, an dem ich hange,
Still beredter Liebeszug,
Stern im Weltenuntergange,
Licht im dunkeln Aschenkrug!

Wie Dein Leben Du gelassen
Für die Brüder, sollen wir
Sie mit gleicher Gluth umfassen,
Jesus Christus, Eins mit Dir!

Ja, mein Leser, das Leben war ein kerngesundes Leben, fromm freilich, aber dabei frisch, frei und fröhlich, und eben, weil's das war, so kamen die Knaben gern und kamen selten auch mit leeren Händen. Sie brachten von ihrem Verdienst oder von ihrer Arbeit die Erstlinge zum Opfer, oder sie brachten, was die Samariterliebe rechtschaffener Christenmenschen ihren Händen anvertraute.

In dieser Weise und in diesem Gange verlief Falks Leben und Thätigkeit bis zum Jahre 1819. Da zogen die Schicksalswolken wieder dunkelschwarz auf über dem treuen Mann und über seinem schon vielfach und schwer geprüften Hause. Der Engel des Todes klopfte wieder an seine Pforte und drückte dem 19-jährigen Sohne Falks, seinem blühenden und bildschönen Eduard, die knöchernen Finger auf. Die Herzen von namenlosem Schmerze zerrissen, standen die Eltern am Sarge des hoffnungsvollen Sohnes. Als man ihn auf dem Friedhofe zu den vorangegangenen Geschwistern in seiner kühlen Kammer gebettet,

als der erste wilde Sturm des Schmerzes sich gelegt und einer tiefen, stillen Wehmuth Platz gemacht hatte, da saß die arme Mutter in der Dämmerung des Abends einsam und allein in ihrer Stube. Ach es ist ihr, als müsse sie die Tritte des Entschlafenen auf der Hausflur, als müsse sie den Ton seiner Stimme vernehmen. Horch! da klopft's wirklich an der Thür, aber nicht der theure Sohn, ein armer, zerlumpter, hungerbleicher Knabe tritt herein. Ihm hatte der Tod die Versorger genommen und eltern-, heimath- und obdachlos irrte er umher. Da standen denn die alten Männer auf dem Stadthause zu Danzig wieder vor der Thür und mit ihnen der Herr, „der Urquell sel'ger Himmelsfreuden". „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen", — sprach's da in der Seele der Mutter Falk, — „der nimmt mich auf," sie reichte dem Knaben die Hand, und der „wilde Vogel hatte sein Haus, seine Heimath" und die lang entbehrte Elternliebe gefunden.

Schreiber dieser Zeilen, liebe Leser, hat auch einmal in seinem Leben in wilden Schicksalsstürmen gestanden. Mit entsetzlicher Gewalt tobten sie um Haupt und Haus, und gar oft dachte er, das Lebensschifflein würde Schiffbruch leiden. Doch der alte Gott da droben, der mit seiner Kraft in den Unmächtigen mächtig ist und den Unvermögenden Stärke genug gibt, gebot den Stürmen, und sie legten sich, daß es ganz ruhig ward und stille. Siehe aber, plötzlich, als Alles vorüber, da brach der schwache Leib zusammen in einem langen, schmerzhaften Leiden des ganzen Nervenlebens. Das nennt man „Nachwehen", und sie bleiben selten aus für den Körper nach solchen Stürmen, wie wir sie vorhin geschildert. Sie kamen auch für unsern Falk und für seine treue Gattin. Von der Wucht der Leiden und Arbeiten gedrückt, war ihre körperliche Kraft gebrochen, und die Aerzte riethen eine Orts- und Luftveränderung, ein Herausgerissenwerden aus allen Verhältnissen und Beziehungen in Weimar, besonders aus dem Kindertrubel, als das einzig mögliche Mittel zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit. So entschloß sich denn Falk, dem Rathe der Aerzte zu folgen, und riß sich, wenn auch ungern, von seinem Hause los und aus seiner gewohnten Thätigkeit heraus. Am Fuße der alten Wartburg, unfern der Stadt Eisenach, bezog er mit seiner Frau auf einige Wochen eine stille, gesund und schön gelegene Wohnung, die Zurückgezogenheit und Ruhe nach so viel Arbeit, Leid und Sorge gab dem Körper und dem Geiste die gehoffte Erfrischung und Thatkraft wieder, und über Frankfurt a. M. kehrten die Beiden zu ihren alten Verhältnissen in Weimar zurück.

Die Zahl der Kinder, die Bettelkinder aus Weimar dazu gerechnet, war auf beinahe 200 gestiegen, und Falk hatte die Einrichtung so getroffen, daß immer ein Kreis von 6—8 Freunden je nach dem Vermögen derselben die Versorgung je eines Kindes übernahm, und daß die in Weimar selbst untergebrachten Kinder allabendlich, die auswärts versorgten allsonntaglich, zu gemeinschaftlichem Unterricht, Gebet und Gesang sich um ihn versammelten.

Vor solch einem werkthätigen, praktischen Christenthum mußte denn doch auch endlich die Lästerzunge des Feindes verstummen, und wirklich flossen die freiwilligen Unterstützungen für die Anstalt immer reichlicher aus allen Gegenden.

Die Thätigkeit Falks wurde von da an immer ausgebreiteter und wandte sich jetzt noch einem andern Felde zu. In Weimar wurde schon Jahre lang etwa 50, 60 besonders befähigte junge Leute von einer Anzahl von Freunden unterhalten, um sie zu Volksschullehrern heranzubilden. Diese jungen Männer waren meistentheils sich selbst überlassen, ohne geregelte Thätigkeit und Zucht. Am Tage besuchten sie, — oft auch nichts weniger als regelmäßig, — die Lehranstalten der Stadt, Abends und oft schon viel früher, trieben sie sich dann in den Wirthshäusern, hinter den Bier- und Kartentischen herum und verübten die allerlosesten Streiche. Das waren schlimme Aussichten für ihre spätere Wirksamkeit in der Schule; denn solch wildes Wesen verliert sich im besten und günstigsten Falle nie

ganz mit den Jahren, und ganz gewiß gilt von dem Lehrerstande das Sprichwort des Vogelsberger Bauers: „sind die Vorschriften krumm, so sind die Nachschriften bucklig," d. h. was soll aus der Jugend werden, wenn die Lehrer Nichts taugen? Falk machte die richtige Berechnung. Mit dem Volksschullehrerstande, dachte er, hast du das ganze Weimar'sche Land in deiner Hand und kannst dein Netz überall hin ganz getrost auswerfen. Darum war es ihm denn schon lange ein Herzensanliegen, diese jungen Leute unter seine Aufsicht und Zucht zu bekommen. Die Freunde und Wohlthäter derselben, des losen Treibens auch schon längst überdrüssig, willigten bald ein, und so wurden diese künftigen Lehrer ganz und gar unter die Aufsicht Falks gestellt und damit, so zu sagen, seiner Anstalt einverleibt. Tags über besuchten sie vor wie nach die Schulanstalten Weimars, Abends finden wir sie in Falks Hause, wo ihnen Bibelstunden gehalten und Gesangübungen mit ihnen angestellt wurden, um dereinst durch sie den eingeschlafenen Glauben wieder zu wecken und den durch und durch verdorbenen Kirchengesang wieder zu bessern. Falk brachte es auch dahin, daß nur geweckte Knaben, d. h. solche mit guten Anlagen, aufgenommen wurden und solche, mit denen, wie er sich auszudrücken pflegte, der Friede auf Erden wandelt. Anlagen zur Musik, eine gute Stimme, musikalisches Gehör, das waren außerdem die Hauptbedingungen der Aufnahme in das „Johanneum", wie Falk diese neue Anstalt deßhalb nannte, weil er den jungen Schulmeistern den Jünger der Liebe, Johannes, als Muster und Vorbild hinstellte.

Im höchsten Grade bemerkenswerth ist die Rechnung, die Falk machte, und mit der er Alle, die sie hören wollten, für seine Ideen und für das Werk der rettenden Liebe zu gewinnen suchte. Er pflegte den Leuten gewöhnlich also vorzurechnen:

1) Brod, Wasser, Schande und Prügel für einen Knaben in einem Zuchthause kosten jährlich 56 Thlr. 16 Gr. 6 Pf.
2) Dagegen kosten: Brod, Fleisch, Ehre, Zucht, Bibel, Christenthum ꝛc. in einer christlichen Werkstätte in Weimar ein- für allemal 25 Thlr. sächsisch.

Diese Rechnung war doch so deutlich und ihre Richtigkeit so in die Augen springend, daß sie sogar Manchen überzeugte und auf die richtige Spur brachte, der sonst sehr schwer zu überzeugen war.

Ueber diesen Bestrebungen Falks kam der Frühling heran, die Ostern kamen herbei, und Falk freute sich herzlich darauf, sie mit den lieben Seinen in christlicher Freude und im Frieden verleben zu können. Da nahte ein neuer Schlag. Falks blühendes Töchterlein Angelika wurde plötzlich und ohne langes Krankenlager hinweggenommen aus dem Lande der Lebendigen. Tieferschüttert und geknickt standen die Eltern am Sarge ihres Lieblings und hatten keinen Trost als den, „Es ist der Herr, der die Wunde geschlagen, er wird auch wieder trösten und heilen". Wenn mit grimmigem Ungestüm die Wogen der Trübsal über unserem Haupte zusammenschlagen, wenn wir, um mit unseres Falks Worten zu reden, — „nirgends Rettung sehen und nirgends Land", o da lernen wir den eignen Willen aufgeben, stille sein und unter Gottes gewaltige Hand uns beugen.

V.

Der Lutherhof.

Doch die Schule der Trübsal sollte damit noch nicht aus sein für unsern Freund. Seine Anstalten hatten bis dahin in einem gemietheten Hause sich befunden, plötzlich aber kündigte der Herr desselben die Miethe. Wo sollte er nun Obdach finden für sich und die Seinen und alle die, die er, von der Liebe Christi gedrungen, in das Haus aufgenommen und zu den Seinigen gemacht hatte. Doch bald hieß es auch hier mit den Worten der Schrift: „Der Vogel hat sein

Haus und die Schwalbe ihr Nest gefunden." Im „Luthergäßchen" zu Weimar stand, wüste gelassen und zerfallen, von den Bewohnern der Stadt immer mit einem gewissen Grauen genannt, das große und weitläuftige Haus der Grafen von Orlamünde, und plötzlich ging in Land und Stadt die Nachricht von Mund zu Munde: in dieses von Gespenstern und bösen Geistern bewohnte Haus zieht der Legationsrath Falk mit all seinem Volk.

Und es war so, es war wirklich so. Ehe man sich's versah, war das Haus Falks Eigenthum, und es begann an demselben ein rüstiges Bauen und Arbeiten. Kein Stein von dem altem Hause sollte auf dem andern bleiben, ein ganz neues Gebäude sollte erstehen, von dem Falk sagte: „Es soll hier im Luthergäßchen ein Haus gebaut werden, wo jeder Ziegel auf dem Dache, jedes Schloß an der Thür, jeder Stuhl und Tisch in der Stube von Falkschen Söhnen und von deren Fleiß herrührt." Ueber dem Eingang zum Hause sollte eine Tafel prangen von schwarzem Marmorsteine, und auf der Tafel sollten in goldnen Buchstaben die Worte dem Eintretenden entgegenglänzen: ‚Nach den Schlachten von Jena, Lützen und Leipzig erbaueten die Freunde in der Noth durch 200 gerettete Knaben dieses Haus dem Herrn zum ewigen Dankaltar."

Im Jahre 1823 ward der Grundstein zum neuen Hause gelegt. Von Falks eigner Hand geschrieben, mit seinem Siegel bestätigt, wurde folgende Inschrift zum ewigen Gedächtniß in den Stein gemauert.

„Geboren bin ich zu Danzig an der Ostsee 1764 am Tage Simonis und Judä."

Dies sind meine Wünsche für das neue Haus:

„Kein Feuer zerstöre dich!
Kein Wasser verheere dich!
Haus Weimar mehre dich!
Das Vaterland ehre dich!"

„Mit meiner guten Frau, Caroline Elisabeth, geborne Rosenfeld aus Halle, lebe ich in einer sehr glücklichen 26jährigen Ehe. Alle Kriegsstürme, die über Sachsen daherfuhren, haben wir treulich zusammen ausgehalten. Sechs Kinder sind vor uns begraben: Guido, Rodrich, Cäcilie, Eugenie wurden nach der Schlacht von Leipzig ein Opfer der Seuche. Eduard starb, als er eben die Universität beziehen sollte, in seinem 19 Jahre; Angelika, das blühende Kind Angelika in ihrem 16 Jahre. Lebend sind noch: Rosalie, Edmund, Gabriele, Bernhard."

„Wenn ihr dieses leset, sind auch wir Staub und längst mit unsern Kindern vereint."

Als das Haus mit Gottes Hilfe vom Zimmermann fertig und aufgeschlagen dastand, da that ein Geselle nach altem Brauche von der Giebelspitze herab den nachfolgenden Spruch:

„Nun will ich euch verkünden den Namen des neuen Hauses und sodann den Hausegen drüber sprechen, wie ich ihn gelernt hab! Der Name soll sein der „„Luthershof."" Der Hausegen aber, den Johannes Falk darüber ausgesprochen hat, ist dieser: Merkt wohl auf und hört aufmerksam zu, damit ihr ihn euern Kindern und Kindeskindern wiedersagen könnt: So lange dies Haus arme Kinder in seine Mauern aufnehmen wird, wird der Segen Gottes mit ihm und seinen Bewohnern sein; von dem Augenblicke aber an, wo es armen Kindern Thür und Thor unbarmherzig verschließen wird, soll aller Segen von ihm weichen."

Nach der Vollendung des Vorderhauses ward der Bau des Hinterhauses

in gleicher Weiſe von Falkſchen Zöglingen, und nur von ſolchen begonnen und ſeiner Vollendung entgegengeführt. Die früher ſo wilden, zügelloſen Knaben, die durch keine Ruthe und keinen Stock, die durch kein Zuchthaus und Halseiſen in Zaum und Zügel zu halten und von ihrem Vagabundenleben zurückzubringen geweſen waren, ſtanden hier als ehrſame Handwerker, Lehrbuben und Geſellen mit der Kelle, der Haue, dem Spaten, der Axt in der Hand auf dem Hofe und in der Arbeit ihres Pflegevaters. Niemand feſſelte ſie, und doch waren ſie wie gefeſſelt, und feſtgebannt an die Arbeit. Woher kam das?

„Das macht," — ſagte uns Johannes Falk, — „wir ſchmieden alle Ketten von inwendig und verſchmähen die, ſo man von außen anlegt; denn es ſteht geſchrieben: „„ſo euch Chriſtus frei macht, ſo ſeid ihr recht frei!"" Ebenſo muß es auch heißen: ſo euch Chriſtus in Banden legt, ſo ſollt ihr es wohl laſſen, über Berg und Thal zu ſchweifen. Dies Reich von chriſtlichen Freiherrn kann man jetzt nicht genug vergrößern. Oder verſchließen Vater und Mutter etwa auch die Hausthür, daß ihre Kinder ihnen nicht entlaufen? So denn ſolches im Vaterhauſe nicht von nöthen iſt, warum ſoll's anderswo noth ſein? Oder iſt menſchliche Natur etwa zweierlei und im Fundament der Liebe mit ſich zwieſpaltig? Nicht alſo, Chriſtus und die Schrift werden wohl Recht haben, daß die Liebe Alles überwindet, die Thüren, die Thore, die feſten Schlöſſer, die Zugbrücke und die böſen Menſchen."

Lies dieſe Worte recht aufmerkſam, verehrter Leſer, und du kennſt den Geiſt, der in Falks Räumen lebte und regierte, du haſt aber auch, wenn du ſelbſt ein Vater oder eine Mutter biſt, das Geheimniß einer guten und gedeihlichen Kinderzucht, in der der Stock und der Zwang eine nur unbedeutende oder gar keine Rolle ſpielen dürfen.

VI.

Der Tag neigt ſich und es wird Abend.

Während all dieſer Sorgen und Beſorgungen Geſchäfte in der Heimath blieb unſer Falk mit den in allen Länder zerſtreuten frühern Zöglingen durch beſtändigen Briefwechſel in regem Verkehr. Seine um ihn lebenden Zöglinge feuerte er aber beſtändig zum Bau des Hauſes an. Gegen Ende des Jahres 1825 errichtete er noch vor der Thür des Vorderhauſes 6 ſteinerne Säulen. Nach dem Plane Falk's ſollte hinter dieſem Vorderhauſe noch ein großer Betſaal erbaut werden, und zu dieſem hatte er, als die Allen theuere Landesmutter von einer tödtlichen Krankheit wieder aufſtand, den Grundſtein gelegt. Das Gebäude ſelbſt aber hat er nur im Glauben vollendet; denn die Zeit ſeiner Pilgrimſchaft eilte zu Ende.

Bei der feſtlichen Bekränzung des Hauſes hatte er ſich eine ſtarke Erkältung zugezogen, und dieſes Anfangs leicht und unbedeutend ſcheinende Uebel artete in eine tödtliche Krankheit aus. Das ganze Blut ſeines Körpers ging in Eiterung über, und ein wüthender Schmerz wühlte Tag und Nacht in Falk's Gebeinen. Sein Ende ſchien da zu ſein; allein plötzlich flackerte das Lebenslichtlein noch einmal auf, um abermals noch durch ſechs fürchterliche Leidenswochen fortzuglimmen. Mit bewundernswerther Geduld, mit einer Geduld, wie ſie nur aus dem feſteſten und lebendigſten Chriſtenglauben kommen kann, trug unſer Freund das Kreuz, das auf ſeinen Schultern lag. Wußte er doch, wer es ihm auferlegt, und daß es ihm geſegnet ſei durch den, der ſelbſt das Kreuz getragen. Unter den Schmerzen ſeines zuſammenbrechenden Todesleibes hörte man kein Wort des Murrens und der Klage aus ſeinem Munde kommen, ſondern nur Worte des Troſtes und der ſegnenden Liebe für die Seinen in der Nähe und der Ferne. Auch von

der Arbeit konnte er nicht lassen, selbst unter den Schmerzen nicht. Drei Tage vor seinem Tode vollendete er noch ein kleines Andachtsbuch und das Vorwort zu einer andern Schrift: „Martin Luther in Volksliedern.“ In dieser zuletztgenannten Vorrede klagt er auf's bitterlichste, daß so Viele, der Väter Glauben verleugnend, die evangelische Kirche schmählich verlassen und statt nach Golgatha ihre Augen nach Rom hin wenden. Darum habe er, — so heißt es dort, — die herrlichen Thaten Gottes, so durch Martin Luther geschehen, dem deutschen Volke in Lied und Reim wieder in sein Herz hinein singen wollen, daß von solcher Gluth des Liedes und des Gebetes das ganze todte Fachwerk, welches in den Schulen „Geschichte“ heißt, und womit man beim Volk keinen Hund hinter dem Ofen hervorlockt, verbrannt und zu Asche würde. „Denn“, — dies sind seine Worte, — „ein Volk mit einer großen Geschichte, das sich derselben nur im Schlafe bewußt ist und wie ein Kind Maul und Nase aufsperrt, wenn man ihm die Großthaten seiner Väter erzählt, von denen es bloß Namen und Jahreszahlen im Kopfe hat, ist kein Volk, sondern ein todtes Gespenst und eine ausgetrocknete Mumie.“

Ein beherzigenswerthes Wort für alle Lehrer der Jugend aus dem Herzen und Mund eines deutschen Mannes, der es treu gemeint hat mit dem deutschen Volke und seiner Jugend.

Den Tag darauf, als er diese Worte niedergeschrieben, setzte er sein Testament auf, „befahl seine Seele dem treuen, gnädigen Gotte“, verzieh allen seinen Feinden und betete für sie ebenso innig wie für seine treusten Freunde. Im Sacramente des heiligen Abendmahls vereinigte er sich, als er den letzten Feind, den bittern Tod, näher und näher kommend merkte, mit dem Heilande, der auch ihn erlöst, erworben und gewonnen mit seinem Blute und mit seinem bittern, unschuldigen Leiden und Sterben.

Als die Angehörigen sahen, daß die Zeit seines Abscheidens schneller herankomme, als man Anfangs gedacht hatte, sandten sie schnell nach Erfurt, um von dorten den Schüler und Freund des Sterbenden, Karl Reinthaler, den jetzigen Director des „Martinstifts“ daselbst, noch holen zu lassen. Reinthaler eilte unverzüglich an das Sterbebett seines Lehrers, Wohlthäters und Freundes, fand ihn zwar noch am Leben, aber fast ohne Bewußtsein, nur einzelne, in keinem Zusammenhang stehende Worte hastig nach einander aussprechend. „Gott — volksfaßlich — Glaube — kurz — Christus — Punctum“ — das waren so zu sagen seine letzten Worte, Worte, aus denen wohl zu ersehen ist, welche Gedanken auch in der Hitze des letzten Kampfes seine Seele noch erfüllten.

Seine Hände zum Gebete gefaltet, legte Falk das müde Haupt zurück, und seine Seele schied aus der morschen Leibeshütte. Am 14. Februar, Abends um 7 Uhr, gerade am Geburtstag der Wittwe, ging der Gründer des „Lutherhofs“ in Weimar, der Stifter des ersten Rettungshauses für eltern-, heimat-lose und verwahrloste Kinder auf deutschem Boden, Johannes Daniel Falk aus Danzig an der Ostsee, zu seines Herrn Freude und zur ewigen Ruhe des Volkes Gottes ein, um dort in der Stadt des lebendigen Gottes seinen Liebe Lohn zu ernten.

Neben den Gräbern der vorangegangenen Kinder senkten am dritten Tage nach dem Tode Falk'sche Zöglinge des Vaters Sarg unter hohen, dichtbelaubten Lindenbäumen ein und deckten ihn mit Erde und mit grünem Rasen. Vor der Rückkehr aber in den nun verwaiseten „Lutherhof“ stimmten sie den schönen Gesang an, das „Triumphlied der Gerechten“:

Lacht der finstern Erdengruft,
Lacht des Todes und der Höllen!
Denn ihr sollt euch durch die Luft

Euerm Heiland zugesellen!
Dann wird Schwachheit und Verdruß
Liegen unter euerm Fuß.

Ein einfacher Leichenstein bezeichnet auf dem Friedhofe zu Weimar die Ruhestätte Falk's. Auf dem Leichensteine eingegraben, stehen die Worte, die der Selige zu diesem Zwecke selbst gedichtet:

Unter diesen grünen Linden
Ist, durch Christum frei von Sünden,
Herr Johannes Falk zu finden.
An der Ostsee fernem Strande
Ließ er Eltern und Verwandte,
Da ihn Gott zur Ilme sandte.
Kinder, die aus fremden Städten
Diesen stillen Ort betreten,
Sollen also für ihn beten:
Ich des Vaters arme Seele,
Ew'ger Vater, dir befehle
Hier in dunkler Grabeshöhle!
Laß ihn unter allen Frommen,
Weil er Kinder aufgenommen,
Als dein Kind auch zu dir kommen.

Unsere Leser werden begierig sein, zu erfahren, ob die von Falk gegründete Anstalt noch bis auf diesen Tag bestehe. Hören wir seine in Weimar noch lebende Tochter, Fräulein Rosalie Falk. Sie sagt in einem Briefe an einen Freund, der uns zur Benutzung überlassen wurde: „Der „Lutherhof" ist zu einem Privathause geworden, nachdem es der Staat für gut befunden hat, die Anstalt in ein anderes kleines, in einem Garten vor dem Thore befindliches Haus zu verlegen, in dem 12 Kinder mit ihrem Lehrer wohnen. Nach dem Willen meines seligen Vaters war das freilich nicht, — aber der Staat verbot uns sogleich nach meines Vaters Tode, neue Zöglinge aufzunehmen — auch lastete auf dem Hause eine ziemlich große Schuld, die verzinst werden mußte. So ließ man uns, nachdem durch allmälige Versorgung der Zöglinge ihre Zahl auf zwölf zusammengeschmolzen war, das große Haus und die Schuld, und die Kinder siedelten mit dem Lehrer in das kleine Local über, — ein unsäglicher Schmerz für meine Mutter und für mich, die einzige Erwachsene unter meinen Geschwistern; allein, was konnten wir dagegen thun? Alle unsere Bitten, die Anstalt im Hause zu lassen, waren umsonst. Ein Trost wenigstens, daß wenigstens der Lehrer, der die Kinder schon bei Lebzeiten meines seligen Vaters unterrichtet hatte, nicht von ihnen genommen ward; er hat treulich ausgehalten — vierunddreißig Jahre! — Noch ist er thätig, obgleich er jetzt auch die Last seines Alters zu fühlen anfängt."

„Von den Zöglingen meines seligen Vaters," schreibt Fräulein Falk weiter, — „sind schon viele nicht mehr am Leben, — ja gerade die vielversprechendsten sind jung gestorben. Doch leben hie und da noch einzelne zerstreut, die ihm Ehre machen durch Wort und That. Dazu gehören der Kunstgärtner Kirchner in Lübeck, der Mädchenschullehrer Bank in Ilmenau und der Justizamtmann Hertel in Berka bei Weimar. Zwei der dankbarsten Zöglinge meines seligen Vaters waren der Pastor Denner in Lauterbach im Württembergischen *) und der Pastor Birnstiel im Weimarschen, — Beide kürzlich verstorben."

---

*) Johannes Denner ward im Jahre 1806 am 29. November zu Brunnhardshausen, im Neu-Weimarschen, sieben Stunden von Eisenach, geboren. Sein Vater war ein armer Leinweber. Durch Verwendungen kam er als lernbegieriger Knabe in die Falk'sche Anstalt nach Weimar, reiste in deren Interesse, als der Lutherhof gebaut werden sollte, als Collecteur und Schriften Colporteur durch aller Herren Länder mit großem Erfolge, kam durch besondere Fügung Gottes später zum Studiren der Theologie und ist am 22. Juni 1859 als Pfarrer zu Lauterbach im Württembergischen gestorben. Herr Dr. Heinrich Merz, Pfarrer zu Schwäbisch-Hall, hat das in einfacher schlichter Weise von Denner selbst gezeichnete Bild seines vielbewegten Lebens, von seiner bekannten Meisterhand vervollständigt, in seinem Buche veröffentlicht: Das Leben des württembergischen Pfarrers Johannes Denner, ehemaligen Schülers des Falk'schen Institutes in

„Noch manche andere Namen könnte ich nennen; allein ich mag nicht, denn die Leute haben sich der empfangenen Wohlthaten geschämt und sind nicht zu den ächten Jüngern meines Vaters zu zählen. Die Dankbarkeit ist ja überhaupt eine seltene Tugend in der Welt. Vielleicht aber würde ich noch manchen andern dankbaren Schüler meines seligen Vaters finden, wenn ich nicht durch 20jährige Abwesenheit — in Nord-Amerika — dem Vaterlande entfremdet wäre."

Ueber die Geschwister Falks erfahren wir durch die Güte des Herrn Dr. Löschin, Directors der Realschule zu St. Johann in Danzig, *) daß 2 Brüder desselben Kaufleute waren, einer die Stelle eines Polizeicomissärs bekleidete und einer das Geschäft des Vaters betrieb.

Der Schriftsteller, Herr Dr. Heinrich Döring hat das Leben Johannes Falks ausführlicher und trefflich beschrieben, und in diesem Buche werden alle Diejenigen, die sich besonders für die schriftstellerische Thätigkeit des Mannes interessiren, die gewünschte, vollständige Belehrung finden. **)

Die Watvögel.

Von F. H. Snell.

(Mit einer Abbildung.)

Der geehrte Leser erblickt auf unserem Bilde eine Gesellschaft, welcher er es sogleich ansieht, daß sie dazu bestimmt ist, im feuchten Wasser oder Sumpfe umherzuspazieren. Es sind die Wat- oder Sumpfvögel oder Stelzenläufer. Sie bedürfen keiner Stelzen wie unsere Knaben, um sich groß zu machen und durch den Koth zu schreiten: ihre Beine selbst sind hohe Stelzen. Sie haben auch nicht nöthig, ihre Höslein aufzuschürzen, wie unsere Büblein thun, wenn sie die Krebse und Fische im Wasser greifen wollen; denn ihre Beine sind nackt bis weit über die Kniee herauf, sie haben keine Hosen, (wie man ja die Federn an den Beinen der Vögel wirklich nennt); sie gehen einher, wie die Bergschotten oder Sanskülotten. Und damit sie doch leicht an den Boden langen können, ist ihnen ein langer beweglicher und einziehbarer Hals oder ein langer Schnabel gegeben. Sie strecken im Fluge die Beine nach hinten, und diese scheinen so bei manchen derselben zugleich die Stelle des Schwanzes, der sehr kurz ist, zu vertreten, d. h. als Steuerruder zu dienen. Sie fliegen meist sehr gut, und können, wenn es sein muß, zum Theil auch schwimmen. Einige schwimmen sogar für gewöhnlich, gleich den Schwimmvögeln. Die meisten laufen schnell, alle setzen beim Gehen einen Fuß vor den andern, hüpfen also nicht, wie viele andere Vögel.

Da sich die Watvögel in der Nähe des Wassers aufhalten, so ist es natürlich, daß die meisten Arten derselben die Küsten der Meere bewohnen. Nur verhältnißmäßig wenige Arten brüten im Binnenland an den Ufern der Flüsse und Teiche oder da, wo Sümpfe oder wenigstens ausgedehnte Wiesen in der Nähe sind. So wohnt z. B. der Storch bloß in Ebenen, in Nassau in der Rhein-, Main- und Lahngegend. Nur einmal, (was hier der Merkwürdigkeit wegen erwähnt sei), als die evangelische Kirche zu Wiesbaden abbrannte (im

---

Weimar. Hamburg 1860. Agentur des rauhen Hauses. Wir empfehlen das Buch allen unsern Lesern auf's dringendste.

*) Sowohl Herrn Dr. Löschin in Danzig als auch Herrn Schulrath Dr. Lauckhard in Weimar, unserm sehr verehrten Landsmanne, ganz besonders aber Fräulein Rosalie Falk sind wir zum verbindlichsten Dank verpflichtet für ihre freundlichen Zuschriften und Aufschlüsse.
Der Verfasser.

**) Dr. Heinrich Döring Lebensumrisse von Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar, Möser, Falk ꝛc. Quedlinburg und Leipzig, Ernst'sche Buchhandlung 1840.

FLAMINGOS.

Jahre 1850), flüchtete sich eine Storchfamilie, welche in der Nähe dieser Kirche auf einem Schornsteine gewohnt hatte, in das Taunusgebirg und hielt sich längere Zeit in der Nähe meines Wohnortes bei dem Dorfe Breithardt auf, ohne jedoch da eine bleibende Wohnstätte zu nehmen.

Ebenso nistet der Kibitz (Vanellus cristatus) in unserem Lande nur auf der sumpfigen Hochebene des Westerwaldes, ferner bei Oberursel und endlich auf den Rheinauen. Es gibt überhaupt in Nassau, um dies als Beispiel für die Verbreitung der Watvögel anzuführen, manche Gegenden, in welchen kein einziger Vogel dieser Ordnung heimisch ist. Die ganze Zahl der bei uns brütenden Watvögel beläuft sich auf 14 Arten. Es sind folgende: 1) das Bläßhuhn (Wasserhuhn, Fulica atra); 2) Teichhuhn (grünfüßiges Rohrhuhn, Gallinula chloropus); 3) das gefleckte Rohrhuhn (Gallinula porzana), — die beiden letztgenannten am Rhein und an den Seeburger Weihern auf dem Westerwalde; 4) Wachtelkönig (Crex pratensis); 5) Wasserralle (Rallus aquaticus); 6) der trillernde Wasserläufer (Totanus hypoleucos); 7) Bekassine (Scolopax gallinago Heerschnepfe); 8) Waldschnepfe (Scolopax rusticola), vereinzelt und selten; 9) der weiße Storch (Ciconia alba), dermalen selten; 10) der schwarze Storch (Ciconia nigra), bei den Seeburger Weihern auf dem Westerwalde von dem Prinzen Max zu Wied gefunden; 11) kleine Rohrdommel (Ardea minuta), auf den Rheinauen häufig; 12) Fischreiher (Ardea cinerea); 13) kleiner Regenpfeifer (Charadrius minor), an Rhein und Lahn; 14) Kiebitz (Vanellus cristatus).

Es ist gewiß, daß die Sumpfvögel in früheren Zeiten in Deutschland viel häufiger waren, als jetzt, wo in vielen Gegenden die früher vorhandenen Sümpfe und Weiher durch die fortschreitende Kultur des Bodens verschwunden sind. Der „Schnepfenstrich" wird immer schlechter, und man sieht, wenn „Oculi" da ist, oft mehr Jäger als Schnepfen im Walde. Von Schnepfenheerden aber wagen selbst diejenigen, die das „Jägerlatein" aufs beste verstehen, nicht zu reden. Aber es kommen solche wirklich vor, z. B. in Ungarn. Der berühmte Jagdschriftsteller Diezel, den seine große Liebe zur Natur und deren Erforschung über jeglichen Verdacht des Jägerlateins erhebt, erzählt von einer Heerde von circa 1000 Stück Schnepfen, welche zu Hederwar in Ungarn im October 1828 angetroffen wurde *) — Ebenso berichtet aus Kurland der Beobachter Büttner **): „daß Scolopax rusticula (die Waldschnepfe) sich zuweilen in große Schwärme zusammenschlägt, bestätigte mir ein alter Förster. Er schoß einmal aus einem großen Schwarme, der in der Nähe eines See's lag, 4 Stück auf einen Schuß. Ich selbst fand in einem Dickicht im Walde gegen 20 Waldschnepfen auf einer Fläche von circa 25 Quadratfuß gelagert, die vor meinen Füßen herausflogen."

Doch wir wollen den Jägern, die etwa diese Zeilen lesen, das Herz nicht länger schwer machen. In Deutschland kommen eben solche Jagdherrlichkeiten nicht mehr vor.

Außer den Watvögeln, welche wir als in Nassau einheimisch aufgezählt haben, brüten noch andere in Deutschland, theils im Innern, theils und besonders an den Seeküsten, z. B. einige Regenpfeifer, Rohrdommeln, Schnepfen, Wasserläufer, der Kampfhahn, der Kranich. Die meisten aber bewohnen den Norden Europa's, kommen aber auf dem Zuge in unser Vaterland, wenn auch zum Theil nur an dessen Küstenland.

Aber auch solche Sumpfvögel, die in südlicheren Ländern zu Hause sind, verirren sich bisweilen nach der Donau und dem Rheine. So erschien schon

*) Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd, S. 215.
**) Naumannia, Jahrg. 1858, S. 253.

mehrmals am Rheine der Flamingo (Phoenicopterus antiquorum) *), der nicht nur ein ächter Sanskülotte ist, sondern überdies noch ein rothes Garibaldihemd trägt, und der Sichelschnabel (Ibis falcinella), dessen Schnabel einer Sichel oder Sense gleicht. **). Doch diese Garibaldianer und Sensenmänner kamen nur als friedliche Gäste, die keine Gelüste nach den deutschen Grenzen hatten und gegen Niemanden Krieg führten als gegen die Frösche und Wasserthiere.

Dies führt uns auf die Nahrung der Watvögel überhaupt. Sie wird größtentheils dem Thierreich entnommen, nur wenige Arten fressen auch grüne Pflanzentheile und Pflanzensamen. Die meisten derselben sind deßwegen nützliche, oder wenigstens ganz harmlose Geschöpfe. Leider werden die kleineren Arten, — diese zierlichen Schnellläufer der Meeres- und Flußufer, von den Fischern häufig, aber ganz mit Unrecht des Fischdiebstahls beschuldigt und verfolgt, worüber schon Naumann, der Urvater aller Vogelkundigen (Ornithologen) sich entrüstete, indem er sagt: ***) „es sind völlig unschädliche Wesen. Der böse Ruf, daß sie Fischbrut verzehren sollten, ist von neidischen Fischern, die in jedem Wasservogel einen Fischräuber erblicken, ersonnen und auch ihnen, wie so manchem andern Unschuldigen, angedichtet."

Ein wirklicher und zwar ein sehr arger Fischdieb ist nur der gemeine (graue) Reiher (Ardea cinerea), welcher ruhig und mit eingezogenem Halse im seichten Wasser stehend auf die Fische lauert und, wie ihm einer nahe kommt, pfeilschnell den Schnabel niederschnellt und seine Beute ergreift. Dieser wird deßhalb aber auch so verfolgt, daß z. B. in Nassau nur noch einzelne brüten, während sie ihrer ursprünglichen Natur nach in großen Kolonieen beisammen nisten.

Schaden thut ferner der Kranich (Grus cinerea), (im Hintergrund unseres Bildes genau in der Mitte), indem er da, wo er in großen Schaaren einfällt, die Wintersaaten abweidet, weßhalb ihm, der selbst seine Wächter ausstellt, auch von den Menschen in solchen Gegenden Wächter entgegengestellt werden, um ihn von den Saatfeldern wegzutreiben. Auch von dem Wachtelkönig (der Wiesenschnarre) hat man neuerlich beobachtet, daß er kleine Vögelchen aus den Nestern holt und verzehrt und dadurch an den Bruten der Erdnister bisweilen Schaden anrichtet.

Ueberwiegend schädlich ist endlich noch — der Storch! Der Beobachter Büttner sagt von ihm: ****) „Uebrigens sind die Störche arge Räuber. Alles Lebende, was sie auf der Erde finden und überwältigen können, wird ihnen zur Beute. Ich habe sie dreimal Wasservögel, einmal einen jungen Hasen davontragen sehen, und einem wurde ein junger Fuchs abgenommen. Auf meinen Wiesen haben sie Bekassinen, Wachtelkönige u. s. w. völlig ausgerottet." Ja sie fressen nicht nur die jungen Vögel, sondern fangen auch öfters brütende alte. Und daß sie beständig hinter den Fröschen, Kröten, Blindschleichen her sind, damit stiften sie auch keinen Nutzen, obwohl es ihnen von solchen, die nicht wissen, daß diese Amphibien selbst nützlich sind, so angerechnet wird. Es bleibt also an ihnen nichts Gutes übrig, als daß sie auch Mäuse fressen.

Doch was sage ich? nichts Gutes an dem Storch? Wer sollte dann den jungen Eheleuten das bringen, wonach sich ihr Herz sehnt, wenn der Klapperstorch nicht wäre? Und bringt er nicht dem Hause den Frieden, auf dessen Dach er sich niederläßt? Und was gibts Besseres in dieser sublunarischen Welt als den stillen Frieden des Hauses, die Vorbedingung und Grundlage alles Wirkens und Schaffens selbst für die weitesten Kreise! Darum, ihr subtilen Naturforscher,

*) Siehe auf unserm Bilde die 2 Exemplare rechts mitten.

**) Bruch in Cabanis' Journal für Ornithologie, Jahrg. 1854. Heft III. S. 277.

***) J. F. Naumann, Naturgeschichte der Vögel Deutschlands. Leipzig, Fleischer. Thl. 9. S. 620.

****) Baldamus' Naumannia, Jahrg. 1858, S. 354.

die ihr nicht müde werdet, in den Eingeweiden der Thiere herumzuwühlen, und jeden Vogelmagen mit dem Mikroskop untersucht und euch oft in Parteien theilet über die Frage: ob „überwiegend nützlich" oder „überwiegend schädlich", hier beugt euch vor dem alten Glauben des Volkes, der Vertrauen mit Vertrauen lohnt und den nicht von sich stößt, der das heilige Gastrecht bei dem „Herrn der Schöpfung" in Anspruch nimmt. Auch von dem Naturbetrachter muß es bisweilen wie von dem Dichter gelten:

„Er steht auf einer höhern Warte
Als auf der Zinne der Partei."

Es gibt eine Tugend, die man leider mit einem Fremdworte, „Pietät" nennt, — dankbar-fromme Liebe: da diese Tugend in dem Getriebe der Parteien aus den Beziehungen der Menschen zu einander leider immer mehr verschwindet, so wollen wir sie wenigstens gegen die Thiere aufrecht erhalten, da wo sie noch besteht. Vielleicht daß sie von da aus allmälig auch wieder auf die menschlichen Verhältnisse übertragen wird! Und deßhalb laßt uns auch den Kranich nicht hassen, wenn er auch hier und da einmal einen Kornacker beweidet. Sind es doch diese merkwürdigen Vögel, die uns auf eine so augenfällige Weise durch ihre Wiederkehr den Frühling ankündigen! Und sind sie es nicht, zu welchen einst der sterbende Sänger rief:

„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"

Darum wollen wir auch auf das andere Wort des unsterblichen Dichtes der „Kraniche des Ibykus" hören:

„Von fern her kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirthlich Dach —
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

Nicht nur das Nützliche, sondern auch das Schöne hat sein Recht. Bei den alten Völkern waren sogar einige Vögel unserer Ordnung heilig, und die Ursache ihrer Heiligsprechung ist gewiß nicht bloß in ihrer Nützlichkeit (durch Vernichtung des Ungeziefers, besonders der Heuschrecken, dieser Landplage der heißen Länder), sondern auch in ihrem Anschließen an den Menschen zu suchen. Hier ist besonders der „heilige Ibis" (der weiße Ibis, Ibis religiosa) hervorzuheben, welcher von den Aegyptern verehrt wurde und von welchem man tausende von Mumien in einer der Pyramiden von Sakahre fand. Dr. Alfred Brehm, der diesen Vogel neuerlich am Nil beobachtet und beschrieben hat, sagt, mit unserer Ansicht übereinstimmend, von ihm: *) „Die außerordentliche Verehrung, welche der heilige Ibis von den alten Aegyptern genoß, hatte er, wie ich glaube, größtentheils seiner Gemüthlichkeit und außerordentlichen Klugheit zu verdanken: Eigenschaften, welche ihn bei Jedermann beliebt machen müssen."

Ferner sei noch erwähnt der ostindische Riesenstorch Marabu (Ciconia Marabu), welcher bis auf 7 Fuß hoch wird und ein Hauptfeind der Schlangen ist. Er steht noch jetzt in Kalkutta unter öffentlichem Schutz und geht unter den Menschen umher, wie ein Haushahn.

Ueberhaupt werden viele Vögel dieser Ordnung außerordentlich zahm und zutraulich, wenn sie von den Menschen nicht feindselig behandelt werden. So schreibt z. B. der Ornitholog Bruch von dem Bläßhuhn: **) „Nirgends sah ich Fulica atra in größerer Menge als auf dem Vierwaldstätterse, besonders bei Luzern, wo der Vogel halb zum Hausthier geworden ist ***) und sich ganz in der Nähe

*) Cabanis Journal f. Ornithologie. 1853. Heft. II. S. 144.

**) Cabanis, Journal f. Orn. 1853. Extraheft. S. 79.

***) Er kommt im Winter in die Stadt hinein und läßt sich füttern.

der Menſchen herumtreibt. Ich hatte ſie Jahre lang in meinem Hausgarten und ſah mit Vergnügen ihren hühnerartigen Manieren zu. Jede Nacht ſchlief die ganze Familie auf einem hochſtämmigen Pfirſichbaume, deſſen Stamm ſchräg aufſtieg, ſo daß dieſe Vögel, indem ſie ihre langen Zehen einwärts kehrten, recht gut auf- und abſteigen konnten, was einem Haushahn nicht möglich geweſen ſein würde."

Auf dieſe Weiſe Vögel in der Freiheit zutraulich zu machen und ſie die tauſendfachen Unbilden und Ungerechtigkeiten, die ihnen von den Menſchen ſchon zugefügt worden ſind, vergeſſen zu machen, iſt eine würdigere und zugleich für die Wiſſenſchaft lohnendere Aufgabe, als ſie in Käfige einzuſperren und langſam zu todt zu martern.

Was die Fortpflanzung der Watvögel betrifft, ſo niſten dieſelbe meiſt auf dem Boden, nur wenige auf Bäumen. Letzteres iſt bei den Fiſchreihern der Fall — und zwar bauen dieſelben da, wo ſie noch nicht allzu ſehr vermindert ſind, geſellſchaftlich ihre Neſter auf Einen oder ein paar beiſammenſtehende Bäume, welche von deren ſcharfen, flüſſigen Exkrementen zu verdorren pflegen. Auch der weiße Storch niſtete urſprünglich, wie der ſchwarze noch immer thut, auf hohen Bäumen und thut es noch bisweilen auf ſolchen Bäumen, die ihm durch die Menſchen bequem gemacht worden ſind, z. B. auf abgeköpften Weiden und Pappeln, wie ich in meiner Kindheit dies zu Nauheim bei Limburg mehrere Jahre nach einander beobachtete. Die meiſten Störche ziehen es jedoch vor, auf Gebäuden ihr Neſt anzulegen. Die kleine Rohrdommel baut ihr Neſt gerne auf Weidenſtümpfe. Die übrigen niſten auf der Erde, wo ſie ein kunſtloſes Neſt bauen, zum Theil auch nur Kieſelſteinchen an den Flußufern neſtartig zuſammenlegen und in dieſem Falle ihre Eier oft einen großen Theil des Tages hindurch lediglich der Einwirkung der Sonnenſtrahlen überlaſſen.

Viele dieſer letztern legen regelmäßig 4 Eier, welche eine birnförmige Geſtalt haben, — die bei den Feinſchmeckern ſo beliebten „Kiebitzeier"! Da nämlich dieſe Feinſchmecker das Studium der Küche weit eifriger, als dasjenige der Naturgeſchichte zu betreiben pflegen, ſo werden ihnen auch die Eier verwandter Watvögel häufig für Kiebitzeier verkauft. Dadurch wird der Schaden, welchen dieſes Eierſammeln bringt, noch vergrößert. Die Geldgier der Eierſammler geht ſo weit, daß ſie nicht nur die friſchen Eier ausnehmen, ſondern auch die bereits verbrüteten und dadurch unbrauchbar gewordenen zertreten, um die Vögel dadurch zu einer zweiten Brut zu zwingen, was aber keineswegs immer die Folge iſt, ſo daß die Zerſtörung als ganz frevelhaft erſcheint.

Dieſe Vier-Eier-Leger (Strandläufer, Waſſerläufer, Uferläufer, Kampfhahn ꝛc.) haben überdies noch die Gewohnheit, das Neſt zu verlaſſen, ſobald nur Ein Ei aus demſelben weggenommen worden. *) Dies rührt daher, weil ſie ihre 4 Eier regelmäßig mit den Spitzen nach innen gekehrt ins Neſt legen. Durch dieſe Lage und die Vier-Zahl der Eier hat der brütende Vogel eine beſtimmte Stellung auf den Eiern, daß ihm das Fehlen eines Eies ein unerträgliches Gefühl erregt und ihn zum Verlaſſen des Neſtes zwingt.

Einen eigentlichen Geſang haben die Watvögel nicht; wir nennen wenigſtens das Gebrülle des großen Rohrdommels, welches er zur Paarungszeit hören läßt, nicht ſo; ebenſo wenig das ſogenannte „Meckern" der Beſſakine, welches dieſelbe durch eine zitternde Bewegung der Schwungfedern (alſo nach Art der Heuſchrecken!) hervorbringt, oder das Klappern des Storchs.

Die Waſſerhühner bauen ſchwimmende Neſter, die an Waſſerpflanzen befeſtigt ſind und mit dem Fallen und Steigen des Waſſers ſinken und ſich heben. Auch

*) Von W. Päßler durch einen expreſſen Verſuch mit dem Neſte des trillernden Waſſerläufers aufs neue feſtgeſtellt nach Cabanis' Journal f. Or. 1857. Hft. VI. S. 414.

ſchwimmen dieſe mit ihren Lappenzehen ſo gut wie die Schwimmvögel, (zu welchen ſie von manchen Naturforſchern auch gerechnet werden.) Aber auch andere Watvögel, beſonders die noch nicht flugbaren Jungen, begeben ſich bei Gefahr ins Waſſer und ſchwimmen ganz gut. Namentlich iſt bei 4 Arten von Waſſerläufern beobachtet worden, daß ſich die Jungen vor dem ihnen nachſpürenden Hühnerhund in's Waſſer retirirten.

Die Vögel unſerer Ordnung leben, mit einer einzigen Ausnahme in Einweibigkeit und verharren beim Verluſte des Gatten oft lange im Wittwenſtande. So berichtet Baldamus **) von einem Storchweibchen, welches im Frühling allein ſein Neſt bezog und alle Bewerber ſtandhaft abwies. Daſſelbe legte jedoch 4 Eier und brütete. Da kam wieder ein Männchen, drang mit Gewalt in das Neſt und warf die Eier, mit dem Schnabel eines nach dem andern ergreifend, weit fort. Jetzt erſt nahm das Weibchen dieſen neuen Bewerber an.

Die Watvögel haben eine große Liebe für ihre Jungen. Die Kiebitze fliegen Einem, wenn man ſich ihrem Neſte nähert, wie raſend um den Kopf herum und ſtoßen den Eierſammlern wirklich manchmal die Mütze vom Haupte. Die Schnepfen tragen ihre kleinen Jungen bei Gefahr fort, und zwar auf zweierlei Weiſe, indem ſie dieſelben entweder zwiſchen den Schnabel und Hals oder zwiſchen die Beine („Ständer" nach der Jägerſprache) nehmen und ſo mit ihnen fortfliegen. ***) Bei den Waſſerhühnern bemerkt man noch außerdem eine merkwürdige Geſchwiſterliebe. Dieſe Vögel brüten nämlich in der Regel zweimal. Wenn nun die zweiten Jungen ſich in's Waſſer begeben, ſo werden ſie von den größeren Jungen der erſten Brut mit Freuden begrüßt und lange Zeit gefüttert. Es iſt ein überaus reizender Anblick, zu ſehen, wie jedes große Junge ein Kleines in Beſchlag nimmt, das ihm dann beſtändig folgt und von ihm gepflegt wird.

Die Elternliebe vieler Watvögel iſt ſo ſtark, daß ſie ſich bei'm Mangel an eignen Kindern ſogar auf junge Vögel anderer Art und ſogar einer ganz andern Ordnung überträgt. So berichtet Dr. Bodinus, Direktor des zoologiſchen Gartens in Köln, †) daß in dieſem Garten ein Fiſchreiher ſich junger, noch im Dunenkleid befindlichen Wanderfalken mütterlich angenommen habe, indem er dieſelben bedeckte und wärmte, fütterte und ſtreichelte. „Bis die Falken groß erwachſen waren — ſagt Dr Bodinus — liebkoſte er ſie, ſchirmte ſie gegen den Regen und ſuchte ſie zu ätzen. Die Falken mit dem Reiher in gemüthlicher Eintracht neben einander ſtehen zu ſehen, hat Viele meiner Freunde lebhaft intereſſirt; erſt die vollſtändige Trennung vermochte dies Familienband zu löſen."

Dieſe Beobachtung iſt zwar nicht im Freien, ſondern, wie bemerkt, im zoologiſchen Garten gemacht, aber immer ein bemerkenswerther Beitrag zu dem „Pflegeelternweſen" der Vögel.

Die Watvögel ſind Zugvögel und wandern zum Theil in großen Schaaren. Sie kommen denn auch in Gegenden, in welchen ſie nicht wohnen. Anfangs Auguſt des gegenwärtigen Jahres (1862) zog ſo eine Heerde von weißen Störchen, die an 60 Stück zählte, über meinen Wohnort. Die Störche machen nämlich den Anfang und ziehen ſehr früh fort, was in Anbetracht ihrer Nahrung und ihrer ziemlich frühen Wiederkehr ſehr merkwürdig iſt. Noch merkwürdiger aber iſt ein Fall von gänzlich verfrühter Rückkehr eines Storchpaares, der ſich in Pommern zutrug. Ende November kehrte nämlich ein Storchpaar von ſeiner Wanderung zurück, bezog ſeinen Horſt unweit Wollin, beſſerte denſelben aus und

*) Baldamus Naumannia. 1856. S. 261.

**) Naumannia. 1858. S. 609.

***) Ebdaſ. Jahr. 1856. S. 261.

†) S. Dr. Weinland, Der zoologiſche Garten, Zeitſchrift f. Beobachtung und Zucht der Thiere. Frankfurt a/M. Jahrg. III. Nr. 2. S. 31 f.

fing dann an, auf 4 frischgelegten Eiern zu brüten. *) Was weiter aus der Brut und den alten Störchen geworden, wird nicht berichtet. Jedenfalls ein sonderbarer „Irrthum des Instinktes." Bei der Schleiereule kommen wohl (in Mäusejahren) solche verspätete Bruten im November und December öfters vor; aber diese ist ein Standvogel und hat an den Mäusen Ueberfluß an Nahrung für die Jungen. Dagegen der Storch ist ein Zugvogel!

Die Schnepfen ziehen paarweise; sie kommen daher auch im Frühling, wenn beide Gatten lebend ihr Vaterland wieder erreichen, paarweise an. Sie ziehen nicht gegen den Wind, sondern mit demselben. Ihre Ankunft oder ihr Durchzug — der „Schnepfenstrich" — ist bekanntlich für alle Nimrode ein Ereigniß und wird deßhalb durch ein altes, vielfach variirtes Verslein gefeiert, welches aber allerdings mehr kirchlichen Sinn, als Poesie verräth:

„Oculi — da kommen sie;
Lätare — das ist das Wahre;
Judica — sind sie auch noch da;
Palmarum — Trallarum!"

Die Wasserhühner ziehen einzeln. Vor einigen Jahren wurde ein solches in einem Hofe in einem Dorf in meiner Nähe zur Zugzeit ergriffen, welches ganz ermattet war und sich die Gefangenschaft, zu welcher es nun verurtheilt wurde, ganz gut gefallen ließ. Diese Vögel werden nämlich vom Fliegen oft so müde, daß sie nicht mehr fortkönnen und in weiter Entfernung von jedem Gewässer, auf dem sie sonst stets sich niederlassen, niederfallen.

Die Vögel unserer Ordnung haben zum Theil in ihrem Betragen manches Auffallende und Sonderbare. Vor Allem gilt dies von dem Kampfhahn (Streithahn, Machetes pugnax), welchen der Leser links auf unserem Bilde erblickt und an dem Halskragen sogleich erkennt. Die deutschen wie die lateinischen wissenschaftlichen Namen des Vogels beziehen sich alle auf die sonderbare Gewohnheit desselben, sich zum Zeitvertreib mit seinen Kameraden herumzubalgen. Die Männchen, die ein Revier bewohnen, wählen sich nämlich im Frühling einen Platz zwischen Gebüsch aus, wo sie jeden Tag zusammenkommen und gleich den Musensöhnen unserer Hochschulen „sich pauken". Ihre Duelle sind aber ebenso wenig gefährlich, wie es diejenigen unserer Studenten meist sind. Denn wie sich diese dabei mit Kravatten und sonstigem „Paukapparat" wohl verwahren, damit es keine gefährlichen Hiebe absetzt: so sind die Kampfhähne mit einem aus harten Federn bestehenden Halskragen versehen, an welchem die Schnabelhiebe abgleiten. Nur das Gesicht findet man öfters durch Narben (besonders an der Schnabelwurzel) etwas entstellt, wie dies bekanntlich auch bei unsern Musensöhnen vorkommt.

Die Kampfplätze dieser Vögel sind von ihrem täglichen Streiten und Gegeneinanderspringen ganz festgetreten. Der große Vogelbeobachter Naumann hat sie auf diesen Paukplätzen oft „abgefaßt," (wie der „Pudel" **) die „Paukanten" auf der Hirschgasse zu Heidelberg), und hat dabei festgestellt, daß Alles nur ein Spiel, ein Turnier oder eine Turnübung ist. Wenn die ritterlichen Kämpfer sich müde gestritten haben, dann eilen sie zu ihren Schönen und machen nun um so mehr Eindruck auf deren Herz, wie das ja auch bei den menschlichen Schönen oft der Fall ist.

Eigene Käuze sind auch die Rohrdommeln in ihren verschiedenen Arten. Sie klettern mit der größten Gewandtheit an den Rohrhalmen herum, als wären es Klettervögel. Wenn man sie im Röhricht überrascht, so fliegen sie nicht davon, sondern nehmen eine Stellung an, als ob sie ein alter Weidenstrunk wären. Sie

*) Cabanis' Journal f. Orn. 1853. Heft I. S. 94; und Heft II. S. 191.

**) D. i. die Universitätspedellen.

ſtrecken nämlich den langen Schnabel gegen den Himmel, ſo daß derſelbe mit dem dünnen Kopf und Hals Eine gerade Linie bildet, wie der geehrte Leſer links auf unſerm Bilde wahrnimmt. Sie verharren in dieſer Stellung regungslos und haben dann wirklich mehr Aehnlichkeit mit einem zackigen faulen Aſte als mit einem lebenden Weſen, ſo daß Uebung des Blickes dazu gehört, ſie zu erkennen. Es iſt dies daſſelbe Manöver, welches manche Inſekten machen, indem ſie ſich todt ſtellen und dadurch ihre Feinde zu täuſchen ſuchen. Ueberhaupt nehmen alle reiherartigen Vögel z. B. wenn ſie lauern, eine ſolche ſtarre, ſteife Stellung an, daß man meint, einen todten Gegenſtand vor ſich zu ſehen.

Noch eine ſonderbare Vogelſitte hat man in neueſter Zeit an dem Kranich beobachtet. Es war nämlich den Naturforſchern ſchon öfters aufgefallen, daß dieſe Vögel zur Heckzeit eine andere Färbung, beſonders auf der Oberſeite des Körpers, zeigten als ſonſt, obwohl von einer Mauſer und einem Federwechſel zu dieſer Zeit keine Spur wahrzunehmen war. Der Ornitholog E. F. von Homeyer hat das Räthſel gelöſt. „Eines Tages, ſchreibt derſelbe, *) lag ich im ſichern Verſteck neben einem Moore, wo ein Kranichpaar ſeinen Stand hatte, und beobachtete die beiden Vögel in ihren klugen und graziöſen Bewegungen, als das Weibchen, ſich ganz unbeachtet wähnend, die doppelte Scheu des Vogels und des Weibes beſeitigend, begann, ihre Toilettenkünſte zu entwickeln. Es nahm von der Moorerde in den Schnabel und ſalbte damit den Rücken und die Flügeldecken, ſodaß dieſe Theile alsbald das ſchöne Aſchblaugraue verloren und ein düſteres erdgraubraunes Anſehen erhielten. Der Wiſſenſchaft zu Liebe erlegte ich das ſchöne Thier und fand das Gefieder des Oberkörpers gänzlich von dem Färbeſtoff durchdrungen, ſodaß ich außer Stande war, bei der ſorgfältigſten Waſchung denſelben wieder zu entfernen: ſo feſt — vielleicht durch den Einfluß des Speichels — hatte ſich derſelbe mit dem Gefieder vereinigt."

Dieſe Beobachtung v. Homeyer's erklärt, weßhalb die Färbung der Kraniche zur Brütezeit verändert erſcheint und weßhalb ſie ſich immer ſo ändert, daß ſie mit der Farbe der Moore, wo ſie brüten, die größte Aehnlichkeit hat und daher bald erdgraubraun bald kupferröthlich u. ſ. w. erſcheint. Es iſt aber damit noch nicht erklärt, weßhalb die Kraniche zur Heckzeit dieſe ſonderbare Salbung mit naſſer Erde vornehmen. Oder ſollten ſie es bloß deßhalb thun, weil ſie, gleich den Wilden der Südſee, die auch ihre Haut mit farbiger Erde einſchmieren, ſich einbildeten, das ſei ſchön? Ich glaube, man muß hier nach einem tieferen Grunde ſuchen. Es iſt nämlich bekannt, daß viele Thiere eine ſolche Farbe und Zeichnung haben, wie die Gegenſtände, auf welchen ſie leben, damit ſie ihren Feinden nicht ſo leicht in die Augen fallen. Von den Inſekten iſt dies allgemein bekannt und oft im höchſten Grade auffallend. Aber auch viele auf der Erde brütende Vögel, wie Lerchen, Wachteln, Repphühner und dergleichen haben eine Erdfarbe; die Wüſtenvögel ſind gefärbt, wie der Sand der Wüſte. Und nicht nur das Auge des Menſchen, ſondern ſelbſt ein Falkenauge wird dadurch getäuſcht. Ich habe z. B. einmal beobachtet, daß ein Hühnerfalk (Falco palumbarius) längere Zeit auf dem „Reh" eines Pfluges ſaß und ſich nach allen Seiten umſchaute. Als ich näher kam, flogen auch zwei Repphühner unter meinen Füßen auf und nach der entgegengeſetzten Seite davon. Ich maß die Entfernung bis zu dem Pfluge; ſie betrug nur 33 Schritte; und dennoch hatte der Raubvogel die leckeren Braten nicht vermerkt!

Das iſt auch der Grund, weßhalb der Kranich zur Brutzeit ſich mit Moorerde ſchminkt. Er will, wenn er auf ſeinen Eiern oder Jungen ſitzt, nicht geſehen ſein, damit er mit ſeiner Brut vor den ſpähenden Blicken des Jägers oder des umherſchleichenden Fuchſes geſichert ſei. Deßhalb verwandelt er das ver-

*) Cabanis' Journal f. Orn. 1857. Hft. III. S. 168.

rätherische helle Aschgrau seines Oberkörpers in die Farbe der Moore — eine Schminke, welche nach der Brutzeit infolge des Federwechsels wieder verschwindet.

Die Watvögel nämlich, besonders die größeren, sind sehr kluge Thiere. Ein gezähmter Kranich hütete das Vieh auf einem Hofgute und hatte selbst die Ochsen in einem solchen Respekt, daß sie sich seinen Befehlen, die er nöthigenfalls mit derben Schnabelhieben unterstützte, willig fügten. Der Storch wird ebenfalls sehr zahm und spaziert im Hof und Haus umher, als der Gebieter des übrigen Geflügels.

Wer sich durch eigene Anschauung von der Klugheit der größeren Vögel unserer Ordnung einen Begriff machen will, der besuche einmal einen „zoologischen Garten," z. B. denjenigen zu Frankfurt a M. mit seiner „Flamingowiese" und der „Reiherwiese," und sehe, wie da diese schönen Vögel vollständig gezähmt sind und an Flucht nicht denken, welche ihnen doch, trotzdem daß ihnen die Flügel gelähmt sind, über die niedere Umgitterung hinaus sehr leicht sein würde. Die „Flamingowiese" dieses zoologischen Gartens enthält gegenwärtig folgende Vögel:

2 Flamingo, 2 weiße und 3 schwarze Störche, 2 Marabu, 1 gemeiner und 1 Paradieskranich (Grus paradisea. aus Südafrika) und zwei Pfauen- oder Kronkraniche (Grus pavonina). Die Reiherwiese mit einem Weiher enthält 4 graue Reiher (Fischreiher), 1 Purpurreiher (Ardea purpurea), 3 kleine Silberreiher (Ardea garzetta), 3 Löffelreiher (Platalea leucorodia), 1 rothen Ibis (Ibis rubra, welcher gewöhnlich auf den dort befindlichen Gebüschen sitzt und mit seinem lebhaften Roth durch das grüne Laub hervorleuchtet), endlich 1 Sultanshuhn (Porphyrio hyacinthinus).

Wir bemerken jedoch, daß derjenige, welcher von dem Besuch eines zoologischen Gartens bleibenden Nutzen haben will, sich vorher aus einem guten Buche mit der Naturgeschichte der zu besichtigenden Thiere bekannt gemacht haben muß. Ein Verzeichniß und eine kurze Naturgeschichte der Bewohner des Frankfurter Gartens findet man in Dr. Weinland's „Führer durch den zoologischen Garten in Frankfurt." (Frankf. Sauerländer. 1862). *) Und so hat man für alle zoologische Gärten gedruckte „Führer."

Der Seeräuber Klaus Kniphof und die Hamburger.

Von H. W. Stoll.

Christian II. von Dänemark, seit 1513 Beherrscher der drei vereinigten nordischen Königreiche Dänemark, Schweden und Norwegen, ward, nachdem sich Schweden unter Gustav Erikson Wasa losgerissen, von den deutschen Hansestädten sowie von dem Adel und der Geistlichkeit seiner eigenen Lande, deren überwiegende Macht er zu brechen versuchte, in solche Noth gebracht, daß er im April des J. 1525 seine Hauptstadt Kopenhagen und sein Reich heimlich verließ und mit Weib und Kindern und den Schätzen, die er zusammenbringen konnte, nach den Niederlanden entfloh, um bei seinem kaiserlichen Schwager Karl V. Hülfe zu suchen. Die deutschen Hansestädten, unter denen Lübeck und Hamburg die erste Rolle spielten, hatten so noch einmal in den nordischen Meeren ihre Macht zur Geltung gebracht und einen König gestürzt, der ihre alten Handelsvorrechte geschmälert und sie durch weitaussehende Neuerungen im Zollwesen aus seinen Landen zu verdrängen gesucht hatte, während er überall die Holländer, die gefährlichsten Nebenbuhler der Hansestädte in der Nord- und Ostsee, entschieden begünstigte; sie setzten statt

*) Preis 24 kr. Enthält auch einen Plan des zoologischen Gartens und die Abbildung vieler charakteristischen Thiere.

seiner den Herzog Friedrich von Holstein auf den dänischen Thron, welcher ihnen die Erweiterung ihrer Rechte zugesichert hatte.

Christian hatte vergebens bei seinem Schwager Karl V. eine nachhaltige Unterstützung zu finden gehofft; er wandte sich an England und an viele andere Fürsten und Herren, aber Niemand zeigte Lust sich für den Flüchtling in Unternehmungen von höchst zweifelhaftem Erfolge einzulassen. Nur die Holländer, seine bisherigen Freunde, gewährten ihm heimlich eine Unterstützung, sie halfen ihm eine kleine Anzahl Schiffe aufbringen, die er vorerst gebrauchen wollte, um seine Feinde möglichst zu bedrängen und zu schädigen; später, nach Herbeischaffung größerer Mittel, gedachte er sie bei Wiedereroberung seiner Lande verwenden zu können. Den Oberbefehl dieser 4 Schiffe, von denen die beiden größten die Namen Gallion und Bartum trugen, übergab er dem Klaus Kniphof, einem jungen 24jährigen Mann aus Kopenhagen. Der legte sich mit seinen Fahrzeugen lauernd in das Fli (Vlie), den nördlichen Ausgang aus dem Zuitersee, und nahm alle Schiffe weg, deren er habhaft werden konnte, sie mochten kommen, woher sie wollten; namentlich aber hatte er es auf die Schiffe der Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck abgesehen. Es gesellte sich hier noch ein gefürchteter, berüchtigter Mann zu ihm, mit Namen der rothe Klaus, „ein Tiranne", wie ihn kurz und bündig die alte Hamburger Chronik, nach welcher das Nachfolgende erzählt wird, bezeichnet. Beide trieben ihr Wesen so ungescheut und in so ausgedehntem Maße, daß der Rath von Amsterdam eine Botschaft an Kniphof schickte und ihn aufforderte, diese Station zu verlassen, da sie selbst hindurch bei den östlichen Städten in den Verdacht eines Einverständnisses mit ihm kommen müßten; die Handelsstädte aber wendeten sich beschwerend an Margaretha, die Regentin der Niederlande, Statthalterin Karls V. und baten um Abhülfe. Frau Margaretha gab Siegel und Briefe an die Städte aus, die besagten, wenn sie Klaus Kniphof in ihre Gewalt brächten, so sollten sie gegen ihn verfahren, wie es gegen einen Seeräuber Recht sei.

Nun hielt es Klaus Kniphof für gerathen, seine bisherige Station zu verlassen, und wendete sich gegen die dänische Küste, wo er mit seinen Leuten eine reiche Beute erwartete. Aber die Dänen hatten auch, wie sich die Chronik in ihrer plattdeutschen Mundart ausdrückt, „Busse, Loth und Kraut", d. h. Büchsen, Blei und Pulver, und Kniphof war froh, daß er noch mit heiler Haut von ihnen kam. Darauf steuerte er gen Norwegen, wo er längere Zeit weithin Land und Seeraub trieb und besonders der Kaufmannschaft von Bergen großen Schaden that. Dies Spiel verdroß die Städte sehr, und sie wandten sich mit Bitten an die Hamburger. Nach einigem Bedenken entschlossen sich diese, zu ihrem und ihrer Freunde Besten dem Seeräuber sein Treiben zu legen. Sie schossen aus ihrer Kasse tausend Gulden vor und rüsteten damit 4 Kraffeln aus. *) An der Spitze dieser kleinen Flotte stand Simon Parseval. Die Schiffe liefen nach Norwegen aus, suchten den Gast und fanden ihn nicht. Darum fuhren sie wieder in die Elbe zurück. Aber dem Rath von Hamburg wollte dies wenig gefallen, er rieth ihnen wieder in See zu gehen und drohte mit großem Schimpf, da er Nachricht hatte, daß der Feind in der Nähe zu finden sei. Die Schiffer und Hauptleute waren das wohl zufrieden, nur zwei Hauptleute wollten nicht wieder auslaufen, weßhalb man an ihre Stelle zwei andere wählte. Auch fügte man den vier Schiffen noch zwei kleinere Fahrzeuge, zwei Bojer, zu.

Unterdeß aber hatte der Rath Nachricht erhalten, daß Klaus Kniphof in der Osteremse liege, dem Ausflusse der Ems östlich von der Insel Borkum. Er hatte

*) Kraffel, Kravel, niederdeutsch für Caravette, ein Kriegsschiff von mäßiger Größe, 4 Masten und 1 Verdeck und großer Leichtigkeit in der Bewegung. Columbus hatte die ersten Schiffe der Art bauen lassen.

nämlich vor, die Eroberung von Norwegen zu versuchen; aber dazu fehlten ihm noch die nöthige Mannschaft und die Lebensmittel. Darum wollte er an der Küste von Ostfriesland werben und sich mit Proviant versehen. Um sicher in der Osterems einlaufen zu können, hatte er sich einen Steuermann von Hamburg gefangen und ihn gezwungen, ihn zu steuern. Der aber lenkte sein größtes Schiff, den Gallion, absichtlich so, daß es auf dem sogenannten Hamburger Sand sitzen blieb, damit die Hamburger ihn umstricken könnten. Das Volk Kniphofs wollte den Steuermann über Bord werfen; aber Kniphof hinderte es, da der Steuermann ihn von vorn herein versichert hatte, er kenne in dieser Gegend den Grund des Meeres nicht so genau, daß er ihn mit Sicherheit zu steuern vermöge. Sobald der Rath von Hamburg Botschaft erhielt, daß Knihhof in der Osterems liege, ließ er die Trommel schlagen und hieß die bestimmte Mannschaft zu Schiffe gehen. Am 3. October 1525 liefen mit einem guten Ostwind die Schiffe aus und gelangten am 6. October in die Nähe des Seeräubers.

Sobald sie der feindlichen Fahrzeuge ansichtig wurden, kamen die Hauptleute zusammen und beschlossen, daß das Admiralschiff und die beiden Bojer das größte Schiff, den Gallion, angreifen und von der Kraffel des Ditmar Koel unterstützt werden sollten. Klaus Hesse und Dirik von Mieden sollten jeder mit seinem Schiffe eines der übrigen größeren Fahrzeuge angreifen; das vierte Schiff, eine kleine Yacht, wollte man vor der Hand unberücksichtigt lassen, bis die übrigen genommen seien. Als Kniphof die Hamburger sah, gedachte er das Weite zu suchen und rief sein Volk zusammen. Dieses aber meinte, er sollte sie nur ankommen lassen, sie wollten es schon mit ihnen wagen; vor so kleinen Schiffen hätten sie keine Furcht. „Was würden die Herren und Fürsten sagen, wenn wir vor solchen Nußschalen flöhen; wir wollen sie ohne große Mühe in den Grund schießen.“ Als Kniphof diese Rede vernahm und sah, daß sein Volk unverzagt war, wuchs auch ihm der Muth, und er sprach: „Hei frisch, liebe Gesellen, wir wollen Preis und Ehre einlegen. Da liegen vor uns goldene Berge, die sollen unser sein. Ein jeder lade seine Büchse (Kanonen) und schieße auf die Kraffeln bei Leib und Gut, aber nicht auf die Bojer, damit wir nicht an ihnen Pulver und Blei verschießen.“ Darauf steckte er sein Fähnlein auf den Gallion auf und ließ aus seinen größten Geschützen drei Schüsse thun den Hamburgern zu Ehren, um sie willkommen zu heißen. Deßgleichen ließen die Hamburger ihm zu Ehren drei ihrer größten Geschütze losgehen. Dabei blieb es an dem Abend des 6. Octobers. Aber Kniphof befürchtete, in dem bevorstehenden Kampfe mit seiner Mannschaft nicht auszureichen, und schickte deßhalb während der Nacht Einen von seinen Leuten auf das Land, um so viel Volk als möglich aufzutreiben und auf die Schiffe zu bringen. Dieser brachte dann auch eine Anzahl Leute zusammen, indem er ihnen eine große Beute versprach, wenn sie auf eine Stunde helfen wollten. Die Leute gingen mit zu Schiff und wurden später zu Hamburg auch mit vor Gericht gestellt, obgleich sie nicht länger auf den Schiffen gewesen, als daß sie, wie der Chronist sagt, „den Kern eines Pickelhärings“ verzehren konnten.

Als der Morgen des 7. October anbrach, bereiteten sich beide Theile zum Kampf. Kniphof kleidete sich in ein weißes Hemd, blaue Hosen und Wamms und trat, zum tapferem Ausharren ermunternd, zu seinen Leuten. Die Hauptleute der Hamburger ließen Warmbier sieden und mischten „Bussenbraut“ (Schießpulver) hinein, und boten so ihrem Volke vor der Schlacht einen „guten zarten Trunk.“ Jetzt wußten sie, daß sie muthig dran gehen konnten. „Gesellen, sprachen die Hauptleute, nun habet wohl Acht auf den Feind. Denn wisset, so ihr Euch bezwingen lasset, kostet's Euch Leib und Leben. Darum seid darauf bedacht, daß ihr es macht wie Eure Vorfahren, die alle Seeräuber aus der See gehalten haben, damit die ehrliche Stadt Hamburg ihren Ruhm behalte.“ Um 7 Uhr rafften die Hamburger ihre Segel und nahten den feindlichen Schiffen. Die zwei klei-

nen Bojer waren der Verabredung gewiß die ersten, welche sich an den Gallion legten. Sie bestrichen ihn mit ihren Geschützen der Länge nach, so daß sie ihm das beste Volk aus der Wehre schossen. Der Gallion aber ließ die Bojer ungekränkt und wartete auf die größern Schiffe. Nun kam auch der Admiral Simon Parseval mit seiner Kraffel, und nachdem er den Enterhaken in den Gallion hatte fallen lassen, schickte er ihm manche gute Ladung zu. Der Gallion vergaß jetzt des Admirals auch nicht weiter und antwortete mit seinen Geschützen; aber das Volk im Admiral war mit Ausnahme von 12 Mann unter Deck, so daß ihm im Ganzen wenig Schaden geschah. Nachdem sich beide eine Zeitlang beschossen, ging der Enterhaken des Admirals los und kam wieder von dem Gallion ab; aber die zwei Bojer setzten unverdrossen ihr Feuer fort und erhielten auch Unterstützung von der Kraffel des Ditmar Koel. Als Kniphof dieses Fahrzeug herankommen sah und dachte, auch hier würde die Mannschaft größtentheils unter Deck sein, wie auf dem Admiral, so rief er seine Leute zusammen und befahl ihnen, sobald die Kraffel herangekommen wäre und ihren Enterhaken fallen gelassen habe, dieselbe anzugreifen und zu entern, ehe die Andern Etwas davon merkten.

Aber die Hauptleute in Koels Schiff hatten einen andern Anschlag. Sie dachten, die beiden Bojer und der Admiral hätten den Gallion solange mit Erfolg beschossen, daß ein großer Theil der Bemannung schon kampfunfähig sei, und befahlen daher, sobald sie an den Gallion kämen, sollte jeder Büchsenschütze sein Stück in aller Eile losschießen, die Andern aber sollten die Hakenbüchsen und die einfachen Schießröhre in der Faust halten und Jeder seinen Mann zu treffen suchen. Als sie nun an den Gallion hinankamen, stand alle Mannschaft auf dem Verdeck, in der Absicht, die Kraffel zu entern. Die Hamburger aber schossen aus ihrem Geschütz, den Hakenbüchsen und den Röhren so gewaltig auf sie los, daß an 30 Mann todt zu Boden fielen und die Andern voll Angst und Zagen unter das Verdeck flohen. Als das die Mannschaft der beiden Bojer sah und merkte, daß Ditmar Koel zu entern gedachte, setzten sie auch ihre Boote aus und erstiegen zugleich mit Ditmar Koel das feindliche Schiff. Da schwangen die Hamburger Bootsleute ihre Handbeile mit Macht und hieben Alles nieder, was ihnen vor die Faust kam; die Kriegsknechte aber, die in Hamburger Solde standen, schlugen vor der Hand Niemand todt, sondern machten ihre Gegner zu Gefangenen. Der rothe Klaus, der als ein böser Tyrann bei Allen verhaßt war, wurde in diesem Gemetzel lebendig gefangen genommen und darauf von den Bootsleuten in Stücken zerhauen. Auch ein Bürgermeister von Kopenhagen ward erschlagen. Im Ganzen zählte man auf dem Gallion 88 Todte, und der Verwundeten war eine große Zahl.

Klaus Kniphof sah vor Augen, was für ein grimmig Volk die Bootsleute waren, wie sie Alles niederschlugen, was vor sie kam, und hatte sich daher aus dem Gefechte zurückgezogen. Da sah er in seiner Nähe einen Kriegsknecht; dem näherte er sich und sprach: „Nimm mich gefangen, lieber Krieger.“ Der Krieger fragte: „Wie ist Dein Name? wer bist Du?“ „O lieber Krieger, sprach Kniphof ich bin der Hauptmann der Schiffe; schone mein Leben und melde es ja den Bootsleuten nicht, sonst bin ich verloren.“ „Höre, sprach der Krieger, Du sollst einen fremden Namen haben, Heinrich Roller sollst Du heißen, damit Du unerkannt bleibst.“ Kniphof gab dem Kriegsknecht einen goldenen Ring und ließ sich gefangen in das Schiff des Ditmar Koel führen. Ditmar erkannte ihn sogleich, doch brachte er ihn aus dem Wege und verrieth ihn nicht; denn er sah, wie sein Hauptmann Kord Blome und die Bootsleute umherliefen und nach Kniphof suchten, um ihn zu tödten.

Dieser, Kampf hatte 8 Stunden gedauert, von Morgens 8 bis Nachmittags 4 Uhr. Dem Kniphof war es wunderlich ergangen. Die Kugeln hatten ihm die Kleider auf dem Leibe zerrissen; aber er war völlig unverwundet geblieben.

Er blieb gefangen auf dem Schiffe des Ditmar Koel, obgleich der Admiral sich alle Mühe gab, ihn auf sein Schiff zu bekommen. Koel brachte ihn auch nach Hamburg.

Der Bartum, dem bisher das Schiff des Didrich von Minden eine Zeitlang zugesetzt, war während des Kampfes auf den Grund gerathen. Die Mannschaft suchte, während das feindliche Schiff den Andern zu Hülfe geeilt war, ihr Fahrzeug wieder flott zu machen und zu entrinnen, indem sie die Geschütze über Bord warfen und sich zum Theil in das Wasser hängten, um nach dem Grund zu suchen; aber umsonst. Als der Admiral Simon Parseval ihre Noth sah, schickte er sein Volk in einem Boot nach dem Bartum, um ihn entern zu lassen. Sobald das Boot aber nahe am Bord des Bartum war, warfen jene eine große Steinbüchse nach ihm herab, und sie wären mit ihrem Boote alle zu Grunde gegangen, wenn sie nicht noch zu rechter Zeit die Gefahr gemerkt und gemieden hätten. Darauf warfen die vom Bartum mit Kugeln und Geschützgestellen und allem möglichen Geräthe, dessen sie habhaft werden konnten, in das Boot, daß fast Alle darin verwundet werden und sie froh waren, wieder von Schiffe abzukommen. Nun fuhr der eine der Bojer heran, nahm das Schiff ein und machte das Volk zu Gefangenen. Als dies die vom Admiral sahen, kehrten auch sie wieder mit dem Boote zurück und fielen wild über die Gefangenen her, um sie alle zu erschlagen; aber die in dem Bojer wehrten ihnen und ließen ihren Gefangnen kein Leid geschehen. Hierauf wurden auch noch die beiden andern Fahrzeuge mit geringer Mühe bezwungen.

Nachdem die feindlichen Schiffe alle genommen waren, ließen die Hamburger ihr Fähnlein fliegen, damit Alle, die auf dem Ufer standen und dem Kampfe zugeschaut hatten, sehen möchten, daß Kniphof durch Gottes Hilfe besiegt sei. Auch der Graf des Landes, Graf von Emden, stand am Ufer; denn Kniphof war kurz vorher bei ihm gewesen und hatte ihn gebeten, er möchte ans Gestade kommen und zusehen, wie er mit den Hamburgern kurzen Prozeß machen werde. Der Graf wunderte sich aber nicht wenig, daß nach solchen Prahlen Kniphof so schnell erlegen war. Die Hamburger brachten nun die Gefangenen alle auf ihre Schiffe, es waren deren 162; aber auch jetzt noch wurden manche von den grimmigen Bootsleuten an Bord erschlagen, ohne daß die Hauptleute es verhindern konnten. Da sie wegen eines heftigen Nordwestwindes die Todten nicht ans Land bringen und bestatten konnten, so warfen sie sie über Bord und steuerten dann, von den vier erbeuteten Schiffen begleitet, der Elbe zu.

Sobald sich in Hamburg die Nachricht von ihrem Heranahen verbreitete, sandte der Rath zwei Männer aus seiner Mitte ihnen entgegen, um ihre Schiffer und Kriegsleute willkommen zu heißen. Als diese auf das Schiff des Ditmar Koel kamen, boten sie auch dem Klaus Kniphof ein freundliches Willkommen. Der antwortete: „Ja, meine Herrn; Ihr möget mich billig willkommen heißen. Ich hätte das nie geglaubt, daß so tapfere Leute in den grauen Röcken steckten; sie fielen in mein Schiff ein nicht wie Menschen, sondern wie lauter Teufel."

Am 22. October wurde Kniphof mit seiner Gesellschaft unter Trommeln und Pfeifen, geleitet von 5 Fähnlein Bewaffneter, gefesselt in die Stadt geführt und auf das Rathhaus gebracht. Man setzte ihn gefangen in das oberste Stockwerk des Winserthurmes; zwei mit ihm gefangene Edelleute, Simon Gans und Jurgen Sidow, kamen in denselben Thurm, während die Uebrigen in andere Gefängnisse vertheilt wurden. Die Fahne Kniphof wurde im Dom an der Kanzel aufgehängt. An demselben Tage, wo die Gefangenen in die Stadt eingeführt wurden, schickte der Graf von Emden eine Botschaft an den Rath zu Hamburg und forderte die Auslieferung Kniphofs und seiner Leute sowie auch der Schiffe, da sie auf seinem Strome gefangen genommen worden wären. Deßhalb berief noch desselbigen Tages der Rath die Bürgerschaft auf das Rathhaus, und diese

beſchloß, daß man dem Grafen ſchreibe, „wenn er ihr Volk und ihre Schiffe haben wollte, ſo ſeien ſie bereit, ſie ihm zu ſchicken; die ſollten auch ihn holen, wenn er die Seeräuber beſchütze wolle, der Hehler ſei ſo gut wie der Stehler.“ Der Graf hat keine zweite Botſchaft geſendet.

Am 25. October ward Kniphof mit Etlichen der Seinen vor Gericht geführt, wo er 7 Stunden lang ſeine Sachen vertheidigte. Aber da er durch die Briefe der Statthalterin Margarethe für einen Seeräuber erklärt worden war, ſo konnte ihm ſeine Vertheidigung nicht frommen. Er wurde als Seeräuber zum Tode durch das Beil verurtheilt. Als er ſein Urtheil vernahm, bat er noch um Gnade für einen Theil ſeiner Leute, die durch ihn auf ſeine Schiffe gezwungen worden ſeien. Am 30. October ward er enthauptet, nachdem er von dem Prediger Steffen Kempe, dem nachmaligen Reformator der Stadt Hamburg, den Troſt durch Gottes Wort empfangen hatte. Eine Stunde nach ihm ſtarben noch 16 der Seinen deſſelben Todes. In den folgenden Monaten wurden noch im Ganzen 58 Mann in einzelnen Abtheilungen hingerichtet; die Uebrigen entließ das Gericht als unſchuldig, nachdem ſich erwieſen hatte, daß ſie von Kniphof mit Gewalt zur Theilnahme an dem Kampfe waren gezwungen worden.

Dies und Das.

Eine der wunderbarſten Arten der Orchis iſt unſtreitig die flor del Espiritu santo, Blumen des heiligen Geiſtes, wie ſie die Spanier nannten, welche ſie zuerſt auf der Landenge von Panama fanden. Die Pflanze wächſt, wie viele Orchisarten, am liebſten auf niedrigem, moraſtigem Boden und treibt aus verfaulten Baumſtämmen oder zwiſchen Steinſpalten hervor, darinnen ſich modernde Holz- oder Pflanzenerde befindet. Die kräftigen Pflanzen erreichen eine Höhe von 6—7 Fuß. Die Stengel ſind gegliedert und treiben paarweiſe, breite, lanzettförmige Blätter. Die Blüthe iſt's, welche eben die Bewunderung weckt und ihr den Namen erworben. Dieſe Blüthe iſt alabaſterweiß, nähert ſich der Geſtalt der Tulpe und haucht einen unausſprechlich feinen, lieblichen und doch ſtarken Duft aus. Das Merkwürdigſte aber iſt, daß die im Innern der Blume ſich befindenden Staubgefäße eine Jeden auf's höchſte überraſchende Geſtalt haben, nämlich die einer Taube. Die Form iſt dem Leben ähnlich, lieblich und zart. Die vollkommen deutlich gebildeten Schwingen hängen matt an den Seiten; das Köpfchen iſt leicht nach vornen geneigt, der zarte Schnabel mit Carmin, alſo röthlich betupft. Er berührt faſt die ſchneeweiße Bruſt. Der Geſammtausdruck des ganzen Bildes — und es gehört ſehr wenig Einbildungskraft dazu, denſelben zu erkennen — iſt der der Sanftmuth und Unſchuld. Wer die wunderbare, unausſprechlich anziehende Blume geſehen hat, dem kann es nicht mehr ſeltſam erſcheinen, daß die erſten Spanier bei ihrer wunderſüchtigen Gemüthsart, die in jeder natürlichen Erſcheinung ein religiöſes Sinnbild ſuchten, vor dieſer prächtigen Blume ſich andächtig bis in den Staub neigten und ihr den oben genannten Namen beilegten. Es iſt übrigens eine bekannte Eigenthümlichkeit des Blumen- und Pflanzengeſchlechts der Orchis, daß es die auffallendſten Formen der Blüthen hat, in denen ſich nicht ſelten Thierformen, als Schmetterlinge, Käfer, Fliegen, ſeltſamer Weiſe wiederholen.

Eine wilde Biene in den Wäldern Braſiliens hat das Eigenthümliche, daß ſie nicht ſticht. Sie baut ihre honigreichen Stöcke in hohle Bäume, die jedoch noch nicht der Fäulniß in hohem Grade unterworfen ſind. Um ſie zu zähmen, ſucht man den Baum unter und über der von den Bienen bewohnten Höhlung abzuſägen; ſpaltet dann dieſen Stammtheil der Länge nach; nimmt den Honig heraus und befeſtigt die getrennten Theile wieder an einander und bringt dann den ſo gewonnenen Stock in die Nähe der Wohnung. Der Bienenſchwarm verläßt ihn nicht und ſtellt die ausgeſchnittenen Waben wieder her und füllt ſie mit Honig. Dies geſchieht von Zeit zu Zeit wieder. Die Biene gewöhnt ſich ſchnell an die Geſellſchaft der Menſchen, und da kein Winter ihre Thätigkeit hemmt, ſo iſt ein ſolcher Bienenſtock eine Quelle ſtets neuen Honigs. Bemerkt hat man aber, daß nach und nach der Fleiß der Biene nachläßt und des Honigs weniger wird. Dieſer Honig iſt in großen Zellen enthalten, ſehr flüſſig und hat einen leiſen, ſäuerlichen Beigeſchmack, wie der von der Inſel Cuba bei uns eingeführte Honig auch, der ebenſo flüſſig iſt.

Wie es um 1548 um die Schulzucht ſtand, das lehret uns die Eßlinger Schulordnung von dieſem Jahre. Sie verfügt: „der Lehrer ſoll ſeine Schüler nicht an den Kopf ſchlagen, ſie weder „mit Tatzen, Schlappen, Maultaffen und Haarrupfen, noch mit Ohrumdrehen, Naſenſchnellen und „Hirnbatzen ſtrafen, keine Stöcke und Kolben zur Züchtigung brauchen, ſondern — allein ihnen das „Hintertheil mit Ruthen ſtreichen.“

Ueber die Lehrer zu Baſel wurde im Jahre 1589 (Fochter, Geſchichte des Schulweſens in Baſel) geklagt: „Nicht anders als mit Schrauben, Pochen, Balgen, mit Schlägen, Zöpfen, Rupfen, „fahren ſie die Schüler an und plagen ſie.“ Darum mußte verordnet werden: „ſich zu bezwingen,

„daß sie die Knaben nicht auf eine barbarische und henkerische Weise tractiren, ja nicht, wie „bisweilen geschehen, Löcher in den Kopf schlagen, das Fleisch der Beeren an den Fingern solcher „maßen zerquetschen, daß das Blut zwischen den Nägeln herausspritzt oder Büschel Haare ihnen „ausreißen oder sie sogar mit Füßen treten."

Das Prügelsetzen, welches im 16. und 17. Jahrhundert in den Schulen herrschte, zeigt sich in einem Beispiele am klarsten. Von einem schwäbischen Schulmanne, Johann Jacob Häberle wird nachgewiesen, daß derselbe über die, während einer ein und fünfzigjährigen Amtsführung ausgetheilten Prügel gewissenhaft Buch geführt. Derselbe hatte ausgetheilt:

911,527 Stockschläge,
124,010 Ruthenhiebe,
20,909 Pfötchen und Klopfe mit dem Lineal,
136,715 Handschmisse,
10,230 Maulschellen,
7,905 Ohrfeigen,
1,158,800 Kopfnüsse, und
22,763 Notabene's mit Bibel, Katechismus, Gesangbuch und Grammatik, in

Summa: 2,392,894 Prügel. Ferner mußten
777 Knaben auf Erbsen,
613 auf einem dreieckigen Holze knien;
50,001 den Esel tragen und
1,707 die Ruthe hochhalten.

Hierzu kamen noch einige nicht zu gewöhnliche Strafen, die Häberle in Nothfällen aus dem Stegreife erfand. Vergleiche hierzu: Pädagogische Unterhaltungen für die Erzieher und das Publikum. Jahrgang 3, Quartal 4, Seite 407.

Ein Zug aus dem Leben des Malers Leopold Robert. Mancherlei eigenthümliche Ereignisse und Geschicke gibt es im Leben, wo unbedeutend scheinende Umstände dem Lebensgange eines Menschen eine andere, aber gewiß die rechte Wendung geben. Der berühmte französische Maler Leopold Robert war von Lachaudefond nach Paris gekommen, um den erwählten Beruf zu vervollständigen. Er war Kupferstecher, und verhieß, in seinem Fache ein tüchtiger Meister zu werden. Gemalt hatte er in Oel kaum einmal und niemals daran Gefallen gefunden. Seine Kunst warf aber nicht viel ab, denn der Kupferstecher gibt es in Paris eine Menge; von Hause aus waren die Mittel auch knapp zugemessen. Darnach können die Kleider nicht fragen. Sie werden alt, fadenscheinig und müssen am Ende durch neue ersetzt werden, in denen man sich vor der Welt sehen lassen kann. So ging es dem jungen Kupferstecher mit seinen Beinkleidern. Er mußte neue haben. Als der Schneider kam und sie brachte, gebrach es am — Gelde. „Wer will borgen, der komm' morgen; heut' ist der Tag, da ich nicht borgen mag." Das war auch dieses Schneiders Bekenntniß, wie es „Dies und Das" kürzlich von einem Andern berichtet. Roberts Verlegenheit war unbeschreiblich, — und der Schneider wich und wankte nicht. Wissen Sie was, hob er endlich an, malen Sie mir mein Portrait in Oel, hören Sie — in Oel, und die Hose geb' ich Ihnen dafür!

Roberts Brust hebt ein tiefer Seufzer. Die Hose hat er nöthig wie das liebe Brod, und Geld hat er nicht! Da reift sein verzweifelter Entschluß.

Wohl! ruft er aus. Setzen Sie Sich ein wenig! Und er eilt zu seinem Freunde Imer, der mit ihm in demselben Hause wohnt, holt dessen Pinsel und Malergeräthe nebst einer auf einen Holzrahmen gespannten, grundirten Leinwand, setzt sich und beginnt das Bild des Schneiders in gewaltiger Aufregung zu malen.

Wunderbar! Es geht. Bald entfaltet sich unter seinen Pinselstrichen das treffend ähnliche Bild des Schneiders, der es mit Entzücken betrachtet. Nach einer verhältnißmäßig kurzen Zeit ist des Schneiders Bild fertig und die Hose — ist sein, ist verdient; aber mehr noch, das Bewußtsein, daß er ein geborner Maler sei, ist geweckt. Er wirft den Grabstichel weg und ergreift den Pinsel, und Robert wird der mit Grund und Fug hochgeachtete Maler, der, und das muß erwähnt werden, auf solche Weise sich keine Hose mehr zu ermalen braucht.

Wohlriechende Oele und dergleichen Dinge lieben bekanntlich Frauen und Mädchen in aller Welt. Daß diese künstlichen Wohlgerüche theuere Sachen sind, das wissen sie auch, und ebenso, daß sie die Scheidekunst (Chemie) aus Blumen, Blüthen, freilich auch aus manchen Stoffen zieht, die Nichts weniger als appetitlich für feine Damen sind. Der Hauptsitz für solche künstliche Wohlgerüche ist das südliche Frankreich, die Umgegend von Nimes, Carmes, Grasse, Montpellier und die Grafschaft Nizza liefern die Blumen und Blüthen dazu. Man hat ermittelt, daß diese Gegenden allein 13,000 Pfunde getrockneter Veilchenblüthen liefern! Die Umgegend von Nizza liefert jährlich: 100,000 Pfund getrocknete Orangenblüthen; Carmes ebensoviel: rechnet man nun, daß 500 Pfund Orangenblüthen zwei Pfund feinstes Neroliöl geben, so darf uns der hohe Preis nicht mehr wundern. Eine Brennerei in Carmes, die nur solche wohlriechende Oele und Wasser bereitet, braucht jährlich 140,000 Pfund Orangenblüthen, 20,000 Pfund Acacienblüthen, 140,000 Pfund Rosenblätter, 32,000 Pfund Jasminblüthen, 20,000 Pfund Veilchenblüthen, und Gott weiß, was Alles noch an Blüthen und Kräutern. Das kostet viel Geld für Pomaden und dergleichen; aber wie viele Hände pflücken und sammeln sie und — die falten sich auch und beten alle Tage: Gib uns unser täglich Brod! —

Jagderlebniſſe daheim.

Erzählung von W. Hofmann.

I.

„Vergeſſen Sie nicht, den Schlafrock mitzunehmen", ſagte man mit großer Beſorgniß zu mir, als ich meine Reiſetaſche ſchon beinahe bis obenhin gefüllt hatte.

Den Schlafrock zu einer Hirſchjagd? Allerdings! So ſonderbar dies klingt, ſo ſehr war der Rath am Platze. Alles, was eine wochenlange Abweſenheit erforderte, begleitete mich, und der Schlafrock, dieſes ächte, behäbige Hauskleid, war meiner Treu nicht das Unwichtigſte. Ich zog denn ab und ließ nur das bei der Jagd am wenigſten Entbehrliche, das Gewehr, daheim.

Das Gewehr, die Munition?

Freilich, mein Lieber! Du mußt wiſſen, ich bin ein Plebejer oder, wie man ſich gewöhnlich auszudrücken pflegt, ein Bürgerlicher; für die iſt in unſerem engeren Vaterland das edle Vergnügen der Hirſchjagd nun einmal nicht gemacht. Sogar der niedere Adel iſt davon ausgeſchloſſen; es ſei denn, daß er Geld genug hat, um in einem eingefriedigten Park ſich mit dieſer Art von Waidwerk abzugeben; dann aber wird der Hirſch halb zahm und läßt ſich ſo leicht ſchießen wie ein Spatz, und das iſt meiner Meinung nach keine Pläſir.

Ich ſage alſo, als Bürgerlicher zog ich fort, mit einem guten Stock bewaffnet, und das war Alles. Ein hoher Herr wollte mir einmal das Vergnügen machen, die ganze Affäre mit anzuſehen; ich war ſehr dankbar für dieſes Anerbieten, ſetzte mich mit meinem Gepäck in den Wagen und kam ſo gegen Abend in dem Städtchen M. an. Dort empfingen uns ein Jäger und drei andere Perſonen, um uns und unſere Sachen noch beinahe zwei Stunden weit tief in den Wald zu transportiren.

Es regnete dünn, was aber bei dem warmen Wetter im Anfange des September Nichts heißen will. Leicht und fröhlich zogen wir in die immer tiefer werdende Dunkelheit hinein; vor uns her marſchirte der Jäger mit einer gewaltigen Laterne, die nun gerade nicht auf der Hirſchjagd gebraucht wird, aber für uns ein höchſt nothwendiges Stück war; trotz ihres hellen Scheines tappten wir häufig genug in die Pfützen und Tümpel des weichen Waldweges, ſo daß das Waſſer uns mitunter in's Geſicht ſpritzte. Doch was macht das aus! Wenn man auch mit Stock und Schlafrock auf die Jagd zieht, weiß man doch, wie ein Jäger nach ſolchen Kleinigkeiten Nichts fragt.

Wir zogen alſo tapfer voran; ſchon zeigten ſich die hohen Tannen und Buchen zur Rechten und Linken uns noch in ſchwarzen, verworrenen Umriſſen. Dann und wann klang aus dem geheimnißvollen Schatten der zitternde Ruf der Eule und das Schnarren der Nachtſchwalbe. Unſere Laterne ſtrich aber immer wacker voraus und der ganze Trupp, ziemlich eng geſchloſſen, mit; denn Jeder wollte etwas Licht haben. Bald verließen wir den breiteren Weg, einen ſchmalen, graſigen Pfad einſchlagend, der zwiſchen den mächtigen, hundertjährigen Stämmen hindurch zu der Waldhütte führte. Plötzlich klang von der Vorhut ein leiſes „Bſt!" Wir hielten Alle wie feſtgebannt, und durch die feierliche Stille hindurch ertönte aus der Ferne her ein heiſeres, tiefes Brüllen: der erſte Hirſch hatte ſich vernehmen laſſen, und ſomit ſtanden wir an den Grenzen des Jagdreviers.

Unaufhaltſam ging's voran. Ich wunderte mich, wie der Jäger ſo leicht den Pfad einhielt in der rabenſchwarzen Finſterniß; doch er war ja tagtäglich in dieſen Wäldern und kannte jeden Tritt. Endlich ſchimmerte durch das Buſchwerk ein rothes Licht; dunkele Geſtalten bewegten ſich hin und her, eigenthümlich, beinahe unheimlich gefärbt. Dumpfes Gemurmel ließ ſich vernehmen und dazwiſchen

das Gewinsel großer Hunde, welche bald erschienen, bald verschwanden. Noch einige Schritte, und wir standen vor der Waldhütte. Die Jäger empfingen uns freudig, und ich hatte bald Bekanntschaft mit ihnen gemacht.

Es ist ein sonderbares Gefühl, so in der Wildniß zu hausen, umgeben von diesem sich verbergenden Leben der Thierwelt, umtönt von ihren ungewohnten Stimmen, umwogt vom Rauschen der majestätischen Wipfel! Dazu noch der erste Einzug in tiefer, dunkler Nacht! Wahrlich, ich vermochte kaum dann noch nicht diese Empfindungen in mir zu dämpfen, als die Gesellschaft am schwerbeladenen Tische zum Abendimbiß vereint saß, und der treffliche Hochheimer neue Spannkraft gab.

Die Waldhütte war ein ziemlich großes Häuschen mit einem einzigen, saalähnlichen Gemach zu ebener Erde. Hier standen aus unbehauenen jungen Stämmen zusammengefügte Bettstellen, in denen statt der Roßhaarmatratze Heu und Stroh lag; das war unser Schlafapparat. Ueber diesem Zimmer befand sich ein niedriger Dachraum, wo das Jagdpersonal seinen Wohnsitz oder vielmehr sein Lager aufgeschlagen. Hinter dem Hause hatte man noch aus Dachpappe eine besondere Stelle zu Küche und Speisekammer hergerichtet; denn ein eigens mitgenommener Koch sorgte für die Bedürfnisse der Gesellschaft auf's feinste, so daß die Gerichte durchaus im Widerspruch standen mit der rauhen Umgebung.

Festschlafend lag ich auf meinem Heu, als Etwas an mir rüttelte und schüttelte. Ich sprang mit zwei Füßen zu gleicher Zeit aus dem Bette und stieß dabei unsanft wider einen Mann, welcher in der tiefen Dunkelheit zurückprallte und dabei zu kichern anfing. Es war Fabian, einer der Revierjäger. Man hatte mich seiner besonderen Obhut anvertraut; obwohl der jüngste, galt er doch für Einen der erfahrensten. In den Wäldern umher hatte schon sein Urgroßvater das edle Waidwerk gehegt und gepflegt, und Fabian war nicht aus der Art geschlagen.

„Es ist Zeit," flüsterte er mir zu, indem er ein Streichhölzchen auf dem rauhen Aermel seiner Jagdjoppe anstrich und die Oellampe anzündete. Ich rieb mir halb im Traume die Augen, entledigte mich meines Schlafrockes, zog die schweren Stiefel und den dicken Rock an, fuhr mir einigemal bedenklich durch die Haare und war bereit. Vor dem Hause auf einer hölzernen Bank stand neben einer Blendlaterne eine Tasse braunen, duftigen Kaffee's, den ich in Eile trank, und fort ging's in die Finsterniß.

Kaum hörte man das leise Rauschen unserer Tritte in dem feuchten Grase; immer voran eilte mein Begleiter mit staunenerregender Sicherheit, blieb von Zeit zu Zeit horchend stehen und setzte sich dann ebenso stumm wieder in Marsch. Die hohen Adlerfarne strichen mir ihre breiten Wedel kühlend und neckend über's Gesicht, und ich gewann nach und nach die Ueberzeugung, daß ich vollständig wach sei.

Da erscholl auf einmal von einer nahen Höhe herab das heisere Brüllen durch die tiefe Stille, unheimlich und aufregend für Jeden, der an diese Laute der Einsamkeit nicht gewöhnt ist.

„Das ist der Alte," flüsterte Fabian, stehen bleibend; „den werden Sie heute zu Gesicht bekommen, ein prächtiger Bursche von sechszehn Enden!"

Und wieder schlichen wir leise weiter, bis wir auf einem kleinen freien Platze Halt machten. Schon unterschied ich deutlich die Gegenstände um mich her; denn meine Augen hatten sich nach und nach an die Finsterniß gewöhnt. Fabian hob wohl zum fünften Mal seinen genäßten Finger in die Höhe, um den Wind zu untersuchen; endlich sagte er:

„Bleiben wir hier; er kommt auf diese Stelle, da, durch jene Lücke!"

Erwartungsvoll bettete ich mich zur Seite meines Begleiters und harrte der Dinge, die da kommen sollten, geduldig wie ein Säulenheiliger. Wohl eine

Stunde mochte so vergangen sein; Fabian brach das leise geführte Gespräch ab, schien aber zugleich etwas Bedenkliches in seiner Haltung zu verrathen; leichtes Kopfschütteln und ein „Hm!“ der Verwunderung ließen mich darauf schließen. Wir lagen dicht zusammengekauert unter einer jungen, breitästigen Tanne, und es hätte das Auge eines Luchses bedurft, um uns hier zu erspähen. Das Gebrüll des Hirsches kam immer näher und hallte immer kräftiger durch das Gehölz. Schon vernahm man das Knacken der Aeste, die er mit seinem breiten Geweih zerbrach, und ich zitterte vor Begierde, ihn endlich auf der Lichtung erscheinen zu sehen. Auf der entgegengesetzten Seite, kaum zwanzig Schritte von uns, hörte ich ein leichtes Knittern, wie wenn auch von daher Etwas nahe. Fabian drückte mich bedeutsam nieder, gleichzeitig sah ich, daß er den breiten Hirschfänger ganz herausgezogen und seine funkelnden Augen nach dem Geräusch rechts von uns gerichtet hatte.

Erstaunt beobachtete ich den Jäger und hätte beinahe nicht wahrgenommen, wie der leichte, langsame Schritt des Sechzehnenders kaum fünfzehn Gänge von uns deutlich hörbar wurde, wie die Zweige krachten und endlich das majestätische Thier sein gekröntes Haupt, seinen vollen Hals, seine breite Brust aus dem Dickicht heraus auf die Blöße schob.

Ich stieß meinen Begleiter leise an, da er von dem Hirsch gar keine Notiz nahm, sondern beharrlich nach der andern Seite schaute.

Plötzlich ertönte der kurze, spitze Knall einer Büchse so nahe bei uns, daß ich unwillkürlich zusammenfuhr. Die Kugel zischte an uns vorbei; der prächtige Hirsch machte einen mannshohen Sprung von der Stelle aus und verschwand.

Mein Begleiter war wie ein Blitz emporgeschnellt und nach der Lücke geeilt, woher der Schuß kam. Ich sah seinen Hirschfänger funkeln, dann stürzte er sich in die Büsche. Das Geräusch von flüchtigen Personen verhallte nach und nach; ich war allein.

Ganz verwirrt von diesem unerwarteten Ereigniß besann ich mich unter meinem Tannenversteck, was ich eigentlich thun solle. Fabian mußte einen Wilddieb in dem Schützen entdeckt haben und verfolgte ihn ohne Zweifel so lange, als seine Kräfte reichten. Wohl eine Stunde war ich von der Waldhütte entfernt und durfte mir durchaus nicht zutrauen, den Weg dahin wiederzufinden. Ich beschloß daher zu warten, bis der Tag vollständig angebrochen sei.

Eben versuchte ich, mich etwas aus den Aesten herauszuschieben, als ein Mann in blauem Kittel, eine Büchse unter dem Arme auf die Lichtung trat und nach der Lücke ging, durch welche der Hirsch erschienen und verschwunden war. Dort bückte er sich und untersuchte den Boden, die Blätter und Büsche rechts und links wohl zehn Minuten lang. Der flüchtige Wilddieb war also nicht allein gewesen; sein Cumpan hatte den Jäger sich hinter diesem drein entfernen lassen, um dann mit aller Muße das geschossene Wild zu suchen.

Gewiß hätte ich durch mein plötzliches Erscheinen den Strauchdieb in nicht geringe Bestürzung versetzt; aber es ist immer ein gewagtes Stück, mit solchen Menschen anzubinden; ich blieb also ruhig liegen. Er handirte noch auf der Stelle umher, wo der Hirsch gestanden, und gelangte sichtlich zu keinem befriedigenden Resultat.

Leise fluchend kam er wohl zehnmal wieder heraus, kniete bald auf dem Boden, beugte sich bald über die Aeste; endlich nahm er seine Büchse, stellte sie wider einen Strauch und vertiefte sich dann von neuem in die Tannen- und Buchendickung. Ich hörte ihn sich immer mehr entfernen. Eine niegefühlte Unruhe bemächtigte sich meiner; es trieb mich gleichsam willenlos heraus; kriechend erreichte ich die Waffe, spannte den Hahn und stellte mich dicht neben den Busch.

Einige Minuten noch, und der Wilddieb steckte seinen Kopf sorglos durch die Lücke.

„Halt," donnerte ich ihn an, „halt, Unglücklicher!" Wie ein schwerer Stein sank er zu Boden; ich trat hinzu, um ihn auf die Lichtung herauszunöthigen; doch, wer beschreibt mein Erstaunen, er war verschwunden!

So stand ich denn mit meiner gespannten Büchse rathlos da. Weit konnte er nicht sein, das war sicher; aber ihn im Gebüsche zu verfolgen, hielt ich keineswegs für gerathen; denn da half mir meine Waffe Nichts, und unversehens konnten die Rollen vertauscht sein.

Ich horchte mit Anstrengung; jedoch nicht das geringste Geräusch ließ sich vernehmen. Die Sache wurde mir bedenklich. Blieb ich an dem Gebüsche stehen, so lief ich Gefahr überrumpelt zu werden; ich hielt es also für's Gerathenste, mich mitten auf die Lichtung zu postiren. Kaum hatte ich diese Idee ausgeführt, als auch schon ein lauter Fluch genau hinter der Stelle erscholl, wo ich gestanden. Rasch wandte ich mich um und hörte nun deutlich, wie sich der getäuschte Wilderer entfernte.

Es wurde mir etwas leichter; allein sicher war ich immer noch nicht. Ich beobachtete darum die größte Vorsicht und hielt mich auf dem freien Raum.

Nach zwei langen Stunden endlich erschien Fabian wieder. Der Morgen war in voller Klarheit hereingebrochen, und ich sah, wie sich der junge Mann keuchend und zerfetzt aus dem Walde herausarbeitete. Als er mich bewaffnet in der Mitte der Lichtung erblickte, blieb er eine Weile verdutzt stehen. Ich erzählte ihm mein Abenteuer, das ihn höchlich interessirte. Er nahm die Büchse, besah sie von allen Seiten, schien aber bei aller Untersuchung zu keinem Schluß zu kommen.

„Es ist immerhin Etwas," sagte er; „ich hoffe, das wird hinreichen, um die Hallunken zu entdecken. — Das Laufen hat mich ganz außer Athem gebracht. Eine halbe Stunde weit habe ich den Kerl verfolgt, dann muß er stehen geblieben sein, um mich vorbeirennen zu lassen. Die Spitzbuben glaubten ganz sicher, in diesem Theile des Forstes sei keine Aufsicht; denn wir zogen bis jetzt immer nach den anderen Waldungen dort hinter den Bergen, eine gute Stunde weit. Ohne Ihr Eintreffen war unser alter Sechzehnender hin; so hoffe ich, behalten wir ihn. Doch kommen Sie nun; wir wollen uns heimmachen. Was für Gesichter wird das geben!"

II.

Nach und nach trafen alle Jäger ein. Auf dem freien Platze vor der Waldhütte hatte man schon die Vorbereitungen zu einem appetitlichen Frühstücke getroffen, das für den eingebüßten Schlaf entschädigen sollte. Man vernahm voll Staunen unser Abenteuer, betrachtete die Büchse nach jeder Richtung, vermochte aber ebensowenig wie Fabian einen Anhaltspunkt zur Entdeckung der Missethäter zu gewinnen. So wurde denn beschlossen, die Fährte des Hirsches zu untersuchen, damit er bei einem allenfallsig starken Schuß nicht verloren gehe.

Nach mehrstündiger Rast machten wir uns auf. Voraus zogen zwei Revierjäger, die kräftigen Schweißhunde am Riemen führend, und wir Alle, mit Büchsen bewaffnet, hinten drein.

Wenn man den waidgerechten Jäger bei einer solchen Angelegenheit beobachtet, zeigt sich in seinem ganzen Wesen etwas Ernstes, Feierliches. Diese Tausende von Kleinigkeiten, welche bei dem Gang durch die Waldungen erspäht und zur Bereicherung oder Begründung seiner Erfahrungen benutzt, regen den Neuling mächtig an und verleihen dem Leben des Jägers einen eigenthümlichen Reiz; dabei hat er seine besonderen Kunstausdrücke, auf die er mit einem gewissen Eigensinne hält. Für den Unkundigen ist's drum nicht gerathen, seine Ideeen auf die gewohnte Weise auszudrücken, wenn er nicht übel wegkommen will.

Auf der Lichtung angelangt, wurde der Stand des Wilddiebes ermittelt, die

Stelle gezeichnet, wo der Hirsch gestanden, und nun mit aller Aufmerksamkeit und Ausdauer die Richtung des Schusses untersucht. Nirgends zeigte sich eine Spur der Kugel in den Zweigen; der Hirsch mußte also getroffen sein.

„Sucht die Flucht", sagte ein Jäger zu den andern, und sogleich hatten alle ihre Nasen so dicht am Boden, wie der beste Schweißhund!

„Die Flucht" dachte ich! Was wird das sein? Denn wiewohl ich mit den Ausdrücken der niederen Jagd ziemlich vertraut war, konnte ich mir doch diese Bezeichnung nicht enträthseln. Abwarten war also das Beste.

Endlich rief Einer: „Hier ist sie!"

Ich eilte hinzu und sah nun, wie der Mann seinen Zeigefinger in eine Hirschfährte gedrückt hielt; das war also die „Flucht!"

Jeder drängte sich nun heran, gab seine Meinung ab, und so wurde denn festgestellt, daß diese Fährte wirklich die Flucht sei.

Es ist unter Umständen keine Kleinigkeit, unter Hunderten von Tritten den zu entdecken, welchen ein flüchtiger Hirsch gemacht hat. Durch die Schnelligkeit des Laufes schnitten die Hufe etwas schärfer ein; dies muß der kundige Jäger heraus zu finden verstehen, um das angeschossene Stück verfolgen zu können.

„Sucht die Farbe," rief es von neuem!" Nun wurde auf dem Boden und dem Blätterwerk der Gebüsche ebenso beharrlich nachgesehen.

„Hier ist Farbe," war die Antwort.

Wieder eilte ich hinzu und bemerkte auf der Handfläche des Entdeckers ein kleines, haarähnliches Spitzchen.

„Farbe" war also das Haar des Hirsches. — Wieder um eine Erfahrung reicher!

Das Spitzchen wurde hin- und hergedreht, gegen die Sonne und gegen den Schatten gehalten. Endlich bemerkte Fabian:

„Das ist Gras!"

Damit war die Sache abgethan. Wieder bückte sich die ganze Gesellschaft, und ich half weidlich mitsuchen, weil ich nun wußte, um was es sich handelte. Lange krochen wir umher; aber trotz alles Mühens wurde keine Farbe gefunden. Die ganze Jagdgesellschaft flog übrigens empor bei dem lauten Rufe:

„Schweiß!"

Richtig! Auf einem dürren Blatte lag ein ganz unbedeutendes, mattrothes Tröpfchen Blut; doch es ließ sich nicht verkennen, es war Schweiß.

„Was glaubst Du, Fabian, ist der Schweiß gut," fragte man?

Ich horchte bei dieser merkwürdigen Frage hoch auf und war begierig auf den Orakelspruch des Angeredeten. Allein dieser zuckte nach einigem Bedenken die Achsel; das war seine Antwort.

„Den Nestor her", hieß es nun, und sogleich trat ein Jäger herbei, der mit seinem unruhigen Schweißhunde bis jetzt ganz beiseite gehalten hatte. Man drückte dem vorwärtsstürmenden Thiere die Nase auf die „Flucht," und nun riß es mit wahrer Wuth den Führer mit sich. Alle folgten vorsichtig suchend hintenher. Der andere Schweißhund wurde am Ende des Zuges zurückgehalten.

Während der Verfolgung kam ich an die Seite Fabian's.

„Warum zuckten Sie die Achsel bei der Frage nach dem Schweiß," sprach ich?

„„Wir bekommen den Hirsch nicht," war die kurze, bezeichnende Antwort;" der Schweiß ist schlecht!"

Ich war so klug wie vorher, wollte übrigens nicht weiter forschen, weil ich dachte, die Sache werde sich von selbst aufklären.

So zogen wir stundenlang hinter dem erfahrenen Nestor her, der treulich die Fährte einhielt; aber der Hirsch war weit gegangen. Ein Tannendickicht wurde umstellt und durchgetrieben, doch ohne Erfolg. Die Hetze fing an, mich zu ermüden, als plötzlich von neuem der Ruf: „Schweiß!" erscholl. An einigen bo-

hen Grashalmen hatte das angeschossene Thier die Aehre mit seinem Blute gefärbt; diese Entdeckung brachte neuen Eifer in die Gesellschaft; wieder ging's voran, bis zuletzt ein anderer Hirsch die Fährte des ersteren gekreuzt hatte; das machte den weisen Nestor irr, und abermals wurde mit aller Ausdauer die Flucht ermittelt, dann aber dankte man den Hund ab, und Karo kam an die Reihe. Gewiß hatte dieser mit stiller Kränkung seine Stelle am Ende des Zuges eingenommen. Er stürzte jetzt hervor und griff mit zorniger Hast die Spur auf. Weiter und immer weiter ging's durch Dick und Dünn, über Bäche, über Schluchten, thalauf und ab; jedoch nirgends hatte das flüchtige Thier Halt gemacht. Schon seit fünf Stunden trabten wir gleich den Indianern auf dem Kriegspfade, Einer hinter dem Andern voran. Auch dem Eifrigsten entschwindet bei solchen Täuschungen die Geduld, und ich gestehe offen, meine Waidmannslust ging zur Neige. Wir gelangten eben auf einen gut betretenen Waldweg, über den der Hirsch gewechselt hatte. Fabian machte hier eine kleine Rast, mit Vorsicht die Fährten beobachtend.

„Den Hirsch bekommen wir nicht," sagte er endlich mit aller Bestimmtheit eines erfahrenen Jägers; „er ist am linken Hinterlauf gestreift!"

„Er ist am linken Hinterlauf gestreift! Nun meiner Treu, das ist ein Jägerlatein in bester Form," dachte ich; „wie kann der Mann wissen, daß der Hirsch am linken Hinterlauf blessirt ist!"

Keiner der Leute that übrigens eine Frage, und so wartete ich geduldig der Aufklärung dieses delphischen Ausspruches.

„Sehen Sie her," fuhr Fabian fort," hier ist die volle Fährte von allen vier Läufen! Der rechte Vorderlauf ist tiefer eingetreten als der linke — der linke Hinterlauf aber zeichnet sich nur ganz leicht! Sehen Sie, hier ist's wieder so! Der Hirsch ist an diesem Hinterlauf getroffen, darum setzt er ihn nicht fest auf; das Hauptgewicht seines Körpers fällt alsdann auf den rechten Vorderlauf, deßwegen ist dieser tiefer eingetreten . . . Lassen wir ihn gehen; morgen in der Frühe werden wir ihn wieder hören!"

Damit war die Affäre abgethan; dem gewichtigen Urtheil beugte sich das ganze Corps und zog heim. —

Einige Tage waren vergangen, und ich hatte mich schon ziemlich an das Leben in der Wildniß gewöhnt, dieses Leben ohne geregelten Schlaf, ohne gewohnte Körperpflege, ohne Rast und Ruhe. Doch eben die Eigenthümlichkeit des Daseins in den menschenleeren Waldungen, die Einsamkeit und Ruhe im Gegensatz zum Leben mit seines Gleichen, und hinwiederum die frischeste, froheste Thätigkeit rings umher, das Singen und Klingen, Klagen und Necken in der Luft, das Zirpen und Rascheln, das Hüpfen und Schleichen auf der Erde: dies Alles umstrickt dich mit einem wonnigen Zauber, reißt deinen ganzen Gedankengang aus dem gewohnten Geleise und hält dich gefangen in dem verführerischen Netze der Waldesfreiheit und Waldesherrlichkeit. Hier fühlst du erst so recht den Sinn der Jägerlieder; hier machen sie eine ganz andere, gewaltigere Wirkung, weil ihre heitere, herausfordernde Romantik Wahrheit ist.

Nach dem Mittagessen, das ziemlich regelmäßig eingenommen wurde, hatte Jeder das Recht und wohl die Neigung, einige Stunden zu schlafen; doch eine Tasse starken Kaffee's half mir immer glücklich über diese Zeit des Nichtsein's hinweg, ohne daß ich den Mangel an Ruhe sonderlich fühlte. So schlenderte ich denn träumend unter den hohen Domen der Eichen hin, vertiefte mich in die stillen Tannen und wand mich durch weite Farnfelder hindurch, um so recht den Wald zu genießen. War ich ermüdet, dann legte ich mich auf den moosigen Rasen zu den Füßen einer alten Buche und horchte verborgen dem Treiben um mich her.

Doch um die Nachmittagszeit ist der Wald stiller als gewöhnlich; die Laute der größeren Thiere ersterben; nur der unbeholfene Hirschkäfer oder die derbe Hummel summen durch die klare Luft.

So hingestreckt vernahm ich in nicht weiter Ferne Menschenstimmen, die immer näher zu kommen schienen. Mich ein wenig erhebend, gewahrte ich etwa drei Schritte vor mir einen Waldpfad. Da ich keine Veranlassung hatte, mich den Kommenden entgegenzustellen, so blieb ich ruhig liegen. Die Sprechenden beeilten sich nicht, und ihre Worte verloren sich dann und wann in leisem Geflüster.

„Es geht nicht; es darf einmal nicht sein," hörte ich zu meinem Erstaunen Fabian sagen; es war unverkennbar seine Stimme. Ich lugte durch's Gebüsch und sah den jungen Jäger in seiner Größe auf dem Pfade stehen, vollständig ausgerüstet; über die Schulter hing seine kurze Büchse nebst Jagdtasche und Pulverhorn, und an der Seite glänzte der sauberbeschlagene Hirschfänger; auch die kurze Pfeife, welche ihm so leicht nicht ausging, dampfte in seinem Munde, jedoch wie es schien, mit einiger Heftigkeit; denn Fabian war wirklich aufgeregt.

Zwei Frauen, Mutter und Tochter, standen ihm gegenüber und hatten, den Gesichtern nach zu urtheilen, sehr wichtige Dinge mit dem Jäger abzumachen. Die Mutter schwieg, indem sie bedenklich und traurig zu Boden sah; in den schwarzen Augen des Mädchens aber glänzten ein Paar dicke Thränen. Ich habe ein weiches Herz, und so muß ich offen gestehen, daß es mir von Fabian gar nicht gefiel, die Ursache dieser Thränen zu sein. Was anders konnte eine solche Wirkung hervorgerufen haben als sein: „Es geht nicht!"

Auch dem Jäger wurde es etwas unbequem; der gewöhnliche Gleichmuth hatte ihn verlassen; halb trostlos rückte er bald an seinen Jagdgeräthen, bald stieß er den Finger in seine Pfeife und klappte den Deckel mit Heftigkeit zu.

Kein Wunder! Solch' ein Mädchen findet sich nicht überall und besonders, glaube ich, sind sie in den weiten Waldungen dieses Distrikts ziemlich rar. Das enge, vielverschnürte Mieder mit den rothen Schleifen, das kleine, mit breiten fliegenden Bändern gezierte Häubchen paßte so gut zu diesem Gesicht von Milch und Rosen, daß man sich unwillkürlich angezogen fühlte.

Dem Jäger, das konnte ich wohl sehen, war diese holde Erscheinung durchaus nicht gleichgiltig.

„Röschen," sprach er weich, „was soll ich machen! Du weinst, weil ich Deinem Wunsche nicht nachkomme, und weißt doch so gut wie ich, daß ich's nicht vermag. Ich Unglücklicher! Es steht so schon schlecht genug mit uns und wäre längst aus, wenn Deine gute Mutter sich unserer nicht annähme. Ach, Frau Reicher, wandte er sich an diese, „nun ist Alles aus. Sie sehen, mein Dienst fordert die Anzeige, und dann darf ich Eure Schwelle nicht mehr betreten. Reicher war früher schon so abstoßend gegen mich; von nun an kann ich mich nicht mehr blicken lassen!"

Das Mädchen weinte laut, und auch die Mutter wischte sich die Augen. Fabian war in Verzweiflung; in größter Unruhe schritt er hin und her, riß dann und wann an seiner Büchse, so daß es mir ordentlich um ihn bangte.

Die Stimmung des Jägers entging dem Mädchen nicht; es trat auf ihn zu, nahm ihn am Arm und sagte:

„Wenn es nicht anders ist, Fabian, so thue, was Du mußt, unser Herrgott wird schon helfen!"

„„Du siehst, Röschen, daß der Fritz sich herauswinden kann, wenn er entdeckt, wem er die Büchse geliehen hat. Es ist einmal seine Büchse, drum hält man sich an ihn. Wäre nur diese verfluchte Waffe nicht in unsern Händen, so hätte man keinen Anhaltspunkt . . . aber so . . . ! Kommt mir auch der verwünschte Fremde da auf den Hals und bringt mich in Verzweiflung. Man meint beinahe, ein böses Schicksal verfolge mich überall!""

Der verwünschte Fremde war ich!

Es ärgerte mich anfänglich nicht wenig, daß Fabian mich für seinen bösen Stern ansah und auf die angegebene Weise betitelte; doch das Mitleid bekam bald wieder die Oberhand.

Klar wie ein Spiegel lag die ganze Historie vor mir. Röschen's Bruder Fritz hatte einem Freunde oder wer es sonst sein mochte, seine Büchse geliehen, und diese hatte ich dem Wildschützen abgenommen. Der Fritz mußte also dran, wenn er den Thäter nicht nannte. Welche Gründe jenen zum Schweigen bestimmten, wußte ich nicht, aber das war mir klar, kam die Büchse aus den Händen der Jäger, so ging jeder Anhaltspunkt für die Untersuchung verloren. Darauf baute ich meinen Plan. Insofern mich keine Verpflichtung band, hielt ich mein Gewissen nicht für beschwert, wenn ich das Jagdpersonal hinterging.

Traurig und muthlos trennten sich die Drei. Am meisten dauerte mich der Jäger. Welch einen inneren Kampf mußte er nicht durchgemacht haben, bis er zu dem festen Entschluß kam, seiner Pflicht zu folgen! Fast täglich sprachen wir über die Wildschützengeschichte, aber Nichts ließ mich vermuthen, daß man eine Ahnung von dem Eigenthümer der Büchse hatte. Fabian war vielleicht noch nicht lange in den Besitz des Geheimnisses gelangt, und so hoffte ich, daß es für meine Projekte noch Zeit genug sein werde.

Als die kleine Gesellschaft weit genug entfernt war, um unbemerkt aus dem Gebüsche treten zu können, schlich ich den beiden Frauen nach und holte sie nach einer Viertelstunde ein. Verwundert blieben sie bei meiner Annäherung stehen und betrachteten mich von oben bis unten. Mein Kostüm mußte ihnen übrigens jeden Zweifel benehmen, und so hielten sie mich sicherlich für Einen der Fremden aus der Waldhütte.

„Guten Tag," redete ich sie an; „wohnt Ihr weit von hier?

„Noch ein halbes Stündchen," antwortete Frau Reicher sichtlich verlegen; Röschen aber schien keine geringe Portion Angst zu haben.

„So werde ich Euch begleiten," sprach ich mit solcher Bestimmtheit, daß sich die Beiden ohne weitere Worte in Marsch setzten.

Nach einigen Minuten fing ich übrigens das Gespräch wieder an:

„Euer Fritz ist ein Esel, daß er den Namen des eigentlichen Wildschützen verheimlicht; so kommt e r unfehlbar in eine miserable Lage!"

Die zwei Frauen blieben abermals stehen und sahen mich mit blassem Entsetzen an.

„Ach Sie wissen . . . stammelte Frau Reicher!

„„Ich weiß Alles, und gerade deßhalb will ich mit Euch gehen!""

„Sie wollen den Fritz gleich mitnehmen," rief Röschen!

„„Nein, Röschen, ich bin kein Gendarm, das überlasse ich denen.""

Röschen kam in neue Verlegenheit, weil ich so geläufig ihren Namen hersagte, und schaute erröthend nach der andern Seite.

Nach langer Pause wagte die Mutter endlich eine abermalige Frage:

„Fabian hat also mit Ihnen über die Sache gesprochen?"

„„Durchaus nicht, liebe Frau!""

Nun ging den Beiden ihr Latein aus; sie brachten kein Wort mehr über die Lippen. Röschen sah mich mit einem unheimlichen Blick an und hielt sich so fern wie möglich von mir. Obgleich dies meine Absicht keineswegs war, mußte ich doch heimlich dazu lachen.

Bald langten wir an der Wohnung der Reicher'schen Familie an. Es war ein einzelnes Hofhaus von behäbigem Aussehen; alles umher verrieth einen gewissen Wohlstand. Weit hinunter in die Waldungen dehnte sich ein prachtvoller Wiesengrund im herrlichsten Septembergrün, und auf der einen Thalseite lagen umfangreiche Felder. Nirgends gewahrte ich andere Gebäulichkeiten und schloß

daraus, daß dieses ganze Anwesen der Familie Reicher gehöre, fand aber auch darin den Grund, warum der alte Bauer sich dem Verhältniß zwischen seiner Tochter und Fabian nicht günstig zeigte.

In der Wohnung angekommen, ließ ich den Hausvater nebst dem bedrohten Fritz vom Felde rufen und begab mich mit ihnen allein auf eine Stube. Beide betrachteten mich mit ängstlicher Neugierde und warteten gespannt auf das, was ich denn eigentlich mit ihnen wolle.

Der alte Reicher war ein derber Fünfziger, dem eine gewisse Härte und Starrheit aus dem Gesichte leuchtete; Fritz dagegen, ein ungemein netter Bursche von ungefähr zwanzig Jahren, gefiel mir auf den ersten Blick.

„Nun, Fritz," sprach ich, „was werden Deine Eltern dazu sagen, wenn Du auf einige Jahre in's Correctionshaus wanderst wegen der verhängnißvollen Büchse?"

Der junge Mensch wurde blutroth; der Bauer aber rief heftig:

„In's Correctionshaus? So weit sind wir noch nicht! Der Fritz hat die Büchse verliehn, dazu hat er das Recht; was Andere damit getrieben, ist unsere Sache nicht."

„„Allerdings ist das Eure Sache nicht, wenn der Fritz den Mann nennt; aber, so viel ich weiß, will er sich dazu nicht verstehen!""

„Nein!" sprach der junge Mann mit aller Entschiedenheit. „Der Bub ist ein Narr," schrie der alte Bauer im höchsten Zorn! „Was kann Dich abhalten, den Kerl zu verrathen, der uns rein in's Unglück stürzt! Du bist ein mißrathener Sohn, dem seine Familie Nichts mehr gilt! Ach, ich überlebe die Schmach nicht, daß mein einziger Bub wie ein Mörder und Dieb in's Gefängniß abgeführt wird!"

Reicher fuhr sich verzweiflungsvoll durch die Haare, und, offen gestanden, er erregte mein Mitleid im hohen Grade.

„Du kannst also nicht nachweisen," sprach ich zu Fritz, wo Du in jener Nacht gewesen bist?"

„Er war nicht daheim," sagte der Bauer, „er war draußen; das ist ja gerade die Sache! Er will nicht gestehen, wie und wo er die Nacht verbracht hat. Am Ende ist er doch der Wilderschütz, sonst würde er sich nicht so lange bereden lassen, um den zu nennen, welchem er die Büchse lieh."

„Ich bin kein Wilddieb, Vater," sagte Fritz so bestimmt, daß ich seine Behauptung für reine Wahrheit hielt.

„Reden wir denn nicht mehr davon," bemerkte ich. „Der Fritz will keinerlei weitere Aussagen machen und wird deßhalb für den Schuldigen genommen, das unterliegt keinen Zweifel. Vielleicht ließe sich aber Alles ebenen, wenn vorsichtig und schnell gehandelt wird!"

Die Beiden betrachteten mich mit Spannung. „Wenn das ginge," rief Reicher mit Wärme, „so wollte ich ein Paar Ochsen drum geben! Ach, helfen Sie, lieber Herr, helfen Sie!"

„„Wie wäre es, Fritz, wenn Du heute Nacht Deine Büchse wiederbekämst. Ohne die Büchse führt eine Untersuchung zu Nichts. Es weiß außer mir nur ein Einziger der Jäger, daß sie Dir gehört, und dieser wird hoffentlich schweigen.""

„Ein Paar Ochsen gäbe ich drum," rief wiederholt der Alte, angeregt von dem aufgehenden Hoffnungsstern.

„„Ein Paar Ochsen soll es Euch nicht kosten; aber umsonst werdet Ihr auch nicht aus der Klemme kommen. Ich will Euch drum einen Vorschlag zur Güte machen!""

Der Bauer schaute mich neugierig an.

„„Euer Röschen ist alt genug zum Heirathen, nicht wahr?""

Die Miene Reichers verfinsterte sich etwas.

„Sie ist erst achtzehn Jahre alt," erwiederte er, „und hat noch Zeit."

„„Meinetwegen kann sie noch warten; jedoch verlange ich Eins von Euch: Gebt dem Röschen einen Mann, welchen es sich selbst wählt, legt ihm durchaus kein Hinderniß in den Weg, und Fritz wird seine Büchse zurückerhalten.""

Der alte Bauer sah ziemlich unentschieden drein. Zwar hatte ich Fabian's Namen nicht genannt, aber Reicher kannte den Boden zu genau, um über die Entscheidung seiner Tochter im Zweifel zu sein. So sehnsüchtig er auch die Sicherheit seines Sohnes wünschte, so zäh hing er an seinen Plänen und Meinungen.

Da er mir zu lange schwieg, sagte ich mit aller Entschiedenheit:

„Ich sehe in der Annahme meines Vorschlags für Euch nichts Zurücksetzendes und Nachtheiliges. Röschen wird sich ganz zweifellos nur einen braven Mann aussuchen, mit dem Eure Familie Ehre einlegt."

„„Ja, ja, das kenne ich schon; sie nimmt sich den Förster und keinen Andern!""

„Nun, und wenn sie ihn nähme, wäre das eine so üble Partie? Der Fabian ist mit gutem Gehalt angestellt und hat sein Leben lang Brod. Verargen kann ich's dem Mädchen nicht, daß es Gefallen an ihm findet; denn unter all Euern Bauernburschen reicht ihm Keiner das Wasser!"

„„Er hat Nichts!""

„Er hat Nichts? Ein gutes Auskommen nennt Ihr Nichts?

Meiner Treu, Ihr habt eine sonderbare Manier zu rechnen. Es gibt noch anderes Eigenthum als Aecker und Wiesen."

„„Meine Tochter bekommt einmal mehr mit als irgend Eine im ganzen Amt; dafür kann man sich auch einen Schwiegersohn in's Haus schaffen, der Etwas hat, dächte ich.""

„Hört, Reicher, Ihr saht mir vernünftiger aus, als Ihr seid. Ich will solchen Anschauungen gegenüber keine Worte mehr verlieren. Morgen kommen die Gendarmen, legen dem Fritz Handschellen an und führen ihn die Ortschaften hindurch vor Gericht; davon habt Ihr natürlich so wenig Schande, daß ein Schwiegersohn, wie Ihr ihn drechselt, es leicht ausgleicht. — Lassen wir also die Sache fallen."

Ich nahm die Thürklinke in die Hand, um mich zu entfernen. Fritz hatte derweilen stumm, aber aufmerksam zugehört; bei meinem Entschluß jedoch blickte er bittend zu seinem Vater hin, in dessen Herzen er eine bedeutende Stelle einzunehmen schien. Reicher hustete einigemal, fuhr mit der Hand in seine Hosentaschen und wieder heraus und sagte dann mit etwas belegter Stimme:

„In Gottes Namen denn; mags kommen, wie es will, der Fritz darf nicht in's Gefängniß. Thut mir den Gefallen und schafft ihm die Büchse wieder!"

„Ein Wort, ein Mann," rief ich, dem Bauer die Hand hinreichend, in die er kräftig einschlug.

Zeit war nicht mehr viel zu verlieren; ich nahm darum Fritz mit auf den Weg, einestheils um mir die gerade Richtung nach der Waldhütte zeigen zu lassen, dann aber auch, um das Nöthige über meinen Plan mit ihm zu besprechen. Der Bursche war zu Allem erbötig und verrieth ebensoviel Verwegenheit als Verstand.

II.

Als die Jagdgesellschaft ihrer Gewohnheit gemäß noch im Halbdunkel auf dem freien Platz vor der Hütte plauderte, suchte ich auf alle mögliche Weise das Gespräch von der Wildschützenangelegenheit abzuhalten, was mir auch gelang; Fabian schien sich mit der Anzeige an seinen Vorgesetzten ebenfalls nicht zu beeilen. Ehe wir uns zur Ruhe begaben, machte ich noch die Bemerkung, daß ich morgen in

aller Frühe mit dem alten Hüter Knopfholz auf die Höhe ziehen und dort einen Uhu schießen wolle, der sich öfter hatte sehen und hören lassen.

Alle machten mir die beste Hoffnung; es handelte sich nur um ein Schrotgewehr; leider aber war Nichts vorhanden als echte Pürschbüchsen.

„Was wollen wir lange überlegen," sagte endlich Einer; „da ist die Wildschützenbüchse; laden wir sie mit Schrot; es ist so wie so nicht viel dran verloren!"

Kein Vorschlag konnte mir erwünschter sein. Die Büchse wurde noch am Abend geladen; ich stellte sie neben mein Heubett und überließ mich dann mit aller Hingebung der sanften Gewalt des Schlafes.

Noch, glaubte ich, seien keine zehn Minute verflossen, als schon an mir gerüttelt und geschüttelt wurde Der alte Knopfholz stand in seiner ganzen bedeutenden Länge vor mir, und ich mußte heraus. Nie war ich unfreundlicher über die Schlafverkürzung als heute. Ein wahrer Alp lag auf meinen Gliedern; aber es half einmal Nichts, ich mußte auf.

„Wir haben weit," bemerkte der Alte, „und müssen drum früher aufbrechen. Beeilen Sie Sich ein wenig; Ihr Kaffee steht schon vor der Thür."

„„ Ach, guter Knopfholz, nur noch ein einziges kleines Augenblickchen; wir kommen doch noch früh genug an!""

„Der Uhu entgeht Ihnen ganz gewiß, wenn Sie länger warten! Stellen Sie Sich nur einmal gerade, dann macht sich's schon . . . so! . . . Nun kommen Sie!"

Der Alte hatte mich richtig aus dem Bett herausgezogen. Ich fügte mich in die Nothwendigkeit, griff wohl zehnmal mechanisch nach der Ecke, wo die Büchse stand, und befand mich endlich vor der Thür, ohne mir recht Rechenschaft davon geben zu können. Der Kaffee brachte mich einigermaßen zur Besinnung, und ich trabte hinter dem Waldhüter her, so wie es die Gewohnheit war.

Nach anderthalb Stunden hatten wir die Höhe erreicht. Noch herrschte tiefe Dunkelheit; denn zwei Uhr mochte kaum vorüber sein. Um uns her erscholl das Gebrüll der Hirsche bald näher bald ferner, aber sehen konnte man keinen.

„Setzen Sie Sich, wenn Sie müde sind," sagte der Alte gutmüthig, „mit dem Uhu ist doch noch Nichts!"

Dann fing er an, leise zu zählen: „Eins, zwei, drei . . . zehn . . . noch vierzehn jagdbare Hirsche! Ich denke, wir werden bald Alle heraufziehen; da drunten ist doch nicht mehr viel!"

Es war ziemlich frisch; ich zog darum den Kragen meines Jagdrockes an die Ohren, schob die langen Stiefelrohre über die Schenkel und suchte mir ein Plätzchen zum Sitzen.

„Hier an der alten Buche," sagte der Waldhüter. Die Büchse können Sie an den Baum lehnen; warum sollen Sie den schweren Prügel immer auf dem Rücken behalten? Da . . . meine Alte kann zur Gesellschaft dabei stehen.

Er rückte noch eigenhändig die beiden Waffen zurecht, bis sie fest genug standen, hockte sich dann sechs Schritte weiter unter einen Baum nieder, drückte den Tabak seiner Pfeife zusammen, und Alles war ruhig wie in der Mitternacht.

Nach einer Viertelstunde bemerkte ich ein leichtes Reiben an meinem Baume; ein Arm stieß mich leise an; ich that jedoch, als ob ich schliefe, wußte aber, daß von diesem Augenblick an meine Büchse nicht mehr an dem Baum lehnte.

Bald erklang der Ruf des Uhu's durch den Wald. Knopfholz näherte sich vorsichtig, tupfte mich auf die Schulter und flüsterte:

„Hören Sie ihn? Noch eine kleine Stunde, und es wird hell genug sein, um ihn auf's Korn zu nehmen. Sie werden sehen, wie ich das Locken verstehe! Halten Sie nur ruhig hin. Gerade vor uns auf höchstens vierzig Gänge ist eine Eiche; dorthin, denke ich, wird er sich setzen."

Der Waldhüter ließ sich bei diesen Worten an meiner Seite nieder und harrte geduldig wie eine Bildsäule an dem Buchenstamme aus. War die Büchse noch nicht weg, dann holte sie sicherlich Keiner ohne Gefahr. Ich wurde etwas unruhig bei diesem Gedanken. Zudem konnte aus Irrthum auch das Eigenthum des Waldhüters ergriffen und die andere stehen geblieben sein. Noch nie war ich so gespannt auf den nahenden Morgen wie diesmal.

Endlich wurden die Umrisse deutlicher. Knopfholz ließ an meiner Seite ohne alle Vorbereitung den Schrei des Uhus erschallen, so daß ich ordentlich zusammenfuhr. Er brauchte den Lockton nicht oft zu wiederholen, ohne daß die Antwort aus der Ferne erklang. Immer näher kam der Raubvogel; da stieß mich Knopfholz an.

„Nehmen Sie Ihre Büchse!"

Ich kroch leise um den Stamm. Die Büchsen waren beide fort.

„Immer besser als die unrechte," dachte ich. „Hört, Knopfholz, ich kann die Büchsen nicht finden!"

„Wie," erwiederte er, „da stehen sie ja, auf der andern Seite."

„„Sie sind nicht da, sage ich Euch!""

Jetzt stand er auf, umschlich den Stamm zwei-, dreimal, sie waren verschwunden.

Ganz verblüfft und rathlos fuhr er sich durch das Haar.

„Beim lebendigen Satan, sie sind fort!" keuchte er endlich. „Während der ganzen Zeit haben Sie Sich doch nicht gerührt sonst würde ich glauben, Sie machten Spaß. Sie haben Sich nicht gerührt, und ich ebensowenig. Das ist, Hexerei, reine Hexerei!"

Der Alte vergaß Uhu und Hirsche und alles Andere und dachte nur an dieses räthselhafte Ereigniß, kroch die nächsten Büsche ab, wischte sich den Schweiß von der Stirne und ächzte laut, indem er sich in seiner ganzen Länge aufrichtete.

„Unerhört!" stöhnte er. „So Etwas habe ich mein Lebtage noch nicht vernommen, und ich bin doch eine alte Haut. Das ist nicht mit rechten Dingen zugegangen. Haben sie denn gar Nichts gesehen?"

„„Nichts, gar Nichts, Knopfholz!""

War es Tag, so konnte er mein Erröthen bemerken; die Dunkelheit nahm mich aber in Schutz. Gesehen hatte ich allerdings Nichts, aber gehört hatte ich doch Etwas.

„Hm, hm," murmelte der Waldhüter; „ich wollte es wäre Zeit zum Heimgehen. Das Ding gefällt mir gar nicht, nein, gar nicht! Meine alte Büchse! Ich trage sie nun schon neunundvierzig Jahre, noch eins, und ich konnte die goldene Hochzeit mit ihr feiern. Nun hat sie der Kuckuk geholt."

Aus dem Vergnügen mit dem Uhu wurde natürlich Nichts. Mit Widerstreben nur konnte Knopfholz dazu vermocht werden, die bestimmte Zeit auf dem Beobachtungsplatz auszuharren; dann aber zog er mit aller Anstrengung seiner langen Beine hinab nach der Hütte. Kein vernünftiges Wort war mit ihm zu reden; aber von Zeit zu Zeit stieß er unartikulirte Töne aus, die so ziemlich dem Knurren eines zornigen Jagdhundes glichen.

Was mich anbelangte, so nahm ich mir fest vor, bei dem unvermeidlichen Fragen der Jäger gar keine Meinung zu haben. Wie sich denken läßt, gab unter der Jagdgesellschaft das geheimnißvolle Verschwinden der Büchse ebenso viel zu reden als das sonderbare Habhaftwerden derselben. Man kam übrigens zu dem Schluß, daß nur der Wildieb selbst seine Waffe wiedergeholt haben könne.

„Ein pfiffiger Kerl muß er sein," hieß es. „Ohne Zweifel hat er uns beständig beobachtet und endlich den glücklichen Augenblick erspät, sich unbemerkt wieder in den Besitz seines Eigenthums setzen zu können!"

Diese Meinung gewann die Oberhand. Während der ganzen Verhandlung beobachtete ich Fabian, allein er schwieg beharrlich. Selbst als man zu der Ueberzeugung kam, jede weitere Verfolgung der Sache sei nur vergeblich, und eine amtliche Anzeige müsse unterbleiben, verlor er nicht ein Wort. Ob er sich in seinem Gewissen beruhigt hielt, will ich nicht beschwören; aber er mußte zur Einsicht gelangt sein, daß eine Mittheilung von seiner Seite die Jäger in ihrem Entschluß nicht weiter beeinflussen würde. Es blieb also dabei.

IV.

Trotz aller Vorsicht und Anstrengung war die Jagd ziemlich unergiebig geblieben; aber von diesem abenteuerlichen Tage an änderte sich die Sache wie mit einem Zauberschlage. Die stärksten und schönsten Hirsche wurden erlegt und oft zwei bei einem einzigen Auszug. Ein wahrhaft ausgelassener Humor herrschte darum auch bei dem Jagdpersonal; die übertriebensten Schnurren tischte man auf, und sicherlich, der selige Münchhausen war nur ein Stümper im Vergleich mit diesem Jägerlatein.

Nur der alte Knopfholz saß mürrisch und einsilbig auf seiner Holzbank; er trug die tiefste Trauer um seine Alte, die, wie er wohl hundertmal sagte, niemand Anderes als der Teufel geholt habe. Als er nun gar eines Morgens seinen bissigen Dächsel mit einem großen schwarzen Flor am Halse antraf, war es nicht mehr mit ihm auszuhalten.

Weil ich die feste Ueberzeugung hatte, Fritz werde dem alten Waldhüter die Büchse auf irgend eine Art wieder zustellen, that ich keine weiteren Schritte. Eines Nachmittags aber traf Knopfholz im Laufschritte bei uns ein; schon von Weitem sahen wir eine Waffe über seinen langen Rücken hängen; er wartete übrigens nicht bis zur völligen Ankunft, sondern riß schon auf zwanzig Schritte das zweifelhafte Instrument herunter.

„Hier ist sie," schrie er mit aller freudigen Kraft seiner Kehle; „ich habe sie wieder!"

Man betrachtete sie allseitig; es war die Büchse des Waldhüters.

„Und das lag dabei," sagte er triumphirend, eine große Flasche Zwetschenbranntwein aus seinem Ranzen langend.

„Wie seid Ihr denn wieder dazu gekommen?" fragte Jeder.

„Je nun, als ich mich gestern Abend zu Bette begeben wollte, lag sie drin. Ich beguckte sie genau; es fehlt ihr nicht ein Tüpfelchen!"

Die Büchse und auch die Flasche hatte sicherlich schon zwei Nächte im einsamen Bette des Waldhüters geschlummert; denn er war in der verwichenen Nacht zum erstenmale heimgekommen.

— — — Die Jagdzeit war verflossen. Schon einige Wochen lebte ich in meiner gewohnten Häuslichkeit, mich zeitweise noch der einzelnen auffallenden Begebenheiten erinnernd, die diese Tage der Strapatzen und Aufregung so interessant gemacht hatten. Da klopfte es eines Nachmittags an meine Thür, und auf mein „Herein!" erschienen drei bekannte Gesichter, Fabian, Röschen und Fritz. Meine Freude war nicht gering; gerade dieses Kleeblatt ließ mich schließen, daß Fabian am Ziele seiner Wünsche angelangt sei. Röschen, Anfangs verlegen, schien nun nicht mehr die geringste Angst vor mir zu haben; aus ihrem ganzen Wesen sprach eine ungeheuchelte Dankbarkeit. Zwar wurde der Büchsengeschichte mit keinem Worte gedacht; aber wahrscheinlich wußte der Jäger Alles.

Die drei jungen Leute waren gekommen, mich auf ihre Hochzeit einzuladen und zwar im besonderem Auftrage des alten Reicher. Der Bauer trug also auch keinen Groll gegen mich, weil ich ihm einen Schwiegersohn aufgenöthigt hatte. Fritz war ebenfalls Bräutigam, heirathen wollte er aber noch nicht. Im Ver-

trauen gestand er mir unter vier Augen, daß sein zukünftiger Schwager eigentlich der Uebelthäter gewesen, nun aber auf immer von dem Hang zur Jagd geheilt sei.

Die Burg Rheineck.

Von W. O. Horn.

Mit einer Abbildung.

Auf einem waldbewachsenen, etwa 500 bis 600 Fuß hohen Berge, nahe bei dem ungemein anziehenden, eigenthümlichen Brohlthale und dem wundersamen Laacher See, erhebt sich das sehr schön gelegene Schloß Rheineck mit seinen stolzen Giebeln, ruhend auf den Grundmauern der alten Reichsburg gleiches Namens. Sie war Mittelpunkt einer Burggrafschaft, und das Erzstift von Köln trug sie als Reichslehen vom Kaiser und verlieh sie als Afterlehen einem ihm ergebenen Rittergeschlechte, welches mit dem Namen der „Burggrafen von Rheineck" in der rheinischen Geschichte sich geltend machte, wenn auch nur in der Weise, wie im Mittelalter Nonnen zur Geltung gelangten. Vor dem jüngsten Aufbau der Burg, von dem weiter unten die Rede sein wird, standen nur noch wenige Ueberreste von der alten Burg, welche 1689 der Brandfackel der Franzosen und ihrer Zerstörung durch Pulver erlegen war; allein es war dennoch des Mauerwerks soviel übrig geblieben, daß man sich eine Vorstellung von dem machen konnte, was einst die Burg gewesen war. Aber im Jahre 1785 loderte noch einmal die Burg in Brand auf; und des gefräßigen Elementes entfesselter Gewalt wurde Alles zur Beute, was eben noch kennzeichnend übrig geblieben. Nur an die geheiligten Räume der Burgkapelle wagte es sich nicht. Sie blieb allein aus dem Grause der Verheerung übrig, wenn auch ihr schöner Bau viel gelitten hatte.

Zu den zahlreichen Reichsburgen des schönen Reichlandes, das sich als Kaiserdotation geltend macht, gehörte auch die Burg Rheineck, welche mit ihrem Gebiete den Namen einer „Burggrafschaft," empfing und durch die langen Zeiträume ihres Bestehens trug bis zu dem Zeitpunkte, da die Revolution, welche ihre trüben Wogen von den Ufern der Seine her zum deutschen Rheine wälzte, die letzten Reste mittelalterlicher Zustände verschlang.

Die erste geschichtlich sichere Kunde, (denn ihr Ursprung, die Zeit desselben und der Name des Erbauers sind wie bei allen diesen Burgen unbekannt, und allein das benachbarte Godesberg macht davon eine seltene Ausnahme,) läßt sie als ein Kaiser- und Reichslehen an das mächtige Erzstift Köln erkennen, das seine Burggrafen setzte und es ihnen, wie schon oben gesagt, als Afterlehen übergab. Aus diesem Grunde läßt sich der Zorn des obersten Lehensherrn, des Kaisers Konrad III., erklären, als ihm der Burggraf den Einzug in die Burg wehrte, die doch kraft der Lehensurkunde allzeit des Kaisers offenes Haus war und blieb.

Einen solchen frevlen Lehensbruch konnte sich der Kaiser nicht gefallen lassen. Er schwur, sie zu vernichten, daß die Stätte nicht mehr der Nachwelt die Kunde frevelnden Treubruchs überliefere. Das kaiserliche Heer rückte heran und belagerte (1150) die Burg mit Macht, die trotz tapferer Gegenwehr erlag. Was der Kaiser im gerechten Zorne gelobt, das ließ er zur Thatsache werden, und wo die stattliche Burg gestanden, herrschte fort ab der Gräuel der Verwüstung und die geschwärzten Mauerreste gaben Kunde, daß im Dienste der zerstörenden Menschengewalt ein noch mächtigerer Bundesgenosse gewaltet hatte. Wie es den kecken Frevlern erging, die es gewagt, kaiserlicher Majestät die Lehenspflicht und den Gehorsam zu versagen, ist unbekannt, wie dann auch der Name des treulosen Burggrafen urkundlich nicht zu ermitteln ist. Glimpflich war sein und seiner

Helfer Loos nicht, wenn die Behandlung der Burg durch den Kaiser den Maßstab der Vermuthung gibt. —

Die Ruinen wurden von Dornen und Gestrüppe überwuchert, und das war gerade, als läge die Zentnerlast des Fluches der Untreue auf ihnen. Erst nach fünfzehn vollen Jahren, nachdem sich in Personen und Zuständen Vieles geändert, wurde es anders mit den Burgruinen Rheineck's.

Es scheint, als habe Kaiser Konrad III. den Wiederaufbau vergönnt und der Erzbischof als Lehensträger den Aufbau auf eigne Faust nicht gewagt. Dem Erzbischof Reinold gelang es erst auf dem Römerzuge, den er mit Kaiser Friedrich I. machte, der Gunst des Kaisers die Erlaubniß abzuringen, die Burg wieder aufbauen zu dürfen. Er schickte noch dies seits der Alpen einen Eilboten an seinen Stellvertreter, den Domdechanten, Grafen Philipp von Heinsberg, alsbald Hand anzulegen, daß die Burg stärker, als sie gewesen, wieder erstehe, und er, dafern es möglich, sie unter Dach finde, wenn er aus den heiligen Mauern der ewigen Stadt heimkehre zur „hilligen Stadt Köln am Rheine." Zu solcher Eile hatte der Erzbischof seine Gründe. Eine Burg mehr, und eine Burg von solcher Bedeutung fiel schwer in das Gewicht zu einer Zeit, wo Gefahr drohte durch die feindseligen Bestrebungen von Seiten Friedrichs von Schwaben und des fehdelustigen Pfalzgrafen Konrads. Der Domdechant mochte gemessene Weisung haben. Er griff den Bau mit großer Thatkraft an, und da die Mittel in ihrem frischen Flusse nicht stockten, so wuchs die Burg mit großer Schnelligkeit aus der Erde hervor, thurmreich, fest und gewaltig, und Erzbischof Reinold sah seine Lust und Freude dran, als sie von des Berges Felsenhöhe, seinem Blick entgegentrat, da ihn das Schiff seinem erzbischöflichen Sitze zutrug.

Obgleich die Grenzen der „Burggrafschaft" beschränkt waren, und nur das Dörfchen und eine sehr mäßige Mark umschloß, so wußte doch der erzbischöfliche Lehenhof ihre Bedeutung und ihr Gewicht durch Hinzufügung anderer reicher Lehen ansehnlich zu mehren und dadurch den Lehensträger derselben um so fester an das Erzstift zu ketten.

Der erste Burggraf, welcher urkundlich vorkomm. und zwar um das Jahr 1122, trägt den Namen: Otto von Rheineck. Daß er den Namen von der Burg führte, entsprach dem Brauche der Zeit. Es dürfte das Suchen nach eigentlichen Familiennamen solcher Lehensträger in dieser Zeit schwer, ja selbst vergeblich sein. Da nach der Erbauung der Burg durch Erzbischof Reinold die neuen Burggrafen sich auch nur von „Rheineck" nannten, also nur unter dem Namen ihrer Burggrafenwürde auftraten, so bleibt die Frage: ob das Erzstift die Familie dessen wieder in die Lehensfolge eintreten ließ, welcher Kaiser Konrads Zorn auf sich geladen, eine unbeantwortbare.

Um die Zeit von 1275 waren die Rheinecker Burggrafen ebenso angesehen als mächtig, und ihren Schutz sich zu sichern, war ein Gegenstand der Bestrebungen der umherliegenden Klöster und Abteien, die selbst die bedeutendsten Opfer nicht scheuten, ihn sich zu sichern. So trat die Abtei Sanct Thomas bei Andernach, jetzt ein Aufenthaltsort unheilbarer Irren, große Wiesenflächen als Lehen an den Burggrafen zu diesem Behufe ab, und andere, wie Laach und Siegburg, ahmten, nothgedrungen, einem Beispiele nach, das seine Wurzeln in Zeitverhältnissen schlug, welche hülflosen geistlichen Stiftern schwere Prüfungen bereiteten, denen die Raubritter keine sonderliche Liebe trugen — weil die reichen Güter ihrer Vorfahren in ihre Hände übergegangen waren, und sie von ihrem rohen Standpunkte aus die Beraubungen und Erpressungen nur und lediglich als Zinsen eines ihnen gehörenden Capitals ansahen, welches das geängstete Gewissen ihrer ritterlichen Ahnen ihnen selbst entfremdet hatte.

Als Lehensträger des Erzstifts mußten die Burggrafen dem Heerbanne des jeweiligen Erzbischofs Folge geben; aber die Lust, den höhern oder Urlehensherren,

den Kaisern, Widerstand zu leisten, scheint ihnen doch auf lange Zeit vergangen zu sein, im Rückblicke auf Kaiser Konrads empfindliche Züchtigung. Dennoch fehlen die Beispiele nicht völlig, wo sie Kämpfe für den Erzbischof bestanden. Denn — im Jahre 1288 stritt der Burggraf von Rheineck in der Schlacht von Worringen für den Erzbischof. Er fiel wie Viele der Kampfgenossen des Erzbischofs in Gefangenschaft, aus der ihn nur ein schweres Lösegeld befreien konnte. Wie sich der Kaiser dazu verhielt, ist unentschieden. Da der Landfriede gebrochen war, blieb es wohl nicht ohne Rüge; allein auch jetzt schlug für den Helfer und Helfershelfer die Sache schlimm aus, und der Rheinecker zahlte, wie man am Rheine sagt, die theure Zeche.

Wild und gewaltig waren die Burggrafen wie Alle, die ihren Fuß in den ritterlichen Steigbügel setzten, und in jenen Tagen gehörte es zum Ritterthume, Wegelagerer, Plünderer und Zollerheber für eigene Rechnung zu sein.

Der Beispiele waren zu viele, vorleuchtende, die Ernte zu leicht und zu lockend, als daß nicht auch der Burggraf von Rheineck hätte in die Reihe seiner wegelagernden Standesgenossen treten sollen, deren Thaten an Kaufleuten und Juden, an Bürgern und Bauern, an Klöstern und Abteien den Inhalt der belachten und bewunderten Erzählungen bei gemeinsamen Gelagen waren. Wenn vollends der Erzbischof Zölle auflegte, warum nicht auch der Burggraf aus eigner Machtvollkommenheit? So ließ er denn, — weil das Gewissen doch eine mögliche Strafe in Aussicht stellte, den ganzen Burgberg umwallen und den Grabenaufwurf mit eingerammten, oben zugespitzten Baumstämmen umzäunen: die Landstraße abgraben, daß oben aller Landverkehr, wenn er wollte, gehemmt war; ja er ging noch weiter; er ließ eine ungeheure, starke und schwere Kette schmieden, welche von Einem Ufer des Flusses bis zum andern reichte, und an beiden Ufern kleine Thürme erbauen, welche Windewerke enthielten, um die Kette stramm zu spannen oder locker in die Tiefe des Flusses sinken zu lassen. Dadurch hatte die Schiffahrt ein Hemmniß, das unüberwindlich war. Die Schiffe mußten einen willkürlich angesetzten Zoll erlegen, um durchgelassen zu werden. Jeden Einwand, welchen die reichen Kaufherren in Köln, die Lombarden in Bingen und die Zunft der Kaufleute in Mainz und Frankfurt erhoben, blieb erfolglos und erntete von Seiten des Burggrafen nur Hohn — und erhöhten Zoll. Sich an die Satzungen seines Lehensbriefes haltend, meinte er, das sei Seine Sache und was Anderen recht, das sei ihm billig, und als der Erzbischof Wichhold, der damals mit den Bürgern von Köln im Frieden lebte, es ihm verbieten wollte, erwiederte Burggraf Johann von Rheineck: daß er es nicht dürfe, stehe nicht in seinem Lehensbriefe, sei in dem Lehenseide nicht benamt und somit gehe es den Erzbischof Nichts an. Der Erzbischof, dem dies harte und unartige Wort gegen die Stirne fuhr, bezwang seinen Zorn und suchte durch friedliche Unterhandlungen zu dem erwünschten Ziele zu kommen, allein der Burggraf setzte ihm einen harten, unbändigen Trotz entgegen, und — als alle Güte vergeblich erschöpft war, da mußte der Ernst mit schwerem Gewichte auf ihn fallen. Der Lehenshof wurde versammelt und — erkannte zu Recht, daß der ungehorsame, seine Befugnisse trotzig überschreitende Vasalle aller seiner Lehen entsetzt werde.

Das hatte der Burggraf nicht erwartet, und der Schlag kam schwer genug, um Nachdenken zu veranlassen. Sollte er sich hinter seine Wälle, Zäune, Mauern und Graben verschanzen und seinem Lehensherrn trotzen? Da trat die Heldengestalt Kaiser Konrad's vor seine Seele, und das, was er einst dem widersetzlichen Burggrafen gethan. Griff der Erzbischof unterstützt von der ganzen Macht der Stadt Köln seine Lehensburg an, so lag die Gefahr unendlich nahe, daß er erliegen würde und erliegen mußte. Da rieth die Klugheit: zum bösen Spiele gute Miene machen. Er zog die Kette ein; er warf den Wall zu, legte die Pallisaden nieder und stellte die Heerstraße wieder her und beugte sich unter dem erz-

bischöflichen Hirtenstabe in Zerknirschen — auswendig und Zähneknirschen inwendig. Solche Demuth mußte belohnt werden, und er wurde ebenso feierlich, wie er seiner Lehen entsetzt worden war, wieder in dieselben eingesetzt, und der Handel war abgethan. Dieser Burggraf Johann war übrigens das vollendete Bild eines Raubritters jener Tage: wild, trotzig, schonungslos und sich nur dann fügend, wenn aus dem Widerstande schwere Folgen erwachsen konnten; — dann aber auch nur — bis zum nächsten Losbrechen des alten Unfugs.

Sein wilder, unbändiger und gewaltiger Sinn führte auch sein schauervolles Ende herbei.

Es war am Weihnachtsfeste des Jahres 1347, als die Edlen des Landes im Rittersaale von Godesberg beim frohen Mahle um ihren Gebieter, den Erzbischof, versammelt waren. Als der edle Ahrwein die Köpfe zu beherrschen anfing ereignete sich ein Auftritt schauderhafter Art. Neben dem Ritter Bullmann von Sinzig saß der Burggraf Johann von Rheineck. Zwischen Beiden, deren Beziehungen eben nicht freundlich zu einander waren, entspann sich bald ein Wortwechsel, der von Augenblick zu Augenblick an Heftigkeit zunahm. Da riß der Burggraf blitzschnell die Klinge des Dolches aus der Scheide, und ehe ein Nachbar auch nur im Stande war, das Geringste zur Abwehr zu thun, saß der Dolch des Burggrafen im Herzen des Ritter Bullmann, der, ohne einen Laut von sich zu geben, todt zurücksank.

Entsetzen und Unwille ergriff die ganze ansehnliche Versammlung. Es war ein um so größerer Frevel, als er eine Entweihung des heiligen Festes, ein schnöder Bruch des Gastrechts, eine Geringschätzung des Landesherrn und Großwürdenträgers der Kirche in sich schloß. Keiner aber war heftiger erzürnt als der Erzbischof selbst. Er ließ den Rasenden in das Verließ des Hauptthurms werfen und ihn am folgenden Tage öffentlich vor dem Burgthore enthaupten von der Hand des Scharfrichters.

So tief war die Entrüstung über die ruchlose That, daß den so rasch und kräftig einschreitenden Erzbischof kein mißbilligendes Urtheil traf, selbst nicht von denen, die an Rohheit dem Mörder gleich, seine Standesgenossen waren.

Daß der Erzbischof nur den Schuldigen gestraft und den Söhnen die Lehen unverkürzt überließ, das wirkte sehr wohlthätig und versöhnend, ja, er ließ sie des Vaters Frevel so wenig entgelten, daß er für die Beweise ihrer Tapferkeit ihnen die im Ahrthale liegende Burg und Herrschaft Landskron als Lehen übergab. Ebenso empfingen sie die Lehen von Broich und Tomburg. Gerade durch dieses Benehmen gegen die Familie schlug der Erzbischof jede Regung des Uebelwollens nieder und söhnte die Ritterschaft wieder mit sich aus.

Schon um das Jahr 1548 erlosch der Mannsstamm der Burggrafen. Die Ritter von Warsberg, welche durch Heirath der Familie der Letzteren angehörten und überhaupt ihre Erben waren, machten aus demselben Grund Ansprüche auf das Erbe der Lehen. Es hatte indessen große Schwierigkeiten, da es nur Mannlehen waren, und beim Erlöschen des Mannsstammes diese jederzeit an den Lehensherrn zurückfallen. Dennoch gelang es dem Ritter Johann von Warsberg nach langem, vergeblichem Bemühen, im Jahre 1574 die sämmtlichen Lehen zu erlangen, welche dem Stamme der Burggrafen gehört hatten.

Nahezu ein Jahrhundert waren diese Lehen im Besitze der Warsberge. Im Jahre 1654 verkauften diese die Lehen, mit der Einwilligung des Erzbischofs an den Grafen von Sinzendorf, und dieser empfing die Belehnung von Kurköln. Der Preis, welchen Graf Sinzendorf an die Warsberge gab, war siebentausend Ducaten, und doch — als 1689 die Franzosen mit der Brandfackel und dem Brecheisen durch die Rheinlande zogen, um ihre Spur durch rauchende Trümmer und Ruinen zu bezeichnen, da nahmen sie Rheineck in Besitz in der bekannten Absicht; würden aber einstweilen es sich haben gut sein lassen auf Kosten der

Besitzer, bis es ihnen genehm gewesen wäre, auch ihr gastliches Obdach zu zerstören; aber der Herzog von Lothringen nahte sich dem Erzstifte Köln, und da war nicht zu zögern. Sie steckten die Burg an allen Ecken an, und als sie unter ihrem Jubelgeschrei niedergebrannt war, zogen sie fröhlich davon. An ein Aufbauen wurde nicht mehr gedacht. Nur ein Haus stand in den Ruinen — die Wohnung des Oberförsters. Die gräfliche Familie von Sinzendorf blieb im Besitz der Burggrafschaft und ihrer Lehen, allein sie wohnte nicht innerhalb der Grenzen derselben, nicht auf dem linken Rheinufer, als das Revolutionsheer sich über das schöne Rheinland ergoß und die alten Formen alle brachen.

Das Abwesendsein der Gutsbesitzer reichte aus, die Güter als Staatsgut zu betrachten und als gute Beute anzuziehen. So geschah es denn, daß, als die sogenannten „Nationalgüter" versteigert wurden, Rheineck in die Hand des Oberförsters Schurp kam, der sich die Wohnung in den Ruinen erbaute.

Bei der Regulirung der Territorialverhältnisse erhielten die Grafen Sinzendorf zur Entschädigung für die Verluste bei Rheineck das Dorf Winterrieden in Würtemberg und eine Rente von 1500 Gulden, weil die Burggrafschaft Rheineck ein uraltes Reichslehen gewesen war.

Se. Excellenz, der Herr Minister von Bethmann-Hollweg, ersah sich, als er noch Curator der Universität Bonn war, die schöne Höhe von Rheineck zum Orte eines Schloßbaues, kaufte die Ruinen nebst dem dazu gehörigen Gelände von dem gedachten Oberförster und legte den Bau eines mittelalterlichen Schlosses in die Hand des Baumeisters de Lassaulx in Koblenz. So empfing die schöne Gegend eine neue Zierde.

Rheineck erstand und wurde aufs geschmackvollste und schönste im Innern ausgeschmückt. Es ist mit seinen Gärten und Anlagen ein wirklich bezaubernder Aufenthaltsort. Jeder, auch wenn er mit dem Dampfrosse oder Dampfschiff vorüberzieht, wird es sich sagen, daß dort oben, wo der schöne Burgbau steht, eine köstliche Aussicht sein müsse; aber wenn er oben den Blick umherschweifen läßt — links zu den nahen und fernen Eifelkuppen, rechts in das herrliche Rebengebirge — und dann wieder in das wundervolle Thal des Rheines und in die Ebene gegen Godesberg hin, er wird es gestehen müssen, daß er weder solchen Reichthum, noch solche Herrlichkeit der Umschau ahnte. Welche Ereignisse, welche Kämpfe gehen da im Wechsel der Zeiten am Auge des Geistes vorüber, während das leibliche Auge auf dem Schauplatze desselben ruht! Welche Kämpfe wütheten selbst um das alte Rheineck! Und jetzt ist es die Stätte der Wissenschaft, des edelsten Lebensgenusses, des schönsten Familienglücks und eines ungestörten Friedens.

Eleonore Prochaska, das Heldenmädchen im Lützow'schen Freicorps.

Von Wilhelm Cordes.

Die Erinnerung an die heldenmüthige Jungfrau, welche in Lützow's tapferer Schaar für die Befreiung des deutschen Vaterlandes von dem Joche der Fremdherrschaft kämpfte und starb, ist in unseren Tagen durch das vortreffliche Gemälde Lindenschmitt's wieder neu belebt worden. Die „Illustrirte Zeitung" brachte von diesem Kunstwerke eine sehr gelungene Nachbildung und lieferten zur Erläuterung derselben eine kurze Darstellung der geschichtlichen Verhältnisse, welche jedoch nicht ganz frei von Unrichtigkeiten ist. Der Kampf an der Göhrde, welcher dem Heldenmädchen den Tod brachte, war keine „Schlacht," sondern ein Treffen; ihr Vorname war nicht Johanna, sondern Eleonore, und scheint diese irrthümliche Benennung durch die Erinnerung an Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans, herbeigeführt zu sein; sie diente in Lützow's Freischaar nicht unter dem

Namen „Reny, sondern als Auguſt Renz;“ für ihren Familiennamen endlich dürfte nicht Prohaska, ſondern Prochaska die richtige Form ſein, welche namentlich in dem Berichte über ihren Tod und ihre Beſtattung vorkommt, den wir unten anführen werden. Auch empfing Eleonore Prochaska die Todeswunde nicht, als ſie „unter den Vorderſten in die franzöſiſchen Quarrees eindrang,“ was auf den Gedanken führen könnte, als habe ſie zu Lützow's Reiterſchaar gehört, während ſie doch bei den Fußjägern diente, ſondern beim Sturm auf eine franzöſiſche Batterie, welche auf einer Anhöhe aufgeſtellt war. Vielleicht dürfte ein kurzer und geſchichtlich treuer Bericht über die denkwürdige Heldenjungfrau den Leſern dieſer Blätter nicht unwillkommen ſein.

Eleonore Prochaska war die Tochter eines invaliden Unterofficiers und in Potsdam geboren. Als im Frühjahre 1813 der Ruf zur Befreiung Deutſchlands von der franzöſiſchen Gewaltherrſchaft erſcholl und ſo viele der edelſten deutſchen Männer und Jünglinge der verſchiedenſten Stände und Berufsarten, Beamte, Gutsbeſitzer, Gelehrte, Künſtler, Studenten, Kaufleute, Handwerker nach Schleſien eilten, um in das von dem kühnen und unternehmenden Major Lützow in Breslau errichtete Freicorps einzutreten, wurde auch das zwanzigjährige Mädchen, welches bisher im Elternhauſe ein ſtilles Leben geführt hatte (der Vater ſcheint Wittwer geweſen zu ſein und Eleonore ſeinem Hausweſen vorgeſtanden und ihn in der Erziehung zweier jüngerer Geſchwiſter unterſtützt zu haben) von der allgemeinen Begeiſterung fortgeriſſen und zwar in ſolchem Grade, daß ſie dem Drange, ſelbſt die Waffen für die Befreiung des Vaterlands zu ergreifen, nicht zu widerſtehen vermochte. Sie verließ heimlich das elterliche Haus, veräußerte ihre Kleidung, kaufte ſich männliche Kleider, Büchſe, Hirſchfänger und Tſchacko und wurde in das erſte Bataillon des Jägerdetachements des Lützow'ſchen Freicorps aufgenommen. Sie war von hohem, ſchlankem Wuchſe, und es gelang ihr, bis zum Augenblicke ihrer lebensgefährlichen Verwundung ihr Geſchlecht zu verbergen. Zwei Briefe, welche ſie aus dem Feldlager an ihren fünfzehnjährigen Bruder ſchrieb, ſind uns erhalten; ſie gehören der Geſchichte an und mögen als treue Zeugen von dem Geiſte einer großen Zeit und, da ſich aus ihnen am unmittelbarſten die edle Geſinnung und der ſchöne Charakter des heldenmüthigen Mädchens erkennen laſſen, hier eine Stelle finden.

I.

Aus unſerem erſten Biwak 1813.

Lieber Bruder!

Nun habe ich Dir noch etwas ganz Neues zu erzählen, worüber Du mir aber verſprechen mußt, nicht böſe zu ſein. Ich bin ſeit vier Wochen ſchon Soldat! Erſtaune nicht, aber ſchelte auch nicht. Du weißt, daß der Entſchluß dazu ſchon ſeit Anfang des Krieges meine Bruſt beherrſchte. Schon zwei Briefe von Freundinnen erhielt ich, welche mir vorwarfen, ich ſei feige, da Alles um mich her entſchloſſen iſt, in dieſem ehrenvollen Kriege mitzukämpfen. Da wurde mein Entſchluß unumſtößlich feſt; ich war im Innern meiner Seele überzeugt, keine ſchlechte oder leichtſinnige That zu begehen; denn ſieh nur Spanien und Tyrol, wie da die Weiber und Mädchen handelten! Ich verkaufte alſo mein Zeug, um mir erſt eine anſtändige Mannskleidung zu kaufen, bis ich Montirung erhalte, dann kaufte ich mir eine Büchſe für 8 Thaler, Hirſchfänger und Czacko zuſammen für $3\frac{1}{2}$ Thaler. Nun ging ich unter die ſchwarzen Jäger; Meiner Klugheit kannſt Du zutrauen, daß ich unerkannt bleibe. Ich habe nur noch die große Bitte, daß Du es dem Vater vorträgſt, ſo vortheilhaft wie möglich für mich. Vater wird mir nicht böſe ſein, glaube ich, denn er erzählte ja ſelbſt Skizzen von den Spanierinnen und Tyrolerinnen, wobei er meinen Entſchluß deutlich auf meinem Geſichte leſen konnte. Ich habe aus Vorſicht meinen Namen geändert, wenn

Du mir schreibst, so unterzeichne Dich mit meinem angenommenen Namen als mein Bruder; denn Du weißt, Briefe haben mancherlei Schicksale. Wir exerciren, tirailliren und schießen recht fleißig, woran ich sehr viel Vergnügen finde; ich treffe auf 150 Schritt die Scheibe.

Lebe recht wohl, guter Bruder! Ehrenvoll oder nie siehst Du mich wieder. Grüße Vater und Karolinen tausendmal; sage ihnen, versichere sie, daß mein Herz stets gut und edel bleiben wird, daß keine Zeit, Schicksal oder Gelegenheit mich zu Grausamkeiten oder bösen Handlungen verleiten soll, und daß stets mein Herz treu und bieder für Euch schlägt. Mit ewiger Liebe

Deine

Leonore, genannt August Renz,

freiwilliger Jäger bei dem Lützow'schen Freicorps im Detachement erstes Bataillon.

II.

Das Datum weiß ich nicht, wir haben keinen Kalender, und man merkt es gar nicht, wenn Sonntag ist.

Lieber, guter Bruder!

Uns ist gesagt, daß wir schon in drei Tagen vor den Feind kommen; es ist also vielleicht das letzte Mal, daß ich mit Dir, geliebter Bruder, noch eine Unterhaltung habe; ich bin zwar sehr müde, wir haben in fünf Tagen wohl an dreißig Meilen zurückgelegt und morgen früh um 2 Uhr marschiren wir schon weiter; aber trotz aller Müdigkeit will ich mich diesen Abend nur mit den Meinigen beschäftigen. Es ist mir noch immer geglückt, ganz unerkannt zu bleiben; kann ich nicht ein Quartierbillet für mich allein bekommen, so ist gewöhnlich der kleine Arnold von fünfzehn Jahren mein Kamerad. Im Biwak hab' ich mein Lager immer für mich allein. Wegen meiner Stimme necken sie mich; da habe ich mich für einen Schneider ausgegeben, die können auch eine feine Stimme haben. Zu thun gibt es im Biwak auch genug, denn außer mir ist nur noch ein einziger Schneider bei der Compagnie, ein bucklicht altes Männchen, den sie nirgend als Soldat haben annehmen wollen; aber unser Hauptmann sagte: Im Kriege sieht Gott nicht den Buckel, sondern das Herz an, wenn das nur auf dem rechten Flecke sitzt. Mit dem halt ich zusammen und nähe und wasche fleißig, und weil ich mich auf die Küche verstehe, mögen sie mich alle gern.

Lieber, guter Bruder, Du sagtest mir einmal, ich müßte Dein Herz nicht zu dem eines Weibes herabstimmen, sondern in Dir allen Muth zu erwecken suchen. Sieh, Lieber, so denke ich jetzt von Dir und habe die feste Ueberzeugung, daß Du, Vater und Karoline mir nicht böse seid, und so gehe ich, durch diesen Gedanken gestärkt, voll Muth und Entschlossenheit in den Kampf. Komme ich einst glücklich wieder, dann, guter Bruder, wird meine Freude überschwenglich sein; komme ich nicht wieder zurück, dann sage ich Dir in diesem Briefe das letzte Lebewohl, dann theurer, guter Bruder, lebe ewig, ewig wohl. Ich kann vor Thränen nichts weiter sagen, als daß ich auch noch im Tode treu und ewig mit Liebe sein werde

Deine Dich ewig liebende Schwester
Leonore, genannt August Renz.

Von den Erlebnissen Leonorens bis zu dem Treffen an der Göhrde, welches ihr den Tod brachte und so die Ahnung verwirklichte, von welcher sie nach vorstehendem Briefe erfüllt gewesen zu sein scheint, ist Nichts bekannt geworden; doch weiß man von ihr, daß sie stets wohlgesittet, bescheiden und dienstfertig war und sich durch ihre trefflichen Eigenschaften die Achtung ihrer Vorgesetzten und die Liebe ihrer Kameraden erwarb. Das erwähnte Treffen, welches am 16. September stattfand, hat seinen Namen von der Göhrde, einem Walde oder vielmehr

Forste unweit des Städchens Dannenberg an der Jeetze, in der Landdrostei Lüneburg des Königreichs Hannover. Hier erfocht das Heer der Verbündeten unter General Wallmoden, welchem sich auch der Major von Lützow mit seiner tapferen Schaar angeschlossen hatten, über eine 8000 Mann starke französische Heeresabtheilung unter dem General Pecheux, welcher von dem Marschall Davoust, zu dessen Corps er gehörte, auf das linke Ufer der Elbe entsendet worden war und den Göhrdewald besetzt hatte, einen glänzenden Sieg. Wallmoden's Heer war 13000 Mann stark, doch wurde der größte Theil desselben, ohne wirklich in's Gefecht gezogen zu werden, nur zur Einschließung der Franzosen benutzt, welche auch fast vollständig gelang. Gegen Mittag ließ Wallmoden die Franzosen angreifen, und es erfolgte nun ein hartnäckiger und blutiger Kampf, an welchem die braven Lützower den ruhmvollsten Antheil nahmen. Die Franzosen vertheidigten sich bis zum Abend, indem die gesprengten Quarrees sich immer wieder zu kleineren Haufen zusammenschlossen und den Wiederstand fortsetzten, mit der ausdauerndsten Tapferkeit und wichen endlich in völliger Auflösung nach Ventschau, wo das durchschnittene Gelände und die einbrechende Dunkelheit der Verfolgung ein Ziel setzte General Pecheux, der vor Wuth über seine Niederlage und seine Verluste weinte, rettete sich während der Nacht auf bedeutendem Umwege nach Lüneburg und brachte von seiner ganzen Division kaum noch 2000 Mann nach Hamburg; sein ganzes Geschütz und Gepäck, 100 Officiere und 1900 Mann waren den Verbündeten in die Hände gefallen, und noch bedeutender war sein Verlust an Todten und Verwundeten; der in dieser Zahl einbegriffene Verlust des Lützow'schen Freicorps war verhältnißmäßig beträchtlich, indem er sich an Todten und Verwundeten auf 110 Officiere, Unterofficiere und Gemeine belief. Sein tapferer Führer, Major von Lützow, der unter dem heftigsten Kartäschen- und Gewehrfeuer der Feinde an der Spitze der „wilden, verwegenen Jagd" auf ein französisches Quarree losſprengte, wurde dicht vor demselben im Unterleibe und Schenkel schwer verwundet, und mehrere der edelsten Mitglieder seiner Heldenschaar theilten sein Schicksal.

Doch es ist nicht unsere Absicht, eine Beschreibung des denkwürdigen Treffens an der Göhrde zu liefern; wir wollen nur die jungfräuliche Heldin, welcher diese Darstellung gewidmet ist, auf ihrem Todesgange begleiten. Dem Major Lützow war der Befehl geworden, den Feind aus dem Göhrdewalde zu vertreiben. Das combinirte Infanterie-Bataillon des Freicorps breitete seine Plänklerlinie rechts und links im Walde aus, das Jägerdetachement des ersten Bataillons aber, bei welchem sich Eleonore Prochaska befand, griff das Schloß Göhrde an, welches in dem gleichnamigen Walde rechts von der großen Straße nach Lüneburg lag, und vertrieb die Franzosen aus demselben. Nach anderthalbstündigem Gefechte waren diese aus dem ganzen Walde hinausgejagt und wurden zuletzt noch aus dem Graben, welcher den Rand desselben umschließt, mit dem Bajonette hinausgeworfen. Aber immer weiter drangen die tapfern Jäger den Franzosen nach, welche sich über eine Haide nach den Anhöhen zu ihren Kanonen und Infanteriemassen zurückzogen. Bei dieser Verfolgung ergriff Eleonore die Trommel eines französischen Tambours, welcher todt auf der Erde lag, und schlug auf derselben, immer vordringend, einen lustigen Wirbel. „Ei, Renz," rief ihr Einer ihrer Kameraden zu, „verstehst Du denn Alles? Du kannst schneidern, kochen, waschen, singen und schießen, wie Keiner in der ganzen Compagnie es besser versteht, und nun schlägst Du gar noch die Trommel?" „Ein Potsdamer Soldatenkind," erwiederte Eleonore, „muß sich auf Alles verstehen," und zog lustig trommelnd immer ihrer Schaar voran, welche sich nach und nach auf 50 bis 70 Mann vermehrt hatte. Schon eröffnete die französische Batterie von der Anhöhe herab ihr Feuer. „Nun hört aller Spaß auf," rief Eleonore und schlug den Sturmmarsch; mit wüthendem Hurrahgeschrei drangen die verwegenen Lützower,

deren Wenige mit Bayonnettgewehren, die Meisten nur mit Büchsen bewaffnet waren, gegen die Hügel vorwärts. Plötzlich fuhr in einer Entfernung von kaum 150 Schritten eine volle Kartätschenladung in die dicht gedrängte Schaar; Alles stob auseinander, Viele stürzten, Jammergeschrei der Getroffenen und Hurrahrufe erschollen; Eleonore schritt noch immer vorauf und schlug mächtiger als je ihre Wirbel. Rasch schloß die gesprengte Schaar sich wieder zusammen und drang gegen die verderbliche Anhöhe in verdoppeltem Sturmschritt voran; denn es galt nur noch einen einzigen tüchtigen Anlauf, und man war der Batterie so nahe gekommen, daß die Kugeln über die Stürmenden wegfliegen mußten. Da traf eine zweite Kartätschenladung in den dichten Haufen; zum Tode verwundet stürzte Eleonore zu Boden, hielt krampfhaft den Waffenrock eines Officiers, der hart an ihrer Seite vorüberstürmte, fest und rief mit jammervoller Stimme: „Herr Lieutenant, ich bin ein Mädchen.“ Dieser aber riß sich von ihr los und stürzte in wilder Hast vorwärts; erst als die Anhöhe erstiegen, die französischen Feuerwerker und Kanoniere niedergemacht und die Geschütze unter lautem Jubelgeschrei erbeutet waren, gedachte der Officier wieder jener Worte des gefallenen Waffengefährten und eilte zu der Stelle zurück, wo zahlreiche Verwundete in ihrem Blute lagen. Eleonore hatte Anfangs die Hilfe des schnell herbeigeeilten Arztes, von welchem auf ihr Befragen ihre Wunde für sehr gefährlich erklärt worden war, mit den Worten abgelehnt: „Verlieren Sie mit mir keine Zeit, Herr Doctor, für mich ist doch keine Rettung möglich; verbinden Sie lieber die Anderen, denen noch zu helfen ist!“ dennoch beeilte sich der Arzt ihr beizuspringen; man riß ihr die beklemmende Litefka auf, und nun verrieth der laut pochende Busen der todesbleichen Jungfrau Allen das ungeahnte Geheimniß. Eine Kartätschenkugel hatte ihr den rechten Schenkel zerschmettert. Man brachte sie nach Dannenberg, wo sie fast noch drei Wochen unsägliche Schmerzen erdulden mußte, ohne auch nur einen Klagelaut auszustoßen. Nur auf 21 Jahre hatte sie ihr Leben gebracht. Am 5. October befreite sie der Tod von ihren Leiden; sie starb ruhig und gefaßt, und noch im Verscheiden sah man ein beseligtes Lächeln ihre Züge verklären. Sie wurde am 7. October feierlich und mit allen kriegerischen Ehren zu Grabe geleitet und an demselben Tage über ihre Bestattung folgender Bericht veröffentlicht: „Heute Morgen 9 Uhr wurde die Leiche der in der Schlacht an der Göhrde verwundeten Eleonore Prochaska zur Erde bestattet, welche als Jäger im Lützow'schen Freicorps unerkannt ihren Arm aus reinem Patriotismus der heiligen Sache des Vaterlandes geweiht hatte. Gleich einer Jeanne d'Arc hat sie muthvoll gekämpft den Kampf für König und Vaterland. Trauernd folgten dem Sarge, der von ihren Waffenbrüdern getragen wurde, das hannöver'sche und russisch-deutsche Jägercorps, der Oberst Graf Kielmannsegge nebst sämmtlichen Officieren. Der Königlich-preußische Grand maître de la Garderobe, Minister und außerordentlicher Gesandter Graf de Groote, hatte sich ebenfalls eingefunden. Eine dreimalige Gewehrsalve rief der vom Sturme des Krieges geknickten Lilie den letzten Gruß noch in's Grab.“

In dem Berichte, welcher König Friedrich III. von Preußen über das Gefecht an der Göhrde erhielt, war des heldenmüthigen Mädchens mit verdienter Auszeichnung gedacht worden, und der König erklärte: „es werde von ihm auf die Erhaltung des ruhmwürdigen Andenkens der für König und Vaterland in den Tod gegangenen Eleonore Prochaska Bedacht genommen werden.“ Was zur Erfüllung dieser Zusage geschehen, ist dem Verfasser dieses Aufsatzes nicht bekannt geworden.

Der begeisterte Freiheitssänger Freimund Reimar (Friedrich Rückert) feierte die hochherzige Jungfrau in folgendem patriotischen Kernliede:

Prochaska.

Ich müßte mich schämen, ein Mann zu heißen,
Wenn ich nicht könnt' führen das Eisen
Und wollte Weibern es gönnen,
Daß sie es führen können!

Wer ist der Gesell, so fein und jung?
Doch führt er das Eisen mit gutem Schwung.
Wer steckt unter der Maske?
Eine Jungfrau, heißt Prochaske.

Wie merkten wir's nur nicht lange schon
Am glatten Kinn, am feinen Ton?
Doch unter den männlichen Thaten
Wer konnte das Weib errathen?

Aber es hat sie getroffen ein Schuß!
Jetzt sagt sie's selber, weil sie muß.
Wundarzt, geh bei Leibe
Nicht unsanft um mit dem Weibe!

Zum Glück traf dich die Kugel nicht eh'r,
Als bis du dir hattest genügliche Ehr
Erstritten in Mannesgeberden,
Jetzt kannst du ein Weib wieder werden.

Doch ich müßte mich schämen ein Mann zu heißen,
Wenn ich nicht wollte führen das Eisen,
Und wollte Weibern es gönnen,
Daß sie es führen können.

Und wie einst die Leierklänge der Dichtkunst über das stille Grab der Heldin hinrauschten, so war es in unseren Tagen einer verwandten Kunst vorbehalten, ihr Andenken zu verherrlichen, und der Hand des genialen Künstlers, den wir zu Eingange dieses Aufsatzes nannten, gelang es, das Bild der Unvergeßlichen mit hinreißender Schönheit auf die Leinwand zu zaubern. Mit überraschender Treue und Lebhaftigkeit sind die einzelnen Scenen und Gruppen des vortrefflichen Gemäldes aufgefaßt und ausgeführt, aber vor Allem wird der Blick des Beschauers durch das herrliche Mädchen gefesselt, dessen schöne und ideal gehaltenen Züge einen wunderbaren Reiz ausüben. Noch halb in der Kriegskleidung ruht sie in den Armen der treuen Waffengenossen, welche zu ihrer Unterstützung herbeigeeilt sind und sie mit schmerzlicher Theilnahme emporrichten. Von Todesfreudigkeit wird das bleiche Antlitz der Heldin umstrahlt, deren Geschlecht durch die edlen schwellenden Formen verrathen wird. Sie scheint den um sie beschäftigten Arzt, der von der unerwarteten Entdeckung aufs heftigste ergriffen ist, mit sanfter Geberde zurückzuweisen. Rings umher sieht man die Spuren des hartnäckigsten Kampfes; im Vordergrunde liegt ein schwer verwundeter französischer Reiter; im Hintergrunde wird ein verwundeter Lützow'scher Jäger von einem Waffengefährten, dessen jugendlichen Zügen man es ansieht, daß ihn die Vaterlandsliebe aus den Hörsälen der Akademie auf das Schlachtfeld gerufen, verbunden; in der Ferne sieht man die schwarzen Reiter, wie sie mit flatternden Fahnen und verhängtem Zügel die fliehenden französischen Schaaren verfolgen.

Der Friedhof zu Dannenberg birgt die Asche der edlen Freiheitskämpferin Eleonore Prochaska. Ist dort ihr Grab durch ein würdiges Denkmal bezeichnet? Sollte es noch fehlen, so wäre es eine schöne Aufgabe der patriotischen Männer und Frauen Dannenbergs, dazu Anregung zu geben, daß solcher Begeisterung, Vaterlandsliebe und Hingebung, wie sie in großer und ernster Zeit eine einfache, anspruchslose Jungfrau bewiesen, auch die verdiente äußere Anerkennung von der dankbaren Nachwelt, wenn auch spät, noch zu Theil würde.

Die Feuerländer.

Von Dr. Geo. Hartwig.

Das düstere, ungastliche, wilde, aber auch in manchen Gegenden großartige romantische Feuerland ist der Wohnsitz einiger Volksstämme, welche das fast einstimmige Urtheil der Reisenden auf die niedrigste Stufe der Menschheit stellt.

Der Südseeinsulaner jeder Race, sogar der Bewohner der dürftigsten Koralleninsel ist in Vergleich zum Feuerländer civilisirt; der Samojede, der Ostjake machen sich das Rennthier dienstbar, der elende Neuholländer ist wenigstens ein geschickter Jäger und hat es bis zur Erfindung des Bomerang gebracht, jener so merkwürdigen Waffe, die wie von eigenem Willen beseelt die seltsamsten Sprünge

durch die Lüfte macht und endlich in die Hand zurückfliegt, die sie geschleudert; aber der jämmerliche Feuerländer steht so weit in den Künsten des Lebens zurück, daß er fast noch kein Mittel ersonnen hat, sich gegen das rauhe Klima seiner eiskalten, stürmischen Heimath zu schützen.

Aber auch unter den Feuerländern gibt es verschiedene Abstufungen der Civilisation oder vielmehr der Wildheit: sie sind verschiedenen Ursprungs, verschiedener Race.

Die östlichen Stämme, welche das trockenere Pampasgebiet, die Gegenden um die Bucht des Guten Erfolges bewohnen, scheinen mit den Patagoniern der Magelhaensstraße nahe verwandt und sind von weit besserer Körperbildung als die verkommenen armseligen Geschöpfe weiter nach Westen. Sie erfreuen sich eines stattlichen Wuchses, denn man trifft kräftige junge Männer unter ihnen an, die eine Höhe von sechs Fuß erreichen. Ein Mantel aus Guanako-Fell, das gewöhnliche Kleidungsstück der Patagonier mit der Wolle nach außen, nachlässig über die Schultern geworfen, wobei ihr Körper eben so oft nackt als bedeckt ist, gewährt ihnen einigen Schutz gegen den schneidenden Wind.

„Als wir in die Bucht des Guten Erfolges einliefen," sagt Darwin, „wurden wir auf eine Weise begrüßt, die sich trefflich für die Bewohner dieses wilden Landes schickte. Eine Gruppe von Feuerländern, die zum Theil von dem durchschlungenen Walde verborgen waren, saßen auf einer wilden, über die See hängenden Felsspitze, und als wir vorüber kamen, sprangen sie auf und riefen uns mit lauter und wohlklingender Stimme zu, indem sie ihre zerrissenen Mäntel in der Luft schwangen. Die Wilden folgten dem Schiffe, und ehe es dunkel wurde, sahen wir ihre Feuer und hörten abermals ihr wildes Geschrei. In der Nacht kam ein Sturm, und heftige Windstöße von den Bergen gingen an uns vorüber. Draußen auf der See würde es uns übel ergangen sein, und wir sowohl wie die Andern konnten diesen Platz mit Recht „die Bucht des Guten Erfolges" nennen."

Am Morgen schickte der Capitän ein Boot aus, um mit den Feuerländern zu verkehren. Als wir nahe kamen, sprang Einer von den vier Eingebornen, die gegenwärtig waren, hervor, und fing an, aufs lauteste zu rufen, um uns zu sagen, wo wir landen sollten. Als wir ans Ufer kamen, sahen sie etwas bestürzt aus, fuhren aber fort, mit großer Schnelligkeit zu sprechen und Zeichen zu machen. Es war das merkwürdigste und interessanteste Schauspiel, das ich jemals gesehen. Ich hätte nicht geglaubt, daß der Unterschied zwischen den wilden und civilisirten Menschen so groß sei.

„Er ist größer als zwischen einem wilden und einem gezähmten Thiere, da der Mensch größere Fähigkeit besitzt, sich zu vervollkommnen. Der vorzüglichste Sprecher, ein alter Mann, der das Haupt der Familie zu sein schien, hatte ein Netz von weißen Federn um seinen Kopf gebunden, das sein schwarzes, grobes und verworrenes Haar zum Theil zusammenhielt. Sein schmutzig kupferrothfarbiges Gesicht war mit zwei breiten Querbalken bezeichnet: ein roth gemalter reichte von einem Ohr zum andern und schloß die Oberlippe ein, der andere war weiß wie Kreide und lief parallel mit dem ersten, so daß selbst seine Augenlieder auf diese Weise gefärbt waren. Einige von den andern Männern waren mit Streifen von schwarzem Pulver bemalt, das aus Kohle bestand. Die Gesellschaft glich ganz den Teufeln, wie sie im Freischütz auf die Bühne kommen."

„Ihre Stellung war zaghaft, ihre Mienen mißtrauisch und bestürzt. Nachdem wir ihnen etwas Scharlachtuch gegeben hatten, das sie augenblicklich um ihren Hals banden, wurden sie zutraulicher. Der Alte zeigte dies, indem er uns auf die Brust klopfte und ein gluckerndes Geräusch machte, wie wenn Jemand Hühner füttert. Ich ging mit ihm, und diese Freundschaftszeichen wurden mehrere Male wiederholt und mit drei harten Schlägen beschlossen, die mir auf die Brust und den Rücken zu gleicher Zeit gegeben wurden. Dann entblößte er seine Brust,

damit ich ihm den Gruß wiedergeben ſollte, und es ſchien ihm wohl zu gefallen, nachdem dies geſchehen war. Die Sprache dieſer Leute verdient nach unſeren Begriffen kaum gegliedert genannt zu werden."

„Capitän Cook vergleicht ſie einem Räuſpern, aber kein Europäer räuſperte ſich jemals mit ſo rauhen, abgebrochenen Kehltönen."

„Als Einer von uns einen Geſang anfing, ſo dachte ich, die Furien würden vor Erſtaunen zur Erde fallen. Mit gleichem Erſtaunen ſahen ſie unſerm Tanzen zu, aber Einer von ihnen ſchlug einen kleinen Walzer nicht ab. Obgleich ſie wenig an Europäer gewöhnt ſchienen, ſo kannten ſie doch und fürchteten unſere Feuergewehre; Nichts vermochte Einen von ihnen, ein Gewehr in ſeine Hand zu nehmen. Sie baten um Meſſer, die ſie mit dem ſpaniſchen Worte „Cuchilla" nannten. Sie erläuterten, was ſie wollten, indem ſie thaten, als hätten ſie ein Stück Speck im Munde, und dann vorgaben, es zu ſchneiden anſtatt zu zerreißen."

„Als Einer von uns ſeinen Arm entblößte, ſo drückten ſie ihr lebhaftes Erſtaunen und Bewunderung über ſeine weiße Farbe aus. Es ſchien uns, als hielten ſie zwei oder drei von unſeren Officieren, die etwas kleiner und weißer als die übrigen waren, obgleich auch ſie große Bärte hatten, für die Damen unſerer Geſellſchaft. Dem Größten unter ihnen ſchien es augenſcheinlich wohl zu gefallen, daß man ſeine Höhe bemerkte. Als man ihn mit dem Größten unter der Bootsmannſchaft Rücken an Rücken ſtellte, ſo verſuchte er Alles, um höher zu ſtehen und ſich auf die Zehen zu ſtellen. Er öffnete ſeinen Mund und zeigte ſeine Zähne; dann drehte er ſein Geſicht, um uns eine Seitenanſicht zu geben, und alles dieſes geſchah mit einem ſolchen Frohſinn, daß er ſich gewiß für den ſchönſten Mann in ganz Tierra del Fuego hielt. Nachdem unſer erſtes ernſtes Erſtaunen vorbei war, konnte Nichts lächerlicher oder intereſſanter ſein, als die komiſche Miſchung von Ueberraſchung und Nachahmung, die dieſe Wilden jeden Augenblick zu erkennen gaben."

Weit elender wird uns der Zuſtand der Eingebornen geſchildert, welche die ſüdweſtlichen Buchten des Feuerlandes bewohnen. Die Stämme an der Oſtküſte tragen wenigſtens Guanako-Mäntel und die auf der Weſtküſte Seehundsfelle, hier aber begnügen ſich die Männer mit einer Otterhaut oder ſonſt einer kleinen Decke ſo groß wie ein Taſchentuch, die kaum hinreicht ihren Rücken bis zu ihren Lenden zu bedecken. Sie wird vermittelſt Fäden über die Bruſt geſchnürt und nach dem Winde von einer Seite zur andern gedreht. Doch auch dieſes erbärmliche Kleidungsſtück iſt nicht Allen gegeben, denn bei der Wollaston Inſel traf Darwin auf ein Boot mit ſechs vollſtändig nackten Feuerländern, worunter eine erwachſene Frau. Es regnete heftig, und das friſche Waſſer, mit dem Sprützen des Meeres vermiſcht, träufelte an ihrem Körper herunter. An einem andern Hafen kam eines Tages ein Weib, das ein neugeborenes Kind ſäugte, an die Seite des Schiffes, und blieb dort, während die Schloſſen auf ihren nackten Buſen und auf die Haut ihres nackten Kindes fielen und dort thauten.

Dieſe armen Geſchöpfe waren in ihrem Wachsthum zurückgeblieben, ihre häßlichen Geſichter waren mit weißer Farbe beſchmiert; ihre Haut war fettig und ſchmutzig, ihr Haar verwirrt, ihre Stimme mißtönend und ihr Mienenſpiel heftig und ohne Würde.

Eben ſo dürftig und erbärmlich waren die Feuerländer, die Forſter auf Cook's zweiter Weltreiſe in der Weihnachtsbucht antraf. Ihre Boote waren aus Baumrinde verfertigt, welche der Größe nach zu urtheilen wohl ſchwerlich in dieſem Hafen gewachſen ſein konnte. Einige kleine Stecken dienten anſtatt Rippen, um die Rinde in der Mitte oder wo der größte Bauch des Fahrzeuges iſt, auszudehnen, den Bord machte auf jeder Seite ein langer Stecken aus, über den die Rinde herumgewickelt und feſtgenäht war. Mitten im Boot lagen etliche Steine nebſt einem Haufen Erde, und hierauf unterhielten die Wilden beſtändig

ein Feuer, welches auch insofern nöthig war, weil sie durch allzuschnelles Rudern sich eben nicht zu erwärmen suchten. Die Ruder waren nur klein und schlecht gearbeitet. In jedem Boot saßen fünf bis acht Personen, Kinder mit eingerechnet, doch statt wie die lebenslustigen Südseeinsulaner mit lautem Jauchzen oder wenigstens mit einem frohen Zuruf anzurudern, ging hier Alles in der tiefsten Stille zu, und sogar dicht am Schiffe gaben sie fast keinen andern Laut von sich als das Wort „Pescharuh." Auf vielfältiges Zureden kamen Einige dieser Wilden an Bord des Schiffes, doch ließen sie nicht das geringste Zeichen des Staunens oder der Neugierde erblicken. Sie waren von kurzer Statur, Keiner über 5 Fuß 4 Zoll hoch, hatten dicke, große Köpfe, breite Gesichter, sehr glatte Nasen und die Backenknochen unter den Augen sehr hervorragend; die Augen selbst waren von brauner Farbe, aber klein und matt, das Haar schwarz, ganz gerade, mit Thran eingeschmiert, und hing ihnen wild und zottig um den Kopf. Anstatt des Bartes standen einige einzelne Borsten auf dem Kinn, und von der Nase bis in das häßliche, stets offene Maul war ein beständig fließender Kanal vorhanden. Diese Züge machten zusammengenommen das vollständigste und redendste Bild von dem tiefen Elend aus, worin dieses unglückliche Geschlecht von Menschen dahinlebt.

Schultern und Brust waren breit und stark gebaut, der Untertheil des Körpers aber so mager und eingeschrumpft, daß man sich kaum vorstellen konnte, er gehöre zum obern. Die Beine waren dünn und krumm, die Kniee unverhältnißmäßig dick. Ihr einziges elendes Kleidungsstück bestand in einem alten, kleinen Seehundsfell, welches vermittelst einer Schnur um den Hals befestigt war. Uebrigens gingen sie ganz nackend, doch auch diese armen elenden Wilden hatten ihre olivenbraune Haut mit Ockerstreifen zu zieren versucht; ein Beweis, wie tief die Eitelkeit in dem Herzen des Menschen wurzelt. Die Weiber waren nicht minder widrig und häßlich als die Männer und verdienten so wenig zum schönen Geschlecht gerechnet zu werden, daß sie sogar auf die sonst nicht verwöhnten und wählerischen Matrosen nicht den geringsten Eindruck machten.

Die Nahrung dieser Leute bestand aus rohem, halb verfaultem Seehundsfleisch, welches ihrer Ausdünstung einen so unerträglichen Gestank mittheilte, daß es unmöglich war, lange bei ihnen auszuhalten, und man sie mit geschlossenen Augen bereits in der Ferne wittern konnte.

Mit dem dürftigen Körper stimmte der dürftige Geist vollkommen überein, indem ihr Charakter die seltsamste Mischung von Dummheit und Gleichgültigkeit darbot. Mit der deutlichsten, sonst allgemein verständlichen Zeichensprache war hier Nichts anzufangen. Geberden, die der niedrigste und einfältigste Bewohner irgend einer Insel in der Südsee verstand, begriff der Klügste nicht oder wollte sich nicht die Mühe geben sie zu begreifen. Sie schienen die Ueberlegenheit und die Vorzüge der Europäer gar nicht zu fühlen, denn sie bezeigten auch nicht ein einzigesmal nur mit der geringsten Geberde die Verwunderung, welche das Schiff und alle darin vorhandenen großen und merkwürdigen Gegenstände bei allen übrigen Wilden zu erregen pflegten.

Uebrigens würde man den Feuerländern Unrecht thun, wenn man sie alle in Bezug auf die Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten mit den oben beschriebenen Wilden, deren ganze Lebensart dem thierischen Zustande näher als bei irgend einem anderen Volke kam, auf gleiche Linie stellen wollte. Wohl mit Recht vermuthet Forster, daß diese Elenden nur als einzelne von den benachbarten Völkerschaften ausgestoßene Familien anzusehen seien, die durch ihren Aufenthalt im ödesten, unfruchtbarsten Theil von Tierra del Fuego fast jeden Begriff verloren haben, der nicht mit den dringensten Bedürfnissen in unmittelbarer Verbindung steht.

Sowohl Darwin als Sir James Roß schildern uns die Feuerländer, die sie in der Bucht des Guten Erfolges und auf der Hermite-Insel antrafen, als

vortreffliche Mimiker. So oft man huſtete oder gähnte oder ſonſt eine linkiſche Bewegung machte, ahmten ſie dieſelbe augenblicklich nach. „Einige von unſern Leuten," ſagt Darwin, „fingen an zu ſchielen und Geſichter zu ſchneiden, aber Einer von den jungen Fueginern, deſſen ganzes Geſicht mit Ausnahme eines weißen Streifens durch die Augen ſtark bemalt war, ſchnitt weit häßlichere Fratzen. Mit vollkommener Richtigkeit wiederholten ſie jedes Wort in einer Sentenz, die wir an ſie richteten, und ſie erinnerten ſich dieſer Worte eine Zeit lang. Doch wiſſen wir Europäer alle, wie ſchwierig es iſt, die verſchiedenen Laute in einer fremden Sprache von einander zu unterſcheiden. Wer von uns zum Beiſpiel könnte einem amerikaniſchen Indianer durch einen Satz von mehr als drei Worten folgen? Alle Wilde ſcheinen in einem ungewöhnlichen Grade dieſe Nachahmungsgabe zu beſitzen Die Kaffern ſind meiſterhafte Mimiker, und von den Auſtraliern weiß man, daß ſie die Haltung und das Benehmen eines Menſchen auf's täuſchendſte nachahmen.

Wie kann dieſes Vermögen erklärt werden? Iſt es eine Folge ihres ſchärferen Auffaſſungsvermögens und feinerer Sinne, die allen Menſchen in einem wilden Zuſtand im Vergleich zu den länger civiliſirten gemein ſind?"

Auf der Hermite-Inſel, ſchildert uns Roß, wie die Feuerländer ſich äußerſt gern in der Geſellſchaft der Matroſen aufhielten, mit ihnen ſangen und tanzten, und auf alle die Späße eingingen, in welchen Seeleute ſo erfinderiſch ſind. Intereſſant und beluſtigend war es, wie ſie die Worte und Melodieen ihrer Geſänge nachzuahmen ſuchten und Beides mit einer außerordentlichen Leichtigkeit zu Wege brachten. Eines Morgens traf Roß ſeine Leute an, wie ſie die Feuerländer lehrten, ihre Geſichter zu waſchen, alsdann ihr Haar mit Mehl bepuderten und ihnen lauter lächerliche Zierrathen anbingen, worüber ſie doch erfreut waren.

Im Beagle Kanal traf Darwin eine kleine Familie von Feuerländern, die in einer Bucht lebten, ſie waren ſehr ruhig und harmlos und ſetzten ſich bald an das brennende Feuer der Fremden. Sie ſchienen ſehr vergnügt zu ſein, und alle vereinigten ſich im Chorus mit dem Geſang der Matroſen.

Während der Nacht hatte ſich die Neuigkeit verbreitet, und früh am andern Morgen kamen noch Mehrere an. Einige waren ſo ſchnell gelaufen, daß ſie aus der Naſe bluteten, und ſprachen ſo ſchnell, daß ſie aus dem Munde ſchäumten. Mit ihren nackten Körpern, die überall ſchwarz, weiß und roth beſchmiert waren, ſahen ſie aus wie leibhaftige Dämonen. Einige von dieſen Feuerländern hatten offenbar eine gute Idee vom Handel. Darwin gab einem Manne einen großen Nagel, ein ſehr werthvolles Geſchenk, ohne Etwas dafür zu verlangen; aber er nahm augenblicklich zwei Fiſche und händigte ſie auf der Spitze ſeines Speeres herauf. War ein Geſchenk für ein Boot beſtimmt und fiel es nahe an ein anderes, ſo wurde es unabänderlich dem rechten Eigenthümer zugeſtellt.

Hier ſehen wir doch wenigſtens Spuren einer geiſtigen Regſamkeit, die gegen den Stumpfſinn der von Forſter beobachteten Weihnachtsbuchtinſulaner ſehr vortheilhaft abſticht; und Darwin iſt ſogar entſchieden der Meinung, daß die Feuerländer mit größeren Fähigkeiten als die Auſtralier begabt ſind, obgleich letztere es in den Künſten des Lebens etwas weiter gebracht haben.

Die Urſachen, weßhalb die Bewohner von Tierra del fuego auf einer ſo niedrigen Culturſtufe ſtehen, ſind ſowohl in der Natur ihres Landes als in ihrer politiſchen Verfaſſung zu ſuchen. Es gibt bei ihnen weder Regierung noch Oberhaupt, und die vollkommene Gleichheit zwiſchen den Indianern, welche die verſchiedenen Stämme bilden, muß nothwendig ihrer Civiliſation ein wichtiges Hinderniß entgegenſetzen; denn wie die Thiere, deren Inſtinct ſie in Geſellſchaft zu leben und einem Oberhaupt zu gehorchen zwingt, am beſten zu zähmen ſind, ſo iſt es auch mit den Racen der Menſchheit.

Ueberall in den Südſeeinſeln hat man die Erfahrung gemacht, daß mit mo-

narchiſchen Inſtitutionen ein höherer Grad der Cultur verbunden war. Die Tahitier, die Tonganer, die Howaiier, die bei ihrer Entdeckung von erblichen Königen beherrſcht wurden, waren auf einer viel höheren Civiliſationsſtufe als ein anderer Zweig deſſelben Volkes, die Neuſeeländer, denen es zwar vortheilhaft war, daß ſie ihre Aufmerkſamkeit auf Ackerbau richten mußten, die aber vollkommene Republikaner waren. Bis im Feuerlande ein Häuptling hinreichende Gewalt bekommt, einen erlangten Vortheil feſtzuhalten, wie den von Hausthieren oder anderen ſchätzbaren Geſchenken, ſcheint es kaum möglich, daß der politiſche Zuſtand des Landes ſich beſſern kann.

Jetzt wird ein Stück Tuch in Stücke zerriſſen und vertheilt, und kein Individuum wird reicher als das andere. Auf der andern Seite weiß man nicht, wie ein Häuptling ſich erheben ſoll, ehe Eigenthum von irgend einer Art vorhanden iſt, wodurch er ſein Anſehen offenbaren und vermehren kann.

Der Hauptgrund, weßhalb die Feuerländer noch ſo weit zurück ſind, liegt jedoch in der Armuth ihrer unfruchtbaren Heimath und in dem ewigen Nomadenleben, wozu der Mangel an Subſiſtenzmitteln ſie zwingt.

Ihr Land iſt eine zerriſſene Maſſe wilder Felſen, hoher Hügel, und nutzloſer Wälder, und dieſe erblickt man nur in Nebeln und endloſen Stürmen. Das bewohnbare Land iſt auf die Steine beſchränkt, die die Küſte bilden: Nahrung ſuchend müſſen ſie von Ort zu Ort wandern, und die Küſte iſt faſt überall ſo ſteil, daß ſie nur in ihren jämmerlichen Kähnen von einem Platze zum andern kommen können. Wenn es Ebbe iſt, ſuchen die Weiber Schalthiere auf den Felſen oder tauchen nach Seeigeln oder ſitzen geduldig in ihren Kähnen und fangen mit einer Angel kleine Fiſche. Wird ein Seehund getödtet oder entdecken ſie den ſchwimmenden Leichnam eines faulenden Walfiſches, ſo machen ſie ihn den Sturmvögeln ſtreitig und erfreuen ſich deſſen als eines feſtlichen Schmauſes: zu ſolch' elender Nahrung kommen einige wenige geſchmackloſe Schwämme und Beeren.

Der hochnordiſche Esquimaux lebt zwar in einem noch viel rauheren Klima, aber ſowohl die größere Kälte als die Nothwendigkeit, dem Meere die Nahrung abzugewinnen, welche der eiſige Boden ſeiner Heimath ihm verſagt, zwingen ihn, ſeine Körper- und Geiſteskräfte bei weitem mehr anzuſtrengen, und haben ihn dadurch auf eine höhere Culturſtufe gehoben. Seine Baidare, mit der er ſchnell wie ein Vogel über die bewegliche Fläche des Meeres dahinfliegt, iſt eine bewunderungswürdige Erfindung, die man ſogar in Europa nachgeahmt hat; ſeine Schneehütte iſt ein äußerſt zweckmäßiges Bauwerk, und ſeine waſſerdichte Kamleika ſchützt ihn gegen den Giſcht des Oceans, ſo wie ſeine ſchwere, warme Kleidung aus Robbenfellen gegen eine Kälte, die das Queckſilber zum Frieren bringt.

Die Lebensweiſe des Feuerländers dagegen erfordert bei weitem weniger Anſtrengung des Scharfſinns; denn eine Teltermuſchel vom Felſen zu ſchlagen, verlangt nicht einmal Liſt, dieſe niedrigſte Geiſteskraft. Da er beſtändig von Ort zu Ort wandert, iſt auch ſeine Wohnung äußerſt dürftig und einfach. Sie ähnelt in Größe und Geſtalt einem Heuſchober und beſteht bloß aus einigen wenigen zerbrochenen Zweigen, die in den Boden geſteckt, und ſehr unvollkommen auf einer Seite mit einigen Grasbüſchen und Binſen ausgefüllt ſind. Das Ganze kann kaum eine Stunde Arbeit koſten, und wird nur einige wenige Tage gebraucht. Nach Zwiſchenräumen kommen jedoch die armſeligen Bewohner dieſer armſeligen Hütten zu derſelben Stelle zurück, wie man an den großen Haufen von alten Muſcheln, den Zeugen früherer Mahlzeiten, ſieht, die ſich oft auf mehrere Tonnen belaufen. Dieſe Haufen kann man aus weiter Ferne an der hellgrünen Farbe gewiſſer Pflanzen unterſcheiden, die immer darauf wachſen. Hierzu gehören der wilde Zellerie und das Scorbutgras (Cardamine hirsuta), zwei ſehr nützliche Pflanzen, deren Nutzen die Eingebornen nicht entdeckt haben.

Die einzigen Gegenſtände, in deren Verfertigung die Feuerländer etwas Kunſt-

fertigkeit an den Tag legen, sind einige Schmucksachen und ihre Waffen, die jedoch bei weitem hinter denen der Esquimaux zurückstehen. Ihre Bogen sind sehr klein, unförmlich und aus einer Art Berberisholz gemacht, die Pfeile hingegen von anderem Holz, zwischen zwei und drei Fuß lang, am einen Ende gefiedert und am andern stumpf. Die Spitzen werden nur alsdann erst, wenn der Pfeil gebraucht wird, angesetzt, und zu diesem Behuf trägt sie der Schütze in einem kleinen ledernen Beutel bei sich.

Nächst diesen Waffen haben sie auch verschiedenartige Speere. Bei den größeren ist der Schaft zehn Fuß lang und oben wie unten durchaus gleich dick. Am untersten Ende ist ein Spalt befindlich, in welchen zu seiner Zeit ein spitzgemachter, etwa zwölf Zoll langer und nur mit einem Widerhaken versehener Knochen eingefügt und festgebunden wird. Mit dieser Waffe scheinen sie den größeren Robben zu Leibe zu gehen, sie bedienen sich auch derselben, um unterhalb des Wassers die Muscheln von den Felsen loszustoßen.

Ein zweiter Speer, länger und leichter als der vorige, mit einer feinen, widerhakigen Spitze, dient wahrscheinlich als Kriegswaffe, und ein dritter, viel kürzer und verhältnißmäßig dünn, mag wohl für die Vögel bestimmt sein, die einige Abwechslung in den mageren Speisezettel des Feuerländers bringen.

Die Weiber verstehen es, aus bunten Muscheln recht hübsche Halsbänder zu verfertigen, und flechten Körbe, wozu sie sich starker Grashalme bedienen, so daß auch bei diesen armen Wilden die dem schönen Geschlechte angeborene Geschicklichkeit in Handarbeiten durch alles Elend und Ungemach ihres nach unseren Begriffen so bedauernswürdigen Lebens nicht gänzlich erloschen ist. Wir finden hier wie bei allen andern Menschenracen den Keim, die Anlage zum Besseren vorhanden, der nur des äußeren Anstoßes glücklicherer Verhältnisse bedarf, um sich zur höheren Vollkommenheit zu entwickeln.

Wenn man diese Wilden betrachtet, wirft man sich die Frage auf, woher sind sie gekommen? Welcher Umstand, welche Veränderung konnte einen Menschenstamm antreiben, die schönen Gegenden des Nordens zu verlassen, die Cordilleren oder das Rückgrat von Amerika herunterzugehen, Kähne zu erfinden und zu bauen und eins der unwirthbarsten Länder der Erde zu betreten? Ohne Zweifel war es die unerbittliche Nothwendigkeit, welche zu dieser Auswanderung zwang, der Druck und die Verfolgung mächtigerer Stämme, welche, anschwellend wie die Fluthen des Meeres, die Vorfahren der jetzigen Feuerländer aus ihren früheren glücklicheren Wohnorten vertrieben, bis sie endlich in diese winterlichen Einöden gelangten, wo es sich nicht mehr der Mühe lohnte, sie noch weiter zu verfolgen und vollends zu vernichten. Hier mußten sie im Laufe der Zeiten mehr und mehr verwildern, und vielleicht, ja wahrscheinlich sind die elenden Pescherähs die verkümmerten Nachkommen eines einst weit gebildeteren Geschlechts.

Eine andere Frage, die sich uns aufdrängt, ist, ob sie wirklich so bedauernswürdig sind, als man aus ihrer hülflosen Lage schließen sollte? Das traurige Bild, welches Forster von den Feuerländern der Weihnachtsbucht entwirft, hat durchaus keine allgemeine Gültigkeit; denn die meisten Seefahrer (Darwin, Hoker, Roß, Wedell) schildern sie als ein heiteres, gutgelauntes, zufriedenes Volk, welches weit davon entfernt ist, das Lachen verlernt zu haben. Dadurch beschämen sie aber so manche Reiche und Vornehme in Europa, die, obgleich ihnen alle Genüsse eines verfeinerten Lebens zu Gebote stehen, doch stets mißmuthig und finster in die Welt schauen.

Erregt die Nacktheit des Feuerländers unser Mitleid, so dürfen wir nicht die Allmacht der Gewohnheit vergessen, die ihre Wirkungen erblich macht und allmälig den Feuerländer dem Klima und den Produkten seines Landes angepaßt hat.

Als Darwin den Beagle-Kanal besuchte, lagerte sich eine kleine Familie von

Feuerländern mit ihm um das brennende Feuer. Die Engländer waren warm bekleidet, und obgleich sie nahe am Feuer saßen, war es ihnen doch keineswegs zu warm. Die nackten Leute indessen, die weiter entfernt saßen, zerflossen in Schweiß.

Uebrigens fehlt uns noch sehr viel zur genaueren Kenntniß der Feuerländer, da die Seefahrer oder die Naturforscher, welche uns darüber berichten, sie doch immer nur eine zu kurze Zeit beobachteten oder nur mit vereinzelten Stämmen in Berührung kamen, so daß es ihnen unmöglich war, eine Uebersicht des ganzen Volkes zu bekommen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß beim Antritt des Winters die Feuerländer, die man während des Sommers auf den den Südwestwinden ausgesetzten Inseln antrifft, weiter ins Innere sich zurückziehen, wo sie weniger von der Kälte zu leiden haben.

Ihre Kähne und die unzähligen Buchten und Einfahrten, welche ihr zerrissenes Felsenland durchschneiden, erlauben ihnen, ohne alle Schwierigkeit geschütztere Stellen aufzusuchen, und da sie sogar im Sommer Feuer auf ihren Booten anmachen, so werden sie ohne Zweifel auch dem Winter zu begegnen wissen.

Die Anzahl der Feuerländer ist gewiß nur eine sehr geringe, da man selten mehr als dreißig oder vierzig Individuen zusammentraf. Das Innere der gebirgigen Inseln, noch von keinem Europäer besucht und völlig so unbekannt als das Binnenland Spitzbergens oder Grönlands, ist wahrscheinlich ganz menschenleer, da die ganze Lebensweise der Feuerländer sie auf die Küste hinweist, welche ihnen allein ihre dürftige Nahrung darbietet.

Die östlichen Stämme, die man mit Guanakofellen bekleidet findet, leben ohne Zweifel auch vom Fleisch der erlegten Thiere.

Zwischen den verschiedenen Stämmen ist Fehde und Krieg, wobei es sich um den Besitz irgend einer elenden Muschelbank oder einer fischreichen Bucht handelt, vielleicht auch um das Fleisch der erschlagenen Feinde; denn wenn Hungersnoth herrscht, soll Cannibalismus und Elternmord unter den Fueginern herrschen.

Wie weit ihre religiösen Begriffe reichen, ist unbekannt, und auch von ihrer Sprache, die in verschiedene Dialekte verfällt, hat man eine nur unvollständige Kenntniß. Ansprüche auf Schönheit scheint sie nicht zu haben, da sie aus einer Menge von Mitlauten und Gutturalbuchstaben besteht.

Es ist auffallend, daß, während Bougainville in der Magelhaens-Straße fast nur das Wort Peschéräh von ihnen hörte, wonach er sie benannte, und auch Forster uns berichtet, daß er von der elenden Horde, die er in der Weihnachtsbucht traf, fast keinen andern Laut zu hören bekam, Darwin und Roß sie fast nur das Wort „Yamma Coyna" aussprechen hörten, welches Ersterer für eine Bitte, Letzterer für eine Begrüßungsformel hält.

„Jung und Alt, Männer und Kinder", sagt der geistreiche Naturforscher, wiederholten ohne Unterlaß das Wort Yamma Coyna, das „Gib mir!" bedeutet. Als sie fast auf jeden Gegenstand gedeutet hatten, selbst auf die Knöpfe an unsern Röcken, und ihr Lieblingswort in allen möglichen Intonationen gebraucht hatten, murmelten sie noch halb unbewußt vor sich hin „Yamma Coyna!"

Nachdem sie lange erfolglos gebettelt, deuteten sie listig auf ihre jungen Weiber oder kleinen Kinder, als wenn sie sagen wollten: „Wenn du mir Nichts gibst, so wirst du gewiß nicht so grausam gegen diese sein!"

Auf unserer Bootfahrt durch den „Beagle Kanal" war das erste und letzte Wort „Yamma Coyna". Kamen wir in eine ruhige kleine Bucht, hatten wir uns umgesehen und dachten eine ruhige Nacht zuzubringen, so schallte gellend das häßliche Wort „Yamma Coyna" aus einem dunkeln Winkel, und bald kräuselte der Signalrauch empor, um die Neuigkeit zu verbreiten. Verließen wir einen Platz, und sagte Einer zum Andern „Gott sei Dank, wir sind diese Menschen end-

lich los", da erreichte noch ein verschwindendes Hallo von einer allgewaltigen Stimme, die man aus unglaublicher Ferne hören konnte, unsere Ohren, und deutlich unterschieden wir „Yamma Coyna."

Roß möchte also doch wohl in seiner Erklärung des Wortes Recht haben; denn schwerlich würden sie aus einer so großen Entfernung noch betteln. Vielleicht heißt Yomma Coyna weiter nichts als „macht, daß ihr fortkommt!"

Als Fitzroy im Mai 1830 auf den Eilanden der äußeren Küsten des Feuerlandes mit seinen hydrographischen Arbeiten beschäftigt war, wurde er von einigen Eingebornen in ihren Nachen besucht. Unter ihnen befand sich ein anscheinend fünfzehn Jahre alter Bursche, der nicht abgeneigt war, die Fahrt nach England mitzumachen. Sein Vater ließ ihn gerne ziehen und bekam für ihn einen Knopf (Button).

So ging denn der junge Feuerländer, der nach jenem Pfande Jemmy Button genannt wurde, an Bord des Schiffes, wo sich noch drei andere Feuerländer — zwei Knaben und ein Mädchen — befanden, die an einem andern Orte aufgenommen worden waren. Der Capitän wollte diese jungen Leute in England erziehen lassen — um sie dann später als Sauerteig für die Erziehung ihrer Landsleute wieder zurückzubringen. Man ließ den Kindern große Sorgfalt angedeihen. Ein Knabe starb an den Blattern — Jemmy Button aber so wie ein Mädchen, Fuegia Basket, und der zweite Knabe, York Minster, wurden in der Kinderschule zu Walthamstow erzogen und überdies auch dem Könige Wilhelm und der Königin Adelaide vorgestellt.

Als nach Verlauf von etwa drei Jahren Fitzroy seine Vermessungen in der stürmischen Region des Cap Horn wieder fortsetzte, nahm er die drei Feuerländer mit sich und wollte sie an ihren Heimathsorten abgesondert ans Land setzen. Umstände verhinderten dies, und sie wurden auf ihr eigenes Begehren am Ponsonby Sunde, wo Jemmy Button's Stamm sich aufhielt, an's Land gesetzt.

Sie hatten die englische Sprache und verschiedene nützliche Künste gelernt, und waren nach englischer Weise gekleidet. Button war ein Dandy und sah aus wie ein „perfect gentleman", York Minster dagegen hatte ein ziemlich rauhes Aeußere, obgleich es ihm an Lebhaftigkeit nicht fehlte. Auch war er in die Fuegia, die jüngste und gewandteste von den dreien, verliebt und heirathete sie, obgleich sie damals erst zwölf oder dreizehn Jahre alt war.

Die jungen Leute siedelten sich bei Jemmy Button's Familie an, die aus einer Mutter und drei Brüdern bestand. Man baute ihnen Hütten, legte Gärten an und landete zu ihrem Gebrauch in Fülle Alles, was sie bedurften, selbst Toilettengegenstände und Glasscheiben. Sie hatten ihre Muttersprache fast ganz vergessen, wurden derselben aber bald wieder mächtig.

Man versprach sich das Beste von dem Beispiel und Einfluß dieser europäisirten Feuerländer. Doch als Fitzroy zwölf Monate später die Niederlassung von neuem besuchte, fand er, daß die Wilden beinahe ganz in ihren ursprünglichen Zustand zurückversunken waren. Jemmy Button ruderte in seinem Nachen heran — doch ach! der arme Dandy war fast völlig nackt, sein Haar verflochten und seine Augen durch Rauch geschwächt, die Hütten waren verlassen und die Gärten zertreten. Er konnte immer noch englisch sprechen, und zum Erstaunen Aller mischten auch seine Gefährten, sein Weib und seine Brüder viele englische Wörter in ihre Unterhaltung mit ihm. Er sagte, er befinde sich wohl, habe eine Menge Früchte, Vögel und eine Guanakodecke zur Schneezeit. Er besaß überdies ein Weib, welches entschieden die schönste in der ganzen Gesellschaft war. An Dankbarkeit fehlte es ihm nicht; denn er hatte ein schönes Otterfell für Fitzroy und ein zweites für Bennett, seinen besondern Freund an Bord, hergerichtet. Sein Geschick war ein höchst unglückliches gewesen. York Minster hatte ihn auf's schändlichste aller seiner Habseligkeiten beraubt mit Ausnahme eines ungeheueren

Vorlegemessers, welches er als Zierde um seinen Hals getragen hatte, und war nach dieser That mit seinem Weibe, der Fuegia, in die Heimath entflohen. Die gesammte Mannschaft an Bord war einstimmig der Ansicht, der schlaue Schurke habe seinen räuberischen Plan schon lange zuvor gefaßt und deßhalb den dringenden Wunsch geäußert, lieber bei Button zu bleiben, als in seine Heimath gebracht zu werden.

Im Jahre 1855 erhalten wir durch Capitän Snow in der Yacht Allen Gardiner die letzte Kunde von Jemmy Button. Er hatte ein zweites Weib, sprach noch englisch und war eben so schmutzig wie seine Nachbarn. Er wurde von ihnen trotz seiner englischen Erziehung nicht als Häuptling anerkannt, sondern im Gegentheil als untergeordnete Persönlichkeit betrachtet und auf alle Weise mißhandelt.

Nichtsdestoweniger erklärte Jemmy, daß, wie sehr er auch England liebe, seine Neigung zu Feuerland doch noch größer sei; er würde nicht mehr dahin gehen und auch nicht zugeben, daß eines seiner Kinder den heimischen Boden jemals verlasse.

Ueber den Zweck und die Wirksamkeit der Insekten in dem Haushalte der Natur und über ihren Nutzen und Schaden.

Von Dr. M. Bach.

In früheren Zeiten, in denen dem Studium der Naturgeschichte und ganz besonders dem der Insekten so überaus geringe oder gar keine Aufmerksamkeit gewidmet wurde, hatte man über den Zweck und die Wirksamkeit der Insekten sowie über deren Nutzen und Schaden ganz absonderliche Ansichten. Während die Einen einen Raupenfraß u. d. gl. als eine Zuchtruthe Gottes für die sündige Menschheit erklärten, sahen Andere in dem Ungeziefer, besonders in dem, das sich den menschlichen Körper zur Heimath und zum Tummelplatze ausersehen, ein geeignetes Mittel, den Menschen zur Reinlichkeit und Thätigkeit anzuleiten. Wieder Andere fanden den Schaden, den einige Insekten verursachen, durch den Nutzen, den uns Andere, wie z. B. die Biene, die Seidenraupe u. s. w. bringen, reichlich ausgeglichen. Mit solchen oberflächlichen Redensarten hielt man die Sache für abgemacht. Auch heute sind noch verhältnißmäßig wenige Menschen zu der allein richtigen Ansicht gekommen, daß die Insekten eine unbedingte Naturnothwendigkeit, ohne die Tausende der wichtigsten Geschöpfe gar nicht bestehen könnten, daß sie ferner die Ordner, die Polizei in der Natur sind, ohne die unser schönes Vaterland ein gar trauriges Ansehen erlangt haben würde, schon lange, bevor unsre Voreltern die Wälder durchstreift und bewohnt haben. Da aber die richtige Beurtheilung der Wirksamkeit der Insekten in dem Haushalt der Natur wie nicht minder eine klare Einsicht in die Bestimmung und den Zweck derselben einen ganz entschiedenen Einfluß auf den Anbau des Bodens, und dieser wieder auf den Wohlstand der Bewohner eines Landes ausüben müssen, so dürfte es gerechtfertigt erscheinen, den in der Ueberschrift genannten Gegenstand in diesen Blättern, wenn auch nur in der Kürze, zu besprechen.

I.

Es gibt gewisse Pflanzengeschlechter, die von der Natur die Kraft erhalten haben, sich in kurzer Zeit über eine große Fläche auszudehnen, indem sie alle andere Pflanzen überwuchern und unterdrücken. Hierzu gehören besonders die Nadelhölzer, denen diese Eigenschaft in hohem Grade zusteht. Winde tragen den leichten, mit hautartigen Flügeln versehenen Samen in entfernte Gegenden und

neben einem raschen Wachsthume haben die Nadelhölzer noch die besondere Eigenschaft, sich früh fortpflanzen und daher bald eine Heer von Kindern und Enkeln um sich versammeln zu können. Wenn eine Stelle vom Pfluge verschont bleibt, so bildet sich in wenigen Jahrzehnten ein junger Wald, und ein Jahrhundert würde hinreichen, mit Nadelholz durchschnittene entvölkerte Länder in eine zusammenhängende Waldfläche zu verwandeln, die in ihrem Schatten keine andere Pflanzen aufkommen läßt und dadurch die Mannichfaltigkeit der Pflanzen zerstört. Dies geschieht jedoch nie, indem eine Anzahl Insekten gleichzeitig die Aufgabe erhalten hat, durch Zerstörung dieser wuchernden Pflanzengeschlechter Solches zu verhindern. Wie sehr diese Insekten dazu wohl im Stande sind, davon erzählen uns die Annalen der Forstwissenschaft sehr oft fast unglaubliche Thatsachen. Im Jahr 1783 z. B. wurden am Harz von einem einzigen Borkenkäfer in Einem Jahre eine und eine halbe Million Bäume zerstört. Der Käfer wurde in einer solchen Menge angetroffen, daß zuweilen an einem einzigen Baume 80,000 Stück geschätzt werden konnten.

Vor noch nicht langer Zeit, im September 1855, brachten uns die Zeitungen die Nachricht, daß in der Provinz Preußen, besonders in der Nähe von Königsberg die sogenannte Nonne, Bombyx monacha, in einer so verheerenden Masse, wie seit Menschengedenken nicht mehr, aufgetreten sei. Alle Forsten, Laub- und Nadelhölzer, sagen die Zeitungen, sind heimgesucht und zum großen Theil schon ganz kahl abgefressen, namentlich die Forsten in Litthauen. An manchen Orten liegen die Raupen unter den blätterlosen, abgefressenen Bäumen ein bis zwei Fuß hoch und verpesten die Luft durch ihre Fäulniß. Am schlimmsten werden die Nadelhölzer heimgesucht; denn während die Laubhölzer, wenn auch einige Zeit kränkelnd, wieder. von neuem ausschlagen, sterben jene und zwar die ältesten Bäume sofort ab. Die Ausdehnung der durch diese Raupe in dortiger Gegend unter den Nadelhölzern angerichteten Verwüstungen läßt sich danach bemessen, daß mehrere Jahre nicht hinreichen werden, um nur die abgestorbenen Bäume zu fällen und das Holz nutzbar zu machen.

II.

Die Berechnung und Voraussicht in der Natur geht aber noch weiter. Damit nicht das Fortbestehen einzelner Pflanzengeschlechter und somit auch wieder die Mannichfaltigkeit der Pflanzenwelt durch ein entstehendes Uebergewicht der Pflanzenfeinde gefährdet werde, tritt diesen pflanzenfressenden Insekten sofort ein Heer von Feinden entgegen, sobald sie sich in bedrohlicher Menge einstellen. Bloß in Deutschland kennt man schon mehr als 5000 verschiedene Schlupfwespen, die fast ausschließlich darauf angewiesen sind, die pflanzenfressenden Insekten zu zerstören. Ja, diese insektenzerstörenden Insekten finden wieder aus der Mitte ihrer eigenen Familie ihre Feinde, um auch hier unter ihnen das nöthige Gleichgewicht erhalten zu können.

Es geschieht nicht selten, daß Wirsching- oder Kohlfelder durch eine ungeheure Masse von Raupen eines Schmetterlings, des Kohlweißlings, fast ganz zerstört werden, und die Raupen und deren Puppen im Herbste ganze Wände von benachbarten Häusern bedecken. Wollte man hieraus den Schluß ziehen, daß nun im nächsten Jahre eine noch größere Menge der Schmetterlinge sich zeigen müßte, so würde man sehr irren. Betrachtet man nämlich die an Wänden, Pfosten, Steinen u. d. gl. haftenden Puppen und Raupen genauer, so wird man finden, daß fast alle von Schmarotzerthieren theils noch bewohnt sind oder es doch waren und durch dieselben gründlich zerstört wurden. In der Regel findet man dann gleich neben jeder Puppe oder Raupe ein Häufchen gelber, mit seidenartigen Fädchen übersponnener Körperchen, die der Volksglaube fast allgemein als Raupeneier bezeichnet, und in Folge dieser irrigen Ansicht hat das Volk nichts

Eiligeres und Angelegentlicheres zu thun, als sie zu zerstören. In der That aber sind diese Körperchen die Puppen von raupenzerstörenden Insekten und daher sehr nützlich.

Wie vorsichtig und berechnend die Natur Alles bedacht und eingerichtet hat, geht daraus hervor, daß die von den Schlupfwespen tödtlich verletzte Raupe, ehe sie stirbt, mit aller Anstrengung ihrer letzten Kraft die Puppen der Schlupfwespen noch zum Schutze gegen die Feinde der letzteren mit einem Seidengespinnste zudeckt, obgleich die Raupen des Kohlweißlings wie die übrigen Tagfalter eigentlich nicht spinnen. Deßhalb muß noch um so mehr auffallen, daß die Raupe diesen Liebesdienst sogar ihren eigenen Todfeinden und Mördern angedeihen läßt.

Würde die Raupe dies mit Bewußtsein thun, so stände sie außer allem Vergleich höher als die größte Masse der Menschen, da die Feindesliebe, in einem solchen Grade ausgeübt, wie wir dies bei der stumpfsinnigen Raupe sehen, die höchste, von Wenigen und nur selten erreichte Spitze des ganzen Christenthums ist. Aber die Raupe führt diesen Act aus, weil ein in sie gelegter Trieb, dem sie unbewußt folgen muß, dazu nöthigt.

Es kann demnach als ein Naturgesetz angesehen werden, daß, sobald sich ein Insekt im Uebermaß zeigt und dadurch eine Störung in dem Gange der Natur hervorzubringen scheint, sich auch in demselben Verhältniß seine Feinde einfinden, mit der Weisung, der eingerissenen Unordung dadurch zu steuern, daß sie durch ihre Thätigkeit wieder Alles ins alte Gleichgewicht bringen.

III.

Sehen wir im Frühjahr die Millionen von Aepfelblüthen, so ist leicht zu begreifen, daß die Bäume kein gesundes, schmackhaftes Obst tragen könnten, wenn nicht Tausende dieser Blüthen zernichtet würden. Die Aeste des im Uebermaß beladenen Baumes müßten brechen, die Früchte verkümmern und kaum die Dicke einer Kirsche erreichen, der Baum aber selbst vor Erschöpfung bald absterben. Aber durch die Zerstörung eines Theils der inneren Blüthentheile, durch das Benagen des Laubes und das Anbeißen der üppig aufschießenden Wasserreiser, welche der Landwirth und der Gärtner doch nicht alle und zur rechten Zeit erreichen und ausschneiden kann, wird das jähe Wachsthum des Baumes gehemmt und der Saftstrom mehr den noch bleibenden Früchten zugewendet, und so bewirken die Insekten zwar eine Verminderung der Früchte, aber sie sorgen auch dafür, daß das Obst gesunder und wohlschmeckender wird, ohne daß der Baum selbst darunter leidet. Sonach erscheint mancher Insektenfraß, oberflächlich betrachtet, als nachtheilig, und ist doch am Ende eine Wohlthat sowohl für den Baum selbst als auch für seinen Besitzer, der zunächst auf den Ertrag sieht.

IV.

Die Insekten leisten vielen Pflanzen aber noch einen anderen Dienst. Eine große Menge von Pflanzen würde nämlich ohne die Insekten nie Samen bekommen können, da deren Staubgefäße so gestellt sind, daß ihr Staub nicht auf die gewöhnliche Weise zu dem Staubweg gelangen kann. *Kölreuter*, ein deutscher Naturforscher, war der Erste, der deutlich wahrnahm, daß viele Insekten von der Natur bestimmt sind, die Befruchtung bei gewissen Pflanzen zu vermitteln. Seine Untersuchungen an dem Kreuzdorn sind sehr interessant. Die Staubfäden dieser Pflanze sind nämlich so gestellt, daß sie nicht ohne Weiteres ihren Staub auf den Staubweg bringen können. Dagegen haben sie an der Basis eine kleine Stelle, welche einen großen Grad von Reizbarkeit besitzt. Berührt man diese Stelle, so schnellen sie sich mit Gewalt zum Staubweg und geben in derselben Zeit ihren

Staub zur Befruchtung der Pflanzen ab. Verschiedene Insekten, Fliegen, Bienen und Wespen, die den im Grunde der Blume durch die Honiggefäße abgesonderten Saft begierig aufsuchen, berühren hierbei die Staubgefäße an der reizbaren Stelle und bewirken hierdurch die Befruchtung.

Bei einer Anzahl Pflanzen, z. B. bei dem schmalblättrigen Weidenröschen, entwickeln sich in jeder Blume die Staubgefäße viel früher als die Staubwege, so daß hierdurch die Befruchtung auf dem gewöhnlichen Wege nicht stattfinden kann. Da aber jede Pflanze von diesem Weidenröschen eine große Anzahl von Blüthen hat, die nach einander aufblühen, so daß an derselben Pflanze sich immer Blüthen mit entwickelten Staubgefäßen und Blüthen mit entwickelten Staubwegen befinden, so können auch hier wieder die Insekten vermittelnd eingreifen, indem sie den Blüthenstaub der einen Blüthe auf die Narben der andern tragen. Die Körper derjenigen Insekten nämlich, die nach Honig ausgehen, sind meistens stark behaart, und so bleibt der Blüthenstaub bei der Berührung der Staubgefäße an ihrem Körper hängen, der dann in einer anderen Blüthe, — da sie ja stets von Blume zu Blume fliegen, — von der klebrigen Narbe derselben aufgenommen und fest gehalten wird. Umgekehrt verhält es sich bei der gemeinen Hundsmilch, woran sich die Staubwege vor den Staubgefäßen entwickeln; aber auch hier sind stets eine ganze Menge Blüthen vorhanden, die dann auf die angegebene Weise durch die Vermittelung der Insekten befruchtet werden.

Solche Pflanzen, wie die Weiden, woran auf dem einen Stamm nur Blüthen mit Staubgefäßen und auf dem andern, oft weit entfernt stehenden, nur Blüthen mit Staubwegen sind, müssen ebenfalls durch die Hülfe der Insekten befruchtet werden. Sie haben deßhalb auch Honigbehältnisse, wodurch die Insekten angelockt werden; dabei sind die Blüthen mit Staubgefäßen größer als die anderen und fallen daher mehr in die Augen, damit die Insekten zuerst zu ihnen fliegen und alsdann den Staub auf die andern Blüthen tragen.

Eine der auffallendsten Erscheinungen unter den hierhergehörigen Fällen liefert die Osterluzei. Jede Blüthe dieser Pflanze besteht aus einem einzigen Blatte, das unten kugelförmig erweitert ist, sich dann in eine Röhre verlängert und mit dem Rande flach lanzenförmig ausläuft. In dem kugelförmigen Theil der Blüthe stehen die Befruchtungsorgane. Die sechs Staubgefäße sind aber kürzer als der Staubweg und können ihren Staub nicht auf die Narbe abgeben, da die Blume in ihrer Blüthezeit aufrecht steht. Der Blüthenstaub fällt demnach unbenutzt auf den Boden der Blüthe. Eine kleine Mücke aber muß hier aushelfen. Nach in der letzten Zeit hier angestellten Untersuchungen hat sich ergeben, daß es verschiedene Arten dieser Gattung sind, welche die genannte Aufgabe zu lösen haben.

Der runde Boden der Blume ist innen glatt, die Röhre aber mit dichtstehenden Borstenhaaren besetzt, die alle nach innen gehen, so daß sie wie die Drähte an manchen Mausfallen einen Trichter bilden, dessen spitzer Theil nach innen liegt. Das Insekt kann demnach bequem hineinkriechen, aber, da ihm bei der Rückkehr alle Haare gleich ebenso vielen Lanzen entgegen stehen, nicht wieder herauskommen. Haben sich die Thierchen an dem Blüthenhonig gesättigt, so suchen sie wieder das Freie, und unruhig, in einem so engen Behälter wider Willen eingesperrt zu sein, durcheilen sie beständig den inneren Raum, wodurch sich der auf dem Boden liegende Blüthenstaub an ihren behaarten Körper ansetzt, den sie später, wenn sie über die Narbe kriechen, abstreifen, und der dann von der klebrigen Flüssigkeit der Narbe festgehalten wird. Hat auf diese Weise die Befruchtung stattgefunden, so schrumpfen die Haare, welche die Röhre verschlossen hielten, nach und nach ein und legen sich dicht an die Seitenwand. Die Thierchen finden

nun Gelegenheit, aus ihrem Gefängnisse zu entkommen und ihren anderweitigen Beschäftigungen nachzugehen.

V.

Die Natur schuf ferner noch manche Insektenarten in so ungeheurer Zahl, um durch sie der neuen frisch aufkeimenden Pflanzenwelt den Platz zu säubern, indem sie die Reste und Trümmer des absterbenden Lebens noch schneller beseitigen, als dies dem Verwesungs- und Verwitterungsprocesse möglich ist. Wo sich nämlich ein kränkelnder oder abgestorbener Naturkörper vorfindet, da stellen sich auch unfehlbar diejenigen Insekten ein, denen das Geschäft des Aufräumens übertragen ist. Sie zernagen das Abgestorbene, zerkleinern und verdauen es und machen es so zu neuen Elementarverbindungen fähig. Außerdem beseitigen sie die gefährlichen Ausdünstungen der todten Pflanzen- und Thierleiber und dienen auch auf diese Weise den neuen, aufstrebenden Geschlechtern.

Linné sagt schon, daß einige Individuen der Schmeißfliege ausreichten, um ein todtes Pferd eben so schnell zu verzehren, als es ein Löwe thun würde. Um eine solche Behauptung glaubwürdig zu finden, muß man wissen, daß diese Fliege jedesmal 50 bis 80 lebendige Jungen zur Welt bringt, die schon in vier Wochen fortpflanzungsfähig sind, daß die Larven derselben bei reichlicher Nahrung in 24 Stunden zweihundertfach an Gewicht zunehmen, und daß sie ferner durch eine Flüssigkeit aus dem Munde nicht allein ihre Nahrung, sondern auch das übrige, damit noch zusammenhängende Fleisch sehr rasch dergestalt zersetzen, das es weich und flüssig und dadurch also auch gleichzeitig die Verwesung desselben befördert wird. Die Vermehrung dieser Fliege ist nebenbei so stark, daß sie über 508 Millionen Nachkommenschaft in einem Sommer haben können, wenn jedes Weibchen nur die geringste Zahl von fünfzig Larven erzeugt. Nimmt man aber die höchste Zahl zu achtzig an, so beträgt die Summe über 8,000 Millionen Schmeißfliegen. „Hätte die Natur", bemerkt Meigen in seinen zweiflügeligen Insekten sehr naiv, „keine mächtig wirkenden Gegenanstalten zur Vertilgung getroffen, wozu besonders die insektenfressenden Vögel gehören, so würde dieses Heer den Menschen wohl wenig Fleisch übrig lassen, und die Fasttage würden stets an der Tagesordnung sein."

Der in neuster Zeit durch seine Reisen in Afrika bekannt gewordene Livingston hatte Gelegenheit, das Wirken einer anderen Insektenfamilie und zwar der Termiten zu beobachten, und sagt von ihnen: Sie nehmen eine sehr wichtige Stelle im Haushalt der Natur ein und vergraben vegetabilische Substanzen mit eben so großer Schnelligkeit unter den Boden, als es die Ameisen hier in Afrika mit animalischen Substanzen thun. Ohne ihre Thätigkeit wären die tropischen Wälder wegen der Menge todter Pflanzenreste, die den Boden bedecken und schlechte Dünste aushauchen, rein unzugänglich.

VI.

Denken wir uns einmal die Insekten aus der Natur entfernt, um zu sehen, was wir ohne dieselben nicht Alles entbehren müßten.

Der muntere Chor der Singvögel nährt sich fast ausschließlich von Insekten. Wie sehr müßte der sinnige Naturfreund es bedauern wenn im Lenze diese vortrefflichen Sänger und Musikanten nicht mehr wetteifernd und jubelnd ihre volle, vielstimmige Symphonie zum Preise Gottes und zur Freude der Menschen aufführen könnten! Wie öde und einsam würden uns Hain und Flur bei aller sonstigen Pracht erscheinen, wenn wir den hohen Genuß, den uns diese vortrefflichen Künstler bereiten, entbehren müßten! Traurig genug, daß Tausende von Menschen auf den Hochgenuß eines solchen Gesang- und Musikfestes im Drange des geschäftlichen Lebens verzichten oder verzichten müssen!

Aber auch die mehr prosaischen Naturfreunde, die Gut- und Feinschmecker, würden es sicher höchlich bedauern, wenn es keine Insekten gäbe, indem sie dann auch auf den gewiß nicht zu verachtenden Genuß der Schnepfen, Lerchen, Regenpfeifer, Feldhühner, der Kibitzeneier u. dgl. Leckereien mehr verzichten müßten.

Ferner würde uns der als angenehmes Nahrungsmittel mit Recht gepriesene Honig sowie das nicht geringer anzuschlagende Manna fehlen. Auf alle Seidenstoffe müßten wir ebenfalls verzichten, wie nicht minder auf viele und sehr geschätzte Farbstoffe, wie Cochenille, Kermes u. s. w.

Die Cochenille, ein kleines Insekt, eine Schildlaus, die auf einer Cactuspflanze in Mexiko lebt, liefert uns einen sehr bedeutenden Handelsartikel, indem man Karmin und fast alle Scharlach- und Purpurfarben aus ihr bereitet. Man hat berechnet, daß jährlich gegen 880,000 Pfund feiner Cochenille nach Europa kommen, worunter etwa ein Drittel sogenannte wilde Cochenille ist. Schlägt man das Pfund zu zehn Gulden an, so gibt dieses die Summe von sieben Millionen Gulden, und die 180,000 Pfund wilde Cochenille kosten ungefähr 270,000 Gulden. Dies gibt zusammen eine sehr beträchtliche Summe für Insektenleichname. Auf ein Pfund rechnet man 65,280 Stück; mithin sind jährlich 57,446,400,000 Stück von den Cactuspflanzen abzulösen, wozu in der That viele Hände und Geduld nöthig sind.

Seit dem Jahr 1820 fing man an, die Cochenillezucht in Spanien einzubürgern, und obwohl nur an wenigen Orten versucht, hat sie bereits einen solchen Aufschwung genommen, daß schon im Jahr 1850 nicht weniger als 801,915 Pfund roher Cochenille nach England verkauft wurden, welche, da das Pfund durchschnittlich fünf und einen halben Thaler kostet, dem spanischen Handel weit über vier Millionen Thaler eingebracht haben. Die Cochenillezucht bildet folglich einen bedeutenden Zweig der spanischen Landwirthschaft.

Ganz in neuester Zeit hat man auch gefunden, daß die Trüffeln ein Erzeugniß von Insekten sind.

Wir würden demnach ohne die Insekten nicht allein auf manchen schätzbaren Genuß verzichten müssen, sondern auch viele Tausende von Menschen, die durch die Erziehung der Insekten selbst oder durch Verarbeitung der Erzeugnisse derselben ihren Lebensunterhalt ausreichend finden, würden brodlos werden.

VII.

Die Natur ist ein wohlgeordnetes und genau berechnetes Ganze, in welchem alle Theile zur gegenseitigen Erhaltung nothwendig sind und mitwirken müssen. Nimmt man auch nur ein geringfügig scheinendes Theilchen hinweg, so macht es sich sofort fühlbar, indem das Ganze wenn auch nicht gerade in Stockung geräth, doch nicht mehr ganz die beabsichtigten Dienste zu leisten vermag. Nun bedenke man aber, welche gewaltige Eingriffe sich der Mensch durch Verminderung der Singvögel, Maulwürfe, Eulen, Schwalben und vieler anderer Thiere der Art schon in den Gang der Natur erlaubt hat! Die genannten Thiere sind alle solche, die von der Natur gerade den Auftrag haben, der allzustarken Vermehrung der sogenannten schädlichen Insekten entgegen zu arbeiten, da sie sich alle fast ausschließlich von Insekten nähren.

Deutschland beherbergt keine Bären und keine Wölfe mehr; der Mensch hat sie ausgerottet; dennoch spürt man keinen Nachtheil, der daraus entstanden ist. — Sehr natürlich! — Der Mensch hat die Verrichtungen, die diesen Thieren von der Natur überwiesen waren, selbst übernommen, indem er auf die großen Pflanzenfresser, wie Hirsche, Rehe und Hasen Jagd macht und dadurch ihre zu große Vermehrung verhindert. Er macht aber auch Jagd auf Wildschweine, ohne sich darum zu kümmern, daß die Insektenlarven, die von den Wildschweinen vertilgt

werden sollen, nun überhand nehmen und ihm ganz bedeutenden Schaden zufügen.

Ferner findet der Mensch es oft für gut, die wohlberechnete Ordnung der Natur dadurch aufzuheben und zu zerstören, daß er einen zusammenhängenden Raum oft von vielen hundert Morgen Landes einzig und allein z. B. mit Nadelholz bepflanzt. Hat er dann ein Recht, darüber Klage zu führen, wenn die Natur sich bemüht, die Eingriffe und Störungen, die in ihrem Gebiete vorgekommen sind, durch ein diensttbuendes Heer von Insekten abzuweisen und die von ihr beliebte Ordnung zurückzuführen? — Der Schöpfer hatte ja für das Bestehen der Natur und die Erhaltung der Ordnung in derselben Sorge zu tragen, ehe der Mensch Besitz von der Natur nehmen und sie zu seinem Vortheil ausbeuten konnte; begreiflicherweise ist daher auch auf die Cultur der Menschen und ihre Liebhabereien keine Rücksicht genommen worden. „Wenn wir uns nun durch Anpflanzungen, Schonungen u. s. w. in den selbstständigen, harmonischen Gang der Natur Eingriffe erlauben, sagt Dr. Altum, wenn wir sie gleichsam hofmeistern, corrigiren, nach unserm eigenen Willen umändern, so müssen nothwendig Collisionen entstehen, und nur von unserem eigenen Standpunkte aus erscheinen dann die Wesen als theilweise nützlich, theilweise schädlich. Ganz anders gestaltet sich aber unser Urtheil, wenn wir unsere besondere Ansprüche an die Natur außer Rechnung lassen und die Natur an und für sich betrachten; dann fällt es nicht schwer, es zu erkennen, daß Alles gut ist."

Die weise Hand des Schöpfers hat wunderbar dafür gesorgt, daß, so lange sich der Mensch keine Störung erlaubt, in der Natur jedes Thiergeschlecht sich nie über ein gewisses Maß vervielfältigen und daß es nie unter eine bestimmte Zahl herabsinken kann. Im eigentlichen Sinne ist daher, wie schon oben bemerkt, kein Thier schädlich; jedes ist von der Natur an seinen rechten Platz gestellt und greift wohlthätig in den Gang der Natur ein. Dies vermögen aber viele Menschen nicht einzusehen; sie klagen in kindischer Weise die Natur über die unverhältnißmäßige Vermehrung der schädlichen Insekten an, über einen Schaden, den sie sich doch selber durch ihren Unverstand und ihre Unwissenheit zugefügt haben. *Sie zerstören die Harmonie der Natur und wundern sich dann über den Mißklang in derselben.*

Ueberhaupt darf der Mensch nicht zu selbstsüchtig sein und glauben, die ganze Natur sei nur seinetwegen da; vielmehr hat jedes Geschöpf, jedes Thier seine volle Berechtigung; denn für das Bestehen und die Bedürfnisse eines jeden ist sowohl im Allgemeinen wie auch im Besonderen hinlänglich gesorgt, so daß sich jedes seines Lebens freuen kann, wenngleich auch Eines das Andere bedingt, Eines um des Anderen willen gleichsam vorhanden und in dieser Weise keines wahrhaft überflüssig ist. Wenn daher jedes Thier einen oder mehrere Feinde hat, die ihm zu schaden suchen oder gar nach dem Leben trachten, so hat die gütige Natur ihm auch die nothwendigen Schutzmittel dagegen gegeben. Das Eine besitzt zur Abwehr seiner Feinde Stärke und Kraft, das Andere List und Verschlagenheit, ein Drittes Schnelligkeit, ein Viertes besondere Waffen zu seiner Vertheidigung u. s. w. Dem Menschen allein aber ist der Verstand gegeben, welcher alle diese Eigenschaften bei weitem überbietet, und vermittelst dessen er sich die ganze Natur unterthänig machen und sich seiner Feinde erwehren kann. *Gebraucht er diesen in rechter Weise, so wird der Schaden, den ihm die Insekten anrichten, in den meisten Fällen zur Bedeutungslosigkeit herunterſinken.*

Die Nahrungsmittel des Menschen.

(Schluß.)

Butter und Käse. *)

Von August Vogel.

Ein alter Botaniker der Vorzeit hat einmal in einem seiner gelehrten Werke Milch, Butter und Käse unter die Pflanzen eingereiht und ganz folgerichtig die Butter als die Blüthe, den Käse als die Frucht der Milch bezeichnet. Da wir nun im Vorhergehenden bereits über die Milch — nach jener romantischen Bezeichnung den Baum — Einiges berichtet haben, so wollen wir jetzt noch einige kurze Betrachtungen über dessen Blüthe und Frucht — Butter und Käse — anreihen.

Daß man schon im grauesten Alterthume Butter zu machen verstanden, kann wohl nicht bezweifelt werden, ist ja in den Sprüchen Salomonis die Butterbereitung schon ganz deutlich bezeichnet: „Wenn man Milch stößt, so macht man Butter daraus", und wir wollen uns nicht dadurch beirren lassen, daß das von Luther durch Butter übersetzte hebräische Wort zur Bezeichnung der Speise, welche Abraham seinen Gästen und Joel dem Sissera aufwartet, — welche Sobi, Machir und Barsillai dem David auf seiner Flucht entgegenbringen, nach der Meinung spitzfindiger Gelehrter auch laue, geronnene Milch sein könnte.

In den gemäßigten und kalten Ländern wird die Butter zwar allgemein nur aus Kuhmilch bereitet; es kann aber auch Milch von anderen Säugethieren benutzt werden; in Aegypten bereitet man Butter aus der Milch der Büffelkuh, in anderen Ländern aus Schaf- und Ziegenmilch.

Die Bereitung der Butter ist eine rein mechanische Arbeit; sie beruht lediglich auf dem Zerreißen der Milchkügelchen des Rahms, in welchen bekanntlich die Butter von Käsehüllen umgeben enthalten ist. Dieses Zerreißen der Hüllen geschieht entweder durch Stoßen des Rahms im Butterfasse oder auf ähnliche Art, wodurch der Inhalt jener Hüllen, die Butterkügelchen, austreten und aneinanderkleben. Hat sich die Butter gehörig abgeschieden, so gießt man das Ganze auf ein Haarsieb, wobei die Buttermilch abfließt. Durch Zusammendrücken wird die Butter vereinigt und so lange mit erneuerten Mengen Wassers geknetet, bis dieses nicht mehr milchig abfließt. Durch Ausdrücken vom Wasser möglichst befreit, kommt sie alsdann als frische Butter in Handel.

Wer jemals schon selbst gebuttert oder doch zugesehen hat, weiß, daß dies oft eine recht mühsame und ärgerliche Arbeit ist, da man nicht selten nur schwer und langsam zum Ziele kommt. Man hat dieses räthselhafte Mißglücken des Butterns daher früher einem boshaften Poltergeist, einem schlauen Kobold zugeschrieben, durch welchen, wie Shakespeare sagt,

„mit Verdruß
„die Hausfrau athemlos sich buttern muß."

Wir wissen aber heutzutage wohl, daß die gehörige Abscheidung der Butter nur bei geeigneter Temperatur, etwa bei 15° C., also wenn es nicht zu warm ist, erfolgt.

Der frischen Butter ist, wenn auch das Geschäft des Butterns noch so kunstgerecht vor sich gegangen, doch immer etwas Buttermilch beigemengt. Je mehr sie von derselben enthält, um so mehr ist sie dem Verderben ausgesetzt. Eine jede Butter, wenn sie einige Zeit der Einwirkung der Luft ausgesetzt wird, nimmt einen unangenehmen Geruch und einen kratzenden Geschmack an, man nennt dies im gewöhnlichen Sprachgebrauch: die Butter ist ranzig geworden. Der mit der Buttermilch eingemengte Käsestoff ist es, welcher die Zersetzung der Butter bedingt, es ist daher sehr zu empfehlen, die Butter gleich von vornherein möglichst durch gutes Auswaschen von Buttermilch zu befreien. Auch schon ranzig gewor-

*) Siehe V. Bd. 9. pag. 444.

dene Butter verliert durch nachträgliches Auswaschen ihren unangenehmen Geruch und Geschmack beinahe vollständig. Bekanntlich verdirbt aus sauerem Rahm dargestellte Butter leichter als die aus süßem gewonnene. Man hat daher den praktischen Vorschlag gemacht, dem saueren Rahme im Butterfasse Kalkmilch zuzusetzen, wodurch dann ebenso gute und haltbare Butter wie aus süßem Rahme erzielt werden kann.

Den Isländern soll nach zuverlässigen Reiseberichten recht ranzige Butter, wie sie nach jahrelangem Stehen an der Luft wird, ein Lieblingsgericht sein, wobei wir aber, obgleich nicht gerade sehr durch frische Gebirgsbutter verwöhnt, ihnen nicht Gesellschaft zu leisten wünschen. Freilich möchte man sich bisweilen beinahe so einen isländischen Gaumen wünschen, um gegen alte Butter, wie sie uns auch in unserem deutschen Vaterlande namentlich in großen Städten mitunter aufgetischt wird, weniger empfindlich zu sein.

Um das Ranzigwerden der Butter zu verhindern, gibt es außer dem Waschen mit Wasser noch zwei Mittel, welche im gewöhnlichen Haushalt zur Anwendung kommen, das ist das Auslassen der Butter, indem man von der schmelzenden Butter den flockigen Käsestoff abschäumt, — allerdings verliert sich dadurch auch ihr Wohlgeschmack, — und dann das Salzen der Butter, wie es in Norddeutschland, Holland und England gebräuchlich ist. Die völlig ausgewaschene Butter wird mit Salz, 2 bis 3 Loth auf 1 Pfd., innig vermengt. Sie hält sich durch diesen Zusatz sehr gut, macht aber im Geschmacke doch nicht mehr den Eindruck frischer Butter, wie wir ihn von einem guten Butterbrode zu verlangen gewöhnt sind.

Wie auf den Ertrag und die Güte der Milch die Fütterung der Kühe, die Jahreszeit u. s. w. von Einfluß ist, so auch auf den Ertrag der Butter. Durchschnittlich kann man 1 Pfd. Butter von 20 Pfd. Milch nehmen. Die Milch von Kühen, welche auf der Weide mit den Kräutern viel gelbe Blumenblätter verzehrt haben, gibt gewöhnlich gelbe Sommerbutter, während bei Stallfütterung deren Farbe mehr hell ist. Als ein Zeichen guter Butter kann es betrachtet werden, wenn sie beim Kneten mit Wasser dieses nicht milchig macht.

Um das Gewicht der Butter beim Verkauf zu vermehren, sollen ihr bisweilen betrügerischer Weise zerriebene Kartoffeln, Gyps, Kreide, Mehl u. dgl. zugesetzt werden. Alle diese Verfälschungen sind leicht zu entdecken, wenn man die Butter ausläßt, wobei solche Beimengungen als unschmelzbar zurückbleiben.

Ob es bei uns zu Lande vorkommt, die Milch zum Abrahmen in Zinkgefäßen hinzustellen, wie es, um mehr Rahm zu bekommen, in Vorschlag gebracht wurde, ist mir nicht aus Erfahrung bekannt, jedenfalls muß vor der Anwendung derartiger Gefäße zur Milchaufstellung gewarnt werden, indem saure Milch das Zink angreift und die Butter dadurch giftig würde.

Nur noch Weniges wollen wir berichten von dem Käse, welcher nach der oben erwähnten Bezeichnung unseres alten Botanikers die eigentliche Frucht der Milch darstellt. Nach Moleschott genügen 2 Pfd. Brod, $^1/_4$ Pfd. Käse und $^1/_{25}$ Pfd. Butter, um das tägliche Kostmaß eines arbeitenden erwachsenen Mannes an organischen Nahrungsstoffen zu decken. Berücksichtigt man hierbei, daß der Käse alle Fleischsorten an Nahrungswerth weit übertrifft, so ergibt sich von selbst, daß derselbe unter den Nahrungsmitteln einen hohen Rang einnimmt. Sonach ist es auch gar nicht so arg zu verwundern, wenn wir von glaubwürdigen Berichterstattern erfahren, daß der berühmte persische Gesetzgeber und Religionsstifter Zoroaster 20 Jahre lang in der Wüste nur von Käse gelebt hat und während dieser Zeit seine Ernährung Nichts zu wünschen übrig gelassen haben soll. Unsere ältesten Vorfahren scheinen ebenfalls die Nahrhaftigkeit des Käses bereits wohl gekannt zu haben; im alten Testamente lesen wir, daß David, als er auszog ins Heer der Philister, um den Riesen Goliath zu schlagen, für den Hauptmann seiner Brüder 10 Käse von seinem Vater Isai mitbekommen hatte, ja in Jerusalem gab es ein

besonderes Quartier, das Käsemacherthal genannt. Alles dies macht es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß schon im Alterthum verschiedene den unsrigen ähnliche Arten Käse als Nahrungsmittel im Gebrauch standen.

Den Ausgangspunkt zur Käsebereitung bildet unter allen Verhältnissen das Gewinnen der Milch, welches, wie schon früher bemerkt, entweder freiwillig durch Stehenlassen der Milch oder durch Zusatz eines sauern Stoffes geschieht. Im Großen wird die Gewinnung in Kesseln über Feuer vorgenommen, indem man der Milch sauern Labmagen zusetzt; die Molke wird hierauf von dem Käse durch Pressen getrennt. Bleibt hierbei die Butter in den sich ausscheidenden Käsematten eingeschlossen, so entsteht daraus der fette Käse, bei Anwendung von abgerahmter Milch aber der magere Käse. Durchschnittlich wird aus 16 bis 19 Pfd. Milch 1 Pfd. Käse gewonnen.

Durch die unzähligen Abweichungen in dem Verfahren der Käsebereitung, auf welche wir natürlich hier nicht eingehen können, entstehen nun die unter den verschiedensten Namen im Handel vorkommenden Käsesorten, wie Holländer, Limburger, Chester, Parmesan, Schweizer Käse u. s. w.

Während des sogenannten Reifens durchläuft der Käse eine Reihe chemischer Veränderungen, welchen die Käsesorten ihren verschiedenen Geruch und Geschmack verdanken. Als eine eigenthümliche Erscheinung mag noch hervorgehoben werden, daß durch längeres Ablagern der Käsestoff, welcher doch Anfangs im frisch gewonnenen Zustande gänzlich unlöslich in Wasser ist, seine Löslichkeit im Wasser theilweise wieder erlangt. Es ist also die Käsebildung als eine Art Rückbildung der Milch zu betrachten, der feste Käse selbst aber als eine Umgestaltung der Milch in eine für den Transport sehr günstige Form, indem die flüssige Milch wegen ihres großen Wassergehaltes und ihrer geringen Haltbarkeit nicht wohl für einen längeren Transport sich eignet.

Die Käsebereitung, ein nicht nur in landwirthschaftlicher, sondern auch in staatswirthschaftlicher Beziehung bedeutender Fabrikationszweig, könnte aller Wahrscheinlichkeit nach noch wesentliche Verbesserungen erfahren, namentlich dadurch, daß die Herstellung des Käses nur in größerem Maßstabe bewerkstelligt würde; wenigstens hat die Erfahrung gelehrt, daß der kleine Gutsbesitzer mit dem größeren in Herstellung eines vortheilhaften Productes nicht concurriren kann. Natürlich kommt hierbei auf die Zweckmäßigkeit der Einrichtung und den sachgemäßen Betrieb sehr viel an, und das Geheimniß der berühmten Schweizerkäse liegt vielleicht hauptsächlich darin, daß in der Schweiz von den kleineren Gutsbesitzern die nicht selbst verbrauchte Milch an größere Käsereien abgegeben und dafür fertiger Käse abgeholt wird.

Man macht dem Käse als Nahrungsmittel gewöhnlich den Vorwurf der Unverdaulichkeit; dies ist allerdings gegründet, namentlich wenn er in ganzen, nicht zerkleinerten Stücken gegessen wird. Die Gefahr der Unverdaulichkeit verringert sich dagegen sehr bei dem Genusse fein geschabten oder auf dem Reibeisen geriebenen Käses. An sehr altem Käse bilden sich, namentlich wenn er an der Oberfläche nicht öfter mit Salz eingerieben wird, bisweilen Käsemilben, welche den Käse zerfressen und sich durch bläulichen Schimmel zu erkennen geben. Diese angefressenen blauen Stücke sollen in England als besondere Delicatesse geschätzt werden, um welche wir übrigens die Engländer so wenig als die Isländer um ihre beliebte ranzige Butter beneiden möchten.

Dies und Das.

Aus dem Leben des großen Naturforschers Karl von Linné. Mit der Armuth und ihrem beugenden Drucke ringen Tausende, und der großen, überwiegenden Mehrzahl bleibt der Druck bis ins Grab. Welch ein Reichthum von Gaben und Talent erstirbt unter ihrem lastenden Gewichte?— Wenigen wird eine Bahn eröffnet, auf der sie ein Ziel erreichen, das weit über ihrem Ausgangs-

punkten liegt. Dem, der mit warmem Herzen und klarem Auge in die oft ſo wunderbaren Wege des Menſchenlebens blickt, thut es wohl, wenn er ein Talent ſich emporringen ſieht, das ſeine Feſſeln ſprengt und ſeine leuchtende Bahn bis zum Ziele verfolgt. Der Druck in der Jugend, ſagt man, iſt eine Wohlthat, doch es iſt gewiß eine bittere; das aber darf auch nicht außer Acht gelaſſen werden, daß grade durch den Druck ein kräftiger Geiſt an Spannkraft gewinnt. Und wenn denn ſo ein gewaltiger Geiſt ſeine Feſſel bricht und ſich eine Lebensbahn eröffnet, ſo ſind es oft wunderbare Umſtände, die ſich die Hand bieten, dazu zu helfen. Die Kurzſichtigen ſagen dann: Es war ein glücklicher Zufall! Was iſt aber Zufall? — Immer ein inhaltloſer, leerer Gedanke oder vielmehr nur ein inhaltloſes Wort, das da eingeflickt wird, wo menſchliche Berechnung endet; wo die menſchliche Kraft an ihrer Grenze ſteht, und wo dem Denkenden der Weg nach oben deutet, wo eine heilige Weisheit, eine innere gründliche Liebe, eine Alles umfaſſende, Alles lenkende Allmacht die Fäden in ihrer Hand hält, deren Gewebe — Leben heißt. — Blicken wir von dieſem Standpunkte in's Menſchenleben, ſo löſen ſich uns die Räthſel, und wir lernen das traurige, troſtloſe Wort: „Zufall" gänzlich ſtreichen und ihm alle Berechtigung abſagen, weil es nur einem heidniſchen Anſchauungskreiſe angehört. Wir wollen in Linné's Leben unſere Blicke richten; vielleicht ergeben ſich Wahrnehmungen, die unſern Gedanken eine Richtung geben, welche das Angedeutete bewähren — — wenn nicht die Erfahrungen unſeres eigenen Lebens Zeugniß ablegen und uns hinweiſen auf das heilige Wort, nach welchem kein Haar von unſerm Haupte fällt ohne den Willen deſſen, der ſie alle gezählt.

Linné war der Sohn eines Hülfspredigers zu Raeshult im Kirchſpiele Stenbrohult in der Provinz Smaland in Schweden, und im Mai 1707 geboren. Sein Vater war ſo arm, als nur ein Hülfsprediger in Schweden oder ein Vicar in irgend einem Winkel Englands ſein kann. Seine ganze Kinderzeit hindurch aß er das Brod der kummerbleichen Armuth und Noth, und ebenſo reich an den nothwendigſten Entbehrungen war für den Knaben ſein Aufenthalt auf der Schule in Wexioe. Der Vater hegte keinen höhern Wunſch, als daß ſein Sohn Geiſtlicher würde. Des jungen Menſchen Sinn ſtand nach andern Dingen, als nach der lateiniſchen, griechiſchen und hebräiſchen Grammatik. Tagelang konnte er ſich im Freien herumtreiben; aber das war kein zielloſes Umherſtreifen. Jede Pflanze, die auf oder an ſeinem Wege grünte oder blühte, feſſelte ihn, und er unterſuchte ſie, verglich ſie mit andern und konnte ſich ſo in das Betrachten der Pflanzen vertiefen, daß er Alles um ſich, aber auch Alles darüber vergaß.

Das ahnte der Vater nicht, der weit von Wexioe entfernt wohnte. Die gelehrten Herren an der Schule verſtanden ſich auch nicht im Mindeſten auf das Prüfen der Geiſter, und weil Linné nicht in die Schablone ihrer Anſchauungsweiſe paßte, ſo war ihr Urtheil ſchnell fertig. Als nach zwei Jahren der arme Vater einmal nach Wexioe kam, voll froher Erwartungen, voll ſchöne Vaterhoffnungen, da ſagte man ihm: Euer Sohn iſt ein Muſter von guter Aufführung, an tadelloſen Sitten, aber es wird einmal Nichts aus ihm, und eine gelehrte Laufbahn für ihn zu wählen, iſt ein Unſinn. Laſſet ihn Schneider oder Schuſter werden, dazu mag er Befähigung haben; für Alles, was höher hinaufgeht, fehlt ihm die Anlage gänzlich. Armer Vater! Für die ſchweren Opfer, die er gebracht, welch eine Vergeltung?

Beugte ihn das auch anfänglich tief, ſo reichte doch eine tiefeingehende Unterhaltung mit ſeinem Sohne hin, zu erkennen, daß die gelehrten Schulfüchſe neben das Ziel geſchoſſen und wieder einmal, wie ſo oft, den Stab über einen Geiſt gebrochen, deſſen innerſte Eigenthümlichkeit, deſſen geiſtige Kraft und Begabung ſie ſo wenig zu beurtheilen verſtanden als ein Blinder die Farbe. Er wandte ihn nach entſchiedener Willensäußerung des Sohnes dem Studium der Medizin zu und brachte ihn nach Lund. Da war ihm das Gebiet eröffnet, zu dem ihn ſeine Liebe hinzog, das der Natur und der unerſchöpflichen Fülle ihrer Erſcheinungen.

Die Armuth, die ihn nach Wexioe begleitet hatte und dort ſeine Gefährtin geweſen, begleitete ihn nach Lund und blieb auch dort ſeine Begleiterin. Entbehren war eine Kunſt, die er im Vaterhauſe erlernt, die er in Wexioe geübt, die ihm jetzt in Lund zu üben nicht mehr ſchwer wurde, ja die er um ſo lieber übte, als ihm doch nun ein Feld des Forſchens eröffnet war, das ihm zuſagte, zu dem ihn ſeine Liebe hinzog. Die ſchwerſte unter ſeinen Entbehrungen war die, daß er keine Mittel beſaß, ſich gute Bücher zu ſeinem Studium anzuſchaffen. Wie ſollte der Arme zu ſolchen Schätzen kommen? Als ſogenannter Famulus, unter Umſtänden gleichbedeutend mit Diener und wiſſenſchaftlichem Handlanger, lebte er in Lund im Hauſe des Dr. Stobaeus, eines ſehr gelehrten Mannes, der zugleich Leibarzt des Königs war und reiche Sammlungen von getrockneten, ſeltenen Pflanzen, Meerſchalthieren und Metallſtufen und Steinarten hatte, aber noch überdies einen höhern und reicheren Schatz beſaß — eine koſtbare Bücherſammlung, wie ſie damals höchſt ſelten gefunden wurde.

Stobaeus war ein wunderlicher Kauz, der eher alles Andere zur Benutzung gab als ſeine Bücher. Er lernte bald Linné's Eifer, Fleiß und wiſſenſchaftlichen Sinn kennen und nahm keinen Anſtand, dem muſterhaft braven, jungen Mann die Benutzung ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen zu geſtatten, aber ſeine Bücherſammlung blieb ihm verſchloſſen, was Linné tief beklagte. Jeder Verſuch, zu dieſen Schätzen Zutritt zu gewinnen, ſcheiterte an der eiſigen Kälte des Profeſſors. Und doch war der ſeltſame Mann nicht gegen Alle gleich hart. So lebte in ſeinem Hauſe ein deutſcher Student, welcher dem Gelehrten beſonders empfohlen war; dieſem ſtand die koſtbare Bücherſammlung zur Benutzung frei und offen. Nur dem armen Linné, den er übrigens hochachtete und hochſchätzte, verſagte er hartnäckig den Zutritt dazu.

Linné, der wenig Umgang hatte, lernte indeſſen dieſen Deutſchen kennen, und Beide wurden

Freunde. Dafür, daß Linné ihm zu naturwiſſenſchaftlichen Dingen Unterricht gab, verſorgte ihn der Deutſche mit Büchern aus der Sammlung des Profeſſors, ohne daß dieſer Etwas davon wußte oder auch nur ahnte. Jetzt that ſich für Linné eine neue Welt auf. Da erſchloſſen ſich ihm neue Gebiete des Erkennens, und er vertiefte ſich ſo in das Studium dieſer ſeltenen und köſtlichen Bücher, daß er ganze Nächte bei der Thranlampe daſaß, um ſeinem Geiſte neue Nahrung zuzuführen.

So ſehr auch der junge Mann darauf verſeſſen war, dieſe ſeltenen Bücher als Fundgruben des Erkennens zu benutzen, ſo ſtörte ihn doch ein Doppeltes dabei nicht wenig: einmal war die Art und Weiſe, wie er dieſe Bücher erhielt, ſeiner Redlichkeit ein gewaltiger Anſtoß, und ſodann mußte er nehmen, was ihm ſein Freund brachte, und er konnte, da er nicht wußte, was Alles die Sammlung des Profeſſors enthielt, nicht das ſuchen und wählen, was ihm beſonders theuer und werth geweſen wäre; endlich aber quälte und ſtörte ihn die Furcht vor der Entdeckung außerordentlich. Da ſollte ohne ſein Zuthun, ja ſelbſt ohne daß irgend Jemand eine Ahnung davon hatte, ihm Hülfe werden, und zwar auf dem gefürchteten Wege.

Profeſſor Dr. Stobaeus hatte eine hochbetagte, leidende Mutter, deren Fenſter über den Hof des Hauſes denen von Linné's beſcheidenem Stüblein faſt gegenüber lagen. Oft konnte die hochbetagte Frau ganze Nächte nicht ſchlafen. In ſolchen ſchlafloſen Nächten ſah ſie drüben in Linné's Stüblein das rothe Licht der Thranlampe ganze Nächte hindurch ſchimmern, und der ängſtlichen Frau zuckte der quälende Gedanke durch die Seele, wie leicht einmal bei der Unvorſichtigkeit der Jugend Brand entſtehen könne. Der Gedanke ließ ſie nicht zur Ruhe kommen, und am andern Morgen war es das Erſte, was ſie ihrem Sohne mittheilte.

Was mag der junge Menſch doch treiben? dachte der Profeſſor, und um in dieſer Frage klar zu ſehen und die geliebte Mutter zu beruhigen, beſchloß er, ohne Weiteres in der nächſten Nacht um die Mitternachtsſtunde in das Stüblein Linnés unvermuthet zu treten, um der räthſelhaften Erſcheinung auf den Grund zu kommen.

Die Mitternacht des nächſten Tages kam. Linné ſaß, völlig vertieft in das Leſen eines großmächtigen Buches, an ſeinem Tiſche. Da ging raſch die Thür auf, und in ſeinem Nachtpelze ſtand vor dem Erſchrockenen der Profeſſor, deſſen unwillige Frage: Warum geht Ihr nicht zu Bette? von der noch unwilligeren: Wo habt Ihr das Buch her? raſch verdrängt wurde.

Da half nur eine Beichte, und der grundehrliche Linné legte ſie mit aller Scham und Reue ab.

Stobaeus ſchwieg über die Art und Weiſe, wie er zu den Büchern gekommen, und nöthigte ihn nur zunächſt, aber nicht auf unwillige Weiſe, ſich zu Bette zu legen, indem er ihn mit der Furcht ſeiner alten guten Mutter bekannt machte. Am andern Morgen ließ er Linné zu ſich rufen und ertheilte ihm nicht nur die völlig freie Benutzung ſeiner Bücherſchätze, ſondern bewies ihm von da an eine Liebe und Freundlichkeit, als ob er ſein eigner Sohn ſei.

Und die Bahn war gebrochen, auf der Linné zu den höchſten Ehren und dem höchſten Ruhme wohlverdient gelangte. War das etwa auch ein Zufall?

Plagen finden ſich überall auf der Erde und neben den größten Vorzügen auch die größten dieſer Zuthaten des irdiſchen Daſeins, die uns immer an den alten Fluch mahnen: Dornen und Diſteln ſoll Dir der Acker tragen. Ein Reiſender ſagt von Java, deſſen Schönheit und Segen er bewundert, daß es bei aller Herrlichkeit Plagen unendlich viele habe. Dazu rechnet er aber nicht den blutgierigen Tiger, das wilde, entſetzliche Rhinozeros, in den Flüſſen die gefräßigen Kaimans oder Krokodile und die giftigen Schlangen, weil man Jahrelang in Java leben kann, ohne ihnen mehr denn ein oder zweimal zu begegnen. Vielmehr ſind es eine Reihe von Inſekten, die einen armen Europäer gründlich zur Raſerei und Verzweiflung bringen können, weil ſie den Schlaf nicht in ſein müdes Auge kommen laſſen. Dazu gehören beſonders in den Flußniederungen und an den Meeresküſten in erſter Linie die Muskitos, lange, blutgierige Schnaken, die durch die kleinſte Oeffnung eindringen und in Schwärmen kommen; die ihren giftigen Saugrüſſel durch die Kleidung ins Fleiſch ſenken und einen brennenden Schmerz verurſachen. Die blutende Wunde ſchwillt und ſchmerzt auf's empfindlichſte. In manchen beſonders ſumpfigen Gegenden gibt es kaum einen Schutz gegen dieſe entſetzlichen Thiere. Auf die aus Europa Neuangekommenen richten ſie vorzugsweiſe ihre Angriffe. Ein anderes Inſekt ſticht und beißt zwar nicht, aber — die Wahl wird Einem ſchwer, was man vorziehen möchte — es ſetzt ſich auf die Kopfhaare, und will man es wegjagen, da es ziemlich groß iſt, und ſchlägt und trifft es, dann du Armer, haſt du einen zehnfachen Wanzengeruch an dir, den du durchaus nicht entfernen kannſt und den du ſo lange überall mit dir herumträgſt, bis er ſich in der Luft verflüchtigt hat und — das währt oft eine viertel bis eine halbe Stunde. Sie ſind ſehr zahlreich und kommen in ganzen Schwärmen.

Noch viel ſchmerzhafter iſt der Stich der Agas-agas, einer kaum bemerkbar kleinen Fliege. Anfangs fühlt man Nichts, aber bald ſchwillt der geſtochene Theil, und es brennt wie glühendes Feuer, und die Geſchwulſt hält oft zwei bis drei Tage an. Liebe Gäſte ſind die kleinen Muskusmäuſe, die ſich überall einſchleichen. Wenn ſie nur über Etwas hinlaufen, ſo iſt es durchdrungen von einem entſetzlichen Geruche. Eßwaaren ſind dann völlig ungenießbar.

Auf dem Waſſer ſind die Kakerlaken eine furchtbare Plage, weil ſie Alles bedecken, Einem in das Geſicht fliegen und einen unausſtehlichen Geruch hinterlaſſen. Zu allen dieſen lieben Thierlein geſellen ſich die weißen Ameiſen, die Alles zernagen, Kleider, Stiefel, Möbel, Balken, und oft in einer Nacht einen ungeheueren Schaden anrichten. Kommt dann noch hier und da eine angenehme Giftſchlange hinzu, deren Biß in 10 Minuten tödten kann, ſo iſt eine Sippſchaft vereint, die fähig iſt,

Einem das ſchöne Java gründlich zu verleiden, zumal wenn man an die Sumpf- und Faulfieber denkt, die dem Europäer drohen, und ohne die ſelten Einer davon kommt. — Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Solche Plagen hat unſer liebes, ſchönes Vaterland nicht, wenn's auch gleich nicht den Reichthum herrlicher Früchte hat wie Java, und für brave, tüchtige Menſchen hat's noch Raum und Brod genug!

Ein gelehrter Ingelheimer, aus dem Ingelheim nämlich, das ſeines köſtlichen Rothweins wegen berühmt iſt, Sebaſtian Münſter, Profeſſor der hebräiſchen Sprache ꝛc. hat im Jahre 1544 in Baſel in Folio die erſte deutſche Geographie geſchrieben.

Unſern Leſern möchte beſonders gefallen, was er über die Bewohner Indiens ſagt: „Drin ſind „man gar viel Seltzſames an Menſchen und Thier. In den Bergen ſeindt menſchen, die haben „hundköpf, ſondern kennen nit reden, heulen und bellen wie die hund. Item werden dort menſchen „graw (grau) geboren, und im alter wird ihr haar ſchwartz, leben auch faſt lang; es ſind auch „weyber die geberen, wenn ſie fünf Jahr alt ſind, aber ihr leben ſtreckt ſich nit über 8 Jahr. An„dre werden mit Ein Aug' geboren, Etliche haben kein köpf, ſundern ihr Antlitz ſtat in der Bruſt. „Darnach ſeynd andre, die haben nit mere dan ein Fuß, mit dem hupffen ſe ſo ſchnell, daß ihnen „kein zweifüßiger mag zulaufen, und wann die ſonn mit großer Hitz brennt, legen ſie ſich an den „rücken und machen in ſelbs (ihnen — ſich ſelbſt) mit ihrem Fuß ein ſchatten. Beim Berg Imao „ſaind (ſind) in eim Thal leut, die haben umbgekehrt füß und haben doch ein ſchnellen lauff. Andre „beim Urſprung des Ganges, die haben meuler (Mäuler) eſſen und trinken auch nit' ſondern ſie „leben vom geruch wilder äpffel, und ſo ſie etwan ein böſen geſchmack in ſich faſſen, ſterben ſie „davon."

Wie mancher arme, kinderreiche, ſubalterne Beamte in dieſer Zeit, deſſen Beſoldung ſich gleich blieb, während die Preiſe aller Lebensbedürfniſſe fabelhaft wuchſen und ſtiegen, möchte froh ſein, wenn die Seinen dieſe Eigenſchaft hätten, vom Geruche, wenn auch zahmer Aepfel ſatt zu werden!

In Summa aber möcht' ich doch darauf hinweiſen, wie weit man damals noch in der Kenntniß zurück war, die heute unſre Kinder beſitzen, und wie tiefgelehrte Männer noch ſolchen Fabeln huldigen konnten, deren Ungrund dem prüfenden Verſtande einleuchten mußte.

Die unnatürliche Verbindung der Sklavenſtaaten von Amerika und der nicht Sklaven haltenden nördlichen Staaten der Union iſt zerriſſen, und die einheitliche Sternenkammer hat einen unheilbaren Riß. Da hilft kein Flicken! Es dürfte lehrreich ſein, zwei Staaten der Union, einen Sklavenſtaat und einen Nichtſklavenſtaat einmal in ſeinen Bevölkerungsverhältniſſen wie in denen des Verkehrs in gewiſſen Zeiträumen nach amerikaniſchen Quellen neben einander zu ſtellen.

Im Jahre 1790, als die erſte Volkszählung in den nordamerikaniſchen Staaten Statt hatte, zählte der Staat New-York: 340,120 Einwohner und der Sklavenſtaat Virginien: 748,308, er war alſo mehr als zweimal ſo groß als der von New-York. Genau 60 Jahre ſpäter, nach der Zählung von 1850, hatte New-York: 3,097,394 Einwohner, während Virginien 1,421,661 zählte, alſo weniger als die Hälfte der Seelenzahl von New-York.

Noch mehr! Im Jahre 1791 betrug der Werth der Ausfuhr von New-York: 2,505,465 Dollars, und der der Ausfuhr Virginiens 3,130,865 Dollars. Im Jahre 1852 hatte ſich der Werth der Ausfuhrartikel von New-York auf 87,484,456 Dollars erhöht, während in demſelben Jahre Virginien's Ausfuhr nur den Werth von 2,724,657 Dollars erreichte. Im Jahre 1790 war der Werth ſämmtlicher Einfuhrartikel der Staaten New-York und Virginien faſt gleich. Im Jahre 1853 dagegen ſtieg der Werth ſämmtlicher Einfuhrartikel in New-York auf 178,270,999 Dollars — und die Einfuhr Virginiens erreichte in dieſem Jahre nur die Summe von 399,004 Dollars.

Und in New-York iſt freie Arbeit, in Virginien Sklaverei. Wenn da die Zahlen nicht reden, dann können ſie es nie und nirgends!

Das goldliefernde Ophir der Bibel, ſiehe: 1. Buch der Könige Cap. 9. Vers 28, Cap. 10. Vers 11. Cap. 22, Vers 49; Jeſaias Cap. 13, Vers 11 und 12 — hat man lange vergeblich geſucht, und da der Name nicht mehr gefunden wurde, bald hierher bald dorthin verlegt. Unſere gelehrteſten Männer, Karl Ritter und Alexander von Humboldt in Berlin und Chriſt. Laſſen in Bonn ſuchen es — dem Klange des Wortes folgend, in Abhira, öſtlich von den Mündungen des Indus in Indien. Jetzt tritt der Reiſende Oscar von Keſſel auf und berichtet: daß auf der Weſtküſte der großen Inſel Sumatra im Indiſchen Meere ſich eine Gegend befindet, die noch heute Ophir heißt, wo noch heutzutage ein vorzüglich ſchönes Gold vorkommt, dem kein anderes gleichkommt, und das in Indien ungemein hochgeſchätzt wird. Die Weſtküſte von Sumatra liefert überdies auch Elfenbein, ſeltene Spezereien, als Kampfer und Benzoe, Gewürze, Zimmet, Pfeffer und aus dem Thierreich: Pfauen und Affen. Und ſind die Sagen des Volkes dort richtig, daß die Halbinſel Malacca mit Sumatra und Java einſt zuſammen Ein Ganzes gebildet hätten und durch großartige Natur-Revolutionen abgeriſſen worden ſeien, ſo wäre dies Räthſel abermals gelöſt, auch wenn die Alten nur Küſtenſchifffahrt trieben.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064246158

Digitized by Google

Digitized by Google